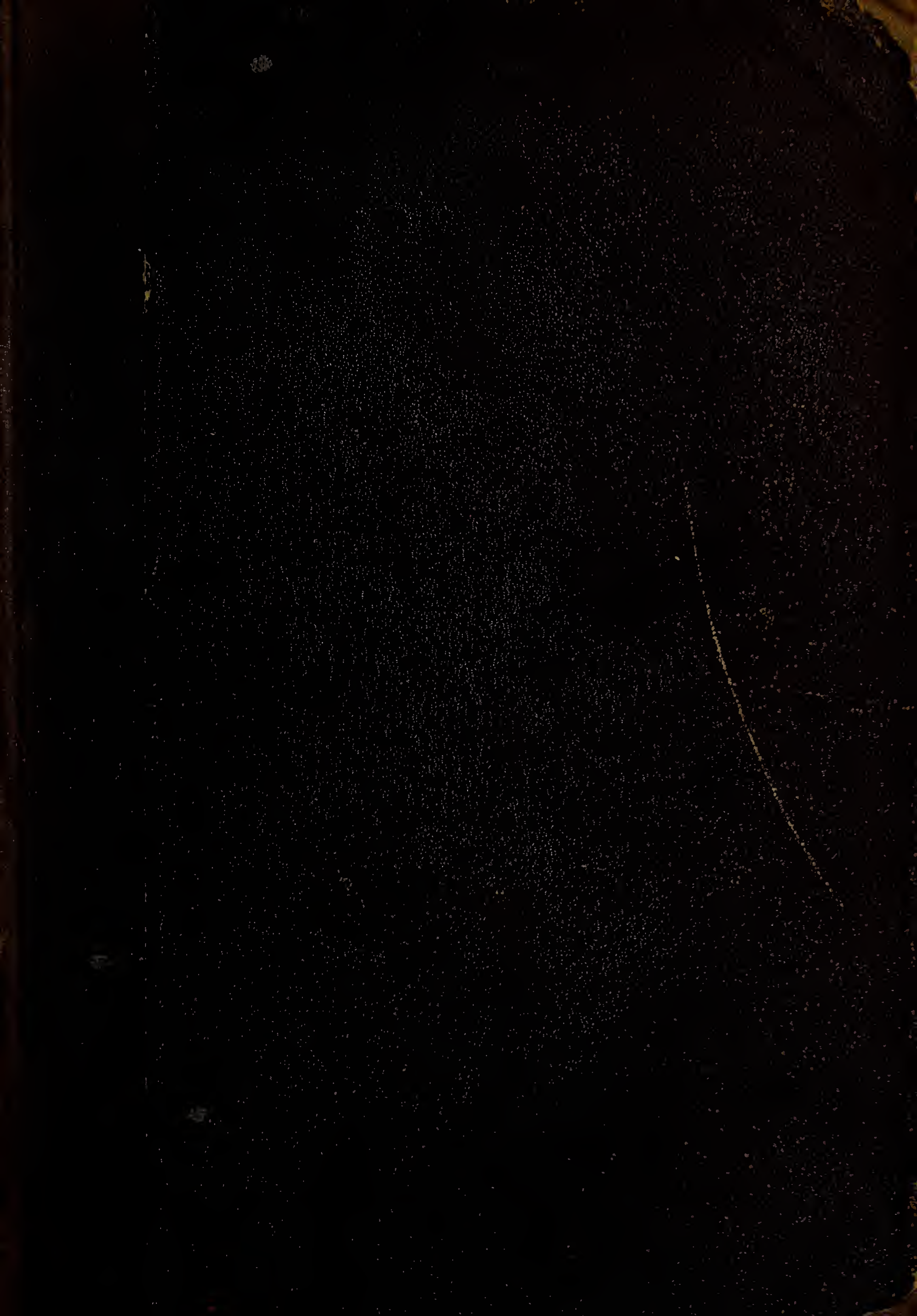






Neue

Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87

II. Band.



Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing).



Inhaltsverzeichnis.

Geordnet nach dem Stichwort des Titels.

Jahrgang 1886/87. — Zweiter Band.

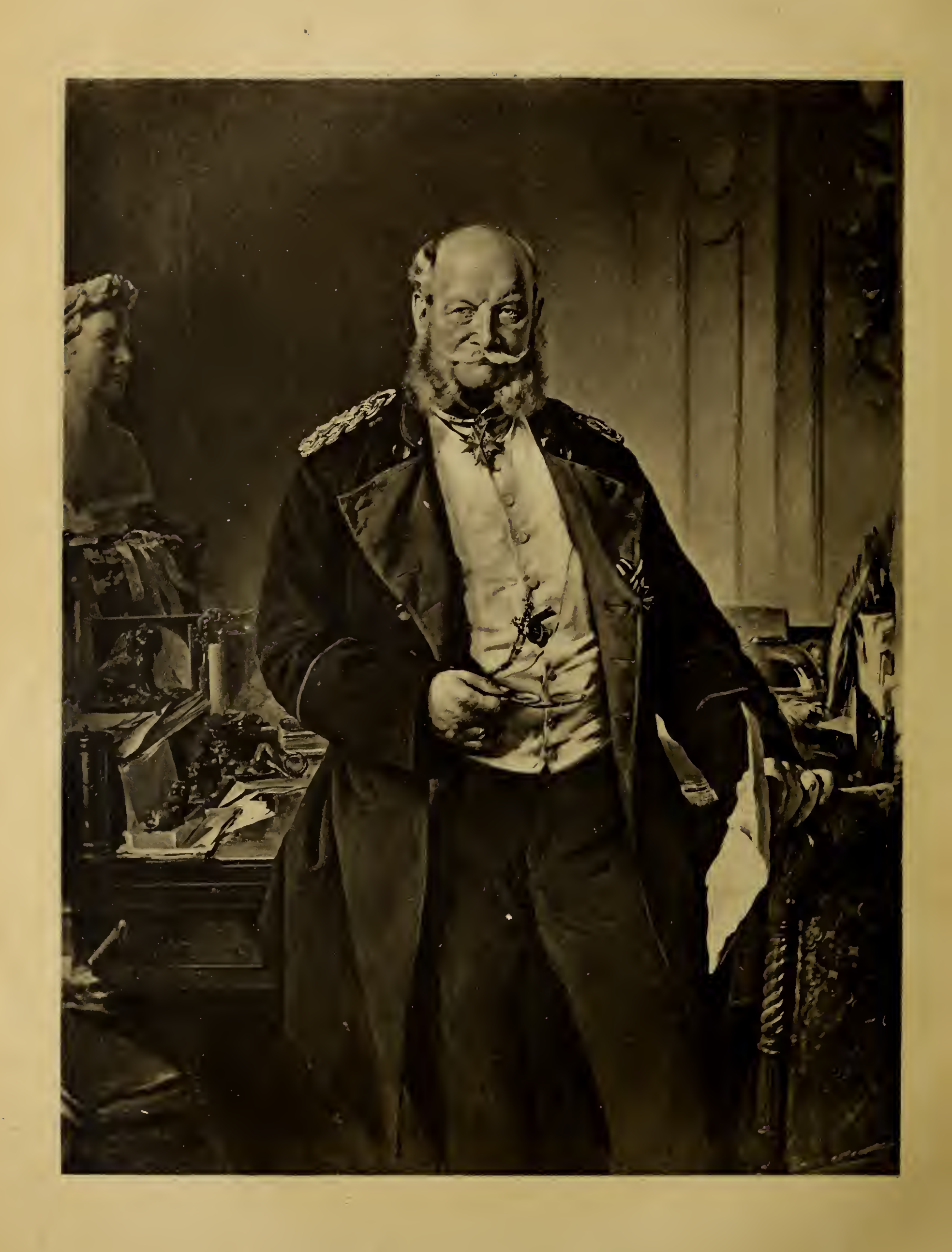
Text.

Kunstbeilagen.

Bilder im Text und Einschaltbilder.







Kaiser Wilhelm in seinem Arbeitszimmer.

Gemalt 1885 von Paul Bülow.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87. II. Band. Heft 1, März 1887.

Dem Deutschen Kaiser
zum neunzigsten Geburtstage.

Von Karl Gerok.

Kaiser Wilhelm neunzig Jahr!
Ist's kein Märchen, ist es wahr?
Der drei Menschenalter sah,
Steht, ein Wunder Gottes, da.

Nie, so lang der Zollern ragt,
Hat ein Fest wie heut getagt,
Nie, so lang noch rauscht der Rhein,
Soll des Tags vergessen sein.

Laß Dich grüßen, teures Haupt,
Das der Lorbeer dicht umlaubt,
Das, umwallt vom Silberbart,
Majestät und Güte paart!

Laß Dich küssen, tapfre Hand,
Die, zum Schirm dem Vaterland,
Achtzig Jahr den Degen trug,
Zwanzig Schlachten siegreich schlug!

Laß Dir danken, edles Herz,
Echt wie Gold und fest wie Erz,
Lauter, bieder, mild und schlicht,
Fromm vor Gott und treu der Pflicht!

Deutscher Mann von Kopf zu Fuß,
Nimm der Deutschen Ehrengruß,
Nimm ihn an von Süd und Nord,
Du, des Reiches Hirt und Hort!

Vater Du des Vaterlands,
Friedefürst im Siegeskranz;
Weil Dein Arm das Schwert noch hält,
Schweigt der Sturm und ruht die Welt.

Patriarch im Völkerkreis,
Aller Nationen Preis,
Dem der mächt'ge Zar sich neigt,
Dem der Groll des Franken schweigt!

Nestor in der Fürsten Chor!
Sternen glänzt die Sonne vor;
Wer ist Dir an Jahren gleich?
Wer wie Du an Ehren reich?

Durch der Jugend herbes Leid,
Durch des Mannes Kampf und Streit —
Wer ist's, der mit Adlerflug
Dich auf Sonnenhöhen trug?

Er, dem heut Dein Knie sich beugt,
Er, dem heut Dein Mund bezeugt:
Herr, nicht wert bin ich der Treu,
Die mir täglich wurde neu!

Was an Dir Dein Gott gethan,
Beten wir bewundernd an;
Sei der Herr Dein Schild und Hort
Lang noch hier und ewig dort!

Aus Kaiser Wilhelms Jugendtagen.

Von F. Erhardt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Es gibt manchen Platz in Preußens Hauptstadt, auf welchen dies Dichterwort anzuwenden ist. Jetzt, da der greise Heldenkaiser Deutschlands seinen neunzigsten Geburtstag feiert, kommt es uns unwillkürlich zu Sinne, wenn wir am kronprinzlichen Palais in Berlin vorübergehen. Wie viele große, „gute Menschen" haben in diesen Mauern gewohnt, deren Leben weit hinaus auf die kommenden Geschlechter einwirken wird!

Welch ein schöner Platz, den das Palais einnimmt! Links vom Portale die breite Avenüe der Linden, von Gebäuden, an die sich fast ausnahmslos historische Erinnerungen knüpfen, eingefaßt, mit dem Denkmal des großen Königs und der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thor als Anfangs- und Endpunkt — rechts der Lustgarten, von dem hohen altersgrauen preußischen Königsschlosse und dem Museum, Meister Schinkels antikem Prachtbau, begrenzt, in der Mitte das Erzbild Friedrich Wilhelms III, das ernst und nachdenklich hinüberschaut nach dem Schlosse, vor dem wir stehen, in dessen Räumen er Tage des höchsten Glückes und des bittersten Leids durchlebt!

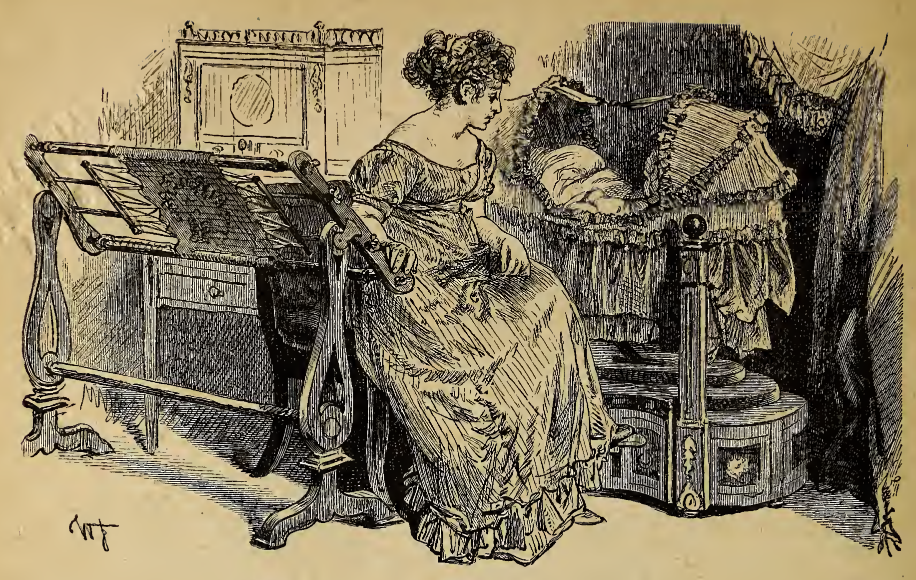
Während solche Erinnerungen in uns auftauchen, rollt dann wohl ein schlichter zweispänniger offener Wagen vorüber, einen Jäger mit wallendem Federbusch neben dem Kutscher, das Einzige, was das Gefährt des Deutschen Kaisers von vielen eleganteren in den Straßen der Hauptstadt unterscheidet. Zwei Offiziere nehmen den Fond ein; der rechts sitzende, tief in den grauen Mantel gehüllte, legt leicht die Hand an den, nur selten mit der Militärmütze vertauschten Helm, die ehrerbietigen Grüße der Vorübergehenden erwidernd. Hell, voll Güte und Milde blickt das Auge aus dem blassen, fest und regelmäßig geschnittenen Antlitz, das von weißem Barthaar umrahmt ist. Der ganze Eindruck ist der einer liebenswürdigen Freundlichkeit und zugleich einer fürstlichen Hoheit, wie man selten in einem Menschenantlitz vereint sieht.

Und wie unser Blick noch dem Wagen folgt, schaut unsers Geistes Auge zurück in die Vergangenheit, zu den Jugendtagen dieser edlen Heldengestalt. Sie liegen soweit zurück, in einem Zeitraum, von Persönlichkeiten umgeben, die wir Jüngeren nur aus der Geschichte unsers Vaterlandes kennen. Und doch — wie nahe scheinen jedem Einzelnen unter uns, die wir an dem Kaiser und seinem Hause hängen, diese Gestalten zu stehen, vor allem jene holde Engelserscheinung mit dem goldenen Haar und dem Himmel von Glück und Liebe in den blauen Augen, die seine Kindheit behütete, die ihm hier im kronprinzlichen Palais vor nun neunzig Jahren das Leben gab.

Wenn die Umgebungen, die ersten Stätten der Kindheit auf jedes Menschenleben einen tiefgehenden Einfluß üben, um wieviel mehr auf die Entwickelung des Kaisers Wilhelm, dessen Kindheit den Druck der Fremdherrschaft, dessen Jugend das Sturmeswehen der Befreiungskriege gesehen, dem all jene hehren Gestalten persönlich nahe traten, die, wie Friedrich Wilhelm III und Luise, Prinzeß Wilhelm von Preußen, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Blücher und die anderen Helden des heiligen Kampfes, noch jetzt, wenn wir nur von ihnen hören und lesen, unser Gemüt mit Begeisterung erfüllen.

Die Kinder- und ersten Jugendjahre des Kaisers haben ihn zu dem gemacht, was er ist. Einen Blick auf diese Zeit, auf die Personen, die ihn während derselben umgaben, die Stätten, an denen er sie verbrachte, wollen wir daher heute, da er sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, zurückwerfen.

Das kronprinzliche Palais führte zur Zeit, als Kaiser Wilhelm das Licht der Welt darin erblickte, am 22. März 1797, denselben Namen und war das Residenzschloß des Thronfolgers. Wir können die Geschichte dieses Hauses über zweihundert Jahre zurück verfolgen. Als 1687 der greise Marschall Schomberg, „der erste Soldat in Europa," aus französischem Kriegsdienste in brandenburgischen trat, schenkte ihm der Große Kurfürst dies stattliche Haus auf dem Friedrichswerder. Hier auf der von zwei Spreearmen

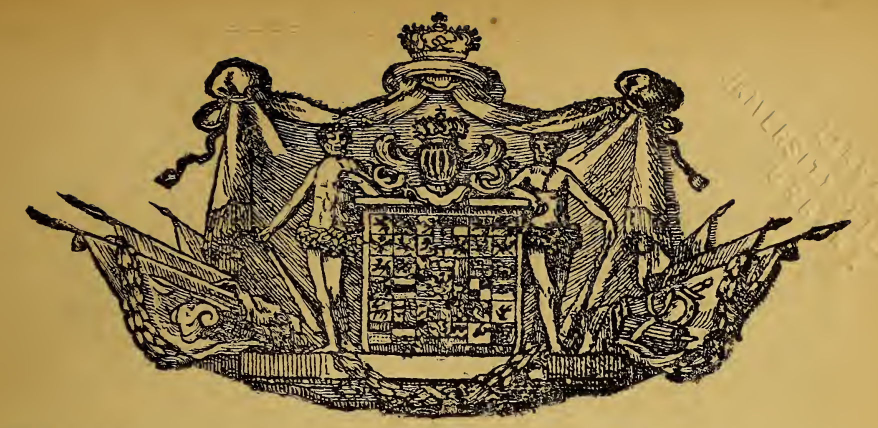


Die Königin Luise als Mutter in ihrer Häuslichkeit.

umschlossenen, sonst mit Heide und Wald bedeckten Insel, welche die von Lietzow (Charlottenburg) nach Spandau führende Landstraße durchschnitt, war seit 1660 eine ganz neue Stadt erwachsen; das eigens für den neuen Generalissimus bestimmte Haus hat vermutlich der Oberdirektor aller kurfürstlichen Gebäude, Nehring, der auch die Grundrisse zum Zeughaus entwarf, erbaut. Jedenfalls war Schomberg der urkundlich erste Inhaber des Hauses, welches nach ihm längere Zeit hindurch von den Feldmarschällen und Gouverneuren Berlins bewohnt wurde, u. a. von Flemming, Barfuß und Wartensleben. Zum kronprinzlichen Palais bestimmte es zuerst Friedrich Wilhelm I. Ein Dokument dafür ist sein Brief vom 4. Februar 1732 an den nach Küstrin verbannten Kronprinzen. Der König, der nach Friedrichs Fluchtversuch streng militärisch und doch nicht ohne väterliche Zärtlichkeit gegen ihn verfuhr, schreibt: „Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen (bei der Hochzeit der Prinzeß Wilhelmine), ich Euch Alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen, bei meinem Leben noch zu verheirathen .... Das Gouvernementshaus werde lassen zurechtbauen und Alles meubliren, und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt, und will Euch bei der Armee im April kommandiren."

Vierzehn Tage nach Friedrichs Eheversprechen mit Elisabeth Christine begann der Umbau, mit Hinzunahme des vom König dazu angekauften Nachbarhauses. Ende des Jahres 1732 stand das Palais fertig, dessen Baurechnung sich auf 25 948 Thaler 18 Groschen 7 Pfennige belief — für damalige Zeiten eine so hohe Summe, daß ganz Berlin staunte, welch stattliches Haus der sparsame König seinem „lieben Fritz" zur Verheiratung bauen ließ.

So war es zunächst ein keineswegs glückliches junges Paar, welches das nunmehrige kronprinzliche Palais bewohnte, der gerade Gegensatz zu Friedrich Wilhelm III und Luise. Nach Friedrichs Thronbesteigung bezog sein Bruder und Thronfolger, Prinz August Wilhelm das Schloß; nach seinem unerwartet frühen Tode (1758) wurde es dessen Familie überlassen. Sein ältester Sohn war der spätere König Friedrich Wilhelm II; als dieser den Thron bestieg, bewohnte es der junge, ebenfalls dort geborene Kronprinz, nachmals Friedrich Wilhelm III, mit seinem Gouverneur; er hat dem Ge-



Königl. privilegirte Berlinische Zeitung.
Von Staats- und gelehrten Sachen.

Im Verlage der Vossischen Buchhandlung.

35stes Stück. Donnerstags, den 23sten März 1797.

Berlin, den 23sten März.

Gestern Nachmittag, zwischen 1 und 2 Uhr, ward die **Gemahlin des Kronprinzen Königl. Hoheit,** zur Freude des Königl. Hauses und des ganzen Landes, von einem Prinzen glücklich entbunden. Einige Stunden nachher ward dieses so frohe Ereigniß durch das dreimalige Abfeuern von 24 im Lustgarten aufgefahrnen Kanonen der Hauptstadt bekannt gemacht, und rief jeden ihrer Einwohner zu herzlichen Wünschen für die erhabene Prinzessin und den neuen Zweig des Königl. Hauses, unter dessen Zepter wir glücklich sind. Dem Vernehmen nach befindet sich die hohe Wöchnerin so wohl, als es die Umstände erlauben.

Auch wurden am vergangenen Sonntag Ihro Königl. Hoheit die **Prinzessin Louise von Preußen,** einzige Tochter des Heermeisters **Prinzen Ferdinand von Preußen** Königl. Hoheit, und Gemahlin Sr. Durchl. des **Prinzen Anton von Radzivil,** Ritter der Königl. Orden, von einem Prinzen glücklich entbunden.

Se. **Königl. Majestät** haben bei dem **Regiment Gensd'armes** den Rittmeister, Hrn. v. **Löschebrand,** zum Major; den Stabsrittmeister, Hrn. v. **Arnstedt,** zum Kompagnie-Chef; den Lieut. Hrn. v. **Arnim,** zum Stabsrittmeister; den Kornet, Hrn. v. d. **Marwitz,** zum Lieut.; den Standartenjunker, Hrn. v. **Tempelhoff,** und den Hrn. Baron de **Constant d'Hermanche,** zu Kornets;

Bei dem Kürassierregiment des **Herzogs Louis von Würtemberg** Durchl. den Kornet, Hrn. v. **Kettelhodt,** zum Sek. Lt.; und den Standartenjunker, Hrn. v. **Braunschweig,** zum Kornet;

Bei dem **L'Estocqschen** Husarenregiment den Kornet, Hrn. v. **Bornstedt,** zum Sek. Lt.; und den Junker, Hrn. v. **Busse,** zum Kornet;

Auch den Gouvernements-Adjutanten zu Glogau, Prem. Lieut. Hrn. v. **Trebra,** zum Stabsrittmeister von der Armee zu avanciren allergnädigst geruhet.

Ferner haben Se. **Königl. Majestät** dem Geheimen Sekretair und ersten Rendanten der Direktorial-Salarien-Kasse, Herrn **Johann Christian Schön,** in Ansehung seiner mit Treue und Rechtschaffenheit geleisteten vieljährigen guten Dienste und Geschicklichkeit, das Prädikat als Hofrath allergnädigst beizulegen, und die Bestallung darüber Höchstselbst zu vollziehen geruhet.

Des **Königs Majestät** sind mit Dero Suite nach Potsdam abgereiset.

Se. Königl. Hoheit der **Kronprinz** nebst den **Prinzen Heinrich** und **Wilhelm** K. K. H. H., Söhne Sr. **Majestät des Königs,** sind aus Magdeburg wieder hier eingetroffen.

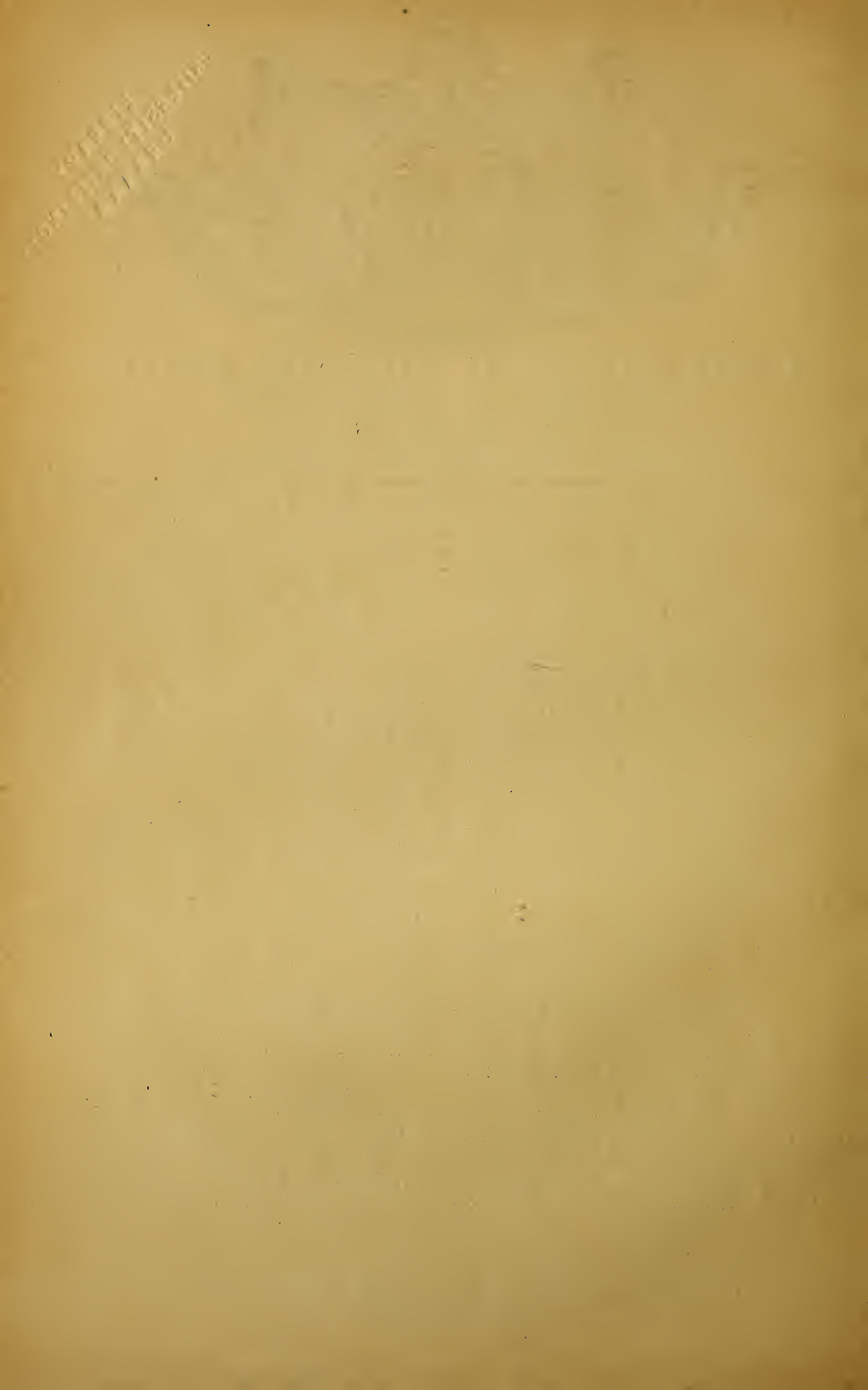
Am Mittwoch gegen halb 12 Uhr geschah die 49ste Ziehung der Königl. Zahlenlotterie, zum Besten der Invaliden- und Wittwen-Versorgungs-, auch Schul- und Armen-Anstalten, auf dem großen Audienzsaale des Berlinischen Rathhauses. Die gezogenen Zahlen waren: 32. 82. 37. 68. 66. Die 50ste Ziehung dieser Lotterie ist auf den 12. April c. anberaumet worden.

Magdeburg, vom 21sten März.

Wir ermangeln nicht, über die zu Ehren der Tochter unsers geliebten Monarchen, der Prinzessin Auguste Königl. Hoheit und Ihres Gemahls, des Herrn Erbprinzen von Hessen-Kassel Hochfürstl. Durchl. auf ihrer Durchreise durch Magdeburg nach Kassel

---

Faksimilenachbildung der Nummer der Vossischen Zeitung vom 23. März 1797 mit der Anzeige von der Geburt unsers jetzigen Kaisers Wilhelm.



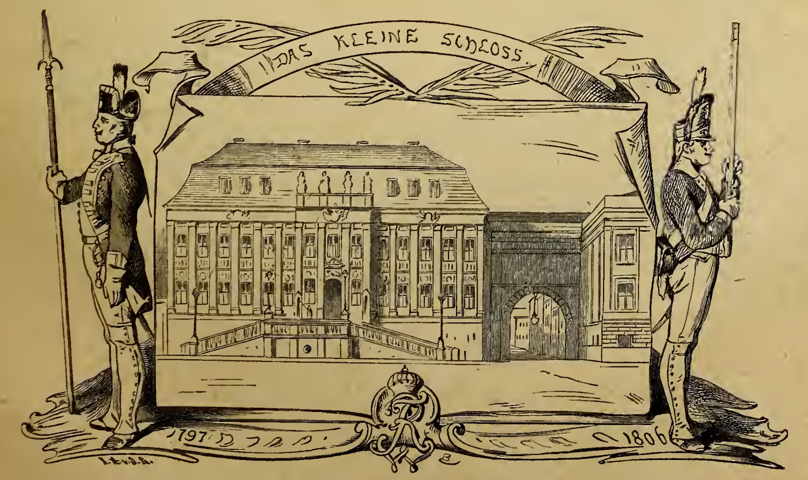
bäude, in dem er seine Jugend in fast spartanischer Einfachheit und militärisch strenger Zucht zugebracht, die größte Treue bewahrt, es auch als König bis an seinen Tod als sein Berliner Residenzschloß behalten. Hier hatte der junge Prinz seine anspruchslos, ja kahl ausgestatteten Zimmer, deren einzigen Schmuck Waffen und soldatische Gerätschaften bildeten, als wolle er das Wort Friedrich Wilhelms I bestätigen: „Pistolen und Degen will ich meinen Kindern in die Wiege geben, daß sie sollen helfen, die fremden Nationen aus Deutschland abhalten.“ — Auch ein Bild, ein einziges, sah man in des Prinzen Schlafzimmer, eine Handzeichnung: „Friedrich der Große auf seinem Feldbette, nach seinem Tode, das Gesicht bis ans Auge mit dem Mantel bedeckt.“ Darunter von des Kronprinzen Hand: „Dieses habe ich den 17. August 1786 des Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr selbst gezeichnet.“



Friedrich Wilhelm II und sein Enkel.

Sieben Jahre waren seit dem Augenblicke, an welchen dies Blatt eine denkwürdige Erinnerung bildet, verflossen, da zog das Glück und die Liebe ein in das alte Haus an der Spree, da führte der Kronprinz jene holde Lichtgestalt in seine Mauern, die Deutschlands größter Dichter ein Jahr zuvor als eine „himmlische Erscheinung“ gepriesen und die mehr als das, die Preußens Schutzgeist werden sollte.

Es war keine helle Zeit für Preußen, als Luise ihren Einzug hielt. Das XVIII. Jahrhundert, das Zeitalter Friedrich des Großen, ging zu Ende; auch sein Stern schien im Erbleichen. Preußen stand nicht mehr auf der Höhe, wie bei seinem Tode. Ein heller Glanz aber, wenn auch ganz anderer Art, strahlte von dem kleinen Weimar aus, von dessen Musenhofe Prinz Wilhelm einst seine Lebensgefährtin, Karl Augusts jüngste Enkeltochter, noch zu Lebzeiten des greisen Dichterfürsten, heimführen sollte. — Nur einen schwachen Feuerschein warfen die Schrecken der französischen Revolution nach Deutschland herüber, und niemand ahnte, daß von dieser Seite in nicht langer Zeit die Kriegsfackel ins Land geschleudert werden würde; niemand wußte von dem kühnen, jungen Feldherrn Bonaparte, der bald einen so unheilvollen Einfluß auf die Geschicke Europas und vornehmlich Preußens gewinnen sollte.



Ansicht des kleinen Schlosses mit Grenadieren von 1797 und 1806.



Königin Luise.
Nach einem Jugendporträt im Besitze des Kaisers Wilhelm.

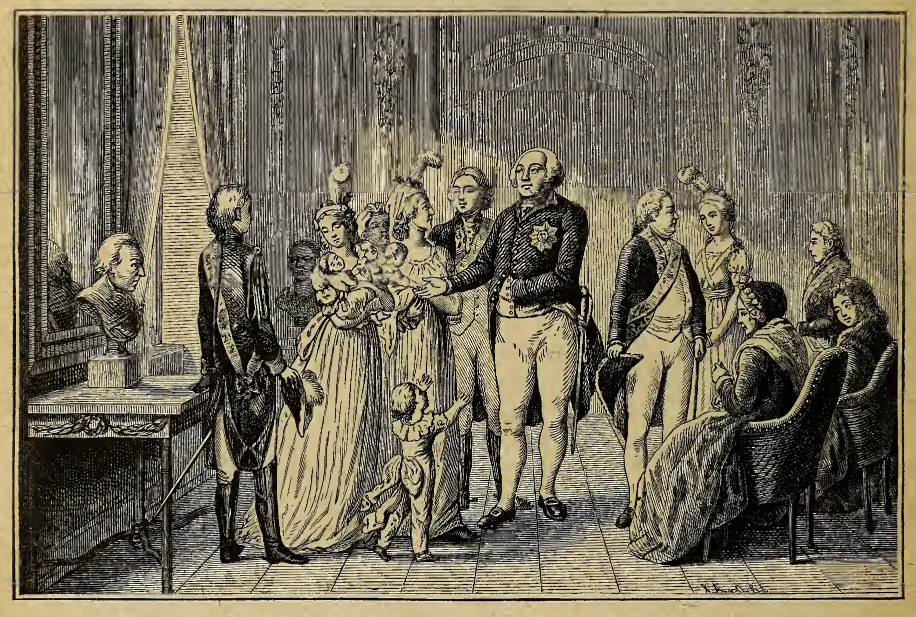


Königin Luise.
Bildnis aus den ersten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Dähling, gestochen 1807 von Krethlow.

In ungetrübtem, anspruchslosem Glücke lebte zu dieser Zeit das junge Kronprinzenpaar. „Die Kronprinzeß,“ schreibt die Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, deren Aufzeichnungen wir manche authentische Nachricht, auch über unsern Kaiser danken, „hatte einen wunderschönen Wuchs; ihre Erscheinung war zugleich edel und lieblich; jeder, der sie sah, fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gefesselt .... Je genauer man sie kennen lernte, desto mehr wurde man von dem inneren Adel, der Reinheit ihrer Natur, der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen .... Der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe innig gönnt.“ Beide lebten soviel als möglich in ländlicher Zurückgezogenheit vom geräuschvollen Treiben des Hofes und der Hauptstadt — unbekümmert um die herrschende Etiquette sich mit „du“ anredend — zwanglose Waldfahrten auf bekränzten Leiterwagen unternehmend — die hohe, herrliche Gestalt der Prinzessin in einfachen, duftigen Musselin gehüllt, das Haupt nur von dem reichen, blonden Haar geschmückt.

Zur Zeit der Geburt des Prinzen Wilhelm hatte Luise soeben das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet. Ihre Schönheit stand in der vollsten Blüte, und sie freute sich derselben ohne alle Eitelkeit und Überhebung, mit dem sonnigen Frohsinn, der ein hervorstechender Zug ihres Wesens war. In den Jahren des Druckes und Leidens erst trat er in den Hintergrund, um selbst dann noch zuweilen wie ein Lichtblick den dichten Nebelschleier zu durchbrechen.

Als Luise von Mecklenburg-Strelitz in Berlin eingezogen, hatte ein Zug kleiner Mädchen sie mit Blumen und Versen begrüßt. Bekannt ist die Erzählung, wie die lebhafte, junge Prinzeß die kleine Sprecherin, trotz des Widerspruchs der Oberhofmeisterin, in ihrer Freude umarmte und küßte. Die Schlußzeilen des Gedichtes aber lauteten:



Die Königliche Familie von Preußen im Jahre 1797.
Titelkupfer Chodowieckis zur ersten Ausgabe von Goethes Hermann und Dorothea im „Taschenbuch für 1798“, Berlin bei Friedrich Vieweg dem Älteren.

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil dir! Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein.“

Sicherlich sahen wir selten eine Weissagung so vollständig und schön erfüllt, als wenn wir auf den neunzigjährigen Kaiser Deutschlands, den letzten überlebenden Sohn der so begrüßten Prinzessin blicken, der vor wenigen



Friedrich Wilhelm III und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen.
Nach einem Kupferstich von E. S. Henne aus dem Jahre 1798.

Wochen die Geburt seines vierten Urenkels erlebte! — — —

Es war am 22. März 1797, einem Mittwoch, als in der zweiten Nachmittagsstunde 72 Kanonenschüsse der Stadt Berlin verkündeten, dem Kronprinzen sei ein zweiter Sohn geboren. Vom Lustgarten, den Friedrich Wilhelm I zum Paradeplatz hatte herrichten lassen, der aber immer noch der Lustgarten hieß, donnerten die Geschütze her.

Das frohe Ereignis wurde am anderen Morgen durch die „Berlinische Zeitung" und die „Berlinischen Nachrichten" bestätigt, damals die beiden einzigen politischen Zeitungen in dem 165726 Einwohner und 6906 Häuser zählenden Berlin, die eine in der Vossischen, die andere in der Haude & Spenerschen Buchhandlung herauskommend. Die „Vossische Zeitung" vom Donnerstag, dem 23. März 1797, berichtet an der Spitze des Blattes:

„Gestern nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr ward die Gemahlin des Kronprinzen Königl. Hoheit, zur Freude des königlichen Hauses und des ganzen Landes, von einem Prinzen glücklich entbunden. Einige Stunden nachher ward dieses so frohe Ereignis durch das dreimalige Abfeuern von vierundzwanzig im Lustgarten aufgefahrenen Kanonen der Hauptstadt bekannt gemacht und rief jeden ihrer Einwohner zu herzlichen Wünschen für die erhabene Prinzessin und den neuen Zweig des königlichen Hauses, unter dessen Scepter wir glücklich sind. Dem Vernehmen nach befindet sich die hohe Wöchnerin und das Kind so wohl, als es die Umstände erlauben."

In den „Berlinischen Nachrichten" wird als Stunde der Geburt gegen ein Uhr" angegeben; allein auch die Gräfin Voß bemerkt in ihrem Tagebuch, es sei drei Viertel auf Zwei gewesen, und setzt hinzu: „Es ist ein prächtiger kleiner Prinz; überall war große, große Freude."

Jene beiden Zeitungsblätter seiner Vaterstadt sind die ersten gedruckten Nachrichten von dem noch nicht getauften, also noch namenlosen Prinzen, dessen Name dereinst als König, als Kaiser Wilhelm die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte.

Der Geburt des Prinzen war eine schwere Krankheit seines Vaters, während deren die Kronprinzessin nicht von seinem Lager wich, kurz vorhergegangen. Die „unbeschreibliche Angst" Luisens um den Gemahl in dieser Zeit, von der die Oberhofmeisterin schreibt, ist vielleicht der Grund zu dem öfteren Kränkeln ihres „Angstkindes," wie sie selbst den Prinzen Wilhelm zuweilen nennt, gewesen. Er selbst sagt nach mehr als sechzig Jahren, bald nach seiner Thronbesteigung,



Friedrich Wilhelm und Luise im Jahre 1798.
Gemalt von C. Campe, gestochen 1798 von F. W. Nettling.

zu seinen Generälen: „Nie hätte ich geglaubt, daß die Vorsehung mich zu diesem schweren Amte berufen, daß ich meinen teuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächlicher als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf dem Throne unserer Ahnen außer aller Berechnung lag.“ — Aus den ersten Lebenstagen erzählt Gräfin Voß weiter: „26. März. Der König kam und aß en famille bei uns. Der Tag der Taufe ward auf den 3. April festgesetzt. Die Prinzessin und der kleine Prinz sind ganz munter. Sie ließ sich ins Eckzimmer tragen; der Kronprinz machte nur leider sehr viel Lärm, was nicht gut für die Wöchnerin ist.“ Geschadet scheint übrigens diese laute Freude des 26jährigen Vaters weder der Mutter noch dem Kinde zu haben.


Die jungen Prinzen beim Prinzen Heinrich.

Weiter sagt das Tagebuch: „Montag 3. April. Tag der Taufe. Der Kronprinz kam um 12 Uhr von Potsdam, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen aßen alle hier, ebenso alle Minister und Generäle. Der König kam ebenfalls zur Stadt, aber nicht zum Diner. Gleich nach Tische ging alles zu der hohen Wöchnerin und von da in den Audienzsaal, und als alle versammelt waren, nachmittags gegen 5 Uhr, kam ich mit den Hofdamen; ich trug das königliche Kind und brachte es dem König. Sack vollzog die Taufhandlung. Die Namen waren Friedrich Wilhelm Ludwig; aber Wilhelm wird er genannt werden. Nach der Handlung gab mir der König den kleinen Prinzen wieder und war überaus gnädig mit mir. Wir gingen zur Kronprinzessin zurück, und der König fuhr fort. Die übrigen blieben unter uns, und der Kronprinz allein bei der Kronprinzessin.“


Die erste Uniform.

Als Taufzeugen sind in der „Berlinischen Zeitung“ achtzehn Fürsten und Fürstinnen genannt, als anwesende König und Königin, die Brüder Friedrichs des Großen, Prinzen Heinrich und Ferdinand, Prinzessin Ludwig von Preußen, Luisens jüngst verwitwete Schwester, die Landgräfin-Witwe von Hessen-Kassel, Prinz Georg von Hessen-Darmstadt und der Erbprinz von Oranien. Für die übrigen Paten, u. a. den Kaiser Paul von Rußland, waren Stellvertreter erschienen.

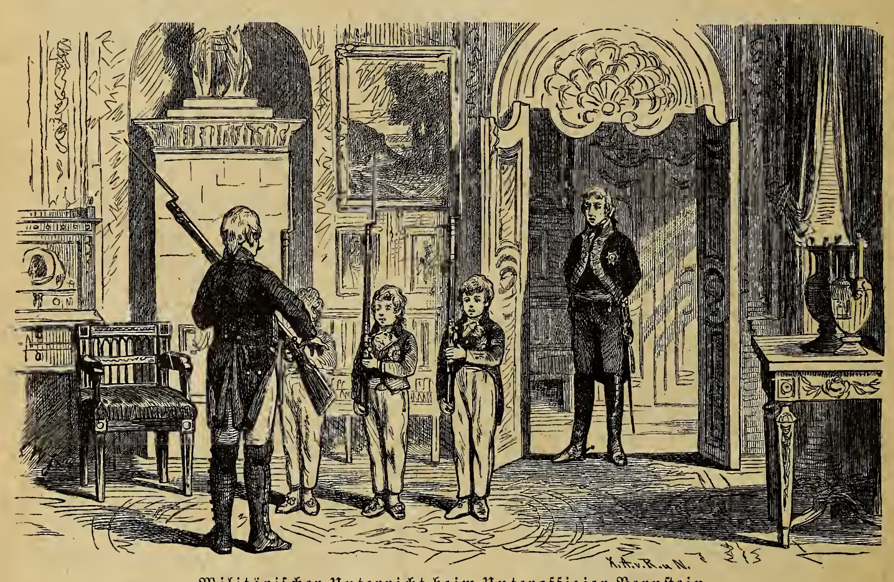
Vierzehn Tage nach der Taufe ging die Kronprinzeß zum erstenmale wieder am Arme ihres Gemahls spazieren. Mehrmals war schon vorher der in Potsdam residierende König herübergekommen, um sich an seinem jüngsten Enkel und der herzlich von ihm geliebten Schwiegertochter zu freuen. Am 29. April konnte dann im kronprinzlichen Palais die übliche Gratulationscour statt-

finden, und tags darauf hielt die Prinzessin mit dem Kinde ihren Kirchgang in den Dom, wobei Hofprediger Sack die Danksagung und Fürbitte sprach. „Es bewegte und ergriff sie sehr," schreibt Gräfin Voß, die sie begleitet hatte.

Noch im Geburtsjahre des Prinzen Wilhelm, am 16. November 1797, starb der König, und sein Sohn bestieg als Friedrich Wilhelm III den Thron. Erst 54 Jahre hatte der König gezählt und noch seinen letzten Geburtstag froh in seiner Familie gefeiert. Eine Gruppe des königlichen Hauses aus diesem Jahre zeigt Chodowieckis Titelkupfer zu Goethes „Hermann und Dorothea". Dem König zur Rechten stehen seine beiden Schwiegertöchter, Luise und Friederike, jede mit einem Kinde auf dem Arm; ein drittes im Flügelkleide steht vor dem König, und hinter diesem und Luise der Kronprinz, vor Friederike ihr Gemahl, Prinz Ludwig. Auf der anderen Seite sitzt die Witwe Friedrich des Großen und die regierende Königin, hinter welcher ihr jüngster Sohn, Prinz Wilhelm, steht, — diesem gegenüber seine Geschwister, Prinzeß Auguste und Prinz Heinrich. Ernst schaut Friedrichs Büste vom Tische herüber zu dem kleinen Prinzen Wilhelm auf Luisens Armen, als wolle er an die Schlußworte der mit diesem Titelbilde geschmückten, urdeutschen Dichtung mahnen:

„. . . . . Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen;
O, so stellt sich die Brust sicher dem Feinde entgegen."

Wenige Wochen nach seines Vaters Thronbesteigung erkrankte Prinz Wilhelm wieder schwer, und diese Anfälle bildeten die vornehmliche Sorge für seine, sonst unbeschreiblich glücklich in ihrer, der Ansicht der Frau Oberhofmeisterin nach, gar zu einfachen und anspruchslosen, Häuslichkeit lebenden Eltern. Die Sparsamkeit des Königs war indessen keine Laune, sondern entsprang aus dem Bestreben, den bei seinem Regierungsantritt leeren Staatsschatz wieder zu füllen, die zerrütteten Finanzen zu bessern. Es kostete ihn vielleicht nicht einmal große Entbehrung, denn Friedrich Wilhelm III und Luise waren zu glücklich, um des äußeren Glanzes zu bedürfen.



Militärischer Unterricht beim Unteroffizier Bernstein.

Auch aus dieser Zeit, aus dem Jahre 1798, ist ein Familienbild erhalten, das König und Königin mit ihren beiden ältesten, munter spielenden Söhnen zeigt; dieser Stich wurde damals viel von den ihr junges Herrscherpaar aufrichtig liebenden Einwohnern Berlins gekauft, mit ebenso schlechten als treuherzigen Versen zur Unterschrift.

Wir erfahren wenig aus den nächsten Lebensjahren des Prinzen Wilhelm, zuerst wieder, als die Sorge um einen Erzieher für



Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms III.

ihn und den Kronprinzen die Eltern beschäftigt. Anfang des Jahres 1800 erhielt die Königin von Professor Heydenreich in Leipzig dessen Buch „Grundsätze für Geist und Herz" zugesandt und schrieb ihm in ihrem Dankbriefe: „Allerdings ist es mein heißester Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." Dem entsprach die Sorgfalt, mit der sie die Wahl des ersten Erziehers ihrer Söhne traf, zu dem nach langer Überlegung der Rektor von der Klosterschule zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, berufen wurde.

Die eigentliche Erziehung des Prinzen blieb freilich noch in der besten Hand, der Hand der Mutter. Wie sie selbst es gelernt, so leitete sie auch ihre Kinder vor allem zum Wohlthun an. Prinz Wilhelm war erst im vierten Jahre, als sie ihn und seinen Bruder zur Christbescherung armer Kinder im Waisenhause mitnahm und die Geschenke selbst mit ihnen übergab. Erst nach der Rückkehr fand die eigene Feier im Schlosse statt.

Sehr wichtig war es für die Entwickelung des Prinzen, daß sein erster Lehrer, Delbrück, in der heiligen Schrift die einzige, ewig frische Quelle echt christlicher Bildung, den festen Anhalt in allen Wechseln, Zweifeln und Widersprüchen des Lebens sah. „Delbrück," sagte die Königin einmal von ihm, „ist mir vorzüglich deshalb wert, weil er die Liebe für den Erlöser und sein untrügliches, heiliges Wort in den Herzen meiner Kinder weckt und nährt". Auch die Prinzen haben sein Andenken wert gehalten, bis er 1830 als Superintendent in Zeitz starb.

Ein Bekannter Delbrücks schreibt 1802 nach einem Besuche in Berlin: „Höchst



Die Königliche Familie im Parke des Schlosses Paretz.
(Friedrich Wilhelm, Charlotte, Wilhelm.)

interessant war es für mich, diese beiden jungen Prinzen kennen zu lernen, deren ältester damals sieben Jahre zählte, während sein Bruder Wilhelm eben das fünfte vollendet hatte.... zu ernster Betrachtung veranlaßte mich das Spiel mit bleiernen Soldaten, welche sie auf dem Tische aufmarschieren ließen. Du kannst, dachte ich, als mein Auge auf dem Kronprinzen ruhte, dereinst Armeen in natura aufstellen!.... Prinz Wilhelm war von sehr sanfter, stiller Art." Daß der letztere einst noch mehr „Armeen in natura" aufstellen würde, konnte jener Zuschauer so wenig ahnen, als es damals und noch Jahrzehnte hindurch irgend jemand ahnte.

In demselben Jahre, aus dem dieser Bericht stammt, starb in seinem Schlosse zu Rheinsberg der greise Prinz Heinrich, der Held von Roßbach — Bruder des großen Friedrich, gleichsam der letzte Überrest aus jenen Tagen. Den kleinen Urgroßneffen war die größte Ehrfurcht gegen ihn anerzogen worden. Bei seinem letzten Aufenthalte in Berlin noch hatte die Königin den Prinzen besucht und ihre beiden Söhne mitgebracht, denen der graue Held huldvoll die, leider vom häufigen Schnupfen mit Tabak befleckte Hand zum Kusse reichte.

Ein trauriges und ein freudiges Ereignis reihten sich hier dicht aneinander; denn bald nach des Prinzen Heinrich Tode wurde eine Prinzessin, das fünfte lebende Kind Friedrich Wilhelms und Luisens, geboren (28. Februar 1803) — Alexandrine, die spätere Großherzogin von Mecklenburg, die mit unserem Kaiser seinen neunzigsten Geburtstag feiert, als einzig überlebende seiner vielen Geschwister.

Am Weihnachtsabend 1803 fand Prinz Wilhelm unter seinen Geschenken eine kleine Husarenuniform; ebenso wurde der Kronprinz und sein Vetter, Prinz Friedrich, mit kleinen Waffenröcken überrascht — „für die drei jüngsten Rekruten seiner Armee," wie der König sagte, als er das soldatische Kleeblatt nach seiner Einkleidung zur Königin führte, vor der es zu ihrem großen Ergötzen sich stramm aufpflanzte. Doch sollte ihnen „des Königs Rock" kein bloßes Spiel sein, sondern Friedrich Wilhelm wählte zwei tüchtige Unteroffiziere aus, die die jungen Prinzen einexerzierten; besonders der eine von ihnen,

Bennstein, war sein lebenlang stolz auf seine Lehrthätigkeit. Oft wohnte der König dem Unterricht als Zuschauer bei und hielt darauf, daß den jungen Militärs „ganz und gar nicht durch die Finger, wohl aber beim Marschieren auf den Tritt und bei den Griffen auf die Hände gesehen würde“.

Auch von dem Ernst des Kriegshandwerks sollte jedoch Prinz Wilhelm bald etwas sehen, als im September 1805 mobil gemacht wurde, um die Neutralität Preußens zu wahren, und viele Truppen durch Berlin zogen, so daß die Stadt einem großen Feldlager glich. Es war wie ein Vorspiel des schweren Kampfes, der ein Jahr darauf ausbrechen sollte! Vor allem die „Lanzenreiter,“ späteren Ulanen, erregten das Wohlgefallen des Prinzen Wilhelm. Solch eine Uniform wolle er auch tragen! vertraute er dem Vater an, vielleicht bei einem der häufigen Besuche in des Königs Arbeitszimmer, wo er am Schreibtisch unter dem Bilde der Sixtinischen Madonna zu sitzen pflegte. Der Wunsch wurde auch dem braven kleinen Rekruten gewährt.

Zur Zeit, als Napoleon die Neutralität Preußens verletzte und dadurch der Krieg nur noch eine Frage der Zeit war, befand sich der König mit all seinen Angehörigen auf dem Landsitze Paretz, nicht weit von Potsdam. Von den Havelseen aus zeigt man noch das schlichte, weiße Haus, in dem eine Königsfamilie Tage stillen ländlichen Glückes verlebt hatte und auch nach jener Alarmnachricht noch eine zeitlang genoß.

Das alte wendische Dorf Paretz war durch seinen königlichen Gutsherrn in neuer Gestalt erstanden; schon als Kronprinz hatte er das prunklose, zweistöckige Schloß erbauen lassen, dem Baumeister einschärfend, er solle daran denken, daß er für „einen bescheidenen Gutsherrn“ arbeite. Zu bescheiden für die Oberhofmeisterin, die sich in ihrem Tagebuch ziemlich abfällig und ironisch über „dies berühmte Paretz“ äußert. Desto wohler fühlten sich Friedrich Wilhelm III und Luise hier, wo ihre Kinder sich frei in dem schönen Schloßgarten herumtummeln durften, ohne Furcht vor Hofzwang, vor neugierigen Späheraugen; höchstens sah ein Vorüberfahrender von der Dorfstraße her durch das Gitter und freute sich der frohen Ausgelassenheit der königlichen Kinder. „Es war,“ sagt ein solcher Augenzeuge, „als sähe man junge Adler vor sich, die hier munter die kleinen Flügel rührten in Gottes freier Luft.“

Bis in den Herbst hinein verweilte im Jahre 1805 die königliche Familie in Paretz. Als der König, der zur Ausübung seiner Herrscherpflichten täglich nach Potsdam fuhr und in Sanssouci abstieg, am 6. Oktober dort anlangte, überraschte ihn die, oben schon erwähnte, Nachricht, Napoleon habe seinen Krieg gegen das mit Rußland verbündete



Schloß Paretz.

Österreich mit einer Verletzung der Neutralität Preußens begonnen. Unruhe und Zwiespalt drang mit dieser Botschaft in die Gemüter und wird aufs lebhafteste von den Zeitgenossen geschildert. Auch die jungen Prinzen mußten aus dem Druck der Stimmung in ihrer Umgebung, vor allem bei ihren Eltern selbst, fühlen, es sei mit den schönen, friedlichen Tagen in Paretz zu Ende.



Nach einer Handzeichnung seines Zeichenlehrers Heusinger aus dem Jahre 1806.
(Die Unterschrift ist von Friedrich Wilhelm III eigenhändig unter das Original gesetzt.)

Der Königin Erregung brach in den Worten hervor, die sie an seinem Geburtstag dem in der neuen Uniform bei ihr erscheinenden zehnjährigen Kronprinzen sagte: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Nach Berlin zurückgekehrt, sah Prinz Wilhelm die marschfertig aufgestellten Bataillone der Garnison; auf dem Wilhelmsplatze, der 1805 zur Wachtparade für zwei Regimenter diente, sagte die Königin mit ihren ältesten Söhnen, von tausendstimmigem Vivat begrüßt, unter den Augen des Königs den ausrückenden Garden lebewohl — ein Abschied, den Napoleon in seinen Schmähschriften auf die Königin verhöhnte, um ihn später selbst in komödienhafter Weise nachzuahmen.

Durch die Versicherungen Napoleons getäuscht, hatte Friedrich Wilhelm III in seinem Lande noch den Frieden aufrecht gehalten, als Prinz Wilhelm seinen neunten Geburtstag feierte. Zwei Monate darauf sah er noch einmal die Berliner Frühjahrsrevue, „bei der man“, wie ein Augenzeuge sagt, „zum letztenmal die Armee Friedrichs des Großen exerzieren sah.“ „Welche Festtage,“ heißt es weiter, „als die herrlichen Reiterregimenter vor den Augen des Königs, der Königin und der jüngsten Prinzen Berlin verließen, das sie in ganz anderem Zustand wiedersehen sollten. Ach, es war eine schöne Zeit, als wir träumten, Preußen



Ausmarsch der Leibhusaren aus Berlin.

werde die Welt vom Joche Napoleons befreien."

Noch immer wurde der Friede scheinbar erhalten; selbst als am 21. September der König und die Königin nach Thüringen abreisten, hatten die Feindseligkeiten noch nicht begonnen; Luise dachte vor dem nicht so nahe erwarteten Ausbruch des Krieges zu ihren Kindern zurückzukehren. Drei Wochen der Angst und Sorge bringen diese inzwischen in Berlin zu; der Kampf wütet um die Orte, an denen die geliebte Mutter weilt. Die Trauerkunde vom Tode Louis Ferdinands, von der Jenaer Schlacht dringt, abwechselnd mit falschen Siegesbotschaften, nach Berlin. Endlich, am 17. Oktober trifft die Königin wieder ein. „Den 18. früh 6 Uhr," schreibt ihr Leibarzt, der berühmte Dr. Hufeland, „ward ich zur Königin gerufen, die in der Nacht vom Schlachtfelde angekommen war. Ich fand sie mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren. Sie kam mir mit den Worten entgegen: ‚Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten.‘ Dies sagte sie mir um 6 Uhr, und um 10 Uhr saß ich im Wagen."

Schon am 17. Oktober bestimmte der Gouverneur von Berlin den Erzieher, Delbrück, mit den jungen Prinzen nach Schwedt an der Oder zu reisen und dort das weitere zu erwarten. Als die Königin am 18. dort ankam und in dem alten Markgrafenschlosse abstieg, eilten der Kronprinz und Prinz Wilhelm der ersehnten Mutter auf der großen Treppe entgegen; unter Thränen und bewegten Reden schloß sie sie in die Arme. Am Tage darauf sprach sie die tiefergreifenden, oft wiederholten Worte, die in der Mahnung gipfelten: „Ruft, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück. Weint meinem Andenken Thränen, wie ich sie dem Sturze des Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!" So oft man später die Authentizität dieser Reden bezweifelt hat, so sind sie jetzt doch, wenn auch nicht ihrem Wortlaute nach, durch Kaiser Wilhelm selbst bestätigt. Er erzählt, daß Delbrück, sein Erzieher, Worte dieses Inhalts von der Königin vernommen und später selbst ebenso zu ihm und seinem Bruder sich geäußert habe.

Am 19. Oktober reiste Luise mit ihren ältesten Söhnen nach Stettin weiter, wo sich zufällig auch die Erbprinzessin von Weimar, Maria Paulowna, auf der Durchreise befand. Die Mutter des heutigen Kaisers



Verhaftung Lombards.

Wilhelm und die nachherige Mutter der Kaiserin Augusta zusammentreffend auf der Flucht vor Napoleon! Hätten sie beide damals um siebzig Jahre weiter in die Zukunft schauen können!

Die lebhafte Bewegung der Königin, die aus ihren Worten in Schwedt spricht, kam in Stettin in anderer Weise zum Ausbruch. Sie war im Landständehause abgestiegen, als sich ihr jener berüchtigte Berliner Franzose, der Geheime Kabinettsrat Lombard, vorstellte, sie um Schutz vor den Verfolgungen der Menge, die ihn für einen Verräter hielt, zu bitten. Die Königin selbst teilte den Glauben, daß Lombard wichtige Depeschen nach Petersburg, von denen alles abgehangen, in verräterischer Absicht um zwölf Tage verzögert; sie kannte in ihm die Quelle der niedrigen Verleumdungen, mit denen Napoleon ihre Ehre anzugreifen suchte, und Lombard fand statt einer Beschützerin eine Richterin in ihr. In aufwallender Empörung befahl sie in Gegenwart ihrer beiden ältesten Söhne dem Platzmajor, ihn zu verhaften. Leider war die Schuld Lombards, von der im stillen jedermann überzeugt war, nicht zu beweisen, so daß der König, als er in Küstrin die Sache erfuhr, Befehl ergehen ließ, den Gefangenen zu befreien. Aus seinem Amte wurde er jedoch entlassen, und der König ließ ihn nie mehr vor sich.

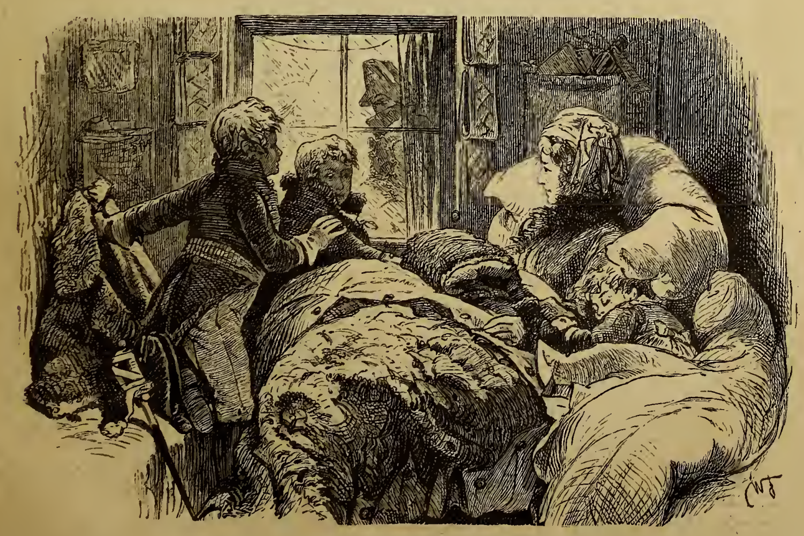
Während Luise sich nach Küstrin begab, reisten die Prinzen mit ihren jüngeren Geschwistern nach Danzig weiter. Die Gräfin Voß, von der Königin ihnen nachgeschickt, verzeichnet am 29. Oktober die Schreckenskunde: „Napoleon ist in Berlin." Weiter geht am 3. November die Flucht nach Königsberg, der alten preußischen Krönungsstadt, die jetzt der Schauplatz der Leiden einer

Königsfamilie werden sollte. Vier Wochen harrten hier die Kinder in furchtbarer Unruhe der Ankunft des Königspaares; eine erschreckende Nachricht folgte der andern, und zu der schlimmen Wahrheit fügte man noch zahllose Gerüchte, die sich oft erst viel später als falsch herausstellten. Zu all diesen Sorgen kam noch die Erkrankung des fünfjährigen Prinzen Karl in Königsberg, welche die Gräfin Voß in große Angst versetzte. Schon in Danzig war die kleine Prinzeß Alexandrine erkrankt und noch jetzt nicht ganz genesen. „Gott wolle nur", schreibt die Gräfin, „daß wir hier bleiben können. In dieser Jahreszeit und bei diesem Wetter wäre es mit den kranken Kindern schrecklich, noch weiter zu müssen.... Ich hatte einen Brief der Königin; sie schreibt sehr gebeugt."


Der erste Offiziersrock. 1807.

Am 9. Dezember traf Luise von Ortelsburg, wo sie jene Verse aus Goethes „Wilhelm Meister" in ihr Tagebuch geschrieben, als finde sie selbst keinen Ausdruck mehr für den Kummer ihres Herzens, in Königsberg ein, und tags darauf schon folgte ihr der König, sich in allem Leid der Wiedervereinigung mit den Seinen freuend. Schon nach wenigen Tagen aber erkrankte die Königin am Nervenfieber. „Ihr Leben", schreibt am 28. Dezember Gräfin Voß, „ist ihr selbst nur von Wert um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, und die vollständige Hingabe ihres Willens in den Ratschluß des Allerhöchsten gibt ihr diese große Geduld und diesen innern Frieden."

Um diese Zeit erscholl eine Siegesnachricht in Königsberg und gestaltete für die Königsfamilie den Jahresschluß freundlicher, als das Weihnachtsfest gewesen. Allein schon am Neujahrstage 1807 wußte der König, daß der Sieg der Russen bei Pultusk ein sehr problematischer gewesen und keinen Ein=


Flucht der kranken Königin nach Memel.

fluß auf die traurige Lage gewinnen könne; daß die Seinen bei dem immer weiteren Vordringen der Franzosen nochmals würden flüchten müssen.

Am 1. Januar dieses Jahres, dem achtzigjährigen Dienstjubiläum des Kaisers, hat man sich im ganzen Lande dieses für sein Leben denkwürdigen Neujahrstages erinnert, an dem der König dem noch nicht zehnjährigen Prinzen sagte: „Da an deinem Geburtstag vielleicht keine Gelegenheit ist, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müßt, ernenne ich dich heut schon zum Offizier. Da liegt deine Interimsuniform!" Vom Vater ging es in dem neuen Offiziersrock zu der kranken Königin, von da in die Schloßkirche, das Gotteshaus der alten Ordensritter.



Prinz Wilhelm, den ersten Dienst thuend. Memel, 3. Oktober 1807.

Die Reise nach Memel mußte trotz der Krankheit Luisens schon auf den Januar festgesetzt werden. „So hat noch keine Königin die Noth empfunden!" schrieb Hufeland, der mit ihr den vorangereisten Kindern folgte. „Ihr Mut aber, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott belebte uns alle." An diese Tage, dieses Beispiel hat vielleicht Kaiser Wilhelm gedacht, als er sagte: „Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt."

Während die Schlacht bei Pr.-Eylau geschlagen wurde, während der französische General Bertrand in Memel die Vermittelung der inzwischen genesenen Königin für einen in Napoleons Sinne günstigen Friedensschluß vergeblich erbat, wurde jetzt Prinz Wilhelm aufs Krankenlager geworfen. Hatte doch fast die ganze königliche Familie dem rauhen ostpreußischen Klima, das, so stärkend es an und für sich ist, längere Gewöhnung erfordert, ihren Tribut zahlen müssen. Der Prinzeß Wilhelm waren beide Kinder gestorben, das letzte auf der Flucht nach Memel. Nun saß die Königin angstvoll am Bett ihres zweiten Sohnes, den Arzt leise fragend, ob es wohl auch das böse Fieber wäre? „Bedenken Sie, Hufeland, er ist von so zarter, schwächlicher Natur." Und obwohl der treue Arzt vorläufig noch beruhigen und trösten konnte, brach schließlich doch der Typhus aus. „Der arme Prinz Wilhelm hat nun auch das Nervenfieber", schreibt Gräfin Voß am 24. Februar, schon am 28. aber berichtet sie: „Prinz Wilhelm ist viel besser. — D. 4. März. Die Königin bringt jetzt immer den Nachmittag beim Prinzen Wilhelm zu. . . . . 22. März. Geburtstag des kleinen Prinzen Wilhelm. König und Königin gingen früh schon zu ihm in seine Wohnung; ich schenkte ihm einen großen Krug."

Der König übergab dem Prinzen am Geburtstag das Patent als Fähnrich der



Prinzeß Alexandrine (später Großherzogin von Mecklenb.-Schwerin). Prinzeß Charlotte (später Kaiserin von Rußland). Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Karl. Prinz Wilhelm (später Kaiser Wilhelm).

Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, im Kreise seiner Familie.
Gemalt von H. Dähling, gestochen von J. F. Krethlow 1807.

Garde zu Fuß, ließ ihn aber der kaum überstandenen Krankheit wegen zunächst keinen Dienst thun; auch bei dem Besuche Kaiser Alexanders in Memel mußte Prinz Wilhelm noch das Zimmer hüten.

Immer trüber wurde in diesem Jahre der politische Himmel Preußens. „Für unsere Kinder", schrieb Königin Luise, „mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens kennen lernen ... durch das ernste Angesicht ihres Vaters und die öfteren Thränen ihrer Mutter." Dieser Thränen wurden mehr nach der Schlacht von Friedland und ihren verhängnisvollen Folgen. „Königsberg kam in französische Hände", schreibt Luise. „Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr näher rückt, so bin ich genötigt, mit meinen Kindern Memel



Sekondeleutnant Prinz Wilhelm auf der Parade.

zu verlassen... Ich richte meinen Blick gen Himmel; mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können."

Es war mit solchen Gefühlen, daß sie der Zusammenkunft mit Napoleon bei Tilsit entgegenging, die, ohne jeden Einfluß auf den bald darauf stattfindenden Frieden, dennoch zu ihrem Ruhm bis in die fernsten Zeiten gereichen wird. Gloria victis!

Welch ein Wiedersehen, als sie mit dem König nach Memel zu ihren Kindern zurückkehrt, unter ihnen der stille, in sich gekehrte Prinz, von dem Luise bald darauf schreibt: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch im Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm."

Im Herbst 1807 that Prinz Wilhelm in Memel seinen ersten Dienst als Fähnrich bei der Leibkompanie des Königs. „Die jungen Prinzen", schreibt die Oberhofmeisterin, „hielten heute zum erstenmal die Spezialrevue ab.... Ich weinte vor Rührung.... Die arme Königin war schrecklich ergriffen und bewegt."

Stein, den der König schon in Tilsit zurückzurufen beschlossen, kam um diese Zeit nach Memel, mit ihm der Freiherr v. Vincke, der unter anderm erzählte: „Am Abend besuchte ich auch Delbrück und die beiden ältesten Prinzen und hatte über diese große Freude."

Am Weihnachtsabend 1807 erhielt Prinz Wilhelm das Patent als Sekondeleutnant und that als solcher auf der Parade am 25. Dezember Dienst. Die Kompanie wurde damals von dem Kapitän von Natzmer geführt, der später im Befreiungskriege der militärische Begleiter des Prinzen war, und, von diesem hochgeehrt, zu den höchsten Stufen der militärischen Laufbahn allmählich emporstieg. Noch nach seinem Tode (1861) schrieb König Wilhelm an die Witwe des Generals: „Ich hatte einen Freund und Lehrer in ihm gefunden, und einen großen Teil dessen, was ich in der militärischen Welt vielleicht leistete, verdanke ich ihm. Er kam mir immer wie ein Vermächtnis vor meines seligen Vaters, der ihn sich und mir so nahe gestellt hatte."

Das traurige Jahr 1807 ging zu Ende. „Sobald es irgend möglich ist", schreibt am Neujahrstage 1808 die Gräfin Voß, „gehen wir nach Königsberg." Nach bewegtem Abschiede von Memel, dessen Einwohner in dieser Leidenszeit ihrer Königsfamilie in innigster Liebe und Hingebung verbunden waren, traf Prinz Wilhelm mit seinen Geschwistern am 17. Januar in Königsberg ein, wo seine Eltern schon tags zuvor angelangt waren.

Eine ruhigere Zeit, die wenigstens von der aufreibenden fortwährenden Spannung frei war, wurde hier den vom Schicksal so schwer Getroffenen. Wie Gestrandete auf einer rettenden Insel inmitten des stürmenden Meeres lebten sie. Oft schäumen die Wogen hoch auf, daß sie das kleine Eiland dem Untergang geweiht wähnen; dann aber leuchtet zwischen den dichten Wolken ein Streifen klaren Himmels hervor und läßt sie weiter der ersehnten Rückkehr nach dem Festlande harren.

An der Feier, mit welcher die Universität Königsberg den Krönungstag (18. Januar) beging, nahm mit seinem Vater und Bruder auch Prinz Wilhelm teil — wohl die erste Hochschulfestlichkeit, der er beiwohnte. Auch einen großen Universitätsball am 12. März machte er mit. Im allgemeinen war es jedoch eine stille Zeit, die er hier im altersgrauen Schlosse verlebte. Er wohnte wie an einem großen Exerzierplatz; denn auf



Friedrich Wilhelm III um das Jahr 1813.
Nach dem Gemälde von Gerard, gestochen von L. Buchhorn.

dem geräumigen Schloßhofe hielten die in Königsberg stehenden Truppen, namentlich die Garde, ihre Übungen ab. Der junge Prinz, den die, um seine zarte Gesundheit besorgte Königin nicht daran teilnehmen ließ, stand hier regelmäßig am offenen Fenster, aufmerksam Kommando und Ausführung beobachtend und wenigstens durch Anschauung seine militärischen Kenntnisse erweiternd.

Die Zimmer der königlichen Familie im Königsberger Schlosse stießen an die des Landhofmeisters von Auerswald. Seine Söhne gehörten zu den ersten Spielgefährten des Prinzen Wilhelm und seines Bruders, um ihnen später als Männer treu zu dienen, als beide die Krone Preußens trugen.

Nicht im alten Krönungsschlosse aber, nicht in dem bescheidenen Privathause am Vorder-Roßgarten, das Luise eine Zeitlang mit ihrer Schwester, der Fürstin Solms, bewohnte, verlebte sie mit ihren Kindern die verhältnismäßig frohesten, heitersten Tage,



Luisenwahl (Hufen) bei Königsberg.

sondern in dem, eine halbe Stunde von der Stadt auf den „Hufen", einem zu Königsberg gehörigen Dorfe, gelegenen Landhause, das später zur Erinnerung an sie „Luisenwahl" genannt wurde. Der englische Garten, der das Haus umgibt und den ein berühmter Königsberger, Th. G. v. Hippel, angelegt, erinnert auf Schritt und Tritt an die Fürstin, die hier Erholung in schwerer Leidenszeit gefunden. In den unverändert gebliebenen Räumen des einfachen Wohnhauses, in dem terrassenförmig, zu beiden Seiten eines von murmelndem Bache durchströmten Grundes aufsteigenden Park würde auch ohne das sichtbare Denkmal, das man ihr errichtet, jeder der hohen Bäume von der holden Frauengestalt erzählen, die einst hier weilte, und von den beiden jugendlichen Prinzen, die später in sehr verschiedener Art und doch gleich segensreich über das, aus dem Unglück neuerstandene und neuerstarkte Land herrschen sollten. Damals schrieb vorahnend die Mutter: „Ich beklage mich nicht, daß meine Lebenstage in diese Leidenszeit fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden."

Unruhe und Sorge blieb indes auch in Königsberg nicht aus. Stein mußte, von Napoleon geächtet, entlassen werden. Die Erhebung Schills, das erste Aufglühen der Morgenröte der Freiheit, vermehrte momentan nur den Druck, da man fürchtete, Napoleon werde sie zum Vorwand nehmen, um Preußen ganz zu vernichten — ein Ausgang, der nur durch des Königs kluge, umsichtige Handlungsweise verhindert wurde. Seine Söhne aber suchte er mehr und mehr dazu zu erziehen, daß sie einst wirksamer das Vaterland verteidigen könnten. So erhielt Prinz Wilhelm zu Anfang 1809, als Delbrück die Erziehung des Kronprinzen allein übernahm, neben dem Professor Reimann, der ihn und seinen Vetter wissenschaftlich unterrichtete, einen militärischen Gouverneur, den Major von Pirch. Der Oberst von Gaudy, der dieselbe Stelle beim Kronprinzen einnahm, erklärte: „Wir nähern uns einem Zeitpunkte, wo der kriegerische Geist ganze Nationen ergreifen muß, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen." Solche Worte, die Aufstellung der Gedächtnistafeln für die Gefallenen in den Kirchen und andere leise, aber fühlbare Anzeichen waren das erste Wehen des Geistes, der das Unheil zum Heile wandte und das Prinz Wilhelm inmitten der Drangsal des Vaterlandes in Königsberg empfand. „Gefühle der verschiedensten Art und der Wechsel der Geschicke", sagte der Kaiser 1879 bei seinem Besuche der Krönungsstadt, „sind mir nirgends lebhafter als hier entgegengetreten; denn ich war hier in der Zeit der größten Not des Vaterlandes, und dann erlebte ich hier den größten Glanz meiner irdischen Laufbahn."

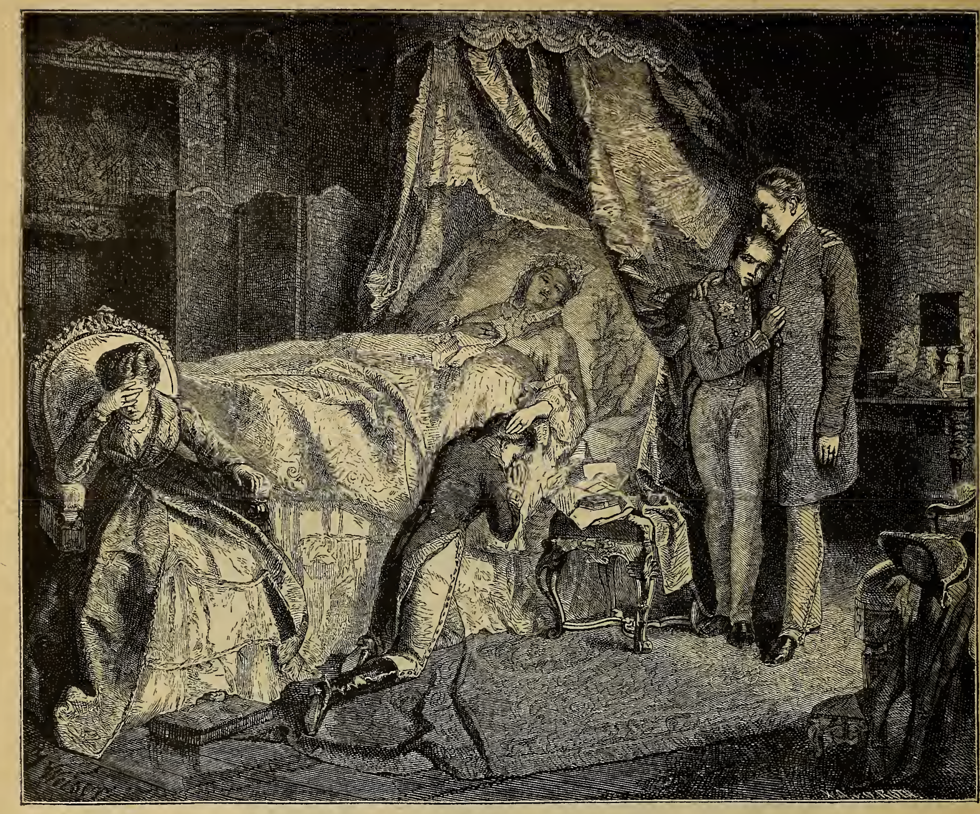
Nicht nur auf das äußere Leben aber, auch auf die Entwickelung des inneren, des Christenlebens, wirkte dieser Aufenthalt ein. Wie von frühester Jugend, so leitete Luise auch hier ihre Kinder zum Wohlthun an. Im Dezember 1809, kurz vor der Heimkehr, nahm sie noch bei einem Besuche des auf ihre Fürsprache vom Könige errichteten Waisenhauses ihre beiden ältesten Söhne mit. Die Anstalt stand unter dem Direktor Zeller, einem Schüler und Geistesverwandten Pestalozzis. Welch tiefen Eindruck dieser Mann auf das kindliche Gemüt des Prinzen Wilhelm gemacht, zeigt ein Brief, den er ihm in den ersten Tagen nach der Rückkehr aus Berlin schreibt: „Lieber Vater Zeller! Wie befindest Du Dich? Ich danke Dir sehr für das Gute, das Du mir erwiesen hast und was ich von Dir gehört habe. Ich werde mich bemühen, alles dieses zu befolgen. Behalte mich in Deinem lieben Andenken und grüße die Herren Griebe, Funk, Kolbe und das ganze Institut. Adieu, lieber Vater! vergiß nicht Deinen Sohn Willi."

Ein Mann jedoch war es vor allem, der der Königin und durch sie auch ihren Kindern hier nahe trat und dem sich nach ihrem Tode das Herz Friedrich Wilhelm III in der Trauer um den unersetzlichen Verlust mehr als irgend jemand sonst öffnete — der greise Prediger Borowski. Luise schreibt ihrem Vater, „wie er auf das geistige Wohl ihrer Kinder bedacht sei." Sie hört seine Predigten und vertieft sich dann mit ihm in Gottes Wort und arbeitet selbst Erklärungen einzelner Stellen aus. Vor der Abreise nach Berlin hielt Borowski am 2. Adventsonntage eine Abschiedspredigt in der Schloßkirche. An derselben Stelle, wo der dabei anwesende Prinz Wilhelm ein halbes Jahrhundert nachher die Königskrone auf sein Haupt setzte, sprach er die Schlußworte: „Wir werden von ganzer Seele sagen, denn heute bin ich Sprecher für alles Volk unseres Landes: Gott begleite den König, er segne die Königin! Er sei mit allen Kindern unseres Königshauses!"



Die Prinzen-Leutnants beim Einzuge in Berlin.

Es war ein köstlicher Abschiedsgruß für die sieben Geschwister (die beiden jüngsten waren in Königsberg geboren), die am 13. Dezember, zwei Tage vor dem König und der Königin, nach Berlin aufbrachen, um mit diesen gemeinsam am 23. Dezember einzuziehen. Von Weißensee her durch die Königsstraße, über die lange Brücke an des Großen Kurfürsten Denkmal, am Königlichen Schlosse vorbei nach dem schlichten Palais ging der Zug, in dem der Kronprinz und Prinz Wilhelm als Offiziere des Garderegiments zu Fuß vor demselben marschierten. Jubelnd, außer sich vor Freude, umdrängte das Volk die Truppen, das Pferd des Königs, den Wagen der geliebten Königin, die



Der Tod der Königin Luise. Hohen-Zieritz, 19. Juli 1810.
Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Wilhelm. König Friedrich Wilhelm III.

heut zum letzten Male feierlich in ihrer Hauptstadt einzog, um ihr ein halbes Jahr später für immer entrissen zu werden. Sicherlich erinnert sich Kaiser Wilhelm noch jenes Einzugstages, den die Oberhofmeisterin sehr lebhaft schildert.

An dem Krönungs- und Ordensfest, das am 18. Januar mit allem Glanz und Zeremoniell stattfand, nahm neben dem Kronprinzen und seiner Schwester Charlotte auch Prinz Wilhelm teil. Im März feierte er den letzten Geburtstag der Königin, den Frau v. Berg als einen traurigen, unruhigen Tag beschreibt, mit ihr, um kurz nachher selbst zum letzten Male den Glückwunsch der geliebten Mutter zu empfangen. Noch einmal verlebte diese glücklichere Tage während des in Potsdam und Paretz verbrachten Frühlings, von dem uns Augenzeugen manche reizende Familienszene bewahrt haben. Es schien, als sei die harmlose Zeit vor der Flucht noch einmal zurückgekehrt; freilich, wenn das heitere Spiel mit den Kindern vorüber war, so traten die ernsten Gedanken wieder in den Vordergrund. So erzählte der Bischof Eylert, auf der Terrasse von Sanssouci habe Königin Luise damals zu ihm geäußert: „Der gegenwärtige Zustand der Dinge ist ein gewaltsamer. . . . . man fühlt es heraus, wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas anderes. Aber ach! darüber können wir sterben!“

Und sie sollte darüber sterben, Preußens Erhebung nicht mehr sehen! Wenige Wochen, nachdem sie die Worte gesprochen, drückte Friedrich Wilhelm III in ihrer Heimat, bei einem Besuche ihres Vaters in Mecklenburg, ihr die Augen zu, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“

Es ist eines der ernstesten Blätter aus der Jugend unseres Kaisers, das wir hier

umwenden. Der König, selbst krank, erfährt am 18. Juli von der Lebensgefahr, in der Luise schwebt, fast unvorbereitet, obwohl er von ihrer Erkrankung wußte; denn wieviel schwere Anfälle hatte die Königin in Ostpreußen und Berlin überstanden! Nach schneller, angstvoller Fahrt hält der Wagen, der ihn, den Kronprinzen und den 13jährigen Prinzen Wilhelm nach Hohen-Zieritz geführt, gegen 5 Uhr früh auf der Höhe vor dem Schlosse still.

Heim, der treue alte Arzt, meldet der Kranken des Königs Ankunft, und als sie ihn freudig, aber matt begrüßt, fragt sie: „Wer ist mit dir gekommen?“ — „Fritz und Wilhelm.“ — „Ach Gott, welche Freude!“ Der König läßt ihre bebende Hand los und holt die Söhne herbei. — „Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid ihr da?“ Und bei dem leisen innigen Tone in Thränen ausbrechend, stürzen beide an das Bett der Mutter, die segnend die Hand auf ihr Haupt legt. Als der Brustkrampf wiederkehrt, verlassen sie erschrocken auf den Wink des Vaters das Zimmer und gehen hinaus in den Garten.

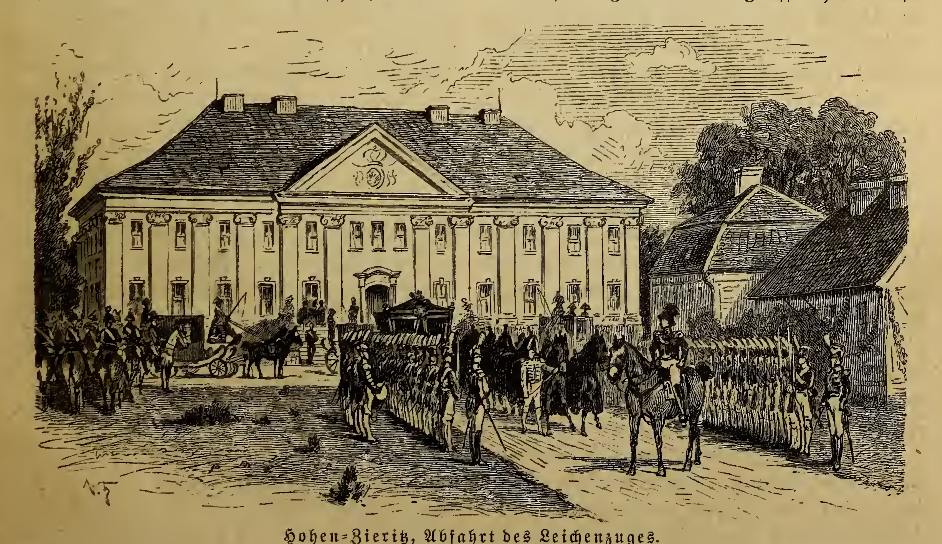
Auf der vom Schlosse hinabführenden Treppe waren die Brüder still stehen geblieben, als gegen 9 Uhr Prinz Karl von Mecklenburg sie hereinrief: „Es ist zu Ende!“ Der König war auf dem Wege zu ihnen in einen Sessel gesunken, als fehle ihm die Kraft, den Söhnen die Botschaft zu bringen. Jetzt erhob er sich, nahm ihre Hände und führte sie an das Bett der Entschlafenen, an dem sie unter Gebet und heißen Thränen niedersanken.

Ein im Sterbezimmer auf Hohen-Zieritz aufbewahrter Kranz soll von den Händen des Prinzen Wilhelm unmittelbar nach dem Tode der Mutter aus Eichenlaub und Rosen im Schloßgarten gewunden und auf ihr Haupt gedrückt worden sein.

Am 20. Juli trat er mit dem König und den Geschwistern die Heimreise an, während der feierliche Zug mit dem Sarge der Königin am 25. Juli aufbrach, und am 27. von dem König und all seinen Kindern empfangen, im Schlosse zu Berlin eintraf. Drei Tage später wurde er in Charlottenburg beigesetzt.

Am 19. Juli 1870, dem sechzigsten Jahrestage von Luisens Tode, als Napoleon III dem König Wilhelm den Krieg erklärt hatte, schloß dieser seine Thronrede mit den Worten: „Gott wird mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war!“ Dann fuhr er allein zum Brandenburger Thor hinaus nach Charlottenburg und ließ sich das Mausoleum aufschließen, wo seit 1840 auch sein Vater ruhte „an der Seite der Heißbeweinten, Unvergeßlichen.“

An Borowski, der seiner geliebten Königin in seiner Gedächtnisrede ein herrliches Denkmal gesetzt hatte, schrieb der König einen Dankbrief voll Wärme und Innigkeit, aus welchem die Trauer um die Verlorene mehr noch als aus allen mündlichen uns bewahrten Äußerungen des Königs spricht. Dieser



Hohen-Zieritz, Abfahrt des Leichenzuges.



Dr. Ludwig Ernst Borowski.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche mit der Unterschrift:
Bischof der evangelischen Kirche, Generalsuperintendent von Ostpreußen, Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat und Ritter des königlichen roten Adlerordens. Geboren 1740 den 17. Juny. Knorr pinx. Herausgegeben von Küster. Gedruckt von Hampe, akademischer Kupferdrucker.

Brief ist mit einigen späteren das schönste Zeugnis für Friedrich Wilhelm, der sie schrieb, für die Heimgegangene, für Borowski, diesen „freien, genialen, vielseitig gebildeten Geist“, wie ihn Hufeland nennt.

Die Erziehung des Prinzen Wilhelm ging um diese Zeit zum Teil in andere Hände über; der Hauptmann, spätere General von Reiche, unterrichtete ihn in der Befestigungskunst, im Aufnehmen und militärischen Zeichnen. „Prinz Wilhelm,“ schreibt Reiche, „that sich durch schnelles Auffassen und praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen, für sein Alter zuverlässigen und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden ist.“

Mit Reiche, dem späteren Helden von Großbeeren, dem sein „treu ergebener Zögling, Prinz von Preußen“ noch im Jahre 1853 einen herrlichen Dankbrief schrieb, las jetzt der junge Prinz, wie schon früher in Königsberg, mit Eifer historische und militärische Werke. Aus seinem Munde, der den Feldzug von 1806 mitgemacht, hörte er zugleich manche praktische soldatische Erfahrung, die sich aus Büchern nicht lernen läßt. Von noch größerem Nutzen waren dem Prinzen, wie er selbst häufig sagte, die Feldübungen, welche der im Frühjahr 1810 nach Berlin und Potsdam gekommene General von York machen ließ. — Während die eisernen Bande, in welche Napoleon Preußen gelegt, das unglückliche Land fester und fester zu umklammern drohten, begann man so in aller Stille zu erwachen, zu rüsten. Hatte doch Napoleon, als er den Krieg mit Rußland beschloß, die Absicht, „die Prinzen als Geiseln zu nehmen.“ Dazu ließ es Gott nicht kommen, so furchtbare Tage für den König und sein Haus auch bei dem gezwungenen Bündnisse gegen Rußland folgten. Prinz Wilhelm sah sie einziehen, die Heere des „Bundesgenossen,“ die Berlin mitten im Frieden in ein Feldlager verwandelten, und denen nur Potsdam, Breslau, Oberschlesien mit Glatz, Kolberg und Graudenz verschlossen bleiben durften.

Von der Fürstenversammlung in Dresden, die er mit dem jungen Kronprinzen besucht, zurückkehrend, lebte der König in scheinbarer Ruhe, mit seinen Kindern unter den Augen der französischen Besatzung das stillste, glücklichste Familienleben führend. So kam der Herbst 1812 heran. Napoleons Einzug in Moskau wurde durch ein Tedeum in der Hedwigskirche gefeiert. Schon aber drang allmählich die Kunde von dem Brande Moskaus, dem Abmarsch der großen Armee nach Berlin; die weitere von der Niederlage derselben, von Napoleons Flucht folgte. „Da überströmten,“ sagt ein Augenzeuge, „die stark hervorbrechenden Wogen die Ufer der Gemüter, da brausten die Fluten immer gewaltiger, da regte sich der lange verborgene

Keim des besseren Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe faßt, selbst in dem Trägsten." — Und der jugendliche Prinz, der das Wesen deutschen Geistes zuerst fühlte, bis es sich zu gewaltigem Brausen in den Befreiungskriegen erhob? Aus seinem Munde, seiner Feder haben wir einen Bericht aus jener Zeit, der zeigt, wie lebhaft er den Vorgängen folgte — einen Bericht über den denkwürdigen Moment, da Friedrich Wilhelm III den Übergang des Yorkschen Korps zu den Russen erfuhr.



Jugendarbeit.

Obwohl der König scheinbar das Vorgehen Yorks mißbilligte und den Vorschlag, sogleich einen kühnen Schlag zur Befreiung zu thun, zurückwies, erkannte doch Prinz Wilhelm deutlich den wahren Stand der Dinge, um so mehr, als der Major v. Pirch ihm unumwunden sagte: „Die Würfel sind gefallen; Preußen wird nicht untergehen."

Bei der Konfirmation des Kronprinzen und seiner ersten Abendmahlsfeier war Prinz Wilhelm zugegen, und sah am nächsten Morgen (22. Januar 1813) den Bruder mit dem König nach Breslau abreisen, wohin er selbst ihnen am 24. folgte. Hier erlebte er das Erwachen des preußischen Geistes; jubelnd drängte das Volk, des Königs Aufruf folgend, zu den Fahnen, und während die tapferen Heerführer zu Pferde mit Friedrich Wilhelm und seinen Söhnen hielten, stand in der vordersten Reihe der Freiwilligen der jugendliche Dichter von Leyer und Schwert. Die Zeiten waren gekommen, von denen er, vor Luisens Marmorbild in Charlottenburg stehend, vorahnend gesungen!



Prinz Wilhelm als Kapitän.

So dringend der noch nicht 16jährige Prinz Wilhelm am Feldzug teilzunehmen wünschte, mußte der König es ihm, seiner immer noch zarten Gesundheit wegen, versagen. Erst als er nach der Schlacht bei Leipzig den Vater in Breslau besuchte, überraschte dieser ihn mit der Erlaubnis, mit ins Feld zu gehen und übergab ihm zugleich das Kapitäns-Patent. Im November begab er sich nun wirklich mit dem Könige zur Armee, zunächst zu dem, vor Mainz liegenden Yorkschen Korps. Am Neujahrstage 1814 ging er bei Mannheim über den Rhein und wohnte der siegreichen Schlacht bei La Rothière bei. Die ersten rühmlichen Erinnerungen für seine Person knüpfen sich an die Schlacht bei Bar sur Aube (27. Februar), wo er im dichtesten Kugelregen des Königs Aufträge furchtlos und unerschrocken ausführte. Kaiser Alexander verlieh ihm dafür den St. Georgsorden, sein Vater aber am 10. März, Luisens Geburtstag, das Eiserne Kreuz. Auch bei der Schlacht vor Paris und beim Einzuge in die feindliche Hauptstadt war Prinz Wilhelm zugegen (31. März).



Prinz Wilhelm im 17. Lebensjahre.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von K. Steuben.

Er begleitete dann den König bei seinem Besuche in London, dem am 7. August der Einzug in Berlin folgte. Das war ein gewaltiger Eindruck, als er in die vom Unterdrücker befreite Residenz seines Vaters heimkehrte, ein Eindruck, dessen Spur er sein ganzes späteres Leben hindurch festhält und durch sein erhebendes Gottvertrauen neben äußerster Anstrengung der eigenen Kraft bekundet. — Die Gesinnungen, auf denen diese Charakterzüge beruhen, hatte der Prinz zunächst bei seiner Einsegnung Gelegenheit, auszusprechen. Während der Wiener Kongreß tagte, während nach kurzem Frieden die Schreckenskunde von Napoleons Rückkehr von Elba die Welt erschütterte und die Heere aufs neue ihm entgegenzogen, hatte Prinz Wilhelm die unterbrochenen Studien wieder aufgenommen und sich beim Oberhofprediger Ehrenberg zur Konfirmation vorbereitet, die am 8. Juni 1815 stattfand.*) „Heute war wieder ein recht ergreifender Tag“, schreibt seine Tante, Prinzeß Wilhelm. „Wilhelm wurde eingesegnet in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, was doppelt rührend war durch diese Zeit, wo es ihm doch näher als je steht, seinen Glauben und sein Gelübde halten zu können bis in den Tod. Was die Feierlichkeit noch erhöhte, war, daß uns der Abschied bevorstand noch einmal von den beiden ältesten, die ihren Bataillonen heute nachreisen.“ Und weiter: „Heute hat Wilhelm zum erstenmal das Abendmahl genommen . . . er hat bei mir zu Nacht gegessen . . . er ist ein so guter Jüngling; alle die Kinder sind ausgezeichnet und zeigen mir soviel Anhänglichkeit, daß ich ihnen gut sein muß.“ — Wie sein älterer Bruder, so erfaßte auch Prinz Wilhelm die Feier mit tiefem Ernste, mit Demut und Gottesfurcht und zugleich im klaren Bewußtsein der Pflichten seiner fürstlichen Stellung. In warmen festen Worten spricht sein Glaubensbekenntnis all diese Punkte aus.

Aus der Zeit vor seiner Einsegnung, dem 17. Lebensjahre des Prinzen, ist ein Gemälde von Steuben erhalten, bei dessen Anblick wir uns der, Jahre vorher niedergeschriebenen Bemerkung der Königin erinnern, er wäre seinem Vater am ähnlichsten. In späteren Jahren hat sich, wohl auch durch die verschiedene Barttracht, diese Ähnlichkeit mehr verloren, die auffallend ist, wenn wir Steubens Bild mit den jüngeren Porträts Friedrich Wilhelm III vergleichen.

Unmittelbar nach der Konfirmation eilte der Prinz an der Spitze seiner Garde-Füsiliere nach dem Kriegsschauplatz. Auf dem Wege schon begegneten ihm die Boten des Sieges von Belle-Alliance, und wieder zog er mit dem Könige in Paris ein. Hier warf ihn eine Brustfellentzündung aufs Krankenlager, der letzte Anfall seiner bisherigen Kränklichkeit, die von jetzt ab rüstiger Gesundheit und Manneskraft Platz machte. Schon als er

*) Obgleich die unvergeßliche Mutter heimgegangen, fehlte es ihm nicht an mütterlicher Liebe und an Sorge an diesem Tage.



Prinz Wilhelms Ordonnanzritt in der Schlacht von Bar-sur-Aube.

mit dem König und dem Heere in Berlin einzog, war er vollkommen wiederhergestellt und konnte an dem Jubel des Siegesfestes am 21. Oktober teilnehmen. Wie von Herzen er das gethan, sehen wir daran, daß Kaiser Wilhelm noch jüngst, bei seinem 80jährigen Dienstjubiläum, die Befreiungskriege die schönste Erinnerung seiner Jugend nannte.

Bei einem Bilde seiner Jugend müssen wir auch mit diesem Moment schließen. Durch ihre Erlebnisse empfindet vielleicht Kaiser Wilhelm so tief die ernsten Pflichten, die Verantwortung gegen Gott und sein Volk, in seiner mächtigen Stellung. Was Deutschlands Kaiser am Altar der alten Krönungsstadt, der Stätte der Leiden seiner Kindheit, gelobt, das strebt er fort und fort mit unbedingter Hingebung zu erfüllen, und sichtbar ruht auf seinem Walten der Segen Gottes.*)

*) D. Verf. ist in diesem Artikel im wesentlichen dem soeben erschienenen Werke von Friedrich Adami „Das Buch vom Kaiser Wilhelm“ (6 Abteilungen à 2 M.) gefolgt, dem auch unsere Abbildungen mit Bewilligung der Verlagshandlung entnommen sind.

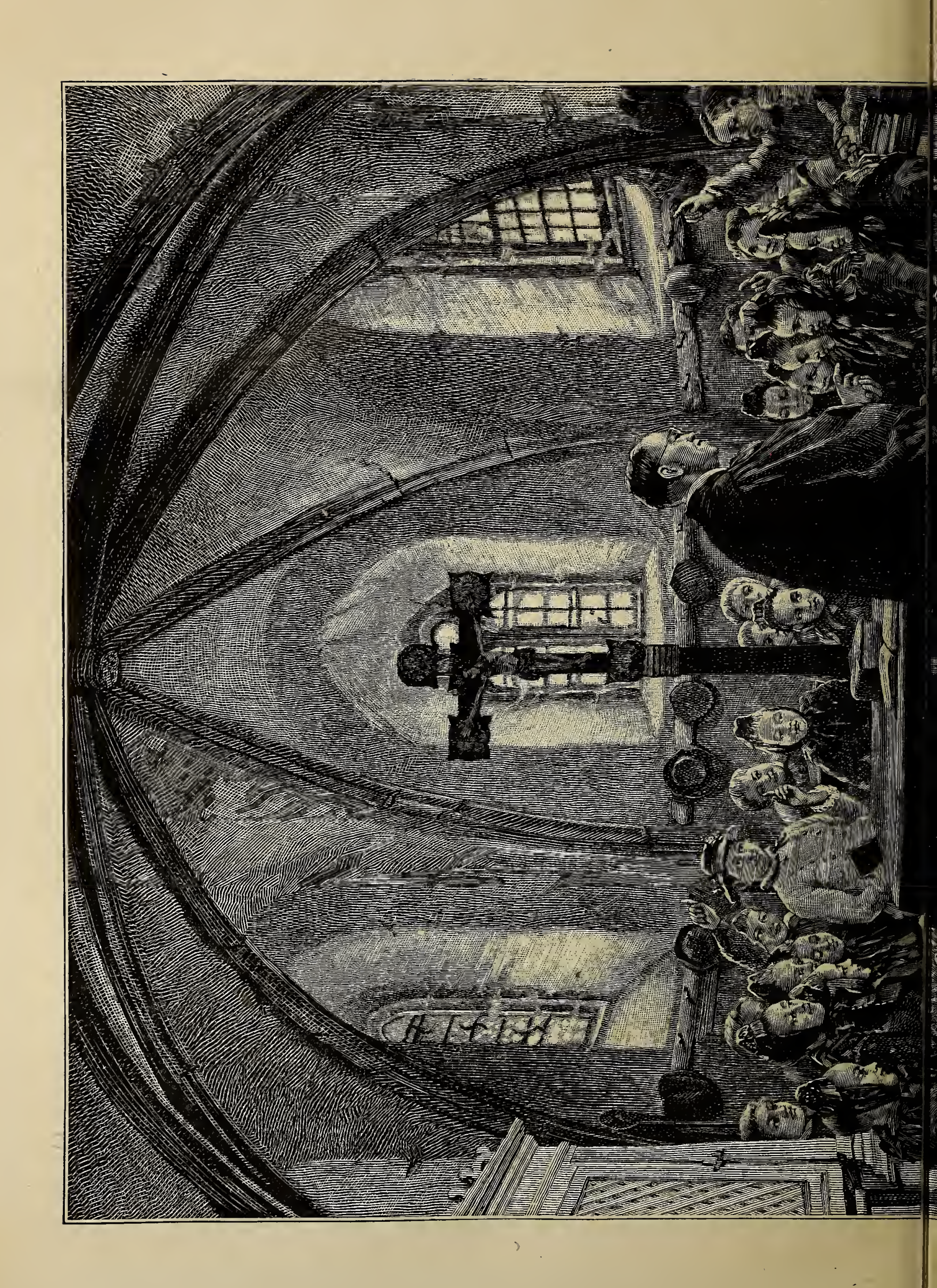
Mit dem Mehrlader.

Schwarzsehende Gemüter erblickten in der jüngsten Einberufung der Reservisten einiger Armeekorps bereits den Anfang vom Ende: nämlich des Friedens, und an den bekannten Giftbäumen bröckelten einige Kursprozentchen ab. Freilich, die Zeit, in welche die Einberufung fiel, war trübe genug, aber die Übung der Reservisten selbst hatte mit den großen und kleinen Wölkchen am politischen Horizont nichts zu thun, sie galt lediglich der Einweihung der Mannschaft in die Geheimnisse des neuen Gewehrs Mod. 71/84 vulgo unsers Mehrladers. Trotzdem dies auch sofort offiziell und offiziös bekannt gemacht wurde, muß bei den Herren in Paris dennoch so etwas wie einige Spritztropfen eines kalten Wasserstrahls haften geblieben sein, denn kaum waren die sieben Tage, in denen „unsere Alten schneller tot schießen lernen sollten“, wie der Berliner sagt, verflossen, so meldete der Telegraph aus Paris auch sofort: „Börse fest und Rente steigend



Von den Frühjahrsübungen: Unsere Reservisten mit dem Repetiergewehr.

auf pünktliche Entlassung der deutschen Reservisten.“ Die Einberufung war in der That eine längst beschlossene Maßregel und eine notwendige Konsequenz der Neubewaffnung der Infanterie. So eng sich das Gewehr Mod. 71/84 an unser bisheriges Infanteriegewehr in seiner ganzen Konstruktion anschließt — und wir betrachten dies als eine seiner besten Eigenschaften — so gewiß es von einer geradezu musterhaften Einfachheit in der Anwendung aller Teile ist, kennen lernen muß es der Soldat doch, ehe man es ihm vertrauensvoll zum Gebrauch in die Hand geben kann, und die sieben Tage mußten gewiß überall sehr intensiv ausgenutzt werden, um jene notwendige Kenntnis zu erlangen. Die deutsche Heeresleitung ist diesmal von einem bei früheren Neubewaffnungen stets befolgten Prinzip abgewichen und hat das neue Gewehr nicht sekretiert, da sich herausgestellt hatte, daß die Konstruktion einer Waffe, die man Hunderttausenden in die Hände gibt, der Natur der Sache nach überhaupt nicht dauernd zu verheimlichen ist — wir dürfen unsern Lesern daher, ohne indiskret zu sein, wenigstens über die Grundzüge der neuen Konstruktion einiges mitteilen: Der Lauf des Gewehres ist nur etwas verkürzt, sonst aber der alte geblieben, speziell hat man das alte Kaliber





Konfirmandenprüfung in einer oberhessischen Dorfkirche. Gemalt von O. Piltz.

beibehalten. Die großen Vorteile, welche man sich von der Annahme eines kleineren Kalibers versprach, scheinen sich demnach bei den eingehenden Versuchen nicht voll bestätigt zu haben, auch ist wohl die Anfertigung der Läufe mit engerer Seele auf Bedenken gestoßen, während zugleich die großen Vorräte an Kriegsmunition den Übergang zu einem kleineren Kaliber schwierig machten. Die Visierung ist wesentlich verändert und für den praktischen Gebrauch der Truppe vereinfacht. Als Hauptsache erscheint jedoch natürlich die Repetiervorrichtung: das Magazin liegt unterhalb des Laufes; zwischen dem Magazin und dem im allgemeinen unverändert gebliebenen Schloß vermittelt der sogenannte Löffel die Zuführung je einer Patrone derart, daß das Öffnen und Schließen des Schlosses direkt das Gewehr aufs neue schußfertig macht. Da das Magazin acht Patronen faßt, eine neunte als im Lauf befindlich angenommen wird und eine weitere endlich ausnahmsweise noch in dem Löffel selbst untergebracht werden kann, so verfügt der Schütze bei völlig gefülltem Magazin über zehn Schuß, die er hintereinander, ohne zur Patronentasche zu greifen, abfeuern kann.

Der ganze Mechanismus, an dem selbstverständlich auch die Absperrvorrichtung zum Schluß des Magazins nicht fehlt, ist wie gesagt staunenswert einfach — die Hauptschwierigkeit liegt in der richtigen Anwendung der Waffe, und auf ihre Erlernung wird selbstverständlich auch bei der Übung unserer Reservisten jener Wert gelegt, der für die Ausbildung der deutschen Truppen charakteristisch ist. Da gilt es in der That, die kurze Spanne Zeit von sieben Tagen recht auszunutzen: Instruktion, Exerzieren, Zielen und Schießen füllen sie vollauf vom frühen Morgen bis zum späten Abend aus, die Tage sind trotz der Winterzeit den Mannschaften und vor allem dem Lehrpersonal gewiß zu recht heißen geworden. Man darf nicht vergessen, daß das neue Gewehr an die Selbständigkeit und — an die Selbstbeherrschung des Schützen ganz andere Ansprüche stellt als bisher, mehr als je ist eine straffe Regelung der Feuerdisziplin zur Notwendigkeit geworden, um dem vorzeitigen Ausschießen des Magazins vorzubeugen und dasselbe gewissermaßen als ein intaktes Reservoir für die wirklich entscheidenden Kampfmomente zu erhalten.

Mit der Durchführung der Neubewaffnung der Armee, die voraussichtlich schon in den nächsten Monaten vollendet sein wird, ist die deutsche Heeresleitung wiederum allen europäischen Großmächten vorangeeilt — unsere Infanterie muß jetzt wieder als die weitaus bestbewaffnete des Kontinents angesehen werden. Wir sind freilich die letzten, welche die Art der Waffe als den allein entscheidenden Faktor für Sieg oder Niederlage betrachten, die beste Waffe ist ein nutzloses Werkzeug in der Hand einer schlecht ausgebildeten, mangelhaft disziplinierten Truppe, und gute Infanterie hat mit mittelmäßigen Waffen oft Wunderdinge verrichtet. Ebenso gewiß ist aber ein treffliches Gewehr in der Hand einer guten Infanterie ein wesentliches Moment für den Erfolg! Das Gewehr haben wir — nun, wer unsere blauen Jungen jetzt in diesen Tagen der Übung fröhlich und guten Muts ihren Garnisonen zueilen sah, wird wohl auch wissen, daß wir auf sie zählen dürfen. H. H.



Wiedergewonnen.

Von Eugenie Tafel.

I.

Es war „französisches“ Kränzchen, wenigstens lag ein Buch in dieser Sprache zum Zweck des Vorlesens auf dem reichbesetzten Kaffeetische. Vorläufig wurde recht lebhaft auf gut deutsch geplaudert, und die jungen Mädchen im Kreise fanden es äußerst gemütlich in der eleganten, wohldurchwärmten Stube, während draußen die ersten Schneeflocken des Jahres sachte zur Erde niederfielen. Die Wirtin, Elise Wellmer, eine hübsche Brünette, bereitete den duftigen Trank, und die Freundinnen fanden, daß sie vor ihnen bevorzugt war, diesen Raum ihr persönliches Eigentum nennen zu dürfen, und priesen sie als ein Glückskind. Helene von Polnitz meinte: „Wir können aber alle zufrieden sein, und die einzige, welche sich allenfalls beklagen dürfte, thut es niemals; ob Josepha auch heute nicht kommt? Es wäre doch schade.“

„Sicher kommt sie nicht, die Mama wird's wieder unmöglich machen; wir wollen nur anfangen mit Kaffeetrinken, es ist vier Uhr,“ sagte Elise mit einem Blick auf die kostbare Stutzuhr. Doch — sie hatte kaum ausgesprochen, als die Genannte ins Zimmer trat, stürmisch begrüßt von den Anwesenden: „Endlich, Josepha,“ — „nun, das ist schön,“ — „du Ungetreue, Vielbeschäftigte,“ so schwirrte es durcheinander.

„Nun sind wir heilige sieben einmal wieder vollzählig beisammen,“ sagte Elise, der Neuangekommenen einen bequemen Fauteuil heranschiebend, „jetzt ruhe dich nur gründlich aus von all deinen Anstrengungen.“

„Welchem ungewöhnlichen Ereignis verdanken wir denn das Glück deiner Anwesenheit?“ fragte eine Stimme. „Ihr alle habt weder vier kleine Geschwister noch drei große Brüder dazu,“ sagte Josepha lächelnd, „und wie ihr wißt, ist Mama oft angegriffen und dann die Älteste nötig auf dem Platze; aber ich freue mich, daß zu Hause heute alles wohl und gut im Geleise ist, so daß ich einmal wieder mit euch zusammen sein kann.“ Helene drückte der Freundin nochmals die Hand, und dann kam der Fluß der Unterhaltung wieder in sein voriges Bett zurück.

Der Ball bei Präsident Helmholzens bildete das Hauptthema, und Josepha fühlte sich fast ein wenig fremd unter den Freundinnen, als immer wieder andere Namen auftauchten und es gar kein Ende nehmen wollte mit den Erinnerungen an den glanzvollen Abend, den Bemerkungen über Toiletten und Betrachtungen über diesen und jenen. Helene war schweigsam und fing endlich mit Josepha ein leises Gespräch an: „Wir beide haben das Fest nicht mitgemacht,“ sagte sie, „und eine vernünftige Beschreibung bekommt man doch nicht; also erzählen wir uns lieber die letzten Erlebnisse.“ Josepha wußte davon nun freilich nicht viel Interessantes zu berichten; ihre kleinen Geschwister hatten die Masern gehabt, dadurch war sie kürzlich ganz aus dem geselligen Verkehr gekommen. Doch hatte sie während langer Nachtwachen immerhin Zeit gefunden, manches zu lesen, und das gab für die beiden jungen Mädchen Stoff genug zu lebhaftem Austausch. Daneben war es immer wieder ein und derselbe Name, welcher dazwischen an Josephas Ohr traf, so daß sie dieses doch teilweise der Unterhaltung der übrigen zuwandte, um zu erfahren, welche Bewandtnis es damit eigentlich habe.

Meist pflegten die jungen Herren, sowohl die der Universität, als die des Gerichts und auch manche Offiziere, in ihrem elterlichen Hause Besuch zu machen, und doch war ihr dieser Name völlig fremd, ein Name, dessen Träger in der Gesellschaft offenbar eine Rolle spielte und, wie es schien, bei den jungen Damen ausnahmslos Epoche gemacht hatte. „Wer ist denn eigentlich dieser Dr. Leonardi?“ fragte Josepha leise, sich an Helene wendend. „Ich habe ihn nur einmal flüchtig gesehen,“ antwortete diese, „und hatte den Eindruck eines sehr eleganten, gewandten jungen Mannes. Mein Robert sagte, er schiene ihm eine nicht unbedeutende Persönlichkeit zu sein, aber wer und woher er ist, kann ich dir auch nicht sagen. Übrigens,“ wandte sie sich an die anderen, „sollen wir nun nicht lesen?“

„O,“ lachte ihre Nachbarin, „fürchtest du wieder, daß dich nachher dein gestrenger Herr Bräutigam examiniert, was wir getrieben haben? Ich finde das Plaudern weit hübscher als das langweilige Gelese.“

Josepha nahm das Buch auf. „Nun, viel

geleistet habt ihr während meines Ausbleibens nicht, ich kann ungefähr da weiter fortfahren, wo ich stehen blieb. Da unser Kränzchen von den Mamas aber als ein ‚französisches‘ erlaubt wurde, so wollen wir auch etwas gewissenhaft darin sein, also — soll ich den Anfang machen?“

„Ja, bitte,“ riefen die anderen. Wenn Josepha las, hörten alle gern zu, und ein Vorschlag von ihr fand so leicht keinen Widerspruch.

Aber kaum war die Kuchenpause eingetreten, als auch schon wieder Dr. Leonardi oben auf war und Josepha vorschlug, eine Strafe auf den Mißbrauch dieses Namens zu setzen. „O,“ riefen mehrere Stimmen, „du kennst ihn noch nicht.“

„Nun,“ antwortete sie, „so erklärt mir, wer er eigentlich ist, und dann lassen wir ihn eine Weile in Ruhe.“

Aber nicht eine der jungen Damen wußte genügenden Bescheid zu geben. Josepha erhielt nichts als ein Durcheinander von Beschreibungen und Auffassungen der interessanten Persönlichkeit und blieb ziemlich so klug wie vorher, doch schien es ihr, als ob die Erzählerinnen sich mehr um den Helden bekümmert hätten als dieser um sie.

Als später Major Wertheim gemeldet wurde, welcher kam, seine Braut abzuholen, stand auch Josepha auf, um sich den beiden anzuschließen, da Helene ihr anbot, den kleinen Umweg an ihrer Wohnung vorbei zu machen.

Die Zurückbleibenden saßen noch länger in fröhlichem Gespräche, während Josepha von dem Brautpaar begleitet wurde. „Komm nun doch auch wieder zu uns,“ bat Helene herzlich, „Mama fragt so oft nach dir.“

„Wenn ich kann, komme ich nirgends lieber hin als zu euch, das weißt du wohl, Helene, auch, wie sehr ich deine Mama verehre, aber es ging kürzlich selten, daß ich abkommen konnte.“

„Was auch mir leid that,“ sagte Major Wertheim. „Ich schätze Ihren Verkehr für Helene am meisten und finde diese durch die Freundin Josepha immer angeregt und befriedigt, was viel heißen will bei meiner Braut.“

„Aber, Robert,“ meinte Helene, „das klingt ja, als wäre ich entsetzlich anspruchsvoll!“

„Nein, Kind, das meine ich nicht, sondern nur, daß dir allein ein Verkehr genügt, durch welchen dir auch wirklich etwas gegeben wird, z. B. so recht nicht das Kränzchen, ohne die eine Blume darin; also, Fräulein Josepha, Sie verpflichten auch mich zu Dank, wenn Sie Helene öfter besuchen, die ja sehr gebunden ist durch die kränkliche Mutter, welche sich dann gleichfalls freut.“

Nach herzlicher Verabschiedung trat Josepha in ihre Wohnung ein und eilte hastig die Treppe hinauf, als sie oben Kindergeschrei hörte, was sie stets zu beschwichtigen verstand.

Als sie am nächsten Morgen im Salon die Möbel abstäubte und dabei eine Schale mit Visitenkarten in die Hand bekam, fiel ihr Blick sofort auf den Namen: „Dr. Leo Leonardi.“ „Wieder derselbe Mann, und wie eigentümlich das Leo dabei!“ dachte sie; also hatte er doch hier Besuch gemacht, wahrscheinlich während der Maserngeit, und war nicht angenommen worden.

II.

Wer war denn Dr. Leo Leonardi? Der Held des Tages unstreitig, und das wollte etwas sagen in einer größeren Stadt, wo Universität, Militär, zahlreicher Beamten- und Kaufmannsstand vertreten war und schon etwas dazu gehörte, überhaupt bemerkt zu werden. Nun — Dr. Leo Leonardi war — in erster Linie — reich, dann — eine auffallend hübsche Erscheinung, hatte feine Manieren, ein sehr sicheres, etwas selbstbewußtes Auftreten, gewandte Redeweise, angenehmes Organ; er sang hübsch, tanzte elegant, ritt gut und zwar ein eigenes kostbares Reitpferd; er besaß, wie es schien, tüchtige Kenntnisse, dazu einen feinen Humor, der oft ins Sarkastische spielte und sein Übergewicht noch hob. Also — er hatte alle Eigenschaften, welche den Frauen im allgemeinen imponieren und welche die Männer gelten lassen.

Wie wären aber alle diejenigen erstaunt gewesen, welche in ihm den Mann der großen Welt erkannten, hätten sie einen Blick in seine Heimat werfen können!

Tief im Gebirge im einsamen Thal, zwischen hohen Felsen und dunklen Wäldern lag sein Elternhaus; still und verlassen waren die Räume, wo seine Wiege gestanden, wo der Knabe, ganz abgeschlossen von der Welt, herangewachsen war.

Still freilich war eben die Einsamkeit dort nicht zu nennen. Das Rauschen des wilden Gebirgsflusses übertönten die mächtigen Hämmer des großen Eisenwerkes, welches vom Großvater gegründet, vom Vater und dessen Bruder seither betrieben, den Wohlstand des Hauses zu ansehnlichem Reichtum gebracht hatte.

Leo kam eben dort her von kurzem Aufenthalt; ein Schatten legte sich auf sein Angesicht, wenn er an denselben zurückdachte. Wohl hatte er gewußt, daß es verödete Räume waren, in welche er eintreten würde, und die Nachricht von seines Vaters Tode hatte ihn vor wenig Monaten fern im Auslande schmerzlich betroffen, und doch — er hatte einen anderen Empfang erwartet.

Es war eine düstere Heimkehr gewesen. Der Regen goß in Strömen vom Himmel; wild bäumten die Pferde auf und wollten nicht über die Brücke, welche den hoch angeschwollenen, reißenden Fluß überspannte; endlich bezwungen, scheuten sie noch einmal, als die grellen Feuer des Eisenwerkes unheimlich aus der finsteren Nacht auftauchten; sie mußten auch daran vorbei. Noch eine kleine Strecke bergauf, und einzelne erleuchtete Fenster zeigten undeutlich die Umrisse eines großen massiven Steinbaues. Es war das alte Wohnhaus, dessen Lage, an Felsen gelehnt, zu seinen Füßen das silberklare, rauschende Wasser und dahinter die hohen, schlanken Tannen, bei hellem Sonnenschein wohl romantisch, jetzt aber finster und schaurig war.

Leo, froh, das schützende Dach erreicht zu haben, wurde an der Thür von einem alten Manne und einer alten Frau erwartet, welche wehmütig ihren jungen Herrn begrüßten.

Franz, der Diener seines Vaters seit so vielen Jahren, leuchtete ihm die Treppe hinauf, vorbei an der unteren verschlossenen Korridorthür, welche Leo, sich hart auf die Lippen beißend, mit finsterem Blicke streifte. Lena, die alte Haushälterin, folgte leise weinend nach; sie wollte sehen, ob der junge Herr auch alles zu seiner Bequemlichkeit finde, ob er etwa eine Erfrischung wünsche: „zum Abendbrot würde er in einer Stunde unten erwartet."

Leo schien die letzte Bemerkung zu überhören, er brauche nichts als Ruhe und Alleinsein, sagte er, indem er den beiden Alten die Hand reichte, welche ihn dann schweigend verließen.

„Also das ist daheim," sagte Leo leise vor sich hin. Wie fremd und kalt blickte ihn alles umher an! Langsam durchwanderte er einen Raum nach dem anderen. Nichts schien hier berührt; als hätte der Vater noch eben hier geweilt, so stand und lag alles in gewohnter Weise auf seinem Schreibtische, und selbst die Stube der längst verstorbenen Mutter — jedes Stück stand darin noch so, wie er es immer gekannt, wie damals, als er hier zu ihren Füßen gespielt hatte. Da stand ihr Arbeitstisch am Fenster, das Strickkörbchen darauf, ihre Bibel daneben. Wie genau kannte Leo jedes Bild in dieser Bibel! Er warf einen scheuen Blick auf das verschlossene Buch, das ihm so manches Jahr nun auch verschlossen geblieben war, aber die Bilder standen lebendig vor seiner Seele, und ein leiser Seufzer entstieg seiner Brust. Dann in der Wohnstube über dem Flügel die Bilder der Eltern; die Kerze, welche er in der Hand hielt, zitterte und warf ein unsicheres Licht darauf, oder war etwas in seinem Auge, was seinen Blick verdunkelte, daß er die Züge nicht klar zu erkennen vermochte? Und endlich das Schulzimmer, der Tisch in der Mitte, an welchem er die ersten Grundlagen der Wissenschaft in sich aufgenommen. Dort hing die große Landkarte noch an der Wand; jetzt kannte er vom Augenschein die meisten der Länder, welche er einst darauf zu suchen hatte, wobei er oft einen verstohlenen Blick daneben durchs Fenster warf, wo die goldene Freiheit winkte. Fast war es ihm, als stände sein Lehrer, der gute, treue Hilger, wieder neben ihm, schüttelte ernst sein Haupt über eine flüchtig gearbeitete Lektion, und er war wieder der wilde, unbändige Knabe und hörte das mahnende „Leo! Leo!"

Auch Lehrer Hilger ruhte im Grabe! War denn niemand, niemand mehr, der ihm angehörte? Er war daheim so einsam, wie sonst nirgends auf der Welt — die glänzende Welt, welche ihm huldigte, die ihm alles bot, was er wünschte, was wollte er hier in der toten Vergangenheit?

Die schweren alten Möbel hier im Eßzimmer, die dunklen Bilder längst vergangener Geschlechter, welcher Kontrast gegen die eleganten Häuser in den großen Städten, die sich ihm überall freundlich und sonnig öffneten! Er erschrak über seinen eigenen Schritt,

der so gespenstisch in den dunklen verlassenen Räumen widerhallte.

Doch — jetzt hörte er andere Tritte im anstoßenden Zimmer und ging dahin. „Guten Abend, Leo," wurde er von einem älteren Herrn begrüßt. Etwas zögernd ergriff er die dargebotene Hand und sagte kühl: „Guten Abend, Onkel Ewald, ich dachte, du wärest nicht zu Hause."

„Das war ich auch nicht, hatte drunten im Geschäft noch zu thun und wurde durch das Unwetter aufgehalten, konnte eben erst zurück, als der Regen nachließ. Ich höre soeben, daß du da bist; meine Damen erwarten dich unten, wenn's gefällig ist, mit mir zum Abendessen zu kommen."

Es lag in Ewald Leonardis Wesen ein Etwas, dem schwer zu widersprechen war; sein Ton war stets gleichmäßig ruhig, niemals lebendiger; es war nichts Befehlendes, nichts Hartes in dem Klange dieser Stimme, welche sich weder im Affekt hob, noch in Traurigkeit tiefer sank, aber etwas, dem sich jeder unterwarf. Für Leo war er ein Rätsel geblieben während seiner ganzen Jugendzeit; nur widerstrebend hatte er sich der Übermacht des Onkels gebeugt, und — er beugte sich auch jetzt wieder. Die Einladung hatte er ignorieren wollen, es war ihm zu empfindlich, von den Verwandten nach jahrelanger Abwesenheit zum Empfang nicht begrüßt worden zu sein, und nun — nahm er stillschweigend doch diese Einladung an. Des Onkels Auge ruhte so durchdringend und doch ruhig auf ihm. Leo hatte die Empfindung, als lese er jeden Gedanken in seiner Seele; er hielt den Blick nicht aus, er, der sonst so sicher jedem Augenpaar begegnete.

Die unteren Räume waren weit eleganter ausgestattet als die oberen, und Frau Mechtildis bewegte sich darin wie eine geborene Fürstin. Sie war und blieb eine schöne, imposante Frau, und obgleich einige Silberfäden ihr reiches, dunkles Haar durchzogen und einzelne feine Falten sichtbar waren, welche Leo bei seinem Abschied noch nicht gesehen, so fand er die Tante doch noch ebenso frisch und jugendlich.

Und Rosa — mit etwas beschleunigtem Herzschlag blickte er auf das schöne Mädchen, auf die ihm bestimmte Braut — sie war der schönen Mutter noch ähnlicher geworden, nur blond, statt dunkel, ihre blauen Augen hatten denselben wunderbaren Glanz, und mit vornehmer Sicherheit trat die junge Dame ihm entgegen, den Vetter begrüßte sie freundlich aber kühl.

Daß die Damen am nächsten Morgen abreisen wollten, war fast das erste, was Leo hörte und was ihn im Innersten verstimmte. „Es ist schade, daß sich das gerade so trifft," bemerkte der Onkel, „du mußt dir hier an mir allein genügen lassen; wir erfuhren deine beabsichtigte Ankunft so spät, daß der bei Verwandten meiner Frau versprochene Besuch nicht wohl abzuändern war."

Die Unterhaltung war etwas gezwungen, wenngleich Leonardi der Ältere gänzlich unbefangen über dieses und jenes sprach, auch Fragen an seinen Neffen stellte über seine Studien, Reisen &c. „Du denkst wohl jetzt ins Geschäft einzutreten?" fragte er in ruhigstem Tone.

„Noch nicht," antwortete Leo rasch, den es eiskalt überlief bei dem Gedanken, für immer hier schon gefesselt zu sein. Doch blickte er unwillkürlich auf Rosa; ein warmer Blick ihrer schönen Augen, ein freundlich zuredendes Wort von ihr oder ihren Eltern hätte ihn doch vielleicht geneigt gemacht, aber sie schaute so gänzlich unberührt auf und richtete eine Bemerkung über die morgige Abreise an ihre Mutter, daß Leo mit Bestimmtheit erklärte, vorerst über den Winter nach der Universität zurückzukehren, wo er vor den Herbstferien seinen Doktor gemacht hatte, um sich dort als Privatdozent zu habilitieren, dann — wollte er weiter sehen — das Geschäft sei ja in des Onkels Händen aufs beste besorgt. „Wie du willst," war dessen einzige Antwort; die Damen sagten gar nichts, es schien allen gänzlich gleichgültig, ob er blieb oder ging.

Rosas reservierte Haltung stachelte ihn doch; er nahm sich gewaltsam zusammen, verschluckte allen Ärger, um sich liebenswürdig zu machen, aber — umsonst. Gewohnt, die Gunst der Frauen ohne sonderliche Mühe zu gewinnen, verdroß es ihn hier doppelt, weder Mutter noch Tochter irgendwie fesseln zu können. Dazu war Frau Mechtildis seine einzige Tante, und Rosa nicht nur seine einzige Kousine, sondern auch nach elterlichem Wunsch ihm zur Lebensgefährtin bestimmt.

Ruhelos wanderte Leo noch lange in seiner Schlafstube auf und ab; die Erfahrungen dieses Abends waren ihm etwas zu viel geworden, namentlich nach den Gedan-

ken, welche ihn den Tag über beschäftigt hatten. Er hatte nämlich am Morgen in der benachbarten Stadt bei dem Anwalte seines Vaters von dem Testamente Einsicht genommen, mit dessen Inhalt ihn derselbe vorläufig schriftlich bekannt gemacht hatte, ein Inhalt, der ihm unglaublich erschienen war.

Daß sein Vater wie weiches Wachs in den Händen des Bruders gewesen, war Leo wohl bekannt; die Spuren solcher Abhängigkeit fanden sich aber doch überraschend in diesem letzten Willen. Nach demselben sollte er erst in den vollen Besitz des väterlichen Vermögens kommen, wenn er mit Rosa verheiratet war. Die Hälfte dieses Vermögens würde aber an „meine geliebte Nichte, Rosa Leonardi,“ wie der Wortlaut hieß, fallen, wenn aus der von den Eltern gewünschten Verbindung nichts werden sollte. Nun schien es ihm, als ob Rosa ihn nicht haben wollte, sie wünschten nur sein Geld, und das erbitterte ihn im tiefsten Herzen. Der ehrgeizigen Tante sah es ganz gleich, daß sie so wie so für ihre Tochter eine glänzendere Partie wünschte, irgend einen vornehmen Namen, und mit seinem halben Erbteil noch zu ihrem Vermögen konnte sie ja größere Ansprüche machen. Der Onkel, nun — der wollte vorerst nur das Geld sichern, und behielt weitere Entscheidung in der Hand, je nachdem es ihm passen würde; das alles war für Leo unzweifelhaft, aber — Rosa? — Sie war freilich immer das Prinzeßchen gewesen, welches seine, des älteren, einzigen Spielgefährten, Ritterdienste gnädig angenommen, aber er hatte das Kind lieb gehabt und sie als Jungfrau anders zu finden erwartet, als er sie nun gefunden hatte. Es lag in ihrem Wesen im ganzen nichts Kaltes, noch weniger etwas Berechnendes, also wie mochte es kommen, daß sie ihm so abweisend entgegentrat? Wußte sie, oder wußte sie nicht von der Bestimmung der Eltern? Diese Fragen beschäftigten Leo und raubten ihm den Schlaf.

Als am nächsten Morgen Tante und Kousine abgereist waren, begleitete Leo seinen Onkel in das Eisenwerk, wo er sich überzeugen konnte, mit welcher Umsicht und Energie das Ganze geleitet wurde. Auch in die Bücher gab Ewald Leonardi seinem Neffen einen Einblick, und als sie dann zusammen durch das große Arbeiterdorf heimkehrten, nahm Leo wahr, daß auch hier ein wachsames Auge, ein praktischer Blick auf allem ruhte; Frauen und Kinder, nicht weniger als vorher die Männer auch, schauten zu ihrem Brotherrn offenbar mit Respekt auf. Leo wollte seine Anerkennung nach dem was er sah, nicht versagen, konnte aber persönlich doch das rechte Vertrauen zu dem Manne an seiner Seite nicht fassen. Daneben war ihm das Gefühl keineswegs angenehm, sich auch in geschäftlicher Hinsicht völlig überflüssig zu finden. Sein Vater war ein fleißiger Kontorarbeiter gewesen, viel mehr wohl kaum, die eigentliche Leitung lag doch immer in des jüngeren Bruders Hand. Auch dieser Gedanke war für Leo peinlich, denn er hatte seinen Vater als einen durchaus nicht unbedeutenden Mann gekannt, aber als eine anders angelegte Natur, edel und mehr ideal angelegt; dabei war er ein Gefühlsmensch gewesen, welcher nach dem Heimgang seiner geliebten Hausfrau still und in sich gekehrt gelebt hatte.

Leo besuchte noch einige Lieblingsplätze in der Umgegend, sprach da und dort auf Augenblicke in einem Hause ein, langweilte sich aber bald in Eschenwerder, wie seine Heimat benannt war, kürzte den beabsichtigten längeren Aufenthalt möglichst ab und ging mit dem Vorsatz, sobald nicht wieder zu kommen, fort.

III.

„Frauchen, wir müssen eine Gesellschaft geben,“ sagte eines Abends Geheimrat von Jaagow, Josephas Vater, am Familientische.

„Wenn es sein muß, Albert,“ erwiderte die Angeredete, leise seufzend, „wenn ich nur wohl genug dazu bin und die Kinder gesund bleiben.“

„Ach was, wohl genug,“ meinte ihr Gatte, „nimm's nur nicht so tragisch, schließlich amüsierst du dich am besten und hast ja Josepha, welche dir die Hauptlast abnimmt, also frisch drauf los, die Liste aufgesetzt; zu wann soll eingeladen werden? Sagen wir heute über acht Tage!“

„Ach, nächste Woche schon, da ist ja Wäsche, nein, das wird unmöglich gehen.“

„Das heißt, es wird möglich zu machen sein, daß die Wäsche auf vor- oder nachher verlegt wird; also es bleibt bei Mittwoch.“

„Diesesmal müssen aber die Herren vom Gericht zuerst an die Reihe kommen,“ sagte Felix, der Referendar und älteste Sohn des Hauses.“

„Aber auch einige Leute von meiner Kouleur," rief Theodor, der Student. „Und meine Freunde kommen gewiß wieder nicht dran," klagte Detleff, der Jüngste.

„Ach, mit deinen Kadetten," erwiderte Theodor, „werde du erst Offizier, Kindergesellschaft soll's doch nicht geben, nicht wahr, Vater?"

„Seid doch ruhig, Jungens," beschwichtigte dieser, „ihr kommt alle mit der Zeit an die Reihe, erst müssen aber die Alten besorgt werden. Also, von Familien so und so viele Personen, d. h. Väter, Mütter und Töchter, dann noch einige junge Herren dazu."

„Aber wir können doch tanzen?" fragte Detleff.

„Wollen sehen, wie weit es mit der Zahl für die Jugend reicht. Also, ich schreibe auf; Mama, du mußt helfen, oder besser du, Josepha. Nun, von jungen Herren haben neu Besuch gemacht, jetzt zur Saison: Assessor Wildner, Hauptmann Schöning, Referendar Sikels, Dr. Leonardi."

„O," rief Theodor, „das ist ein famoser Kerl, „freut mich, wenn der eingeladen wird."

„Mich auch," stimmte Felix bei, „ein Korpsbruder von mir, soll ein flotter Bursche gewesen sein, was man dem Philister auch anmerkt."

„Reitet deiner Freundin Elise Kour, Josepha," flüsterte Detleff geheimnisvoll.

„Ach was, Kindereien," sagte der Referendar mit Würde, „was weißt du davon? Übrigens, der ist den jungen Damen gefährlich, Josephchen, nimm dein Herz wohl in acht; sie machen fast ihm den Hof." Josepha errötete, nicht in der Sorge um ihr Herz, aber in Erinnerung an die Kränzchengespräche.

„Nun, Josepha," wendete sich der Vater an sie, „du wünschest wohl Helene dabei zu haben, vielleicht ist ihre Mutter wohl genug und kommt mal mit, dann nehme ich Major Wertheim und streiche einen anderen."

„Ich zweifle," sagte Josepha, „lieb wäre es mir natürlich."

„Wollen's versuchen," meinte er.

Frau von Jaagow überblickte die Liste und sagte: „Das sind ja entsetzlich viele, Albert."

„Auf einige Absagen berechnet, mein Herz; nun wäre diese Sorge erledigt, und ihr könnt euren Schlachtenplan entwerfen, in Rücksicht auf Bewirtung und Arrangement."

Für Josepha wäre es nun leichter gewesen, die ganze Angelegenheit allein zu besorgen, ohne die hunderterlei Einwürfe, Abänderungen, Sorgen und Befürchtungen ihrer Mama dazu ertragen zu müssen. Doch sie war das gewöhnt, und es störte ihre Heiterkeit nicht. Das Fest nahm seinen richtigen Anfang und regelrechten Verlauf, und auch Dr. Leonardi erschien bei demselben.

Dieser ließ sich vorerst den Damen des Hauses vorstellen, dann den wenigen, welchen er noch nicht bekannt war; dann unterhielt er sich eine Weile mit der hübschen Elise Wellmer, sprach da und dort einige Worte und kam vor dem Souper zu Josepha zurück, um womöglich ihr Tischnachbar zu werden. Diese hatte ihn nämlich eigentümlich an Rosa erinnert; es war eine Ähnlichkeit vorhanden, neben aller Verschiedenheit; er mußte durchaus ergründen, worin dieselbe eigentlich lag. An Schönheit war Rosa überlegen, aber in Josephas ruhiger Art fand er etwas Anziehendes, in der Rosas etwas Abkühlendes.

Daß er auch hier kein besonderes Interesse erweckte, fühlte Leo bald heraus, als es ihm wirklich gelungen war, Josepha zu Tisch zu führen, was auch andere zu thun gewünscht hatten. Sie schenkte seiner Unterhaltung zwar ein aufmerksames Ohr und antwortete gut, aber ihre Sorge galt dabei doch der ganzen Gesellschaft, und Leo bewunderte wohl, wie sie die Bedienung durch Blicke dirigierte, fand es aber für sich nicht angenehm und hoffte bei anderer Gelegenheit, wenn sie nicht Wirtin zu spielen hatte, weiter zu kommen.

Solche Gelegenheit fand sich nun auch häufig und Dr. Leonardis Aufmerksamkeit wandte sich entschieden Josepha zu. Vorerst hatte er kein anderes Interesse für sie, als eben die Ähnlichkeit mit Rosa, aber mehr und mehr war es ihm angenehm, mit ihr Gedanken und Ansichten auszutauschen, und er fand einen Reiz gerade darin, daß dieselben fast nie übereinstimmten.

Josepha konnte erst nicht recht verstehen, was ihre Freundinnen so besonderes an dem jungen Privatdozenten fanden, vielleicht hatte sie sich unbewußt eine andere Vorstellung gemacht; aber auch sie gewöhnte sich an den Verkehr mit ihm, namentlich seit er immer

häufiger als Hausfreund in ihrem elterlichen Hause aus und ein ging, wozu die Brüder gern Veranlassung gaben.

Es verkehrte sich bei Jaagows sehr angenehm. Der Hausvater war ein jovialer Herr, und seine Gattin, wenn sie erst ihre häuslichen Sorgen und angegriffene Gesundheit etwas vergaß, eine entschieden anziehende Frau, welche jede Unterhaltung zu beleben verstand. Ihre weniger liebenswürdigen Eigenschaften lernte Leo bald auch kennen, hatte dabei aber umsomehr Gelegenheit, Josepha zu bewundern, was er auch nicht unterließ. Ob er sie liebte, ob sein Herz wirklich einmal ernstlich berührt worden war, das prüfte er nicht; diese Frage war ja auch ausgeschlossen, da die Verbindung mit Rosa eine beschlossene Sache und er durchaus nicht geneigt war, die Hälfte seines Vermögens aufzugeben.

Leo Leonardi machte sich nicht klar, daß er sich immer mehr in die Ähnlichkeit der beiden jungen Mädchen hineinlebte, so sehr, daß er nun öfter und lieber an Rosa als seine zukünftige Frau dachte und doch dabei — Josepha meinte. Wenn er, der durchaus Kinderstuben nicht liebte, doch jetzt oft eine Stunde vor der Theezeit im Jaagowschen Hause schon eintraf und sich dann eben in diesen Raum einzuführen wußte, so gestand er sich selber doch nicht ein, daß es das liebliche Bild war, was ihn hinzog, wenn Josepha dann zwischen den kleinen Geschwistern saß, die beiden Schulkinder neben ihr arbeiteten und die kleinsten sich zärtlich an sie schmiegten, mit gespannter Aufmerksamkeit einem Märchen lauschend.

Auch wußte er nicht, welch großen Einfluß Josepha über ihn gewonnen hatte, daß er eine Ergänzung fand in ihrer sich gleich bleibenden, heiteren Ruhe, und einen Anhalt für seine schwankenden Gedanken und Gefühle in ihrem klaren, sicheren Urteil. Am wenigsten aber ergründete er die Quelle, aus welcher Josepha schöpfte, wo sie ihre Freude und ihren Frieden hernahm und worin der größte Liebreiz ihres Wesens lag. Er nahm alles nur hin, wie etwas Selbstverständliches.

Nie, seit der Mutter und Lehrer Hilgers Tod, hatte jemand von Leo Rechenschaft gefordert über sein Fühlen und Denken, und sich selber darüber Rechenschaft zu geben hatte er nicht gelernt. Sein Vater lebte viel zu sehr in sich gekehrt, um den Sohn mehr als nur äußerlich kennen zu lernen, oder gar ihn selber zu leiten. Und dann — Leo war reich und er wußte, daß er es war, die Welt gehörte ihm; es gab kein zu erstrebendes, zu erkämpfendes Ziel; seine Wünsche wurden stets erfüllt. Dazu hatte er reiche Geistesgaben genug, um sich spielend die Kenntnisse anzueignen, welche zu besitzen ihm wünschenswert erschien. Alles war für ihn im Leben zum voraus geebnet; sein Heim, sein Arbeitsfeld stand für ihn bereit, er durfte nur Besitz ergreifen; ein schönes Mädchen wartete seiner, ihm als Gattin zu folgen. Aber sein Gemütsleben war nicht so ausgebildet, um jetzt schon die eigene Häuslichkeit zu wünschen, oder das Alleinstehen allzu schmerzlich zu empfinden; er wollte noch vorher, ehe er sich band, die Freiheit genießen und das Leben kennen lernen.

An gröberen Genüssen fand er keinen Geschmack, dafür war seine Natur zu fein angelegt, und da er für manches lebhaftes Interesse besaß, speziell für Länder- und Völkerkunde, und seine Reisen nicht bloß Vergnügens halber gemacht hatte, so wurde er vor Blasiertheit bewahrt und verlor sich nicht zu sehr in die Nichtigkeiten des Lebens der großen Welt. Die Kindheitserinnerungen an eine fromme Mutter und einen trefflichen Lehrer mochten ihn immerhin bei mancher nähertretenden Versuchung bewahrt haben. So war sein Leben bisher ziemlich rein und fleckenlos geblieben, nur eben ohne tieferen Gehalt, ohne ernste Grundsätze, ohne jeden inneren oder äußeren Kampf, der den Charakter festigt und stählt. Es war ja in Eschenwerder durch die Aufnahme, welche er fand, eine Enttäuschung zu verwinden gewesen, und an Josepha hatte er auch noch keine wahrnehmbare Eroberung gemacht, aber — das erstere hatte er rasch verschmerzt, und das Familienleben bei Jaagows, mit Josepha als Mittelpunkt, war ihm so außerordentlich angenehm, daß er vorläufig keine weiteren Wünsche hegte und ganz zufrieden war, wenn er, neben allem anderen, was die Stadt und Universität ihm bot, fast täglich das bewunderte Mädchen sehen und sprechen konnte.

Josepha aber fühlte sich in dem Maße reicher und glücklicher, je mehr sie geben konnte und durfte. Und da nun auch Leo



Der belauschte Osterhase. Originalzeichnung von C. Koch.



zu denen gehörte, wie die Eltern und Geschwister, welche von ihr empfangen wollten, die ihre Sorge und Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so schloß sie allmählich auch ihn in ihr Herz mit ein. Dieses Herz war aber ein tieffühlendes, treues, festes, darum fand er hier einen Platz, den ihm nichts und niemand jemals rauben konnte, wenn — er es nicht selber that. Das Unsichere, Ruhelose, was Leo oft an sich hatte, that Josepha fast weh, und sie bot alles auf, das Gleichgewicht bei ihm herzustellen; war er mißvergnügt, was bei ihm durch den leisesten Ärger kommen konnte und weder überwunden noch verborgen wurde, so ruhte sie nicht, bis die Wolken verschwanden. Vielleicht gerade weil er für sie so manches zu wünschen übrig ließ, liebte sie ihn nur umsomehr, denn sie dachte nur an sein Glück und nicht an das ihrige. Hätte sie ihn bewundert, den Helden in ihm gesehen, wie die anderen jungen Mädchen meist es thaten, dann wäre er ihr weniger teuer gewesen, denn dann hätte er ihrer nicht bedurft.

IV.

Der Winter war noch nicht vorüber, als es in der Gesellschaft als feststehende Thatsache galt, daß Dr. Leonardi und Josepha von Jaagow ein Paar werden mußten, und auch in der Familie zweifelte keiner daran. Mit Felix und Theodor verkehrte Leo wie mit Brüdern; die jüngeren Kinder nannten ihn gleichfalls Leo und waren ganz vertraut mit ihm. Die Eltern genierten sich in keiner Weise um den häufigen Gast des Hauses und sahen auch in ihm stillschweigend den künftigen Schwiegersohn, welcher ganz ihren Wünschen entsprach, wenn — nun einmal geheiratet sein mußte. Daß er sich noch nicht erklärte, fanden sie nur angenehm. Herr von Jaagow hätte sich höchst ungern jetzt schon von seinem Liebling getrennt, seinem Augapfel, seinem Hausminister, seiner anderen kleinen Frau und wie er die Tochter sonst nannte, und die Mutter, was sollte sie ohne Josepha anfangen, wer würde für Kinder und Haushalt sorgen, wer die Dienstboten beaufsichtigen, die Gesellschaften arrangieren rc.? Nein, das ging in keinem Falle, sie schon wegzugeben, wenigsten mußte erst die sechsjährige Wilhelmine so weit sein, um die ältere Schwester ersetzen zu können.

Mit dem Frühling entzog sich die Angelegenheit mehr den Blicken der Welt, aber nun begann das Leben in dem großen Garten und war noch weit schöner, als das im Winter im Hause. Da gab es Mondscheinpromenaden bei Nachtigallenmusik, Theeabende in der Fliederlaube, Spiele auf dem Rasen, Blumen pflücken und Früchte ernten; alles Dinge, welches das „Sichnäherkommen“ bedeutend fördern.

Im Kränzchen war Dr. Leonardis Name bald ganz verklungen; Josepha mit ihm zu necken, wagten die jungen Mädchen nicht; so vermieden sie überhaupt, ihn in ihrer Gegenwart zu nennen. Dann nahm aber das Kränzchen auch sein Ende, Elise Wellmer war mit ihren Eltern weggezogen, eine andere verheiratete sich nach auswärts, und den ersten Anstoß zur Auflösung hatte Helene von Polnitz dadurch gegeben, daß sie auf Wunsch ihres Mannes austrat, nachdem sie nun Majorin geworden. Die Hochzeit wurde lange hinausgeschoben durch das Befinden ihrer herzleidenden Mutter, fand aber endlich in aller Stille statt, da deren Zustand sich nicht änderte. Die Neuvermählten wohnten im selben Hause oben, in welchem die verwitwete Frau Oberst von Polnitz das Parterre inne hatte. So war Helene ihrer Mutter nahe und blieb ihr eine treu pflegende Tochter.

Wertheims lebten möglichst still für sich, und diese Familie war für Josepha der liebste und einzig nähere Verkehr außerhalb des elterlichen Hauses. Für Helenens Mutter fühlte sie zärtliche Verehrung und fand hier jederzeit Verständnis, fast noch mehr als bei Helene selber; diese, eine weiche anschmiegende Natur, hatte früher an Josepha eine Stütze gesucht und gefunden, war aber jetzt mehr von ihrem Gatten ausgefüllt und von ihm in Anspruch genommen.

Über Leonardi sprach Josepha harmlos mit Helene, welche aber trotzdem tiefer blickte und die keimende Neigung eher erkannte, als Josepha selber. Nicht ganz unbesorgt war die Freundin bei ihren Beobachtungen; Leonardi schien ihr, trotz all seiner glänzenden Eigenschaften, nicht der Mann dazu, eine Frau glücklich zu machen; sie hütete sich darum ängstlich, Josephas Unbefangenheit zu stören und durch irgendwelche Bemerkung den glimmenden Funken vielleicht zur Flamme anzufachen.

Dr. Leonardi fand, daß das Wertheimsche

Ehepaar zu sehr ineinander aufging; er fand an ihrem zurückgezogenen Leben und innerem Zusammengehören keinen rechten Geschmack, und lächelte etwas überlegen bei Josephas „Schwärmerei“ für Helenens Mutter.

Mit dem Herbst kam Leos alte Reiselust wieder über ihn, trotzdem er sich jetzt, mehr als jemals früher, an einen Ort gefesselt fühlte. Er war eifriges Mitglied des geographischen Vereins und ließ sich leicht bestimmen, sich den Winter über einer Expedition nach Afrika anzuschließen, und die Gedanken an Rosa-Josepha traten sehr in den Hintergrund gegen alle die Abenteuer, Entdeckungen und Wanderungen, welche seiner Phantasie jetzt vorschwebten.

Manche Studien für die bevorstehende Reise, Beratungen und Korrespondenzen mit den Teilnehmern, beanspruchten die letzte Zeit. Dabei kam aber doch eine weiche Stimmung über ihn, als der Abschied wirklich naherückte, und einmal, allein mit Josepha, vergaß er sich so weit, daß er ihre Hand an seine Lippen drückte und, ihr fast leidenschaftlich in die Augen blickend, sagte: „Josepha, nicht wahr, es bleibt zwischen uns alles beim alten, bis ich wiederkehre, Sie vergessen mich nicht?“

Etwas errötend, aber klar und vertrauend sah Josepha zu ihm auf und sagte leise: „Ja.“ Er beugte sich zu ihr, wollte weiter sprechen, als die Mutter herzukam. Sie waren keinen Augenblick mehr allein, sonst wäre das nicht alles gewesen.

Josepha fühlte sich gebunden, ihr war es so gut als eine feste Verlobung; sie war gefragt worden, und ihr Herz hatte geantwortet, nicht mit jubelndem Glück, aber mit sicherer, zweifelloser Hingebung. Leo glücklich machen zu wollen gelobte sie sich still vor Gottes Angesicht.

Als er fort war, empfand sie schmerzlich die Trennung. Sonne und Sterne verloren an Glanz, die Blumen an Farbe, und überall war es ihr wie eine Lücke, aber — das durfte doch nicht sein; sie hatte alle ihre Lieben, welche ihr heiteres Lächeln vermissen würden und ihr Auge nicht gerne traurig sahen. Also, sie überwand das leise Weh, das sie beschleichen wollte, und lebte fröhlich weiter, mit und für Eltern und Geschwister, sich freuend auf das Wiedersehen.

Zu Weihnachten kam die erste Nachricht, ein Brief an Felix aus der Kapstadt. Freudig nahm Josepha den Gruß in Empfang, fühlte sich dann aber unbefriedigt durch den ungenügenden Inhalt; sie schwieg, aber Felix sagte: „Ich hätte doch gedacht, Leonardi würde nach einer so interessanten Reise anderes zu sagen wissen; das ist ja kaum mehr, als die Angabe der Reiserouten, die konnte man sich auch so denken; er spricht, wie es scheint, besser als er schreibt, seine Vorträge hier sollen die Zuhörer ganz begeistert haben und die Studenten schwärmen für ihn.“

„Er wird alles aufs Mündliche aufsparen,“ meinte der Geheimrat, „er lebt und ist gesund, das ist schließlich die Hauptsache.“

„Ja, das ist die Hauptsache,“ dachte auch Josepha, ihrem Gott dankend.

Bei diesem Briefe blieb es, doch einige Monate später brachte eine Zeitungsnachricht für Josephas Gleichmut eine schwere Probe. Bei einer Expedition ins Innere sollten mehrere Europäer, darunter auch einige Deutsche, in die Hände der Eingeborenen gefallen und spurlos verschwunden sein. In etwas verschiedener Fassung, aber immer unbestimmt, ging die Nachricht durch viele Blätter und durcheilte wie ein Lauffeuer die Stadt; Leonardis Name war in jedermanns Munde.

Geheimrat von Jaagow, dem der Anblick seines stiller gewordenen Töchterleins das Herz bewegte, schrieb an das Konsulat einer englischen Niederlassung die Bitte, Erkundigungen einzuziehen und Nachricht zu geben, ebenso an die Missionsstation, welche in der etwa angegebenen Richtung lag. Aber bis eine Mitteilung einlaufen konnte, mußte ja lange, lange Zeit vergehen.

Frau von Jaagow malte sich Schreckensbilder aus und bemitleidete den armen, gewiß massakrierten Leonardi und erschwerte ihrer Tochter die unausgesprochene, geduldig getragene Sorge. Auch anderes trug nicht zu Josephas Erleichterung bei. Wenn die Kinder nach Leonardis Abreise zuweilen „Familie“ spielten, dann hieß sicher der Mann Leo und die Frau Josepha, was die große Schwester in Verlegenheit brachte. Als sie aber jetzt etwas aufgeschnappt hatten und Walter vorschlug, sie wollten „Afrika“ spielen und zu dem kleinen Willy sagte: „Du bist Leo, und wir anderen sind Hottentotten, dann nehmen wir dich gefangen und bringen dich um, aber weißt du, wir thun nur so, du brauchst dich nicht zu fürchten,“ da ging das über ihr Ertragungsvermögen, sie verbat sich ein- für allemal solche Spiele. Und es durch-

schauerte sie kalt, als Friederike einmal in der Dämmerung auf ihren Schoß kletterte und das Köpfchen an sie drückend fragte: „Josepha, bist du traurig, weil Leo nicht wiederkommt? Warum leidet denn der liebe Gott, daß die schwarzen häßlichen Menschen ihn tot machten?“

„Das wissen wir ja nicht,“ antwortete Josepha bebend, „vielleicht beschützt Er ihn doch.“

Qualvoll war es für sie, in dieser Zeit Gesellschaften besuchen zu müssen, aber es gab ja keine gültige Entschuldigung, wegzubleiben. Ihr Vater nahm sie zu einer kleinen Reise mit und brachte sie an einem offiziellen Balle damit glücklich vorbei; er fand sich durch ihre Dankbarkeit reichlich belohnt.

Allerlei Gerüchte tauchten auf und verschwanden wieder. Bestimmte Nachrichten waren nicht eingetroffen. Die Angehörigen Leonardis kannte keiner und ebensowenig seine Reisegefährten, und eigentlich näher gestanden hatte ihm niemand, als eben nur die Jaagowsche Familie.

V.

An einem schönen Sommerabend saß Josepha in der Fliederlaube, ein Buch in der Hand. Doch fesselte die Lektüre sie nicht; ihr Auge folgte einem kleinen Vogel, der erst im nahen Gebüsche gesungen hatte, nun aufgeflogen war und nach und nach ihren Blicken in der Ferne entschwand. Und in die Ferne ging ihr Sinnen; sie war keine träumerische Natur, aber es kam so selten vor, daß sie ganz allein war und ihren Gedanken ungestört nachhängen konnte, und diese hatten ja so viele Fragen zu stellen, so manche Sorgen zu beschwichtigen, und immerhin noch freundliche Hoffnungen zu hegen und zu pflegen. Tapfer hatte sie sich bisher durch Furcht und Zweifel durchgekämpft, aber je weiter das Jahr voranschritt, um so weniger wollte das zuversichtliche Hoffen standhalten.

Wo war Leo? Warum gab er keine Nachricht? Die Afrikareise sollte nur über den Winter dauern, lebte er noch oder war er tot? Da von seinem Tode keine Kunde gekommen, so durfte sie an demselben doch zweifeln; aber wenn er lebte, warum hatte er nach dem ersten einzigen Briefe nie wieder geschrieben?

Wie immer beruhigte sie die aufsteigende Angst mit der Bitte zu Gott: „Führe mich nicht in Versuchung, hilf mir, alles dir anheimzustellen!“

Josepha hatte sich dem Familienspaziergang nicht angeschlossen, weil es möglich war, daß Felix noch heute von einer Reise zurückkehren würde und dann nicht ins leere Haus ohne freundlichen Empfang kommen sollte.

Sie hörte die äußere Gartenthür öffnen, und da ein rascher Schritt auf dem Kieswege nahte, stand sie auf, um, wie sie dachte, Felix entgegenzugehen. Nur einige Schritte, sie hielt an, war es möglich — kein Traum — der fast Totgeglaubte stand plötzlich vor ihr, wettergebräunt, kräftig, in männlicher Schönheit.

„Leo!“ rief sie, unwillkürlich dem Ankommenden beide Hände entgegenhaltend.

„Guten Abend, Fräulein Josepha,“ sagte er lächelnd, indem er nur leicht für einen Moment ihre rechte Hand erfaßte.

Was war das? Wie ein Nebel legte es sich vor ihre Augen, wie Eiseskälte auf ihr Herz. Aber, an Selbstbeherrschung gewöhnt, faßte sie sich äußerlich rasch, überwand auch die beschämende Verlegenheit über ihre Begrüßung und antwortete auf die Frage: „Ganz allein zu Hause?“ mit scheinbar größter Ruhe: „Die Meinigen können jeden Augenblick zurückkommen, bitte, wollen Sie einstweilen Platz nehmen, Herr Doktor? Also Sie sind glücklich heimgekehrt, nachdem man Sie hier schon tot sagte,“ fuhr sie fort, mit äußerster Anstrengung ihre Stimme zur Festigkeit zwingend.

„Ach ja,“ sagte er heiter, „ich habe davon schon gehört; mir fiel es aber nicht ein, an gefahrvollen Touren ins Innere teilzunehmen, ich fand Interessantes und Wissenswertes genug an der Küste, ohne unnötig das Leben aufs Spiel zu setzen. An der ganzen Geschichte, welche scheint's in Deutschland willkommener Zeitungsstoff wurde, ist so viel wahr, daß fünf Herren von unserer Gesellschaft allerdings ein unangenehmes Renkontre mit den liebenswürdigen Eingeborenen hatten und für uns übrige einige Tage über die Frist verschwunden waren, was da wohl einer nach Hause schrieb, dann aber kamen wir unversehrt zurück. Jetzt haben wir schon seit anderthalb Monaten wieder europäischen Boden unter den Füßen, seitdem habe ich mich wieder einmal in Frankreich umgesehen, von den Reisestrapazen und

einer stürmischen Seefahrt ausgeruht, die letzten vierzehn Tage in Paris zugebracht, und habe mich dort köstlich amüsiert mit einem Freunde, welchen ich unerwartet schon am ersten Tage im bois de Boulogne traf."

Es war ein so künstlich angenommener leichtfertiger Ton, in welchem Leo sprach, wie Josepha ihn niemals gekannt hatte, daß eine qualvolle Herzensangst sie überkam und sie in derselben unwillkürlich fragend zu ihm aufblickte. Und der erschrockene Blick aus diesen schönen Augen hatte ihn sichtlich getroffen, er suchte nach Antwort, aber ehe er das passende Wort gefunden, stürmten die Kinder heran, mit lautem Jubelruf ihn umringend: „Leo, Leo, lebst du noch, und bist wieder da?" Die Eltern folgten und begrüßten ihn, nach ihrer Art nicht weniger herzlich, und er kämpfte, nur Josepha bemerkbar, mit seiner Befangenheit. Die lebhaften Fragen beantwortend, fand er rasch die gewohnte Sicherheit wieder, stand aber zu aller Erstaunen bald auf, sich zu verabschieden.

„Nun, das will ich doch nicht hoffen," sagte der Geheimrat, „ich denke, es ist selbstverständlich, Doktor, daß Sie den Abend bleiben."

„Natürlich," stimmte seine Frau bei, „ich wollte eben bitten hereinzukommen, der Thee wird bereit sein."

„Leider muß ich für die gütige Einladung danken," antwortete Leo, Josepha mit einem scheuen Blicke streifend; „ich fand hier einen Brief meines Onkels vor, welcher mich dringend auffordert, sogleich nach Hause zu kommen, darum kann ich für jetzt nicht den hier beabsichtigten längeren Aufenthalt nehmen und muß erst sehen, was es in Eschenwerder gibt; ich hoffe aber zum Herbst keine Hindernisse zu finden, hier meine akademische Thätigkeit wieder aufzunehmen, und werde mir dann erlauben, von Ihrer Gastfreundschaft dankbar wieder Gebrauch zu machen. Ich reise morgen ganz früh ab und habe heute abend noch manches zu besorgen."

Die Verabschiedung fiel nun weit weniger herzlich aus, als es der Empfang gewesen war. Daß Leonardi und Josepha sich nicht einmal die Hand gegeben hatten, was letztere zu vermeiden gewußt, bemerkte niemand als die kleine Friederike, welche später leise fragte: „Hast du Leo nicht mehr lieb, Josepha? Ist er nicht mehr gut, haben die schwarzen Menschen ihn böse gemacht?" Ein schmerzliches Lächeln zog über Josephas schönes Angesicht, als sie der Kleinen ausweichend antwortete.

„Na, der feine Doktor hat ja bei den Kaffern ein so zeremonielles Wesen angenommen, daß man ihn nicht wiedererkennt," meinte der Geheimrat kopfschüttelnd.

Josepha war froh, daß die großen Brüder abwesend waren und deren Bemerkungen nicht auch noch ihr verwundetes Herz empfindlich berührten.

VI.

Einige Tage später trat Josepha mit einem Körbchen voll schöner Früchte erst unten bei Frau von Polnitz ein, um ihr diese zu bringen, ehe sie zu Helene hinaufging. Sie kannte kein traulicheres Gemach, als dieses Wohnzimmer der kranken Frau, es war hier eine solche Friedensatmosphäre. Durch Liebe geschmückt und mit jeder Bequemlichkeit versehen, bekundete dieser Raum zugleich den feinen Geschmack der Besitzerin. Die Fenster waren von wildem Wein umzogen, dessen zierliche Ranken zum Teil über dieselben niederfielen und das helle Sonnenlicht angenehm dämpften. Nahe der offenen Thür, welche auf die Veranda und in das kleine Gärtchen führte, stand das Ruhesofa, von welchem sich Frau von Polnitz erhob, um ihren jungen Gast freudig zu begrüßen. Sanftmut und Herzensgüte waren auf ihrem schmalen Angesicht ausgedrückt, und die sprechenden dunklen Augen ließen auf ein reiches Geistesleben schließen; das langjährige Leiden hatte ihrer ganzen Erscheinung etwas Wehmütiges gegeben. Sie führte Josepha neben sich auf das Sofa und begann gleich, wie es ihre Art war, ein anregendes Gespräch, auf das einzugehen heute Josepha nicht so leicht wurde wie sonst. Dem kundigen Blick entging auch nicht der schmerzliche Ausdruck in Josephas Augen, und bald fragte Frau von Polnitz: „Was ist mit dir, mein Liebling? Du hast etwas Schweres auf dem Herzen?" Und als sie jetzt Thränen schimmern sah, zog sie das junge Mädchen in ihre Arme und sagte innig: „Was es auch sein mag, geliebtes Kind, was dich bedrückt, du weißt: ‚es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne Seinen Willen.' Ich werde dir beten helfen, daß unser treuer Herr dich sicher durch jeden Kummer geleitet, den Er dir auferlegt. Wenn es dich erleichtert, dann sprich dich aus, sonst

schweige, ich trage dein Leid doch mit dir; nicht jeder Schmerz kann Worte ertragen."

Wie so ganz fühlte sich Josepha verstanden, sie küßte die Hand, welche sacht über ihre Wange strich, und sagte: „Ich danke Ihnen, Ihre Liebe thut mir wohl und Ihre Fürbitte ist mir ein Trost; ich kann jetzt nichts weiter aussprechen und will noch zu Helene gehen."

„Thue das und komme, sobald du kannst, wieder zu mir, du bist mir lieb wie die eigene Tochter."

Als Josepha oben hin kam, traf sie an der Vorthür auf das junge Ehepaar. Major Wertheim schien im Begriff auszugehen; sie war betroffen durch die bekümmerten Mienen, überzeugte sich aber durch den zärtlichen Abschied, daß nichts störend zwischen die beiden getreten sein konnte. Der Major drückte ihr die Hand und sagte in auffallend ernstem Tone: „Es thut mir leid, gerade jetzt weg zu müssen, ich habe Dienst."

„Was ist denn, Helene, Ihr seht ja alle beide so traurig aus?" fragte Josepha besorgt.

„O," antwortete diese, „Robert hat mir etwas erzählt, was uns betrübt, er kam eben deshalb nach Hause." Ihre Stimme zitterte, sie legte den Arm um Josepha und zog sie ins Zimmer. „Liebe, liebe Josepha," sagte sie dann weinend und küßte sie. Josepha hatte den eigenen Kummer momentan vergessen über der Freundin, jetzt schien es ihr aber, als ob Helenens Thränen ihr selber galten; konnte sie wissen —?

„Helene," sagte sie, „bist du meinetwegen traurig, weißt du denn schon —?"

„Was, Josepha?" fragte Helene hastig.

„Daß Leonardi hier war, und — so — eigentümlich fremd," antwortete Josepha mühsam, stockend.

„Nein, das weiß ich nicht, also er war hier," fuhr Helene nachdenklich fort, „erklärte er sich nicht? Ist er denn wieder weg? Hat er dich betrübt, Josepha?"

„Ja, das hat er, sein Benehmen war unerklärlich und hat mir wehe gethan."

„Weiter weißt du nichts von ihm?"

„Nein, nichts," sagte Josepha beklommen, „aber du, wie es scheint, Helene, sprich, ich bitte dich!"

Helene faßte Josephas Hände fest in die ihrigen und sagte: „Er ist deiner nicht wert, Liebste. Robert sagt, er sei so gut wie verlobt mit seiner Kousine; ein Freund Roberts war eben dort in der Gegend von Eschenwerder und erfuhr es aus so zuverlässiger Quelle, daß kaum ein Zweifel aufkommen darf."

Aus Josephas Angesicht wich alle Farbe. „Dann hat er mich getäuscht und ist kein Ehrenmann." Es lag ein so tiefer Schmerz in ihren leisen Worten, daß Helene denselben bebend nachfühlte. „Es soll eine Familienabmachung sein, daß die beiden sich heiraten, eine längst beschlossene und auch ganz bekannte Sache," fuhr Helene nach einer Pause fort. „Robert war so empört über sein Verhalten gegen dich, ich glaube, er hätte sich vergessen, hätte er ihm gegenüber gestanden."

„Eine Familienabmachung, sagst du, Helene, sei es?" fragte Josepha wie aus einem Traum erwachend, „o, dann ist er doch vielleicht nicht so schuldig, Gott gebe es — vielleicht hat er doch mich lieb gehabt und sein Herz ist nur mit seiner Pflicht in Zwiespalt gekommen; aber — dann wird er unglücklich und macht am Ende noch eine andere unglücklich, und das ist auch schrecklich. Lieber Gott, gib du Licht und zeige mir, daß er nicht schlecht gehandelt hat," sagte sie, offenbar die Gegenwart der Freundin vergessend.

Helene blickte voll Bewunderung in das blasse Gesicht mit dem schmerzerfüllten und doch so lieblichen, engelreinen Ausdruck.

„Bitte, Helene, sage alles deiner Mutter, aber so, daß sie nicht zu sehr dadurch betrübt wird, ihre Teilnahme an dem ihr unbekannten Schmerz hat mir so wohl gethan, und danke auch deinem Manne für sein warmes Mitfühlen; sage ihm, er möchte nichts Böses von Leonardi denken, solange wir nicht den Zusammenhang genau kennen; sage ihm, es wäre mir eine solche Beruhigung, wenn er versuchte, noch an ihn zu glauben." So trennten sich die Freundinnen.

Als Josepha langsam heimkehrte und müde unten ins Gartenzimmer eintrat, fand sie Felix in größter Erregung ihrer wartend. „Josepha," sagte er, „ich sehe dir's an, du weißt es schon, wie du hintergangen bist. Der Schurke! Ich könnte ihn niederschießen, wo ich ihn träfe, und ich werde Genugthuung verlangen. Sage mir, ich muß das wissen, hat er dir kein Wort gesagt, was dich band? Ein Mädchen wie dich läßt einer, der sein Auge darauf geworfen,

nicht so zurück, ohne sich sicher zu stellen! Sage mir alles."

Sanft legte sie die Hand auf ihres Bruders Arm und sah bittend zu ihm auf: „Laß das, mein Felix, du wirst nichts thun was das Leid, welches Gott mir auferlegte, noch unendlich größer machen würde; ich weiß, du hast mich lieb genug, meine Bitte zu erfüllen. Wir dürfen nicht ungehört urteilen; du wirst mir kämpfen helfen, aber nur mit den Waffen, welche uns als Christen geziemen." Josepha sprach eigentlich nie von ihrem stillen Glaubensleben, es war für sie ein Heiligtum, das Worte leicht entweihten. Felix war überrascht und überwunden durch ihre Auffassung; er schloß sie fest an sein Herz, und sie fühlte Thränen auf ihren Scheitel fallen. „O, dürfte ich vor jedem Schmerze dich behüten, meine geliebte Schwester!" sagte er mit halberstickter Stimme.

„Felix, woher weißt du es, wird darüber gesprochen?" fragte Josepha in plötzlichem Schrecken.

„Sei deswegen nur ruhig, Kind, der Major machte mir die Mitteilung, er war ebenso aufgebracht wie ich, hatte aber schon den Freund, welcher die Nachricht brachte, um völliges Stillschweigen gebeten; vorläufig wird es nicht ins Publikum kommen, wie empörend mit meiner Schwester gespielt wurde," fügte er bitter hinzu.

„Bitte, Felix, sprich nicht so, sage auch nichts den Eltern, laß uns abwarten, wie sich alles aufklärt, und bis dahin bleibt es unter uns beiden und Wertheims allein. Nicht wahr, mein Bruder?"

VII.

Als Leonardi damals abgereist war, hatten erst die vielen neuen Eindrücke Josephas Bild in den Hintergrund gedrängt und auch dazu geholfen, die leisen Gewissensbisse über seine halbe Erklärung an Josepha zu betäuben. Bei der Rückkehr hatte es ihn entschieden in ihre Nähe gezogen, aber er wollte nicht noch einmal schwach sein und versuchte das Verlangen nach einem Wiedersehen zu bekämpfen und die wiedererwachten Selbstvorwürfe los zu werden. In diesem Bestreben hatte er sich allerdings in Paris amüsiert, wenigstens versucht, das zu thun, und sich eingeredet, es gethan zu haben. Schließlich aber mußte er doch zurück nach Eschenwerder oder zu Josepha zuerst. Nein, sehen wenigstens wollte er sie doch, er hatte auch noch viele seiner Sachen in der Stadt, also Grund jedenfalls hinzureisen, und dann würde sich ja alles weitere finden. Irgend etwas mußte doch kommen, ihn aus dem Konflikt herauszubringen, was sollte er sich vorher darum Sorgen machen?

Nun aber überraschte ihn der Brief seines Onkels, dem er nur kurz gemeldet hatte, er werde zu der und der Zeit in N. eingetroffen sein.

„Komm so bald als möglich nach Eschenwerder und sichere dir deine Braut! Deine Anwesenheit ist durchaus nötig." So schrieb Onkel Ewald, was mochte dahinter stecken? Vermutlich ein Freier, der dem Onkel nicht genehm war. Was es aber auch sein mochte, hin mußte er, aber — er mußte hier sich erst freizustellen suchen, durfte nicht doppeltes Spiel in Wirklichkeit spielen, wie leider bisher mit seinen Gefühlen, und dann — Rosa war ja Josepha so ähnlich.

Besser wäre es gewesen, er wäre gleich abgereist, aber nun einmal in derselben Stadt mit Josepha, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sie zu sehen, und redete sich ein, es müßte sein. Nun hatte er sie gesehen, und der eine Blick von ihr begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Leo war kein schlechter Mensch, er fühlte wohl sein Unrecht, wenn auch nicht in dem Maße, wie es hätte sein müssen.

Diesesmal holte der Onkel ihn in der benachbarten Stadt ab und war ungewöhnlich zutraulich und zuvorkommend. „Man merkt die Absicht und wird verstimmt," dachte Leo im stillen; die Aufmerksamkeit trug nicht im geringsten zur Verbesserung seines gestörten Humors bei, doch nahm er sich zusammen, auch er wollte klug sein und ließ sich nichts merken.

Als die beiden Herren ankamen, diesesmal bei hellem Mondschein, wurden sie mit der Nachricht empfangen, es sei Besuch bei den Damen: „Baron von Ellern," sagte der Diener.

Leo beobachtete seinen Onkel und glaubte, ein kaum bemerkbares Stirnrunzeln zu entdecken; er machte seine Schlüsse und dachte: „Da haben wir ja wohl gleich den zu besiegenden Nebenbuhler."

Tante Mechtildis empfing ihn genau wie bei seiner vorigen Ankunft, Rosa viel herzlicher, doch so unbefangen, daß er sich un=

möglich einbilden konnte, sie erwarte in ihm den Bräutigam. Der Baron schien hier zu Hause zu sein und wurde von Frau Leonardi mit feiner Zuvorkommenheit behandelt, von Rosa so, daß es zweifelhaft blieb, wie sie dazu stand; sie war gut erzogen und hatte so viel Haltung, sich nicht leicht zu verraten. Daß der Baron ihr huldigte, stand außer Frage. Leo beschloß jedenfalls mit ihm sich zu messen und daneben aufmerksam zu beobachten, er mußte sein Terrain genau kennen lernen, um in keine Falle des Onkels zu geraten.

Baron Ellern war eine angenehme, wenn auch keine bedeutende Persönlichkeit; nicht mehr ganz jung, aber ein Mann in den besten Jahren, der immerhin ein junges Mädchen fesseln konnte; warum er aber einem Manne wie seinem Onkel als Schwiegersohn nicht konvenierte, wenn ihn doch offenbar die Mutter protegierte und wahrscheinlich die Tochter gern haben wollte, das war Leo unverständlich. Er war ein Gutsbesitzer aus der entfernteren Nachbarschaft und Leo von früher, wenn auch nur ganz obenhin, bekannt. Daß er in guten Verhältnissen lebte und geachtet war, wußte Leo, also warum mochte der Onkel ihn demselben vorziehen? Das Geld blieb ja Rosa, wenn sie auch einen anderen heiratete, sonst wäre das Rätsel leicht zu lösen gewesen.

Ein Tag nach dem anderen verstrich langsam, und Leo fühlte sich immer unbehaglicher. Der Onkel drängte fortwährend leise zu einer Annäherung an Rosa; er machte auch zuweilen allgemeine Anspielungen auf ihr künftiges Verhältnis, die für alle Teile peinlich wurden. Tante Mechtildis hielt sich passiv, hatte nur zuweilen ein warm anerkennendes Wort für Baron Ellern zufällig vorzubringen. Mit Rosa verkehrte sich's am leichtesten; sie sprach gern von ihren gemeinsamen Kindheitserinnerungen, sah aber oft sehr ernst und nachdenklich aus, und zuweilen legte sich ein trotziger Zug um ihren schönen Mund, und dann am wenigsten konnte Leo begreifen, wie es möglich war, daß er Josepha ihr so sehr ähnlich gefunden hatte. Mit jedem Tage wurde es ihm klarer, in welche Täuschung er sich hineingearbeitet hatte mit dieser Ähnlichkeit, welche doch nur ganz oberflächlich in Figur, Haarfarbe, Haltung und ein klein wenig im Schnitte des Profils vorhanden war. Aber auch mit jedem Tage empfand er bestimmter, daß er Josepha liebte, nur sie und niemals eine andere lieben konnte, und zentnerschwer legte sich der Gedanke auf sein sonst so leicht schlagendes Herz, daß er sich ihrer Achtung und Liebe selber beraubt hatte. Immer verfolgte ihn der eine Blick, und er, der so gar nicht zur Selbstquälerei neigte, rief sich wieder und wieder die Szene zurück, als sie ihn liebevoll begrüßt hatte und er sich so unverantwortlich benahm; alles hätte er jetzt hingegeben, um diese eine Stunde auslöschen zu können, aber nicht nur aus seinem Gedächtnis, sondern auch aus der Wirklichkeit.

Eine Woche war so vergangen, sie dünkte ihm eine Ewigkeit, als er nachmittags zur Kaffeestunde herunterkam; er wohnte oben in seinen Räumen, nahm aber die Mahlzeiten bei den Verwandten als ihr Gast ein. Offenbar hatte er eben eine erregte Familienszene unterbrochen; Rosa schien geweint zu haben, ihre Mutter sah sehr verstimmt aus, und selbst Ewald Leonardi mochte etwas von seiner eisernen Ruhe eingebüßt haben. Leo war kaum eingetreten, als Baron Ellern gemeldet und auch sogleich hereingeführt wurde. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, und Frau Leonardi schlug nach dem Kaffee vor, im Garten zu promenieren, wo sie sich dann angelegentlich mit Herrn von Ellern unterhielt, während Leo mit Rosa ging und sein Onkel sich bald entfernte.

„Leo," sagte Rosa leise, etwas zurückbleibend, „ich muß dich allein sprechen, aber ganz unbemerkt, willst du morgen früh hier spazieren gehen, oder wie ist es dir passend?"

Aufs höchste überrascht sagte Leo: „Bestimme nur über mich, Rosa, ich stehe zu deiner Verfügung."

„Dann bitte, nach dem Frühstück, wenn Vater zum Eisenwerk fort ist und Mutter für den Haushalt sorgt. Ich gehe morgens meist früh spazieren, sagen wir diesen Weg durch den Garten, dann nach den hinteren Felsen zu."

„Du wirst mich sicher finden, Rosa."

„Ich danke dir, Leo," sagte sie mit ungewöhnlicher Wärme und ging dann rasch in die Nähe der anderen und sprach laut über gleichgültige Dinge. Der Baron suchte sich Rosa zu nähern, aber Leo, welcher glaubte ihren Wunsch zu erkennen, blieb immer in Hörweite, trotzdem die Tante versuchte, ihn abzulenken. Er war in so gespannter Er-

wartung auf das Rendezvous, daß er zum erstenmal seit seinem Hiersein die quälenden Gedanken etwas zurückzuschieben vermochte.

Beim Frühstück fragte der Onkel, ob er ihn nicht begleiten wollte, aber Leo fing bei diesen Worten einen ängstlich bittenden Blick von Rosa auf und antwortete ruhig, er wolle später nachkommen und erst einen Spaziergang machen, um sein Kopfweh zu verlieren.

„Gut," sagte sein Onkel und empfahl sich.

Eine Viertelstunde später traf Leo mit Rosa zusammen. „Du hast dich wohl sehr über meine Bitte gewundert?" begann sie, „es blieb mir aber kein Ausweg, als dir alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, und — um deine Hilfe zu bitten."

„Die sei dir im voraus zugesagt, Rosa, so weit ich es irgend vermag, dir zu Dienst zu sein."

„Du kennst die Bestimmung unserer Eltern," begann sie, „bei welcher die Hauptsache vergessen wurde: uns zu fragen. Kurz vor deinem letzten Hiersein erfuhr ich die Sache, und mein achtzehnjähriges Herz empörte sich gegen die Beschränkung meiner Freiheit gerade in diesem Punkte. Das mag mein damaliges Benehmen erklären. Ich war es hauptsächlich, welche zu der Reise drängte, die leicht hätte verschoben werden können; ich wollte mich nicht von dir fesseln lassen, was wohl hätte geschehen mögen, wenn du es versuchtest, denn mein Herz war frei und ich hatte dich ja immer lieb gehabt. Meine Mutter wünscht nun dringend, daß ich Baron Ellern heiraten soll, mein Vater gibt dir den Vorzug, und ich — liebe — jetzt einen anderen." Dieses Geständnis entrang sich nur mühsam ihren Lippen und versetzte Leo in großes Erstaunen. „Du nimmst das nicht empfindlich auf, Leo, denn dein Herz gehört auch nicht mir," sagte sie nach einer Pause. „Mein Vater weiß, daß ich den Baron nicht will, den die Mutter glaubte als Heilmittel gebrauchen zu können; er setzt alle Hoffnung darauf, daß du auf deinem Recht bestehen und mich von meinen ‚romantischen Grillen,' wie er meine Liebe nennt, abbringen möchtest. Gestern nachmittag kam es zu einer ernsten Auseinandersetzung, weil ich nicht nachgeben will, und Vater wollte mit dir sprechen, er sagt, ich sei dir zugesagt. Ich komme ihm zuvor und flehe dich an, Leo, erkläre du mich für frei, ich will es dir mein Leben lang danken. Wenn du noch mehr für mich thun willst, dann hilf mir, daß die Eltern nachgeben und mich meiner Wahl folgen lassen. Ich kann mich ja weigern, einen anderen zu heiraten, dazu zwingen können sie mich nicht, aber ich werde schwerlich allein durchsetzen, mit dem vereinigt zu werden, der allein mich glücklich machen kann, aber vielleicht — mit deiner Hilfe!"

„Auch ich, Rosa, liebe eine andere, wenngleich die Ähnlichkeit zwischen dir und ihr mich lange getäuscht hat und das Erste war, was mich bei ihr anzog; also ist es ganz einfach, das zu erklären, und du darfst versichert sein, daß ich alles thun will, was in meinen Kräften steht, dir zu deinem Glücke zu verhelfen."

Rosas Blicke leuchteten auf. „Wirklich, Leo, auch du liebst, dann kannst du mich ganz verstehen! O, dann muß alles gut werden für dich und mich!"

„Für dich hoffentlich, für mich schwerlich," sagte Leo düster.

„Warum nicht? Du bist ja dein eigener Herr, und dir wird so leicht kein Mädchen verweigert werden."

„Das ist eine traurige Geschichte, Rosa. Ich fürchte, ihre Liebe selber verscherzt zu haben für immer, habe kaum Hoffnung sie wieder zu gewinnen. Doch laß uns davon schweigen und sage mir lieber, wer der Glückliche ist, welcher in solchem Grade deine Zuneigung gewann, denn wenn ich für ihn auftreten soll, muß ich auch mit ihm bekannt sein."

Hold errötend sah Rosa auf und sagte: „Natürlich werde ich dich nun in alles einweihen, mein getreuer Ritter, der du immer gewesen bist; ich sehe dich jetzt an wie einen geliebten Bruder und will dir vertrauen als Schwester."

Leo drückte ihre Hand und sagte: „Ich danke dir und will dein Vertrauen zu verdienen suchen."

„Daß meine Eltern gegen meine Herzenswahl eingenommen sind," fuhr Rosa fort, „kommt daher, daß sie nur die äußeren, bescheidenen Verhältnisse kennen und nicht das, was allen Glanz und Reichtum für mich weit überwiegt. Zuerst war es die Musik, die uns einigte. Du kennst das einsame Leben in Eschenwerder, Leo; als ich aus der Pension zurückkam, lag es schwer auf mir, mein Instrument mußte mir ersetzen, was ich



Im Frühling. Originalzeichnung von O. Strützel.

Frühling.

O du lieber Lenz! Mit heißem Bangen
Rief und sehnte dich mein Herz herbei!
Und nun kommst du — fächelst mir die Wangen,
Kommst in lauter Blütenschnee gegangen,
Kommst mit lauter Vogelmelodei!

Daß das Herz mir frei und freier werde,
Führ' mich, Windhauch, führ' mich über Land!
O du Duft der auferwachten Erde!
Und im jungen Klee die junge Herde!
Und du Strauch im hellen Goldgewand!

Und du Veilchenduft, durch den ich schweife,
Überflaggt vom grünen Lenzpanier!
Erster Falter du, nach dem ich greife,
Und du Städtchen, das ich wandernd streife,
Alte Stadt in frischer Blütenzier! —

Kehr' ich selig, müd' am Abend wieder,
Zittert weißer Mondduft durch den Raum.
Träumend schlägt die Drossel dann im Flieder,
Und der Lenznacht Sterne lächeln nieder,
Und die Lenznacht lächelt mich in Traum!

Frida Schanz.

an jugendlichem Verkehr entbehrte; war niemand da, mich auszusprechen, so hatte ich doch ernste Klänge für meine Klage und heitere Melodieen für meine Lust. Du weißt ja, mein Zimmer liegt hinten hinaus, nahe dem Flügel, in welchem die Herren vom Geschäft zum Teil ihre Wohnung haben. Eines Abends, es war schon vor Jahr und Tag, hörte ich mein Spiel leise von einer Violine begleiten, es klang nur wie ein Hauch, aber so schön und süß; ich hörte auf zu spielen, wollte nur lauschen, die Töne verstummten; ich spielte wieder, da erklang auch wieder die wunderbare, wie überirdische Musik. Das wurde nun jeden Abend meine Wonne; es blieb aber nicht bei der Begleitung, wir hatten Solos und Duette und verstanden uns immer besser. Meine Eltern machen sich nichts aus Musik und kennen nichts davon, sie konnten vorn in ihren Räumen wohl auch gar nichts vernehmen von unserm Austausch, denn ein solcher war es bald geworden. Doch einmal hörte die Mutter zu, wo, weiß ich nicht, und sagte dann: ‚Das klang ja wie ein Konzert, wer spielt denn da drüben im Nebenhause Violine?‘ ‚Wahrscheinlich der junge Hochberg,‘ meinte der Vater und bestätigte damit, was ich längst geahnt, daß er es sein müsse. An den hohen Festtagen, Vaters Geburtstag eingeschlossen, werden die Herren, wie dir bekannt ist, ja immer zu Tische gebeten, was meist recht steif verläuft. Georg Hochberg war mir, schon als er das erste Mal dabei war, angenehm aufgefallen durch sein ganzes Wesen und Benehmen. Wenn ich meine Morgenspaziergänge machte, fand ich oft auf meinem Lieblingsplatze, weißt du, auf der Felsenbank, wo der weite Ausblick ins Thal ist, frisch gepflückte Waldblumen zierlich geordnet, bald als Strauß, bald als Kranz. Als einmal von wilden, halberblühten Rosen ein R auf der Bank lag, konnte ich nicht mehr zweifeln, daß die zarten Huldigungen mir galten, und ich nahm immer die Blumen mit, die mir, wie die Töne, je länger je mehr Wert erhielten. Und — schließlich fanden wir uns selber, und wenn es dann auch noch lange unausgesprochen blieb, was wir doch beide wußten, endlich haben wir's uns auch gesagt, und nun gehören wir uns an für Zeit und Ewigkeit."

Wie konnte man sich in den Menschen irren! Leo erkannte Rosa gar nicht wieder, nie und nimmer hätte er eine solche Liebesgeschichte bei ihr für möglich gehalten.

„Und willst du meinen Georg nun auch persönlich kennen lernen und sehen, daß meine Bitte, uns beizustehen, gerechtfertigt ist?"

„Das möchte ich gern, Rosa, deine Erzählung hat mich sehr bewegt, und Georg Hochberg interessiert mich ungemein."

„Dann, Leo, gehe morgen früh wieder hier spazieren, aber schon um sechs Uhr, ich werde Georg sagen, daß er dich dann trifft."

„Wie viel wissen denn deine Eltern davon?" fragte er.

„Sie kamen dahinter, daß ich mein Herz weggegeben, wissen aber nicht, daß wir uns ausgesprochen haben. Unter dieser Heimlichkeit leidet Georg noch mehr als ich, er hält es für Unrecht und wäre längst vor meinen Vater getreten, hätte ich ihn nicht zurückgehalten, überzeugt, daß dann alles für uns verloren wäre. Im Sommer sehen wir uns früh am Morgen, wie es freilich im Winter werden soll, das weiß ich nicht. Georg besitzt nichts, er unterstützt mit seinem Gehalte noch seine Mutter, eine arme Subalternbeamtenwitwe, die für ihn die größten Entbehrungen sich auferlegt hat, um ihm eine gute Erziehung zu geben. Mein Vater legt so viel Wert auf Geld, und ich gar keinen, um seinetwillen möchte ich, daß Georg reich wäre und für die Mutter vornehm; für mich ist er, so wie er ist, mir tausendmal lieber und sein Mütterchen verehrungswürdig wie keine andere Frau es sein kann."

In diesem Augenblicke glich Rosa wieder Josepha, und Leos warmer Blick galt halb ihr, halb dem fernen geliebten Mädchen.

VIII.

Am nächsten Morgen traf Leo wirklich mit Georg zusammen und wunderte sich, wie Rosa ihn wohl mochte benachrichtigt haben. Georg Hochberg gefiel ihm außerordentlich gut, und er beschloß, nach ihrer Verabredung, auch nicht zu zögern, die Entscheidung herbeizuführen.

Gleich am Nachmittag, wieder beim Kaffee, des Onkels bester Zeit, sagte Leo, ganz ohne Vorbereitung, er hätte den Auftrag übernommen, um Rosas Hand zu bitten für Georg Hochberg, und möchte diesen Antrag mit allem unterstützen, was in seiner Macht liege. Er sei bereit, je nachdem der Onkel es wünsche, Georg seine Stelle im

Geschäfte abzutreten und alle seine eigenen Rechte auf ihn zu übertragen, oder auch mit ihm zusammen zu arbeiten.

Ewald Leonardi war sprachlos vor Erstaunen, und wenn je in seinem Leben aus der Fassung gebracht, dann in diesem Augenblicke. Für Rosa war das so plötzlich gekommen, daß sie bleich wurde und heftig zitterte, und die Mutter ängstlich um sie bemüht war.

„Was fällt dir ein," sagte endlich der Onkel mit Eiseskälte, „du wagst es, in dieser Weise meine Tochter zu verschmähen und mir das ins Gesicht zu sagen!"

„Ja, ich wage es," entgegnete Leo ruhig. „Nachdem Rosa mich verschmäht hat, kann hier von einer Beleidigung keine Rede sein; du wirst mir übrigens nicht zumuten, daß ich für mich um ein Mädchen werben soll, die einem anderen ihr Herz geschenkt hat, und da auch ich nicht mehr frei bin, so ist eine Verbindung unmöglich. Das Glück eures einzigen Kindes, denke ich, geht euch über alle früheren Verabredungen. Wir beide haben uns lieb wie Bruder und Schwester, aber nicht wie Mann und Frau, nicht wahr, Rosa?"

Diese hatte sich gefaßt, sie ergriff Leos Hand, schmiegte sich an ihn und sagte flehend: „Leo hat recht, o, laßt mich glücklich werden!"

„Ich kann meine Tochter nicht dem ersten besten meiner Kontoristen zur Frau geben, einem Menschen, der nichts hat, nicht Geld, nicht Familie —"

„Aber die Liebe deiner Tochter besitzt, Onkel," warf Leo ein, „und dazu ein prächtiger Mann ist, dem du sie ruhig anvertrauen kannst."

„Ei was — das sind solche romantische Ideen, das verliebt sich, verlobt sich und glaubt ohne einander nicht leben zu können, und dann — gibt's nur Unglück, wenn die Eltern nicht vernünftiger sind. Dann wartest du, Rosa, bis einer kommt, der mir zusagt, wenn es mit Leo nichts sein soll."

„Einen anderen heirate ich nie," sagte Rosa fest, „entweder Georg, oder ich bleibe allein." Sie sah jetzt ihrem Vater ruhig ins Auge, und er kannte sie gut genug, um den Blick zu verstehen, der ihm sagte, daß sie eben solchen unbeugsamen Willen besitzen konnte wie er selber. Das imponierte ihm und eigentlich auch Georgs Auftreten. Endlich sagte er: „Sofort kann ich keine Entscheidung geben, das muß reiflich überlegt werden. Ich werde dir morgen meine Antwort sagen und meine Bedingungen stellen, Leo." Damit ging er hinaus, ohne Rosa nochmals anzusehen.

Aber sie kannte ihn, jetzt galt es nur, die Mutter noch zu gewinnen, damit sie ihr Wort als letzte Entscheidung in die Wagschale legte. Rosa vermochte ziemlich viel über sie, und Leo bot seine ganze Beredsamkeit auf, um besonders Georgs äußere Vorzüge, seine einnehmende Persönlichkeit, sein ungewöhnlich großes musikalisches Talent hervorzuheben, was er nur irgend zu sagen wußte nach so kurzer Bekanntschaft.

Ewald Leonardi hielt bis tief in die Nacht hinein Beratung mit seiner Frau, und das Endresultat war, daß er die Einwilligung gab unter der Bedingung, daß Georg vorerst noch ein Jahr auf Reisen ging und jetzt noch keinerlei Ansprüche machte, als Rosas Verlobter aufzutreten.

„Ob ihr euch schreibt, das will ich nicht wissen, aber jedenfalls keine Briefe sehen," sagte er zu Rosa, „überhaupt, die ganze Angelegenheit wird ignoriert, bis das Jahr um ist, das ich als Probezeit ansehe. Ferner verlange ich von dir, Leo, daß du ins Geschäft eintrittst, mindestens vor einem Jahre, und es dann mit ihm übernimmst, du als Leiter, er als Teilhaber, wenigstens vor der Welt als solcher, denn, was das Kapital anbelangt, so bleibe ich Chef und gebe ihm keinen großen Gehalt; Rosa mag sehen, wie sie zurecht kommt, bei ihrer Mißachtung des Geldes erhält sie keinerlei Hilfe!"

Rosa war wie im Himmel, sie wollte ja auch sonst nichts, und „Leos Geld nehme ich niemals," sagte sie, „das war eine zu wunderbare, unbegreifliche Bestimmung deines Vaters, Leo; ich bin für seine freundliche Absicht dankbar, nehme aber nicht dein Geld ohne dich."

„Meinst du denn, ich würde dasselbe nehmen, und wäre mir der Verlust noch so unangenehm? Mein Vater hatte ja seinen freien Willen und verfügte, wie er es gut fand," sagte er mit einem forschenden Blick auf den Onkel.

„Nein, Leo, er hatte nur unsere Verbindung dabei im Auge."

„Das wissen wir nicht, Kousinchen, und nach dem Gesetz hätte ich keine Spur von Recht an das Geld, also wäre es geradezu

ein Geschenk von dir, das ich selbstverständlich unannehmbar finde."

„Thörichte Kinder, die ihr seid! Hat man je einen solchen Streit gehört! Ihr thut ja, als ob das schöne Geld nur zum Verschmähen da wäre. Gut, daß es vor der Hand noch in meinem Bereich allein ist; schade, daß ihr kein Paar werden wollt, ihr hättet so schön zusammengepaßt," sagte Ewald Leonardi mit kaltem Spott. „Ist denn deine Herzenswahl auch so romantisch, Leo? Ich bin wirklich sehr gespannt auf deine Zukünftige."

„Meine Wahl," antwortete Leo ernst, „würde nicht nur Rosa, sondern auch euch, Onkel und Tante, zufrieden stellen, aber, ob ich das Ziel meiner Wünsche erreiche, das ist eine andere Frage."

„Oho," meinte sein Onkel, „das sieht dir ja gar nicht gleich, zu denken, etwas nicht erreichen zu können."

Später sagte er zu Frau Mechtildis: „Da müht man sich ab um die Kinder und hat dann solchen Dank davon; was habe ich meinen Scharfsinn angestrengt, um meinen Bruder zu dieser Fassung des Testaments zu bewegen, nun kommt die liebe Jugend und wirft mit ihren albernen Liebesgeschichten den ganzen schönen Plan über den Haufen. Aber ich quäle mich nun nicht lange mehr mit der Arbeit, die beiden jungen Herren mögen sehen, wie sie mit dem Geschäft fertig werden, die Romantik wird ihnen bald vergehen, und Dame Rosa kann sich als Hausfrau abmühen und den Wert des Thalers kennen lernen; das schadet ihr nicht und ist wohlverdiente Strafe. Ich gebe nur nach, weil das Mädchen mit einer unglücklichen Liebe unerträglich für uns würde. Das aber sage ich dir, Mechtildis, wir spielen nun vor der Welt nicht Märtyrer und opferwillige, weichherzige Eltern, und es soll auch niemand erfahren, daß die Partie nicht nach unsern Wünschen ist. Der Herr Schwiegersohn wird zwar als Kompagnon angenommen, aber nur nominell, in Wirklichkeit bleibt er der abhängige, bezahlte Arbeiter, dafür werde ich schon zu sorgen wissen. Wir behalten uns hier unsere Räume vor, das Haus ist groß genug, und die jungen Leute können sich einschränken. Wir sind aber nur hier, wenn es nötig ist, denn auf die Schäferidylle bin ich nicht gespannt; wir leben, wo es uns gefällt, und du sollst jetzt die Welt kennen lernen, wonach dich ja immer gelüstete."

Leo war es ganz zufrieden, durch die Bedingung seines Onkels wieder ein festes Ziel vor Augen zu haben. Er wollte alles aufbieten, was möglich war, um das Mädchen wieder zu gewinnen, das er so tief verletzt hatte, wie ein Frauenherz zu verletzen ist. Würde es nicht gelingen, dann war der Aufenthalt dort für ihn unmöglich und das akademische Leben ihm überhaupt zu sehr verleidet, um an einer anderen Universität wieder damit zu beginnen; dann brauchte er anstrengende praktische Arbeit, um den Verlust zu überwinden. Konnte er aber Josephas Besitz erreichen, dann wollte er die Geliebte auch lieber weiter wegführen, denn er wußte wohl, daß sie dort als seine Gattin weit mehr würde Tochter bleiben müssen, als ihm angehören. Die ersten Ansprüche ihrer Mutter würden nie aufhören, aber diese mußte sich in eine Entfernung finden, wenn er in Eschenwerder nötig war und sich hier gebunden hatte. Also — den Winter über wieder Privatdozent, im Frühling mit oder ohne Josepha für immer nach Eschenwerder! Der Gedanke an das ohne sie war ihm ganz unerträglich.

Georg Hochberg hatte Rosa viel zu lieb, um sich nicht willig in alle Anordnungen zu finden, welche ihm das ersehnte Ziel näher rückten. Er hatte eine einzige zeremonielle Unterredung mit seinem Prinzipal und künftigen Schwiegervater; eine stille, schmerzliche und doch glückselige Abschiedsstunde mit Rosa, und dann trat er seine Wanderschaft an.

IX.

Eine Woche vor Beginn des Wintersemesters trat Leo wieder über die Schwelle des Jaagowschen Hauses. Er war in einem Zustand innerer Erregung, wie er einen solchen noch nie im Leben empfunden. Es stand jetzt für ihn, für sein ganzes Lebensglück alles auf dem Spiele.

Draußen kämpfte die Sonne mit dem kalten Herbstnebel und vermochte nicht durchzudringen, obgleich es fast Mittag war. Josepha saß im warmen Wohnzimmer am Fenster; dieses stand voll blühender Pflanzen, eine Aufmerksamkeit von Felix vor seiner Versetzung an ein anderes Gericht. Dazwischen war ein Myrtenbäumchen, dicht besäet mit Knospen; ihr Blick ruhte weh-

mütig auf der ersten, eben erschlossenen Blüte, dann auf dem grauen Nebel, hier Blumen, dort alles kalt, düster, verschleiert — ob die Sonne siegen würde?

Sie hatte einen großen Korb voll Kinderstrümpfe vor sich, und Friederike saß mit ihrer Puppe im Arm auf einem Stühlchen neben ihr, ebenso Wilhelmine mit Strickstudien beschäftigt.

„Mama ist unwohl und oben auf ihrer Stube, aber Josepha hier im Wohnzimmer," ließ sich draußen im Korridor Walters Stimme vernehmen; die Thür wurde geöffnet und — Leo Leonardi trat ein.

Josepha stand auf, ging ihm grüßend entgegen und reichte ihm die kleine, feine Hand, an welche er vorhin noch gedacht hatte, ob er sie wohl jemals wieder würde fassen dürfen; wie gern hätte er einen Kuß darauf gedrückt, aber — das wagte er nicht. Der Empfang war ja über Erwarten freundlich, doch so unbefangen, als ob es Rosa gewesen wäre. Sollte er sich getäuscht haben, hatte sie ihn gar nicht geliebt? Wie konnte sie sonst jetzt so ruhig sein? Und doch, war es nicht, als ob ein tiefes Leid über sie hingezogen wäre und ihren Zügen etwas aufgedrückt hätte, das nicht von dieser Welt war. Lag nicht um ihren Mund ein leiser Zug des Schmerzes, der ihm die Seele bewegte?

„Mama ist leider sehr erkältet und seit einigen Tagen oben geblieben," sagte Josepha, „setzen Sie sich hier zu uns, Papa wird gleich nach Hause kommen."

Er nahm ihr gegenüber Platz, kam nun aber nicht weiter, denn Josephas Benehmen war so anders als er es sich gedacht; wie sollte er jetzt um ihre Vergebung bitten können, da für sie gar nichts vorgefallen zu sein schien. Sein Herz war ihm zum Zerspringen voll, und — da kam wahrhaftig Willy mit seiner Schiefertafel an und bat Josepha, ihm seine Rechnung durchzusehen.

„Bitte einen Augenblick um Entschuldigung, Herr Doktor," sagte sie — wie konnte sie jetzt rechnen? — und ihm war so verzweifelt zumute, es brachte ihn um alle Fassung. „Hier, Willy, ist ein Fehler in der zweiten Linie, rechne noch einmal, dann wirst du ihn finden," sagte sie, dem Kleinen liebevoll die Locken aus der Stirn streichend.

„O, wenn sie einmal so meine Stirne berühren würde," dachte er mit verzehrendem Verlangen. Nein, so ging das nicht — „Josepha," bat er mit bebenden Lippen, „kann ich Sie nicht einen Augenblick allein sprechen, ohne die Kinder?"

„Gewiß," antwortete sie, „Wilhelmine, du hast genug gestrickt, gehe jetzt mit Friederike in die Kinderstube und spiele dort mit ihr." Gehorsam standen die beiden kleinen Mädchen auf; Friederike heftete aber mit einem so forschenden, wie ihm schien drohenden Blick ihre großen Augen auf ihn, daß es ihm ganz unbehaglich war; dann kehrte sie nochmals um:

„Du darfst aber unserer Josepha nichts thun, sie soll nicht wieder traurig sein," sagte das Kind und verzog das Mündchen zum Weinen.

Das griff Leo ans Herz, gab ihm aber auch das Wort wieder. „Josepha, ich möchte mein Leben darum geben, hätte ich Ihnen nicht wehe gethan. Können Sie mir noch vergeben, vielleicht einst vergessen?" sagte er mit tiefer Bewegung. „Ich glaubte, Ihre Liebe zu besitzen, habe ich sie für immer verloren, oder nie besessen? Antworten Sie mir, haben Sie Mitleid mit meiner Qual, mein ganzes Schicksal liegt in Ihrer Hand, mein Glück oder mein Elend."

„Ja, ich habe Sie lieb gehabt, aber dann —" Josepha konnte nicht weiter sprechen.

„Aber dann war es doch wohl keine Liebe, die so spurlos, so schmerzlos vorüberging!" sagte er außer sich in bitterem Tone.

„Es war Liebe," sprach Josepha sanft, „ich habe zu Gott gefleht, sie von mir zu nehmen, als ich sie nicht mehr hegen durfte. Er hat mein Gebet erhört, die Liebe weggenommen, aber nicht den Schmerz, doch den hilft mir Er tragen. Lassen Sie uns Vergangenes nicht mehr berühren, es thut so weh."

„Josepha, wollen Sie mich nicht hören? Darf ich kein Wort wenigstens zur Erklärung sagen, zur Entschuldigung habe ich ja leider fast nichts, aber ich wünschte so sehr, daß Sie klar sehen und dann urteilen und — vielleicht vergeben."

„So sprechen Sie," sagte Josepha.

Aber nun kam der Geheimrat und mit ihm auch Theodor. „O, Leonardi, das ist schön," rief ihm letzterer fröhlich entgegen, „ich habe dich ja noch gar nicht gesehen seit der großen Reise; als du hier warst, saß ich im Examen, und niemand wußte mir das

Geringste von dir zu erzählen, ich habe mich schmählich geärgert; dein Besuch hier, scheint es, war auch nur sternschnuppenartig, so rasch warst du wieder verschwunden. Du bleibst doch zu Tische bei uns, alter Junge, nicht wahr?"

Sein Vater hätte zwar diese Einladung nicht ausgesprochen, konnte nun aber kaum anders als sie bestätigen und sagte: „Die Hausfrau fehlt uns heute, aber ich denke, Sie sind ein alter Freund, da nimmt man's nicht so genau."

Leo war erst sehr unglücklich gewesen über die Störung, doch jetzt froh, bleiben zu dürfen. Sich an Josepha wendend sagte er: „wenn die stellvertretende Hausfrau es gestattet."

„Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, Herr Doktor," antwortete sie ruhig.

Theodor hatte unendlich viel zu fragen, vor dem Essen und während desselben, und so wenig Leo auch in der Stimmung war, von seiner Reise zu erzählen, kam er doch unvermerkt dazu. Dann waren seine Schilderungen anziehend und interessant, und der Geheimrat, aufs angenehmste angeregt, vergaß ganz den letzten Eindruck, welchen Leonardi hinterlassen hatte. Es war der frühere, herzliche Ton wieder hergestellt, wenigstens zwischen den Herren.

„Sage einmal, bleibst du nun wieder hier? Du wurdest ja so plötzlich nach Eschenwerder berufen, was war denn los?" fragte Theodor zu Josephas Schrecken harmlos.

„Ich bleibe für den Winter hier und gehe im Frühling ganz nach Eschenwerder. Es waren Familien- und Geschäftssachen zu ordnen, und es ist bestimmt worden, daß ich ins Geschäft eintrete. Mein Onkel will sich zurückziehen."

„Übernimmst du es denn allein?" fragte Theodor weiter, „das ist wohl keine leichte Sache, es muß ja sehr großartig sein?"

„Nein, allein nicht; zuerst leitet mich der Onkel noch an, und übers Jahr tritt sein künftiger Schwiegersohn auch mit ein. Das ist zwar noch tiefes Geheimnis, es hat aber nichts auf sich, wenn ich hier darüber rede."

Leo, der ungefragt niemals über seine Privatangelegenheiten sprach, fand die Gelegenheit ganz willkommen, es hier so ungesucht thun zu können, obgleich er nicht ahnte, daß Josepha auch von der projektierten Heirat etwas wußte.

„Es bestand nämlich die Bestimmung, daß meine Kousine und ich uns ehelich verbinden sollten, wenn nicht, sollte mein halbes Erbe an sie fallen. Das ging aber nicht an, da wir beide eine andere Neigung gefaßt hatten," hier zitterte Leos Stimme bedenklich. „Es gab nun einen ziemlich harten Kampf, bis meine Kousine die Einwilligung ihres Vaters erhielt, und dieser stellte Bedingungen, von denen eine zu erfüllen mir zufiel, nämlich eben, ins Geschäft einzutreten. Ob das Ziel meiner Wünsche erreichbar ist, hängt nicht von ihm ab, sondern liegt in ganz anderen Händen," schloß Leo mit einem vielsagenden Blick auf den Geheimrat. Theodor lächelte verständnisvoll, er hatte ja keine Ahnung von vorgekommenen Störungen.

Josepha atmete erleichtert auf, so war ihm doch Unrecht geschehen; sie war dafür innig dankbar, aber — zwischen ihnen konnte das doch nichts ändern.

X.

Leo mußte ziemlich lange Geduld haben, bis es ihm endlich gelang, Josepha einmal wieder allein zu sprechen. Dann aber bekannte er auch rückhaltslos und widerstand der Versuchung, irgend etwas zu beschönigen oder in günstigerem Lichte darzustellen. „Ich kann ohne Sie nicht leben, Josepha," schloß er, „wenn Sie mich von sich stoßen, dann bin ich ein verlorener Mensch. O, könnten Sie mir Ihre Liebe wiedergeben!"

„Die läßt sich nicht so wiedergeben. Wie denken Sie sich denn die Beschaffenheit eines Frauenherzens?" fragte Josepha ernst. „Ich freue mich aber Ihres Vertrauens, und ich bete für Ihr Glück und für Ihre Seligkeit dereinst, wie ich es immer gethan."

„Sie beten für mich, o, Josepha, dann muß alles gut werden. Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Sagen Sie, was muß ich thun, um Ihr Vertrauen wieder zu gewinnen und ein klein wenig Hoffnung?"

„So lassen Sie uns verkehren wie früher, und wenn Sie von hier scheiden, prüfen Sie Ihr Herz ernstlich, ob ich wirklich zu Ihrem Glück notwendig bin und dann, aber — erst nach längerer Zeit, dann fragen Sie mich wieder, ob ich Ihnen etwas zu geben habe. Jetzt weiß ich es nicht."

Und Leo verkehrte wie früher im Hause, hoffend und fürchtend. Josepha war immer freundlich, aber viel zurückhaltender als sonst.

Da niemand ahnte, wie tief sie von Leonardi gekränkt worden war, so achtete keiner besonders darauf, und es wurde nur bemerkt, daß er sich mehr als je um sie bemühte.

Theodor pflegte die Freundschaft besonders, und Detleff, der jetzt als Offizier auftrat, schwärmte für Leonardi. Auch Felix fand sich, während eines Besuches daheim, rasch wieder mit Leo zusammen und kam ihm doppelt herzlich entgegen, nun sich die Verlobungsgeschichte anders herausgestellt hatte, und er glaubte ihm unrecht gethan zu haben. Hätte Felix eine Ahnung gehabt von der Szene im Garten, dann wäre es natürlich anders gewesen; jetzt sah er nur, wie Leo ganz von Josepha erfüllt war, und konnte nicht recht begreifen, warum es zwischen den beiden zu keiner Erklärung kam; Josepha wollte er nicht gerne fragen, wie es stand, und sie wußte einer Frage auch auszuweichen.

Selbst Friederike wurde wieder zutraulich und erklärte Leo schließlich, sie hätte ihn nun wieder lieb, aber er dürfe nicht mehr nach Afrika reisen.

„Das thue ich auch nicht, Friederike," entgegnete er lächelnd, „ich möchte immer bei euch bleiben, oder, wenn ich nach Hause muß, euch alle mitnehmen, groß und klein."

„Aber unsere Josepha darfst du nicht mitnehmen, das leide ich nicht," meinte sie; er aber blickte glücklich fragend auf zu seiner Josepha, welche nicht wenig verlegen war.

Im Frühling kehrte er nach Eschenwerder zurück, zwar nicht mit Josepha, aber doch mit ihrer Erlaubnis, wiederkommen zu dürfen. Er kam, nur viel früher als sie dachte, und — er verließ sie als seine Braut.

Die Eltern hatten es ja lange kommen sehen und gaben willig ihren Segen. Auch die Geheimrätin fand sich in das Unvermeidliche, trotzdem Wilhelmine jetzt erst acht Jahre alt war, und nur Friederike, die jüngste künftige Schwägerin, machte Einwendungen, als Braut könne Leo Josepha haben, aber er müsse sie ihnen immer hier lassen.

Wertheims waren, wie Felix auch, sehr froh über die Aufklärung gewesen, behielten aber doch eine leise Ängstlichkeit für Josephas Glück im Herzen, und Frau von Polnitz sagte ihr: „Du hast noch manchen Kampf zu bestehen, mein Kind, aber du wirst mit Gottes Hilfe auch siegen, glücklich machen und glücklich sein. Er sei mit dir auf allen Wegen!"

In Eschenwerder ging Leo nun mit größtem Eifer an die Arbeit und fand mehr Interesse an der Sache, als er sich gedacht hatte. Wenn er dann am Abend mit Rosa Arm in Arm spazieren ging und die beiden sich sehr viel zu sagen hatten und so glücklich dabei aussahen, dann zweifelte niemand, der sie gehen sah, daß es ein Brautpaar war, denn über den eigentlichen Sachverhalt wußte keiner Bescheid.

„Schade, schade," sagte Ewald Leonardi dann vor sich hin, „das hätte sich am Ende von selber gemacht, hätte ich's nicht machen wollen. Daß mir das passieren mußte!"

Rosa wechselte zahllose Briefe mit ihrem Georg, die der Vater nicht zu sehen bekam, wie er gewünscht hatte. Das war nun Leos Sache nicht, zuweilen ein überströmender Liebeserguß, sonst befriedigte er Josepha schriftlich keineswegs. Dafür reiste er, trotz der ansehnlichen Entfernung und des Onkels mißbilligendem Kopfschütteln, mehr als einmal zu ihr während der kurzen Brautzeit. „Und wenn ich dich nur fünf Minuten sehe, Geliebte," sagte er, „dann ist mir's die Reise wert, ich weiß dann wieder, daß du wirklich mein bist, und bin glücklich." Sie lächelte und überzeugte sich immer mehr, daß sie wirklich für ihn notwendig war und von Wankelmut nichts bei ihm zu merken, darum neigte sich ihr Herz ihm zu mit alter Innigkeit.

„Weißt du, Josepha," sagte Helene eines Tages, als diese sie besuchte, „daß Frau Hochberg, deren Gütchen hinten an unseres stößt, die künftige Schwiegermutter von Rosa Leonardi ist, und daß diese Rosa eben heute zu ihr kam. Die alte Frau saß unten, hinter unserer Laube, als eine junge Dame auf sie zukam, welche sie mit den Worten ‚meine Tochter' in die Arme schloß; da sie nur einen Sohn und keine Tochter hat, muß es wohl Rosa sein. Es war vor einer halben Stunde, komm mit mir, vielleicht ist sie noch da, dann kannst du sie sehen. Frau Hochberg ist meine ganze Liebe, wir unterhalten uns oft an der Hecke; sie kam auch schon zur Mama, die sie auch lieb gewann. Die Frau besitzt eine Herzensbildung bei aller ihrer Einfachheit, daß man sich daran erquicken kann."

Die Freundinnen gingen hinunter und richtig, sie sahen Frau Hochberg mit einer

schönen Blondine durch das Gärtchen gehen, eben im Begriff, in das kleine, niedliche Hinterhaus einzutreten, welches Frau Hochberg bewohnte.

„Guten Abend, Frau Hochberg," rief Helene, als diese herüber grüßte. „Sie haben Besuch und ich will nicht stören, möchte aber doch hier meine Freundin vorstellen: ‚Fräulein Josepha von Jaagow.'"

Die junge Frau drüben horchte auf und kam näher, Josepha ging ihr entgegen. „Nicht wahr," sagte diese, „Fräulein Rosa Leonardi?" Und über den Zaun weg wurden erst die Hände gereicht und dann folgte ein herzlicher Kuß und das schwesterliche „Du".

Frau Hochberg ging den Schlüssel zu dem Gartenpförtchen zu holen und öffnete; so konnten die beiden jungen Mädchen sich nach Herzenslust begrüßen, während ihnen die Frauen dazu Gelegenheit ließen.

Rosa sagte, sie sei in der Nähe auf dem Lande bei einer früheren Pensionsfreundin einige Tage zu Besuch, um von dort aus ihre künftige Schwiegermutter sehen zu können, was auf andere Art nicht möglich sei, da ihr Vater die Verlobung noch ganz ignoriert haben wolle. Sie sei heute hergefahren mit dem stillen Wunsche, auch Josepha zu sehen, hätte aber nicht gewagt, sie aufzusuchen, da sie nur ganz inkognito in der Stadt sein dürfe. Freue sich aber um so mehr über dieses unerwartete Zusammentreffen.

Josepha sprach in warmen Worten davon, wie wert ihre Freundin Frau Hochberg halte, die sie nun auch näher kennen zu lernen hoffe. Rosa aber schilderte dankbar, wie hochherzig Leo ihr beigestanden, so daß Josepha ganz stolz auf ihn wurde. In wenig Wochen sollte ihre Hochzeit sein, sie hoffte, Rosa mit ihren Eltern bei derselben haben zu dürfen, wozu diese gerne Aussicht gab. Beide freuten sich auf das künftige Zusammenleben.

XI.

Josepha gewann Onkel Ewalds und Tante Mechtildens Gunst in hohem Grade; der Onkel nannte sie von Anfang an mit Stolz „seine Schwiegertochter." Etwas von der Huld ging auch auf Leo über; „wenn das Mädchen ihn genommen hat, dann muß mehr hinter dem Jungen stecken, als ich dachte," sagte Ewald zu seiner Frau. Dieser imponierte Josephas vornehme Erscheinung, ihre Vielseitigkeit und — der adelige Name.

Rosa war glücklich, als sie das junge Paar in Eschenwerder empfangen durfte, und Leo schien seine Heimat ein Paradies nun zu sein. Auf Josephas Wunsch war alles unverändert geblieben, wenngleich er meinte, es sei für sie nicht schön genug. Er bezog nun seines Vaters Stube, und als Josepha nebenan in der Mutter Zimmer sich häuslich eingerichtet hatte und zum erstenmal an deren Nähtisch saß, da floß sein Herz über in weichem Empfinden, vor Glück und Wonne. Er kniete neben ihr nieder und sagte bewegt: „Josepha, mache du aus mir, was meine selige Mutter aus mir machen wollte."

„Ich vermag nur dich lieb zu haben, mein Leo," sagte sie, und nun strich sie ihm die dunkeln Locken zurück und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

Josepha war entzückt von der romantischen Gegend; nicht nur mit Leo, auch mit Rosa zusammen durchstreifte sie die Wälder und kletterte über die Felsen, war bald überrascht durch einen schönen Ausblick, bald erfreut durch die Blumen und Moose, welche sie sammelte. Sie war wenig aus der Stadt gekommen, nun fand sie alles neu und köstlich. Zu Rosas Lieblingsplatz, der Felsenbank, ließ Leo Stufen ins Gestein hauen, damit die feinen Füßchen seines Stadtkindes, wie er sagte, an solche Wege nicht gewöhnt, leichter mit der Freundin hinkommen könnten und sie sich dort von Georg und immer Georg vorschwärmen lassen mochte.

Trotz alledem hatte Josepha doch mit Heimweh zu kämpfen, namentlich an die Kleinen zu Hause durfte sie zu lebhaft nicht denken. Leo war den größten Teil des Tages im Geschäft und Rosa auch nicht immer zu haben; dann kam sie sich überflüssig vor, in dem kleinen Haushalt fehlte ihr die gewohnte Thätigkeit und sie entbehrte das reiche, vielbewegte Familienleben. Aber sie ließ das nicht übermächtig werden, fühlte sie sich einsam, dann hatte sie nicht umsonst bald den Fußpfad gefunden, der hinunter führte in das Arbeiterdorf. Dort gab es genug zu sorgen und zu helfen und Kinder in Menge, sich darum zu kümmern und sich daran zu erfreuen. Nicht lange und die schöne junge Frau war von allen gekannt und immer mehr geliebt und verehrt. Wenn sie dann zurück über das Eisenwerk ging und ihre

Scheu vor dem Lärmen und den großen Feuerschlünden überwand, um ihren Mann zu begrüßen oder abzuholen, dann begegnete sie nicht nur seinem glücklichen Lächeln, auch die rauhen Arbeiter freuten sich der holden, lichten Erscheinung.

„Hast du wieder Mission getrieben, mein Frauchen?“ fragte Leo wohl auf dem Heimwege; „du verwöhnst mir hier die ganze Bande durch deine Liebenswürdigkeit. Haben sie dir wieder Lebens- und Leidensgeschichten anvertraut in der Kolonie?“

Josepha lächelte dann; sie erzählte Leo gern von den Bekanntschaften, welche sie machte, weil sie hoffte, ihn allmählich für die Leute zu interessieren. Leo hörte ihr auch gern zu, er liebte überhaupt sie sprechen zu hören, und dann schilderte sie so lebendig und anmutig, aber die Persönlichkeiten, um welche es sich handelte, blieben ihm gänzlich gleichgültig. Die Menschen im allgemeinen interessierten ihn nur als Völker, und er konnte über Kulturgeschichte, Rassenunterschiede und Stammesverwandtschaften geistvoll genug sprechen. Für Josepha aber bestand ein Volk zunächst aus einzelnen Menschenkindern, jedes mit einer unsterblichen Seele und mit einem von Gott gewiesenen Lebensweg, voll Leid und Freud, und wo sie das Leid mildern und die Freude erhöhen konnte, da war *sie* zu Hause.

Rosas Wartezeit fand ihr Ende, und bei der glanzvollen Hochzeit versicherte Ewald Leonardi jedem, der es hören wollte, wie ungemein glücklich er sich schätze durch diesen Schwiegersohn, wie er sich freue, die Arbeit nun in so gute Hände legen zu können, wie die seines Neffen und seines Schwiegersohns, und nun auch einmal ausruhen und mit seiner Frau das Leben genießen zu dürfen; sie wollten vorerst den Winter über nach Italien.

Die beiden jungen Frauen schlossen sich innig aneinander an. Rosa begab sich fleißig in ihrem kleinen Haushalt ans Wirtschaften, ein ihr noch ganz fremdes Gebiet; ohne Josephas Beistand hätte sie wohl teures Lehrgeld bezahlen müssen, so aber fand sie treue Anleitung und Hilfe an der erfahrenen, geübten Freundin. Auch die beiden Männer verstanden sich gut, wenn sie sich auch zumeist in geschäftlichen Besprechungen berührten. Es herrschte gutes Einvernehmen und lebhafter Verkehr zwischen oben und unten im Hause.

Nun waren alle Herzenswünsche erfüllt und das Leben so schön und reich, wie es nur wenigen beschieden ist. Und doch — auf die Dauer schien es Leo nicht zu befriedigen. Er war oft mißlaunig und reizbar, an viel Abwechselung gewöhnt, verlor das stille, häusliche Leben allmählich von seinem Reiz. Es kamen wohl öfter Gäste; Josepha hatte von den Ihrigen fleißig Besuch, die Eltern waren hier gewesen mit den kleinen Mädchen, auch die Brüder nach und nach, dann Wertheims. Leo hatte den Major zur Jagd eingeladen, fast der einzige Berührungspunkt für die beiden Herren, und Helene begleitete ihren Gatten zu Josephas größter Freude. Sie hatte nun keine Mutter mehr zu pflegen, und es war Helene ein Herzensbedürfnis, gerade mit Josepha über die Heimgegangene sich auszusprechen in der ersten, schmerzlichen Trauerzeit. Es waren unvergeßlich schöne Stunden für die beiden Frauen, die sie nun zusammen verplauderten, während die Männer das Weidwerk betrieben.

Waren Gäste anwesend, dann erwies sich Leo als der liebenswürdigste Wirt und war in rosiger Laune, aber die Verstimmungen kehrten wieder, wenn die Tage still und namentlich wenn das Wetter trübe war. Die Arbeit entleidete ihm, darin bestand die Hauptursache; Ausdauer hatte bisher zu seinen Tugenden nicht gehört. So angespannt, Tag für Tag einer ernsten Pflicht zu genügen, war ihm ungewohnt, er machte sich gern davon frei und pflegte mehr und mehr die Jagdliebhaberei.

Josepha sah das alles mit stiller Betrübnis; sie that, was sie konnte, ging auf alle Interessen ihres Mannes verständnisvoll ein, hatte sich auch über Mangel an zärtlicher Liebe nicht zu beklagen, fühlte aber doch schmerzlich, daß ihm für ihr innerstes Leben das rechte Verständnis fehlte. Das war bei Hochbergs so anders, die waren glückselig, wenn sie am Abend zusammen musizieren, lesen und plaudern konnten und die Harmonie in allem fühlten und vollends bei Wertheims, wo das Verhältnis noch den tief religiösen Hintergrund hatte, welcher Josepha so nahe mit Helene und ihrem Manne verband.

Georg war eine ähnliche Natur, wie Leos Vater gewesen. Als Chef des Kontors in seiner Art ausgezeichnet, eignete er sich fürs große Ganze doch wenig. Das lag

auf Leos Schultern allein, und darum war seine zunehmende Gleichgültigkeit und Abneigung gegen die Arbeit um so schlimmer. Die Eisenpreise standen niedrig, und es hieß sich anstrengen, um eben ohne Schaden zu arbeiten. Leo ärgerte das nur, ohne daß seine Energie aufgerüttelt worden wäre. So ging es im Geschäft unstreitig langsam rückwärts. Dazu kam, daß Leo durchaus nicht verstand, mit dem Volke zu verkehren. Wenn Josephas geliebte Nähe die Wolken des Mißmutes glücklich verscheucht hatte, dann ließ er, wieder fern von ihrem beruhigenden Einfluß, seinem Ärger den Arbeitern gegenüber freien Lauf. Er war oft herrisch und manchmal ungerecht. Das erbitterte die Leute, und es würde noch mehr Unzufriedenheit wach geworden sein, wäre nicht Josepha als ein Friedensengel dazwischen gestanden. Für sie wären sie alle durchs Feuer gegangen, Männer und Frauen, und um ihretwillen legte sich immer wieder die Erbitterung gegen ihren Mann.

Ewald Leonardi hatte auch nicht aus Menschenliebe gesorgt, aber aus Klugheit; er wußte wohl, was er that, als er die hübschen Wohnhäuser baute und die Leute so rücksichtsvoll behandelte, wie sehr er dadurch die besten Kräfte anzog und fesselte, und daß er seine Arbeiter nur um so leichter regieren konnte, je eingehender er sich um ihre Privatangelegenheiten kümmerte, für diese sorgte und dabei ihre Charaktere kennen lernte.

Leo fehlte beides, die Menschenfreundlichkeit und die Lebensklugheit. Für ihn war der Arbeiter nur eine Arbeitskraft, gleich einer Maschine, weiter nichts, und die Familie desselben etwas, was ihn durchaus nichts anging.

XII.

Eines Abends im Hochsommer stand Leo, den Arm um seine Frau gelegt, am Fenster und schaute mit ihr nach den schwarzen Wolkenmassen, welche sich immer drohender zusammenzogen und endlich in einem schweren Gewitter entluden. Blitz auf Blitz zuckte am Himmel, der Donner krachte und brach sich an den Felsen des engen Thales in schauerlichem Echo.

Josepha hatte die Hände gefaltet, offenbar versunken in stillem Gebet. Lächelnd sagte Leo: „Kind, mußt du zu allem deinen Gott haben, auch bei einem Gewitter, sieh doch das prachtvolle Schauspiel und laß jetzt dein Beten."

„Versündige dich nicht, mein Leo," sagte Josepha ernst, „ist es nicht gerade in solchen Augenblicken, daß Gott zu uns spricht, wie ohnmächtig wir Menschen sind, Seiner Allmacht gegenüber, Ihm, dem Herrn, dem Wind und Meer gehorsam sind."

Leos Augen ruhten auf ihren schönen Zügen, als sie so sprach; in dem Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl senkrecht nieder in das Thal zu ihren Füßen.

„Lieber Herr, erbarme dich über die armen Menschen," rief Josepha erbleichend; Leo folgte ihrem erschrockenen Blick. Was war das — entsetzt schrak er zusammen, eine einzige, ungeheure Feuermasse, ein Prasseln, Stürzen, ein Getöse, das den gewaltigen Donner übertönte!

Der Blitz hatte eingeschlagen, mitten hinein in die rotglühende, flüssige Eisenmasse, die, nun ihre Fesseln gesprengt, verderbenbringend dahinströmte, alles in ein Feuermeer vereinigend. Die Öfen stürzten zusammen; in wilder Flucht rannten die Arbeiter heraus, nur durch ein Wunder war kein Menschenleben zu beklagen. War es Josephas Flehen gewesen, das Gottes Barmherzigkeit erhörte?

An Hilfe war kein Gedanke; was brennbar war, verbrannte, das Eisen schmolz, die Steine wurden gesprengt.

Ein Blick genügte für Leo; er war von Josephas Seite verschwunden und in rasender Hast ins Thal gerannt. Sie wußte, er würde mit Aufbietung aller Kräfte, ohne Gefahr zu achten, zu retten versuchen, was zu retten war; es galt die Bücher, die Kasse in dem nahe liegenden Kontor, das jeden Augenblick ergriffen werden konnte.

Auch Josepha wollte nicht unthätig sein. Rasch besonnen nahm sie einen warmen Mantel für ihren Gatten, der in leichter Sommerkleidung weggeeilt war; packte schnell einige Flaschen Wein in einen Korb, befahl dem einen ihrer Dienstmädchen, recht viel heißen Thee zu bereiten und nach unten zu bringen, der anderen, das Haus nicht zu verlassen, nahm ein Tuch und ging unbeirrt durch das grausige Wetter, um ihrem Manne wenigstens nahe zu sein und zu erquicken, wo es not that. Jetzt goß der Regen in Strömen nieder, sie achtete dessen nicht, d. h.

sie dankte Gott für die rettenden Wasserfluten.

Rosa war auf einige Tage zu ihren Eltern in einen nahen Badeort gereist, um auf ihrer Mutter Wunsch deren Geburtstag mitzufeiern, und Hochberg heute fort, sie wieder abzuholen. Also trug Leo die Sorge für alles allein; glücklicherweise hatte er den Schlüssel zum Kontor in der Tasche, da schon Feierabend gemacht war.

Wie Josepha gedacht, fand sie ihn, mit fast übermenschlicher Kraft arbeitend, da und dort Befehle erteilend, hatte doch alles den Kopf verloren in der Bestürzung des entsetzlichen Momentes. Das Kontor war gerettet und ein kleiner Teil des Warenlagers, alles andere völlig zerstört. Weithin ergoß sich der Feuerregen, und nur der Fluß hemmte die gefräßige Flamme, verhinderte einen Waldbrand und schützte das Wohnhaus.

„Josepha!" rief Leo entsetzt, als er sie plötzlich neben sich erblickte, „ich flehe dich an, bleibe aus der Gefahr!"

„Ich bleibe, wo du bist," antwortete sie ruhig, wischte mit ihrem Taschentuch den Schweiß ab, der ihm von der Stirne floß, und führte dem fast zum Tode Ermatteten ein Glas Wein an die Lippen. Da und dort erquickte sie dann die müden, hart arbeitenden Männer, denen ihr Erscheinen schon neue Kraft zu geben schien.

Bald war keine Arbeit mehr zu thun, und Josepha konnte Leo bewegen, mit ihr zu kommen, den großen, dampfenden Trümmerhaufen, noch vor wenig Stunden ein stolzes Etablissement, zu verlassen.

Triefend von Nässe kamen sie daheim an; Josephas Vorsicht hatte nicht genügt. Leo, furchtbar erhitzt, aufs äußerste angestrengt, hatte sich eine schlimme Erkältung zugezogen, dazu die Gemütsbewegung, bald lag er zu Bett, von Fieber geschüttelt und Josepha in banger Sorge um ihn beschäftigt. Sie hatte sogleich anspannen und den Arzt holen lassen; als dieser eintraf, fand er Leo ohne Bewußtsein in wilden Phantasieen. Eine besondere Angst schien ihn dabei zu quälen, immer wieder rief er: „Versäumt, zu spät — ich muß es abschicken, ich muß es holen" — wollte aus dem Bett und sank dann erschöpft nieder. „Zu spät — alles verloren," rief er dann wieder wild auf, „versäumt — unverantwortlich, wo ist das Papier, ich kann es nicht finden, Josepha, hilf mir doch," dann knirschte er mit den Zähnen. Der Arzt stand ratlos dabei und schüttelte bedenklich den Kopf. Josepha hatte keine Erklärung für den Grund dieser besonderen Unruhe, welche irgend etwas ihr Unbekanntes zur Ursache haben mußte. Leo hatte keine Geheimnisse vor ihr, dessen war sie gewiß; was konnte ihn so quälen, wie konnte sie ihn beruhigen? Nach einer angstvollen Nacht war Leo am Morgen bei klarem Bewußtsein und gestand ihr nun mit tiefster Zerknirschung, daß er versäumt hatte, die Feuerversicherung zu erneuern, d. h. er wollte diese abändern bei einer anderen Versicherungsgesellschaft, hatte darüber geschrieben, aber eben versäumt, die Sache ins reine zu bringen; durch den Besuch einiger Herren aus der Nachbarschaft vor einigen Tagen hatte er es vergessen.

„Der Schaden ist ganz enorm, Josepha, ich fürchte, wir sind ruiniert, wie sollen wir nun durchkommen! Und alles durch meine Schuld! Was wird Onkel Ewald sagen!"

Eine tiefe Niedergeschlagenheit kam über ihn, und Josepha fand keine Worte, die ihn zu beruhigen vermochten.

Die Fieberanfälle wiederholten sich und als sie endlich abnahmen, klagte Leo immer mehr über Schmerzen in den Augen und mangelndes Sehvermögen. Die heftige Erkältung hatte sich auf die Augen geworfen. Der zugezogene Augenarzt nahm die Sache sehr ernst, er hoffte zwar bei streng eingehaltener Behandlung und völliger Dunkelheit den Patienten herstellen zu können, wollte aber für nichts bürgen.

XIII.

Schwere Wochen waren es, welche Leo im dunkeln Zimmer zubringen mußte, mit zweifelhafter Hoffnung auf Wiederherstellung und dem quälenden Bewußtsein, durch seine Nachlässigkeit das hereingebrochene Unheil noch bedeutend verschlimmert zu haben. Josepha hielt bei ihm aus mit himmlischer Geduld und nie ermüdender Liebe. Die langen Tage ohne Licht suchte sie ihm zu kürzen und zu erhellen auf jede erdenkliche Art. Sie war glücklich, in ihrem Gedächtnis einen selbst ungeahnten Schatz aufgespeichert zu finden, oder war es nur die Liebe, welche längst vergessen Geglaubtes wieder ins Leben rief! Sie erzählte ihm ganze, früher gelesene Bücher, regte ihn

selber zum Erzählen an; sie sprach und sang ihm schöne Lieder vor, plauderte über Dinge, die ihr sonst ferne lagen, aber ihn zerstreuen konnten, und gab ihm dabei tiefere Einblicke in ihr innerstes Seelenleben, wie sie nie für möglich gehalten hätte, es thun zu können.

Erst schien alles vergeblich, seine Ungeduld zu beruhigen, seine Selbstvorwürfe zu besänftigen, ihn zu trösten und zu erheitern, und Josepha wäre an der Aufgabe verzagt ohne die Hilfe, welche sie sich beständig von oben erbat. Ermüdung schien sie nicht zu kennen; wenn nach den langen Tagesstunden Leo sich in der Nacht ruhelos auf seinem Lager hin und her warf, dann saß sie neben ihm, bis es ihn endlich beruhigte, wenn sie die kühle Hand auf seine fieberheiße Stirn legte und leise ihm tröstende Worte zusprach. Wie wenig Schlaf während so mancher Nacht kam in ihre Augen!

Doch trotz der Länge der Geduldsprobe wurde Leo allmählich ruhiger und stiller, zugänglicher für Josephas liebende Sorgfalt, und diese fühlte wohl, daß etwas in ihm vorging und mächtig arbeitete, wenn er jetzt oft stundenlang ganz schwieg, sich nicht rührte und nur zuweilen leise seufzte, dann ihre Hand suchte und still an die Lippen drückte.

Und endlich fiel in die Dunkelheit ein heller Strahl, als er die Worte fand für das, was ihn bewegte. „Josepha,“ sagte er nach einem solchen langen Schweigen.

„Leo,“ erwiderte sie.

„Bist du immer mir nahe, meine Liebe, Getreue! Ob es noch eine Frau gibt, die das für ihren Mann thut, was du thust?“

„Natürlich, Leo, jede, die ihren Mann lieb hat und ihre Pflicht kennt.“

„Aber nicht so wie du, Josepha! Ich mußte erst blind werden, um sehen zu lernen, einen Blick thun zu können in die Seele eines Engels, eines Gotteskindes, aber auch um zu erkennen, daß Gott, der Allmächtige, vor dem wir nur Staub sind, Seiner nicht spotten läßt. — Und ich mußte erst arm werden, um zu wissen, wie unendlich reich ich bin in deinem Besitz, meine Josepha. O, wenn Gott wollte Gnade üben über mich, die ich nicht verdiene, mir das Augenlicht wieder geben, und ich wieder in deine Augen blicken dürfte, und mir alles vergeben, was ich gesündigt, mich versuchen ließe, es nun besser zu machen — oft ist mir's trotz der Dunkelheit, als würde es besser mit meinem Sehen und dann erfüllt mich ein solch seliges, süßes Hoffen, aber — wenn es nicht sein soll — so will ich doch mit dir deinem Gotte dienen, der mich in den Staub beugte in schrecklicher Stunde, als ich vermessene Worte sprach — ich will sein Angesicht suchen und seine Gnade erflehen.“

„Es wird alles gut werden, Geliebter,“ sagte Josepha tief ergriffen, „wir werden wieder glücklich sein, mehr als vorher und uns von Angesicht zu Angesicht wieder schauen dürfen und dann zusammen nach oben blicken, und — setzte sie leise hinzu — noch für ein neues Glück werden wir Gott danken, wir beide miteinander.“

Es war die glücklichste Stunde, welche Josepha erlebte, seit sie überhaupt Leo kannte, und das dunkle Zimmer schien ihnen wunderbar hell geworden zu sein.

Hochberg kam jetzt oft und besprach mit Leo den Wiederaufbau der Eisenhütte, welchen er mit großer Treue nach dessen Angabe leitete. Jedesmal war Georg dann voll staunender Bewunderung, wenn Leo seine Pläne und Gedanken mitteilte; bis ins kleinste Detail hatte er alles vor sich und gab es so klar und deutlich wieder, daß der wenig praktische Georg sich ganz genau darnach richten konnte.

Auch Rosa kam zu mancher Plauderstunde herauf, daneben sorgte sie mit Umsicht für Josephas Haushalt mit, damit diese sich ganz der Pflege ihres Mannes widmen konnte, der sie ungern auf Augenblicke nur an seiner Seite vermißte.

Endlich war Leo genesen und zwar vollständig; mit dankbarem Entzücken begrüßte er das wiedergeschenkte Leben in der sonnigen Welt. Ganz anders, als eine Gottesgabe, nahm er jetzt die Arbeit wieder auf, die ihm nun nicht wieder leid werden konnte. Nicht nur hieß es jetzt das Verlorene wieder einbringen, für die Seinigen sorgen, er hatte auch den Segen der Arbeit an und für sich begriffen und dieselbe als eine Wohlthat und keine Last kennen gelernt, nachdem er empfunden, was es heißt, still liegen zu müssen und unthätig zu sein.

Aber nicht nur ein irdisches Ziel galt es jetzt für ihn zu erreichen, für das er mit Lust seine Kraft und Energie einsetzte; er ahnte auch ein höheres, dem er nachstreben wollte mit ganzer Seele; wußte er doch

nun, daß jede Gabe Gottes zugleich eine Aufgabe in sich schließt und eine Verantwortung dem Christen auferlegt. Er war sich dieser Verantwortung bewußt, als ein Herr gesetzt über viele, denen er Vorbild sein sollte, und er verstand nun Josephas Fürsorge für die Einzelnen und war bereit, dieselbe zu teilen.

Wenn er jetzt nach mühsamem Tagewerk heimkehrte, zärtlich begrüßt von der geliebten Frau, dann fand er in seiner Häuslichkeit ein volles, reines Glück.

Längere Zeit mußte vergehen, ehe Ewald Leonardi sich entschließen konnte, Eschenwerder wieder zu sehen. „Ich gehe nicht wieder hin,“ hatte er behauptet, als zuerst die Unglücksbotschaft ihn erreichte. Aber — als nun nicht bloß ein kleiner Leonardi, ein Stammhalter, sondern auch ein Enkeltöchterchen angekommen waren, da litt es ihn doch nicht lange mehr in der Ferne; Neugierde, wie sich alles gestaltet haben mochte, kam auch dazu, und wenn ihn das nicht selber getrieben hätte, so würde doch Frau Mechtildis ihm keine Ruhe gelassen haben; sie konnte es kaum erwarten, die Kinder zu sehen.

Als dann Ewald Leonardi mit Staunen das schöne neue Gebäude, mit mancherlei Verbesserungen, schon fertig schaute und Leo mit größtem Fleiß an der Arbeit fand, verzieh er ihm die unheilvolle Nachlässigkeit. Und Rosa in ihrer hausfräulichen Würde überraschte ihn kaum weniger. Er nahm wohl wahr, wie sie alles zu rate hielt und mit ihren bescheidenen Mitteln sich einzurichten gelernt hatte; ihr Vater beschloß darum, sie nun leichter zu stellen. Dabei wußte er noch nicht einmal, wie sehr Rosa gespart hatte, um dem Mütterchen zuweilen etwas in die Küche schicken zu können. Die alte Frau Hochberg ahnte auch nicht, wie wenig aus dem Vollen die Liebesgaben kamen, nachdem sie sich standhaft geweigert, zu dem jungen Paar zu ziehen.

Georgs Arbeit fand sein Schwiegervater tadellos von Anfang an. Höchst befriedigt von allem, was er sah und hörte, sagte er zu Mechtildis: „Die Kinder machen sich, Georg und natürlich Josepha erst recht, ließen überhaupt nichts zu wünschen übrig, aber die unsern haben sich auch bewährt, ich bin jetzt stolz auf alle viere.“ Seine Frau stimmte herzlich mit in sein Lob. Und bei dem Doppelfest, als Leos Sohn und Rosas Töchterlein zusammen getauft wurden, sagte er: „Wenn mein Bruder seinen Sohn verkürzt hat mit dem Erbe, so werde ich das an dem Enkel wieder ausgleichen.“

„O, das ist gut, Vater,“ rief Rosa freudig aus, „aber nicht wahr, ohne weitere Bestimmungen?“

„Ja, ohne weitere Bestimmungen, meine Tochter; ich habe gelernt und gestehe es ein, daß wir Menschen doch nicht alles machen können und — machen dürfen,“ antwortete er.

„Ja, das habe auch ich gelernt,“ sagte Leo; „es steht Einer darüber, der das Regiment in der Hand behält und Er hat alles, alles gut gemacht, nicht wahr, meine geliebte Josepha?“

Sie blickte mit glückstrahlenden Augen zu ihm auf, und auch Onkel Ewald sagte leise „ja“ dazu.

Die Getreuen in Jever.

Von Ulrich Pitt.

Sehnsucht, die alte traute Heimat mit den lieben Verwandten und Freunden wiederzusehen, führte mich vom Harz an das Küstenland des deutschen Meeres, in meine Vaterstadt Jever.

Nach freudigem Begrüßen aller Verwandten und Bekannten wurde für den Abend ein Zusammensein in der „Jagdhütte,“ einem vielbesuchten Gesellschaftslokale, verabredet, und als ich abends in den Saal trat, war es mir sogleich klar, daß ich mich im Kreise der „Getreuen in Jever“ befand. An der Hauptwand hing das Bild des Deutschen Kaisers zwischen den Bildern des Großherzogs] von Oldenburg und des Fürsten Bismarck, und unter denselben, fein eingerahmt, der Brief des Fürsten Reichskanzlers an die „Getreuen in Jever.“

Diese fürstlichen Bilder gaben natürlich das erste Thema zu unserer Unterhaltung, und was ich daraus über die Getreuen erfahren, will ich dem freundlichen Leser hier mitteilen.

Die Zerrissenheit und Schwäche unsers deutschen Vaterlandes zu Zeiten des Bundestages ist wohl nirgends mehr gefühlt und schmerzlicher empfunden, als in den Küstenländern und von den Schiffern, deren Wanderstraße das Weltmeer ist. Eine deutsche Flagge gab es nicht, wohl aber eine ganze Reihe von Flaggen deutscher Staaten, die von den Briten als „the small german states“ bezeichnet wurden, weil es keine deutsche Flotte gab, die ihre Flaggen schützte. Wie schwer haben die Küstenländer der Nordsee, die keine Eisenbahn hatten und ihre Produkte zum großen Teil durch Schiffe ausführten, im Jahre 1848 die dänische Blockade empfunden, und wie tief fühlten sie die Schmach Deutschlands, als ihre Freude über die durch deutschen Patriotismus entstandene deutsche Flotte durch die Erklärung des englischen Ministers, daß er die deutsche Kriegsflagge nicht anerkenne und sie wie eine Kaperflagge behandeln lassen würde, gedämpft wurde.

Die deutsche Flotte nahm unter dem Hammer Hannibal Fischers ein schmähliches Ende, aber wenige Jahre nur, da verkündeten zuerst die Oldenburger Landtagsverhandlungen dem deutschen Volke, daß Preußen die Flottenfrage zu lösen übernommen und Terrain in Jeverland an der Jade von Oldenburg erworben habe, um einen Kriegshafen zu erbauen.

Ich erinnere mich noch genau der freudigen Aufregung, die diese Nachricht im Jeverland und an der Küste hervorrief, und wieder und wieder hörte ich die als Kind schon vernommenen Worte: „Heil kann für Deutschland allein von Preußen kommen.“

Und wie hat Preußen diese Hoffnung erfüllt! Als im Jahre 1869 König Wilhelm von Preußen nach Heppens kam, um den neuen Kriegshafen an der Jade zu weihen und ihm seinen Namen zu geben, da hatte England, welches zwanzig Jahre früher die deutsche Kriegsflagge wie eine Kaperflagge zu behandeln drohte, sein schönstes Kriegsschiff geschickt, um den König von Preußen und seine Kriegsflagge zu ehren. Und als das Deutsche Reich erstand und Preußens König, der Deutsche Kaiser, dem neuen Reiche eine stattliche Flotte und Wilhelmshaven als Morgengabe brachte, da jubelte man hoch in den Küstenländern. War ihnen doch mehr geworden als sie zu hoffen gewagt, der Kanonendonner der deutschen Kriegsschiffe verkündete laut, daß es wieder ein einiges, starkes Deutschland gab, und daß beendet nach langem, verderblichem Streit die kaiserlose, die schreckliche Zeit.

Da ist es nur natürlich, daß die Jeveraner für die Männer, die mit echt deutscher Gesinnung unermüdlich an dem Wiederaufbau des Reiches arbeiteten, begeistert und mit inniger Verehrung dem Heldenkaiser und seinem eisernen Kanzler zugethan sind.

Der Brauch, ihre Verehrung für den Fürsten Bismarck durch eine alljährliche Geburtstagssendung von 101 Stück Kiebitzeiern zu bethätigen, ist zufällig dadurch entstanden, daß im März 1871 ein Jeveraner, der am Tage in Wilhelmshaven gewesen, abends in der Jagdhütte erzählte, er habe in Neuende gehört, ein aus Jeverland stammender Diener des Fürsten Bismarck lasse in dortiger Gegend Kiebitzeier für seinen Herrn aufkaufen. Diese Nachricht rief in der Gesellschaft den Beschluß hervor, ihrer Anhänglichkeit und Verehrung für den Fürsten an seinem Geburtstage durch eine kleine Ehrengabe von 101 Stück Kiebitzeiern Ausdruck zu geben.

Der Überbringer dieser interessanten Nachricht aber wurde zum Dank für dieselbe beauftragt, die Eier zu besorgen, zu verpacken und die Dedikation auf einer Karte gedruckt der Sendung beizulegen, von den Dedikationskarten aber so viele drucken zu lassen, daß jeder Beteiligte eine solche zur Erinnerung an diese Sendung bekommen könne.

Die Gabe, freudig dargebracht, wurde freundlich aufgenommen und im nächsten Jahre wiederholt. Als Fürst Bismarck bei Gelegenheit eines Dankausdruckes die Absender „meine Getreuen“ nannte, nahmen sie stolz diesen Namen an, und vom Jahre 1873 an unterzeichnen sie nicht mehr die Verehrer, sondern „Die Getreuen in Jever,“ und unter diesem Namen sind sie weit und breit bekannt.

Alljährlich, wenn der Frühling naht, die Lerche ihre ersten Lieder und der Kiebitz sein erstes Kiewiet ertönen lassen, dann rüsten sich auch die Poeten des Jeverlandes, um den der Sendung beizulegenden Wunsch der Getreuen

in gutem jeverschen Plattdeutsch auszusprechen. So erscheinen denn fast gleichzeitig mit den ersten Kiebitzeiern auch die ersten Verse, die bis zu einem bestimmten Termine gesammelt, alsdann von einer Hand einzeln abgeschrieben und, ohne Namen, den Gästen der Konkordia und der Jagdhütte zu einer Sichtung übergeben werden. Von den auf die engere Wahl kommenden Versen wählt eine für diesen Zweck ernannte Kommission den Begleitvers für die bevorstehende Sendung aus, und der Dichter desselben erhält einen Ehrenpreis von fünfundzwanzig Kiebitzeiern.

Die Verpackung der Eier, welche außerordentlich sorgfältig und zierlich bewerkstelligt wird, besorgt noch immer der im ersten Jahre damit beauftragte Getreue, und es ist eine wahre Freude, eine solche Verpackung zu betrachten. Aus dicken, mit schwarz-weiß-rotem Seidenpapier bedeckten Schichten Watte sind Höhlungen in der Größe eines Kiebitzeies gestanzt, und in diesen Höhlungen liegen Reihe bei Reihe die bräunlich-grünen, dunkel gefleckten und gesprenkelten Eier, in mehreren, jedesmal durch dicke Lagen Watte getrennten Schichten. Um jede Erschütterung zu vermeiden, wird die gefüllte Kiste sorgfältig zugeschraubt.

Freudig überrascht wurden die Getreuen in Jever am 25. April 1883 durch eine Sendung des Fürsten Reichskanzlers, welche ihnen durch den königlich preußischen Gesandten Herrn von Thilau in Oldenburg übermittelt wurde. Dieselbe enthielt einen prachtvollen Pokal in Form eines großen Kiebitzeies; den Deckel krönt ein kunstvoll gearbeiteter Kiebitzkopf, während drei Kiebitzständer dem Pokale als Füße dienen. Der im Inneren vergoldete Becher trägt im Deckel das Wappen des Fürsten Bismarck mit der Fürstenkrone, wogegen das Äußere, oxydiertes Silber mit dunklen Flecken, die Zeichnung des Kiebitzeies zeigt. Der Pokal hat eine Höhe von 22 Zentimeter und einen Umfang von 30 Zentimeter.

Das der Sendung beigefügte Schreiben des Reichskanzlers lautete:

„Berlin, den 22. April 1883.

Den ‚Getreuen in Jever‘ danke ich herzlichst für die Kiebitzeier und die guten Wünsche, mit denen Sie mich auch in diesem Jahre zu meinem Geburtstage erfreut haben.

Gestatten Sie mir, meinem Danke wenigstens durch ein Ei Ausdruck zu geben, von einem Berliner Kiebitz gelegt. Ich bitte Sie, dasselbe als Andenken zur Benutzung bei gelegentlichem Umtrunk der ‚Getreuen‘ freundlich entgegenzunehmen, und würde mich freuen, wenn ich einem Mitgliede Ihres liebenswürdigen Kreises für das Wohlwollen, welches Sie mir zehn Jahre hindurch bewiesen haben, meinen Dank bei gelegentlicher Anwesenheit in Berlin auch mündlich aussprechen könnte.

An die ‚Getreuen in Jever.‘

v. Bismarck.“

Dem Wunsche des fürstlichen Spenders wird freudig entsprochen, und Fürst Bismarck würde eine wahre Herzensfreude daran haben, könnte er sehen, wie der stattliche Pokal, der eine volle Flasche faßt, von vielen seiner Getreuen an seinem Geburtstage auf das Wohl des eisernen Kanzlers bis auf die Nagelprobe geleert wird.

Über die „Getreuen“ selbst kann und darf ich nichts sagen, denn sie wollen nicht genannt sein. Wer aber nach Jever kommt und sich das Berliner Kiebitzei einmal betrachten will, der braucht nicht lange zu suchen, um einen Führer zu finden, der ihn zu den Herren führt, die zu Hütern desselben bestellt sind. Die verschiedenen Ehrenämter, welche ihnen übertragen, lassen mich schließen, daß diese Herren, wenn auch von einem Vorstande nicht die Rede sein kann, doch stillschweigend als die Geschäftsführer von den Getreuen betrachtet werden. Sie selbst wollen natürlich nichts davon wissen und lehnen bescheiden jede Anerkennung ab, wie auch keiner der Getreuen seine Mitgliedschaft direkt zu erkennen gibt. Ich saß an dem bezeichneten Abend im Kreise lieber Freunde und Bekannten und bin überzeugt, daß sie alle zu den Getreuen zählten, denn es wurde viel über die demnächstige Sendung gesprochen, und alle hatten an dem letzten Umtrunk teilgenommen, aber kein einziger gab sich, selbst auf direkte Anfrage, als solcher zu erkennen.

Mein Wunsch, die lieben Freunde auch als Getreue zu begrüßen, sollte sich nicht erfüllen, selbst mein letzter Versuch, zum Ziele zu kommen, mißlang.

Denn als den Freund ich fragte: Wer sind die Getreuen? Sprich!
Antwortet Onkel Wilhelm: „Ja, dat segg wi di nich!“

Der Mord von Kismayu.

Von A. Leue.

Im ersten Bande, S. 443 gaben wir unserm Bedauern Ausdruck über das Hinscheiden eines der Führer und Vorkämpfer der deutschen Kolonialbewegung, des Dr. Karl Jühlke, welcher am 1. Dezember vorigen Jahres zu Kismayu an der Benadirküste von Ostafrika unter Mörderhänden fiel. Heute sind wir in der Lage, auf Grund aktenmäßigen Materials einen authentischen Bericht über die Frevelthat zu liefern.

Als der Leutnant Güntter mit zwei Matrosen beim Überschreiten der Jub-Barre am 11. November 1886 seinen Tod in der Brandung gefunden hatte, begab sich Jühlke mit der „Isolde“ nach Kismayu, wo er mit der Somalibevölkerung in freundliche Beziehungen trat. Er gedachte, in Kismayu, diesem Stapelplatz für den Somalihandel, wo die Herrschaft der Sansibariten nur auf einer Art Pachtvertrag mit den Häuptlingen der Eingeborenen beruht, eine Handelsniederlassung zu begründen, und schickte bald nach seiner Ankunft seinen Begleiter Janke mit der „Isolde“ nach Sansibar, um die nötigen Warenvorräte und Ausrüstungsgegenstände zu holen. Während der Abwesenheit der „Isolde“ hatte Jühlke sehr unter den Chikanen des sansibaritischen Wali zu leiden, welcher die Somalibevölkerung gegen ihn aufreizte und ihm den Aufenthalt in der Stadt nach Möglichkeit zu erschweren suchte.

Nichtsdestoweniger richtete sich Jühlke unter den Mauern des arabischen Forts in dem von einem Somali gemieteten Hause wohnlich ein und bestrebte sich, mit der Bevölkerung des Ortes ein herzliches Einvernehmen herzustellen.

Als die „Isolde“ am 29. November im Hafen von Kismayu wieder einlief, war die Stimmung daselbst eine so friedliche, daß Kapitän Rose den Dampfer auf den Strand setzte, um einige Arbeiten an dem Schiffe vornehmen zu können. Jühlke befand sich im besten Wohlsein und äußerte Herrn Janke gegenüber: „Hier ist es gut sein; Eier, Milch und Fleisch gibt es hier in Hülle und Fülle, und dabei ist Kismayu das Handelszentrum von dem ganzen Hinterlande.“ Als beide Herren bald darauf zum Strande gingen, um sich an Bord der „Isolde“ zu begeben, fanden sie einen schwerverwundeten Somali auf dem Sande liegend. Jühlke verband ihn, ließ ihm Pflege angedeihen und trug auch am folgenden Tage Sorge für ihn.

Am 30. November ordnete er die Ausschiffung des Gepäcks an, welche Arbeit Janke zu überwachen hatte. Am Nachmittage desselben Tages erschien der Sultansdampfer „Acola“ im Hafen, fuhr aber wenig Stunden darauf schon wieder ab, nachdem ein Boot ans Land gesandt war. Am Abend kam Jühlke zu einem Abschiedsessen, welches Kapitän Rose gab, an Bord der „Isolde,“ wo er sich heftig über die Frechheit der Sultanssoldaten beklagte.

„Mit den Kerlen,“ sagte er, „wird es jetzt immer toller. Den ganzen Tag schießt das Gesindel aus dem Fort heraus, ohne daß ich jemals einen der Burschen zu sehen bekomme. Die Kugeln höre ich oft pfeifen, und heute morgen raschelte eine durch das Dach meines Schuppens. Ich vermute, man beabsichtigt etwas.“ Später sagte er im Verlauf des Gespräches: „Totgeschlagen werden wir wohl nicht; wenn es aber geschehen sollte, nun, dann hat die Scheinherrschaft hier hoffentlich ein Ende.“ Übrigens fiel seine Schweigsamkeit und sein düsterer Ernst auf. Deswegen befragt, bemerkte er, er fühle sich abgespannt.

Am folgenden Morgen, also am 1. Dezember, ging Jühlke, welcher die Nacht an Bord der „Isolde“ zugebracht hatte, früh an Land, während Janke die Ausschiffungsarbeiten fortsetzte. Gegen viereinhalb Uhr erhielt der letztere ein Schreiben, worin er von Jühlke aufgefordert wurde, zu einer Besprechung zu ihm zu kommen. Janke war eben im Begriff, dieser Ordre Folge zu leisten, als er ein Boot auf den Dampfer zukommen sah. Ein Suaheli, namens Moses, welcher schon die Hoerneckesche Tanaexpedition mitgemacht hatte, befand sich in dem Fahrzeuge. Schon von weitem rief er Herrn Janke zu: „Master, master, bana kubwa, Somalis killed!“ (Herr, Herr, der Chef ist von Somalis getötet.) Janke, welcher im Gefühle völliger Sicherheit Gewehre und Revolver,

in einer Kiste verpackt, schon hatte ans Land bringen lassen, ergriff eine eiserne Stange, bewaffnete drei Schiffsleute mit Beilen und eilte mit denselben dem Orte des Schreckens zu. Als er ankam, war Jühlke schon tot.

Nach der Aussage der Augenzeugen war der Thatbestand der folgende:

Der Dolmetscher Moses, der Koch und einige Diener waren im Hause mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt, während Jühlke vor der Thür in der Laube saß und schrieb. Plötzlich traten eine Anzahl Somalis durch das Thor der Boma in den Hof, näherten sich Jühlke mit dem üblichen Gruße „Sambo bana" und baten ihn, einem fußkranken Genossen Medizin zu geben. Er untersuchte bereitwilligst den Fuß des Mannes, ließ sich durch Moses die Handapotheke bringen und gab dem Kranken die gewünschten Medikamente.

Nachdem die Sache erledigt war, ließ Jühlke den Kasten wieder fortbringen und wechselte noch, mitten unter den Somalis stehend, die Hände leicht in die Seite gestemmt, mit den Besuchern einige freundliche Worte. In diesem Augenblick entstand unter den Leuten eine lärmende Bewegung, und zu gleicher Zeit stürzte sich ein junger Bursche, der rechts hinter Jühlke gestanden hatte, auf ihn und stieß ihm ein breites Messer mehrmals in die rechte Brust. Der Schwerverletzte brach sofort zusammen, blieb aber bei voller Besinnung und suchte die entsetzliche, weitklaffende Wunde mit der Hand zuzuhalten. Er sandte den Dolmetscher Moses sofort zum Wali, um denselben zur Verfolgung der Mörder, welche unmittelbar nach der That geflohen waren, auffordern zu lassen, und schickte ihn alsdann zum Strande, um Janke von dem Überfall in Kenntnis zu setzen. Zu dem bestürzt herbeieilenden Anführer seiner Schwarzen, Ali bin Faki, welchen er sehr schätzte, sagte er: „O Ali, mit mir ist es aus." Jühlke ließ sich sodann ein Glas Wasser reichen, schüttete einige Pulver aus dem Medizinkasten hinein und trank es mit Hilfe eines im Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stehenden arabischen Dhowkapitäns, Mhamed bin Ali, in drei Zügen aus. Er flüsterte sodann noch: „Die Somalis — die Somalis sind doch schlecht," und verschied. Als Janke kam, fand er den Erschlagenen am Boden liegend, ein Keilkissen unter dem Kopfe. Seine Gesichtszüge waren ruhig, seine Hände ohne Krampf. Die Araber standen teilnahmlos daneben. Die Leiche wurde an Bord der „Isolde" gebracht und einige Tage darauf, am 3. Dezember, in der Nähe von Lamu feierlichst in die See versenkt.

Daß ein bezahlter Mord vorliegt, ist wohl unzweifelhaft. Es gehört nicht viel Kombinationsgabe dazu, um zu diesem Schlusse zu kommen. Auch entspricht dieser Auffassung die Aussage des Mhamed bin Ali, eines treuen Anhängers der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welcher nach der Abfahrt der „Isolde" bis zum 13. Dezember zur Bewachung des Jühlkeschen Gepäcks in Kismayu geblieben war. Unter anderem teilte er mit, der Mörder, von seinen eigenen Eltern, von den Stammesältesten und auswärtigen Somalihäuptlingen nach den Motiven der Frevelthat gefragt, habe geäußert: „Der Wali hat mir gesagt: ‚Ich werde dir hundert Dollar geben, wenn du den Deutschen ermordest.‘ Ihr könnt machen mit mir, was ihr wollt, ihr könnt mich nach Sansibar oder sonst wohin bringen, der Wali hat mir dies gesagt."

Wie die Zeitungen melden, sollen einige deutsche Kriegsschiffe nach Kismayu gedampft sein. Der Mord wird zweifellos nicht ungesühnt bleiben.



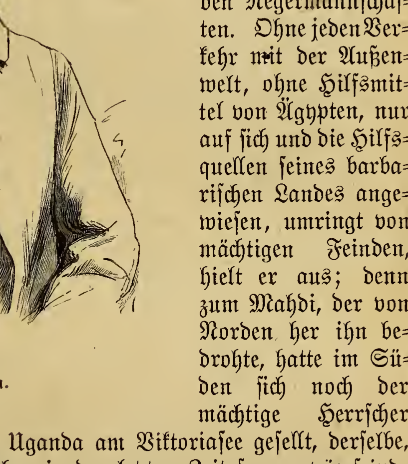


Die Ermordung Jühlkes, weiland Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, zu Kismayu in Ostafrika am 1. Dezember 1886.
Gezeichnet vom Maler Hellgrewe.

Der Entsatz Emin Paschas.

Von Richard Andree.

Das große afrikanische Tagesereignis ist die neue Expedition Stanleys, um Emin Pascha zu entsetzen, der, abgeschnitten von der Kulturwelt, fern von aller Hilfe mit einer geringen Anzahl von Getreuen mitten im äquatorialen Afrika mutig noch die Fahne Ägyptens hochhält, während der größte Teil des ägyptischen Sudan schon längst in die Hände des Mahdi und seiner Anhänger gefallen ist. Wer ist Emin Pascha, und was hat der Mann geleistet?*) — Oft wird sein Name in der Presse genannt, Schottland, England, das ganze übrige Europa zeigen eine große Begeisterung für ihn, bedeutende Summen sind zu seiner Befreiung ausgeworfen worden, und doch ist es nur ein ganz kleiner Kreis von Geographen, welcher über den tüchtigen Mann Auskunft zu geben vermag, denn nur in einigen Fachzeitschriften ist zerstreut, was wir über ihn wissen. — Als gleich einem verheerenden Feuerbrande die Revolution des Mahdi über Ägypten kam, als eine schöne Provinz dieses ungemein ausgedehnten Reiches nach der anderen in die Hände der Aufständischen geriet und nach dem Falle Chartums und dem Tode des heldenmütigen Gordon der wichtigste Stützpunkt der Ägypter im Sudan verloren war, da glaubte man, alles Land zwischen Wadi Halfa — dem letzten von Ägypten und England besetzten Punkte am Nil — und den großen Seen unter dem Äquator sei verloren. Das war jedoch nicht der Fall, die Perle des Sudan, jene schönen, fruchtbaren Landschaften zwischen den Nilseen und dem fünften Grade nördlicher Breite, war noch Ägypten erhalten, dort wehte noch die rote Flagge mit dem Halbmond, dank der Energie und Aufopferung des ägyptischen Gouverneurs Emin Pascha und seiner wenige Tausende umfassenden Negermannschaften. Ohne jeden Verkehr mit der Außenwelt, ohne Hilfsmittel von Ägypten, nur auf sich und die Hilfsquellen seines barbarischen Landes angewiesen, umringt von mächtigen Feinden, hielt er aus; denn zum Mahdi, der von Norden her ihn bedrohte, hatte im Süden sich noch der mächtige Herrscher von Uganda am Viktoriasee gesellt, derselbe, welcher in der letzten Zeit so europäerfeindlich auftrat und den englischen Missionsbischof Hannington hinrichten ließ.

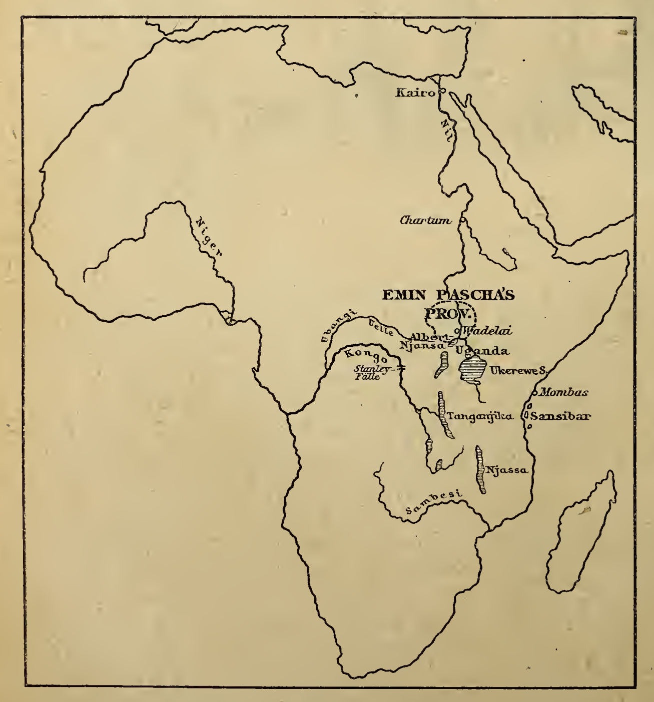



Emin Pascha.

Als im Jahre 1878 Dr. Felkin auf dem weißen Nil in der Gegend von Lado, der Hauptstadt der ägyptischen Äquatorialprovinz, mit Emin Pascha zusammentraf, wurde er von diesem aufs liebenswürdigste begrüßt und auf das gastfreieste aufgenommen. Der Gouverneur trug eine weiße Uniform und einen roten Fez; sein Gesicht war von einem schwarzen Bart umrahmt, die klugen, durchdringenden Augen schauten durch eine Brille, sein Benehmen war das eines Gentleman. Er begann englisch zu sprechen, als er aber merkte, daß Dr. Felkin völlig die deutsche

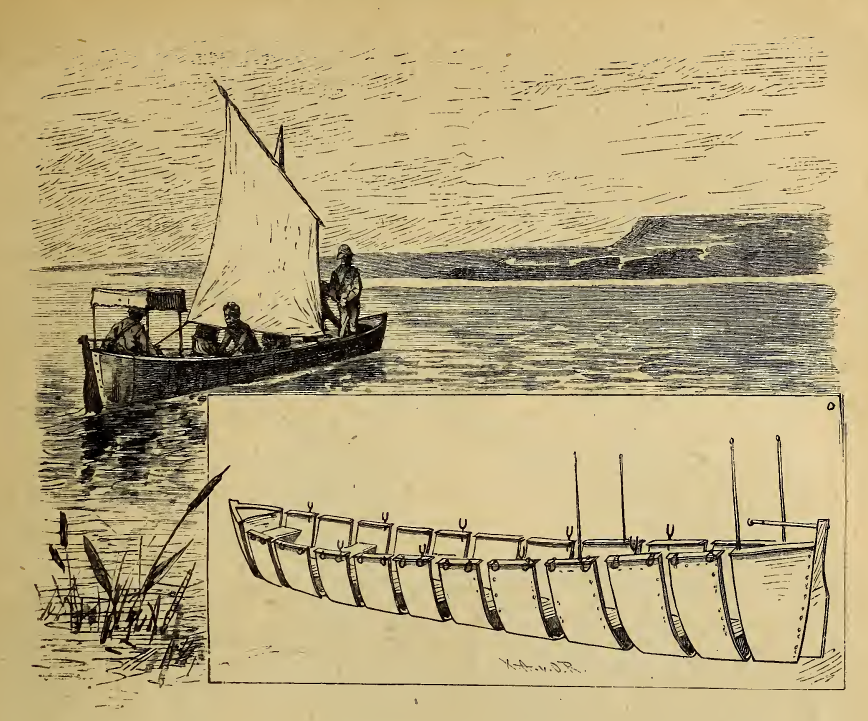
*) Für solche, welche sich weiter über Emin Pascha unterrichten wollen, geben wir hier die Quellen an: Petermanns „Geographische Mitteilungen“ seit 1879. — Die Zeitschrift „Ausland“ 1882, wo verschiedene Aufsätze von und über Emin Pascha enthalten sind. — Wilson und Felkin, Uganda und der ägyptische Sudan. 2 Bde. Stuttgart, Cotta 1883. — Verschiedene von dem Edinburger Arzte Dr. R. Felkin in englischen Zeitschriften (z. B. im Graphic) veröffentlichte Aufsätze.

Sprache beherrschte (er hat in Marburg studiert), wurde die Unterredung in dieser fortgesetzt. Emin Pascha ist übrigens ein vorzüglicher Sprachkenner, er redet die meisten europäischen Sprachen, auch türkisch, außerdem arabisch und zahlreiche afrikanische Sprachen. Der eigentliche Name von Emin Pascha ist Schnitzer; er ist im Jahre 1840 in Oppeln geboren, studierte, auf dem Gymnasium zu Neiße vorgebildet, Medizin in Breslau, Berlin, Königsberg und wurde 1868 türkischer Militärarzt. Ob er damals zum Mohammedanismus übergetreten ist, wie wohl behauptet wurde, können wir mit Bestimmtheit nicht versichern. Als Arzt kam Schnitzer nach Ägypten, wo er von Gordon erst als Generalarzt seiner Armee angestellt und, da man seine vortrefflichen Eigenschaften erkannte, 1878 zu dem Range eines Gouverneurs der ägyptischen Äquatorialprovinzen mit dem Titel „Bey“ befördert wurde. Schnitzer, wie wir ihn der Einfachheit halber ferner nennen wollen, hatte nämlich vorher im Auftrage seines Vorgesetzten einige sehr wichtige diplomatische Sendungen mit Erfolg ausgeführt. Sein Fach, die Medizin, vermochte ihn in jenen Ländern, die so viel des Neuen und Wunderbaren boten, nicht allein zu fesseln, und so begann er denn die Sprachen und Sitten der Eingeborenen zu studieren, die er bald vortrefflich beherrschte. Da er genau wußte, wie mit ihnen zu verkehren sei, da er nicht vom Standpunkte des Europäers, sondern sich in den Geist der Schwarzen hineinversetzend, mit diesen verkehrt, so wurde er als Gesandter zu den Königen von Uganda und Unjoro geschickt, deren Länder im Süden das ägyptische Gebiet begrenzen. Auf ihre Freundschaft kam viel an, und Schnitzer, der ganz allein sich an die Höfe der schwarzen Herrscher begab, vermochte es, jene zu Freunden Ägyptens umzustimmen. Der Beherrscher von Unjoro, Kabrega, ist auch bis zu der jetzigen kritischen Zeit ihm freundlich gesinnt geblieben und mit seiner Hilfe ist Dr. Junker in die Heimat entkommen; in Uganda aber kam ein neuer Potentat auf den Thron, welcher unter arabischem Einflusse in Feindschaft gegen die Ägypter, von denen er für seinen Thron fürchtete, wie gegen die christlichen, in seinem Lande angesiedelten Missionare entbrannte.



Orientierungskärtchen über die Lage von Emin Paschas Provinz.

In den acht Jahren, welche Dr. Schnitzer in seiner Provinz herrscht, hat er dort Großes geleistet; er war auch der Mann dazu, die Neger zu beherrschen, glücklich zu machen und nach Maßgabe ihrer Kräfte der Kultur zuzuführen. Die große Aufgabe, die er sich für sein Leben gestellt, war, die Schwarzen zu erziehen. Wie viel er geleistet, wird wohl schwerlich jemals ganz bekannt werden, denn die Revolution des Mahdi hat ein großes Kulturwerk auch hier gestört; aber als Schnitzer unabhängig herrschte, war in seiner Provinz die Sklaverei und Mißhandlung der Eingeborenen völlig abgeschafft. Was das heißen will, wird der ermessen können, welcher mit den älteren Reiseschilderungen aus jenen Gegen-



Expedition zum Entsatz Emin Paschas:
Stanleys Schiff zusammengesetzt auf dem Wasser. ' Stanleys Schiff zerlegt.

den vertraut ist, die Seite auf Seite von Brand, Mord, Krieg, Sklaverei und den unmenschlichsten Grausamkeiten zu berichten wissen. Die Neger hatten zu der Menschlichkeit und Gerechtigkeit ihres neuen Gouverneurs unbedingtes Vertrauen gefaßt; er redete mit ihnen in ihrer Sprache, und die unter ihm stehenden ägyptischen Truppen durften sich keinerlei Gewaltthätigkeiten erlauben. Überall wurden zur Sicherung eines gesetzmäßigen Handels Stationen errichtet, der Ackerbau blühte auf, und Schnitzers Provinz wurde ertragsfähig. „Das Land ist jetzt so sicher, daß, wären nicht die wilden Tiere in den Dickichten, man in demselben mit einem Spazierstocke in der Hand reisen könnte," schrieb damals Dr. Felkin. Noch im Jahre 1878 hatte die Provinz der ägyptischen Regierung 760000 Mark gekostet, und im Jahre 1882 konnte Dr. Schnitzer bereits einen baren Überschuß von 160000 Mark nach Kairo abliefern, nachdem er alle Verwaltungskosten bestritten; dabei waren nicht etwa schwere Steuern eingetrieben, sondern das Volk zur Arbeit erzogen worden. Ohne Strenge ging es dabei nicht ab, aber alles geschah im Geiste edler Menschlichkeit und mit praktischem Blicke. Dr. Schnitzer hat ein Beispiel geliefert, wie man in kurzer Frist den Neger in seiner Art zu zivilisieren vermag. Tüchtige Beamte wurden gewählt, und diese hielten eine straffe Disziplin, so etwa, wie ein deutscher Unteroffizier sie halten würde. Es ist eine Thatsache, mit der man zu rechnen hat, daß die Schwarzen große Kinder sind, die einer festen aber gerechten Leitung bedürfen. Mit fortschrittlichen, humanitätsduseligen Utopien kommt man bei ihnen nicht weiter. Die Freiheit, wie man sie in Europa versteht, ist in Afrika nicht am Platze, und es ist dort durchaus nötig zu gehorchen. Streng und stramm war Schnitzers Herrschaft, aber gerecht und wohlwollend. Als Folge ist denn zu verzeichnen gewesen, daß in dem von Raub, Mord, Krieg und Sklaverei zerrütteten Lande pünktlich die Getreidesteuern an die Regierung eingingen, daß die nun friedlich lebenden Schwarzen gern Träger stellten und daß allwöchentlich mit vollkommener Sicherheit und Pünktlichkeit die

Post von Ort zu Ort befördert wurde. Allerdings wurden die Schwarzen bis in ihre Hütten und bis in ihre persönlichen Verhältnisse hinein überwacht; aber thun wir das mit unsern Kindern nicht auch? Und die Schwarzen sind, uns gegenüber, nur solche. Die Folgen eines solchen Verwaltungssystems waren Ruhe und Frieden, Glück und Wohlhabenheit. Man vergleiche damit den ehemaligen Zustand der absoluten Freiheit und man wird keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, welchem von beiden Systemen der Vorzug zu geben ist.

In steter Arbeit ist Dr. Schnitzers Leben während der Zeit verflossen, daß er Gouverneur war. In seinem Hauptorte Lado, wo er früher residierte, stand er in den ersten Morgenstunden auf, um zunächst das Hospital zu besuchen und ärztliche Verordnungen zu erlassen. Der Tag war dann den Regierungsgeschäften gewidmet; kam der Abend heran, an dem andere sich der wohlverdienten Ruhe hingaben, dann saß Dr. Schnitzer beim Scheine der von ihm selbst gezogenen Lichter, um jene Abhandlungen zu schreiben, die in der wissenschaftlichen Welt hohe Anerkennung genießen; sie sind anthropologischer, ethnographischer, geographischer, botanischer und linguistischer Natur, alle aber tüchtig, so daß wir voller Bewunderung für die Vielseitigkeit des Mannes sind, der fern von aller Zivilisation, im ermüdenden Kampfe mit dem Alltagsleben noch solches zu leisten vermochte. Denn Tausende von Meilen fern saß er ja im Herzen Afrikas, nur zweimal monatlich kam ein Dampfer aus Ägypten, der die notdürftigsten Dinge brachte, so daß Schnitzer oft selbst den Handwerker und Ingenieur machen mußte. Er hat denn auch Straßen gebaut, den Negern gezeigt, wie man Wagen macht und die Rinder ins Joch spannt. Daneben hat er den Anbau von Baumwolle, Kaffee, Reis, Indigo und Weizen mit großem Erfolge eingeführt. Schnitzers Provinz war ein Dorado inmitten einer Wüste geworden, alles durch die Thatkraft des einen Mannes. Denn ringsum, im Osten, im Westen und Süden herrschte noch afrikanische Urbarbarei, führten die schändlichen Sklavenjäger ihre Razzien, wurden die Dörfer niedergebrannt, die Männer ermordet, Frauen und Kinder zum Verkaufe weggeschleppt. Diese Sklavenjäger, denen er und Gordon das Handwerk gelegt, sind seine bittersten Feinde und Anhänger des Mahdi; sie lauern ringsum auf seinen Fall, der ihm, dem von allem Entblößten, nahe bevorsteht, wenn nicht Entsatz kommt. Aber mit dem Mute der Verzweiflung hat Schnitzer alle Angriffe bisher abgeschlagen und die Feinde fern von seiner Provinz ge-



Expedition zum Entsatz Emin Paschas: Stanleys Schiff zerlegt und über Land transportiert.



Expedition zum Entsatz Emin Paschas: Stanley mit seinem selbstthätigen Maximgewehr.

halten, wiewohl einzelne seiner Untergebenen von ihm abfielen. Dieses Ausharren ist ihm aber nur dadurch möglich gewesen, daß seine Schwarzen treu bei ihm aushielten; auf die Neger, denen er Wohlthaten erwies, hat er sich verlassen können, und in einem seiner Briefe, welcher durch Dr. Junker nach Europa gelangte, zollt er ihnen die höchste Anerkennung. Seit Jahren haben seine schwarzen Soldaten keinen Lohn mehr erhalten, nur Felle und einheimische Stoffe sind ihr notdürftiges Kleid, oft ist Hunger ihr Lohn, und dennoch halten sie treu bei ihm aus, schlagen sie sich tapfer gegen den Feind. Gerade so wie Dr. Junker nach Süden sich gerettet hat und nun zu den Seinigen zurückkehrte, so hätte auch Dr. Schnitzer sich retten können. Daß er es nicht gethan, spricht am meisten für seinen Charakter und gereicht ihm zur größten Ehre. Er harrt aus auf dem ihm anvertrauten Posten, so lange es ihm möglich, er verläßt sein Werk nicht und nicht sein zusammengeschmolzenes Häuflein Truppen. Er handelt damit genau nach den ihm von der ägyptischen Regierung gewordenen Befehlen; seit dem Jahre 1882 ist er von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen; er weiß nur, daß im Norden von ihm die ägyptische Herrschaft zertrümmert ist und daß dort der Mahdi gebietet, während im Süden der ihm feindselige König von Uganda jeden Zugang zu ihm hindert. In einem seiner Briefe spricht er die Hoffnung aus, daß, wenn auch Ägypten darniederliege, doch Europa ihm helfen werde, damit

das Zivilisationswerk, welches er geschaffen, nicht zu Grunde gehe.

Der letzte Brief Dr. Schnitzers, welcher über seine Lage Auskunft gibt, stammt vom Juli 1886. Damals hielt er noch zehn befestigte Stationen längs des Nils mit der Hauptstation Wadelai und verfügte über 1500 Soldaten, zehn ägyptische und fünfzehn schwarze Offiziere, sowie zwanzig koptische Beamte. Seine Munition langte noch bis Ende 1886; aber er hoffte sich noch ein halbes Jahr länger zu halten, wenn ihn die wilden Stämme nicht angriffen. Anhänger des Mahdi zeigten sich während des Jahres 1886 gar nicht, aber Schnitzer fürchtete, daß seine Truppen wegen Mangels an Vorräten — sie kleideten sich schon in Felle — nicht treu bleiben würden. Sobald die Wilden entdeckten, daß seine Munition zu Ende sei, würde seine Lage eine verzweifelte werden.

Aber die Rettung naht — möge sie noch rechtzeitig eintreffen und nicht an leergebrannter Stätte erscheinen, über der die Wogen der Barbarei bereits wieder zusammenschlugen! England freilich, das an erster Stelle dazu berufen war, Schnitzer zu entsetzen, welches das ägyptische Abenteuer angezettelt und seinen edelmütigen Gordon verkommen ließ, England ist von Staatswegen nicht für die Sache eingetreten. Wohl aber haben reiche Schotten die Gelder aufgebracht, die nötig waren, um den erprobten Stanley an die Spitze einer Entsatzexpedition zu stellen, die jetzt schon auf dem Wege begriffen ist.

Die Ausrüstung Stanleys ist in England in sehr kurzer Frist beschafft worden und gleichzeitig für Krieg und Frieden vorgesehen. Hauptstück derselben ist ein in dreizehn Tagen fertiggestelltes tragbares Stahlboot von neun Meter Länge, zwei Meter Breite und zweidrittel Meter Tiefgang, welches in zwölf Teile zerlegbar ist, deren jeder 37 Kilo wiegt und leicht von zwei Mann getragen werden kann; die einzelnen Abschnitte werden durch Bolzen zusammengefügt und durch Kautschukeinlagen wasserdicht gemacht. Dieses Boot, sowohl zum Rudern als zum Segeln geeignet, vermag zweiundzwanzig Mann und zehn Zentner Gepäck zu tragen, wobei es einen nur sehr geringen Tiefgang hat. Die Zusammensetzung nimmt nur eine halbe Stunde in Anspruch.

Für den Fall eines Angriffs ist Stanley mit einer furchtbaren neuen Kriegsmaschine versehen, nämlich mit dem automatischen Maximgewehr, wenn dieser Apparat noch als Gewehr bezeichnet werden darf. Es steht auf einem zusammenlegbaren Dreifuß und trägt eine Art Panzer oder leichte Eisenmauer gegen Pfeilschüsse und Speerwürfe. Durch den Stoß des ersten Schusses wird die Maschine im Gang gehalten; diese führt einen mit Patronen besetzten Gürtel in die Kammer, worauf ein ununterbrochenes Schnellfeuer erfolgt; Abkühlung wird durch Wasser bewirkt, welches in kleinen Mengen durch den Lauf fließt. In einer Sekunde können elf Schüsse abgegeben werden. Mit dem Gestell wiegt diese Höllenmaschine ungefähr 50 Kilogramm.

Trotzdem diese Höllenmaschine mitgenommen wird, soll die Expedition keine kriegerische sein, ihr erster Zweck ist der Entsatz Emin Paschas, sie will ihm Munition, Stoffe, Lebensmittel zuführen. Außer Ägyptern und in Aden angeworbenen Somali besteht sie aus Sansibariten, im ganzen 800 bis 1000 Mann. Die Expedition ist, wie Stanley sich ausdrückt, eine mächtige Karawane, die mit Waffen ausgerüstet ist, aber auch Mittel besitzt, um die Freundschaft der Häuptlinge zu gewinnen, durch deren Länder sie zieht; nur wenn diese offen feindselig auftreten, will Stanley Widerstand leisten.

Bereits Ende Februar ist der bewährte und thatkräftige Mann in Sansibar angelangt, wo die letzte Hand an die Ausrüstung gelegt wird und die Träger angeworben werden. Welchen Weg aber soll er einschlagen? Dieses war die Frage, die am eingehendsten zu erwägen war. Autoritäten wie Dr. Junker und der Engländer Thomson schlugen Wege vor, die von der Ostküste, von Sansibar oder Mombas, ins Innere führen. Hier war bloß ein Landmarsch zu machen, aber bei den feindlichen Herrschern, namentlich in Uganda, standen sicher blutige Kämpfe in Aussicht. Stanley verwirft diese Routen; er fährt mit seinen Leuten um ganz Afrika herum (zwanzig Tage) und geht dann mit den Dampfern des Kongostaates diesen Riesenstrom bis zu einem passenden Punkte aufwärts (vierzig Tage); entweder bis zu den Stanleyfällen oder durch den Uelle-Ubangi nach Osten, von wo aus ein Marsch von 300 bis 400 Kilometer ihn zu Emin Pascha führt. Wünschen wir ihm ein Glückauf zu seiner kultur- und menschenfreundlichen Expedition!

Heinrich Marschner.

„Ein wahrhaft vaterländisches Erzeugnis tritt in die Schranken. Heinrich Marschner ist der Komponist der Oper: „Heinrich IV und d'Aubigné,' die am 12. Juli 1820 zum erstenmal auf dem königlichen Theater erscheint. Mit Freuden wird man den Landsmann mit lebendiger, eigentümlicher Erfindung, blühender Melodie und reicher, fleißiger Ausführung ausgestattet sehen, und ich erlaube mir, meinerseits den Glauben auszusprechen, daß uns aus solchem Streben nach Wahrheit, aus so tiefem Gefühl entsprungen, ein gewiß recht achtungsvoller dramatischer Komponist erblühen wird." So stand in der Dresdener Abendzeitung vom 7. Juli 1820 zu lesen. Der dies schrieb, war kein Geringerer als Karl Maria von Weber, und der, welchen der berühmte Meister bei dem Dresdener Publikum auf so freundliche Weise einführte, weil's ja nach Webers Worten „eine eigene, feierliche Sache um das erste Erscheinen eines Komponisten vor dem größeren Publikum" ist, weil „so viel von dem Erfolge desselben für ihn abhängt, ein Mißlingen ihn an sich selbst, an seinem Berufe irre machen kann" — der junge, damals vierundzwanzigjährige Heinrich Marschner hat Webers Worte in vollem Maße gerechtfertigt. Der Komponist des „Hans Heiling" nimmt unter den Vertretern der deutschen romantischen Oper eine der ehrenvollsten Stellen ein. Wenn man dereinst Richard Wagners erste Meisterwerke, den „Tannhäuser," den „Fliegenden Holländer," den „Lohengrin" totmachen wollte mit dem Witzwort: „was darin neu ist, das ist nicht schön, und was darin schön ist, das ist nicht neu" — so konnte man beim „Lohengrin" nur an Webers „Euryanthe," beim „Fliegenden Holländer" nur an Marschners „Hans Heiling" denken, wenn man auf Vorbilder deuten wollte, welchen der kühne Neuerer sein Bestes, das, was an seinen Hervorbringungen schön sei, abgelauscht haben sollte. Denn bezüglich alles dessen, was zur musikalischen Darstellungsweise gehört, bezüglich der Melodie und Harmonie, der Instrumentation, der Phraseologie und Klangsymbolik steht selbstverständlich jeder Tonmeister zunächst auf dem Boden seiner Zeit und auf den Schultern seiner Vorgänger: so redete auch Richard Wagner — was ganz selbstverständlich ist — die musikalische Sprache seiner Zeit, speziell derjenigen Schule, welcher die besten unter den Tonmeistern der Zeit angehörten, der romantischen. Es war ganz natürlich, daß jene Zeit an Wagners Schöpfungen nur das hörte und verstand, was ihn mit seinen unmittelbaren Vorgängern verband, nämlich, wenn wir so sagen dürfen, die musikalische Außenseite, den musikalischen Habitus, die Sprechweise und Darstellungsform — es war ganz natürlich, daß jene Zeit eben darum bei Wagner gar vieles zu entdecken meinte, was an Weber und Marschner anklang. Über diesem Gemeinsamen, über der nach rückwärts gekehrten Seite von Wagners Schaffen übersah man jedoch das völlig Neue in demselben. Dieses bestand in der rücksichtslosen Durchführung des Gedankens, daß im musikalischen Drama die Musik nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sei, daß also die Rücksicht auf die Schönheit und Geschlossenheit der Tonform dem Prinzip der Wahrheit des dramatischen Ausdrucks schlechthin unterzuordnen sei, ja nach Umständen sogar ganz weichen müsse. Die strenge Zucht, welche die Durchführung dieses Prinzips dem Komponisten in der Handhabung der überlieferten Musikformen und in der Verwendung der Ausdrucksmittel auferlegte, mußte zunächst fremd berühren, ja abstoßen, denn man war gewohnt, in der Oper zunächst nur musikalischen Genuß zu suchen, Handlung, Dekoration und Text aber nur als hübsches Beiwerk zubetrachten. So hörte man in der Oper ausschließlich auf die Musik als solche, beurteilte dieselbe nur nach der Musik, von welcher man folgerichtig musikalische Gesetzmäßigkeit, Angemessenheit an die Regeln der musikalischen Grammatik, Symmetrie und Architektonik forderte, während man das Zusammentreffen des musikalischen Effekts mit dem dramatischen eigentlich nur als eine minder wesentliche, wenn auch sehr erfreuliche Zugabe hinnahm. In dieser Erwartung sah sich gerade der musikalische Fachmann und Kenner bei Wagner gründlich getäuscht: da fand sich ja viel Schönes und Glanzvolles, was an Weber und Marschner gemahnte, daneben aber stieß man auf ganze Strecken, welche man sich musikalisch gar



Dr. Heinrich Marschner.

nicht zurecht legen konnte, auf gehäufte Modulationen ohne musikalische Begründung und Vermittelung, auf schroffe Klangwechsel, welche dem Ohre weh thaten — kein Wunder, daß man Weber und Marschner liebte, diesen rücksichtslosen Neuerer aber verwarf: denn für das geistige Band, das auch die öden Strecken durchzieht, die musikalisch weniger vermittelten Teile verknüpft, hatte man in der Oper noch kein Auge — man sah sie nicht auf dramatische Wahrheit, sondern auf musikalische Schönheit an — solche fand man bei Weber, bei Marschner in reichem Maße und sah sie nirgends wie bei Wagner durch Gewaltsamkeit beeinträchtigt. Heutzutage urteilen wir anders: wir erkennen in Weber und Marschner, so fest sie an den Gesetzen der formalen Schönheit halten, doch deutlich das Streben nach dem Ideal des Musikdramas, das Streben nach einheitlicher gegenseitiger Durchdringung von Poesie und Musik; wir, die wir in den Werken Webers und Marschners nicht bloß den Musiker hören, sondern den musikalischen Dramatiker beobachten, können es fast nicht begreifen, wie man einen „Hans Heiling" feiern, einen „Fliegenden Holländer" ablehnen kann: denn uns erscheint die Familienähnlichkeit der Musik beider so bedeutend, daß dagegen das Mehr oder Weniger von Strenge in der Durch-

führung des Prinzips der dramatischen Wahrheit nicht ins Gewicht fällt und Marschner einfach als der Vorläufer Wagners erscheint. Das, was alle drei zu einer Gruppe vereinigt, ist ja eben das, was Weber in jenem Einführungswort an dem jungen Marschner rühmend hervorhebt: „das Streben nach Wahrheit.“ Sobald die Musik in den Dienst der Poesie, des Wortes tritt, — in diesem Dienst aber wird die Musik stets ihre höchste Mission erkennen — erhebt sich für den Musiker die Frage, ob und bis zu welcher Grenze die Tonkunst das ihr eigentümliche Schaffensgesetz, welches melodisch und harmonisch geschlossene, wenn auch noch so kurz gehaltene, doch in sich selbst abgerundete architektonisch-symmetrische Formen fordert, dem Zwecke: die Wirkung des poetischen Wortes zu erhöhen und gleichsam dessen Seele auszutönen, aufzuopfern habe; es ist die Frage, um welche einst der Streit der Gluckisten und Piccinisten sich bewegte, welche wieder im Wagner-Streit die Köpfe erhitzte, und welche immer wiederkehren wird, solange die beiden Künste, die Poesie und die Musik einander suchen. Nur ist die Frage, recht verstanden, nicht eine Prinzipienfrage, sondern eine Grenzfrage. Über das Prinzip, daß im Drama die Musik nicht zu herrschen, sondern der Poesie zu dienen habe, ist man allerseits einig; nur das ist die Frage, bis zu welchem Punkte die Musik ihrer eigenen Ansprüche sich begeben kann, ohne sich selbst als Kunst aufzugeben. Um dieser Frage gegenüber Stellung nehmen zu können, bedarf's nicht bloß des genialen Instinkts, oder, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einer guten musikalischen Witterung, wie sie die gute musikalische Schulung gewährt; dazu vielmehr bedarf es ernster Reflexion und jenes feinen ästhetischen Taktes, welchen nur die allgemeine, die ästhetisch allseitige Bildung verleiht. So haben denn die Männer, welche für die dramatische Musik neue Bahnen gefunden und gewiesen haben, meist nicht bloß musikalische, sondern gelehrte Bildung besessen, sie haben ihre Meisterwerke nicht naiv, sondern mit bewußt abwägendem und kritisch ordnendem Verstande geschaffen, ohne daß damit gesagt sein soll, daß ihre Werke nur das Produkt der Reflexion, nicht der Inspiration und Intuition gewesen seien; man denke an den Patriarchen der deutschen Oper, den mit einer reichen humanistischen Bildung gesättigten ehemaligen Juristen Heinrich Schütz, an den Reformator der Oper, den großen Gluck, oder an den Meister des „Kunstwerks der Zukunft,“ Richard Wagner selbst: sie alle haben nicht bloß musikalische, sondern umfassende allgemeine Studien gemacht. Heinrich Marschner (geboren den 16. August 1795 zu Zittau) hat zwar von Jugend auf die Musik fleißig getrieben, aber nicht als Beruf ergriffen. Vielmehr widmete er sich der Jurisprudenz. Die gründliche Gymnasialbildung und das mehrjährige Universitätsstudium verliehen ihm die Höhe des ästhetischen Standorts, die Weite des Blicks und die kritische Schärfe des Urteils, welche das musikalische Studium allein noch nicht gewährt. Er war schon zwanzig Jahre alt, als er die geliebte Tonkunst zum Lebensberuf erwählte; ihm war sie nicht bloß Spiel, sondern Organ und Kraft des Geisteslebens der Nation. Hoch gingen die Wogen der nationalen Begeisterung. Marschner weilte in Leipzig, als die große Völkerschlacht geschlagen wurde. Die gewaltige Bewegung jener herrlichen Tage mußte auch ihn ergreifen. Sie fand ihren Widerhall in der Romantik, oder diese ist vielmehr die litterarische und künstlerische Blüte der neu erwachten nationalen Strömung. Rückwärts in die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches, einwärts in die Tiefe des Volksgemüts flüchtete sich heimwehmütig der von der Gegenwart bald so schwer enttäuschte Sinn. Die glänzenden Gestalten der Rittersage, der Märchen- und Zauberspuk des dämmerigen Mittelalters, die treuherzige Weise des deutschen Volksliedes wurden die Lieblinge der Gebildeten und Nationalgesinnten; daran stärkte und erquickte sich das unterdrückte Nationalbewußtsein. Für diese Stimmung traf Karl Maria von Weber den rechten Ton. Er sang in „Leier und Schwert“ der Nation aus dem Herzen — den Worten des Dichters verliehen seine Weisen die Flügel — den Gestalten der Sage verlieh seine Musik Fleisch und Blut im „Freischütz,“ in „Euryanthe“ — das waren Klänge, die Antwort gaben auf das nationale Sehnen, austönten, was alle bewegte. Die deutsche Oper ward eine Macht der Zeit, und diese nationale Oper konnte keine andere sein, als die romantische. Karl Maria von Weber war denn auch Marschners Ideal, nach dem er sich bildete. Von Weber mächtig angezogen, ließ er sich 1822 in Dresden nieder. Vorher hatte er (1816) Wien be-

sucht, 1817 in Preßburg eine Musiklehrerstelle angenommen und sich mit Eugenie Jäggi vermählt. 1820 hatte Weber Marschners Oper „Heinrich IV und d'Aubigné“ aufgeführt. 1826 ward Weber in London hingerafft; nichts fesselte Marschner mehr an Dresden, er siedelte in das ihm günstiger scheinende Leipzig über. Hier entstanden die Opern „Der Vampyr“ und „Der Templer und die Jüdin.“ 1830 wurde er als königlicher Kapellmeister nach Hannover berufen. Hier schuf er den „Hans Heiling.“ Nach achtundzwanzigjährigem, an schweren häuslichen Trübsalen reichem Wirken — er verlor zwei Gattinnen, sah seine erwachsenen Kinder bis auf zwei ins Grab sinken — starb er, vom Schlage gerührt, am 15. Dezember 1861. Die dritte Gattin, Therese Jandó, überlebte ihn. An äußeren Ehrenauszeichnungen hat es ihm nicht gefehlt: er ward zum Doktor der Philosophie honoris causa promoviert, erhielt Orden und Ehrendiplome verschiedenster Art. Doch wurde man gegen den freisinnigen, nationalgerichteten Künstler, der mit der Meinung nicht zurückhielt, seitens des Hofes immer kühler, so daß er sich 1859 pensionieren ließ. Von seinen zahlreichen (etwa zwölf) Opern hat sich „Hans Heiling“ auf der Bühne erhalten. Die anderen sind meist von der Bühne verschwunden — nichts ist flüchtiger als die Beliebtheit und das Leben einer Oper, wenn sie nicht allerersten Ranges ist. Schon stofflich konnten die meisten das Interesse des Volkes nicht auf die Dauer fesseln; in musikalischer Hinsicht gelang es dem Meister vortrefflich, die romantischen Rittergestalten zu beleben: er trifft den Ton für das Glänzend-Prächtige wie für das Geheimnisvoll-Schaurige, für das Ernst-Düstere wie für das Zart-Innige. Auch seine Kammermusikwerke hat man beiseite gelegt. Aber zahlreiche Chorgesänge und Lieder erhalten seinen Namen im Andenken des Volkes lebendig. Wo die Poesie ihn hebt und begeistert, wo sie ihm die Töne diktiert, wächst er — ein echter Romantiker — über das Maß eines guten und hochbegabten Komponisten hinaus und erreicht die Höhe eines Tondichters, der durch die Töne dem Volke echte, frische Poesie vermittelt.

Mein Freund Fortuné.

Aus den Erinnerungen eines Vielgewanderten.

Von Paul von Szczepański.

Mein Freund Fortuné ist Clown!

Ehrbare Leute haben natürlich die Berechtigung, mich dieser Freundschaft wegen von oben herab anzusehen, und noch geringschätziger werden sie die Achseln zucken, wenn sie erfahren, daß ich das Leben im Zirkus nicht nur von einem Logensitze aus beobachtet habe, und wie ich meinen Freund Fortuné kennen lernte. Wenn ich etwas auf mich hielte, thäte ich besser, ihn zu verleugnen. Indessen, eine zehnjährige Freundschaft legt Verpflichtungen auf.

Zehn Jahre sind vergangen, seit wir uns kennen lernten. Ich war einundzwanzig, Fortuné, glaube ich, ein oder zwei Jahre jünger. Er war der Stern eines kleinen Wanderzirkus, der von Ort zu Ort zog und nur diejenigen vermied, die über zehntausend Einwohner hatten. Je mehr Menschen zusammenwohnen, um so höher steigern sich bekanntlich ihre Ansprüche. Ich war nichts. Um noch deutlicher zu sein — in der Karriere, für die ich von Jugend auf bestimmt und erzogen war, hatte ich Schiffbruch erlitten, und die andere, für die ich mich selbst entschieden, kaum begonnen, wieder aufgegeben, weil ich eingesehen hatte, daß es mir an Talent dazu fehlte; ich war vier Jahre Offizier und sechs Wochen Schauspieler gewesen. Mißmutig und in vollkommener Unklarheit über die Zukunft, hatte ich mich in eine kleine Stadt Norddeutschlands zu einer verheirateten Schwester zurückgezogen und begonnen, über mich selbst nachzudenken. Trotzdem mir mit einer Liebe begegnet wurde, die ich nicht verdient hatte, kann man sich denken, daß ich mich nicht wohl fühlte. Vor den traurigen Augen meiner Schwester, die sich längst geschlossen haben, ohne daß sie noch etwas Rechtes aus mir werden sahen, flüchtete ich mit Vorliebe in die Einsamkeit des vor dem Stadtthore gelegenen Gartens,



Indiskret. Gemalt von F. Meyer-Wismar.

in den höchstens das Dienstmädchen kam, um Gemüse für den Hausbedarf zu holen. Dort suchte ich über den wunderbaren Führungen phantastischer Romanfiguren die Unsicherheit meiner eigenen Lage zu vergessen, oder ich übte mich im Pistolenschießen, wenn ich es nicht vorzog, stundenlang im Grase auf dem Rücken zu liegen und ein Zeisigpärchen in der Krone einer Kugelakazie und die Wölkchen am Himmel zu beobachten — drei Beschäftigungen, über deren außerordentliche Zweckmäßigkeit für einen Menschen in meiner Situation gewiß niemand im Zweifel sein kann.

In dieses Stillleben brachte mir die Ankunft des Zirkus Ruffalti einige Abwechselung. Die wandernde Gesellschaft hatte auf einem Zimmerplatze, der nur durch die Landstraße von unserm Garten geschieden war, ihr Lager aufgeschlagen, und von diesem Augenblicke an erschienen mir die grünangestrichenen Verdeckwagen mit ihren blumenbestellten Fenstern und dem während des ganzen Tages aus dem Dachrohre hervorquillenden geheimnisvollen Rauch interessanter als meine Zeisigpärchen und die merkwürdigsten Wolkenbildungen. Ich hätte etwas darum gegeben, wenn es mir gestattet gewesen wäre, die Zurüstungen zu den in allen Straßen der Stadt unter Trommelwirbel angekündigten Vorstellungen in der Nähe zu beobachten, aber die im Kreise gezogene meterhohe Leinwand wehrte jedes profane Auge ab, und meine Annäherungsversuche scheiterten an dem wenig Vertrauen erweckenden Knurren einer Bulldogge, die mich als ungebetenen Eindringling betrachtete, als ich den Zimmerplatz betreten wollte.

Natürlich fehlte ich am Abend nicht in der Vorstellung. Die Wahrheit zu sagen, es war nicht viel zu sehen. Das ganze Künstlerpersonal bestand aus dem Direktor Ruffalti, der als Schulreiter und Freiheitdresseur bewies, daß seine abgetriebenen Pferde noch mehr gelernt hatten, als die grünen Verdeckwagen über die Landstraßen zu ziehen, aus der Frau Direktor, die sich als feuerfeste Dame produzierte, aus dem Wunderkinde Ellinor, beider Tochter, die auf der rollenden Kugel und auf dem Seile zu Hause war, und aus einem Vierteldutzend Künstlern von weniger anerkanntem Weltruf, denn ihre Namen waren selbst auf dem Programm des Zirkus Ruffalti ohne alle Auszeichnung wiedergegeben. Der Stern der Gesellschaft aber war neben einem Hasen, welcher trommelte, wenn ihm befohlen wurde, ein Hoch auf den Kaiser von Deutschland auszubringen, und der sich auf die Hinterbeine setzte, wenn man ihm in Bezug auf den Kaiser von Frankreich dasselbe zumutete — der Stern der Gesellschaft war neben diesem vierbeinigen Künstler, dessen Verdienste ich nicht verkleinern möchte, Monsieur Fortuné, mein Freund. Diese Kraft, diese Gewandtheit, diese Sicherheit und diese Eleganz seiner Arbeit! Und vor allen Dingen diese Ausdauer, diese Zähigkeit der stählernen Muskeln, die in ihrer Spannkraft nicht nachließen, trotzdem mein Freund Fortuné die Kosten des Abends fast allein tragen mußte. Kaum ließ man ihm Zeit, sich in ein neues Kostüm zu werfen, während ein anderes Mitglied der Truppe den Leuten etwas vorgaukelte. Und er konnte alles! Er produzierte sich als Parforcereiter auf ungesatteltem Pferde, er turnte am dreifachen Reck, er war unübertrefflich als Springclown und Spatentänzer, er entlockte der Mandoline die süßesten Töne und spielte die Geige zwar nicht ebenso meisterhaft, aber während er auf dem Kopfe stand. Er versetzte das Publikum in Enthusiasmus, und statt der zwei Vorstellungen, welche Herr Ruffalti zu geben beabsichtigt hatte, mußte er deren vier geben, in denen auch nicht ein einziger Platz auf den primitiven Holzbänken unbesetzt blieb.

Wie ich Fortuné darum beneidete, daß er etwas war! Aber dennoch wurde unsere Bekanntschaft nur durch einen Zufall, nicht absichtlich herbeigeführt. In den Nachmittagsstunden des Tages, für den die letzte Vorstellung des Zirkus Ruffalti angekündigt war, vertrieb ich Zeit und Gedanken mit Pistolenschießen. Ich hatte die Scheibe an einem breiten Pfosten des Zaunes befestigt, der den Garten nach der Landstraße abschloß, und trotzdem mir die Tannenhecke, welche sich an ihm hinzog, keinen freien Blick über die auf der Straße Vorübergehenden gestattete, glaubte ich mich doch keiner Unvorsichtigkeit schuldig, da ich meiner Kugel ziemlich sicher war. Ich hatte vielleicht fünf oder sechs Schüsse abgegeben, als von der Straße ein lautes „sacre bleu“ herübertönte und mich veranlaßte, über die Hecke nach dem Rufenden auszuspähen. Auf dem ein wenig tiefer liegenden Wege stand Monsieur For=



Aus dem Zirkus: Die Familie des Clown. Zeichnung von C. W. Allers.

tuné mit ziemlich indigniertem Gesicht und rief mir in gebrochenem Deutsch entgegen: „Es sein nicht erlaubt, mein Err, zu schießen auf offene Straß!"

Ich mußte trotz seines bösen Gesichtes lachen, als ich ihn sah, denn seine Aussprache erinnerte mich an den köstlichen Ton, mit dem er als Springclown am Abend vorher „ßwei Stuhl" und immer wieder „ßwei Stuhl" gerufen hatte, bis zehn Stühle hintereinander standen und er mit einem Salto mortale über die zehn hinwegflog. Da ich ihn aber überzeugen mußte, daß ich nicht ganz so unvorsichtig gehandelt hatte, als er glaubte, öffnete ich die kleine Pforte, welche aus dem Garten nach der Landstraße führte, und lud ihn zum Eintreten mit der Phrase ein, die nach der Familienchronik des ältesten französischen Adelsgeschlechtes Vater Noah angewandt haben soll, als er den Ahnherrn dieser Familie zum Eintritt in seine Arche aufforderte: „Entrez, monsieur de Montmorency." Mein Französisch war damit so ziemlich erschöpft, und ich fügte deutsch hinzu: „Sie können sich durch den Augenschein überzeugen, Herr Fortuné, daß ich Sie nicht gefährdet habe."

Monsieur Fortuné verschmähte natürlich den bequemen Weg durch die Gartenpforte, stützte sich mit beiden Händen auf den Thürpfosten und schwang sich mit einer eleganten Wende über Zaun und Tannenhecke: „Zeigen Sie." Ich hatte den Tag Glück gehabt, die Kugeln saßen alle im oder doch nahe am Zentrum, und ich brauchte mich meines Werkes nicht zu schämen.

„Wie weit haben Sie geschossen?" fragte Fortuné, nachdem er die Scheibe gemustert hatte.

Ich zeigte ihm die Stelle, wo ich gestanden und an der noch der Pistolenkasten lag; sie war dreißig Schritt von der Scheibe entfernt.

„Das sein sehr gut," sagte mein Freund Fortuné, „vraiment, mein Err, Sie sein ein Künstler mit die Waff'."

Ich lehnte natürlich bescheiden ab, aber die ungeheuchelte und neidlose Anerkennung für die Leistungen anderer, die ich seither als hervorragende Eigenschaft bei fast allen Zirkusartisten gefunden habe, und die Lebhaftigkeit seines Temperamentes rissen meinen Freund Fortuné zu übertriebener Bewunderung hin. Daß mir das wohl that, kann ich nicht leugnen; aber man soll nicht glauben, daß unsere Freundschaft — diejenige, welche am schnellsten von allen meinen Freundschaften geschlossen wurde und welche sich am längsten bewährt hat — sich auf dem lockeren Grunde befriedigter Eitelkeit aufbaute. Was mich anzog, war die Geradheit seines Wesens, die Natürlichkeit seines Benehmens, im Anfang vielleicht auch das romantisch-abenteuerliche Licht, in dem mir seine ganze Person erschien, und unsere Freundschaft hat sich befestigt durch die Treue, die er mir in allen Lebenslagen, und trotzdem wir beide weidlich vom Schicksal umhergewirbelt wurden, bewiesen hat.

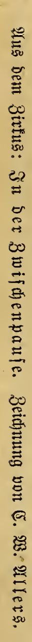
In zehn Minuten waren wir Freunde. Fortuné hockte in einer unmöglichen Stellung auf dem Tische in der Geißblattlaube, ich lag auf der Bank daneben, wir beide rauchten Zigarretten, und Fortuné erzählte. Natürlich von sich selbst und von seiner Kunst, denn wenn er abschweifen wollte, brachte ich ihn durch eine Zwischenfrage auf das mich zumeist Interessierende zurück. Zudem kannte er kaum etwas anderes als seinen Beruf, er war stolz darauf, ein echtes Zirkuskind zu sein. Er hatte in Paris das Licht der Welt erblickt, und seine Mutter noch zwei Tage vor ihrer schweren Stunde in der Manege gearbeitet — zu Pferde sogar, wie er nicht ohne Selbstbewußtsein hinzufügte. Mit drei Jahren hatte er selbst angefangen zu „arbeiten," und er erinnerte sich mit lebhaftem Vergnügen der Zuckertüten, die ihm aus dem Publikum zugeworfen worden waren, und mit Ärger eines älteren Bruders, der ihm die größere Hälfte des Inhalts vor der Nase weggegessen hatte. Zehnjährig, trennte er sich von seiner Familie und ließ sich von einem berühmten Künstler adoptieren. Eine eigentümliche Art von Adoption freilich, wie man sie nur in Artistenkreisen findet, die mehr Ähnlichkeit mit einem Kauf- oder Leihvertrage als mit einer Annahme an Kindesstelle hat. Fortunés Eltern erhielten eine kleine Abfindungssumme und traten dafür auf eine Reihe von Jahren alle ihre Rechte an den Adoptivvater ab, während dieser sich verpflichtete, nach Kräften für die künstlerische Ausbildung des Knaben zu sorgen und seinen Unterhalt zu bestreiten, wofür ihm die Gage des Kleinen zufiel. Solche Kontrakte sind noch heute nicht selten unter Artisten, trotzdem die letzten zehn Jahre eine vollständige Umwandlung

in allen übrigen Verhältnissen herbeigeführt haben, und sie werden gewöhnlich von beiden Seiten mit Gewissenhaftigkeit gehalten, wenn ihnen auch jede zivilrechtliche Unterlage fehlt. Mit seinem Adoptivvater und Lehrmeister hatte Fortuné Frankreich, Belgien, Holland, England, Deutschland und Rußland durchreist, und nachdem der Ablauf seines Kontraktes ihm die Selbständigkeit zurückgegeben, ein Engagement am Zirkus Ruffalti angenommen, das trotz der Unbedeutenheit des Zirkus nicht ungünstig war. Er konnte für den Anfang damit zufrieden sein.

Der Offenheit gegenüber, mit welcher mein Freund Fortuné von seinen Lebensschicksalen geplaudert hatte, konnte ich nicht den Versteckten spielen, und er blieb nicht lange im unklaren darüber, wie sehr ich es in Bezug auf meine Zukunft war. Ich gab damals natürlich noch nicht mir selbst, sondern den Verhältnissen Schuld an allem Widrigen, das mir begegnet war, und huldigte ein wenig revolutionären Gesinnungen, was die Gesellschaft und ihre Schranken betrifft. „Kommen Sie zu uns in den cirque," sagte da mein Freund Fortuné, „wir sein saltimbanques, aber wir sein gute Leut'," und mit leiser Stimme begann er die wehmütige Melodie des Bundesliedes der Zirkusartisten zu summen: „Frei sind wir, wir sind vogelfrei." Mir schien, mein Freund Fortuné hatte eine gute Idee gehabt. Ich wußte zwar nicht, was ich im Zirkus sollte, aber bald hatte er mir die Überzeugung eingeflößt, ich könne mich nach einiger Übung als Kunstschütze sehen lassen, und es werde nicht schwer sein, mir auch noch andere Künste beizubringen. Mein Entschluß war gefaßt. Die Unterredung mit dem Direktor Ruffalti, der eigentlich Ruffert hieß und trotz seines gewaltigen schwarzen Henri quatre ein guter Deutscher war, führte zu dem gewünschten Resultat, nachdem er sich überzeugt hatte, daß meine Mittel noch für einige Zeit ausreichten und ich nicht abgeneigt war, seine Tochter Ellinor, das „Wunderkind," im Schreiben, Lesen und Rechnen zu unterrichten. Dafür verpflichtete er sich zu Kost und Logis, das heißt, Teilnahme an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und einen Platz in oder unter einem der grünen Verdeckwagen, je nachdem das Wetter schlecht oder schön war.

Als am nächsten Tage der Zirkus Ruffalti die Stadt verlassen hatte, packte ich meine Siebensachen zusammen, schützte meinen Angehörigen gegenüber eine Reise zu einem in Polen begüterten Freunde vor und reiste dem Zirkus nach, mein „Engagement," wie ich es stolz nannte, anzutreten. Die Freude hat nur einige Monate gedauert, aber ich darf mich nicht über die guten Leute von der Manege beklagen, wenn mein Name heute unter den berühmten Artisten nicht genannt wird. Was hat es sich vor allem mein Freund Fortuné für Mühe kosten lassen, mir etwas beizubringen! Viel mehr Mühe und Geduld, als ich für den Wildling Ellinor, das „Wunderkind," hatte, der Buchstaben und Zahlen ebenso Geheimnis blieben wie mir die Tricks am Reck und das Spiel mit der Pfauenfeder, trotzdem Fortuné fortwährend behauptete: „Es sein kinderleicht, mon ami, versuchen Sie nur." Und als ich beim Fangen der Gummihüte einmal mit der Nase statt mit dem Schädel gefangen — gewöhnlich fing ich den Hut überhaupt nicht — und mir das drei Pfund schwere Ding beinahe das Nasenbein zerschmettert hatte, gab ich diese Versuche auf und legte mich nur noch auf das Kunstschießen. Diese Produktion war es denn auch, mit der ich das erste und einzige Mal vor einen hochgeborenen Adel und das verehrte Publikum trat.

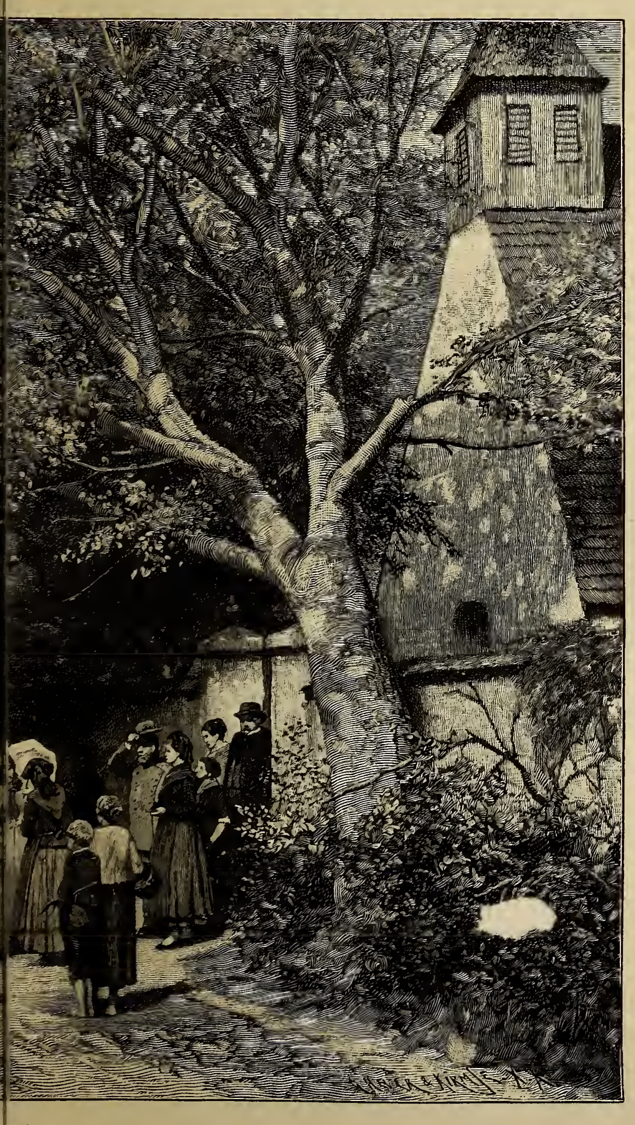
Wir gaben Vorstellungen in einer kleinen mecklenburgischen Stadt, als Direktor Ruffalti meinte, daß es an der Zeit sei, sein Programm durch die Produktionen eines Kunstschützen zu bereichern. Leider muß ich ihm nachsagen, daß er ein wenig dasjenige liebte, was man in Berlin mit dem rätselhaften Worte „Mumpitz" zu bezeichnen pflegt. So hielt er es auch hier für angemessen, mich nicht als einen ganz gewöhnlichen Europäer auftreten zu lassen, sondern ich wurde auf den Ankündigungen als „Kreck-town-Billings, der berühmte Kunstschütze und grausame Apachenhäuptling" aufgeführt. Er hatte sich eine ganze Szene ausgedacht, die ich zu Beginn der Produktion mit meinem Freunde Fortuné spielen sollte: Kriegstanz, Verfolgung eines Weißen, Indianergeheul und Skalpierung. Nur mit Mühe gelang es mir, ihm die Farce auszureden, indem ich ihm auseinandersetzte, daß das Indianergeheul meiner schwachen Lunge doch keinen Effekt hervorbringen und daß der Kriegstanz nur meinen Arm unruhig machen würde. Aber der braune Trikot, der Anstrich auf Gesicht und Händen, Perücke und Federschmuck blieben mir nicht erspart,



Aus dem Zirkus: In der Zwischenpause. Zeichnung von C. W. Allers.



Sonntag auf dem Lande. Gemalt von O



ecker.



und da meine Nase von entschieden slawischem Typus trotzdem gegen meine Echtheit protestierte, knetete mein Freund Fortuné aus Wachs eigenhändig einen adlerkrummen Aufsatz, der mit seiner kühnen Schwingung alle Zweifel der Mecklenburger zu schanden machen mußte. Noch eine weitere Konzession an den sensationslüsternen Direktor kostete mich das Aufgeben der schauspielerischen Introduktion — er ließ es sich nicht nehmen, dem Publikum bei meinem Auftreten meine Lebensgeschichte durch Freund Fortuné erzählen zu lassen. Zu meiner Schande muß ich gestehen, ich hatte sie selbst verfaßt, und sie enthielt des Abenteuerlichen und Unglaublichen mehr, als ich erlebt haben würde, wenn ich wirklich Kreck-town-Billings, der berühmte und grausame Apachenhäuptling, gewesen wäre. Aber sie verfehlte ihre Wirkung nicht. Schon als mein Freund Fortuné begann: „Meine Errschaften, ick aben die Ehre, Ihnen vorzustellen der berühmte und grausame," während ich auf meine Büchse gestützt unbeweglich und finster in das Publikum starrte, ging ein beifälliges Murmeln durch die Zuschauermenge, und der Schluß meiner Abenteuer wurde mit lautem Klatschen quittiert. Dann begann ich meine Kunst zu zeigen. Von den Pistolenschüssen nach Spielkarten verfehlte nicht einer sein Ziel, und wenn Fortuné die durchschossenen mit geschickter Hand in die Menge schleuderte, rissen sich die Leute mit einer Heftigkeit darum, die mein Herz mit Künstlerstolz schwellen machte. „Tells Apfelschüsse" hatte Direktor Ruffalti die Fortsetzung auf dem Programm genannt. Das Publikum hätte billig darauf Rücksicht nehmen müssen, daß wir uns eben nicht in der Zeit der Apfelreife befanden, und die verletzende Heiterkeit unterdrücken sollen, mit der es die an ihre Stelle getretenen Kartoffeln begrüßte. Wir hatten die größten ausgesucht, und Fortuné schleuderte sie mit einer solchen Geschicklichkeit, daß es nicht schwer war, sie mit der Büchse im Fluge zu treffen. Wenn ich aber wirklich einmal fehlte, wußte er durch einen Clownscherz die Menge zum Lachen zu bringen. Dann schwiegen die drei Blechbläser, und in lautloser Stille begannen die Vorbereitungen zu dem Schlußeffekt. Mein Freund Fortuné nahm die größte Kartoffel, zeigte sie rings dem Publikum, deutete mit seiner rechten auf seine linke Hand und hielt dann die Kartoffel mit den Fingerspitzen der linken in die Höhe. Ich zielte, schoß, die Kartoffel spritzte auseinander, und das Publikum tobte. Kreck-town-Billings verbeugte sich dreimal würdevoll und eilte dann in die Garderobe, sich seiner Maskerade zu entledigen. Und wie gewöhnlich meine Karrieren verpfuscht waren, wenn ich glaubte, den ersten Erfolg errungen zu haben, so war es auch hier. In der Garderobe fand ich meinen Freund Fortuné, den Mittelfinger der Linken in dem Waschbecken kühlend, und das Wasser zeigte schon eine ganz hübsch rosige Färbung. Da wurde es mir klar, daß ich auch zum Kunstschützen nicht geboren war, und Freund Fortuné konnte an meiner Überzeugung nichts mehr ändern, trotzdem er behauptete, er selbst trage die Schuld und habe die Kartoffel ungeschickt gehalten. Am nächsten Tage trennte ich mich von dem Zirkus Ruffalti, von dem Wunderkinde Ellinor und von meinem Freunde Fortuné.

Ich habe die ersteren niemals, den anderen lange Zeit nicht wiedergesehen. Aber in schriftlicher Verbindung mit Fortuné bin ich immer geblieben, trotzdem er mir mit dem Schreiben ein Opfer brachte. Auch er hat das Leben nicht immer lustig gefunden, und indigniert schrieb er mir einmal: „Warum nur meine Eltern mir haben genannt ‚Fortuné?' Sie haben wollen mir anthun einen chagrin." Ich hielt das für den Ausdruck der schwermütigen Stimmung, unter der er wie die meisten Clowns manchmal zu leiden hatte. Aber die Sache saß tiefer. Fortuné hatte sich in die blonde Taubenkönigin verliebt, und er wußte noch nicht, daß sie ihn wiederliebte — Grund genug, an seiner fortune zu zweifeln. Seitdem er aber glücklicher Familienvater ist, habe ich solche Stimmungen niemals wieder an ihm bemerkt, trotzdem ich ihn seit drei Jahren häufig sehe, wenn der Zirkus so und so, zu dessen beliebtesten Mitgliedern er jetzt gehört, in Berlin eintrifft. Er ist so stark geworden, daß er das Arbeiten zu Pferde längst aufgegeben hat, und trotz seiner französischen Abkunft solid wie ein deutscher Philister. Seine Frau versteht es eben, ihn an die Häuslichkeit zu fesseln; sie hat auf alle Triumphe, die sie als Taubenkönigin gefeiert, verzichtet und setzt jetzt ihren ganzen Stolz darin, eine tüchtige Hausfrau und gute Mutter zu sein. Daß trotzdem die Kinder für den Zirkus erzogen werden, ist selbstverständlich, denn nirgends ist der

Beruf der Eltern so sicher das Erbteil der Kinder wie in den Artistenfamilien. Selbst der Kleinste, der kaum laufen kann, verrät schon das lebhafteste Interesse für die Kunst, und es ist jedesmal ein Festtag für ihn, wenn die Mutter den beiden älteren Geschwistern, die schon fleißig in der Pantomime mitwirken, beim Ankleiden behilflich sein muß und ihn in die Garderobe mitnimmt.

Übrigens befinde ich mich mit Madame Fortuné fortgesetzt in einem kleinen Kriege; sie behauptet, ihr Mann werde nur so stark, weil ich ihn zum Biertrinken verführe, während ich die Schuld auf ihre gute Küche schiebe. Mein Freund Fortuné ist gerecht genug, die Schuld gleichmäßig auf uns beide zu verteilen. Wenn ich ihn aber in der Garderobe aufsuche, um einen Bummel mit ihm zu verabreden, überzeugt er sich doch erst vorsichtig, ob seine Frau nicht im Zuschauerraum anwesend ist, ehe er zusagt. Damit mein Besuch in diesen verbotenen Räumen auch einen nützlichen Zweck hat, pflege ich für Fortuné oder einen der anderen Herren so lange in die Skatpartie einzutreten, wie einer von ihnen in der Manege zu arbeiten hat. Und wenn mir der Zufall in ihrer Abwesenheit einen „Grand“ in die Hand gegeben hat, dann macht ihnen das sicher dasselbe Vergnügen wie der Beifall des Publikums, den sie im Schweiße ihres Angesichts erarbeitet haben.

Trotzdem mein Freund Fortuné ein solider Familienvater geworden ist, erinnert er sich doch der Vergangenheit mit demselben Vergnügen wie ich.

Nur aus diesen gemeinschaftlichen Erinnerungen läßt sich die Ausgelassenheit erklären, mit der er neulich im Tunnelrestaurant des Zirkus meinen neuen Cylinder für gut genug hielt, mit mir die „fliegenden Hüte“ zu exekutieren.

„Up là, Kousin, kannst du noch?“

Ich konnte nicht mehr, und der Knick in meinem Cylinder ist die Revanche für die Narbe, die er an seinem Finger trägt.

Nach dem Sturme.

Roman von B. Renz.

(Schluß.)

XIII.

Der von so verschiedenen Seiten und mit ebenso verschiedenen Empfindungen erwartete Tag, der 2. Oktober, war angebrochen, aber nicht im Glanze der heiteren Herbstsonne, die noch gestern so prächtig geleuchtet hatte. Ein überaus nebliger, unnatürlich schwüler Morgen war es, an dem Matta vom Fenster seines Schlafzimmers aus hinunterblickte in den kleinen Garten des Nachbarhauses. Aber vergeblich hoffte er, Anna zu sehen und einen Glückwunsch aus ihrem Munde zu erhalten. Der Nebel war so dicht, daß er das Haus und die großen Bäume vor demselben nur noch ganz undeutlich durchscheinen ließ; kein menschliches Wesen war zu erblicken, und der Versuch, durch leises Husten seine Anwesenheit zu erkennen zu geben, mißlang ebenfalls, der Schall drang nicht weiter, er klang zurück, wie aus einem geschlossenen Raume.

Verstimmt setzte sich der junge Mann zum Frühstück nieder. Er war ein ruhiger, besonnener Kopf und mit sich längst einig über den Weg, den er fortan zu gehen habe, aber heute morgen ergriff ihn doch ein eigenes Bangen bei dem Gedanken an den bevorstehenden Konflikt mit seinen nächsten Verwandten, ein Gefühl der Furcht, es könne ein dauernder Bruch daraus entstehen, ja, er könne gezwungen sein, den ihm noch unbekannten Bestimmungen seines Vaters direkt zuwider zu handeln. Und so überhörte er fast den herzlichen Glückwunsch des alten treuen Dieners, übersah die Veränderung seines Frühstückstisches, auf welchem eine kleine schwere silberne Kaffeekanne nebst Zubehör prangte, welche Onkel und Tante Schenken gespendet hatten, wie die Karte mit der freundlichen Einladung zum Diner in dem Glückwunsche zum Geburtstage verriet. Er blickte ohne Interesse auf die zahlreichen Briefe und Gratulationskarten, die Pietro nebst einem prachtvollen Boukett schöner Herbstblumen auf dem Tische arrangiert hatte, ja er kam erst gleichsam zum Bewußtsein, als

der Diener sich kopfschüttelnd entfernen wollte. Da sprang er auf, eilte dem alten Manne nach und führte ihn zurück in die Stube.

„Sei mir nicht böse, Pietro,“ sagte er gerührt, „mein alter treuer Pietro; ich danke dir von Herzen für deine Glückwünsche und für deine allezeit bewährte Sorge um mich; ich bin aber heute recht verstimmt, und dazu kommt dieses dunkle Wetter, diese schwere Luft, nicht einmal bis in ihren Garten kann ich sehen!“

„Ist auch nicht viel mehr zu sehen, Herr Matta,“ schmunzelte der Alte, „denn die schönsten Blumen stehen doch hier auf dem Tische; das Fräulein hat sie selbst geschnitten und gebunden, und einen herzlichen Gruß und Glückwunsch schickt sie durch mich, ebenso wie Herr und Frau Westermann.“

„Hast du sie denn gesprochen, du Glücklicher?“

„Natürlich, Herr Matta,“ berichtete Pietro, „ich mußte ja heute früh um sechs Uhr schon hinüberkommen wegen des Boukettś, und als sie's mir gab, da drückte sie mir die Hand und sagte: ‚Bestellen Sie meinen Glückwunsch ebenso innig, Herr Pietro, wie ich ihn meine, das ist besser als eine geschriebene Karte!‘ Und dabei war sie dunkelrot geworden. Sie ist doch gar zu hübsch, und — ich weiß nicht, woran es liegt, es kommt mir immer so vor, als hätte ich sie schon längst gekannt.“

„Das macht die große Freundlichkeit und Milde in ihrem Wesen, Pietro.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Na, Herr Matta, ich wünsche von Herzen, daß ich heute übers Jahr zwei Kouverts zum Frühstück auflegen darf. Aber es ist Zeit, aufzubrechen, Sie müssen bald gehen, wenn Sie um zehn Uhr bei dem Herrn Notar sein wollen.“

Der junge Mann unterdrückte mit Mühe einen tiefen Seufzer und mußte dann selbst über diese Anwandlung von Schwäche lächeln. Er raffte sich aber schnell auf und sagte: „Gib mir einen Frack, Pietro, den dunkelgrünen mit goldenen Knöpfen, den ich von London mitgebracht habe, und dann den weißen Mackintosh, es geht draußen naß nieder, der Nebel scheint zu fallen. Aber das Barometer auch,“ setzte er hinzu, „es steht ja auf Unwetter!“

In dem Arbeitszimmer des Herrn Notar Doktor S. war heute ausnahmsweise etwas Ordnung geschaffen, d. h. die Aktenfaszikel lagen nicht mehr auf Sofa und Stühlen umher, und letztere waren sogar sauber abgestäubt. Als Matta, von einem Schreiber mit außerordentlicher Devotion begrüßt und geleitet, das Zimmer betrat, saß der Notar am Fenster und blätterte in einem Schriftstück, und Herr Selle stand am Ofen und betrachtete aufmerksam die Stubendecke und die kunstreichen Spinngewebe in den Ecken derselben. Er begrüßte seinen jungen Freund herzlich und wünschte ihm Glück und Segen, und ebenso der Notar, welcher einen Augenblick später hinausging, als von der Schreibstube her ein lautes Stimmengewirr erschallte, das einem Wortwechsel glich. Diesen Moment benutzte Herr Selle. „Matta!“ Er legte ihm eine Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Vergiß heute nicht deinem Onkel zu sagen, daß Herr Westermann ausdrücklich verlangt, er — dein Onkel — solle persönlich für dich um die Hand des Mädchens werben. Die Explosion wird natürlich furchtbar sein, aber es kommt schließlich auf eins heraus, und wissen muß dein Onkel alles, bevor ich ins Treffen komme. Bleibe ruhig —“

Eben traten die beiden anderen Herren ein und beglückwünschten den Erben. Herr Schenken war von einer besonderen Liebenswürdigkeit, und Matta dankte ihm für das kostbare Geschenk, welches seinen Frühstückstisch heute geziert hatte. Er war um einen Schatten bleicher geworden und froh, als der Konsul dem peinlichen Moment der Erwartung einen humoristischen Anstrich zu geben versuchte.

„Unser wandelndes Corpus juris,“ sagte derselbe, „hat draußen einen Kampf zu bestehen mit Leuten, die auch nach seiner Weisheit dursten. Hoffentlich bleibt er Sieger, und wir können bald beginnen.“

„Das letztere hoffe ich auch,“ fügte Herr Schenken hinzu, „ich muß rechtzeitig auf der Börse sein. Übrigens, Herr Konsul, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Vermittelung in New York; ich habe den Prozeß gewonnen gegen den Eigentümer des amerikanischen Vollschiffes.“

„Freut mich,“ erwiderte Wendhoeft. „Ja, mein Vetter ist ein schlauer Advokat.“

„Und unsere Sache eine gerechte,“ fügte der alte Prokurist hinzu.

Matta war zu Herrn Schenken getreten und sagte halblaut: „Onkel, ich habe dir heute

noch etwas für mich besonders Wichtiges mitzuteilen und eine Bitte an dich zu richten. Wann störe ich nicht?"

„Nach der Börse, lieber Junge," war die Antwort, „gleich nach der Börse; ich werde in meiner Kontorstube auf dich warten. Es ist brav von dir, daß du gleich zu deinem Onkel kommst, der doch nur allein —"

Der Eintritt des Notars unterbrach den väterlichen Erguß. Man setzte sich, und nachdem der alte Herr eine schwere eiserne, mehrfach mit Schlössern versehene Kiste geöffnet und ein mit fünf Siegeln versehenes Paket derselben entnommen hatte, begann er, zu dem jungen Manne gewendet:

„Sie haben heute das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet und sind somit großjährig geworden. Ihr verstorbener Herr Vater, mein lieber Freund, hatte gewünscht, daß Sie dieses Ziel, ich meine die Großjährigkeit, nicht früher erreichen sollten, als mit dem gesetzlichen Zeitabschnitt; zugleich aber hat er mich gebeten, falls wir beide, Sie und ich, den heutigen Tag in Gemeinschaft erlebten, Ihnen vor der Eröffnung seines letzten Willens in kurzen Zügen die Ereignisse mitzuteilen, die seinem Tode vorangingen.

„Ihre Frau Mutter, die Schwester des hier gegenwärtigen Herrn J. H. Schenken, erhielt laut Testament ihres Vaters vom Jahre 1812 als Mitgift ein Kapital von zweimalhunderttausend Bankomark bar, und ein anderes Kapital von achtmalhunderttausend Bankomark, welches dem Geschäfte vorläufig verblieb und von diesem mit $2^1/_2$ Prozent pro anno verzinst wurde, was bis auf den heutigen Tag geschehen ist. Sie war mit diesen beiden Summen ein für allemal abgefunden und besaß keine weiteren Ansprüche an den Nachlaß ihres Vaters und ihrer Mutter. Da man aber nicht so ohne weiteres eine Summe von solcher Größe aus einem kaufmännischen Geschäfte herausnehmen kann, so hatte Ihr Herr Großvater verfügt, daß seine Tochter und eventuell ihr Gatte oder ihre Erben die achtmalhunderttausend Bankomark nur nach und nach dem Geschäfte entziehen dürften, und zwar in der Weise, daß jährlich nicht über ein Fünftel der Summe gekündigt werden konnte. Dies geschah indes nicht, Ihr Herr Vater war von Haus aus wohlhabend als Besitzer großer Ländereien in Mexiko, und es gefiel ihm, ein größeres Kapital sicher angelegt im Rücken zu behalten, womit Ihre Frau Mutter ganz und gar übereinstimmte.

„Im Jahre 1826 hatten Sie das Unglück, Ihre Frau Mutter zu verlieren. Vor ihrem Tode hatte sie ihrem Gatten das Versprechen abgenommen, Sie dem mörderischen Klima für immer zu entziehen und nach Hamburg zu bringen. Dies geschah auch, und da Ihr Herr Vater es nicht vermochte, sich von Ihnen zu trennen, verkaufte er sämtliche Besitzungen in Mexiko, in der Absicht, auf deutschem Boden ein neues Geschäft zu gründen. Im Jahre 1827 langten Sie beide hier an, aber bereits drei Jahre später starb Ihr Herr Vater an den Folgen eines Übels, welches er sich drüben zugezogen hatte. Lange schon auf sein frühes Ende vorbereitet, ordnete er sein Haus aufs beste; ja, wenige Wochen vor seinem Tode unternahm er noch eine Reise nach Berlin, um die großen Kapitalien seinem Erben zu sichern, die er aus Mexiko nach und nach herübergezogen hatte."

Bei diesen Worten horchten die Anwesenden auf mit Ausnahme des alten Selle, der still lächelte. Namentlich Herrn Schenken wurde nun die Verhandlung interessant, dem der Verbleib des Vermögens seines Schwagers immer ein dunkler Punkt gewesen war, welchen nur der Notar S. — das wußte er — hätte aufklären können. Aber er wußte auch, daß diesem Manne gegenüber jede indiskrete Frage eine vergebliche sein würde.

„Sie besitzen mithin," fuhr der würdige alte Herr fort, „mehrere, ich könnte eigentlich sagen — drei Vermögen. Nämlich zunächst jenes Kapital, welches die Firma C. H. Schenken mit zweieinhalb vom Hundert verzinst; hierüber hat sich Ihr Herr Vater in dem hier beiliegenden Schreiben ausgesprochen. Zweitens das Kapital, welches Ihr Herr Vater in preußischen Staatsschuldscheinen bei der königlichen Seehandlung zu Berlin deponiert hat; und drittens das Kapital, welches sich aus den Zinsen der vorgenannten beiden Posten, soweit dieselben nicht für Ihre Erziehung und Ihren Unterhalt Verwendung fanden, nach und nach gesammelt hat, und welches von dem Bankhause S. Heine hierselbst verwaltet wird.

„Ich werde jetzt dieses Dokument öffnen, welches von Ihrem verstorbenen Vater, Herrn Matta, mit vier Siegeln, außerdem von mir

mit dem Notariatssiegel verschlossen worden ist. Ich bitte die Herren, zumal Sie, Herr Matta, sich zu überzeugen, daß die Siegel unverletzt sind."

Er gab das Dokument dem jungen Manne in die Hand, während Herr Schenken in die Tasche faßte, ein kleines Juchtenetui hervorholte und es seinem Neffen reichte.

„Laut mündlichen Versprechens, lieber Heinrich, soll ich dir heute den Siegelring deines Vaters übergeben, mit welchem jenes Schreiben gesiegelt worden ist."

Der Notar nickte freundlich dazu, nahm dem Erben den schweren Goldreif aus der Hand, in dessen Karneol ein Wappen geschnitten war, und zeigte ihm, wie genau der Stein auf die vier Siegel des Dokumentes paßte. Dann öffnete er dasselbe und las:

„Geschehen Hamburg, den 2. April 1830.

Im Einverständnis mit meiner teuren heimgegangenen Henriette, der ich wohl bald folgen werde, bestimme ich für den Fall meines Todes, daß das im Geschäft der Firma C. H. Schenken, meines lieben Schwagers, befindliche, mir und meinem Sohne Heinrich Matta gehörige Kapital von achtmalhunderttausend Bankomark unter der bisher bestandenen Vereinbarung der Firma einstweilen verbleibt, daß die Zinsen genannten Kapitals, wie bisher mit zweieinhalb vom Hundert, für die Erziehung und Unterhaltung meines Sohnes bis zum Tage seiner Mündigkeit verwendet werden, und daß der eventuelle Überschuß der Zinsen jährlich am Jahresschluß und unter Konkurrenz des Herrn Notar S. hierselbst dem Bankhause S. Heine zufließt, welches Bankhaus die Gelder Zins auf Zins bis zur Mündigkeitserklärung meines Sohnes asservieren soll.

Ich verordne ferner, gleichfalls in vollster Übereinstimmung mit meiner verstorbenen Gattin, daß vorbenanntes Kapital von achtmalhunderttausend Bankomark von meinem Sohne oder seinen Erben nicht anders aus dem Geschäfte der Firma C. H. Schenken gezogen werden darf; als unter den Bedingungen, welche meine Gattin und ich bei unserer Verheiratung unterzeichnet haben; das heißt, mein Erbe soll nur berechtigt sein, gedachtes Kapital ratenweise der Firma zu kündigen und zu entziehen, und zwar jährlich nicht über ein Fünftel der Gesamtsumme.

Aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diese Angelegenheit in einer anderen, besseren Weise geordnet werden wird. Mein Schwager, Herr C. H. Schenken, besitzt zwei Töchter; und hier spreche ich meinem Sohne den letzten und heißesten meiner Wünsche aus, den Wunsch, daß er eine seiner Kousinen heimführen und sich dadurch der alten Firma und der Familie Schenken völlig anschließen möge! Ich darf hinzufügen, daß mein Schwager, Herr C. H. Schenken, mit diesem meinem Wunsche vollkommen übereinstimmt, und übereinstimmen wird, selbst wenn ihm noch ein Sohn geboren werden sollte.

Ich ernenne meinen lieben Schwager, Herrn Ernst Hinrich Schenken hierselbst, wohnhaft in der Deichstraße Nr. 71, zum alleinigen Vormund meines Sohnes Heinrich (Enrico) Matta und bitte den Herrn Notar S., wohnhaft am Kaiserhof, eventuell seinen Amtsnachfolger, die Kontrolle über die Erträge des gesamten Vermögens meines Sohnes bis zur Volljährigkeit desselben zu übernehmen und mir eine bezügliche Vollmacht ungesäumt behufs Vollziehung vorzulegen."

„Hier folgen die Unterschriften," schloß der Notar und reichte dem Erben das Blatt hin, „Ihres Herrn Vaters, Herrn Schenkens und zweier Zeugen."

„Und hier ganz unten lese ich noch das Wort: ‚Verte!'" bemerkte der junge Mann, nachdem er den Namenszug seines Vaters lange und liebevoll betrachtet hatte.

„Wenden Sie die Seite, Herr Matta, und lesen Sie," erwiderte der Notar, „lesen Sie es für sich; es ist ein Nachtrag von der Hand Ihres Herrn Vaters, für Sie allein bestimmt."

Matta las:

„Hamburg, 30. April 1830.

Mein lieber Heinrich!

Meine Zeit ist um, ich muß von dir scheiden. Wie gern hätte ich deine Jugend behütet und dich geleitet, aber — es sollte nicht sein! Meinen eben ausgesprochenen Wunsch erfülle, wenn es dir irgend möglich ist; deine Mutter war eine Schenken und beneidenswert heiße ich den, der eine Tochter dieses Hauses die Seine nennen darf!

Das von meiner Seite stammende Vermögen, inklusive der bar empfangenen Mit=

gift deiner Mutter, habe ich in preußischen Obligationen angelegt, und zwar in Staatsschuldscheinen zum Nennwerte von achtmalhunderttausend Thaler, und diese Papiere bei der königlichen Seehandlung zu Berlin deponiert. Die bezüglichen Dokumente, Rechnungen ꝛc. wird Herr Notar S. oder sein Amtsnachfolger dir übergeben, ingleichen ein Verzeichnis der Juwelen deiner Mutter, meiner Pretiosen und des Silberzeuges, welche Gegenstände mit Einwilligung des Vormundschaftsgerichtes in Verwahrung deines Onkels, Herrn C. H. Schenken, bis zu deiner Großjährigkeit verbleiben.

Du stehst also, abgesehen von deinem in dem Geschäfte der Firma C. H. Schenken steckenden Vermögen, vollkommen unabhängig da.

Und nun lebe wohl, mein Sohn, mein Heinrich, möge der Herr dich gnädig leiten und in seinen heiligen Schutz nehmen! Lebe wohl, mein teurer Heinrich.

Dein treuer Vater
Enrico Matta."

„Ich darf dieses Dokument behalten?" fragte der junge Mann mit schwankender Stimme; es war ihm, als liefen die Buchstaben durcheinander, und seine Augen schienen plötzlich feucht geworden.

„Zuverlässig!" sagte der Notar und reichte ihm teilnehmend die Hand. „Die Duplikate besitzen Ihr Herr Onkel und ich, und dieses Original ist für Sie bestimmt. Aber niemand hat es wieder eingesehen, nachdem Ihr Herr Vater die Nachschrift hinzufügte, die Sie eben gelesen. Auch ich kenne den Inhalt derselben nur aus einer mündlichen Mitteilung des Verstorbenen. Die Dokumente, Besitztitel, Abrechnungen ꝛc., die sich auf Ihr Vermögen beziehen, übergebe ich Ihnen nachher, Sie bleiben wohl noch ein halbes Stündchen bei mir."

Man erhob sich, und Herr Schenken sprach dem Erben seinen Glückwunsch aus. Es klang etwas kühl im Vergleich mit der großen Freundlichkeit der letzten Tage. War es Neid — war es Verdruß über die Heimlichkeit, mit welcher der Vater des jungen Mannes gegen ihn verfahren? Er reichte ihm flüchtig die Hand und sagte: „Also nach der Börse erwarte ich dich."

Auch Herr Selle drückte ihm die Hand und sah ihn bedeutungsvoll an, ohne ein Wort hinzuzufügen, dann folgte er seinem Chef. Nur der Konsul lachte fröhlich: „Sie junger Krösus, wann kommen Sie denn zu uns hinaus? Na, nur Kourage," setzte er hinzu, als er in das ernste Gesicht Mattas blickte, „mit solchem Ballast kentert kein Schiff, und wenn die Bö auch noch so schlimm ist."

Der Notar übergab seinem Klienten, als sie allein waren, zunächst ein Papier, welches er mit anderen der eisernen Kiste entnahm. „Hier ist das amtliche Verzeichnis der Pretiosen und des Silbers Ihrer Eltern, welches Herr Schenken für Sie asserviert hat. Er besitzt ein Duplikat; haben Sie nur die Güte, auf letzterem über den Empfang der Gegenstände zu quittieren."

„Muß ich diese Wertstücke heute gleich übernehmen?" fragte Matta.

„Hm — nun — eigentlich ja!" versetzte der alte Herr, unmerklich lächelnd. „Aber — hm — angenommen, Ihr Herr Onkel wollte sie nicht länger behalten, und Sie wissen nicht sicher wohin damit, hm, dann bringen Sie mir nur die ganze Geschichte, ich habe Raum genug und will sie laut dieses Verzeichnisses übernehmen. Und nun übergebe ich Ihnen hier die Depositenscheine der königlichen Seehandlung in Berlin über achtmalhunderttausend Thaler Staatsschuldscheine; sie stehen augenblicklich über pari; verkaufen Sie allmählich, wenn ich raten darf! Der tiefe Friede in Europa dauert schon sehr lange und kann nicht ewig dauern. Und hier endlich ist der gestern erfolgte Abschluß Ihres Guthabens bei dem Bankhause S. Heine, welches, wie Sie bemerken werden, die respektable Summe von über sechsmalhunderttausend Kourantmark beträgt, die Sie jederzeit heben können. Meine Rechnungslegung, die beigefügt ist, wollen Sie zu Hause in aller Ruhe prüfen und mich später dechargieren."

Matta glaubte noch immer ein Märchen zu hören; dies war mehr, als das kühnste Hoffen erwarten ließ. Er dankte dem alten Manne herzlich für seine treue Mühewaltung, indem er sich im stillen vornahm, demselben später eine Anerkennung besonderer Art zukommen zu lassen. Dann aber wieder der ruhige Geschäftsmann, bat er, eine Quittung ausstellen zu dürfen.

„Alles schon vorbereitet," lachte der Notar, „nur noch Ihre Unterschrift erforderlich; aber bitte, erst lesen Sie die General-

quittung aufmerksam durch, und dann vollziehen Sie."

Es war ziemlich spät geworden, die Börsenzeit längst vorüber, als Matta den alten Herrn verließ, der ihm in vertraulicher Weise noch mancherlei über das Verhältnis seines verstorbenen Vaters zu seinem Onkel mitgeteilt hatte. „Ihr Herr Onkel ist ein reeller Mann im Geschäft," sagte er schließlich, „aber er besitzt einige kleine Fehler, die Ihr Vater sehr wohl erkannt hatte, daher stammen die eigenartigen Dispositionen über seinen Nachlaß. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie dies alles besser verstehen, als heute."

Auf dem Wege nach der Deichstraße, wo es nun endlich zur Entscheidung kommen sollte, befielen den jungen Mann abermals bange Zweifel. Wie konnte er den völligen Bruch mit seinem nächsten Verwandten vermeiden? Und die einzige Antwort war immer wieder: „Nur durch äußerste Ruhe und kaltes Blut!"

„Mag er noch ein wenig warten," dachte endlich Matta, „ein kleines Frühstück wird mir behilflich sein, diese notwendige Eigenschaft zu wecken," und er stieg, schnell entschlossen, in Wilkens Austernkeller hinab.

„Ihr Herr Onkel wartet schon mit Schmerzen auf Sie, bester Matta," sagte da eine bekannte Stimme aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers; „kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, ich muß mich auch stärken nach dem aufregenden Vormittag. Alle Wetter, man sagt ja, es sollen beinahe vier Millionen sein, die Sie heute in die Tasche gesteckt haben!"

„Wer sagt das, Herr Konsul?" fragte Matta lachend und nahm Platz neben dem Freunde.

„Ihr alter Selle ist der Prophet; in der Regel trifft er den Nagel auf den Kopf, und diesmal that er's sicher, wenigstens machte seine Mitteilung auf Ihren cher oncle einen sichtbaren Eindruck — ihm schien etwas schwindlig zu werden."

„Selle hat meinem Onkel das erzählt?" fragte der junge Mann verwundert.

„Natürlich, aus guten Gründen," war die Antwort. „Selle ist ein alter Diplomat und weiß ganz genau, was er thut. Die Folgen werden Sie bald kennen lernen. Haben Sie Kanonenfieber? Soll ich Ihnen den Daumen halten?"

„Ich verstehe Selle nicht," erwiderte Matta, die letzten Fragen überhörend. „Wenn er wirklich eine Ahnung besitzt von der Höhe des Nachlasses — und er kann es nur von meinem Vater erfahren haben — warum erzählt er das meinem Onkel gerade jetzt?"

„O, über die Unschuld!" spottete der Konsul, „wissen Sie denn nicht, haben Sie nie bemerkt, daß Ihr teurer Onkel ein klein wenig an chronischem Egoismus leidet? Glauben Sie nicht, daß Selle ihm absichtlich den Mund wässerig gemacht hat nach der Kompanieschaft mit seinem heißgeliebten Neffen? Und sind Sie nicht auch der Ansicht, daß diese Sehnsucht eine gute Arena abgeben wird für das Turnier, welches Vater Selle mit ihm aufzuführen gedenkt in Ihrem und anderer Leute Interesse?"

„Traurig, daß dies sein muß," sagte Matta, „es konnte sich alles leichter und freundlicher gestalten. O, daß auch mein Vater diese Idee gefaßt und mir zur Pflicht gemacht hat — diesen Heiratszwang — ich kann es nicht anders nennen!"

„Ein Zwang?"

„Nun ja; mein Vater wünscht dringend, daß ich eine der Töchter meines Onkels heirate — Sie haben es ja vorhin gehört, als der Notar es vorlas. Zwar lebten damals noch beide Kinder," setzte er erläuternd hinzu.

„So! Also darauf pocht Ihr Onkel? Aber kommen Sie, Matta, er hat nun lange genug gewartet. Ich bringe Sie bis vor die Thür.

Herr Schenken hatte in der That gewartet, ängstlich gewartet, und stand nun am Fenster des Kontors und trommelte seiner Gewohnheit gemäß ungeduldig an die Scheiben. „Dieser Matta," sprach er halblaut, „ich hielt ihn stets für einen etwas beschränkten, gutmütigen Menschen, der seine kleinen Geheimnisse hatte, auch sie zu verbergen wußte; aber nie hätte es mir einfallen können, daß sein Vermögen ein so bedeutendes ist, wie heute Selle behauptet. Ich bedachte leider nie, daß er ein Kreole, ich vergaß die Schlauheit dieser Rasse, die uns Europäern sehr überlegen ist. Ob der Sohn ebenfalls —? Was könnte dieses alte solide Geschäft für einen Aufschwung nehmen mit dem Vermögen des Jungen, wenn er —! Ja, meine Frau schwört zwar darauf, daß die beiden einig sind, daß er um ihre Hand bitten wird. Aber wenn nicht, was dann? Verluste, wie

ich sie innerhalb der letzten drei Jahre erlitt, dürfen mich nicht oft mehr treffen, und nun gar, wenn ich ihm jährlich ein Fünftel seines Erbes herausgeben sollte? Ob ich zu schwarz sehe? Mir erscheint mit einemmal das Ganze so dunkel, so zweifelhaft. Warum nur Selle mir erst heute diese Mitteilung machte? Ob das auch mit meinem Schwager verabredet gewesen ist?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Matta trat in das Zimmer. Ohne die Anrede seines Onkels abzuwarten, hastig, als gelte es, die Verhandlung so rasch wie möglich zu beenden, sagte er: „Du hast mir erlaubt, eine Bitte auszusprechen und dir eine sehr wichtige Mitteilung zu machen."

„Jawohl! Doch setzen wir uns," bat Herr Schenken und nahm Platz auf dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch, während er dem Neffen einen Sitz daneben anwies. „Du bist jetzt ein sehr reicher Mann geworden, lieber Heinrich," begann er freundlich, „was gedenkst du zu unternehmen?"

„Vorläufig liegt mir eine andere Sache näher als das Geschäft, lieber Onkel," erwiderte Matta scheinbar ruhig, „und um diese Sache zu besprechen, komme ich heute gleich zu dir. Ich habe die Absicht, mich zu verloben!"

„Also doch!" Herr Schenken lächelte verbindlich: „Nun, ich habe so etwas erwartet, mein Junge, und ich freue mich in der That — —"

„Das ist die Mitteilung, Onkel," unterbrach ihn Matta, welcher fürchtete, daß ein weiterer freudiger Erguß seines Verwandten ihm das Geständnis immer mehr erschweren möchte, „und nun erlaube ich mir die Bitte auszusprechen!" Seine Stimme war ein wenig unsicher geworden.

„Versteht sich, mein Junge; sprich nur!"

„Die Bitte, Onkel, bei dem Vater des Mädchens, welches ich über alles liebe, für mich werben zu wollen — bei Herrn Westermann in St. Georg."

„Wa — was — sagst du? Bist du wahnsinnig geworden — faselst du?"

Herr Schenken hatte sich plötzlich weit vornübergebeugt, mit beiden Händen die Lehnen seines Stuhles umklammernd, als wollte er aus nächster Nähe sich überzeugen, ob der Mensch da neben ihm wirklich bei Sinnen

Das vorhin so freundliche Lächeln verzerrte sich allmählich zu einer Grimasse, dann lachte er höhnisch auf: „Also — Fräulein Westermann? — und ich dazu als Brautwerber? — Wahrlich, ich habe manchen Schwindel erlebt, aber auf diesen Blödsinn wäre ich doch nicht gekommen! Um eine hergelaufene Dir— —"

„Onkel! Wenn du es wagst, das Wort auszusprechen," stieß Matta hervor und sprang auf, „so betrete ich dieses Haus nie wieder, und wir sind geschieden für immer! Was hat dir das Mädchen zu leide gethan, daß du ihr den gemeinsten Schimpfnamen gibst, der — ich habe keine Worte dafür! Das Mädchen ist ebenso unbescholten wie deine eigene Tochter, und die Eltern sind es nicht minder!"

„Diese Vergleiche kannst du dir sparen, Herr Neffe," sagte der Onkel scharf. „Heirate meinetwegen wen du willst, du bist ja heute majorenn geworden und brauchst die Wünsche deines sterbenden Vaters nicht mehr zu berücksichtigen. Vergiß die Abstammung aus diesem alten ehrenwerten Hause, aber — betritt es auch nicht wieder, es möchte über dir zusammenstürzen! Das zwischen uns noch zu erledigende Geschäftliche wird Herr Selle abwickeln, ebenso kann derselbe für dich die Wertsachen deiner Eltern in Empfang nehmen. Ein Mensch, der sich so weit vergißt, ist nicht mehr mein Neffe!"
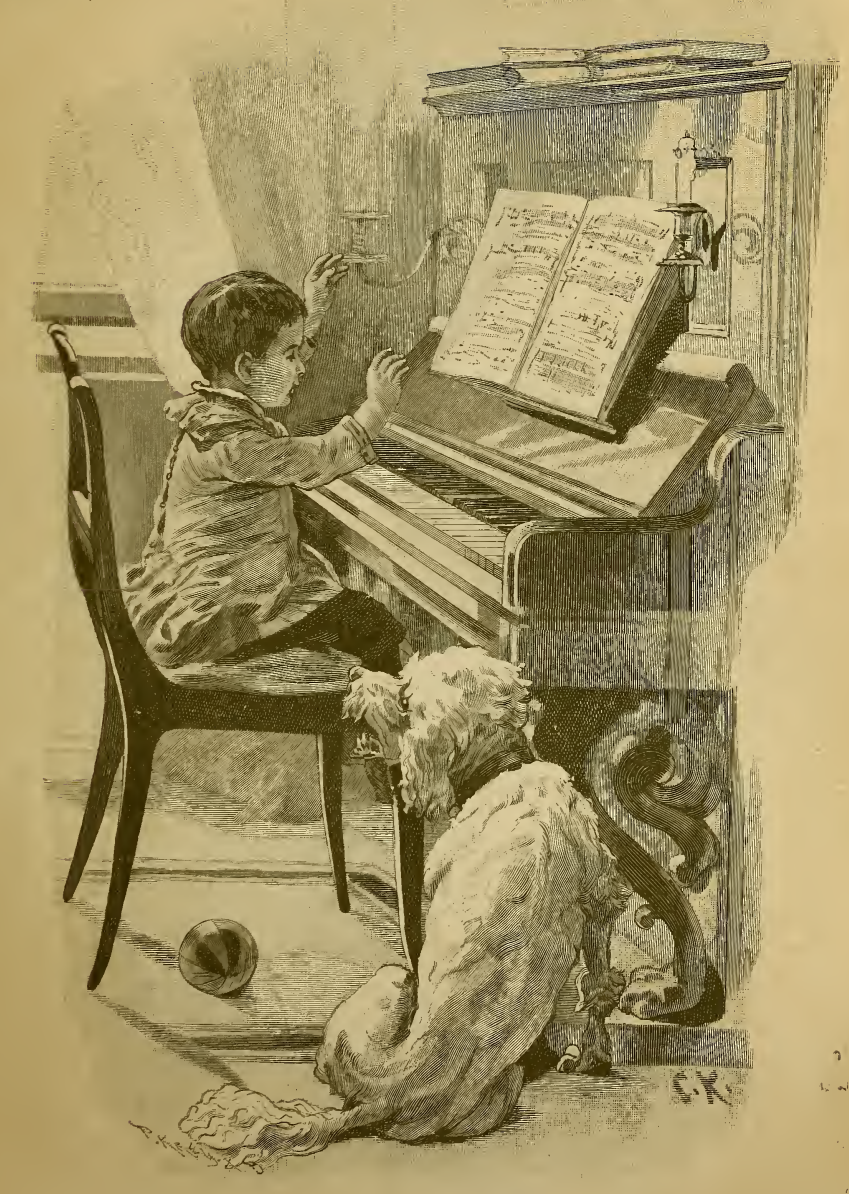
Der furchtbar erregte Mann war aufgesprungen, und, mit der Hand nach der Thüre deutend, stand er vor seiner Schwester Sohn, bebend vor Wut und bleich.

„Onkel!"

„Ich bin nicht mehr dein Vormund," fuhr er nach kurzer Pause scheinbar ruhiger fort, „und verzichte auf alle Rechte eines solchen, aber ich rufe dir im Namen deines verstorbenen Vaters zu: Bringe nicht Schande über unser Haus, brich mit der Vergangenheit, laß die — Person laufen oder —"

„Genug!" fiel Matta ihm in die Rede. Es klang ruhig und doch so befehlend, daß Herr Schenken ihn bestürzt ansah und schwieg. „Es ist genug," vollendete Matta, „du hast es gesagt, wir sind geschieden! Möge nie eine größere Schande dieses Haus treffen als diejenige, die meine Verlobung mit einem reinen, unbescholtenen Mädchen ihm bereitet! Lebe wohl!"

Er verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, die Stube und das Haus; er hörte nicht, wie eine bittende Stimme von der



In Einigkeit und Harmonie. Originalzeichnung von C. Koch.

Treppe her ihm nachrief: „Heinrich! Heinrich!“ Er schritt durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin? Da plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen, und vor ihm stand Herr Selle.

„Was hat's gegeben, Heinrich? Du bist ja ganz außer dir!“ rief er.

Der junge Mann versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Endlich sagte er: „Mein Onkel hat mir die Thür gewiesen.“

„Du hattest ihn gebeten, bei deinen künftigen Schwiegereltern um Annas Hand für dich anzuhalten?“

„Ja, Vater Selle!“

„Und da wies er dir die Thür?“

„Ja,“ erwiderte Matta, „und ich mag nicht wiederholen, mit welchen Ausdrücken! Er war wütend!“

„Gut, sehr gut!“ entschied der alte Herr und nickte mit dem Kopfe, „das ist besser, als wenn er ruhig geblieben wäre. Er wird austoben! Aber wie kam es, daß er dir das Haus verbot?“

Matta erzählte flüchtig den Verlauf der Unterredung und schloß damit, er habe gegen die Behauptung protestiert, daß seine Verlobung Schande bringe über das alte Haus.

„Versteht sich, das war die beste Antwort,“ pflichtete Herr Selle bei und rieb sich zufrieden die Hände. „Aber wohin wolltest du jetzt? Hast du schon gespeist?“

„Nein! Ich mag auch nicht speisen; ich werde wohl nach Hause gehen oder zu Wendhoefts,“ erwiderte Matta, „ich weiß es selbst noch nicht.“

„Höre, Heinrich,“ mahnte der alte Herr, „Besuche machst du heute nicht! Folge mir, mein Junge; was jetzt eben geschehen ist und was in der nächsten Stunde geschehen wird, darfst du keinem Fremden erzählen, das bleibt in der Familie, verstehst du mich? Ich rate dir, nimm eine Droschke und fahre nach London Tavern, laß dir ein kleines gutes Dinner servieren und sieh dir den Fluß an; wir haben bei dem Winde in zwei Stunden das schönste Hochwasser, und der Anblick wird dich zerstreuen. Horch!“ rief er ganz aufgeregt, „das erste Signal!“ In der That dröhnte eben ein Kanonenschuß dumpf über die Stadt hin, dem gleich darauf ein zweiter und dritter folgte.

„Ich gehe jetzt ins Geschäft,“ fuhr Herr Selle fort, „dein Onkel wird mich auf jeden Fall rufen lassen, und dann — dann komme ich auch nach London Tavern, und wir trinken ein Glas Wein auf das Geburtstagskind. Willst du?“

Matta versprach es, und die Herren entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen.

XIV.

Inzwischen schritt der tief erbitterte Herr Schenken in seinem Kontor ruhelos auf und ab. Alle Hoffnungen, die er an diesen Tag, an die Mündigwerdung seines Neffen geknüpft hatte, waren mit einem Schlage in nichts zerflossen — gerade jetzt, wo die Erfüllung seines heißesten Wunsches so nahe schien. Und nun noch dazu die Heirat mit der Tochter jenes Menschen, den er so bodenlos haßte, das abgeschmackte, freche Verlangen, bei eben diesem Menschen den Brautwerber zu spielen! „Wahrhaftig,“ sprach er vor sich hin, „das Kreolenblut spukt auch im Sohne noch, aber schlimm ist's für mich, daß es so kommen mußte! Ich will sofort mit Selle über die Sache reden. Die Zahlungen an diesen Matta müssen wir leisten, je eher je lieber.“ Er blieb vor dem Spiegel stehen und erschrak über sein Aussehen, dann ordnete er das Haar, wusch sich, um dem Gesichte mehr Farbe zu geben, und schritt nach dem Klingelzug.

Draußen aber auf der dunklen Treppe stand ein Mädchen mit angsterfüllten Blicken; sie hatte Matta so stürmisch forteilen sehen, hatte vergebens ihm zugerufen, und nun fragte sie sich: „Was hat das zu bedeuten, ist der Bruch geschehen? Und wenn dies, wie schwer wirst auch du davon getroffen, wie schwer, wie unendlich schwer!“ Sollte sie zur Mutter gehen, die oben auf den Neffen wartete, um ihm zu gratulieren? Sollte sie es wagen, bei dem Vater einzutreten, der ja aufs höchste erregt sein mußte? Sie hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und dieses auf das massiv eichene Geländer gestützt; es war so still, so merkwürdig still im Hause! Den Diener hatte die Mutter fortgeschickt, die jungen Leute des Kontors schienen noch nicht anwesend, und da — was war das? Da fuhr plötzlich ein Windstoß über die Dächer hin, daß einzelne Ziegel laut klatschend auf die Straße schlugen, dann dröhnte der erste Schuß vom Johannis-Bollwerk durch die dicke nebelige Luft, und gleich darauf klang schrill und stürmisch die Glocke aus ihres Vaters Zimmer.

„Mein Gott, der Vater!“ schrie sie angst-

voll auf, und mit einem Sprunge war sie die Treppe hinabgeeilt und stand vor ihm.

„Ich klingelte nach Friedrich,“ sagte er ziemlich ruhig und strich liebkosend über das Haar der Tochter. „Du bist so blaß, Kind, ängstigst du dich? Das Hochwasser kann erst nach einigen Stunden in unsere Straße treten.“

„Den Friedrich hat Mama in die Stadt geschickt, und ich ängstige mich gar nicht,“ erwiderte sie, beruhigt von dem Empfang und entschlossen, die eigentümlich milde Stimmung des Vaters möglichst zu benutzen. „War — Matta hier?“

Er seufzte. „Ja!“ sagte er dann, „und das Neueste ist, er will von dir nichts mehr wissen, mein Kind!“

„Was heißt das, Papa? Was meinst du damit? Matta und ich, wir sind doch die besten Freunde?“

„Er hat,“ klang es grollend zurück, „statt unsere Hoffnungen zu erfüllen und dich zum Weibe zu begehren, mir seine Verlobung mit dem Mädchen — sie ist ja wohl Zeichenlehrerin — angezeigt, und sogar die Frechheit gehabt —“

„Das ist ja prächtig, Papa!“ rief das junge Mädchen mit gut gespielter Überraschung. „Anna Westermann ist meine beste Freundin, und ich gönne ihr das Glück von ganzem Herzen, denn nun kann ich auch der Mama allen Ernstes sagen: Ich würde Matta nie genommen haben — mein Wort darauf!“ Dabei trat sie fest mit dem kleinen Fuß auf das Parkett und eilte dann zur Thür hinaus. Man hörte noch das Lachen von der Treppe her. —

„Unbegreiflich!“ sagte Herr Schenken und blickte nicht ohne Besorgnis auf den mächtigen Wasserspiegel des breiten Kanals, der von Minute zu Minute wuchs. „Unmöglich kann sie ihn lieben! Sollte sie schon eine andere Neigung — mein Gott, wen denn nur, und vor allen Dingen, wo? Aber ich muß Selle hören, wir müssen gemeinschaftlich überlegen, in welcher Frist ich dem verrückten Menschen sein Erbteil aushändigen kann. Allmächtiger, wie hätte das anders ausfallen können!“

„Ich wünsche Herrn Selle zu sprechen,“ sagte er zu dem Lehrling, der eben die Posttasche brachte; gleich darauf trat der Gerufene ein.

Das Gesicht des alten Herrn bot heute einen Zug von zorniger Erregtheit, den man sonst an ihm nicht kannte. Ganz wider seine Gewohnheit redete er heute auch nicht den Chef zuerst an, bot ihm keinen „Guten Tag!“ Er wartete, indem er ihn scharf fixierte.

Dies alles bemerkte Herr Schenken nicht; er stand wieder am Fenster und beobachtete die steigende Flut. „Sie läuft merkwürdig rasch auf,“ sagte er dann.

„Darum beabsichtige ich auch, bald fortzugehen,“ erwiderte Selle, „ehe ich mir nasse Füße hole.“

„So? Dann können wir ja unsere Sache gleich vornehmen. Haben Sie heute nachmittag Matta gesprochen?“

„Vorhin eben, Herr Schenken.“

„Hat er Ihnen etwas mitgeteilt?“ Herr Schenken blickte noch immer konsequent durchs Fenster.

„Er hat mir gesagt,“ berichtete der Prokurist, jedes Wort betonend, „daß Sie ihm die Thür gewiesen haben.“

„Und mit Recht!“ Der gestrenge Chef war jäh herumgefahren, und mit der Hand nach der Thür zeigend, fuhr er fort: „Da hinaus habe ich ihn gewiesen, weil er den wahnwitzigen Entschluß gefaßt, sich mit einer Dirne verloben zu wollen, und — es ist unglaublich — ich sollte sein Brautwerber sein!“

„Wie heißt die ‚Dirne‘, Herr Schenken?“ klang es wunderbar ruhig; „ich möchte es wissen, falls es kein Geheimnis ist.“

„Geheimnis? Morgen erzählen sich's die Spatzen auf dem Dache! Westermann heißt sie, und ist die Tochter — Sie wissen es ja! Ich habe Matta gebeten, die Schande nicht über das alte Haus zu bringen, aber der wahnsinnige Mensch hatte sogar die Frechheit, mir Malicen ins Gesicht zu schleudern!“

„Zunächst bemerke ich, Herr Schenken, daß Fräulein Westermann keine ‚Dirne‘, und daß ihr achtbarer Vater mein Freund ist,“ sagte der alte Mann mit scharfem Tone, so daß sein Chef ihn verwundert anblickte. „Kennen Sie Fräulein Westermann?“

„Wie sollte ich dazu kommen?“ war die brüske Antwort.

„Dann werde ich Ihnen mit wenig Worten erzählen, wer Fräulein Westermann ist.“

„Bitte sehr, verschonen Sie mich damit, es interessiert mich durchaus nicht,“ unterbrach der Chef seinen Prokuristen, „durchaus nicht!“

„Herr Schenken,“ beharrte dieser ernst, „meine Erzählung werden Sie anhören, denn es kommt etwas von der Familienschande darin vor, die Sie so gern zu vermeiden wünschen. Deshalb hören Sie gefälligst aufmerksam zu, vorher wollen wir uns aber setzen; ich bin ein alter Mann, und mich regt jedesmal der Gedanke an dieses Ereignis furchtbar auf.

„Also — hier in Hamburg lebte einst ein Witwer mit zwei Kindern, zu deren Pflege ein junges, schönes Mädchen bestellt war. Der Witwer, ein Lebemann, war galant, liebenswürdig und gewandt. Ihm gefiel das junge Mädchen, und obwohl sie dies bemerkte, konnte sie sich doch nicht entschließen, aus dem Hause zu scheiden, denn sie hatte der sterbenden Mutter versprochen, die beiden Kinder nicht zu verlassen. Sie blieb also — leider!

„Der Witwer, beiläufig gesagt, ein noch immer hübscher Mann, verfolgte das Mädchen mit Anträgen, mündlich und schriftlich, mit regelrechten Liebesbriefen, die er ihr häufig hinausschickte nach dem Garten an der Elbe, wo sie während der Sommermonate mit den Kindern wohnte. Diese Briefe, Herr Schenken, sind recht interessant und sehr hübsch geschrieben; es ist darin stets die Rede von Heirat, von heimlicher Trauung, und als Motiv der letzteren ist die Notwendigkeit betont, vor der eigenen Mutter diesen Schritt verheimlichen zu müssen. Die alte Dame — ich habe sie gekannt, Herr Schenken — lebte damals in Altona, nicht im Hause ihres Sohnes, dessen Treiben ihr mißfallen haben soll; sie sah aber ihre Enkelkinder bei sich und besuchte sie auch häufig. Sie war eine strenge alte Frau, die allerdings diese Heirat nimmer zugegeben haben würde, und doch verlangt unser Gesetz die Einwilligung der Eltern.

„Die Briefe an das junge Mädchen wurden immer dringender; ich habe sie gelesen, Herr Schenken, und muß bekennen, die Handschrift ist mir nicht ganz fremd. Und so geschah denn das Unglaubliche, der Witwer verreiste eines Tages mit seinem ältesten Kinde, damals ein Mädchen von fünf Jahren, und dessen Pflegerin, und kehrte nach wenig Tagen zurück. Sie hatten sich in Helgoland von einem englischen Geistlichen trauen lassen, nachdem zuvor das Fräulein an Eidesstatt das Versprechen geleistet, nie und unter keinen Umständen zu verraten, daß sie das Weib des Mannes geworden; erst wenn seine Mutter gestorben, sollte die Welt die Thatsache erfahren.

„Die Ärmste! Sie hat das Versprechen nur zu treu gehalten!“

„Was soll das!“ rief der Prinzipal mit schlecht verhehlter Aufregung. „Lassen Sie uns zur Sache kommen; wir haben wahrlich keine Zeit übrig für Klatschgeschichten!“

„Langweilt es Sie, Herr Schenken? Nur ein wenig Geduld, die Sache wird gleich interessanter. Das arme Weib verließ eines Tages das Haus ihres Gatten und flüchtete zu ihrem Bruder, einem tüchtigen Künstler hierselbst. Der reiche Mann hatte darauf bestanden, sie müsse sich entfernen, angeblich, weil seine gestrenge Mutter wieder bei ihm wohnen wolle. Es war eine Lüge, die alte Frau dachte nicht daran, er hatte vielmehr ganz andere Gründe, diese Trennung zu wünschen, nämlich teils weil er eine Entdeckung fürchtete, die kaum noch zu vermeiden war, teils weil seine Geschäftslage — doch das gehört nicht hierher.

„Hätte das arme Mädchen ihrem Bruder nur das Verhältnis unumwunden gestanden! Aber sie blieb ihrem Schwure treu. Gleich einem Rasenden stürmte nun der Bruder dem reichen Manne ins Haus, und dieser — bot einige Rollen Goldes als vorläufiges Beruhigungsmittel! Da war es um den Rest der Besonnenheit geschehen, der Künstler schmetterte die schweren Rollen gegen den Kopf des Elenden, daß die Goldstücke den Boden bedeckten und der schuldige Mann zusammenbrach, schwer verletzt durch eine Wunde an der Stirn. Man soll noch heute die Narbe sehen können.

„Der Maler — der Künstler war nämlich ein Maler, Herr Schenken — verließ schon am nächsten Tage Hamburg mit seiner Schwester und brachte die Ärmste zu einem Geistlichen nach Holstein auf das Land, wo sie nicht lange nachher einem Mädchen das Leben gab und wenige Tage darauf starb. Sie hatte ihren unwürdigen Gatten nicht verraten. Aber Gott ist gerecht! Unter dem geringen Nachlaß fand der Bruder die Briefe des reichen Mannes, und aus diesen Briefen ging unzweifelhaft hervor, daß sie die Gattin des Mannes gewesen, der sie verstieß. Jener Prediger, in dessen Hause die Unglückliche starb, machte sich auf und suchte den englischen Geistlichen, der das Paar verbunden hatte,

und er fand ihn auch, Herr Schenken, und so kam der ganze Jammer zutage — der Maler heiratete später die Schwester des holsteinischen Geistlichen und adoptierte das Kind. Es ist ein schönes Mädchen geworden, Herr Schenken, kein Wunder, daß Ihr Neffe sie liebt. Soll ich Ihnen nun auch den Namen des Vaters nennen, der sein eigen Fleisch und Blut verleugnet?"

Da saß der Mann, bleich bis in die Lippen; er hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und leise schlugen die Zähne aufeinander, wie im Fieberfrost; regungslos verharrte er, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Als Ihr trefflicher Vater auf dem Totenbette lag," hob der alte Mann nochmals an mit milderer Stimme, „da rief er mich an sein Lager, und ich mußte ihm in die Hand geloben, daß, wenn je sein Sohn im Begriff sei, ein schweres Unrecht zu begehen und ich erführe es, dann sollte ich vor ihn treten und sagen: ‚hier stehe ich an Ihres Vaters Statt; durch meinen Mund läßt er Sie abmahnen und warnen, läßt Sie an Ihr gegebenes Versprechen erinnern und an sein letztes Wort im Testamente, wo er des alten Selle erwähnt; er kannte Sie sehr genau, genauer als jeder andere. Und nun, Herr Johann Hinrich Schenken, frage ich Sie im Namen Ihres Vaters, wollen Sie sühnen, was Sie einst verschuldeten?"

Tiefe Stille folgte diesen Worten; wie ein leises Stöhnen klang es vom Schreibtische her, und dann folgten die Worte: „Weiß Matta darum?"

„Nein," erwiderte der alte treue Mensch, „aber er wird es erfahren, er muß es erfahren, denn seines Vaters letztwillig ausgesprochener Wunsch, er möge eine Ihrer Töchter heimführen, bedrückt ihn schwer."

„Und das Mädchen?"

„Weiß nichts, Herr Schenken, überhaupt gibt es hier nur vier Menschen, die das Geheimnis kennen; es liegt also in Ihrer Hand, ob es auf diese wenigen beschränkt bleiben soll. Machen Sie sich frei von dieser Last Ihres Gewissens, Herr Schenken, und wenn ich Ihnen behilflich sein kann —"

Der Mann mit dem starren unbeugsamen Willen hatte beide Hände vor das Gesicht gelegt und den Kopf tief herabgebeugt auf die Platte des Tisches, und neben ihm stand der alte Selle, mit der rechten Hand seine Schulter leicht berührend: „Ich bin seit vielen Jahren erster Prokurist Ihres Hauses," sagte er freundlich, „lassen Sie mich es jetzt auch einmal für Ihre Person sein, Herr Schenken, folgen Sie meinem Rate, und es wird alles gut werden. Geben Sie mir die Hand, Herr Schenken."

Er reichte ihm die Hand und drückte sie fest und lange. „Ich wußte es nicht, bei Gott, ich wußte es nicht, daß das Kind lebt! Ich kannte nicht einmal den Ort, wohin Westermann sie geflüchtet hatte, und als ich ihn endlich entdeckte, da war sie gestorben und das Kind auch — so sagte man mir."

„Verdienten Sie denn zu wissen, daß Ihr Kind lebt? Konnte, durfte man es Ihnen anvertrauen? Konnte man hoffen, daß Sie barmherziger sein würden gegen das Kind als gegen die Mutter? Hatte Westermann nicht vollkommen recht, so zu handeln, wie er gehandelt, Herr Schenken?"

„Ich wußte es ja nicht!" wiederholte der tiefgebeugte Mann noch einmal. Es klang überzeugend wahr. Und er fuhr fort: „Wollen Sie mich morgen, Herr Selle — heute nicht — morgen nach der Börse zu Herrn Westermann begleiten?"

Der Alte nickte stumm.

„Und Matta? Er wird mir schwer zürnen!"

„Matta besitzt den edlen Charakter seiner Mutter, ich bürge für ihn, Herr Schenken. Ich will ihn sofort aufsuchen und dann auch Westermann vorbereiten."

Mit zitternden Händen schloß der gebrochene Mann den Schreibtisch auf und nahm einen kleinen Briefbogen und ein Kouvert heraus; dann schrieb er einige Zeilen und reichte seinem Prokuristen das Blatt. „Genügt das?"

„Erwarte mich morgen nach der Börse in Deiner Wohnung," las dieser. „Vollkommen, Herr Schenken," sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Und nun werde ich Matta aufsuchen und ihm sein Glück verkünden."

„Sein Glück?" wiederholte Herr Schenken leise, als Selle ihn verlassen hatte. „Sein Glück! Ironie des Schicksals — oder, sollte das Walten einer höheren Macht hier sichtbar werden? Henriettens Sohn und — meine Tochter — wunderbare Fügung! Wieder eine Stimme aus dem Grabe, aber nicht mehr so fürchterlich wie die früheren — es wird mir leichter werden, ich konnte es auch

nicht mehr tragen, die Last wurde mit jedem Jahre schwerer! Er hat recht, der alte Mensch," fuhr er fort, indem er sich die Stirne trocknete, „ja, mir wird leichter werden, es muß ein Ausgleich stattfinden. Wenn nur der nächste Schritt erst überstanden wäre."

„Papa, du sollst zu Tische kommen!" Fräulein Else steckte das hübsche Köpfchen durch die Thürspalte; sie wollte erst einmal sondieren, wie die Chancen standen, der alte Selle hatte gar so lange drinnen geredet. Sie verstand sich auf ihren Vater, und so trat sie vollends herein, ging zu ihm und umfaßte ihn zärtlich; dann schritt sie mit ihm die Treppe hinauf, wie es wohl kaum jemals geschehen sein mochte.

„Ich finde es sehr unartig von Matta, daß er nicht einmal zu mir gekommen ist!" Mit diesen Worten empfing Frau Schenken ihren Gatten im gemeinschaftlichen Wohnzimmer. „Ihr habt euch entzweit — wegen — Else behauptet sogar, er will das Mädchen aus St. Georg freien. Ich begreife nicht!"

„Doch, Christiane," erwiderte er etwas kleinlaut, „es wird wohl so kommen. Übrigens, ich habe mich genau erkundigt nach Fräulein Westermann und zu meiner Freude erfahren, daß sie wirklich ein vortreffliches junges Mädchen ist. Da nun Matta erklärt hat, nicht von ihr lassen zu wollen, so erscheint es wohl nach jeder Richtung am angemessensten, ihn gewähren zu lassen."

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen!" unterbrach die Gattin, „du — du billigst diese Partie?"

„Papa hat ganz recht!" mischte sich jetzt Fräulein Else ein und schlug sich auf die Seite ihres Vaters. „Anna Westermann ist meine liebste Freundin; nein, wie ich mich freue!" rief sie und umarmte ihren Vater aufs neue.

„Ihr bedenkt wohl gar nicht, was euch beiden mit diesem Matta entgeht?" zürnte die Dame. „Du verlierst den so lang ersehnten Associé und Else einen reichen Mann! Es ist zum Totärgern," setzte sie hinzu, „und außerdem haben wir vielleicht noch das Vergnügen, dieses Weltwunder in unserer Mitte zu sehen!"

„Das läßt sich nicht umgehen," bemerkte ihr Gemahl trocken, „wir werden dem jungen Paare eine Gesellschaft geben und natürlich auch die Eltern der Braut einladen müssen."

„Die Eltern auch? Den glücklichen Brautvater — nach deiner Ansicht das Urbild —"

„Der Mann ist ein tüchtiger Künstler," erklärte Herr Schenken etwas ungeduldig, da das Gespräch eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte, „und die Kunst hat in diesem Hause stets eine Heimat gefunden. Es geschieht, wie ich sagte, und damit basta! Ich habe Rücksichten zu nehmen und werde es thun."

Seine Stimme war immer heftiger geworden, und die Gattin wußte aus Erfahrung, daß jetzt ein Gewitter im Anzuge sei. Aber heute konnte sie doch nicht schweigen, es hätte ihr das Herz abgestoßen:

„Natürlich! Mit einemmal ist der Herr ein großer Künstler geworden — neulich noch war er ein blinder Lump, ein Schwindler, außer anderen Ehrentiteln, die du ihm gabst!"

„Er sieht wieder leidlich gut," erwiderte Herr Schenken noch immer äußerlich ruhig, „wenigstens gut genug, um zu erkennen, wo wahre Bildung heimisch ist. Ich hoffe, er wird sie bei uns nicht vermissen."

„Sieht wieder? Wunder über Wunder!"

„Doktor Binder hat ihn behandelt," erklärte Fräulein Else, „ein Wunder ist gar nicht dabei, denn Binder soll sehr geschickt sein."

„Kommt, wir wollen endlich zu Tische gehen!" schnitt Herr Schenken das unerquickliche Thema ab.

„Ich begreife es nicht!" beharrte die Dame, ihrem Manne folgend.

„Das ist nichts Seltenes!" murmelte er, und ein bitteres Lächeln flog über sein Gesicht.

* * *

Es war kein angenehmes Gehen auf den Straßen, das bemerkte Herr Selle sofort, nachdem er seinen Prinzipal verlassen hatte. Überall in den niederen Stadtteilen wurden die Kellerwohnungen der sogenannten kleinen Leute geräumt, die Möbel und Vorräte auf die Dielen der höheren Etagen hinaufgeschafft, und einzelne Straßen bedeckte bereits das schmutzige, lehmige Wasser bis zum Trottoir, wo dieses höher gelegen war als der Fahrdamm. Dazu heulte ein Nordwester mit voller Wut; Ziegel prasselten auf das Steinpflaster, und der graue Himmel sandte wahre Fluten herab. Der Regenschirm war dem alten Herrn beim ersten Versuch schon zer-

brochen; glücklicherweise aber gelang es ihm, in der Nähe der Bank eine Droschke zu erwischen, so fuhr er auf dem kürzesten Wege nach der Vorstadt St. Pauli, wo London Tavern gelegen ist.

Seine Toilette sah etwas unordentlich aus, als er das elegante Restaurant betrat, in welchem nur ein einziger Gast, Herr Matta, anwesend war. Mit vom Regen und Sturm gerötetem Gesicht, die Vatermörder verbogen und den Hut tief in den Nacken geschoben, begrüßte er seinen Schützling, innerlich sehr aufgeräumt und zu allerlei Scherzen geneigt.

„Das ist ja ein Heidenwetter," sagte er ans Fenster tretend, von wo die Aussicht auf den mächtig wogenden Strom eine imposante war. „Aber hast du denn schon gespeist?"

„Nein!" erwiderte Matta verstimmt. „Ich war bei S. Heine und habe dort einen Auftrag gegeben; ich bin erst vor einer Viertelstunde hierhergekommen."

„Bei Salomon Heine? Was wolltest du denn heute schon dort?"

„Ich habe Auftrag gegeben," wiederholte der junge Mann, „die bei der Seehandlung in Berlin deponierten Papiere zu verkaufen. Ich — ich bleibe nicht mehr lange in Hamburg."

„Das wäre!" Herr Selle verbiß sich ein Lächeln. „Deinem Onkel würde es sehr leid thun, glaube ich; denke an dein hübsches Kontor im alten Hause, an die angenehme Stellung als Kompagnon —"

„Mein Gott, Vater Selle," sagte Matta fast ungeduldig, „Sie wissen doch, er hat mir sein Haus verboten!"

„Ich weiß! Heute kannst du auch nicht hinein, die ganze Deichstraße steht voll Wasser, und erst der Sturm!"

„Im Hause meines Onkels — da haben Sie recht."

Es klang sehr bitter.

„Doch nicht!" beruhigte der alte Herr freundlich; „im Hause deines Onkels ist eitel Sonnenschein; aber nun laß uns dinieren, ich habe Hunger bekommen, und Mama Heidtmanns Bordeaux ist auch nicht zu verachten. Apropos, hier ist ein kleines Geburtstagsgeschenk für dich."

„Von meinem Onkel?" fragte Matta, erstaunt das Billet betrachtend.

„Ja!" war die Antwort. „Der Schlußzettel, weiter nichts."

„Will er, daß ich ihm die Wertsachen abnehme?" forschte der junge Mann weiter, der nicht begriff, was das eigentümliche Benehmen des alten Herrn bedeuten sollte, und sich fürchtete, das Billet zu öffnen, welches doch nur Unangenehmes enthalten konnte. „Dann thun Sie mir den Gefallen, Herr Selle, und machen Sie die Geschichte ab; ich werde Ihnen das Inventar zusenden."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Das thue ich nicht, das mußt du selbst besorgen, und möglichst bald, denn unter den Schmucksachen deiner Mutter befindet sich manches, was du nächstens wirst gebrauchen können. Ich bestelle jetzt das Essen."

Damit war er zur Thür hinausgeeilt. Als er aber nach einigen Minuten mit scheinbar sehr ernster Miene zurückkehrte, fühlte er sich plötzlich von Mattas Armen umschlungen, und ein paar dicke Thränen rollten auf seine Stirn aus den Augen eines Glücklichen, die mehr sagten, als alle Worte es gekonnt hätten.

„Wir fahren doch nachher zusammen hinaus nach St. Georg?" fragte Herr Selle während des Diners, „ich muß meinen alten Westermann vorbereiten, und du sehnst dich gewiß nach einem Stündchen Einsamkeit?"

„Ja!" bestätigte Matta, „und später gehe ich zu Wendhoefts, die sollen zuerst erfahren, welch großer Diplomat Vater Selle ist. Vielleicht treffe ich auch Binder dort."

„Dessen Aktien ebenfalls über pari stehen," setzte der Alte scherzend hinzu, „und morgen noch mehr steigen werden."

XV.

Herr Schenken hatte eine recht schlechte, unruhige Nacht. Zwar war es ihm gelungen, die Zweifel seiner Gattin einigermaßen zu beruhigen, indem er ihr bewies, daß Mattas Verheiratung mit einer Fremden durchaus kein Hindernis abgebe, der alten Firma dauernd anzugehören; was ihn marterte, war der Gedanke an den Schritt, den er seinem alten Feinde entgegen thun mußte; es war ein Gang nach Kanossa, ein Geständnis seines Vergehens. Und sein Gewissen bestätigte sein Unrecht, je länger er über das Geschehene nachdachte; wann hatte er auch je so gegrübelt und gerungen wie heute! Jetzt erfuhr er plötzlich, daß das Kind lebte. Dieses Kind trat zwischen ihn und seine intimsten Pläne, und doch mußte er

Gott danken, wenn es ihm gelang, sich, wenn auch nicht den Schwiegersohn, so doch den Kompagnon zu erhalten. Und anderseits, sie war doch auch sein Kind, sein schmählich vernachlässigtes Kind, das Kind einer armen geopferten Mutter!

Herr Schenken stand im Anfang der sechziger Jahre, er war ein rüstiger Mann geblieben, dessen stolze, gerade Haltung nicht die Zahl der Lebensjahre verriet; er war, wie man sagt, langsam gealtert. Aber in dieser Nacht wurde er wirklich alt, denn er brach mit der Vergangenheit und öffnete der Zukunft ein neues, reines Konto. Ein Auflehnen gegen das Verhängnis war überhaupt nicht mehr möglich, das ging aus Selles Mitteilungen zweifellos hervor, aus den Worten: „Es liegt also in Ihrer Hand, ob das Geheimnis auf diese wenigen beschränkt bleiben soll!“ Er mußte den Schritt thun, mußte zu Westermann gehen, und dieses „Muß“ stand drohend vor ihm wie ein Gespenst.

Aber noch lag in dem Manne irgendwo begraben ein Stückchen alten tüchtigen Kernes, ein Erbteil des Vaters, ein köstlicheres Erbteil als alles Gold und Silber, das er besaß! Und dieser Kern begann plötzlich Leben zu gewinnen. „Ich will es,“ sagte sich der Mann, „ich will geschehenes Unrecht sühnen, soweit meine Kraft reicht!“ Und allmählich verwandelte sich das „Muß“ und kleidete sich in den Mantel der „Pflicht,“ und die Pflicht goß ihm kühlendes, ruhiges Blut in die Adern und winkte ihm freundlich und reichte ihm die Hand, und an dieser Hand wanderte er zurück, einen weiten, weiten Weg bis an die Grenze seiner Jugend. Wo er auf dem Pfade eine dunkle Stelle sah, da hielt er an, bis die Pflicht sie ihm erleuchtete, bis es in seinem Gemüte hell ward. Ehe ihn gegen Morgen endlich der Schlummer befiel, waren seine letzten Worte: „Der Frau in Harburg muß ich auch noch gerecht werden, und das soll geschehen, ehe ich einen Tag älter bin!“ — —

Der Sturm hatte über Nacht ausgetobt. Die Sonne schien hell und klar, und aus den Straßen der niederen Stadtteile war die Flut verschwunden, aber Schlamm und Unrat bedeckte dieselben, und in den Kellerwohnungen stand das Wasser noch ziemlich hoch.

„Es ist doch ein hartes Leben für die Bewohner dieser Keller,“ sagte Herr Schenken, als er gegen Mittag in Begleitung seines Prokuristen nach der Börse fuhr. „Heute abend sind die Räume zwar vom Wasser frei, aber total naß und kalt, und dennoch ziehen die Leute schon wieder ein, um ihre kleinen Geschäfte nicht zu schädigen. Man sollte doch,“ fuhr er fort, „entweder das Bewohnen der Keller verbieten, oder dieselben durch Deiche und Schleusen vor Hochwasser schützen.“

„Die Frage ist schon vielfach diskutiert worden,“ erwiderte Herr Selle, „aber die Lösung ist schwer. Gestern bei dem heftigen Sturme hat sich übrigens mehrfach Unglück zugetragen; unter anderem ist ein holländischer Ever über das Bollwerk an den Vorsetzen getrieben und hat ein Haus demoliert. Es ist das Haus neben Doktor Binder, der unglücklicherweise abwesend war. Seine Mutter hat von dem Schreck einen schweren Zufall erlitten. Matta erzählte es mir heute früh.“

Herr Schenken schwieg und blickte vor sich nieder. „Ist Frau Binder jetzt wieder in Hamburg?“ fragte er dann.

„Ja, seit kurzem,“ war die Erwiderung. „Aber,“ setzte der alte Mann bedeutsam hinzu, „ich habe wohl eigentlich eine Indiskretion begangen; sie will aus besonderen Gründen vermeiden, daß ihre Anwesenheit in Hamburg bekannt wird.“

„Hm!“ Herr Schenken war plötzlich ganz blaß geworden. „Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, Herr Selle?“

„Recht gern!“ erwiderte dieser, und ein feines Lächeln zog über sein Gesicht.

„Ich bin — — ich habe die Frau einst schwer beleidigt und ihr später sogar die kleine Pension entzogen. Das Wenigste, was ich thun kann, ist — ihr Ersatz zu leisten für die ganze Zeit. — Wollen Sie die Vermittelung übernehmen? Sie muß wohl Not gelitten haben?“

„Not hat sie eben nicht gelitten, Herr Schenken. Sie stickt sehr schön — für Geld, und überdies hat ihr jemand die Pension weitergezahlt. Jetzt verdient der Sohn überdem schon tüchtig.“

„Wer hat die Pension gezahlt?“ fragte der Prinzipal hastig.

„Lassen wir das, Herr Schenken,“ klang es ruhig zurück, „das hat jemand gethan, der es thun konnte und durfte. Wollen Sie übrigens gut machen, was Sie einst ver-

schuldet zu haben glauben, so — — ich vermute, noch heute wird sich dazu eine Gelegenheit finden, und ich würde mich sehr freuen."

Der Wagen hielt vor der Börse, und die Herren mußten aussteigen. Eine Stunde später brachte er sie nach St. Georg vor das von Westermanns bewohnte Haus, wo man sie bereits erwartete. Frau Westermann hatte sich zu ihrer Tochter hinaufbegeben, und ihr Mann, im schwarzen Frack, die dunkle Brille vor den Augen, öffnete die Thür der Wohnstube und bat die Herren einzutreten.

„Wir sind drei alte Bekannte," nahm Herr Selle das Wort, freundlich seine Hand auf des Malers Schulter legend, „und kommen heute, nach langer Zeit, wieder zusammen. Aber wir wollen nicht in alten Erinnerungen wühlen, sondern ein neues festes Band des Friedens schließen, ein Band für das ganze Leben. Sind Sie damit einverstanden, lieber Westermann?"

Der Maler hatte des alten Freundes Rechte in beide Hände gefaßt; lange hielt er sie fest und schüttelte sie leise, und dabei rollten ein paar dicke Thränen hinter den großen Brillengläsern hervor. Aber er sah stumm vor sich nieder, kein Wort kam über seine Lippen.

Da löste Selle sanft die Hände des Malers, ergriff dessen Rechte und die Rechte seines Chefs und fügte sie zusammen, bis sie sich umeinander schlossen. Dann sagte er leise: „Gesegnet sei diese Stunde!"

„Herr Westermann," begann dann der andere, und seine Stimme bebte, „mir fehlen die Worte, Ihnen zu sagen, wie schwer das Geschehene auf mir lastet. — Gestatten Sie mir, an dem Kinde gut zu machen, was ich, was ich — an der Mutter — —"

„Lassen Sie die Toten ruhen!" unterbrach der Maler, und hob abwehrend die Hand empor, „ich habe versprochen, zu vergeben und zu vergessen. Der Tochter mögen Sie sich freuen, denn sie ist es wert, aber ich werde sie immer als mein Kind betrachten."

„Ich habe es nicht besser verdient," erwiderte der Kaufherr, „aber ich beanspruche dennoch das Recht, für sie zu sorgen wie für meine Tochter, und der erste Schritt dazu ist, daß ich hiermit um sie werbe für meinen Neffen Heinrich Matta. — Ich widerrufe alles, was ich gegen Sie gesagt und gethan habe; es ist meine ehrliche Absicht, Herr Westermann, nach Kräften das Geschehene gut zu machen."

„Ich nehme die Werbung an," erwiderte der Maler, „denn die jungen Leute lieben sich, und der Sohn Henriette Schenkens kann nur ein guter Mensch sein; aber ich nehme die Werbung an als Vater des Mädchens. Nie darf sie die furchtbare traurige Vergangenheit kennen lernen. Und deshalb bestehe ich auch darauf, daß die Trauung vollzogen wird durch meinen Schwager, den Pastor Reichert in Orbyll, der sie getauft und konfirmiert hat, und der mit den Verhältnissen vertraut ist."

„Ich bin mit allem einverstanden, was das Glück und die Ruhe des Kindes fördern kann — ich muß es wohl sein," beteuerte Herr Schenken, „und wiederhole nur, lassen Sie mich auch ein wenig dazu beitragen, nicht bloß durch ehrlich gemeinte Worte, sondern auch durch die That. Sie braucht es ja nicht zu erfahren!" setzte er ergeben hinzu.

„Mein Gott," fiel der alte Selle ein, „machen Sie das Geschäftliche doch später ab; jetzt vor allen Dingen stellen Sie Ihren Damen den Herrn Schenken vor! Was soll die Braut nur denken von den langen Präliminarien? Und außerdem, wir müssen doch ein Glas Wein bei der Hand haben, wenn der Bräutigam erscheint."

Der Maler ging hinaus und gab das gewohnte Zeichen; gleich darauf trat er mit seiner Frau und Anna ins Zimmer.

Wenn noch etwas gefehlt hätte, um den starren Sinn des vornehmen Mannes zu brechen, so wäre es die Erscheinung des jungen Mädchens gewesen, die seiner Tochter Else Zug um Zug glich. Man hatte immer behauptet, Else sehe ihrem Vater ähnlich, sie besitze das echt Schenkensche Gesicht, und er war mit dem Vergleich stets sehr zufrieden gewesen; und jetzt sprach aus jeder Linie dieses schönen Antlitzes, aus jedem der Züge des errötend vor ihm stehenden Mädchens laut und deutlich die Mahnung: „Das ist dein Fleisch und Blut, deine Tochter, die du verstoßen hast!" Ohne der Anwesenden zu achten, trat er auf sie zu, reichte ihr beide Hände und zog sie tief gerührt an sich, das duftige Haar küssend; aber er sprach kein Wort. Er mußte Zeit gewinnen, sich zu fassen, es hatte ihn doch gewaltig ergriffen, denn nun brach mächtig durch, was





Übergang über eine alte Lawine. Von Ferdinand Graf Harrach.



Egoismus und Haß jahrelang in eisernen Klammern gehalten. Nachdem er Frau Westermann nur flüchtig begrüßt, erklärte er dem jungen Mädchen, er müsse ihr nun den Bräutigam holen; damit verschwand er.

Was bei Matta, der schon peinvoll gewartet hatte, zwischen den beiden abgemacht worden war, ließ sich sehr bald aus den veränderten Dispositionen erkennen, welche die Firma und Familie J. J. Schenken betrafen. Lange weilte Herr Schenken aber nicht bei seinem Neffen, bald wanderten beide Arm in Arm zum Nachbarhause und traten in das kleine Stübchen, wo sie schon sehnsüchtig erwartet worden waren. Herr Schenken hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, seinen Neffen der Braut zuzuführen und die Hände beider ineinander zu legen. Dann reichte er nochmals seinem alten Feinde und dessen Gattin die Hand zur vollen Versöhnung.

„Und nun ein volles Glas auf das Wohl des jungen Paares!“ rief Herr Selle, den das bedenkliche Zucken um die Mundwinkel seines Prinzipals bewog, einer Rührszene zuvorzukommen. „Es lebe das Brautpaar. und alle, die ihm zugethan! Hoch!“

„Und möge es bald einziehen in das künftige Heim auf der Deichstraße,“ sagte Herr Schenken, mit seinem Glase das der jungen Braut berührend, daß es hell erklang. „Von morgen an soll sich das alte Haus für das junge Paar schmücken! Es wohnt sich gar gut darinnen,“ endete er, indem er dem Mädchen freundlich zunickte.

„Nach der Deichstraße ziehen wir?“ fragte sie erstaunt und sah Matta an. Herr Westermann und Frau blickten ebenfalls verwundert auf.

„Nach der Deichstraße Nr. 71,“ wiederholte Herr Schenken ernsthaft, „es ist doch allemal besser, der Kompagnon wohnt im Hause, wo er sein Kontor hat. Und Platz ist reichlich vorhanden, die ganze zweite Etage wartet ihrer Bewohner; und — später — einst, dann zieht ihr in die erste Etage hinab, wo immer der Chef des Hauses wohnte —“

„Und dann bin ich mit Else, meiner besten Freundin, zusammen!“ rief das junge Mädchen und umfaßte Frau Westermann mit hellem Jubel.

„Else wird wohl nicht mehr lange im Hause der Eltern bleiben,“ bemerkte Matta zu seinem alten Freunde Selle, dem er nun schon zum drittenmal die Hand schüttelte.

„Ist alles geregelt?“ fragte dieser halblaut.

„Alles!“ erwiderte Herr Schenken, der die Worte gehört hatte. „Wir werden morgen abend zwei Brautpaare bei uns sehen, und hoffentlich auch deren Eltern und die alten Freunde unsers Hauses.“

„Wann wird das junge Paar uns zum erstenmal besuchen?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Wenn du erlaubst, Onkel, erscheinen wir morgen vormittag, um uns Tante und Else vorzustellen,“ erwiderte Matta, der wohl wußte, daß sein Onkel zu Hause noch ein kleines Gewitter zu überstehen haben würde, um für morgen die Luft völlig zu klären; und wenn du uns zu morgen abend befiehlst, stehen wir natürlich ebenfalls zu Diensten.“

„Wann kommt denn der Herr Associé zum erstenmal in sein komfortables Kontor?“ fragte der alte Selle lächelnd, „ich möchte meine jungen Leute davon in Kenntnis setzen.“

„Sobald ich ins Firmenregister des Handelsgerichts aufgenommen bin,“ erwiderte Matta bereits mit der Würde eines gewiegten Handelsherrn und lachte dann fröhlich auf, indem er den Arm um seine Braut schmiegte. „Heute noch nicht. Was, Anna? Heute gehen wir erst mal ein Stückchen spazieren und,“ setzte er leise hinzu, „überraschen Wendhoefts einen Augenblick. Aber zuvor muß ich Binder aufsuchen, das ist mein erster Weg, nachher hole ich dich ab.“

Herr Schenken machte sich allerdings auf ein kleines Unwetter gefaßt, als er, heimgekommen, die Treppe hinaufschritt, um seine Gattin in ihrem Boudoir aufzusuchen. Aber er fand sie bereits kampfunfähig und mit dickverweinten Augen in vollstem Rückzuge begriffen. Und dieses Wunder hatte Fräulein Else zuwege gebracht, deren Zuversicht mächtig gestiegen war, als sie sich hinter dem Schild von ihres Vetters Verlobung gedeckt wußte. Sie hatte ihrer Mutter entschieden erklärt, sie liebe Doktor Binder und nähme keinen anderen Mann, und wenn Matta Kompagnon werden sollte, müßte ihre Verlobung mit Binder vorangehen, das hätten sie längst miteinander ausgemacht. Mit dieser Versicherung hatte sie das Zimmer verlassen.

„Liebes Kind,“ sagte Herr Schenken zu seiner Frau, die wie gewöhnlich alle Heiligen zu Zeugen anrief, daß sie nichts begreife, „liebes Kind, ich nehme an, du freust dich zu hören, daß unsere alte Firma nächstens eines der bedeutendsten Häuser am Platze sein wird! Alles andere überlaß mir, umsomehr da du, wie du selbst gestehst, von der ganzen Angelegenheit absolut nichts begreifst. Wenn man so hohe Ziele verfolgt, wie wir es jetzt thun werden, darf man sich nicht bei kleinlichen Bedenken aufhalten. Die Disposition ist kurz folgende: Matta wird Kompagnon und dereinst Chef der Firma; er gibt sein ganzes großes Vermögen herein, mit Ausnahme einer Summe, die er für alle Fälle der Familie sicherstellt. Übrigens ist die Braut ein reizendes, liebenswürdiges Geschöpf; sie wird hier bei uns wohnen, worauf ich mich sehr freue. Was unsere Else anlangt, so wollen wir ihrem Glücke nicht im Wege stehen; sie wird Frau Doktor Binder, das heißt, die Frau eines geachteten, trefflichen Arztes. Matta hat mir den Vorschlag gemacht, ihm dieses alte Haus testamentarisch zu verschreiben, dafür wird er Else ein schönes Haus auf dem neuen Jungfernstieg kaufen, welches sich allerdings für einen beschäftigten Arzt besser eignet. Und nun — morgen wird sich alles entwickeln, und gegen abend sehen wir die ganze Familie bei uns; Wendhoefts werde ich auch einladen, dazu auch Selle und Wittig. Habe die Güte, die nötigen Vorkehrungen zu treffen.“

„Ich begreife nicht!“ stöhnte die Dame. Aber den Glanz des Hauses zu zeigen, war immer eine ihrer Passionen gewesen, und nun gar als Mutter und Tante zweier „Partieen“, die großes Aufsehen in der Stadt machen mußten. „Vergiß auch nicht, den Herrn Hauptprediger einzuladen,“ bemerkte sie sehr gefaßt, „und bestelle das Anspannen, ich muß zum Konditor fahren und zum Amtsfischer und zu Heimerdinger, denn die Einkäufe besorge ich selbst, damit wir vor den Gästen bestehen können. Ja, und zwei Kränze für die jungen Leute, um ihre Kouverts zu legen!“

„Selbstverständlich!“ pflichtete der Gatte heimlich lächelnd bei. „Und denke auch daran, daß wir in diesem Winter die Saison beginnen müssen; etwa in der nächsten Woche mit einem größeren Diner; es wird bei uns recht lebhaft werden.“

In dem anderen Hause aber, dort an den Vorsetzen, stand Doktor Binder neben dem Stuhle seiner Mutter und blickte hinab auf die zahlreichen Evers und Kuffs und Tjalken, die auf dem Niederhafen schaukelten, und auf das emsige Treiben der Menschen und sagte dann:

„Jetzt muß Heinrich glücklicher Bräutigam sein. Ob er wohl herkommt?“

„Und du meinst, daß er — daß er sich deiner in seinem Glück erinnern wird?“ fragte die Mutter mit einem leisen Anflug von Schalkheit.

„Matta ist echt wie Gold!“ versicherte der Sohn ernsthaft, „und wird das äußerste versuchen, das hat er mir gelobt. Eine andere Frage ist nur, ob Herr Schenken, und namentlich dessen Frau — aber da kommt er!“

„Wer?“

„Heinrich!“ rief Doktor Binder, auf eine Droschke zeigend, die eben vor dem Hause vorfuhr.

Frau Binder erhob sich; sie war vor Aufregung ein wenig blaß geworden. Unschlüssig blieb sie stehen, indem sie einen Blick auf die Stubenthür warf. „Gott gebe das Beste!“

Jetzt öffnete sich die Thür weit, und mit freudestrahlendem Gesicht erschien Matta, glückstrahlend, nachdem der alte Selle ihm das Geheimnis der Herkunft seiner Braut mitgeteilt hatte. Sie war ja eine Schenken!

„All right!“ war sein erstes Wort. Dann umarmte er seinen Freund und küßte der Frau Binder die Hand: „Es empfehlen sich als Verlobte Herr Heinrich Matta und Fräulein Anna Westermann, und“ — ein künstlicher Husten unterbrach einen Moment den Redestrom; „und,“ fuhr er feierlich fort: „Herr Doktor Binder, praktischer Arzt und Wundarzt et cetera, mit Fräulein Elisabeth Schenken — Hurra!“

„Matta! Freund!“ Der junge Arzt umarmte aufs neue den Glücksboten. „Wahrhaftig, hast du gesiegt?“ Frau Binder hatte die Hände Mattas ergriffen, aber in seiner Freude umarmte er die hübsche Frau ebenfalls und küßte sie herzhaft.

„Nun höre zu,“ wendete er sich ein wenig verlegen an den Doktor, „morgen ist Sonntag, und dein künftiger Herr Schwiegervater wird also vormittags zu Hause sein. Punkt zwölf Uhr erscheinst du dort im Frack, mit weißen Handschuhen, und hältst um Fräulein Else feierlich an; weiter ist nichts

nötig. Und eine halbe Stunde später nimmst du deine Braut an den Arm und fährst nach den — Vorsetzen, nach einem gewissen Hause, und bringst sie einer gewissen Mama, die mir hoffentlich nicht mehr zürnt. Morgen abend endlich ist allgemeine Familienvereinigung in der Deichstraße Nr. 71; so wurde es ausgemacht."

„Du auch, Mama!" jubelte der Sohn. „O, wenn du meine Else erst näher kennen lernst!"

Aber die Mutter schüttelte leise den Kopf. „Ich werde wohl nicht hingehen können, Willy, es spricht so manches dagegen."

„Doch! Doch!" rief Matta, „Sie werden als Hauptperson dort erscheinen. Mein Onkel hat mir die feste Absicht ausgesprochen, das junge Paar morgen hierher zu begleiten und persönlich zu bitten, daß Sie ihm helfen, ein frohes Familienleben aufzurichten. Und nun adieu, ich muß zu meiner Braut."

Am folgenden Tage geschah denn auch alles, wie verabredet worden, und wenn auch der Empfang des Doktor Binder seitens der Eltern Schenken ein etwas reservierter war, so äußerte die Freude der Tochter sich doch um so aufrichtiger und rückhaltloser, und das war ja die Hauptsache. Als dann Matta mit der Braut erschien, gewann das Ganze einen wärmeren Ton, den Ton, der von nun an dauernd in dem alten Hause der Deichstraße der herrschende werden sollte. Herr Schenken fuhr darauf mit dem zweiten jungen Paare zur Frau Kapitän Binder, um, wie er sich fest vorgenommen, auch den letzten Mißklang aus früheren Tagen zu beseitigen. Er wurde von ihr freundlich empfangen.

Ein fröhlicher Abend vereinigte die Familien und eröffnete zugleich eine lange Reihe zufriedener, glücklicher Tage. Frau Schenken glänzte als erfahrene, sorgende Hausmutter und erntete reiche Komplimente von allen Seiten, zumal von Herrn Westermann, der sie zu Tisch geführt hatte und ihr nun mit einemmal ganz besonders gut gefiel; und Frau Kapitän Binder unterstützte diese Kritik in feiner Weise, indem sie die Komplimente an ihren Tischnachbarn, Herrn Schenken, richtete. Dann ließ Herr Wittig die Brautpaare in gebundener Rede leben.

„Die Hochzeit unserer jungen Leute," begann jetzt der Hausherr, „feiern wir doch wohl an einem Tage? Ich schlage vor, es geschieht auf unserm Garten in Nienstätten; es ist allerdings Holsteinscher Boden, aber dann wird gewiß auch Pastor Reichert, der Bruder unserer verehrten Frau Westermann, gern die feierliche Handlung vollziehen. Wann soll die Doppelhochzeit stattfinden?"

Da kamen nun sehr verschiedene Ansichten zu Tage, aber die Mütter, die längere Zeit zur Beschaffung der Aussteuer verlangten, blieben Sieger, und es wurde vorläufig der 1. Mai nächsten Jahres in Aussicht genommen.

„Das ist zwar noch lange hin," meinte Herr Schenken, „indes, wenn es sein muß —."

„Leider!" bestätigte Matta, „aber dennoch pflichte ich bei; ich würde kaum eher perfekt werden mit dem Ankauf des Hauses auf dem neuen Jungfernstieg und mit der Renovierung desselben, um es für meine liebe Kousine würdig herzustellen."

„Für uns?" rief Else, und sprang auf, „wir sollen auf den Jungfernstieg ziehen? O, wie köstlich!"

„Ja, für dich," scherzte Matta, „in der Voraussetzung nämlich, daß dein Herr Gemahl und deine Frau Schwiegermutter gern in der Gegend wohnen."

„Und was sagt meine kleine Anna zu der langen Frist?" fragte Herr Schenken.

„Ich male Ihnen unterdes ein Bild," sagte sie, und fügte leise hinzu: „Aus Dankbarkeit!"

Tief errötend blickte der Hausherr plötzlich vor sich nieder. „Aus Dankbarkeit!" Was mochte ihm sein Gewissen in diesem Augenblick zuflüstern!

Aber der alte Selle hatte seinen Chef keinen Moment aus den Augen gelassen und kam ihm schon zu Hilfe.

„Das ist recht," sagte er zu Fräulein Westermann, „bleiben Sie der Kunst treu, sie wohnte immer gern in diesem Hause."

„Das ist recht, Anna!" erklärte auch Frau Wendhoeft. „Wie hieß doch das berühmte Gemälde, auf dessen Kopie ich noch immer schmerzlich warte?"

„Vor dem Sturme!" lachte das junge Mädchen.

„Richtig! Dann müssen Sie das Bild für Herrn Schenken entsprechend ändern und ganz besonders taufen!"

Frau Wendhoeft sagte dies, jedenfalls absichtlich, sehr laut, und sofort fragten ein halbes Dutzend Stimmen: „Wie denn, Frau Wendhoeft?"

„Nach dem Sturme!" rief die hübsche Frau, und lachte dazu wie ein Kobold.



Nach der Wahl.

Die letzte „Neueste Depesche.“

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

„Gott sei Dank!“ spricht Meister Martin auf unserm Bilde und nimmt sein Käppchen ab, „Gott sei Dank, das Septennat ist gesichert.“ Eine Berliner Depesche nach der anderen brachte gute Nachricht aus der Hauptstadt, wo die Depeschen aus dem ganzen Lande zusammentrafen, bis endlich eine lauten konnte: „Das Sepennat ist gesichert.“

Meister Martin weiß, was er thut, wenn er auch an seinem Teil Gott dankt für diese Kunde. Nicht dem Septennat als solchem galt ja im tiefsten Grunde der Kampf, sondern dem Sieg der Pietät über die Undankbarkeit, der Ordnung über die Zuchtlosigkeit, des Friedens innen und außen über den Hader der Parteien und über den lauernden Landesfeind an der Grenze.

Meister Martin weiß aus eigener Erfahrung zu singen und zu sagen von den Umstürzlern, die ihm den Geist der Unzufriedenheit und des Unfriedens hineinbrachten in seine Schmiede; die seine Gesellen wider ihn aufhetzten, ihn selbst lächerlich zu machen suchten. Er weiß auch, wie es thut, wenn es gilt, den Feind abzuwehren vom eigenen Heim, denn als der Kriegsruf durch die deutschen Gaue ging, da ist er mit hinausgezogen ins Feld und hat wacker mitgeholfen, den Feind niederzuwerfen. Auch vom Felde her weiß er, wie sich nichts Tüchtiges, Großes erreichen läßt, ohne die Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, ohne freudigen Gehorsam. Und noch eins weiß er: sein greiser Kaiser und jene Räte, die ihm so viele Jahre lang zur Seite standen, werden dem Volke keine Opfer zumuten, die nicht unbedingt erforderlich sind. Sagen sie: die Armee muß vermehrt, ihre Kriegsstärke muß auf sieben Jahre hinaus festgestellt werden, dann ist's auch gewiß so, und kein Gerede von Leuten, die in ihrem Leben nie eine Kompanie geführt oder auch nur einer großen Werkstatt vorgestanden haben, kann daran etwas ändern. Darum hat unser Meister am Wahltag selbst ehrlich seine Schuldigkeit gethan und darauf gehalten, daß alle, die er als Wohlgesinnte kannte, auch ihre Schuldigkeit thaten. Nun hat er die Freude, daß nicht nur in seinem Wahlbezirk, sondern auch im ganzen Reich die Nergler und die Umstürzler am Boden liegen und der Kaiser und die übrigen Fürsten einen Reichstag haben, der ihnen hilft die Armee wieder herzustellen als das, was sie immer war: als unsere Hoffnung, unserer Feinde Verzweiflung, denn solange sie auf ihrer Höhe steht, sollen sich die Gegner wohl hüten, mit uns anzubinden. Wie Meister Martin aber, so empfanden, dachten und handelten — Gott sei Dank — die Besten aller Stände, aller Orten im deutschen Land.

Wo kommen die Steinkohlen und das Petroleum her?

Von Th. Schwartze.

Das Vorkommen der Steinkohlenlager wurde bekanntlich bisher durch den allmählichen Untergang einer vorweltlichen, äußerst üppigen Pflanzenwelt erklärt. Auf Grund neuerer Forschungen und genauerer Berücksichtigung der das Vorkommen der Steinkohlen begleitenden Umstände ist man aber zu der Ansicht gelangt, daß wenigstens manche Steinkohlenlager, sowie die in einem gewissen Zusammenhange mit denselben stehenden mächtigen unterirdischen Vorräte von Asphalt, Erdpech und anderen bituminösen Stoffen, sowie die natürlichen Quellen brennbaren Gases nicht von untergegangenen organischen Gebilden herrühren, sondern daß dieselben unmittelbar aus den sie bildenden Urelementen, Kohlenstoff und Wasserstoff, gebildet worden sind und höchst wahrscheinlich noch fort und fort gebildet werden. Die bisher als Erzeugnisse des organischen Lebens betrachteten Kohlenwasserstoffe sind also wahrscheinlich schon bei dem ursprünglichen Bildungsprozesse des Sonnensystems vorhanden gewesen oder doch dabei mit entstanden infolge rein chemischer Wirkungen. In der That sprechen die mittels der Spektralanalyse gewonnenen Erfahrungen für diese Ansicht, denn im glühenden Sonnenball unsers Systems, in den dazu

gehörigen Planeten, ferner aber auch in anderen Gestirnen und selbst in den aus den unermeßlichen Weiten des Weltraumes schimmernden Lichtnebeln hat das, unser Wahrnehmungsvermögen auf das äußerste schärfende Spektroskop Kohlenwasserstoffe durch die ihrem glühenden Zustande eigentümlichen Lichtlinien deutlich erkennen lassen. Mit dieser Annahme des ursprünglichen Vorhandenseins des Kohlenstoffes und seiner Verbindungen läßt sich auch das Vorkommen der gewaltigen Petroleummassen, für deren Entstehung durch organische Wesen keine wahrscheinliche Grundlage gefunden werden konnte, in sehr überzeugender Weise erklären. Die Ursache davon ist in den im Erdinnern vorkommenden kohlenstoffhaltigen Eisenmassen zu suchen, deren reichliches Vorhandensein Kapitän Nordenskiöld in den Polarregionen nachgewiesen hat. Durch die Einwirkung von Kohlensäure und Wasserdampf unter Mitwirkung von schwefligen Dämpfen ist das Petroleum höchst wahrscheinlich gebildet worden, und seine Bildung auf diese Weise geht fort und fort noch immer vor sich. Versuche haben gezeigt, daß durch Einwirkung schwacher Säuren auf Gußeisen künstlich eine dem Petroleum ganz entsprechende Substanz gebildet werden kann. Auf dieser Thatsache fußend hat der berühmte russische Chemiker Mendeljeff die Entstehung der unermeßlichen Petroleumvorräte des Kaukasus und Nordamerikas auf die bezeichnete Ursache zurückgeführt. Aus weiteren Versuchen hat sich ergeben, daß unter günstigen Umständen, wie solche in Amerika und auch anderwärts, wie in China, vorhanden sind, eine fortwährende Rückbildung von Kohle aus den mächtigen Schichten des kohlensauren Kalkes vor sich gehen kann. Man hat in Bezug darauf berechnet, daß aus einer Kubikmeile Kalkstein über achtzig Millionen Tonnen Kohle ausgeschieden werden können. Bezüglich des mit gewissen fetten Kohlensorten nahe verwandten Asphaltes ist zu bemerken, daß die frühere Annahme, derselbe sei durch Verwesung von Muscheltieren entstanden, im Lichte der neueren Forschungen als haltlos erscheint. Die Massen des Asphaltes sind viel zu groß und der Gehalt der Muscheltiere an öligen Stoffen ist viel zu gering, als daß einer derartigen Bildungsweise eine Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen wäre. Manche Steinkohlensorten zeigen mit dem Asphalt große Verwandtschaft und unter dem Mikroskop selbst ist keine Spur von pflanzlicher Bildungsweise darin zu entdecken, sondern das Aussehen ist pechartig, gleich festgewordenem Steinkohlenteer. Aus der Menge dieses pechartigen Kohlenstoffes, wie er in den Anthracitlagern Pennsylvaniens und Chinas vorkommt, muß geschlossen werden, daß wenigstens der größte Teil davon ursprünglich als unorganische, aus den Urelementen unmittelbar gebildete Masse vorhanden war, und daß die darin hier und da eingeschlossenen Überreste einer urweltlichen Vegetation nicht die Grundsubstanz dieser Kohlenflötze abgegeben haben, sondern daß die Riesenstämme der Kolomiten und Sigillarien von der einst breiartigen, aus der Erdtiefe hervorquellenden Masse nach vorhergegangenen Bodensenkungen eingebettet worden sind. Ähnliche Bodensenkungen, wie sie bei der Bildung der Kohlenmulden vorauszusetzen sind, fanden auch in neuerer Zeit statt, so zum Beispiel 1811 im südlichen Missourigebiet, wo über hundert englische Quadratmeilen teilweise mit Baumwuchs bedeckten Landes in die Tiefe sanken, so daß die höchsten Baumwipfel unter die Oberfläche hinabgingen. Die in Amerika zu Tage tretenden unterirdischen Gasquellen fließen so reichlich, daß man wohl eine fortdauernde Gaserzeugung annehmen muß. Manche Gasbrunnen im Mississippithale sind schon seit mehr als zwanzig Jahren in ungeschwächtem Betrieb, und bei anderen, wo der Gasausfluß nachließ, hat man die frühere Kraft der Quelle durch Dynamitsprengung wieder erweckt. Die amerikanische Industrie macht von diesen Gasquellen einen sehr vorteilhaften Gebrauch. Seit zwei Jahren sind die Glühöfen von mehr als achtzig Walzwerken und außerdem viele Glashütten und andere Fabriken für Gasfeuerung eingerichtet worden. Auch zum häuslichen Heizen und Kochen findet dieses Gas als höchst bequemes und reinliches Brennmaterial vielfach Verwendung.

Aus alledem scheint hervorzugehen, daß in der unermeßlich reichen, geheimnisvollen Werkstätte der Natur fort und fort die Kräfte zum Nutzen des Menschengeschlechtes thätig sind, und daß höchst wahrscheinlich bis zu der Zeit, wo die jetzt vorhandenen Vorräte des unterirdischen Brennmaterials ausgebeutet worden sind, neue Vorräte für künftige Geschlechter sich gebildet haben werden.

Erderschütterungen und Bodenbewegungen.

Von Dr. Klein.

In der durch die Gewohnheit befestigten Vorstellung der bei weitem meisten Menschen gilt der Erdboden als Sinnbild des Unbeweglichen und Festen im Gegensatze zu Wasser und Luft, ja zur Veränderlichkeit aller Naturkörper rings um uns her. Zwar die Berge, die ihre Gipfel bis in die Wolken erheben, die Schluchten, welche die Wildwasser ausgewaschen haben, und die angeschwemmten Flachländer, durch die unsere heutigen Flüsse träge ihren Weg zum Meere finden, waren nicht immer vorhanden, und daraus folgt, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in welcher die Erdoberfläche ungeheure Veränderungen erlitt, Umgestaltungen, deren furchtbare Großartigkeit wir in manchen Fällen nur ahnen können. Diese Tage aber liegen unmeßlich weit hinter der Gegenwart, das Angesicht der Erde ist heute von Runzeln des Alters durchfurcht, und nur selten verrät ein Zucken, daß noch nicht alles Leben aus diesem gewaltigen Körper entflohen ist. Solche Zuckungen sind die Erdbeben, die in unsern Gegenden zwar höchst selten und glücklicherweise auch dann nur mit geringer Heftigkeit einzutreten pflegen, die aber doch in gewissen Regionen unsers Planeten so häufig sind, daß in der Bauweise der Häuser darauf Bedacht genommen wird und die Bewohner nachts ihre Thüren offen lassen, um nicht bei eintretender Schütterung des Bodens den Weg ins Freie abgeschnitten zu finden.

Erdbeben gab es zu allen Zeiten und in den verschiedensten Graden nach der Heftigkeit der Bewegung und der Ausdehnung über die betroffenen Länder. Von dem Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte, ist nachgewiesen, daß es die Kreise seiner Bewegung über einen großen Teil von Europa, ja bis nach Amerika hin ausdehnte. Dem gegenüber war das furchtbare Erdbeben, welches am 28. Juli 1883 die Insel Ischia verheerte, völlig lokaler Art: ein unterirdischer Kanonenschuß um 9 Uhr 22 Minuten, eine Explosion, die einen einzigen Stoß verursacht, und Casamicciola war nicht mehr; kein weiteres Zucken wurde vernommen. Im Gegensatze zu diesen beiden Extremen im Auftreten verderblicher Bodenerschütterungen steht das leise, aber anhaltende Beben, das in unregelmäßigen Intervallen oft monatelang einzelne Gegenden in Schrecken versetzt, oder jenes unterirdische Getöse, welches wie das Gebrüll von Guanaxuato im Januar 1784 wochenlang dauerte, aber ohne jede sichtbare Bodenbewegung wieder aufhörte. Die Wirkungen der Erdbeben auf der Oberfläche sind überhaupt sehr ungleich. Bald wird, wie bei dem schreckensvollen Ereignisse, das 1783 Kalabrien und Sizilien verheerte, der Boden durch emporstrebende unterirdische Stöße derart bewegt, daß Menschen, Tiere und Bäume emporgeschleudert, ja Berge von ihren Unterlagen abgestoßen werden. In anderen Fällen verschiebt sich der Erdboden in horizontaler Richtung, sodaß vordem parallele Baumreihen gekrümmt, Häuser verdreht und Äcker ineinander gewickelt werden. Eine besondere Art von Erdbeben steht mit den thätigen Vulkanen in enger Beziehung, ja der Zusammenhang zwischen diesen beiden schreckensvollen Naturerscheinungen hat sich schon früh aufgedrängt, so daß man lange an eine gemeinsame Ursache beider glaubte. Thatsache ist, daß den Ausbrüchen gewisser Vulkane oft Erderschütterungen vorangehen, und schon die Alten glaubten, unter dem Ätna läge der Riese Enkelados, der durch seine Umdrehung ganz Sizilien erzittern mache, eine symbolische Anspielung auf die Erdbeben, welche den Ausbrüchen des Ätna vorauszugehen pflegen. Diese sogenannten vulkanischen Erdbeben stehen in bezug auf die Größe des durch sie in Mitleidenschaft gezogenen Gebietes stets bedeutend hinter denjenigen Erderschütterungen zurück, die nicht direkt mit Vulkanausbrüchen in Verbindung gebracht werden können. Die ausgedehnten Erdbeben der letzteren Art verursachen, wenn sich die Erschütterung über den Meeresboden ausdehnt, gewaltige Fluten, die an den Küsten mitunter die furchtbarsten Verheerungen anrichten. Durch den Stoß der Erschütterung gerät das Meer in eine schwappende Bewegung, und die entstehende Welle läuft über den Ozean in einer Mächtigkeit und Raschheit, wie solche von den heftigsten Stürmen niemals verursacht wird. An den Gestaden scheint sich diese Bewegung des Meeres zu-

erst als Zurückweichen der See anzukündigen. So trat das Meer bei Gelegenheit des Lissaboner Erdbebens außerordentlich weit zurück, nach einiger Zeit aber sah man eine Wasserwand von siebzehn Meter Höhe mit rasender Schnelligkeit herankommen, sie überströmte die ganze Bucht von Lissabon und drang in die Stadt, alles vernichtend, was sie auf ihrem Wege traf. Bei dem furchtbaren Erdbeben von Iquique im August 1868 zog sich das Meer mit grauenerregender Schnelligkeit vom Gestade zurück. Das Ufer schien sich zu heben und nach einiger Zeit sah man eine vor dem Ufer liegende Insel völlig mit dem Lande verbunden, der Seeboden zwischen beiden lag trocken. Auf einmal zeigte sich weit hinter der Insel eine lange, hohe Welle, die sich dem Lande näherte, mit ungeheurer Gewalt über die Insel hinwegschritt und auf das frühere Gestade zukam. Bald hatte sie auch dieses erreicht und ging ohne Aufenthalt darüber fort, schwemmte in einem Augenblicke eine ganze Straße mit allen Häusern weg und setzte, mit Trümmern von Holz, Häusern und Bäumen beladen, ihren Weg fort, bis die ansteigenden Höhen ihr ein Ziel setzten. In ähnlicher Weise wurde nach dem großen Erdbeben vom 20. Februar 1835 die südamerikanische Hafenstadt Talcohuano von einer ungeheuren Welle völlig hinweggeschwemmt. Bei dem Erdbeben, welches 1783 Calabrien verwüstete, hatten sich mehrere tausend Menschen an den Strand gerettet nach den Scylla-Felsen, als plötzlich eine Meereswelle erschien und sie sämtlich hinwegspülte. Dieselbe Flutwelle drang dann in den Hafen von Messina ein, vernichtete die dort ankernden Schiffe, stieg über die Ufer in die Stadt und zerstörte alle umliegenden Häuser, wobei mehr als 10000 Menschen umkamen. Die Erdbebenwelle, welche am 7. Juni 1692 Port Royal vernichtete, trug in ihrem rasenden Laufe die Fregatte „Swan" bis mitten in die Stadt; als das Wasser sich verlaufen hatte, sah man das Schiff auf den Trümmern eines Hauses liegen. Die Erregung des Meeres durch große Erdbeben ist so mächtig, daß die Flutwelle selbst die ganze Breite des großen Ozeans durchläuft, indem das Zurücktreten und Wiederkehren der See an der amerikanischen und asiatischen Küste beobachtet wurde.

In den ausgedehnten, weite Strecken von Land und Meer umfassenden Erderschütterungen haben wir die zur Zeit wichtigsten Bewegungen auf der Oberfläche unsers Planeten vor uns. Diese verderbenbringenden Erschütterungen sind im allgemeinen selten, dagegen hat sich herausgestellt, daß leise, der unmittelbaren Wahrnehmung nicht bemerkbare Erzitterungen des Bodens weit häufiger sind. Um sie wahrzunehmen, bedarf man besonderer Apparate, die zwar an und für sich ziemlich einfach sind, deren Aufstellung aber eigentümliche Schwierigkeiten hat, wenigstens in unsern größeren Städten, weil hier durch Eisenbahnen, Lastfuhrwerke u. dgl. der Erdboden fast immer leise erzittert. Die feinen Wasserwagen oder Niveaus, welche auf den Sternwarten zum Horizontalstellen gebraucht werden, sind für Bodenbewegungen außerordentlich empfindlich. Die Sternwarte zu Greenwich bei London erhebt sich auf einem Hügel, der rings von einem großen Park umgeben wird. Wenn dieser Park an Feiertagen oder zu sonstigen Zeiten stark von Menschen besucht wird, so macht sich ein dadurch verursachtes leises Zittern des Bodens an den Apparaten der Sternwarte so deutlich wahrnehmbar, daß die Beobachtungen gestört werden. In Italien hat man neuerdings gefunden, daß der Erdboden fast in unaufhörlicher Bewegung ist, und daß oft Perioden von außergewöhnlicher Thätigkeit eintreten, die bisweilen zehn Tage andauern. Im gewöhnlichen Leben merkt niemand etwas von diesen geheimnisvollen Bewegungen, aber an den Apparaten der Observatorie sieht man die Schwankungen deutlich. Es ist gewissermaßen ein unterirdischer Sturm, der sich in ihnen verrät, und solche Stürme zeigen sich am häufigsten im Frühling und Herbst. Mittels des Mikrophons hörte der um diese Beobachtungen hochverdiente Forscher de Rossi unterirdische Geräusche, die bald wie ein Brausen und Rauschen, bald wie Explosionen oder Gewehrsalven, bald wie ferner Glockenklang oder wie leises Ticken sich wahrnehmbar machten. Solche Studien über das, was unbemerkt vom Geräusch des Tages, tief im Erdinneren vor sich geht, sind noch kaum erst begonnen und dürften, falls sie, wie zu hoffen, in größerer Ausdehnung und systematisch betrieben werden, merkwürdige Resultate ergeben. Daß die Erderschütterungen sich weit über diejenigen Kreise ausdehnen, an welchen sie unmittelbar gefühlt werden, ist klar, aber erst die Wahrnehmungen auf



Auf Wiedersehen. Gemalt von K. Ahrendts.

einzelnen Sternwarten haben zu der Erkenntnis geführt, daß bisweilen die halbe Erdoberfläche bei solchen Erdbeben in Mitschwingung versetzt wird. So sah Julius Schmidt am 28. September 1843 um 11 Uhr 15 Minuten morgens die Luftblase einer feinen Wasserwage auf der Bonner Sternwarte plötzlich in lebhafte Bewegung geraten, an demselben Tage, an welchem in Kalifornien ein heftiges Erdbeben statthatte. Am 16. Februar 1861 nachmittags 4 Uhr 4 Minuten sah man auf der Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg die Luftblasen der Wasserwagen plötzlich in Bewegung kommen, und am gleichen Tage $7^1/_2$ Uhr abends fand ein gewaltiges Erdbeben auf Malaga statt. Ebenso wurden am 20. September 1867 um 6 Uhr 1 Minute vormittags auf der Sternwarte zu Pulkowa plötzlich Bewegungen der genannten Instrumente bemerkt, während am gleichen Tage, um $5^1/_4$ Uhr morgens, ein großes Erdbeben im westlichen Mittelmeere stattfand. Das starke Erdbeben von Iquique in Südamerika hat sich ebenfalls in leisen Bewegungen zu Pulkowa fühlbar gemacht, und zwar brauchten die Bodenwellen, um die ungeheure Entfernung von Südamerika bis Petersburg zu durchlaufen, nur 1 Stunde 14 Minuten Zeit. In der Nacht vom 2. zum 3. August 1885 fand in Turkestan ein heftiges Erdbeben statt, dessen Zentrum am nördlichen Abhange des Alexandergebirges lag. Einige dort liegende Ansiedelungen wurden vollständig zerstört, besonders die Ortschaften Karabalty und Bjelowodskoje, die an der großen Poststraße nach Taschkent liegen. Der heftigste Stoß fand statt um 10 Uhr 15 Minuten nach mittlerer Berliner Zeit. An jenem Tage sah der Astronom Albrecht auf der Berliner Sternwarte um 10 Uhr 37 Minuten die Blase an einem der Nivellierapparate völlig ruhig, dagegen drei Minuten später in lebhaftem Hin- und Hergehen, so daß erst um 10 Uhr 59 Minuten wieder völlige Ruhe eintrat. Zur gleichen Zeit wurden auch auf den Sternwarten zu Königsberg und Breslau ganz ähnliche Schwankungen beobachtet, und auch dort dauerten die Bewegungen mehr als 15 Minuten. Daß diese Schwankungen nur durch ein Erdbeben veranlaßt sein konnten, war den Beobachtern sogleich klar, und in der That brachten später die Zeitungen Berichte von der Katastrophe in Turkestan. Der Beginn der Schwankungen in Berlin war 24 Minuten später, als der stärkste Erdstoß in Zentralasien, und aus der bekannten Entfernung beider Punkte ergibt sich, daß die Bodenerschütterung sich mit einer Geschwindigkeit von 3200 Meter in der Sekunde fortpflanzte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herd oder der Sitz der Kraft, von welcher das Erdbeben verursacht wurde, sehr tief lag, wenigstens deutet hierauf die schnelle Fortpflanzung der Bodenerschütterung. Aus der Art und Weise, wie sich die Zerstörungen von Bauwerken u. dgl. an der Erdoberfläche zeigen, hat man in einigen Fällen Schlüsse auf die Tiefe des Erdbebenherdes gezogen und dafür 10000 bis 40000 Meter gefunden, doch sind solche Schlüsse sehr unsicher, und es ist fraglich, ob überhaupt ein solcher lokaler „Herd" als Sitz der erderschütternden Kraft anzunehmen ist.

Veränderungen des Bodens sind die gewöhnlichen Begleiter von Erderschütterungen, doch zeigen sich dieselben stets nur sehr lokalisiert. Manchmal entstehen Vertiefungen, Abgründe und Spalten, die sich rasch wieder schließen, in anderen Fällen aber dauernd bleiben. Auf der Insel Guadelupe spaltete sich bei einem Erdbeben am 8. Februar 1842 der Boden, und an mehreren Punkten sprangen Quellen aus der Tiefe empor. Bei dem furchtbaren Erdbeben von Calabrien im Jahre 1783 wurden in der Nähe von Oppido mehrere Häuser vom Erdboden verschlungen, indem sich Spalten bildeten und wieder schlossen. Als man später an der Unglücksstätte Nachgrabungen veranstaltete, fand man unter der Oberfläche die versunkenen Gegenstände sämtlich zu einer einzigen kompakten Masse zusammengequetscht. Beim Lissaboner Erdbeben versank der Quai mit den Schiffen, die daran festlagen, und Tausenden von Menschen, die am Ufer Schutz vor den zusammenstürzenden Gebäuden gesucht hatten. Die Erde öffnete sich dort im wirklichen Sinne des Wortes und verschlang alles, dann schloß sich der Boden, und niemals kam aus diesem großen Grabe etwas ans Tageslicht. Ja an derselben Stelle zeigte das Meer später eine Tiefe von mehr als 180 Metern.

Die Frage, ob es sichere Vorzeichen gebe, aus denen man auf ein kommendes Erdbeben schließen könne, ist häufig aufgeworfen und in ganz entgegengesetztem Sinne beantwortet worden. In manchen Gegenden der heißen

Zone, so in Peru und auf den Molukken, fürchten die Einwohner den Beginn der Regenzeit, weil sich nach ihrer Meinung alsdann häufiger Erdbeben einstellen als sonst. Auch die Sommermonate des Jahres 1755, welche dem Erdbeben von Lissabon vorausgingen, waren in Portugal sehr regenreich. Die Erderschütterungen, welche 1855 in der Schweiz, besonders im mittelwalliser Rhonethal eintraten, sind häufig in Zusammenhang mit atmosphärischen Zuständen gebracht worden. Volger, der diese Erdbeben sehr eingehend untersucht hat, teilt einen Brief des Pfarrers Studer mit, in welchem es heißt: „Den 23. Juli 1855 war hier ein seltsames Phänomen zu schauen. Nachmittags zeigte sich in der Richtung von Südost bei hellem Sonnenscheine eine ganz eigene Wolke so schauerlich dunkel, daß darüber jedermann angst und bange wurde. Schaute man auf diese Seite hin, so war es, als sei dort finstere Nacht, da doch sonst überall die helle Sonne schien. Dies dauerte einige Stunden, bis sich die Wolke verdunstete. Die gleichfarbige Wolke, jedoch ziemlich um die Hälfte verdünnt, zeigte sich später vor jedem heftigen Stoße. Ein anderes Vorzeichen bot die Atmosphäre im allgemeinen. War ein heftiger Stoß im Anzuge, so war die ganze Luft bei hellem Sonnenscheine ganz dunkelblau, worauf jedermann sich beklagte, es sei ihm heute so ängstlich schwer, obschon er anderweitig keine Vorahnung hatte. War es, als wollte es mit dem Südwinde regnen, so konnte man gleichfalls darauf rechnen, daß noch im Laufe eines Tages eine Erschütterung erfolgen werde. Wer mit irgend einer Art von Vieh, besonders Rindvieh zu thun hatte, konnte gleichfalls als Wetterprophet auftreten. Vor jeder heftigen Erschütterung wurden die Tiere ganz unruhig, blickten überall herum, schnüffelten in der Luft umher, zitterten sogar und liefen davon. Nie hat man so viele Schlangen auf der Oberfläche der Erde gefunden, als von Mitte Juli bis Mitte August 1855. Zwei, drei bis vier lagen oft beisammen.“ Volger bemerkt hierzu: „Die Unruhe der Tiere, das Hervorkriechen der Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln mag anzeigen, daß geringe Erschütterungen, sowie Getöse im Boden von denselben in beunruhigender Weise wahrgenommen wurden, während kein Mensch dieselben gewahr wurde.“ Als Noeggerath das Vispertal besuchte, nachdem es 1855 einen Monat lang von Erdbeben heimgesucht worden, fand er im Städtchen Visp den mauerartig anstehenden Fels, auf welchem die Fundamente des Porticus der Martinskirche stehen, vielfach zerspalten, und auch der Hügel, der zur Kirche führt, war von senkrecht in die Tiefe gehenden Spalten zerschnitten. Von Visp bis nach Zermatt fanden sich an vielen Stellen Felsstücke abgelöst und in die Visp gestürzt, bisweilen Blöcke von 1000 Kubikfuß. Mauern waren eingefallen, Türme und Kirchen zerspalten. In der Nähe war ein großer Bergrutsch erfolgt, der eine mehrere hundert Fuß lange und nahe hundert Fuß breite Scharte am Berge gebildet hatte. Aus dem entstandenen Schuttkegel war eine Quelle hervorgebrochen. Auch an anderen Punkten drangen aus den Trümmern eingestürzter Gesteinshaufen neu entstandene Quellen als bedeutende Bäche hervor. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, dieses Erdbeben nur ein durch Auswaschung löslicher Schichten verursachter Niederbruch der Gebirgsmassen war, also durch eine Art Bergrutsch entstand, so kann man wohl zugeben, daß die vorausgegangenen Regen zu der Katastrophe beigetragen haben. Auch die mit den noch thätigen Vulkanen in engem Zusammenhange stehenden Erderschütterungen können möglicherweise in nassen Jahren häufiger oder stärker auftreten als in trockenen, weil die vulkanische Thätigkeit selbst von den örtlichen Witterungsverhältnissen beeinflußt wird. Allein jene großen Katastrophen, bei welchen das mehr oder minder erschütterte Gebiet sich über viele tausend Quadratmeilen ausdehnt, bei dem Teile der Erdoberfläche von der Größe Europas in Mitleidenschaft gezogen werden, können doch unmöglich von der Witterung beeinflußt sein. Hier sind zweifellos ganz andere Kräfte thätig. Die großen Geologen in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, sahen in den Erdbeben Wirkungen einer allgemeinen Ursache, Reaktion des Erdinnern, welches man im Zustande feurigen Flusses annahm. „Elastische Flüssigkeiten (Dämpfe) sind es gewiß,“ sagte Humboldt, „die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde als die sich durch Getöse verkündenden furchtbaren Explosionen verursachen. Der Herd des Übels, der Sitz der bewegenden Kraft, liegt tief unter der Erd-

rinde; wie tief, wissen wir ebensowenig, als welches die chemische Natur so hoch gespannter Dämpfe sei. An zwei Kraterrändern gelagert: am Vesuv und auf dem turmartigen Fels, welcher den ungeheuren Schlund des Pichincha bei Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßig Erdstöße empfunden, jedesmal 20 bis 30 Sekunden früher als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten und also die Dämpfe länger angehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung des Phänomens. Die thätigen Vulkane sind als Schutz- und Sicherheitsventile für die nächste Umgegend zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Öffnungen verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind. Doch lehrt der Umsturz von Lissabon, Caracas, Lima, Kaschmir (1554) und so vieler Städte von Calabrien, Syrien und Kleinasien, daß im ganzen doch nicht in der Nähe noch brennender Vulkane die Kraft der Erdstöße am größten ist." Diese Erklärung hat anscheinend vieles für sich, und niemand kann bestreiten, daß vulkanische Kräfte Erdbeben hervorrufen, allein ein feurig-flüssiges Erdinneres als Ausgangspunkt der bewegenden Kraft und ein Zentralfeuer, welches die Dämpfe erzeugt, die an die Erdwände pochen, kann die Wissenschaft heute nicht mehr zugeben. Es ist sicher, daß Erdbeben aus sehr verschiedenen Ursachen entstehen, sowohl durch Zusammenbruch unterirdischer Hohlräume, als auch durch vulkanische Explosionen, allein die gewaltigsten Katastrophen knüpfen sich an die großen Kettengebirge und die Bruchränder der Gebirge, an die Störungslinie, längs deren noch heute Verschiebungen der obersten Schicht der Erdrinde vor sich gehen. Diese Rinde ist nicht absolut starr und unbeweglich, sie faltet sich und schrumpft zusammen, es entstehen relative Verschiebungen und Stauungen infolge des fortschreitenden Schrumpfungsprozesses. Aber auch noch ein Faktor trägt dazu bei, die scheinbar starre Erdoberfläche in eine Art elastische Schwingung zu versetzen, es ist die Anziehung des Mondes und der Sonne. Man weiß, daß infolge dieser die Tiden des Meeres, d. h. Ebbe und Flut entstehen, allein die anziehende Kraft ist nicht auf das Wasser allein beschränkt, wie man früher glaubte. Neuere Untersuchungen hervorragender Mathematiker haben nämlich zu der Erkenntnis geführt, daß selbst der feste Erdball unter dem Einflusse der Anziehung von Sonne und Mond ähnlichen Veränderungen seiner Oberflächengestalt wie das Meer unterliegt, doch sind dieselben geringer an Größe als bei diesem. Solche Deformationen können nicht unmittelbar wahrgenommen werden, aber sie sind vorhanden und verursachen Ausgleichungen der Spannungen und Stauungen in der zusammenschrumpfenden Erdoberfläche, d. h. eben Bewegungen, welche sich uns als Erderschütterungen offenbaren.

Jene Deformationen des Erdkörpers unter dem Einflusse der fluterzeugenden Wirkung des Mondes und der Sonne kehren aber periodisch je nach den Stellungen dieser beiden Himmelskörper wieder, daher kann man erwarten, daß auch die Erdbeben eine Periode der Häufigkeit zeigen, welche mit den Stellungen dieser beiden Himmelskörper korrespondiert. Dies ist in der That der Fall, denn die statistischen Zusammenstellungen ergeben, daß Erdbeben häufiger sind, wenn der Mond in der Erdnähe sich befindet, als zur Zeit der Erdferne; ebenso fällt die größte Anzahl auf den Monat Januar, wo die Sonne uns am nächsten ist, die geringste auf den Juli, zur Zeit der Sonnenferne. Dieser Zusammenhang tritt so klar hervor, daß schon im vorigen Jahrhundert Valivi in Lima und Toaldo in Italien darauf aufmerksam wurden und an eine Art Ebbe und Flut im Erdinneren dachten. Das ist aber nicht wohl anzunehmen, vielmehr genügen die oben erwähnten Deformationen der festen Erdrinde infolge der fluterzeugenden Wirkung des Mondes und der Sonne vollständig, um die Periodizität der Erderschütterungen zu erklären. Der Schluß ist naheliegend, zu jenen Zeiten, in welchen Sonne und Mond starke Meeresfluten verursachen und die von den Astronomen vorausberechnet sind, auch Erdbeben zu erwarten, und die Statistik zeigt, daß solcher Erwartung häufiger entsprochen wird als nicht. Mehr läßt sich jedoch nicht schließen, am wenigsten läßt sich über die Lokalität oder die Ausdehnung eines Erdbebens im voraus etwas sagen, wie jeder sogleich einsehen wird, der den oben kurz angedeuteten Zusammenhang dieser Erscheinungen sich klar macht.

Das jüngste Brautpaar des deutschen Kaiserhauses.

Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen, wird die Verlobung des jungen Paares, dessen Bildnisse wir heute unsern Lesern vorführen, schon offiziell mitgeteilt sein. Verlautet doch mit Bestimmtheit, daß dem Prinzen und seiner Braut die Freude zu teil werden wird, ihre Verlobung an dem Tage proklamiert zu sehen, an dem der Großvater des Bräutigams unter dem Jubel seines dankbaren Volkes seinen neunzigsten Geburtstag begeht. Welch eine Erinnerung für das ganze Leben!



Prinz Heinrich.



Prinzeß Irene von Hessen.

Prinz Albert Wilhelm Heinrich ist am 14. August 1862 zu Potsdam geboren und hat dieselbe Erziehung erhalten wie alle anderen Prinzen unsers Kaiserhauses, das heißt, er hat von Jugend auf arbeiten und gehorchen gelernt, um einst anderer Arbeit einsichtsvoll leiten und richtig befehlen zu können. Der Prinz widmete sich der Marine und diente in dieser von unten auf. Einmal hat er die Erde umsegelt, mehrfach haben ihn andere Seereisen lange von der Heimat fern gehalten. So ist er ein wetterfester Seemann geworden, und wenn es einst gilt, den Feind von unserer Küste fernzuhalten, wird auch unsere Marine von einem Hohenzollern zum Siege geführt werden.

Die Braut des Prinzen Heinrich, Prinzessin Irene Luise Marie Anna ist die Tochter des Großherzogs Ludwig IV von Hessen und seiner verstorbenen Gemahlin Alice, einer englischen Prinzessin. Sie ist am 11. Juli 1866 geboren, und erhielt ihren schönen Namen — Irene bedeutet „Frieden" — zur Erinnerung daran, daß der letzte Bruderkampf Deutscher gegen Deutsche damals ein Ende fand. Möge er ihr und ihrem Hause auch künftig immer Segen bringen und Frieden innen und außen ihr allezeit beschieden sein.



Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Unser Heft erscheint im Zeichen zweier Feste. Zunächst des Kaiserfestes. Das schöne Bild Paul Bülows führt uns den greisen Fürsten, dessen neunzigsten Geburtstag sein dankbares Volk soeben jubelnd beging, als achtundachtzigjährigen Greis an seinem historischen Schreibtisch vor. Klar und hell blicken die Augen, die hohe Gestalt ist noch militärisch aufrecht selbst im Augenblick der Ruhe.

Von der Jugend des Kaisers berichtet in Wort und Bild der Aufsatz von F. Ehrhardt „Aus Kaiser Wilhelms Jugendtagen". Wir sehen, wie aus dem Kinde der Jüngling wird und der Ernst der Zeit diesen schnell zum Manne reift. Was er als solcher uns gewesen, lebt in aller Gedächtnis.

Das zweite Fest ist das Osterfest. Dieses hat wie alle christlichen Feste zwei Seiten, eine ernste, der die Kirche, und eine heitere, der die Familie gerecht wird. An die erstere mahnt der Konfirmanden-Unterricht. In ihm werden den jungen Seelen noch einmal die großen Heilswahrheiten des Christentums vorgeführt, damit Christus auch für jede einzelne von ihnen auferstanden ist. Die andere Seite des Osterfestes zeigt uns der belauschte Osterhase. Hier treibt die gute Laune ihr neckisches Spiel. Man ist dem Osterhasen begegnet, man hat ihn beim Eierlegen beobachtet. Ein paar Jahre lang wird das schlechtweg geglaubt; dann ebenso lange mit steigenden Zweifeln; endlich weiß die kleine Bande Bescheid.

Mit dem Osterfeste sind auch die Bande zerrissen, welche die Natur in Fesseln hielten. Bald kommt die schöne, die warme Jahreszeit, in der die Vöglein in den Laubkronen schlagen. Dann spielen sich die Szenen ab wie auf unserem: Sonntag auf dem Lande. Der gnädige Herr hat mit Gemahlin und Tochter einen Besuch im Försterhause gemacht und nimmt, im Begriff wieder fortzufahren, mit dem Kutscher wegen eines Umweges Rücksprache. Die gnädige Frau hört teilnehmend den Auseinandersetzungen der alten Mutter zu, der Förster salutiert mit den Seinigen an der Schwelle des Hauses, die Dorfjugend steht gaffend umher, und Sultan spannt auf den Augenblick, wo es endlich wieder fortgeht.

Ist dann der Sommer recht im Gange, so wird es den wechselbedürftigen Menschen schon wieder zu heiß, und wer es kann, eilt ins Hochgebirge, in die Welt der Gletscher und Lawinen. Letztere sind, wie unser Bild lehrt, nicht immer so schlimm wie ihr Ruf. Freilich, während sie zu Thal gehen, ist weit vom Ziel sicher vor dem Schuß, aber wenn die Lawine ihre verderbenbringende Reise vollendet und im tiefsten Abgrund Ruhe gefunden hat, erweist sie sich mitunter als nützlich, indem sie den Abgrund ausfüllt. Die Schneemassen werden mit der Zeit fest, und man reitet über sie wie über eine steinerne Brücke. Die Sache ist ganz ungefährlich, die Pferde versinken nicht und kennen schon ihren Weg.

Vom Fels zum Meer. Wir sind auf der Halbinsel Mönchsgut, wo sich so viele altertümliche Trachten und Gebräuche erhalten haben. Ein Fischerboot stößt in Gesellschaft eines anderen vom Ufer, darin steht ein junger Bursche und schwenkt seine Mütze, und die junge Dirne am Strande schwenkt ihr Taschentuch: „Auf Wiedersehen!" Ein frischer Abendwind weht; das viereckige, stark ausgebesserte Segel des Bootes bläht sich; auf dem Sande wächst Strandhafer; ein Anker liegt verwahrlost da — es geht immer auch ein Weh durch die Natur, wenn die Menschen auseinander gehen und sich zurufen: „Auf Wiedersehen!"

Alte und neue Gesellschaftsspiele.

Spiritismus.

Zur Ausführung dieses Spieles sind zwei Personen nötig: der Spiritist und sein Gehilfe. Jeder Anwesende schreibt eine Frage auf, worauf die Zettel zusammengefaltet werden, so daß jeder völlig dem anderen gleicht. Der Spiritist, der etwas abseits von der Gesellschaft sitzt, macht sich verbindlich, alle Fragen zu beantworten, ehe er sie liest. Der Gehilfe sammelt nun alle Zettel, wobei er den seinen zu unterst legt, und gibt sie dem Spiritisten. Dieser hat sich — es ist dies die Hauptsache beim ganzen Spiele — die erste Frage und Antwort selbst auszudenken. Nachdem er diese Antwort laut gesagt, öffnet er den ersten Zettel und liest die dazu passende Frage vor, welche in Wirklichkeit gar nicht dasteht. Dabei sieht er sich die auf den Zettel geschriebene Frage an, der nun die zweite Antwort gilt. Während er diese sagt, liest er die dritte Frage und so fort bis zum Ende. Natürlich bleibt die letzte Frage unbeantwortet, und deshalb muß es die des Gehilfen sein, damit kein anderer die seinige vermißt. C. S. aus S.

Ringsuchen.

Man nimmt einen Ring, am besten einen glatten Trauring, und versteckt ihn im Zimmer. Bedingung dabei ist, daß der Ring ganz offen daliegen oder hängen muß. Trotzdem fällt das Finden desselben ganz lächerlich schwer, denn falls der Ring z. B. an einem Schlüssel dicht am Messingschlosse hängt, oder geschickt auf irgend ein glänzendes Gerät gelegt ist, so können sich manche wiederholt davorstellen, sehen den Ring und sehen ihn doch nicht, da sie ihn für einen Teil des Gerätes halten. Wer ihn aber entdeckt hat, darf es nicht sofort merken lassen, sondern geht harmlos suchend noch einige Schritte weiter und setzt sich dann. Dies ist das Zeichen, daß er den Ring gefunden hat. Immer mehr Leute der Gesellschaft setzen sich, immer aufgeregter und hitziger werden die Suchenden, was den behag-

lich Sitzenden ein namenloses Vergnügen macht. „Ich sehe ihn sogar von hier aus ganz deutlich," ruft eine Sitzende, oder: „Vorher haben Sie mindestens eine Minute davorgestanden."

Kurzum, das Spiel bietet unendlich viel Stoff zum Lachen und Necken. Wer den Ring zuletzt gefunden, darf ihn das nächstemal verstecken. Besonders angenehm ist das Spiel auch deshalb, weil es die Spielenden an keinen bestimmten Platz fesselt und man weder Tische noch Stühle verrücken muß.

Junge Frau in Frankfurt a. M.

Kein — Ohne.

Die Gesellschaft bildet einen Kreis. Eine Person beginnt das Spiel, indem sie, einer anderen ein Taschentuch zuwerfend, etwa folgende Strophe bildet: „Kein Lazarett ohne Kranke," worauf der andere schnell mit einem Reim antworten muß, z. B. „Keine Geschichtschreibung ohne Ranke." Darauf das Tuch einer anderen Person zuwerfend, bildet er die erste Strophe zu einem neuen Reim, z. B. „Kein Tischler ohne Leim," der andere schnell: „Kein Verschen ohne Reim." Erfolgt die Antwort nicht schnell genug, so muß der Betreffende ein Pfand geben. Sind solche genug vorhanden, so werden sie ausgelöst.

Kathinka in Harburg.

Fidibusspiel.

Man brennt einen stark zusammengefalteten Fidibus, während sich Damen und Herren in einen Kreis stellen, an, reicht ihn mit den Worten: „Lütje Funke lebet noch," rasch seinem Nachbar. Die Person, bei der er ausgeht, muß ein Pfand geben. Frau M. S. in G.

Tellerdrehen im Dichterkreise.

Die Gesellschaft bildet einen geschlossenen Kreis, jeder legt sich den Namen eines Dichters bei. Ein Mitspieler tritt vor und dreht einen Zinnteller auf dem Boden, während er eine Stelle aus den Werken eines der im Kreise vertretenen Dichter zitiert. Der betreffende Dichter muß aufspringen und versuchen den Teller aufzufangen, so lange derselbe noch im Drehen begriffen ist. Gelingt ihm dies nicht mehr oder springt er überhaupt nicht auf, so muß er ein Pfand geben, ebenso ist derjenige verpflichtet, ein Pfand zu geben, der zur verkehrten Zeit aufspringt, d. h. wenn er nicht zitiert worden ist. Der Aufgerufene hat dann den Teller zu drehen. Laura K.

Ratespiel.

Einer aus der Gesellschaft wird hinausgeschickt. Die übrigen wählen ein möglichst vielsilbiges Wort, z. B. „Repetiergewehr." Die Silben dieses Wortes werden so unter die Gesellschaft verteilt, daß eine, zwei oder drei Personen dieselbe Silbe bekommen. Nach einer bekannten Melodie singen dann alle zugleich, jeder die ihm zugeteilte Silbe, dem wieder Hereingerufenen vor, der sich bemühen muß, das Wort zu erraten, was wegen des Durcheinanderklingens der Silben sehr schwer ist. Elsa an der Ostsee.

Elektrisieren.

Die Gesellschaft sitzt um einen Tisch und reicht sich die Hände. Zwei Personen (A und B) müssen mit dem Spiele vertraut sein. A fragt nun B beständig: „Spiritus, merkst du etwas?" B antwortet darauf so lange „nein," bis jemand aus der Gesellschaft unwillkürlich zuerst spricht, danach erklärt er, etwas zu merken. B muß jetzt das Zimmer verlassen, und A bezeichnet denjenigen, der zuerst gesprochen, als elektrisiert. B wird wieder hereingerufen und muß nun raten, oder vielmehr durch die Berührung fühlen, in welche Person der elektrische Strom gefahren ist. Er weiß es ja ganz genau, daß es derjenige sein muß, der vorhin zuerst sprach. Zum Schein berührt er erst viele andere, und ziemlich zuletzt erst kommt er zu demjenigen, der elektrisiert wurde. Er fährt bei der Berührung entsetzt zurück, und allgemeines Gelächter entsteht, weil er den Richtigen getroffen hat. E. H. in L.

Ein Vexierspiel

ist folgende Variation des bekannten „Gegenstand-Erratens mit Ja- und Neinantworten."

Man wählt den „rechten Nachbar," d. h. jeder den seinen. Die Antworten sind natürlich oft widersprechend. Der Ernst des Fragenden wirkt unwiderstehlich komisch.

M. P. in Cöslin.

Eigenschaftsspiel.

Einer der Mitspielenden verläßt die Gesellschaft, und diese erwählt eine gemeinsame Eigenschaft, z. B. stolz, launisch, aufgeregt, verschlafen 2c. Der draußen Wartende wird hereingerufen und muß eine Unterhaltung mit den einzelnen anknüpfen. Diese stellen nun durch ihre Antworten, Mienen, Bewegungen u. dgl. die betreffende Eigenschaft dar. Bei nur ein wenig Nachahmungsgabe der Teilnehmer wird das Spiel sehr interessant, und auch die spielunlustigsten Personen pflegen schließlich in Eifer zu geraten.

E. L. in Qu.

Warum und Weil.

Eine größere Gesellschaft setzt sich in einen Kreis, worauf von rechts nach links jedes dem Nachbar oder der Nachbarin eine Frage leise ins Ohr sagt. Diese Frage muß mit „Warum" anfangen und würde z. B. lauten:

1. Warum ist Bismarck für das Septennat?
2. Warum ist zweierlei Tuch bei den Damen so beliebt?
3. Warum hat Herr S. auf dem letzten Balle so oft mit Fräulein N. getanzt? 2c.

Jedes muß die ihm gesagte Frage gut im Gedächtnis behalten, dann werden von der anderen Seite, also von links nach rechts ebenfalls leise ins Ohr Antworten gesagt mit „Weil" anfangend z. B.:

1. Weil Fräulein Z. gestern Hochzeit gehalten hat.
2. Weil Napoleon bei Sedan seinen Degen abgab.
3. Weil die Frösche keine Schwänze haben.

Nachdem jedes in der Gesellschaft auf diese Art eine Frage und eine Antwort bekam, beginnt

eins aus der Gesellschaft die erhaltene Frage einem anderen vorzulegen und zwar nicht dem Nachbar, sondern einer ihm entfernter sitzenden Person, worauf diese die ihr erteilte Antwort gibt und dann die Frage, die ihr ins Ohr gesagt wurde, wieder laut einem anderen vorlegt. Es wird möglichst kreuz und quer gefragt, und wer angefangen hat zu fragen, wird zuletzt um seine Antwort befragt, damit keine Frage oder Antwort übrig bleibt. Je größer die Gesellschaft, desto amüsanter ist das Spiel. L. G. in D.

Räuberhöhle.

Eine gewisse Anzahl Kreise (etwa sieben) werden auf ein Blatt Papier, oder mit Kreide auf einen Tisch gezogen. Die Mitspieler — deren Zahl unbeschränkt ist — suchen in diesen Kreisen durch Würfeln vorzurücken. Das Spiel ist am besten mit nur zwei Würfeln zu spielen, da nur diejenigen, welche einen Pasch geworfen haben, in jenen höheren Kreis gelangen können. Wer zuerst in den letzten Kreis — die Höhle — gelangt, ist Räuber und wird durch diese Stellung den Mitspielenden sehr gefährlich. Sobald nämlich das Spiel begonnen hat, wird die Anrede derart verändert, daß diejenigen, die sich sonst mit „Sie“ anreden, das „Du“ gebrauchen, und umgekehrt. Der Räuber hingegen darf eine beliebige Anrede gebrauchen, doch darf auf seine Fragen ihm niemand aus der Gesellschaft antworten. Wer gegen diese Vorschriften verstößt, muß ein Pfand geben. Die Bemühungen, einerseits den Mitspielenden die richtige Anrede zu geben, und anderseits die Fragen des Räubers unbeachtet zu lassen, machen viel Spaß, und um zu möglichst vielen Irrtümern Anlaß zu geben, muß während des Spieles eine lebhafte Unterhaltung — namentlich von seiten des Räubers — aufrecht erhalten werden.

Personen an den Augen erraten.

Hierzu ist eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft erforderlich, damit sich dieselbe in zwei Parteien teilen kann. Die eine derselben wählt aus ihrer Mitte eine Person, die in einen Lehnstuhl gesetzt und mit einem Tuch oder Laken derart verhüllt wird, daß nur die Augen unbedeckt bleiben. An diesen muß die Gegenpartei den Betreffenden erraten, was oft schwerer ist als man glaubt.

M. S. in W—e.

Versunkene Schätze.

Die Sagen von versunkenen Schätzen, von den Vineta-Glocken, die aus der Tiefe des Meeres erklingen und von märchenhaftem Reichtum, der da und dort verborgen liegt, haben einen gewissen realen Hintergrund; es hat seinen guten Grund, wenn Goethe den Mephistopheles sagen läßt:

„Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen altvergrabnen Schatz.“

Daß das Volk in den schweren Kriegsläuften früherer Jahrhunderte seine Besitztümer an Schmuck, Edelgestein, Gold und Silber gern und häufig vergrub, davon erhält man von Zeit zu Zeit Kunde, denn kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht irgendwo in deutschen Landen Töpfe mit allerhand Kleinodien, mit alten Münzen und Kostbarkeiten gefüllt, ausgegraben werden. Noch weit mehr Schätze liegen aber auf dem Grunde des Meeres, und wer einen Spaziergang auf dem Boden des Ozeans, etwa von Europa nach Amerika, unternehmen könnte, der würde nicht nur ganze Kirchhöfe gewahren, auf denen die Knochen von vielen tausend Menschenkindern bleichen, sondern auch so viel Gold und Perlen sammeln können, daß er sich getrost ein kleines Königtum zu kaufen im stande wäre. Ist es doch nicht lange her, daß man an einer der kanarischen Inseln das hübsche Sümmchen von 1800000 Mark in spanischen Goldthalern herausfischte. Vor zwei Jahren hatte dort der Dampfer „Alfonso XII“ Schiffbruch gelitten. Auf demselben befand sich die Summe von zwei Millionen Mark. Schiff und Ladung waren versichert, und die Versicherungsgesellschaft mußte den Betrag zahlen. Vor etlichen Monaten sandte dieselbe nun geschickte Taucher ab, und diese entdeckten, daß das Schiff nicht ins „Bodenlose“ des Meeres versunken sei, sondern auf einem unterseeischen Riffe festsitze. Sie brachten auch neun Kästen, von denen jeder 200000 Mark enthielt, ans Tageslicht, nur den zehnten konnten sie nicht finden.

In der Zeit der Entdeckungen war Spanien jahrhundertelang die herrschende Seemacht und suchte auf jede Weise den mächtigen Zufluß an Gold, der damals von den transatlantischen Ländern nach Europa ging, ausschließlich in seine Häfen zu leiten. Nach einer Verordnung von 1526 durfte niemand ein Schiff ausrüsten und in das amerikanische Eldorado ziehen, es sei denn, daß er sich einer der Expeditionen anschloß, die jährlich zweimal, im April und im September, dorthin abgingen. Zuwiderhandelnde traf Konfiskation und eine Strafe von 200000 Mark. Wer damals auswandern wollte, mußte unter anderen Zeugnissen, falls er verheiratet war, auch eins von seiner Ehefrau beibringen, daß sie ihm die Reise gestatte, und die Summe von 34000 Mark als Pfand hinterlegen, daß er nach drei Jahren zurückkehren würde. Die Reise war auch gefährlich genug. Die Ozeanschiffe waren klein und gebrechlich, über 1500 Tonnen faßte kaum eins. Sie sahen stattlich genug aus, waren aber höchst schwerfällig. Vorn und hinten waren schwere Oberverdecke angebracht, die das Segeln bei starkem Winde zur Unmöglichkeit machten; öfter als viermal konnte kein Schiff nach Westindien fahren, dann war es schon verbraucht. Diese Seeschiffe waren in jeder Weise geschmückt, mit Statuen, eingelegter Arbeit, vergoldeten Galerieen, die viele Tausende kosteten, aber schon bei einer heutzutage dem Seemanne sehr erwünschten steifen Brise ward die Schiffahrt damals gefährlich, die schweren Kästen gehorchten dem Steuer nicht mehr oder sanken um. Von einer Flotte von dreißig spanischen Schiffen gingen im Jahre 1502 fünfundzwanzig bei einem Sturme unter. In besonders stürmischen Jahren zählte man die untergegangenen Schiffe nach vielen Hunderten. Und welche Schätze trugen sie! Nicht ohne Grund nannten die Peruaner das Gold

„des weißen Mannes Gott.“ Schmuggelei und Seeräuberwesen blühten und entsittlichten die Welt; spanische Schriftsteller berichten häufig von Summen von über anderthalb Million Mark, die geschmuggelt wurden. Der Seeraub wurde ein lohnendes Geschäft, das enormen Ertrag gewährte. War der Flibustier nur einmal oder zweimal glücklich, so hatte er auf Jahre seine Unkosten gedeckt. Der holländische Reisende van Linschoten erzählt, das geringstwertige Schiff der portugiesischen Flotte, die alljährlich einmal von Indien eintraf, habe eine Ladung geführt, die eine Summe von vierzehn Millionen Mark repräsentierte. Der französische Kapitän Vigneuil lief auf gutes Glück mit einem bewaffneten Schoner aus Brest aus; nach wenigen Tagen stieß er auf ein spanisches Schiff, das er nach kurzem Kampfe eroberte und dessen Ladung über $3^1/_2$ Millionen Mark wert war. Die Kosten des „Seeräubers“ beliefen sich nach einem Berichte von 1581 für acht Schiffe mit sechs großen Booten auf etwas über 200 000 Mark auf vier Monate. Ein Engländer, Philips, erzählt, daß 1580 eine spanische Flotte von siebenunddreißig Schiffen von Mexiko nach Spanien segelte; sämtliche Fahrzeuge waren mit Gold und Silber, mit Gewürz, Cochenille und Perlen so schwer beladen, daß die Mannschaft sich gar nicht hätte verteidigen können, wenn es zum Kampfe gekommen wäre. Diese Flotte kam durch einen Zufall glücklich an, obwohl die Feinde ihr auflauerten; aber wie oft wurden die Silberflotten geplündert, und wie oft gingen sie unter?

Die kluge Königin Elisabeth von England betrieb nebenbei fortwährend ein kleines Räubergeschäft; sie war eine Partnerin Raleighs, des Herzogs von Cumberland und anderer Großen und verdiente dabei viel Geld. Im Jahre 1592 betrug ihr Gewinnanteil von einem einzigen glücklichen Fange — ein portugiesisches Schiff war das Opfer — nach offizieller Aufzeichnung 80 000 Pfund oder 600 000 Mark. Im September 1589 gingen mehrere spanische Fahrzeuge, die von den Engländern hart verfolgt wurden, an den Azoren unter; der Verlust betrug 300 Millionen Mark. In demselben Jahre eroberte ein englisches Raubschiff eine spanische Fregatte, die Feuer fing und verbrannte; mit ihr gingen 180 Millionen Mark zu Grunde. Delmar berichtet in seiner „Geschichte der Edelmetalle,“ zwischen 1492 und 1600 sei aus Amerika eine Summe von 2000 Millionen Mark nach Europa verschifft worden; aber mehr denn ein Drittel liege wahrscheinlich auf dem Grunde des Ozeans. So erscheint es als keine Fabel mehr, von versunkenen Schätzen zu reden. In unsern Tagen sind öfters Aktiengesellschaften gegründet worden, um einen Teil des Verlorenen zu gewinnen. So bildete sich in New York in den siebziger Jahren eine, die den Schätzen des von romantischem Schimmer verklärten Piraten Kapitän Kidd nachspüren wollte. Ein Erfolg ward indessen nicht erzielt.

Die Entvölkerung Frankreichs.

Daß die Bevölkerung Frankreichs in weit geringerem Grade wächst, als diejenige anderer europäischer Länder, war seit lange bekannt. Neuere Untersuchungen zeigen, daß der Schaden ein sehr beträchtlicher ist und daß die altfranzösische Bevölkerung gegenüber einer neuen, einwandernden mit der Zeit in die Minderheit geraten wird. Besonders ist es ein französischer Gelehrter, G. de Lapouge, welcher seinen Landsleuten einen warnenden Spiegel vorhält, indem er zum erstenmal die Abnahme der Geburten für einen längeren Zeitraum zusammenstellte. Er fand danach, daß die Zahl der Geburten auf je 10 000 Einwohner Frankreichs betrug:

1770—1780	380
1811—1820	316
1831—1840	289
1851—1860	267
1869—1880	245

Für das Jahr 1885 beträgt die Zahl schon 235, zeigt also abermals eine Abnahme. Während nun in hundert Jahren die Zahl der Geburten um einen so bedeutenden Prozentsatz sank, stieg dieselbe in anderen Ländern oder blieb wenigstens sich gleich. Selbst die Schweiz mit 297 Geburten auf 10 000 steht noch über Frankreich; in England beträgt die Zahl 337, in Österreich 381, in Preußen 384, in Sachsen 400, in Rußland gar 500. Allerdings ist in den meisten dieser Länder die Kindersterblichkeit größer als in Frankreich, wo die wenigen geborenen Kinder verhältnismäßig besser gepflegt und aufgebracht werden. Auch ist die mittlere Lebensdauer in Frankreich gut; d. h. die Leute werden dort durchschnittlich ziemlich alt.

Im allgemeinen ist die Bevölkerung Frankreichs jetzt stationär geworden, denn so kann man wohl die geringe Vermehrung derselben um 80 000 Seelen jährlich nennen, während die Jahreszunahme in England, Deutschland, Rußland und den Vereinigten Staaten zwischen einhalb und zwei Millionen schwankt. Die Zunahme Frankreichs, so gering sie ist, wird aber nicht einmal durch die Geburten, sondern durch die Einwanderung bewirkt. Herr de Lapouge weist nach, daß bereits über eine Million Ausländer sich in Frankreich angesiedelt haben, daß dort schon auf sechsunddreißig Einheimische ein Fremder kommt. In der Provence machen sich die Italiener bemerkbar; „die Deutschen kolonisieren in so kompakten Massen die östlichen Departements, daß sie in gewissen Landgemeinden schon den vorwiegenden Einfluß ausüben und dort die Hoffnung nicht verbergen, einmal mit dem Mutterlande vereinigt zu werden.“ So Herr de Lapouge; aber er vergißt, diese Landgemeinden uns namhaft zu machen. In Deutschland, wo man doch auch über die ausgewanderten Landeskinder unterrichtet ist, weiß man nichts von solchen germanisierten französischen Dörfern. Von Norden her, heißt es dann weiter, dringen die Belgier, zumal die germanischen Flamländer vor, bis nach Paris hin, wo sie mit dem Strom der einwandernden Deutschen zusammenstoßen. In dem einen Dorfe Mitry-Mory, 28 Kilometer von Paris entfernt, welches eine ganz ackerbauende Bevölkerung hat, leben unter den 1442 Einwohnern schon 59 ansässige Deutsche und Flamländer; und so in zahlreichen anderen Orten. Wie gesagt,



7 Potsdam
8 Brandenburg (v. Goldfus)
6 Breslau O (v. Seydewitz)
7 Breslau W (Kräcker)
8 Neumarkt (Herzog v. Ratibor)
9 Schweidnitz (Dr. v. Kulmiz)
10 Waldenburg (Webski)
11 Reichenbach (Dr. Porsch)
12 Glatz (v. Hüne)
13 Münsterberg (Graf v. Chamaré)
1 Grünberg (F. Carolath-Beuth.)
2 Sagan (Schmidt)
Reg.-Bez. Breslau
R.-Bez. Liegnitz

„des weißen Mannes Gott." Schmuggelei und Seeräuberwesen blühten und entsittlichten die Welt; spanische Schriftsteller berichten häufig von Summen von über anderthalb Million Mark, die geschmuggelt wurden. Der Seeraub wurde ein lohnendes Geschäft, das enormen Ertrag gewährte. War der Flibustier nur einmal oder zweimal glücklich, so hatte er auf Jahre seine Unkosten gedeckt. Der holländische Reisende van Linschoten erzählt, das geringstwertige Schiff der portugiesischen Flotte, die alljährlich einmal von Indien eintraf, habe eine Ladung geführt, die eine Summe von vierzehn Millionen Mark repräsentierte. Der französische Kapitän Vigneuil lief auf gutes Glück mit einem bewaffneten Schoner aus Brest aus; nach wenigen Tagen stieß er auf ein spanisches Schiff, das er nach kurzem Kampfe eroberte und dessen Ladung über $3^1/_2$ Millionen Mark wert war. Die Kosten des „Seeräubers" beliefen sich nach einem Berichte von 1581 für acht Schiffe mit sechs großen Booten auf etwas über 200 000 Mark auf vier Monate. Ein Engländer, Philips, erzählt, daß 1580 eine spanische Flotte von siebenunddreißig Schiffen von Mexiko nach Spanien segelte; sämtliche Fahrzeuge waren mit Gold und Silber, mit Gewürz, Cochenille und Perlen so schwer beladen, daß die Mannschaft sich gar nicht hätte verteidigen können, wenn es zum Kampfe gekommen wäre. Diese Flotte kam durch einen Zufall glücklich an, obwohl die Feinde ihr auflauerten; aber wie oft wurden die Silberflotten geplündert, und wie oft gingen sie unter?

Die kluge Königin Elisabeth von England betrieb nebenbei fortwährend ein kleines Räubergeschäft; sie war eine Partnerin Raleighs, des Herzogs von Cumberland und anderer Großen und verdiente dabei viel Geld. Im Jahre 1592 betrug ihr Gewinnanteil von einem einzigen glücklichen Fange — ein portugiesisches Schiff war das Opfer — nach offizieller Aufzeichnung 80 000 Pfund oder 600 000 Mark. Im September 1589 gingen mehrere spanische Fahrzeuge, die von den Engländern hart verfolgt wurden, an den Azoren unter; der Verlust betrug 300 Millionen Mark. In demselben Jahre eroberte ein englisches Raubschiff eine spanische Fregatte, die Feuer fing und verbrannte; mit ihr gingen 180 Millionen Mark zu Grunde. Delmar berichtet in seiner „Geschichte der Edelmetalle," zwischen 1492 und 1600 sei aus Amerika eine Summe von 2000 Millionen Mark nach Europa verschifft worden; aber mehr denn ein Drittel liege wahrscheinlich auf dem Grunde des Ozeans. So erscheint es als keine Fabel mehr, von versunkenen Schätzen zu reden. In unsern Tagen sind öfters Aktiengesellschaften gegründet worden, um einen Teil des Verlorenen zu gewinnen. So bildete sich in New York in den siebziger Jahren eine, die den Schätzen des von romantischem Schimmer verklärten Piraten Kapitän Kidd nachspüren wollte. Ein Erfolg ward indessen nicht erzielt.

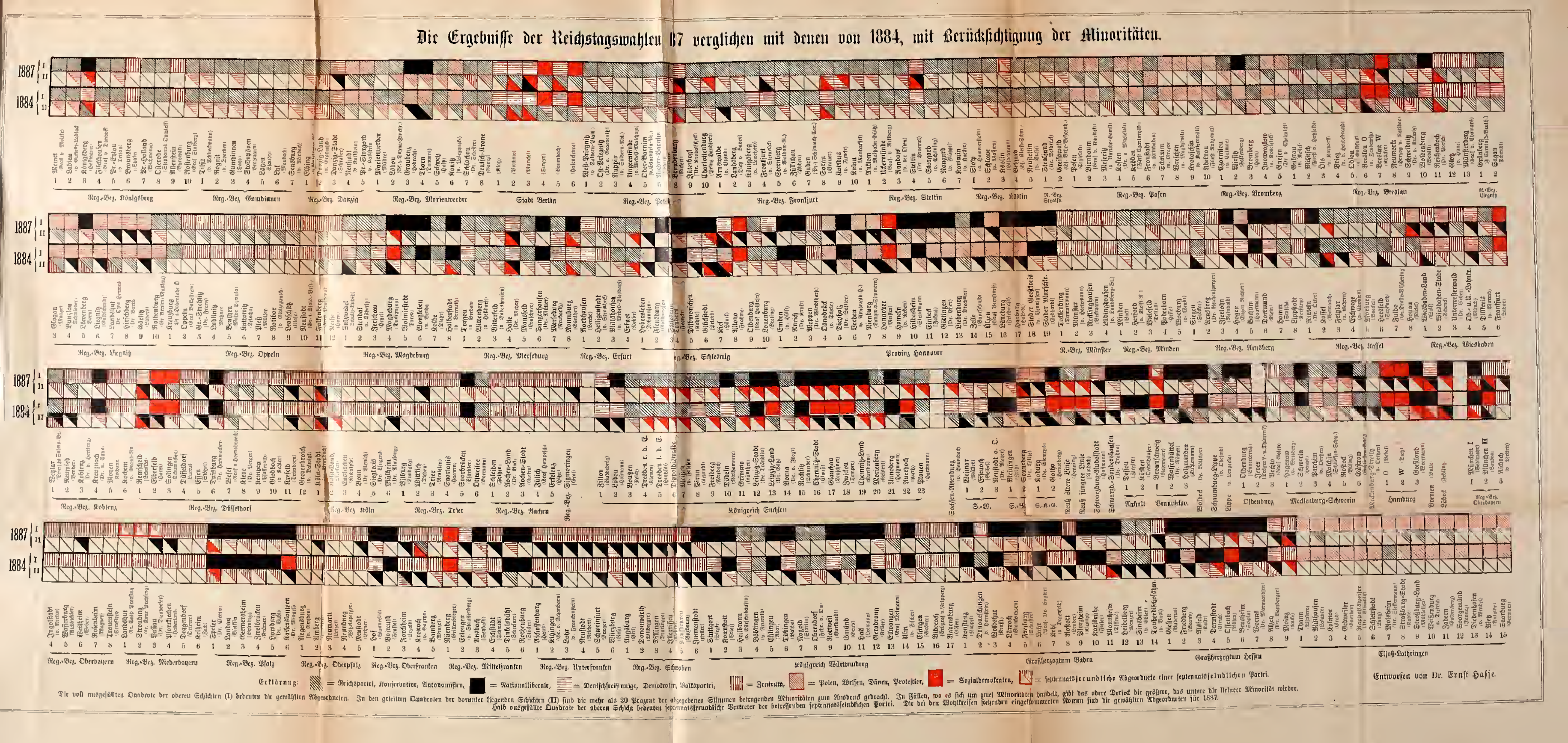
Die Entvölkerung Frankreichs.

Daß die Bevölkerung Frankreichs in weit geringerem Grade wächst, als diejenige anderer europäischer Länder, war seit lange bekannt. Neuere Untersuchungen zeigen, daß der Schaden ein sehr beträchtlicher ist und daß die altfranzösische Bevölkerung gegenüber einer neuen, einwandernden mit der Zeit in die Minderheit geraten wird. Besonders ist es ein französischer Gelehrter, G. de Lapouge, welcher seinen Landsleuten einen warnenden Spiegel vorhält, indem er zum erstenmal die Abnahme der Geburten für einen längeren Zeitraum zusammenstellte. Er fand danach, daß die Zahl der Geburten auf je 10 000 Einwohner Frankreichs betrug:

1770—1780	380
1811—1820	316
1831—1840	289
1851—1860	267
1869—1880	245

Für das Jahr 1885 beträgt die Zahl schon 235, zeigt also abermals eine Abnahme. Während nun in hundert Jahren die Zahl der Geburten um einen so bedeutenden Prozentsatz sank, stieg dieselbe in anderen Ländern oder blieb wenigstens sich gleich. Selbst die Schweiz mit 297 Geburten auf 10000 steht noch über Frankreich; in England beträgt die Zahl 337, in Österreich 381, in Preußen 384, in Sachsen 400, in Rußland gar 500. Allerdings ist in den meisten dieser Länder die Kindersterblichkeit größer als in Frankreich, wo die wenigen geborenen Kinder verhältnismäßig besser gepflegt und aufgebracht werden. Auch ist die mittlere Lebensdauer in Frankreich gut; d. h. die Leute werden dort durchschnittlich ziemlich alt.

Im allgemeinen ist die Bevölkerung Frankreichs jetzt stationär geworden, denn so kann man wohl die geringe Vermehrung derselben um 80 000 Seelen jährlich nennen, während die Jahreszunahme in England, Deutschland, Rußland und den Vereinigten Staaten zwischen einhalb und zwei Millionen schwankt. Die Zunahme Frankreichs, so gering sie ist, wird aber nicht einmal durch die Geburten, sondern durch die Einwanderung bewirkt. Herr de Lapouge weist nach, daß bereits über eine Million Ausländer sich in Frankreich angesiedelt haben, daß dort schon auf sechsunddreißig Einheimische ein Fremder kommt. In der Provence machen sich die Italiener bemerkbar; „die Deutschen kolonisieren in so kompakten Massen die östlichen Departements, daß sie in gewissen Landgemeinden schon den vorwiegenden Einfluß ausüben und dort die Hoffnung nicht verbergen, einmal mit dem Mutterlande vereinigt zu werden." So Herr de Lapouge; aber er vergißt, diese Landgemeinden uns namhaft zu machen. In Deutschland, wo man doch auch über die ausgewanderten Landeskinder unterrichtet ist, weiß man nichts von solchen germanisierten französischen Dörfern. Von Norden her, heißt es dann weiter, dringen die Belgier, zumal die germanischen Flamländer vor, bis nach Paris hin, wo sie mit dem Strom der einwandernden Deutschen zusammenstoßen. In dem einen Dorfe Mitry-Mory, 28 Kilometer von Paris entfernt, welches eine ganz ackerbauende Bevölkerung hat, leben unter den 1442 Einwohnern schon 59 ansässige Deutsche und Flamländer; und so in zahlreichen anderen Orten. Wie gesagt,



Die Ergebnisse der Reichstagswahlen 1887 verglichen mit denen von 1884, mit Berücksichtigung der Minoritäten.
Reg.-Bez. Königsberg
Reg.-Bez. Gumbinnen
Reg.-Bez. Danzig
Reg.-Bez. Marienwerder
Stadt Berlin
Reg.-Bez. Potsdam
Reg.-Bez. Frankfurt
Reg.-Bez. Stettin
Reg.-Bez. Köslin
Reg.-Bez. Posen
Reg.-Bez. Bromberg
Reg.-Bez. Breslau
Reg.-Bez. Liegnitz
Reg.-Bez. Oppeln
Reg.-Bez. Magdeburg
Reg.-Bez. Merseburg
Reg.-Bez. Erfurt
Reg.-Bez. Schleswig
Provinz Hannover
Reg.-Bez. Münster
Reg.-Bez. Minden
Reg.-Bez. Arnsberg
Reg.-Bez. Kassel
Reg.-Bez. Wiesbaden
Reg.-Bez. Koblenz
Reg.-Bez. Düsseldorf
Reg.-Bez. Köln
Reg.-Bez. Trier
Reg.-Bez. Aachen
Königreich Sachsen
Anhalt
Braunschweig
Oldenburg
Mecklenburg-Schwerin
Hamburg
Reg.-Bez. Oberbayern
Reg.-Bez. Niederbayern
Reg.-Bez. Pfalz
Reg.-Bez. Oberpfalz
Reg.-Bez. Oberfranken
Reg.-Bez. Mittelfranken
Reg.-Bez. Unterfranken
Reg.-Bez. Schwaben
Königreich Württemberg
Großherzogtum Baden
Großherzogtum Hessen
Elsaß-Lothringen
Erklärung: = Reichspartei, Konservative, Autonomisten, = Nationalliberale, = Deutschfreisinnige, Demokraten, Volkspartei, = Zentrum, = Polen, Welfen, Dänen, Protestler, = Sozialdemokraten, = septennatsfreundliche Abgeordnete einer septennatsfeindlichen Partei.
Die voll ausgefüllten Quadrate der oberen Schichten (I) bedeuten die gewählten Abgeordneten. In den geteilten Quadraten der darunter liegenden Schichten (II) sind die mehr als 20 Prozent der abgegebenen Stimmen betragenden Minoritäten zum Ausdruck gebracht. In Fällen, wo es sich um zwei Minoritäten handelt, gibt das obere Dreieck die größere, das untere die kleinere Minorität wieder.
Halb ausgefüllte Quadrate der oberen Schicht bedeuten septennatsfreundliche Vertreter der betreffenden septennatsfeindlichen Partei. Die bei den Wahlkreisen stehenden eingeklammerten Namen sind die gewählten Abgeordneten für 1887.
Entworfen von Dr. Ernst Hasse.

dieses ist nur die ansässige fremde Bevölkerung, zu der noch eine flottierende von Arbeitern und Handwerkern kommt. De Lapouge führt Orte bei Paris an (wie la Villette-aux-Aulnes), wo die heimische, französische Bevölkerung zu gewissen Jahreszeiten sich in der Minderheit befindet, und dabei sind in allen Fällen die naturalisierten Fremden den Franzosen beigezählt.

Zur Zeit Ludwigs XIV war Frankreich der absolut volkreichste Staat in Europa. Jetzt hat das europäische Rußland 90, Deutschland 48, Großbritannien, Frankreich und Österreich-Ungarn je 38 Millionen Einwohner; selbstverständlich ohne die Kolonieen. Im Anfang unsers Jahrhunderts, als Frankreich noch an der Spitze stand, hatte Rußland 30 und Großbritannien 12 Millionen Einwohner. In 14 Jahren geht das Jahrhundert seinem Ende entgegen, und nach einer Berechnung, die als ziemlich genau angenommen werden darf, zählt dann Rußland über 100, Deutschland 57, Großbritannien 43 Millionen Seelen; Österreich-Ungarn wird dann Frankreich stark überholt haben, und Italien, das heute 30 Millionen Einwohner hat, wird mindestens in bezug auf Einwohnerzahl Frankreich gleichstehen. Von dem volkreichsten Staate Europas im Beginn des Jahrhunderts ist es alsdann auf die sechste Stufe gerückt!

Es liegt auf der Hand, sagt Herr de Lapouge, zu welchen militärischen und wirtschaftlichen Katastrophen eine solche Lage führen muß. Es gibt Volkswirte, welche Frankreich beglückwünschen, daß es weniger Kinder und mehr Millionen sammelt. Aber, so denkt der weiter sehende Franzose, dem wir gefolgt sind: Milliarden anhäufen und keine Arme haben, um sie zu verteidigen, c'est travailler pour le roi de Prusse. (Das heißt für den König von Preußen arbeiten. Ein französisches Sprichwort.)

Bewirtung fürstlicher Gäste in einem gräflichen Hause.

Gräfin Barbara von Öttingen schreibt unterm 3. August 1608 an ihren Vetter, Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm:

E. L. Schreiben vom 1 August ist mir d. 2 dieß behändigt worden, daraus ich vernommen, daß E. L. Herr Vetter sich zu derselbigen Zeit nicht eigentlich resolviren hat können, wann S. L. wieder zu Rottenburg aufbrechen werde: die weil aber die Zeit als fort flößt, bitte ich E. L. noch einmal gantz freundlich, wöllen mich nur so weit Vorher berichten, wann E. L. beyd kommen werden, daß man zuvor eine alte Kuh kann schlachten und ein altbaches Brott im Hauß kann haben, da uns E. L. und auch mein H. Bruder oft so zeitlich zu wissen thun, daß wir oft kein Brott im Hauß haben ꝛc. R. F.

Londoner Sozialisten in der Kirche.

Von B. A. Schleicher.

Die Sozialisten der englischen Hauptstadt sind zwar trotz des großen Aufsehens, welches sie in der letzten Zeit erregt haben, nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Londoner Arbeiterbevölkerung; aber sie verstehen das Lärm- und Reklamemachen ganz gründlich und haben sich offenbar vorgenommen, aus der gegenwärtigen allgemeinen Arbeitslosigkeit möglichst viel Kapital für ihre eigene Sache herauszuschlagen. Sie haben sich deshalb zu Vorkämpfern der beschäftigungslosen Arbeiter aufgeworfen, und da in einer Fünfmillionenstadt, wo es von müßigem Gesindel aller Art wimmelt, es nicht schwer hält, eine durch ihre kolossale Größe imponierende Riesenvolksversammlung zusammenzubringen, so haben sie bisher durch fortwährende „Massenmeetings“ im Hydepark und Monstredemonstrationen auf dem Trafalgarplatze die „Geldprotzen“ ins Bockshorn zu jagen und die Arbeiter auf ihre Seite zu ziehen versucht. Aber als man jüngst wieder eine solche Versammlung abhalten wollte, stellte es sich heraus, daß das Arbeiterpublikum derselben nachgerade überdrüssig geworden sei, und man mußte deshalb etwas Neues erfinden, um das erlahmende Interesse der unteren Volksschichten wieder zu beleben. So verfiel denn ein Sozialistenführer auf den Gedanken, daß man ja des Sonntags in gewaltigen Prozessionen nach den Kirchen marschieren könne, um dort den Gottesdienst der „schlotternden Kapitalisten“ durch kommunistische Gefühlsäußerungen zu unterbrechen. Seit dem Anfange dieses Jahres sind also bei den Londoner Sozialisten die sogenannten „Kirchenparaden“ die beliebteste Form der Reklame. Schon die Woche vorher wird in der ganzen Stadtgegend durch große Plakate mit roten Buchstaben bekannt gemacht, daß am Sonntag Morgen nach der und der Kirche eine Prozession stattfinden werde, und Teilnehmer werden gebeten, sich um die und die Zeit an einem gewissen Sammelpunkte einzustellen. Da der englische Arbeiter, der am Sonntag nichts zu thun hat und prinzipiell nicht in die Kirche geht, das Ganze für einen Hauptspaß hält, so gehen natürlich Hunderte hin, nur um, wie sie sagen, „einen Ulk zu haben.“ Um die festgesetzte Stunde erscheinen fünf bis sechs Sozialdemokraten mit roten Fahnen, auf denen Inschriften wie „Der Tod ist der Sünde Sold, und der Arbeiter Sold ist ein langsamer Hungertod,“ „Ihr Grundbesitzer und Kapitalisten, Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht,“ oder „Wir wollen nicht Rache, sondern Gerechtigkeit“ zu lesen stehen. Nun werden Reden gehalten, in welchen mit den gewöhnlichen Kraftphrasen die Religion der Kirche als eine schlaue Kapitalistenmaßregel zur Niederhaltung des geknechteten Volkes hingestellt wird: nachdem dadurch die Anwesenden in die richtige Stimmung gebracht sind, wird die Prozession formiert und wälzt sich sodann lawinenartig anschwellend der Kirche zu, gefolgt von einer zahlreichen Polizistenpatrouille und beduinenartig umringt von unzähligen schrillpfeifenden Straßenjungen. Da die Polizei es ihnen nicht erlaubt, die roten Fahnen mit in die Kirche zu nehmen, so werden dieselben draußen an der Thür aufgestellt, und die ganze Menschenmenge ergießt sich sodann mit nicht geringem Getöse in das Gotteshaus — zum Entsetzen der anständigen Kirchgänger, welche ihnen denn auch ängstlich zusammenrückend Platz machen.

Während des Gottesdienstes verhält sich nun zwar die Mehrzahl der Arbeiter ziemlich ruhig und fügen sich sogar in die äußeren gottesdienstlichen Formen. Aber die eigentlichen Sozialisten und ihre Spießgesellen gebärden sich um so frecher, stecken sich Pfeifen an, holen Zeitungen hervor und thun alles was sie nur irgendwie können, um ihre Mißachtung des Gotteshauses auszudrücken. Während das Gebet für die Königin und die königliche Familie verlesen wird, läßt sich in der ganzen Kirche ein lautes und anhaltendes Zischen vernehmen. Wenn nun aber gar nach englischem Kirchengebrauch die zehn Gebote mit deutlicher Stimme verlesen werden, und die Reihe an das siebente kommt, so wird dasselbe mit allgemeinem ironischen Beifallrufen und Hohngelächter begrüßt: denn bekanntlich meinen die Sozialisten, die Kapitalisten seien die eigentlichen Diebe, welche dem Arbeiter den Lohn seines sauren Schweißes entwenden. Auch während der Predigt finden fortwährende Unterbrechungen statt. Es wird Beifall gerufen, gelacht, gezischt und geheult, gerade als ob sich die Eindringlinge in ihrem eigenen Versammlungslokale befänden. Wenn z. B. gesagt wird, daß die Bitterkeit des Lebens sich ziemlich gleich auf reich und arm verteilt, so muß es sich der Prediger gefallen lassen, daß diese Behauptung durch stürmische Rufe als eine Lüge gebrandmarkt wird. Bei irgend einer Stelle, welche den Sozialisten ganz besonders mißfällt, stehen dieselben ganz einfach alle auf und marschieren mit lautem Getrampel zur Kirche hinaus. Es werden dann auf irgend einem freien Platze noch Volksreden gehalten, in denen man die Predigt einer eingehenden kommunistischen Kritik unterwirft, und eine ähnliche gottesdienstliche Störung auf den nächsten Sonntag verabredet.

Diesen Belästigungen stehen die Londoner Gemeinden fast ganz wehrlos gegenüber. Denn man kann es ja den Leuten nicht verbieten, in die Kirche zu kommen; und sind sie einmal da, so würde polizeiliches Einschreiten gegen eine so große Menschenmenge noch ein schlimmeres Übel sein als die Gegenwart der ungeschlachten Gäste. Aber das englische Volk läßt nicht mit sich spaßen, wenn seinen religiösen Gefühlen zu nahe getreten wird, und die Sozialisten befinden sich auf dem besten Wege, die Geduld des Publikums zu erschöpfen und geschärfte gesetzliche Verordnungen auf sich herabzuziehen.

Biblische Thatsachen im Lichte alter Denkmäler.

Es gibt kein Buch auf der Erde, über das schon so viel geschrieben worden ist, wie über die Bibel, und vielleicht keinen Abschnitt derselben, der eine größere Litteratur hervorgerufen hat als die Schöpfungsgeschichte. Jedes Wort derselben ist aufs sorgfältigste untersucht worden, bald von Gelehrten, die den ihm zu Grunde liegenden Sinn durchdringen und gegen die Angriffe der Feinde verteidigen wollten, bald von solchen, die mit der Fackel der Kritik Irrtümer und Mängel nachzuweisen versuchten. Lange Zeit konnte dieser Streit von beiden Teilen nur auf Grund der Beweismittel geführt werden, die einerseits das Studium der Bibel selbst und anderseits die zum Teil selbst Zweifel erregenden Nachrichten aus dem klassischen Altertum, die Berichte der Griechen und Römer an die Hand geben.

Anders heutzutage. Die Lichtquelle von Erkenntnis, welche die wunderbaren Entdeckungen der letzten fünfzig Jahre für das Altertum des Morgenlandes erschlossen haben, ist auch auf das über der Schöpfungsgeschichte schwebende Dunkel nicht ohne Einwirkung geblieben und hat die hellsten Aufklärungen über die wichtigsten Perioden der biblischen Geschichte gebracht. Aus unterirdischem Kerker sind die authentischen Zeugen der ägyptischen, babylonischen und assyrischen Geschichte und Kultur befreit, ihre Zunge zu lebendigen Worten gelöst worden. Eine tote Welt ist zu neuem Leben erweckt durch den Spaten der Ausgrabungen und die Entzifferung der Gelehrten. Die Namen eines Sanherib, Nebukadnezar und Cyrus, die wir von Kindheit an im Gedächtnis hatten, aber mit ihnen nur schattenhafte Begriffe einer unbekannten Welt verknüpften, sie nehmen jetzt vor unsern Augen Gestalt an, und wir können sogar in ihr Privatleben eindringen und ihre religiösen Ideen verfolgen.

Alle diese Forschungen nun, welche in den letzten Jahrzehnten zur Erleuchtung der Bibel aus altorientalischen Denkmälern dienen können, hat einer der vortrefflichsten und zugleich geschmackvollsten Gelehrten Englands, der Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Oxford A. H. Sayce, zusammengefaßt und nun in einem Werke herausgegeben, welches in der deutschen Ausgabe den Titel führt: Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen (Leipzig, O. Schulze). Es ist ein Buch, schön ausgestattet, das gleichmäßig dem Gelehrten wie dem Laien dienlich ist, das aber jedem gebildeten Bibelleser, der es zur Hand nimmt, große Freude bereiten wird, wie am besten die nachstehenden Mitteilungen aus dem reichen Inhalte darthun werden.

Unzweifelhaft erkennen wir aus den alten Denkmälern, daß man die Lage des Paradieses in Babylonien zu suchen hat. Der Garten, den Gott pflanzte, war in Eden, und Eden war, wie wir aus den keilinschriftlichen Aufzeichnungen erfahren, das alte Wort für „das Feld" oder „die Ebene" Babyloniens, wo die ersten lebenden Wesen erschaffen wurden. Die Flüsse des Paradieses sind unter den Flüssen und Kanälen Babyloniens wiederzufinden. An Euphrat und Tigris (letzterer in der alten Sprache Babyloniens Idigla, in der Bibel Hiddekhel genannt) schließen sich der Pischon (babylonisch: Kanal) und der Gihon.

Treulich haben die alten Keilinschriften uns auch den Bericht von der Sintflut überliefert, welche eintrat infolge der Verderbtheit des Menschengeschlechtes. Zwar gibt es über die ganze Erde zerstreut Sintflutberichte bei den verschiedensten Völkern, nirgends aber außer im alten Testament und in der babylonischen Erzählung ist die Veranlassung zur Flut als eine moralische hervorgehoben. Der von G. Smith entdeckte chaldäische Sintflutbericht deckt sich mit dem biblischen: Sisuthros, der akkadische Noah, entgeht hier dem allgemeinen Verderben ebenso wie in

der biblischen Erzählung wegen seiner Frömmigkeit in einem Schiffe, die Vernichtung der übrigen Menschen ist die Strafe ihrer Sünden. Im Lande Nizir stand nach dem Keilschriftberichte das Fahrzeug des Sisuthros fest, und dieses Land gehört zu den Gebirgsländern im Nordosten Babyloniens; der Berg von Nizir entspricht dem Rowandiz, dem höchsten Gipfel dieses Teiles von Asien, und in ihm ist der biblische Ararat zu suchen.

Nach der Flut, heißt es in der Genesis, wanderten die Menschen von Osten aus weiter, bis sie in die Ebene von Sinnar kamen, wo sie den Turm von Babel bauten in der vergeblichen Hoffnung, zum Himmel hinanzusteigen. Gott aber verwirrte ihre Sprache und zerstreute sie über die Erde hin. Die Beziehungen dieser Erzählung zu Sinnar und Babylonien machten es wahrscheinlich, daß wir auch hierfür einen babylonischen Bericht über die Sprachverwirrung finden würden, ähnlich der babylonischen Sintfluterzählung. G. Smith hat nun in der That einige Bruchstücke von Keilschrifttexten entdeckt, die sich auf den Turmbau von Babel beziehen. Dieselben berichten, es hätten gewisse Leute „gegen den Vater aller Götter sich widersetzt," die Gesinnungen ihrer Anführer „seien schlecht gewesen." Sie hätten versucht, in Babylon „einen Tel" oder ein hügelförmiges Gebäude zu bauen, der Wind aber habe ihr Werk zerstört und es habe „Anu Groß und Klein auf dem Walle verwirrt," ebenso wie ihre Sprache. Das Wort, welches im Assyrischen für „verwirren" gebraucht wird, ist dasselbe wie in der Bibel.

Unmittelbar auf die Sprachverwirrung folgte die Zerstreuung des Menschengeschlechtes. Die Erde ward wiederum bevölkert von den Nachkommen der drei Söhne Noahs, Sem, Ham und Japhet. Sem entspricht dem assyrischen samu = olivenfarbig, Ham = hamu, schwarz und Japhet = iphat, weiß. Die Aufzählung der von ihnen stammenden Völker in dem zehnten Kapitel der Genesis (Völkertafel) wird nun durch die assyrischen Inschriften bestätigt, die außerdem noch manches neue Licht über dieselben verbreiten.

Gehen wir weiter in der biblischen Geschichte, so geben uns die Keilschriften zunächst Auskunft über die Person Abrahams. Der ursprüngliche Name Abrahams, Aburamu oder Abram, „der erhabene Vater" kommt auf altbabylonischen Tontäfelchen vor. Sarah ist das assyrische Wort sarrat, Königin. Auch die Lage des Geburtsortes von Abraham, Ur in Chaldäa, ist entdeckt worden und man weiß genau, daß an seiner Stelle das heutige Mugheir am westlichen Euphratufer steht. Von hier war Abraham nach Haran im Norden von Mesopotamien ausgewandert; daß er nach einer so fernen Stadt zog, erregte Bedenken bei den Auslegern, aber die Keilinschriften haben auch dieses Rätsel gelöst und gezeigt, daß in jener Zeit Ur und Haran zu demselben Bezirke gehörten und durch eine Straße verbunden waren.

Der Schauplatz der biblischen Geschichte ist von jetzt ab Ägypten und wir müssen von nun an die ägyptischen Denkmäler statt der babylonisch-assyrischen zur Aufstellung heranziehen. Die Geschichte Josephs wird durch die Hieroglyphen bestätigt und in vieler Beziehung erläutert. Als Pharao Joseph „zum Herrscher über ganz Ägyptenland gemacht hatte," gab er ihm (1. Moses 41, 45) einen neuen Namen Zaphnath-paaneah, was Luther „heimlicher Rat" übersetzt. Nach Brugsch aber entspricht dieser Name dem ägyptischen Za paunt pa-aa-anh, „Herrscher des Bezirks des Lebensplatzes," worunter die hebräischen Ansiedlungen in Gosen zu verstehen sind. Sieben Hungerjahre, wie sie Joseph voraussagt, sind in Ägypten ein seltenes Vorkommnis, aber daß große Hungersnöte gerade zur Zeit Josephs in Ägypten vorkamen, wird durch die Inschriften bestätigt, wie denn auch die bekannte Geschichte Josephs, die im Hause Potiphars spielt, in einer ägyptischen Erzählung aus dem XIII. vorchristlichen Jahrhundert vorkommt.

Über die Zeit des Auszugs der Kinder Israel aus Ägyptenland und über den Pharao der Unterdrückung ist viel gestritten worden. Diese Fragen sind aber nun endgiltig entschieden worden durch einen neuen Fund, der in der Nähe von Tel-el-Kebir gemacht wurde, das aus dem letzten englisch-ägyptischen Kriege bekannt geworden ist. Naville, der dort Ausgrabungen vorgenommen hat, fand Inschriften, welche zeigten, daß er die Stadt Pithom-Sukkot gefunden habe, und aus denen auch hervorging, daß Ramses II deren Gründer war. Jene Städte waren von den Israeliten für den Pharao erbaut worden und waren (2. Moses 1, 11) „Schatzhäuser." Naville hat in der That die 200—300 Meter langen Schatzkammern aufgefunden und damit eine neue Bestätigung für die Richtigkeit der Bibeldarstellung gegeben. Interessant ist es auch, zu erfahren, daß der Name des Befreiers der Juden aus der ägyptischen Knechtschaft, Moses, ägyptischen Ursprunges ist. Mesu bedeutet „Sohn" und kommt häufig als Name in ägyptischen Urkunden vor; daß dieser Name „Sohn" besonders passend für ein von einer ägyptischen Dame adoptiertes Kind war, liegt auf der Hand.

Moderne Entdeckungen haben bis jetzt nur wenig Licht auf die Periode israelitischer Geschichte geworfen, welche sich von der Eroberung Kanaans bis zur Zeit, zu welcher das Königreich Davids in die beiden Reiche Israel und Juda zerrissen wurde, erstreckt. Die begrabenen Ruinen Phöniziens sind noch nicht durchforscht worden; wir sind noch immer, abgesehen von den biblischen Berichten, mit unserer Kenntnis von Hiram, dem tyrischen Könige, dem Freunde Davids und Salomos, auf die Angaben der klassischen Schriftsteller beschränkt. Und dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß es schon Staatsarchive in den Hauptstädten Phöniziens gab und daß sich im Baalstempel zu Tyrus eine Bibliothek befand. Die Phönizier hatten von den Ägyptern das Alphabet erhalten und es den semitischen Völkern und Griechen übermittelt. Wo aber waren, abgesehen von den jüngeren phönizischen Inschriften, ältere, mit der biblischen Geschichte gleichzeitige und diese bestätigende semitische Schriftdenkmäler? Erst in den letzten siebzehn Jahren sind solche gefunden worden. Zuerst im Sommer 1869 wurde der berühmte moabitische Stein oder die Mesainschrift in Ostjordanland von dem deutschen Missionar Klein entdeckt und — nach mancherlei

Fährlichkeit — in Paris geborgen. Beim Lesen der altphönizischen Schrift stellte es sich heraus, daß es ein Bericht Meschas, Königs von Moab, war, von dem 2. Könige 3 erzählt wird, wie er siegreich den Israeliten widerstand. Und auf dem Stein nun beschreibt Mescha selbst, die Bibel gleichsam kommentierend, seinen erfolgreichen Feldzug! Es sind dieselben Phrasen und Namen, wie im alten Testament. Ein zweiter interessanter Schriftfund ist dann in Jerusalem selbst durch den Baurat Schick gemacht worden (1880), eine Inschrift am Stollen des Siloahteiches, die unbedingt so alt wie die Zeit Jesaias, vielleicht noch älter ist. Die von Professor Guthe entzifferte, auf den Stollenbau bezügliche Inschrift ist das reinste Hebräisch der Bibel und bestätigt die Berichte über die Quellenleitungen Hiskias (2. Chron. 32, 30.).

So wie wir hier für einzelne Kapitel der Bibel es näher ausgeführt haben, führt uns Professor Sayce noch weiter an der Hand der alten Denkmäler, überall die Schrift bestätigend, durch die Geschichte Israels bis hinab zu der babylonischen Gefangenschaft. Wir müssen aber darauf verzichten, ihm hier weiter zu folgen, sondern verweisen den Leser auf das Werk selbst.

Ein alter Kakadu.

Kürzlich starb in Sydney (Australien) ein Kakadu, welcher neunzig Jahre im Besitze einer Familie gewesen war. Man irrt wohl kaum, wenn man das Alter des Vogels auf hundert Jahre schätzt, da er schon über die ersten Jugendjahre hinaus war, als ihn sein ehemaliger Besitzer, der längst verstorbene Mr. Wentworth, als Knabe kaufte, um ihn sprechen zu lehren. Der Kakadu konnte sehr gut sprechen, sein Lieblingsausdruck jedoch war „Good bye“ (Lebe wohl). Es war auch das letzte Wort, welches er einige Minuten vor seinem Ende, ehe er tot von der Stange fiel, dem Dienstmädchen zurief, als er dessen Schritt vernahm. Der arme Vogel litt während seiner letzten Lebensjahre am grauen Staar und war völlig erblindet und federlos bis auf einige wenige Federn an der Spitze der Flügel.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Von Leopold Witte.

Es ist bereits der zwölfte Band und das 84. Heft, womit die Herausgeber dieser vortrefflichen Broschürenreihe die christliche Leserwelt beschenkt haben. Zuerst von dem Oberkirchenrat Mühlhäußer und Professor Geffcken ins Leben gerufen, wird das Unternehmen gegenwärtig vom Freiherrn v. Ungern-Sternberg in Berlin und Pfarrer Schlosser in Frankfurt am Main weiter geführt. Zuerst erschienen jährlich sechs Hefte, jetzt gibt die Verlagshandlung, Gebrüder Henninger in Heilbronn, deren in jedem Jahre acht aus, und fast jede neue Nummer bringt eine gute Gabe, so daß der bescheidene Abonnementspreis von 5 Mark pro Band gering genug erscheint.

Aus den Erscheinungen des vergangenen Jahres nennen wir nur die bedeutsame Doppelnummer von G. Warneck: „Welche Pflichten legen uns unsere Kolonieen auf?“ Das maßvoll verständige Gutachten Dr. Rathmanns: „Zur Beurteilung der Probebibel,“ die aus genauester Sachkenntnis und warmer Liebe zum Volke schöpfende Arbeit von Dr. Martius über „Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung,“ und endlich das prächtige Votum Dietrichs von Oertzen über „Die Jünglingsvereine in Deutschland,“ ein überaus wohlthuender Ruf an alle Freunde des deutschen Jünglingsvereinswesens, im Unterschiede von den amerikanischen Bestrebungen, die vor allem „Erbauung“ bringen wollen, für die junge Welt „christlich zulässige Geselligkeit und Unterhaltung“ durchaus in den Vordergrund zu stellen, wenn man nicht nur sammeln, sondern auch das Gesammelte zu freudiger Beteiligung festhalten will.

Die beiden letzten Hefte verdienen in den weitesten Kreisen eine sorgfältige Beachtung, Heft 83 enthält eine Studie Dr. Rathmanns über die „Zehn Jahre Zivilstandsgesetz in Preußen.“ Nicht ohne schmerzliche Betrübnis kann man die erschreckenden Zahlen lesen, in welchen sich der durch den Zivilstand veranlaßte Schade in unserm Volke ausspricht. Die Berechnungen des Verfassers beruhen auf offiziellen, von der Behörde veröffentlichten Angaben. Danach sind in den zehn Jahren von 1875 bis 1884 allein in der evangelischen Landeskirche Preußens, also ohne Hinzunahme der neuen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau, nicht weniger als 370 774 Kinder ungetauft geblieben! Mag immerhin noch bei einer bedeutenden Anzahl dieser Kinder im späteren Alter die Taufe nachgeholt worden sein, so bleibt doch immer ein bedenklicher Rest, und wie viele Kinder sterben vor der Taufe, seit dieselbe infolge der Zivilstandgesetzgebung erst in so späten Terminen nachgesucht zu werden pflegt! In Berlin sind von 33 492 während des Jahres 1883 geborenen Kindern evangelischer Eltern nur 3659 bis zum Alter von dreißig Tagen getauft worden; in demselben Jahre betrug dagegen die Zahl der Taufen von Kindern im Alter von einem bis vierzehn Jahren in Berlin: 7039, eine Zahl, die noch im Jahre 1877 nur 2045 betragen hatte. Diesen traurigen Ergebnissen entspricht das Verhältnis der ungetraut gebliebenen Paare. In den genannten zehn Jahren haben 145 410 zivililiter zusammengegebene Paare die kirchliche Trauung nicht begehrt. Wenn auch von 1875 an eine steigende Zunahme der Trauungen im Verhältnisse zu den bürgerlichen Eheschließungen beobachtet werden kann, so ist doch der Höhepunkt, wie es scheint, bereits erreicht; seit 1882 geht der Prozentsatz wieder herunter oder stagniert, wie dieselbe Beobachtung in bezug auf die Taufen gemacht werden muß. Der Verfasser führt die Erscheinung wohl mit Recht auf die Wirkung des Trau- und Zuchtgesetzes vom 27./30. Juli 1880 zurück, zufolge dessen viele kirchliche Handlungen nachgeholt wurden. Dieser erstmalige Anstoß ist aber schon wieder wirkungslos geworden. Besonders betrübend ist

das stetige Anwachsen der Ehescheidungsklagen in Preußen, worüber folgende Tabelle Auskunft gibt. Es wurden Klagen auf Ehescheidung

im Jahre 1881 neu anhängig 4489, wovon 2329 zur Trennung führten;
im Jahre 1882 neu anhängig 4986, wovon 2306 zur Trennung führten;
im Jahre 1883 neu anhängig 5057, wovon 3577 zur Trennung führten;
im Jahre 1884 neu anhängig 5237, wovon 3856 zur Trennung führten;
im Jahre 1885 neu anhängig 5360, wovon 3902 zur Trennung führten.

An diesen Ziffern hat „das Zivilehegesetz insofern seinen Anteil, als einerseits das Zusammenleben der Nupturienten vor der Ehe ein erschreckend gewöhnliches geworden ist, seitdem die Frage nach der kirchlichen Ehe umgangen werden kann, und als anderseits die Ehen leichtfertig und leichtsinnig geschlossen werden, um bald als eine unerträgliche Fessel zu gelten." Der Gewinn, den die römische Kirche seit der neuen Gesetzbung aus den Mischehen zieht, ist gleichfalls ein sehr bedeutender und erklärt sich nach dem Verfasser aus der ungleich reicheren kirchlichen Versorgung, welche die wohl dotierte römische Kirche ihren Angehörigen zu teil werden lassen kann.

Die mitgeteilten Zahlen sind wohl geeignet, ein heilsames Erschrecken hervorzurufen. Im übrigen Deutschland, wo man durch Aufhebung der Stolgebühren rechtzeitig dem Unheil vorbeugen konnte, liegen die Verhältnisse im allgemeinen günstiger. Als Ergebnis bleibt aber doch die Forderung von Dr. Rathmann berechtigt, daß die Führung der Zivilstandsregister den Geistlichen wieder übertragen, und dagegen nur für Notfälle eine anderweitige Fürsorge getroffen werden möge.

Ebenso wichtig und für die Nation bedeutungsvoll ist die Frage nach der „Vagabundennot, den Arbeiterkolonieen und Verpflegstationen," welche Dr. O. Märker im 84. Hefte der „Zeitfragen" erörtert hat. Die lichtvolle Darstellung kommt nach einer geschichtlichen und sachlichen Besprechung der einschlagenden Verhältnisse und Einrichtungen zu dem Resultate, daß die Arbeiterkolonieen in Verbindung mit Verpflegungsstationen der Vagabundennot dann zu steuern im stande sein werden, wenn die letzteren streng an dem Grundsatze festhalten: nicht oder nur aufs notdürftigste verpflegen, wenn keine Arbeit als Gegenleistung geboten wird! Derartige Stationen ohne Arbeitsforderung werden sonst zu den für die Vagabunden bequemsten und ausgiebigsten Bettelstätten. Im übrigen rät Dr. Märker, wie die Arbeiterkolonieen von der Kirche ausgegangen seien, so auch die Verpflegstationen aus der Hand der bürgerlichen Körperschaften allmählich in die Leitung der Kirche übergehen zu lassen. „Im Stationswesen fehlt es oft am Motiv des Glaubens und der gläubigen Liebe. Es wäre besser, daß die Vereine für innere Mission Hand ans Werk legten und in Gemeinschaft mit den Gemeindevertretungen Stationen hin und her begründeten. Man pflegt die Werke der christlichen Barmherzigkeit einzuteilen in Werke der rettenden, der bewahrenden, der gewinnenden Liebe, und der Anblick dieser Werke war es wohl, der jenen Sozialdemokraten bewog, nach grimmigen Ausfällen gegen die Kirche die Worte hinzuzufügen: Und dennoch, wenn wir fragen, wer thut etwas für die Verwahrlosten, Verstoßenen, Verelendeten? so müssen wir sagen — die Kirche! Aber das Werk der Begründung von Arbeiterkolonieen und Arbeitsstätten mit Verpflegstationen ist ein unteilbares dreifaches Werk der inneren Mission, ein Werk der rettenden, bewahrenden und gewinnenden Liebe. Wohlan denn ans Werk!"

Wir behalten uns vor, einzelne Hefte der „Zeitfragen," welche das Interesse unserer Leser erregen können, auch in der Folge zu besprechen; das ganze Unternehmen aber sei hiermit der Teilnahme unserer Freunde warm empfohlen.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Mechanische Garderobehalter. Ein oft vorkommender sehr ärgerlicher Übelstand ist das Abreißen der Anhänger oder Henkel an Kleidungsstücken, woran gewöhnlich die Behandlung beim Reinigen schuld trägt. Wird ein solcher Mangel nicht sofort wieder beseitigt, so erwächst dann Verdruß und Verlegenheit, wenn man ein solches Kleidungsstück nicht in gewohnter Weise aufhängen kann. Außerdem ist aber auch das Aufhängen an einem Henkel beim Reinigen der Kleidungsstücke keineswegs bequem, indem dieselben die Form verlieren und faltig werden, so daß das Abbürsten nur schwierig in gehöriger Weise ausführbar ist. Diese Übelstände fallen bei Anwendung des hier abgebildeten mechanischen Kleider- und Garderobehalters weg. Die obere Figur zeigt denselben im geöffneten Zustande; wie ersichtlich besteht derselbe aus zwei gekrümmten Bügeln, von denen der untere b fest, der obere aber in einem Scharnier a beweglich ist, so daß man denselben emporhebt und nach Aufhängen des Kleidungsstückes über den unteren Bügel, wieder herunterklappen und mittels einer Schraube fest anziehen kann; so wird das Kleidungsstück, z. B. ein Rock (wie die untere Figur zeigt) genügend festgehalten. Es ist leicht begreiflich, daß auf diese Weise die Kleidungsstücke sehr geschont werden und deren Reinigung erleichtert wird, deshalb erscheint diese Vorrichtung als recht empfehlenswert. Der Preis dieses Gar=



derobehalters beträgt 4 Mark und ist derselbe von Karl Hirsch & Co. in Berlin W., Leipzigerstraße 2 zu beziehen.

Rechtsrat.

Ist man nach der heutigen Gesetzgebung befugt, seine Schornsteine selbst zu reinigen oder muß man dieses durch den Schornsteinfeger thun lassen? Es bestehen hierzulande Kehrbezirke und es sind die betreffenden Schornsteinfeger durch Verordnung angewiesen, alle ihnen übertragenen in ihr Fach einschlagenden Arbeiten auszuführen, auch unaufgefordert in die Wohnhäuser zu gehen. Es ist in der betreffenden Verordnung aber nicht gesagt, daß man reine still halten muß und durch den Schornsteinfeger fegen lassen, sondern nur, wie oft gefegt werden muß und was die Preise dafür sind.

A. B. in N.

Der Zweck der Polizeiverordnungen über das Kehren der Schornsteine würde ja selbstredend vollständig verfehlt werden, wenn man es dem Einzelnen überlassen wollte, selbst für das Kehren der Schornsteine Sorge zu tragen. Es kann daher nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß man sich einfach den Anordnungen der Behörden zu fügen hat.

Gesundheitsrat.

N. K. in G. Die Salicylsäure ist eines unserer nützlichsten und besten Medikamente! Wenn sie auch als fieberwidriges Mittel nicht mehr angewandt wird, so bleibt ihre ausgezeichnete Wirkung bei dem akuten Gelenkrheumatismus, bei anderen rheumatischen und bei einer Reihe von nervösen Leiden nach wie vor in vollem Werte bestehen. Die neuen Konkurrenzmittel (Antipyrin, Antifebrin) müssen sich erst noch viel öfter bewähren, als es bisher geschehen, ehe sie der Salicylsäure gleichgestellt werden können, der gegenüber sie den Vorzug haben, den Magen weniger zu belästigen, besser zu schmecken und weniger unangenehme Allgemeinerscheinungen hervorzurufen. Von einer andauernden schädlichen Wirkung auch größerer Salicylgaben ist nichts zu fürchten, das Mittel wird aus dem Körper leicht wieder ausgeschieden, und damit schwinden die allerdings zuweilen recht unangenehmen Vergiftungserscheinungen — Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Eingenommensein des Kopfes, leichte Delirien, Kurzatmigkeit ꝛc. — schnell und vollkommen.

Eine deutsche Familienmutter in Leipzig. „Ist es der Gesundheit schädlich, in eine Wohnung zu ziehen, in welcher alle Wohnräume sonnenlos und nur die Schlafräume sonnig sind? Eventuell ist der umgekehrte Fall vorzuziehen?“

Das sind zwei außerordentlich wichtige Fragen, die eine etwas ausführlichere Antwort erheischen, da sie eine Berücksichtigung verschiedener Verhältnisse notwendig machen. Im allgemeinen kann man nur sagen, daß eine vollständig sonnenlose Wohnung jedermann, Erwachsenen und Kindern, Gesunden und Kranken auf die Dauer unzuträglich ist, im Besonderen muß man aber wohl zwischen diesen vier Menschensorten Unterschiede machen. Gesunde Erwachsene können sich tagsüber, zumal wenn Beruf oder Gewohnheit tägliche ausgiebige Bewegung im Freien mit sich bringen, ohne Nachteil in sonnenlosen Räumen aufhalten, sollen aber nur in solchen Zimmern schlafen, in die während mehrerer Stunden voll und ungeschwächt (Baumschatten) die Sonne hereinscheinen kann.

Am angenehmsten ist es, wenn das Schlafzimmer der Morgensonne ausgesetzt ist. Der helle, freundliche Schein erleichtert das Aufstehen, während des sofortigen Öffnens aller Fenster lüftet das Zimmer, da die Sonne noch nicht gar zu warm scheint, gut aus (es ist sehr gut, die Sonne gerade auf die noch offenen, mit zurückgeschlagenem Zudeck dastehenden Betten scheinen zu lassen), und nachmittags oder gegen abend kann man die kühlere Schattenluft hereinlassen. Der gute Einfluß der Sonne auf die Luft des Schlafzimmers für die Nacht macht sich auch so genügend geltend. Kränkliche, schwächliche Erwachsene und Kinder sollen sich auch am Tage unter keinen Umständen andauernd in sonnenlosen Zimmern aufhalten, und sind die Zimmer günstig gelegen, so soll die Sonne nicht, aus Rücksicht auf die Möbel oder aus sonst irgend einem falschen Grunde, durch „Jalousieen,“ „Vitragen,“ dichte Übergardinen ꝛc. abgesperrt werden. Schwächliche Menschen und Kinder brauchen vor allem Luft, d. h. gute, frische Luft und helles Sonnenlicht, und wer nicht in der glücklichen Lage ist, einen Garten oder eine öffentliche Parkanlage am Hause zu haben, der muß so viel Luft und Licht als irgend möglich in seine Zimmer lassen. Wie oft sieht man ein beständiges Kränkeln der ganzen Familie mit einem Schlage nach dem Übersiedeln in eine sonnige Wohnung aufhören, und ganz abgesehen von dem günstigen Einfluß, den die Sonne auf unser körperliches Befinden ausübt, ist auch ihre Einwirkung auf unsere Gemütsverfassung gewiß nicht zu unterschätzen. Die Sonne macht fröhlich und schaffensfreudig. Der Schatten macht ernst, trübsinnig! Lieber in den heißen Sommertagen ein paar Grad mehr im Zimmer, als vollständiger Verzicht auf jeden Sonnenstrahl, als das ewige melancholische Halbdunkel selbst an den hellsten Tagen und das Augen und Gemüt schädigende Ganzdunkel an den leider nur zu häufigen trüben Tagen.

H. G. in B. Übelriechen aus dem Munde hat stets eine örtliche Ursache. Sind die Zähne unschuldig, so wird ein chronischer Katarrh der Nase oder des Rachens vorliegen, beides Krankheiten, die nur durch eine längere sorgfältige ärztliche Behandlung beseitigt werden können.

Izabel. Nach Ihrer Beschreibung könnte die Frau durch eine Operation zweifellos vollständig wiederhergestellt werden, jedoch erscheint hierzu ihre Unterbringung in eine Frauenklinik durchaus notwendig.

D. K. in J. Thun Sie mit Ihrer Nase gar nichts, derartige Sachen werden durch Heilversuche leicht schlechter. Will die Röte von

selbst nicht ablassen, so wenden Sie sich gelegentlich an einen Spezialarzt für Hautkrankheiten.

Aus der Redaktion.

A. R. in W. Wir empfehlen Ihnen Spenglers Pilgerstab, Preis gebunden 8 Mark.

Ein treuer Abonnent in Stuttgart. Was ist der eigentliche Sinn des gegenwärtig so viel gebräuchlichen Wortes Check (Cheque)? Wie kam es, wenn es ursprünglich nicht Bankanweisung bedeutet, dafür in Gebrauch? Wird es nicht am geeignetsten verdeutscht durch die richtige deutsche Schreibweise Scheck?

Das englische Check bedeutet Schach; alle Bedeutungen des Wortes, welches dem französischen Échec entspricht, können ohne Zwang auf das Schachspiel zurückgeführt werden, so viele Mittelglieder auch im einzelnen Falle vorhanden sein und die vollständige Begriffsentwickelung erschweren mögen. Noch heute ruft man beim Schachspiel, wenn man dem König „Schach" bietet: Check! — und wenn man den Gegner „schachmatt" setzt: Checkmate! — während das Schachspiel selbst in England, nach einem altfranzösischen Ausdruck, Chess heißt. Wie nun aus dem französischen Échec das englische Check, so ging aus dem französischen Échiquier, altfranzösisch Eschequier, das englische Exchequer hervor. Das letztere Wort hat ursprünglich den Sinn von Schachbrett, bedeutet aber überhaupt alles was wie ein Schachbrett aussieht, z. B. einen gewürfelten oder geschachten Fußboden, ein desgleichen Tuch, Wappen 2c. So hieß denn also auch in London der Tisch, auf dem die Rechnungen des Königs bezahlt wurden, nach dem gewürfelten Tuche, mit welchem er bezogen war, the Exchequer und danach das königliche Schatzamt the Exchequer Chamber oder kurz the Exchequer. Obgleich das Volk die Entstehung dieser Bezeichnung natürlich längst vergessen hatte, war es doch eine dunkle Erinnerung an das Schachspiel, welche dazu führte, eine Geldanweisung, die auf dem „Schachbrett" honoriert wurde, Check oder „Schach" zu taufen; und so gewöhnte man sich endlich, alle Anweisungen, welche jemand auf sein Guthaben bei einer ihm laufende Rechnung haltenden Bank ausstellt, als Bank Checks oder kurz als Checks zu bezeichnen.

Die allerrichtigste deutsche Schreibweise wäre danach Schach, was wörtlich dem englischen Check entspräche. Schach wird bekanntlich auf das persische Schâh, König, als Hauptfigur des Spieles, zurückgeführt: wie aus einem „König" zuguterletzt eine „Bankanweisung" wird, ist gewiß eine der merkwürdigsten Begriffsumwandlungen.

Herrn Schulze in Berlin. Haben andere Völker auch bestimmte Lieblingsblumen, wie die Japaner ihr Chrysanthemum?

Nationale Lieblingsblumen sind bei größeren Völkern, die ihre Liebe selten auf eine Pflanze konzentrieren, auch oft dieselbe Liebe untereinander teilen, nicht leicht aufzutreiben; namentlich muß man Wappenblumen, wie die Lilie oder die Rose, von vornherein ausschließen, wenigstens als solche. Auch muß die Blume am Boden des Landes haften und zur Physiognomie des Landes gehören. Eine wirkliche Lieblingsblume der Norweger ist die Linnaea Borealis, die sich auf Reisen Männlein und Weiblein auf den Hut zu stecken pflegen, etwa wie das Edelweiß in den Alpenländern; dagegen scheint mir die Tulpe in Holland kaum diesen Titel zu verdienen, so leidenschaftliche Blumenliebhaber auch die Holländer überhaupt sind, denn die Gartentulpe, welche die sandigen Strecken der Tartarei überwuchert, stammt aus dem Orient, wie denn das Wort Turban von ihr entlehnt ist; im Jahre 1559 kam die erste durch Konrad Geßner aus Konstantinopel nach Augsburg, und die Blume verbreitete sich von hier aus in alle europäischen Gärten, zumal in die holländischen, trotzdem bleibt sie selbst in Harlem Modesache wie eine Sorte Porzellan. Mit der Hyazinthe, ebenfalls einer orientalischen, spät naturalisierten Blume, ist's auch nicht anders. Eine wirkliche Lieblingsblume der modernen Römer ist ferner die Nelke, die auf den römischen Altanen und Balkons üppig fortkommt und in langen Ranken an den Mauern herabklettert — wer einen solchen über und über blühenden Nelkenstock hoch oben auf der Terrasse des fünften Stockes stehen sieht, der kann sich nicht enthalten, sei er Briefträger oder Bäcker, der Eigentümerin zu klopfen und um eine Nelke zu bitten, welche ihm dann in einem Körbchen an einem langen Bindfaden herabgelassen wird. Die Gartennelke ist aber auch im südlichen Europa, vorzugsweise in Dalmatien zu Hause. Wie könnte dagegen die Georgine, soviel man sie auch angepflanzt sieht, bei uns oder bei den Italienern eine nationale Lieblingsblume heißen, da sie vor kaum einem Jahrhundert in Europa eingeführt worden ist? Noch viel eher die Kornblume, die durch unsern Kaiser eine gewisse nationale Färbung gewonnen hat. Allen diesen vorgenannten Blumen, die als Pendants zu dem Chrysanthemum der Japaner betrachtet werden könnten, geht jedoch eine Haupteigenschaft ab: die Heiligkeit, indem die Wucherblume mit der Sonne verglichen und deshalb zum Emblem des Reiches erhoben ward. In dieser Beziehung dürfte man am schicklichsten die schönen Wasserrosen vergleichen, welche im Nil und im Ganges wachsen und in Ägypten und Indien einer hohen Verehrung genossen: die sogenannten Lotosblumen. Sie galten als Sinnbilder nicht der Sonne, sondern der Erde, ja, da diese das Universum darstellte, des Weltganzen, der Schöpfer ruhte auf einem Lotos, und der junge ägyptische Gott Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor.

W. Sch. in St. Louis. Leider Papierkorb.

Herrn Major von Bülow in Trier. „Wann und wo kam zuerst das Taschentuch, resp. Sacktuch in Gebrauch, und wann wurde es allgemein eingeführt?"

Taschentücher kennt man in Deutschland seit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, doch wurden sie damals nicht erfunden, sondern von Italien entlehnt, und hier waren sie von langer Hand in Gebrauch. Zwar behauptet Winckelmann, Taschentücher seien bei den Alten nicht

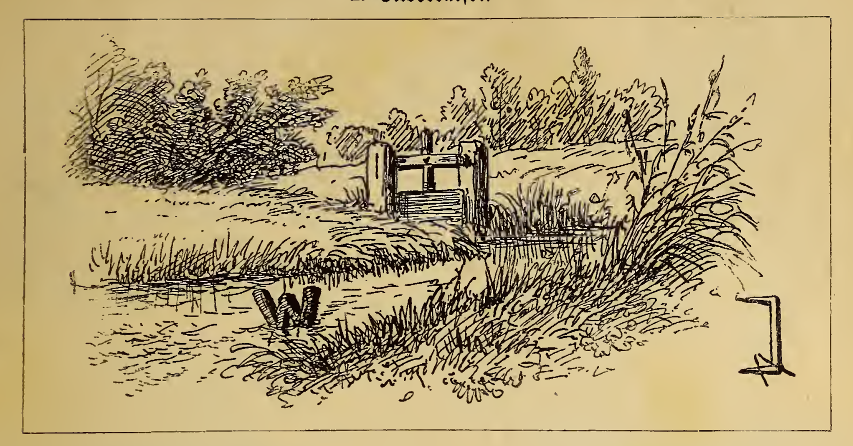
üblich gewesen, die griechischen und lateinischen Schriftsteller erwähnen ihrer nicht, und auf den alten Monumenten sehe man niemals ein Schnupftuch dargestellt. Im Gegenteil, sie zeigen, daß, wenn sich ein vornehmer Mann die Augen trocknen wollte, er seinen Mantel nahm, wie das z. B. Agathokles that. Doch dürfte diese Behauptung des großen Archäologen nicht absolut zu unterschreiben sein.

Der nächste Zweck der Taschentücher scheint der gewesen zu sein, den Schweiß vom Gesicht abzuwischen; das Taschentuch war ein Schweißtuch, lateinisch Sudarium oder Orarium (wohl „Gesichtstuch," nicht „Mundtuch," da letzteres, unsere Serviette, im Lateinischen Mappa heißt). Nun, solche, bald weiße, bald seidene Schweißtücher, die man bei sich trug und mit denen man nachgerade alles machte, was man mit unsern Taschentüchern macht, werden nicht nur von den Schriftstellern der Kaiserzeit, z. B. von Quintilian und Petronius, erwähnt, man sieht sie auch gelegentlich wirklich abgebildet, z. B. trägt eine Statue, die der Farnesischen Sammlung angehört und die mutmaßlich eine römische Kaiserin darstellt, deutlich ein Sudarium in ihrer linken Hand, wie eine moderne Dame ihr Taschentuch tragen würde. Aurelian führte die Sitte ein, dem römischen Volke bei den Zirkusspielen Taschentücher (Oraria) auszuteilen, damit die Zuschauer den Wagenlenkern damit wehen und ihren Beifall bezeigen könnten. Das Schweißtuch wurde von den Römern unter anderm auch in Palästina Mode gemacht, daher das häufige Vorkommen dieses Ausdruckes im Neuen Testament. Man brauchte es zu allem Möglichen, wie man ja noch heute ein Taschentuch auf das mannigfaltigste verwendet: man wickelte Geld hinein (Evangelium Lucä 19, 20) — man band es den Leichnamen um den Kopf (Evangelium Johannis 11, 44) — man trug es endlich selbst, wahrscheinlich nach Art der arabischen Keffiye und des italienischen Fazzoletto, auf dem Kopfe. Aber seine Hauptbestimmung wird natürlich immer die gewesen sein, den Schweiß abzutrocknen; dazu läßt die Legende die heilige Veronika dem Erlöser auf seinem letzten Gange, als er unter der Last des Kreuzes erlag, ihr berühmtes Schweißtuch reichen. Allerdings ist diese Legende erst gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden, das Borgen des Taschentuches aber augenscheinlich die geringste Unwahrscheinlichkeit.

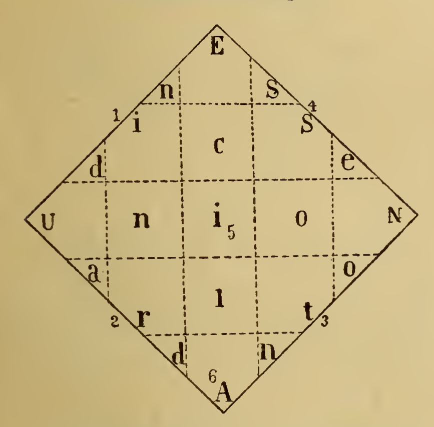
Wie nun das Taschentuch zu Christi Zeit von Italien nach Palästina, so ist es im Zeitalter der Reformation von Italien nach Deutschland gewandert. Es hatte dort inzwischen den schon erwähnten Namen Fazzoletto angenommen, der am wahrscheinlichsten vom lateinischen Facies, Gesicht, abgeleitet wird, mithin abermals „Gesichtstuch" bedeutet, obgleich diese Etymologie nicht feststeht. Das Taschentuch hätte daher in Italien noch immer die Hauptbestimmung gehabt, den Schweiß abzutrocknen, wie denn noch heute viele Italiener zwei Taschentücher bei sich tragen: ein weißes als Schnupftuch oder Nastuch (Fazzoletto da naso) und ein seidenes als Schweißtuch (Fazzoletto da sudore); in den nördlichen Gegenden, wo die Transpiration geringer, dagegen der chronische Katarrh der Nasenschleimheit häufiger ist, gewann das „Schnupftuch" die Oberhand, ja, vielleicht ist in diesen katarrhalischen Zuständen überhaupt der Grund für den allgemeinen Gebrauch des Taschentuches zu suchen, denn dasselbe verrät immer eine gewisse Krankheit, der vollkommen gesunde Mensch braucht kein Schnupftuch als solches. Im Sommer gewinnt das Taschentuch bei uns einen ganz ähnlichen Charakter wie im Süden. Das Wort Fazzoletto, das in der Schweiz und in Österreich noch heute gäng und gäbe ist, wurde ursprünglich in ganz Deutschland gebraucht: man nannte den um das Jahr 1550 in Mode gekommenen italienischen Toilettengegenstand: Facilletlein, und es ist charakteristisch, daß besagtes Facilletlein anfangs mehr ein Luxusartikel als ein Lebensbedürfnis war. Die modernen Tüchlein, an die man noch nicht recht gewöhnt war, sollten nicht gerade ausgesprochenermaßen nur zur Zierat dienen, denn man wußte am Ende, was sie für eine Bestimmung hatten, aber weil man ihrer wenig bedurfte, glaubte man, sie besonders schön und kostbar machen zu müssen, zumal bei Brautgeschenken. Sie wurden nicht nur aus feinster Leinwand oder aus Kammertuch hergestellt, sondern auch mit Stickereien, Spitzen und Quasten geziert, sogar mit Gold, Silber und Perlen verbrämt. So groß war dieser Luxus, daß man ihn gesetzlich zu beschränken suchen und im Jahre 1595 in Dresden den unteren Ständen gänzlich verbieten mußte. Auch gossen die Frauen schon im XVI. Jahrhundert wohlriechende Wässer in ihre Facilletlein. Bis auf diesen Tag erinnern auf dem Lande, bei Bauernhochzeiten und -Kindtaufen, die unentfalteten, auf den Gesangbüchern zur Schau getragenen Schmuckstücke an die Taschentuchverhältnisse des XVI. Jahrhunderts. Mit der Zeit werden die Taschentücher, wie alle Gegenstände des täglichen Gebrauches, immer einfacher und schmuckloser; das Extrem stellen wohl in dieser Beziehung die der Japaner dar, welche von Papier sind, wie Abonnementsbillets aus einem kleinen Buche herausgerissen und nach jedesmaligem Gebrauche weggeworfen werden.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Kombinationsaufgabe.



Die obige Figur besteht aus sechs Wörtern von je fünf Buchstaben. Jedes Wort der Gruppe liefert den Anfangs- resp. den Endbuchstaben für vier der anderen fünf Wörter. Das fünfte und das sechste Wort haben auch einen gemeinsamen Mittelbuchstaben.

Mit Hilfe der folgenden Angaben ist eine Wörtergruppe nach dem obigen Muster zu bilden.

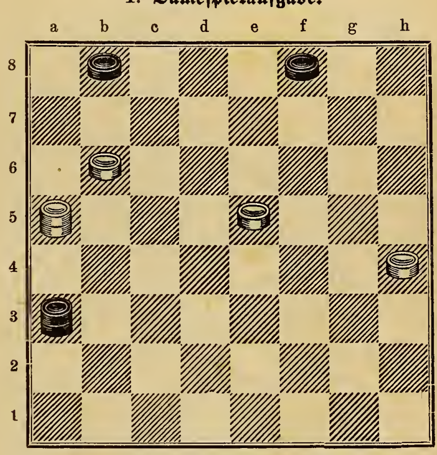
1. Ein alttestamentlicher männlicher Name,
2. der Held einer griechischen Sage,
3. eine asiatische Insel,
4. ein deutscher Kurort,
5. ein Land in Asien,
6. ein lateinischer Autor.

3. Buchstabenrätsel.

Mit Kopf gibt's Stoff zu manchem Kleide,
Doch ist's nicht Wolle und nicht Seide.
Und ohne Kopf, ob groß ob klein,
Will's immer treu besorget sein.

C. R.

4. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

5. Zweisilbige Scharade.

Die Erste für den Fortschritt ist,
Du kannst sie schwer entbehren;
Deshalb, wenn kalt und steif du bist
Wird sie dir nichts gewähren.

Die Zweite unbeweglich steht,
Doch mußt du sie erst füllen.
Ich rate dir, wenn sonst es geht:
Spar' nicht die warmen Hüllen!

Dann bring' die Erste in Kontakt
Klug mit der warmen Zweiten;
Hast du vollzogen diesen Akt,
Magst du nicht weiter schreiten!

Pf. J.

6. Arithmetische Aufgabe.

Ein Kriegsschiff ist mit so viel Brot versehen, daß der Vorrat 16 Tage reicht, wenn jeder Mann täglich $^3/_4$ kg Brot erhält. Da am Tage der Abfahrt vor der ersten Brotausteilung in einem Gefechte 20 Mann fallen und 55 Mann auf ein anderes Schiff versetzt werden, und außerdem u. a. eine Beute von 2475 kg Brot gemacht wird, so erhält jetzt jeder Mann täglich 1 kg Brot und der Vorrat reicht 21 Tage. — Wie viel Mann waren anfangs auf dem Schiffe?

7. Homonym.

Bald bin ich Holz, bald bin ich Glas,
Bald Schinken und bald Ananas,
Bald Rettig, bald gewöhnlich Brot,
Bald Schützenziel, bald Töpfern not.
Der wird belohnt, der mich verletzt
Und der, der gut mich eingesetzt.

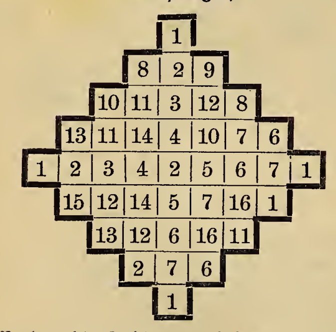
R. F.

8. Zweisilbige Scharade.

Die Erste macht die Zweite nie richtig und fein
Und trifft nach dem Ganzen gewöhnlich erst ein.

R. F.

9. Arithmogriph.



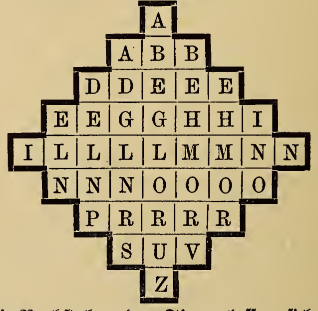
Werden die Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ergeben:

1. Einen Buchstaben, 2. eine hochberühmte Stadt, 3. ein ausländisches Säugetier, 4. einen einheimischen Vogel, 5. einen bekannten griechischen Dichter, 6. einen englischen Schriftsteller, 7. eine Stadt in Rußland, 8. eine Flüssigkeit, 9. einen Buchstaben.

Die sich entsprechenden Mittelreihen lauten gleich.

10. Bilderrätsel.

11. Diamanträtsel.



Die Buchstaben der Figur lassen sich so ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet, und daß die sieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen: 1. einen römischen Feldherrn, 2. eine Frucht, 3. einen Teil des Auges, 4. eine beliebte Oper, 5. eine Stadt auf Sizilien, 6. eine Stadt am Bodensee, 7. ein Gotteshaus.

12. Rätsel.

Im Waldesdickicht, Baum und Stein
Führ' ich ein ganz behaglich Sein:
Mein Tisch ist überall gedeckt,
Soweit der Krallen Reich sich streckt.

Auch hab' als blinder Passagier
In Haus und Stall ich mein Revier;
Schließt ihr nicht fest die Thüren zu,
Steh' auf dem Sprunge ich im Nu.

Hätt' nicht der Mensch die Witterung —
Ich würgte alle, alt und jung;
Doch weil ich nicht kann widerstehn
Der Lockung, muß ich untergehn.

So droht Verderben mir und Tod; —
Ach, lieber äß' ich Festungsbrot
Wie jener, den man interniert,
Weil fremdes Gut er annektiert.

Ruhmlos hat er sein Ziel erreicht!
Wenn einst von mir der Glückstern weicht,
Trägt doch den Pelz als Ehrenlohn
Mein Sieger stolz und froh davon.

Pf. F.

13. Rösselsprung.

					stil	sann					
				nen			len				
				im			ein				
				nen	schied	wein	stand				
			herz	te	de	rei	ge	blei			
			schmerz	dem	tes	bend	ser	gab			
			auch	wärts	der	ne	sich	den			
			ein	gu	mit	seit	bild	mie			
			von	man	schied	lieb	te	lied			
			manch	te	den	se	ner	ein			
			ches	schie	lich	te	leu	fühl			
			und	lieb	ten	te	deu	fried			
			lein	mat	ten	ge	und	mor			
ein	ed	den	mit	je	zu	mar	zu	stüm	lert	flug	les
der	ne	scherf	des	auf	viel	der	der	im	al	per	gel
gen	ne	len	ten	sche	chen	in	mel	ten	stes	lo	dem
loh	schwund	krug	eh	ei	sam	des	blüm	meln	bei	Als	gei
kro	en	wer	a	mann	wir	an	lieb	te	sam	grab	bes
nen	die	ren	nem	die	ge	und	wie	ein	stam	mit	meln

14. Rätsel-Distichon.

Suche mich unter der Zahl der Bewohner des hohen Olympos;
Aber mit anderem Haupt bin ich bekannt dir als Stadt!

15. Homonym.

Ich, den bis heute unaufhörlich,
In frohen, wie in trüben Stunden,
Von Jugend auf du hast empfunden:
Ich kann dein Schicksal plötzlich wenden.
Dein Leben, dem ich unentbehrlich,
Kann ich gleich einem Blitzstrahl enden.

Fr. St.

16. Arithmetische Aufgabe.

Wie heißen die vier Primzahlen, von denen
die $\text{I.} \times \text{II.} \times \text{III.}$ die Zahl des Jahres,
die $\text{IV.} - \text{III.} - \text{I.}$ die Zahl des Monats,
die $(\text{II.} + \text{III.} - \text{IV.}) \times 2$ die Zahl des Tages
und
die $\frac{\text{I.} + \text{II.}}{2} + \text{III.} + \text{IV.}$ die Anzahl der Jahre
angibt, welche der Liebling aller Deutschen an dem Tage dieses Monats in dem betreffenden Jahre zurückgelegt haben wird?

Th. P.

17. Rösselsprung.

Rössel-			die	e	gen	wir	re	gott	ne	wig	sprung.		
		bel)	hen	dein	heh	gab	heil'	sind	kai	a	wir		
	de	haupt	ard	mels	zum	schwu	der	bend	le	fro	e	schö	
ßen	**Heil**	hö	he	re	(Edu	**him**	**am**	ser	herr	nen	dens	**a**	helm
hän	den	heut	1797		zu	e	ein	fern	1887		dir	frie	den
dir	wei	**dir**			spruch	**fürst**	**des**	treu			**der**	wil	dir
wir	die	zu	dem	den	loh	der	wahl	hoch	un	ser	sei	nun	den
den	mit	bend	**o**	er	**ges**	ge	in	**zu**	belnd	**wol**	kai	dei	stimmt
a	stehn	wie	un	ne	nen	che	her	un	kai	nes	ju	es	fern
	schie	als	son	**sie**	ge	von	blut	jetzt	**len**	ser	un	den	
Zum		ferm	be	glanz	lie	zen	rei	zen	fer	le	vol	Märch	
			be	gan	ihm	22.		und	kes	für			

18. Zweisilbige Scharade.

Als Feind des Chaos, wüst und leer,
Rüst' ich zum Streit des Himmels Heer,
Und Sonne, Mond und Sterne tragen
Mein Kriegskleid seit der Schöpfung Tagen,
Den Strahlenköcher voller Blitze,
Die Schwerter mit der Flammenspitze.

So spricht die Erste hochgemut,
Die Zweite spricht: „Das höchste Gut —
Ich berg's dem Feind zum bittren Leid!
Der Sonne, Mond und Sterne Kleid
Und all ihr glänzendes Gewaffen
Der Erde doch nicht Frieden schaffen!

Der Mensch hat mich verstümmelt zwar,
Gestutzet mir mein Flügelpaar —
Doch blickt die Gnade unverkürzt,
Die siegreich in den Abgrund stürzt
Den bösen Feind, der euch belogen
Und um der Seele Heil betrogen!"

Sind wir beim Ganzen angelangt,
Dann vor dem Winter uns nicht bangt.
Bald ist geendet Kampf und Krieg —
Bald ist errungen froher Sieg,
Und auf der finstren, kalten Erden
Muß wieder holder Frühling werden.

Pf. J.

19. Arithmetische Aufgabe.

Zwei Brüder hatten zu Weihnachten ein Körbchen mit Haselnüssen geschenkt bekommen. Um dieselben zu zählen, nimmt der älteste Knabe davon eine Handvoll, zählt die in der Hand befindlichen Nüsse und beschließt nun, so oft als möglich die Hand mit gleichviel Nüssen zu füllen und fortzunehmen, wobei sich ergibt, daß er die Hand in gleicher Weise so vielmal füllen konnte, als er in einer Hand Nüsse hatte, und daß ihm beim letzten Griff eine Nuß fehlte. Darauf verfährt der jüngere Bruder ebenso. Weil er aber in einer Handvoll jedesmal vier Nüsse weniger fassen muß, ist er genötigt, sechs Griffe mehr zu thun als sein Bruder, und dann bleibt noch eine Nuß im Körbchen. Wie viel Nüsse waren es?

P . . p.

20. Homonym.

Ein Bild ist's, welches widerspiegelt
In deinem Geist der Dinge Schein.
Die Form ist's, die das Thor entriegelt,
Das zur Gesellschaft führt hinein.

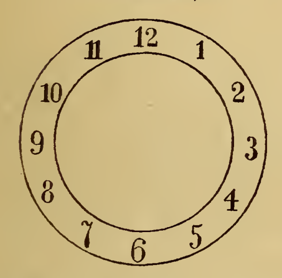
Ein Schein ist's, welcher vor uns spielet
Des vollen Lebens Lust und Leid
Und unsern Beifall dann erzielet,
Wenn man nicht sieht des Scheines Kleid.

Pf. J.

21. Bilderrätsel.



22. Kreisrätsel.



Ersetzt man die Zahlen des Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

1 2 3 ein alttestamentlicher männlicher Name,
2 3 4 5 ein Fluß in Europa,
4 5 6 ein alttestamentlicher männlicher Name,
5 6 7 8 ein Reich in Asien,
8 9 10 eine europäische Insel,
9 10 11 12 ein Vorname,
12 1 2 ein orientalischer Titel.

23. Viersilbige Scharade.

Widersprechen, Widerstreiten
Macht die Erste mit der Zweiten
Unbeliebt bei alt und jung;
Wird der Fuß zum Kopf erhoben,
Trägt ein Fittich sie nach oben
Durch die Luft in raschem Schwung.

Ungetrübter Seelenfrieden
Ist den Glücklichen beschieden,
Die das zweite Paar beseelt;
Ist der Kopf hinweggenommen,
Werdet gern zu ihm ihr kommen,
Wenn der Sonne Glut euch quält.

Wehe, wenn sich, engverbunden,
Beide Paare eingefunden!
Wie, wenn Nordwind eisig weht,
Rasch die zarten Blüten sterben,
Muß verkommen und verderben,
Was in ihrem Banne steht.

24. Dechiffrieraufgabe.

Dri uvrvin Wvrnvh vwpvn Wzhvrnh Hgfuvn

Rn snhvin givsvn Sviavn Rzsi us̈i Rzsi;
Pzhh zsxs zo svsgtvn Gzt snh rshvpnw isuvn:
Smxs pvhv snhvi Qzrhvi roovivzi!

Vrn Dsnhxs rhg'h wvn dri Wri af Us̈hhvn pvtvn:
Pvy' uirhxs snw uims nmxs pzntv, snh afo Hvtvn,

Org Tmgg, wvi roovi Wvrn Yvhxs̈sgavi dzi!

Q. Gvhxsnvi.

25. Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus einem Gedichte von Schiller besteht aus elf Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden elf Citaten enthalten sind; also das erste Wort in 1, das zweite in 2 u. s. f.

(1)
Wehe, wenn sie losgelassen.

(2)
Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

(3)
Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

(4)
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

(5)
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

(6)
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

(7)
Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein.

(8)
Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

(9)
Arbeit ist des Bürgers Zierde.

(10)
Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer.

(11)
Und gewinnt das Ufer und eilet fort.

26. Arithmetische Aufgabe.

Acht Personen, welche bei einem Wirte zu Mittag und zu Abend essen, wollen diesen überreden, ihnen so lange zu kreditieren, als sie ihre Plätze am Tische wechseln können.

Wie viel Tage hätte er dann auf Zahlung warten müssen?

27. Füllrätsel.

M					t
		a	k		
		k	o		
S					t

Die 28 leeren Felder des Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die dritte wagerechte Reihe gleich der dritten senkrechten und die vierte wagerechte gleich der vierten senkrechten lautet. Die sechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Eine Dynastie, 2. ein Vorgebirge, 3. eine Waffe, 4. einen hervorragenden deutschen Maler unsers Jahrhunderts, 5. eine Frucht, 6. eine Stadt.

28. Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	A	A	A
A	E	E	E	E
G	I	L	L	L
N	N	N	N	O
O	P	P	S	S

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats lassen sich so ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die fünf wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen Fluß in Rußland, 2. eine Pflanze, 3. einen aus der Argonautensage bekannten Helden, 4. einen Staat in Hochasien, 5. einen Angehörigen eines germanischen Volksstammes.

29. Viersilbige Scharade.

Willst du an meinen ersten Beiden
Nicht endlich sichern Tod erleiden,
Dann laß dein Herz an Gottes Gaben,
Den beiden Letzten sich erlaben.

Doch nicht zu viel! Du fällst am Ende
Dem Äskulap sonst in die Hände;
Drum laß am Ganzen dir genügen;
Die Ersten werden dann Vergnügen.

Pf. F.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 5.

1. Zweisilbige Scharade. Hartmann.

2. Schlüssel der Dechiffrieraufgabe.

Jeder Buchstabe ist in der Reihenfolge des Alphabets um fünf Stufen vorgerückt; mithin steht a für f, b für g, c für h 2c.

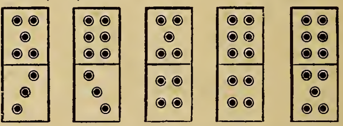
Auflösung der Dechiffrieraufgabe.

Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
Der alte Zwist sei ausgeglichen,
Und ausgetilgt der alte Fluch;
Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!

Karl Gerok

3. Dominoaufgabe.

Im Talon lag viermal Blank, dreimal Eins, außerdem [ ]. C hat [ ] angesetzt. B hatte sechsmal Zwei. D hatte die folgenden fünf Steine:



4. Bilderrätsel. Ameisensäure.

5. Buchstabenrätsel. Franke — Ranke.

6. Magisches Buchstabenquadrat.

T	I	G	E	R
I	D	R	I	A
G	R	A	N	T
E	I	N	S	T
R	A	T	T	E

7. Dreisilbige Scharade. Ehrenwort.

8. Damespielaufgabe.

1. g 3 — h 4   1. f 4 — d 6
2. d 4 — c 5   2. D g 7 — a 1 am besten
3. c 5 — e 7   3. a 5 — c 3
4. c 1 — b 2 und gewinnt, da die schwarze Dame eingeschlossen bleibt.

9. Buchstabenrätsel. Neujahr.

10. Bilderrätsel.

Königlich preußische Unteroffiziervorschule.

11. Arithmogriph.

J	E	R	U	S	A	L	E	M
B	i	a	l	y	s	t	o	k
B	e	t	h	l	e	h	e	m
G	r	a	n	v	e	l	l	a
S	y	l	v	e	s	t	e	r
P	a	l	ä	s	t	i	n	a
C	a	j	e	t	a	n	u	s
M	e	s	s	e	n	i	e	n
C	a	p	e	r	n	a	u	m

12. Silbenrätsel.

Im neuen Jahre neuen Segen.

Ispaha n
Melpomen e
Nankin g
Ellips e
Uranu S
Eisleben n
Normandi e
Jungfra u
Adelaid e
Hohenstaufen
Racin e

13. Schachspielaufgabe.

1. Dg1—g3 1. Ke6—f5
2. Sc8—e7† 2. Kf5—e6 oder —e4
3. f4—f5 oder Dg3—e3‡

A.
1. . . . 1. Ke6—d5
2. Dg3—d3† 2. Beliebig
3. D‡

B.
1. . . . 1. f6—f5
2. Dg3—b3† 2. Ke6—f6
3. Db3—f7‡

14. Kapselrätsel.

1. sei du = Eid
2. der dem = Erde
3. dem Manne = Emma
4. in der = Inder
5. mich am = Ham
6. dein Segen = eins
7. meine Stärke = Nest
8. Bis an das = Sand
9. das Ende = Dase

15. Bilderrätsel.

Große Seelen hassen nicht, sie verachten.

16. Rätsel. Biber.

17. Zweisilbige Scharade. Buchfink.

18. Quadrat-Zahlenrätsel.

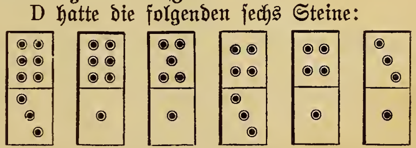
S	c	h	w	e	i	z
T	a	u	s	e	n	d
P	a	l	e	r	m	o
H	a	b	i	c	h	t
S	c	h	w	a	r	z
A	n	s	b	a	c	h
A	u	g	u	s	t	a

19. Dominoaufgabe.



C hat [domino] gesetzt. A hat die Partie mit [domino] an Blank gesperrt. Im Talon lag viermal Zwei.

D hatte die folgenden sechs Steine:



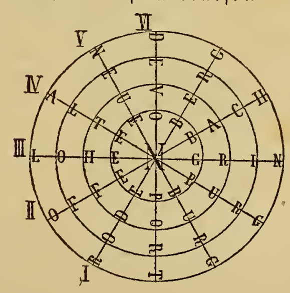
20. Homonym. Gehör.

21. Worträtsel. Fingerspitze.

22. Bilderrätsel.

Zweites Nassauisches Infanterieregiment No. 88.

23. Kreispunkträtsel.



24. Ergänzungsaufgabe.

Wenn unser Schwert in blutig ernsten Kämpfen
Stritt für des deutschen Reiches Majestät,
Wenn wir dem grimmen Welfen widerstanden
Und dem verderbenvollen Zwiespalt wehrten,
So ward von Euch nicht mindrer Preis errungen.
(Tannhäuser. Akt II. Landgraf.)

25. Rätsel. Bäcker — Boulanger.

26. Zweisilbige Scharade. Wahlschlacht.

Auflösung der Preisaufgaben in Heft 5.

Schachaufgabe.

1. Tg 4 — c 4
2. Db 6 — b 7
3. b 2 — b 3‡

1. Kd 5 — c 4
2. beliebig

A.

1. . . . . .
2. Sh 6 — g 4
3. D. T oder S‡.

1. Tg 8 — c8. Es drohte Db 6 — c 6‡
2. beliebig.

1. . . . . . .
2. Sh 6 — f 5
3. D . T oder S matt.

B.

1. Sg 6 — e 7
2. beliebig

Die Prämie von 20 M. konnte nicht zur Verteilung gelangen, da keine der eingesandten Lösungen richtig war.

Buchstabenrätsel: „Kornblume."

Die Prämie von 20 M. erhielt: Frl. Natalie Hülsmann in Düsseldorf.

Preisaufgaben.

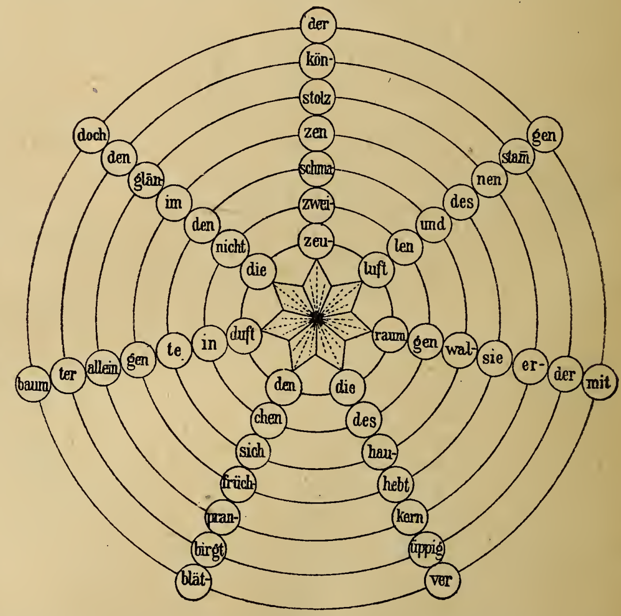
Viersilbige Scharade.

Es gibt ein recht gefährlich Wesen,
Mit schlimmer That gar oft betraut,
Dem zum Gefängnis man erlesen
Die Ersten, recht solid gebaut.
Dort wohnt es ruhig, friedlich, stille,
In ungestörter, träger Rast;
Doch wehe! wenn der böse Wille,
Wenn Jähzorn plötzlich es erfaßt!

Was soll ich von den Letzten sagen?
Sie sind bald weiß, bald gelb, bald rot,
Sie werden in sich selbst geschlagen,
Und ihre Fülle schützt vor Not;
Siehst du sie in recht kleinen Stücken,
Wirst auch das Ganze du erblicken.

Arithmetisches Silbenrätsel.

Ordnet man im nachstehenden siebenstrahligen Stern jeder der 49 Silben eine der Zahlen 1—49 derart zu, daß die Summe der in den radialen und den konzentrischen Reihen stehenden Zahlen je 175 beträgt, und stellt man die nun numerierten Silben in der natürlichen Aufeinanderfolge der Zahlen zusammen, so ergeben dieselben einen Spruch eines bekannten deutschen Dichters.

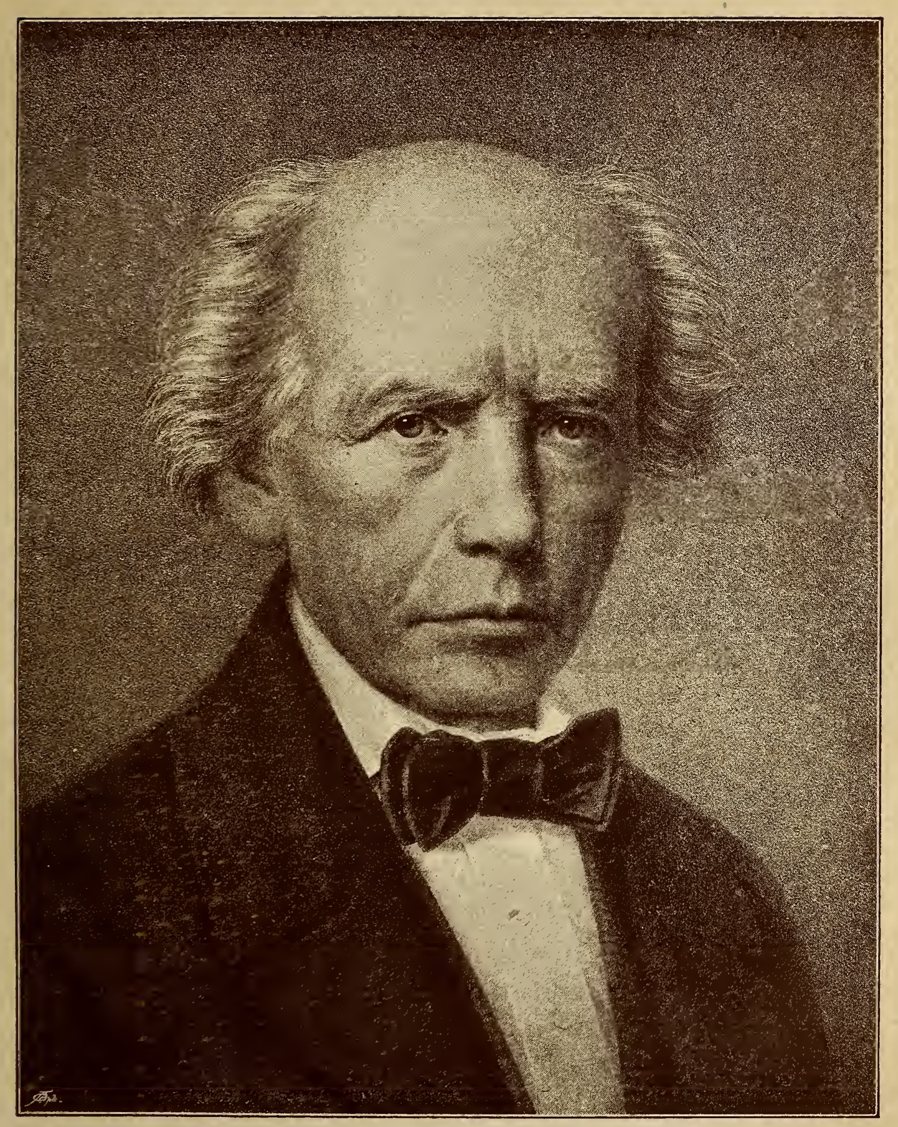


Für die Lösung jeder dieser beiden Aufgaben setzt die Redaktion einen Preis von je 20 M. aus. Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los über den Preis. Auflösung und Preisverteilung im nächsten Hefte.

Zur Prämiierung werden nur solche Lösungen zugelassen, die auf der Adresse den Vermerk „Spielecke" tragen.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Zum hundertjährigen Geburtstage Uhlands: Uhlands Bildnis. Lithographiert von P. Rohrbach, nach einer guten Photographie aus Uhlands letzten Lebensjahren. (Mit Bewilligung des Verlegers E. H. Schroeder in Berlin.)

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87. II. Band. Heft 2, April 1887.

Antinoe.

Ein Gedicht in sechs Gesängen von J. Grimm.

Erster Gesang.

Die Botin.

Einsam lag das Gehöft im Schatten der grauen Oliven,
Das, der begüterten Frau gehörig, der blinden Sabina,
Hoch im Latinergebirg' das heitre Verum beherrschte.
Stiller war es als sonst, nicht hallt' geschäftiges Treiben,
Wie man dort es gewohnt am hell aufsteigenden Morgen;
Alle zum Forum hinab, zum stattlichen, zogen die Leute,
Wo man gedachte ein Fest von seltener Art zu begehen:
Denn der Enkel Sabinas, Camill, vom Stamm der Etrusker,
Der, ein Bildner, gewandt den Hammer zu führen und Meißel,
Griechische Kunst in Rom, der mächtigen, eh'mals erworben,
Hatte mit Fleiß ein Gebilde vollendet, ein sehnlich erharrtes.
Dem Apollo geweiht, der Künste Gott und der Lieder,
Lag auf der Höh' erbaut ein schön errichteter Tempel.
Verums Bürger zusamt, die edeln, voll von Begeist'rung,
Hatten das Heiligtum jüngst geweiht mit köstlichem Opfer;
Weithin glänzte der Bau, von dorischen Säulen getragen,
Prangend im Ätherglanz, der licht und klar ihn umstrahlte.
Eins nur fehlte noch dort: das Bild des pythischen Gottes,
Das, ein unsterblich Werk, die Weihe gäbe dem Hause. —
„War vielleicht es zu kühn, den jüngsten Bildner zu wählen —
Ihn, den Knaben Camill, das heilige Standbild zu schaffen?
Durfte der Jüngling, dem kaum ein Strahl des Ruhmes geworden,
Wagen, was Meistern der Kunst oft spät zu vollenden gewährt ist?
Würde der kindlichen Hand der Gott nicht zürnen, der hohe,
Die vermessen, eh' noch man weithin sie pries, ihn berührte?
Wenn das Bild nun mißlang, das göttliche, das man erhoffte?
Keiner noch hatt' es erblickt, denn eifersüchtig verborgen
Hielt Camill es daheim bisher, in sicherer Werkstatt:

Nimmer trüg' er die Schmach, wenn jene, die Richter, verwürfen,
Was er in glühender Lust, der heil'gen Arbeit nur lebend,
Wochen und Monde hindurch mit sorgendem Fleiße geschaffen."
Solche Gedanken und mehr bewegten die Seele Sabinas,
Die, allein in der Halle, der kühlen, zurücke geblieben,
Still im Sessel gebückt, verharrt' in banger Erwartung.
Sinnend erhob sie sich nun und tastete langsam sich weiter,
Unruhvoll im Gemüt, die edle, würdige Greisin,
Bis die Herme Apolls, die laubumkränzte, erreicht war.
Dort verweilte sie lang', die Hände betend erhoben.
— Horch! da scholl ein Getös! die Ahne bebte zusammen!
Halten mußte sie sich am Sims der göttlichen Herme.
Ahnt' ihr sorgendes Herz des Enkels Geschick, des geliebten? — —

Jubel ertönte fürwahr und Geschrei begeisterter Freude
Aus der Menge hervor, die drängend wogt' und sich scharte
Dort am erhöhten Platz, wo, frei für jegliches Auge,
Sich das Göttergebild nun zeigte, der Hüllen entkleidet.
Laut, bei Hörnergetön und Schalmei'n und rauschenden Cymbeln
Jauchzte Beifall das Volk und rief ohn' Ende den Künstler;
Männer standen umher des Rats und Priester des Gottes,
Ernst und würdevoll auch die neun berufenen Richter,
Die zu entscheidendem Spruch versammelt waren im Kreise.
Alle Blicke zumal, als rührt' ein Zauber sie mächtig,
Ruhten fest, wie gebannt, noch dort auf dem Werke des Jünglings,
Während mit Blumen das Volk und Lorbeerreisern zu werfen
Schon begann, und: „Camill! Heil ihm! Camillus!" ertönte. —
Schlank, von himmlischem Reiz und sel'ger Anmut umflossen,
Stand des Gottes Gestalt, aus Stein geschaffen, wie lebend:
Sanft im Arm ihm ruhte die Leier, es schienen die Lippen
Sich zu öffnen, bereit zu herzberauschendem Sange.
„Heil ihm! Heil dem Camill!" so schallt' es lauter und lauter;
„Preis! kein anderer hat so jung an Jahren wie dieser
Göttliches schöner geformt mit kunstvoll bildenden Händen.
Weihen laßt es uns gleich, das Bild des pythischen Herrschers,
Hier zur Stell' am Altar; und morgen schmück' es den Tempel!"
So verlangte das Volk, das ungeduld'ge, es trugen
Schon des edlen Geräts und Krüge dienende Knaben
Aus der Halle daher, und Holz, zum Brande des Opfers.
Jungfrau'n schlossen den Reih'n um jene Stätt', in den Händen
Zweig' und Blumengewind', das hehre Bildnis zu krönen.
Doch Camillus? Er stand, in sel'ger Hoffnung erglühend.

Stolz und Demut zugleich im Antlitz, harrt' er des Urteils.
Stattlich war er zu schau'n, der junge Enkel Sabinas:
Hohen Wuchses und stark, mit blüh'nder Wange, doch männlich.
Staunend ruhten auf ihm voll Wohlgefallen die Blicke
Fast wie dort auf dem Gotte, den er aus Marmor gebildet.
War's doch, als hätten mit Huld die Götter all' ihn gesegnet:
Nie noch sah man ihn so im Glanz verschönender Freude.
Doch, was zaudern sie denn, die trägen Verenser, sein Glück ihm
Zu verkünden? warum? o daß nun endlich sie sprächen!
Alle schwiegen jedoch, mit Ernst betrachtend und prüfend.
Aber es naht sich ein Mann mit finsterm Blick, in der Toga;
Scharf hin schaut auf das Bild sein Aug', nun hebt er die Stimme!
Hören wollte man ihn, der Bildkunst Meister, Severus;
Und es verstummte mit eins die Menge, zu lauschen begierig.
Also begann und sprach mit scharfen Worten der Stolze:
„Edle Bürger, und ihr, des Rates würdige Männer,
Die ihr Beifall, ich seh's, dem Werke schenkt des Camillus:
Billig eracht' auch ich den Zoll verdienter Bewund'rung,
Der ein Bildner ich bin, wie jener, kundig des Handwerks.
Unvergleichliches schuf Camill! Es waren die Musen
Und die Grazien wohl zur Seit' ihm bei der Vollendung!" —
Inne hielt er darauf, Sever, es zuckte wie Spott ihm
Und wie Hohn um den Mund: — „Doch scheint mir's, edle Verenser,"
Sprach er weiter, „der Gott, der Bogen führet und Pfeile,
Amor, hat ihm den Sinn mit herzbethörendem Zauber
Bei der Arbeit umstrickt, dem jungen Bildner, so daß er
Statt des hehren Apoll, des mächtig waltenden Herrschers,
Hat ein Mädchen uns hier aus Verums Gauen gestaltet!
Wahrlich! saht ihr wohl je so weichlicher Bildung den Hohen?
Schaut, wie blühend und zart die Glieder, wie kindlich von Anseh'n!
Wie so träumerisch senkt sich das Aug', als rührte die Seele
Weiche Sehnsucht! — Die Stirn umflattern Locken und Löckchen,
Wie die Frauen sie gern und Jungfrau'n tragen in Verum.
Noch ein Mädchengewand, so zeigt sich der Trug euch vollkommen!
Aber, was red' ich? fürwahr! Ihr müßt sie selber erkennen,
Die als Urbild Camill zu seinem Werke gewählt hat!
Wäre die Schönheit nicht ein Gut, der Sonne vergleichbar,
Allen zur Lust gemacht, wohin ihr Licht sie ergießet,
Zürnen müßt' ich, daß frech in meinem Hause der Bildner
Sich die Züge gewählt, die nun dem Gott er gegeben.
Doch was kümmert's denn mich, wenn ihr Antinoes Bildnis,
Meiner Mündel, fortan verehrt an Stelle Apollos?

Tragt es zum Tempel getrost, Verenser, und weiht es mit Opfer!" — —
Also sprach Sever, die Hörer standen betroffen;
Lächelnd nickten sie wohl, auch schüttelten manche die Köpfe;
Und es wandte der Blick des einen sich bald und des andern
Nach der geschmückten Schar der zarten, schüchternen Jungfraun,
Wo, dem Bildner Sever verwandt, Antinoe weilte,
Sie, die jener genannt; mit Lust erschauten sie alle:
Lieblich war sie zugleich und ernst, von herrlichem Wuchse,
Rosig wie Apfelblüt' im jungen Lenze das Antlitz;
Bräunlich lockte das Haar sich um Stirn und reizenden Nacken,
Und es glühten die Lippen wie prangend im Laub die Granaten.
Doch, in Wahrheit! Es glich, nicht unrecht hatte Severus,
Diesen Zügen genau das Bild des Gottes in Marmor!
Wie doch hatten sie nicht sogleich es gesehn, die Verenser? —
Leis durch die Menge dahin ging ängstliches Flüstern und Murmeln.
Aber der junge Camill stand dort, betäubt und erschüttert:
Tödliche Blässe und Glut, sie wechselten auf dem Gesicht ihm
Rasch — es atmete heftig die Brust und stockte der Atem.
Kampf bewegt' ihm die Seel' — mit Bangen sahen's die Leute;
Und es ruhte sein Aug' mit angstvoll starrendem Blicke
Unverwandt, wie wenn dort er strenge Rechenschaft ford're
Für das vernichtende Wort Severs, auf ihr, auf der Jungfrau,
Die, beklommen, verwirrt, ein Ziel der Must'rung für alle,
Plötzlich allein sich sah, verlassen von den Gespielen.
Zagend trat sie zurück, im Aug' die Thräne, das Mädchen,
Tief in den Schleier verhüllt, der Wangen Röte zu bergen. —
Doch der Jüngling Camill, als ob mit dämonischer Regung
Ihn die Götter beseelt, — so rafft' aus finstrer Erstarrung
Er sich empor und griff mit bebenden Händen zur Seite,
Wo man Geräte schon des Opfers gestellt in die Runde.
Blindlings faßt er hinein — und sieh! den mächtigen Dreifuß,
Hoch in die Höhe geschwenkt, erhob er mit kräftiger Rechten.
Blitzschnell, wie der Gedanke dem Unglücksel'gen gekommen,
Führt' er darauf sie aus, die That verderblicher Wildheit: —
Eh' noch einer im Kreis den kühnen Frevel gewahrte,
Hatt' er das heil'ge Gefäß, mit Macht ausholend, geschleudert,
Hatte das göttliche Bild von hoher, olympischer Schönheit
Niedergestürzt mit Gewalt! Zertrümmert lag es am Boden.
Mitten barst es entzwei, und Stücke sprangen des Marmors,
Dort in den Staub, der hoch empor zur Wolke sich wirbelt,
Alles verhüllend, auch ihn, den unbesonnenen Knaben.
— Doch lauthallend Geschrei aus hundert Kehlen erhob sich

Rings, und: „Wehe!“ so rief's, und rief es wieder im Volke.
„Weh! was hast du gethan im Zorn, verwegener Jüngling?
Hebst du gegen dein Werk das gottgeweihte Gerät auf,
Das im Tempel zum Dienst des heil'gen Opfers bestimmt war?
Und das entzückende Bild, das selbstgeschaff'ne, vernichtend
Mit dem verderblichen Streich, erregst du den Zorn uns Apollos?
Rache fordert die That! — ihr bist, Camill, du verfallen!“ —
Also rufen sie laut mit wildem Schrei'n durcheinander.
Wankelmütig war immer das Volk, ein jeglicher weiß es;
Den zum Himmel es hob noch jüngst, ihn möcht' es vernichten!
Mancher drängt sich herbei, man will den Bildner ergreifen,
Schleppen will man ihn fort, hinaus, zur Sühne des Frevels,
Vor die Thore der Stadt, auf daß den Tod er empfange.
Schon erfaßt ihn die Hand, die aufgehob'ne, der Wilden, —
Da — in höchster Gefahr erscheint dem Bedrohten ein Retter:
Dort, von Knaben geführt, die Platz dem Würdigen bahnen
Durch die Menge daher des Volks, das Ehrfurcht ihm kündet,
Schreitet, umwallt vom Gewande des Priesters, herrlich der Seher,
Hermodorus, der Greis, der älteste unter den Alten.
Und die Hände erhebend zum Schutz dem bebenden Künstler,
Einzuhalten gebot er streng der wütenden Rotte.
„Männer von Verum!“ so rief der Zürnende, „was denn beginnt ihr?
Zeigt nun, daß ihr nicht ganz, wie jener, die Sinne verloren,
Dem die Himmlischen wohl den Geist mit Wahnsinn umhüllten,
Da, unbändigen Muts, das Tempelgeräte entweihend,
Er mit frevelnder Hand das Göttergebilde zerstörte.
Schlimm ist die heftige That, die ungestüme, und streng auch
Soll sie gewiß Camill, der Unbesonnene, büßen,
So wie der strahlende Gott, Apoll, ihm die Strafe verhänget.
Aber dem Gott, o Verenser, nicht euch ist dieser verfallen!
Hütet euch wohl, ihn dem Zorn des Augenblickes zu opfern,
Daß nicht künftige Zeit euch selbst mit scharfem Gerichte
Tadle, sagend: Der Götter Geschenk mißachteten danklos
Verums Bürger zusamt, da bösem, heftigem Urteil
Sie die Söhne geweiht, die hochbegabten und besten.
Dies bedenkt mir, und jetzt enthaltet kindischer That euch!“ —
Also redet' der Greis, bezwungen waren die andern.
Keiner versucht's nunmehr, die Hand an den Jüngling zu legen.
Alle schwiegen sie still, nur einer, trotzigen Sinnes,
Dämpfte nimmer den Groll; Severus war es, der Meister.
„Mag's drum sein, o Priester, weil du es gebietest: das Leben,
Was er verwirkte schon, der Knabe soll es behalten!

Aber noch heute räum' er die Stadt; die Mauern von Verum
Schließen ihn länger nicht ein: hinaus ins öde Gebirge
Zieh' er in die Verbannung, mit Schmach beladen, der Schuld'ge!
Ausgestoßen fortan, ein Fremdling werd' er den Seinen!" —
Sinnend blickte der Greis und schwieg, da jener verstummte,
Lange still; doch darauf voll Ernst begann er von neuem:
„Wohl, Severus! so wie du sagst, so gescheh's; es verweile
Fern Camillus, verbannt, bis klar den Willen der Götter
Uns ein Orakel entdeckt: In Eil' entsenden nach Cumä
Wir zwee'n Boten, von dort uns heil'ge Antwort erflehend,
Ob ein Sibyllinischer Spruch das Rechte uns zeige."
Und herab sich neigend zu ihm, der noch auf den Knieen
Vor ihm lag und die Füß' umfangen hielt dem Beschützer,
Redete weiter der Greis, und sprach voll Milde die Worte:
„Hast, mein Sohn, du gehört, welch Los dir wurde beschieden?
Daß ein Verbannter du bist, für jetzt, auf heimischem Boden?
Wenn sich der hohe Senat nunmehr und die andern entfernen,
Werden die Wächter dich hin geleiten zum westlichen Stadtthor;
Wende dann dich hinaus, die Stadt im Rücken, die traute,
Meide sie ganz und rings das schirmende Weichbild von Verum,
Bis von Cumä der Gott uns kündet durch die Sibylle,
Was uns geziemt zu thun und wie den Frevel wir sühnen."
Tief das Haupt auf die Brust gesenkt, so hatte der Jüngling
Bis zu Ende gehört, nun rafft' er vom Boden empor sich;
Länger hemmt' er nicht mehr den Lauf der stürzenden Thränen:
„Weh!" so rief er, „ich soll die Luft der Vaterstadt meiden?
Ein Verbannter, allein, in schaurigen Bergen verweilen?
Von sich stoßen sie mich, die Freund' und Jugendgenossen,
Götter und Menschen zugleich! Der Wildnis reißende Tiere
Sollen Gefährten mir sein! Im Elend soll ich verderben!
Weh! Sabina! Das muß das Herz dir brechen, das edle!
Doch ich eile zu dir: noch einmal muß ich umfassen
Deine Kniee, und es fleh' mein Mund um deine Vergebung!"
Heftig wendet' er schon den Schritt; da mahnt ihn der Priester:
„Nicht doch also, mein Sohn, kein Zögern ist dir verstattet!
Doch wenn irgend im Kreis der hier Versammelten einer
Ist, der die Botschaft gern zum Hause Sabinas will tragen
Dem Verbannten, so sei's; du magst alsbald ihn entsenden."
Ringsum schaute Camill, doch zweifelnd blickte das Aug' ihm:
Wer denn wollte jetzt ihm, dem Ausgestoßnen, sich nahen?
Schweigend standen sie alle, die Blicke am Boden, wohl sah er's,
Männer sowohl wie Frau'n, wenngleich sie Mitleid bewegte.

Da — wie ein Wunder geschah's: es leuchtete plötzlich das Auge
Dem Verbannten, und fest auf jene Stelle gerichtet,
Wo Antinoe stand, die Jungfrau, schien es zu sprechen:
„Dich, o Mädchen, beruft Apoll dem verlaß'nen Camillus,
Dich, die mit Schönheit allein des Bildners Sinne verblendet!"
— — War's nun ein Gott, der tief die Seele der Jungfrau erfaßte?
Trieb das eigene Herz das zarte, schüchterne Mädchen,
Für den Verbannten zu thun, was keiner wagte der andern?
Nicht verstand sie es selbst, doch eh' sie lang sich bedachte,
Schlug sie den Schleier zurück und trat in den Kreis der Verstummten,
Nahte dem Bildner und sprach zu ihm die tröstenden Worte:
„Fasse nur Mut, Camillus! Noch bist nicht ganz du verlassen!
Wenn dich Severus, mein Ohm, hat streng und feindlich gerichtet,
War's, dem empörten Volk sein heiliges Recht zu bewahren!
Mir dagegen gebietet, ich fühl's, im Herzen Minerva,
Oder ist es auch sonst der Göttinnen eine, zu lindern,
Unglücksel'ger, das Weh, das jener grausam dir schaffte.
Künde mir denn getrost, und sprich, was meld' ich Sabina?"
Aber Camillus schwieg und schaut' ihr lange, wie träumend,
Unverwandt ins Gesicht, und heftig wogte die Brust ihm.
„Götter! ich seh's!" rief endlich er laut, „noch seid ihr mir günstig!
Daß ihr diese mir sendet, — Antinoe!" — Zögernd und leise
Faßt' er ihr Schleiergewand und hielt es bebend: „O Mädchen!
Geh zu Sabina denn hin, der Teuren, und tröste sie freundlich:
Sag' ihr von ihrem Camill, sie soll den Schmerz ihm vergeben,
Den er heut' ihr gebracht, und opfern soll sie den Göttern,
Daß die Himmlischen bald ihm fröhliche Heimkehr bereiten.
Ob es gescheh'? Fürwahr, schon wag' ich wieder zu hoffen,
Weil, Antinoe, dir in der Seele holdes Erbarmen
Sie geweckt dem Camill! — Nicht sorgen soll sie im Herzen,
Wie dem Fernen es geh'; doch du, o Mädchen, verweile
Bei der Trauernden oft und stärke sie, wenn sie verzagt ist!"
Also Camill; doch sie, die zagende Jungfrau, sie wagte
Nimmer ins Aug' ihm zu schau'n, denn Flammen schien es zu sprühen.
— — Lautlos hatte die Schar der Hörer die beiden umstanden,
Selber der strenge Sever, nicht hatt' er vermocht sie zu stören,
Bis das Mädchen sich wandte zum Geh'n, so wie sie versprochen.
Da erhob er die Stimm', und bitter begann er zu schelten:
„Wahrlich, Antinoe, schön steht dir, Antonius' Tochter,
Meines Bruders, die That vorwitzig thörichten Eifers,
Die du soeben vollbracht: Weh' dir, verwegenes Mädchen!
Hast du die weibliche Scheu so ganz und die Sitte vergessen,

Daß du vor dem Senat allhier und versammelten Volke
Wagst, dem Vormund und Ohm zum Trotz, vom Banne Getroff'ne
Zu beschützen? Wohlan! Gereuen soll es dich bitter!"
Nahen wollte sich ihr Sever, erfassen die Jungfrau,
Doch der Priester gebot dem Zornerglühenden Einhalt:
„Schweig', Severus, mir doch und laß die Mündel gewähren;
Hat dem Verbannten zum Trost ein Gott ihr Worte gegeben,
Laß in Frieden sie gehn und kränke mit Vorwurf sie nimmer!"
Und es winkte der Jungfrau der Greis: das schüchterne Mädchen,
Rasch enteilt' es, und bald den Blicken war es entschwunden.
Zu dem Gehöft' empor, Sabinas, kannte den Weg sie,
Dorthin trugen die flüchtigen Füße sie, inne nicht haltend,
Bis an der Halle sie stand, der schönen, wo sie die Greisin
Schaute, die unruhvoll verweilt' in banger Erwartung.
Da nun hemmte den Schritt Antinoe, denn sie bedachte,
Wie der Harrenden sie die unwillkommene Botschaft
Brächte, daß jählings nicht der Schmerz die Arme bezwänge.
Doch es hatte sie schon das Ohr der Blinden vernommen:
„Wer denn nahet so still sich mir? Bist du es, Verena?
Oder Hermione, du? O Mädchen, kündet mir eilend,
Was von dem Knaben Camill ihr wißt — es fiel die Entscheidung!"
Da ergriff das Wort Antinoe, ob ihr der Atem
Fast auch stockte, das Herz ihr klopft' in heftigen Schlägen.
„Wohl, Sabina! von ihm, dem herrlich schaffenden Enkel,
Bring' ich Kunde dir zu: Heil ihm! So jung noch an Jahren
Hat kein andrer vollbracht, was er vermochte zu schaffen!" —
„Wer doch bist du? O sprich, noch nie vernahm ich die Stimme!"
Bang erwidert's die Greisin: „Kann selbst Camillus nicht kommen
Oder die Sklavinnen auch des Hauses, wie sich's geziemte?
Sprich, wer immer du seist; und hast du Schlimmes zu künden,
Gute, birg es mir nicht, auch das zu hören vermag ich!"
Zögernd begann die Botin darauf und löste das Schweigen,
Tief bewegt im Gemüt: „Wohlan, Sabina," so rief sie,
„Weil du selber verlangst die lautre Wahrheit zu hören,
Wisse: nicht wie so gern hab' Frohes dir ich zu melden.
Eilend kam ich hierher, weil sonst kein andrer es wagte,
Ich, die Fremde, allein, des Enkels Geschick dir zu sagen.
Höre gelassen mich an, noch kann sich alles ja wenden!"
Freundlich reicht' Antinoe drauf der bebenden Blinden
Ihren Arm, und sanft die Schritte lenkte sie jener
Hin zum Sessel, sie selbst, zu ihren Füßen, mit leisen
Worten berichtet' sie drauf Camills des Enkels, Verbannung,

Nicht den Trost ihr zuletzt, den jener sandte, verschweigend.
Als die Erzählung nun sie vollendet, Thränen im Auge
Und mit erglühender Wange, voll Rührung drückte die Hand ihr
Sie, die Greisin, denn nicht vermochte sie Worte zu finden,
Ihr zu danken sogleich: so mächtig war sie getroffen.
Sanft nur zog sie ans Herz die holde Botin, und innig
Hielt in trauter Umarmung sie lang' sie, bis endlich sie schieden.

Zweiter Gesang.

Der Verbannte.

Tief schon stand das Gestirn des Gottes; rosige Dämm'rung
Senkte sich auf das Gebirg' und auf die Gefilde von Verum. —
Jenseit des Thors im Westen, des stattlichen, führte die Straße,
Die man vor Zeiten gebaut, und die man die römische nannte,
Nach der mächtigen Stadt, von Verum schnell zu erreichen.
Doch, der vertrieb'ne Camill, der Arme, mit Stecken und Bündel,
Wanderte nicht sie entlang, nachdem die Männer ihn ließen,
Die zum Thor ihn geführt: auf wüsten Pfaden, zur Seite
Wandt' empor er sich, nach links; Gestrüpp' durchbrechend und Buschwerk,
Ohne zu wissen wohin: was kümmert' der Weg ihn ins Elend?
Hastiger stieg er bergauf, je tiefer die Sonne sich neigte,
Bis, zur Höhe gelangt, er vor sich schaute den Tempel,
Der, von dem Strahl geküßt, dem letzten des scheidenden Gottes,
Lichtumflossen erglänzt' in Ehrfurcht heischender Schönheit.
Unaussprechlicher Schmerz erfaßte von neuem den Jüngling,
Da er diesen erblickt: wie hatt' er gehofft und gebetet,
Hier, in der Wohnstatt Apolls noch heute sein Bildwerk zu grüßen,
Ruhmvoll, — festlich im Zug hinaufgetragen vom Volke.
Alles war nun dahin: das Werk, das Fest und der Ruhm ihm:
Götterlos, wie zuvor, stand öd' und einsam die Halle! — —
Nieder warf er sich wild, verzweifelnd, ins üppige Gras hin,
Das die Stufen umgrünt' und die Basis des Tempelgebäudes.
Lang verweilet er so, das Antlitz zur Erde gewendet,
Wünschend von Herzen den Tod, dem Jammer schnell zu entrinnen.
Dunkel wurde die Welt, und einzeln erwachten die Sterne
Dort am Himmel, wo sanft im Osten glänzte der Halbmond.
Horch! da ließ es wie Schritte sich sacht' vernehmen im Grase:
Leise klomm es empor, doch nicht gewahrt' es Camillus.
Edel war die Gestalt, umwallt vom langen Gewande,
Hell erglänzte das Haar, schneeweiß im Schimmer der Dämm'rung.

Hermodorus, er naht, der Priester, bedächtigen Fußes.
Suchend blickt' er umher, der Greis; umfangen von Sorge
Schien ihm die Seel' und bang, unschlüssig stand er und lauschte. —
Als den Namen Camills drauf herzlichen Tones er ausrief,
Richtete jener sich auf aus den taubeschimmerten Blumen,
Halb erschrocken, halb froh, den menschlichen Laut zu vernehmen.
Dann, als zögert' er noch den sehenden Augen zu glauben:
„Bist du," rief er erstaunt, „o Greis, der Himmlischen einer,
Der Verbannten sich naht? Nicht würdiger konntest du kommen
Denn in dieser Gestalt; und doch, es täuschet kein Trug mich:
Hermodorus! Du selbst? Was willst du, sprich, warum steigst du
Noch zum Tempel herauf zu nächtlich dämmernder Stunde?
Trieb dich Sorge vielleicht, es werde der Fuß des Verstoß'nen
Dir den heiligen Ort entweih'n, zum Obdach ihn wählend?
Priester! du irrtest: der Mann, den Götter verwarfen und Menschen,
Trägt vor Heiligem Scheu: nicht wagt er, es frech zu betreten!" —
„Hemme die Rede, mein Sohn; zu wild noch toben die Geister
Dir in stürmender Brust von frisch empfangener Wunde!"
Ernst erwidert's der Greis dem finster blickenden Knaben.
„Freilich stieg ich empor, dich aufzusuchen am Tempel,
Hoffend, es werde zum Ziel ein Gott mir lenken die Schritte.
Sieh, und ich täuschte mich nicht; nun zeige männlichen Sinns dich;
Manches hab ich mit dir, bevor wir scheiden, zu reden.
Laß auf den Stufen allhier, den marmorkühlen, uns ruhen;
Nimm von dem Brote zuvor, und Wein, der letzten der Gaben,
Die dem verbannten Sohne die Stadt fürsorgend gespendet:
Stärke die Seele dir nun, und iß, du wirst es bedürfen."
Zögernd gehorchte Camill, nicht wagt' er, der Mahnung zu wehren;
Schweigend brach er das Brot, es schlürften durstig die Lippen,
Halbverschmachtet, den Trank des allbelebenden Weines.
Drauf, als helleren Blick im Auge des Jünglings er wahrnahm,
Zu ihm redet' aufs neu der Priester und sagte die Worte:
„Nimmer, was du gethan, kannst ungeschehen du machen;
Doch gesteh's: dich gereut dein unhold-frevelndes Wüten
Gegen das Göttergebild, das eigne, das du zerstörtest?
Mochte dich schwer der Spott Severs auch kränken, des Bildners,
Durft' er doch nimmer zum Zorn dir also reizen die Seele,
Daß, dich selbst vergessend und rings die edle Versammlung,
Dir das heil'ge Gerät als Waffe wählend, in Trümmer
Du das holde Gebild der eignen Hände zerschlugest!"
Dunkel erglühte die Stirn bei diesen Worten dem Jüngling:
War's auch dämm'rige Nacht, er wandte dennoch das Antlitz

Von dem Sprechenden ab, mit Ernst ihm also erwidernd:
„Hermodorus, du willst von mir ein offen Geständnis?
Wohl! Das bittere Wort Severs traf schärfer das Herz mir,
Als du wähnst: Ob ein Gott, ob Neid allein ihn getrieben,
Mich zu höhnen — wer will, wer kann es jetzo entscheiden?
Dennoch, — die Wahrheit sprach, ich mocht' es nicht mir verbergen,
Sein vernichtender Mund: die höchste, göttliche Wahrheit!
Klar erkannt' ich's in mir: es hatte Amor den Pfeil mir
Tief in die Seele gesenkt, die Züge meines Gebildes
Sind sein Werk! Ach nicht rein im Innersten hatte die Gluten
Dem Apoll ich bewahrt, der vollen höchsten Begeist'rung.
Seit ich Antinoe sah, die Schönst' im Kreise der Mädchen,
War verwandelt mein Sinn, so daß nur ihrer ich dachte,
Unter der Arbeit — und stets — ja selbst im stillen Gebete.
War es ein Wunder nunmehr, daß sie darauf in den Händen
Mir entstand? O fürwahr! sie bannte völlig das Herz mir!
Aber durft' ich denn sie — den schweren Irrtum erkennend —
Sie, das Mädchen, noch euch, den Verensern bieten für jenen,
Den die Lippe nicht mehr zu nennen wagt des Verbannten?
Hätte die Kunde davon nicht weit sich verbreitet und weiter,
Fern in künftige Zeit, da lächelnd jeder berichtet:
Dem Camillus befahl der Senat Apollo zu bilden,
Doch nur ein Mädchen gelang dem allzu zärtlichen Bildner?" —
Doch es schüttelt' sein Haupt der Greis: „O thörichte Jugend!
Mußtest du darum das Bild, das holde, bei dem dir der Liebe
Lächelnder Gott die Hände geführt, in Trümmer zerschlagen?
Rächen wird Amor die That an dir: des lieblichen Mädchens
Herz, das schon du gewannst, er wendet, glaub' mir, es wieder
Von dir, weil du im Zorn die Huld des Mächt'gen verschmähtest."
„Grausam bist, o Greis, du für mich! Warum in der Seele
Regst du den Schmerz mir auf?" so klagte Camillus. „Doch wahrlich!
Irren möchtest du dich: es soll die herrliche Jungfrau
An den vertriebnen Camill in Bälde wieder gedenken.
Hier nicht bleib' ich; nach Rom, dem edlen, wend' ich die Schritte,
Da den Bildner man gern aufnimmt; und rühmliche Werke
Dort vollend' ich; die Welt, sie soll mich preisen, und Verum
Denkt des Sohnes mit Neid, den jetzt es lieblos verstoßen!
Dann wird stolzer das Herz Antinoes schlagen und höher
Bei dem Namen Camills, und Lieb' um Lieb' ihm erwidern."
Doch es wiegte der Priester das Haupt, und strenge versetzt' er:
„Sieh doch! An Mut, so scheint's, ist reich vermessene Jugend:
Schnell verwirft sie die Buß', den Zorn der Götter verachtend!

Wandre denn zu, Camill! Wohl meint ich, dir andres zu raten,
Doch ich schweige: — wenn einst die Götter Demut dich lehrten,
Kehrst vielleicht du zurück zur viel verachteten Heimat!"
Und es erhob sich der Greis zum Geh'n schon — aber Camillus,
Heftig sprang er empor, und flehend hob er die Hände:
„Hermodorus, nicht also! vergib!" so rief er mit Thränen;
„Eitle Worte vernahm und stolze dein Ohr, und der Buße
Will ich, Priester, gewiß mich fügen — wär' es die strengste!"
Also Camill, da schaute voll Mild' ihm jener ins Antlitz:
„Hören willst du den Rat?" — er fragt es prüfend. „Wohlan denn:
Sühnen wirst du nur dann begang'nen Frevel, wenn sorglich
Du im stillen das Bild Apolls des Hehren erneuest.
Bleib, und begib sogleich dich ans Werk, nicht Ruhe dir gönnend!
Marmor gibt es vom Bau des kaum vollendeten Tempels
Noch vollauf an dem Hang des steil abfallenden Hügels,
Wo an verborg'ner Statt der Arbeit wurde gepflogen.
Dort auch stehet im Schutz des heil'gen Haines ein Hüttlein.
Einsam weilest du da und still, nur einzig dem Werke
Lebst du, das heiliger bald den bildenden Händen und schöner
Dann gelingt als zuvor, sofern die Unsterblichen wollen.
Nahrung magst du dir selbst erspäh'n als kundiger Jäger,
Aber den Wein und das Brot, sie schafft ein Diener des Tempels,
Wenn du dessen bedarfst; du wirst verschwiegen ihn finden.
Zwar in mancher Gestalt wird rings Gefahr dich umgeben:
Raubende Horden zerstreut verweilen in Latiums Bergen,
Büffel und Hunde sodann, die kühn sich zeigen und feindlich.
Aber dich schützt Apoll, kein Unheil magst du befürchten."
Also sprach er noch lang, der Priester; leuchtenden Auges
Lauschte Camill, und es war, als vernähm' er göttliche Weisheit.
Schon war die Mitte der Nacht vorüber, da schritten die beiden,
Tief in die Mäntel gehüllt, dahin im ernsten Gespräche,
Bis an die Stelle, wo schroff der Berg sich senkte zum Thale.
Dort nun standen sie still im blassen Schimmer des Mondes,
Scheidend reichten sie sich die Händ' und drückten sie herzlich.
Heimwärts eilte der Greis auf klug verborgenen Pfaden,
Doch den nächtlichen Hain betrat Camill der Verlaßne.
Bald erreicht' er den Ort, wo noch von Blöcken des Marmors
Weit ein großes Gefild, vom Fels geborgen, bedeckt lag.
Sieh! dort stand auch die Hütte, die schützende, sicher verwahret,
Wie der Greis ihm gesagt, mit fest geschichtetem Reisig.
Und es raffte Camill mit kräftigem Arm es beiseite,
Trat durch die Thüre dann ein, die nied're, ein wenig sich bückend.

Matt nur leuchtet' ein Strahl des Monds dem Einsamen drinnen,
Dennoch war deutlich zu schaun die Streu in einer der Kammern,
Auch daneben Gerät: die thönerne Lampe, der Ölkrug,
Was von den Leuten blieb, die hier vor kurzem gerastet.
Schöner ließ freilich daheim Sabina das Lager bereiten,
Als in der dumpfigen Zell' er hier es fand, in der öden,
Aber mit Freuden verschmäht ein weichlich Behagen die Jugend:
Gern entbehrte Camill die köstlichen Decken und Vliese,
Hüllte sich fest ins Gewand und legt' auf die ärmliche Streu sich,
Preisend im Herzen den Gott, der ihn, den Armen, beherbergt. —
Doch, als nun sich der Schlaf ihm senkt' auf die ruhenden Glieder —
Siehe! da war ihm der Traum alsbald zur Seite, der holde:
Leuchtend verbreitete sich im Gemach ambrosische Helle;
Einen der Götter verkündet der Glanz dem staunenden Bildner;
Aber, wie er sich müht, mit den lichtgeblendeten Augen
Deutlich die hehre Gestalt zu erkennen, des himmlischen Gastes,
Allzeit wandte der Gott dem Verlangenden abwärts das Antlitz.
Hastig springt nun Camill empor, sich schnell ihm zu nahen,
Wieder umsonst jedoch: es will Apoll sich nicht zeigen.
Plötzlich teilt sich der Duft, der goldne, weißliche Schleier
Flattern um eine Gestalt von hoher, göttlicher Schönheit —
Und — ein Mädchen erscheint! — sie tritt ihm lächelnd entgegen.
„Götter! Antinoe ist's! die herrlichste Tochter von Verum!"
Rosen trägt sie und Lorbeer ihm zu, und Myrten in Fülle:
Alles schüttet sie hin, zu Füßen dem staunenden Jüngling,
Lächelnd immer, doch ernst: und er will eben die Lippen
Öffnen, zur Frage bereit, was all die Blumen bedeuten —
Da vernimmt er Geschrei von ferne: — es heulen die Hunde;
Hastig fährt er empor vom Schlaf und öffnet die Augen.
„Wie doch geschah mir? Wo bin ich?" so ruft er, die Wände betrachtend
Seiner ärmlichen Zell' — „mir war als hätten die Götter
Doch mich eben besucht? Doch ach! ich bin ein Verbannter!
Niemand nahet sich mir: Unsterbliche nicht — nicht Menschen;
Tückisch hat Amor gewiß mir das holde Traumbild gesendet,
Daß in Sehnsucht nach ihr, Antinoe, schmelze die Seele,
Jegliche Kraft mir schwinde zum Schaffen ewiger Werke!
Aber, noch fühl' ich mich stark," so rief der Erwachte, und kräftig
Rafft' er vom Lager sich auf, und, gleich im Käfig dem Löwen,
Ungeduldigen Muts durchschritt er die dämm'rige Hütte.
Sei nun alles dir selbst, Camill! Sie nahmen dir alles!
Waffen schaffe dir jetzt und Gerät — ein Kind sei der Wildnis;
Menschen und Göttern zum Trotz, du selbst noch, wenn auch verstoßen!

Dritter Gesang.

Die Werbung.

Anders gestaltet der Tag dem friedlichen Städtebewohner
Hinter schirmendem Thor sich und wohlbefestigten Mauern,
Anders als jenem, der kühn, verweg'nen Angriffs gewärtig,
Rings umdroht von Gefahr, der Wildnis Mächten sich preisgibt.
Friedlich stieg er empor, des Gottes prangender Wagen,
Strahlend über der Stadt, dem vielgeschäftigen Verum.
Froh ging jeder, das Werk, das tägliche, weiterzufördern;
Gab der Sorgen es wohl, gab dennoch es manchen Gewinn auch.
Aber mit Unmut noch gedachten heute die meisten
An den vergangenen Tag und an Camillus' Verbannung.
Mancher zürnt' auch Sever im Innern, dem neidischen Spötter,
Der mit schmähendem Wort den Jüngling zum Frevel getrieben.
Einer nur war, den die That Camills von Herzen erfreute,
Heimlich, weil ihm schon längst verhaßt gewesen der Bildner. — —
Stolz, im schönen Gemach des reichsten Hauses von Verum
Dachte Sophron, der Erbe des jüngst verstorb'nen Senators,
An den Verbannten, der jetzt, unwirtliche Berge durchschweifend,
Schutzlos irrte umher, der Freund' entbehrend und Heimat,
Während er selbst, Sophron, dem erquickenden Bade entstiegen,
Nun, von Sklaven umringt, in weiche Gewänder sich kleidet,
Duftig gesalbt, und das Haar in zierliche Locken geordnet,
Sich zum Frühmahl begibt, dem würzigen, köstlich bereitet.
Besser mundet' noch nie als diesen Morgen die Speis' ihm,
Fröhlicher sprengt' er noch kaum des Trankes Opfer den Göttern:
Verum gefiel ihm so wohl seit gestern, seit es den Knaben,
Jenen Camill, verbannt. Nun braucht' er nimmer zu fürchten,
Dem Verhaßten wie sonst zu begegnen, an Plätzen der Kurzweil
Oder des Spiels, wo stets den Sieg ihm raubte der Freche.
Ungern weilte Sophron bisher im Hause der Eltern;
Fern, im prächtigen Rom fand, müßig, er bessere Freuden.
Aber es kränkt' ihn der Reichtum dort der üppigen Herren,
Die mit vernichtendem Glanz das Sternlein bestrahlten, von Verum.
„Lieber der erste daheim, als dort in der Hauptstadt der zweite!"
Dacht' er, zürnend im Geist; oft Monden weilt' er in Verum,
Und es erfreute sein Herz, die guten Verenser zu blenden,
Die, voll staunender Lust, als Muster von römischen Sitten
Ihn sich zeigten, bereit, ihm fürstliche Ehre zu geben.
Doch nun dieser Camill! Auch er war in Rom, und man kannte
Dort als Künstler ihn schon, gebildet von griechischen Meistern!

Kränze künftigen Ruhms, sie winkten lieblich von fern ihm,
Ja, er hatte das Schwert schon geführt, den Feinden entgegen;
Und auf den Jüngling mit Stolz nun blickten zusamt die Verenser
Längst wohl — das kränkte Sophron; er fühlte freier sich atmen,
Seit man Camillus vertrieb, als wär' ein Feind ihm erlegen. —
Daß man die Sänfte bereit ihm halte zu baldigem Ausgang,
Hatt' er befohlen; darauf, nachdem das Mahl er beendet,
Trat er heiteren Muts hervor aus der Pforte des Hauses.
Weiß erglänzte wie Schnee das Gewand, von purpurnen Streifen
Reich besetzt, und es legte ein Sklav' um die Schulter die Toga. —
Daß nach der Wohnung Severs die eilenden Träger ihn brächten,
Gab er Befehl — und im Flug erfüllten sie, was er geboten.
„Gruß dir und Heil, Sophron! so früh am Morgen, was führt dich
Mir ins Haus? Wenn Sever es vermag, wird gern er dir dienen!"
Also begrüßte der Bildner den Gast, der strenge Severus.
Aber Sophronius schwieg, und lächelnd blickt' er zu Boden.
„Freilich wohl kam ich zu dir, das Beste zu fordern, o Bildner,
Was du zu geben vermagst, so groß dein Anseh'n auch sein mag!"
So begann er alsdann, die Worte betonend mit Nachdruck.
„Wahrlich! des Herzens Wunsch dir zu sagen jetzo, kaum wagt' ich's,
Hätten die Götter mich nicht mit reichlichen Gütern gesegnet,
Mich, des edelsten Hauses von Verum einzigen Sprößling.
Aber nun sei es bekannt: die schönste verensische Jungfrau
Zogst im Hause du auf, Antonius' Tochter, des Bruders,
Den ein Raubtier dereinst, entronnen aus römischem Käfig,
Anfiel, wie man erzählt, und tötet' in Latiums Bergen.
Immer bewundert' ich sie; doch seit sie mir gestern erschienen
Mitten auf offenem Markt, Camill, den Etrusker, zu trösten,
— Weil er, so mein' ich, dem Gott die Züge geliehen der Schönen —
Ist für Antinoe ganz, die Edle, das Herz mir gewonnen.
Gib sie zum Weibe mir denn, o Sever, und es möge der Brautschatz
Nimmer entscheidend mir sein: sind klein auch die Güter der Waise."
Also sprach Sophron in heitrer Siegesgewißheit.
Schweigend hört ihn Sever, mit seltsamem Lächeln, und prüfend
Ruh'n auf dem prangend Geschmückten die Blicke des kundigen Mannes.
„Ehrenvoll, o Sophron, ist für mich und die Mündel dein Antrag,"
So erwidert' er drauf; „wem gäb' ich das Mädchen denn lieber,
Als dem begüterten Sohne des ersten Geschlechtes in Verum?
Gern auch bin ich bereit, des Bruders Tochter zu spenden,
Was ich zu spenden vermag an Gut, so stattlicher Heirat:
Doch, fast sag' ich's mit Scham: mein Wort nicht kann ich verpfänden,
Eh' nicht Antinoe selbst noch hörte von deinem Verlangen.

Edel ist sie und schön, und wer sie einst heimführt als Gattin,
Dem gewähren die Götter ein Glück, das mancher beneidet.
Doch gezwungen wird nie dem Gatten Antinoe folgen:
Stolz ist das Mädchen gesinnt, unbändig und frei ist ihr Wille.
Sahst du gestern sie nicht, mir trotzend auf offenem Marktplatz,
Als ich streng ihr gebot, von Camill, dem Verbannten, zu lassen?
Willst bei der Jungfrau du selbst denn werben, so laß' ich sie rufen;
Andres versprech' ich dir nicht, bist gleich du herzlich erwünscht mir!"
Hell auf lachte Sophron: „Ei wahrlich!" rief er zur Antwort,
Da nun jener verstummt: „Noch hoff' ich, sie wohl zu erwerben,
Wär' auch Antinoe stolz, wie Apollos Schwester, die Hohe!
Hab ich, Sever, dein Wort, das Mädchen verschmähet mich nimmer!
Laß' sie denn rufen: es sei! denn heut' noch begehr' ich Entscheidung."
Und es entsandte Sever alsbald nach dem Frauengemache,
Daß Antinoe man, die Mündel, zu kommen entböte.
Schnell gehorchte sie auch, die Jungfrau; ohne zu zögern,
Trat ins Atrium sie, wo ihrer die Männer noch harrten.
Herrlich erschien sie Sophron, umwallt vom lichten Gewande,
Wie so freundlich und ernst den Oheim, den strengen, sie grüßte.
Drohend umwölkte die Stirn bei den spottenden Worten sich diesem:
„Heil Antinoe dir! Begrüße den edlen Bewerber,
Den du gestern im Flug durch mutiges Handeln gewonnen!
Reiche die Hand Sophron, ihm hab' ich mein Jawort versprochen,
Wenn es dir selber gefällt, das deine ihm nicht zu versagen."
Doch die Jungfrau? — sie schwieg; — und starr, als wär' sie von Marmor,
Stand sie und schaute bestürzt auf Sophronius hin und den Oheim.
Daß sie viel eher dem Tod sich vermählt', als dem weichlichen Jüngling,
Der zur Eh' sie begehrt', das hatte schnell sie entschieden.
Aber des Oheims Gebot — der angesehene Freier —
Hier muß ein Wunder gescheh'n, sonst mag sie dem Schicksal nicht trotzen!
Heimlich fleht sie bestürzt zu allen Göttern um Rettung,
Suchend in ihrem Gemüt nach klüglichem Wort zur Erwidrung.
Horch! war das nicht Geheul und wildes Getös' auf den Gassen?
Näher kommt es dem Haus und näher: wortlos verharrend
Lauschten die drei — da erschien am Säuleneingang ein Sklave.
„Weh! o Sever! Es verhängt ein Gott uns entsetzliches Unheil:
Schreckliche Panther zu zwei, mit blutgier-funkelnden Augen,
Wie beim Schauspiel zu Rom sie kämpfen im prächtigen Zirkus,
Überfielen dir heut' auf der Weide die stattlichen Herden,
Dort in den Bergen, am Quell, zum Tode den Knaben verwundend,
Der sie zu schützen versucht', der Arme, um selbst zu erliegen."
„Reißende Tiere?" rief heftig Sever, „es kommt mir von ihnen

Jegliches Unglück, Sophron! Wie einst sie den Bruder getötet,
Morden sie jetzo nun, die Schrecklichen, Hirten und Herde!" —
„Herzlich betrübt, Sever, mich, was dich betroffen, das Unheil!
Dennoch, nicht lass' ich dich jetzt, bis dein Bescheid mir geworden:
Schnell entfern' ich mich dann, dich schützenden Göttern empfehlend!"
Also Sophron. Da erwacht' aus lähmender Ohnmacht die Jungfrau.
Hell auf strahlt' ihr das Aug' — es sprachen die bebenden Lippen:
„Nicht vergönnt, o Sophron, ist jetzt mir entscheidende Antwort;
Was ich im Herzen gelobe, die Götter mögen es hören: —
Nur wer das Land uns befreit von den Ungetümen der Wildnis,
Die in Verums Gebiet sich geflüchtet zu unserm Verderben,
Ähnlich wie jene, die einst mir den Vater, den teuren, gemordet — —
Nur wer diese bezwingt, kein anderer werde mein Gatte!"
Unerschrocken und fest, so sprach das Mädchen; doch zornig
Blickt' und betroffen Sophron, der Patrizier, da sie verstummte,
Bald auf den Oheim und bald auf jene, die Antwort ihm weigert.
Und der finstre Sever, er winkte schweigend der Mündel,
Schnell den Ort zu verlassen: „Ich kann, o Sophron, sie nicht zwingen,
Was sie den Göttern gelobt, zu brechen, ist es auch leid mir:
Magst du das grimmige Paar, das raubende, schleunig vernichten!
Zieh in die Berge hinaus denn, die flüchtigen Panther zu jagen,
Morgen — ich schwör' es dir zu: gelingt es dir, beide zu fällen
Mit gewaltiger Hand, so muß dir Antinoe folgen!"
Feierlich sprach es Sever; doch er, der Gekränkte, er wandte
Stumm dem Haus den Rücken, im tiefsten Herzen erbittert.
„Morgen geh' ich nach Rom!" so dacht' er; „mögen die Panther
Verum verschlingen, zusamt dem Sever und der trotzigen Dirne!" —
Still in der Kammer indes Antinoe bangenden Herzens
Dachte mit Sorge des Schwurs, den ihr auf die Lippen die Götter
Hatten gelegt, da allein sie suchte Sophron zu entrinnen.
Daß sie sich selber zum Preis gesetzt, und die eigene Freiheit
Jedem Bewerber, der nur es wagte, die Panther zu jagen,
Das erkannte sie wohl, und angstvoll sann sie auf Rettung.
Seltsam schien es ihr fast, daß plötzlich gebietende Sehnsucht
Sie zu Sabina zu geh'n hintrieb, der einsamen Blinden.
Ruhe ließ es ihr nicht: noch eh' die Scheibe Apollos
Tief zu den Bergen sich senkt', enteilte sie hurtigen Schrittes,
Nur von dem Sklaven gefolgt, dem treuen, der Wohnung des Oheims.
Stufen stieg sie gar viele hinauf, in den Felsen gehau'ne,
Bis den Hof sie erreichte, den hochgelegnen, der Greisin.
Lange verweilte sie dort, Sabina von Herzen willkommen;
Und es gedachten die zwei zusammen Camills, des Verbannten.

Auch was heute geschehn, berichtet' der Blinden die Jungfrau:
Wie sie dem stolzen Sophron geboten, das Raubtier zu jagen,
Eh' sie als Gattin ihm folgt'; — doch wie sie von Herzen die Götter
Bitte, daß nimmer der Tag, der schreckliche, möchte erscheinen.
Traut, so wie zu der Mutter das Töchterchen, redet' sie lange
So zu der Greisin, als wär' sie von kindauf längst ihr befreundet.
Nacht schon senkte sich leise herab auf das lachende Verum;
Da, als Antinoe heim sich begab, gefolgt von dem Sklaven,
Hin durch Olivengebüsch und mauerumschlossene Gärten,
Naht' ein Wanderer sich, von etlichen Dienern begleitet,
Reich in Gewänder gehüllt, von köstlicher Farbe des Purpurs.
Schrecken faßt' sie sogleich: Sophronius war es, kein andrer,
Den sie vor sich erblickte — sie kannt' ihn zu wohl noch vom Morgen!
Doch der Patrizier auch gewahrte die zagende Jungfrau:
„Sieh! es täuscht mich kein Traum, das nenn' ich besondere Fügung!
Find' ich, Antinoe, dich so spät allein auf den Gassen?"
Lachend rief er's, und vor die Erzitternde trat er, die Jungfrau,
Die, um schnell zu entflieh'n, die Schritte beflügelt' in Eile.
Kühn versperrt' er den Weg ihr: „Du kommst mir nimmer vorüber,"
Droht' er, „ehe du nicht mit Ja mein Werben beschiedest,
Was du heute so stolz im Hause des Oheims geweigert.
Heim entführen dich mir noch diese Stunde die Sklaven,
Reizest du länger Sophron; die Götter haben entschieden,
Die mir die liebliche Braut, die begehrte, entgegen geführet!
Wundern wird sich Sever, wenn morgen zur Hochzeit ich lade;
Dennoch, er billigt gewiß, daß kühn ich mein Liebchen entführe,
Wenn ich ihm künde: es stahl ins Haus Camills des Vertrieb'nen
Heimlich Antinoe sich, der Sitte trotzend in Verum."
Angstvoll stand Antinoe dort und schaute zu Boden.
Doch es belebt' sich ihr Blick; und rasch dem zitternden Sklaven
Aus dem Gürtel den Dolch, den scharfgeschliffnen, entreißend,
Zückte die Waffe sie wild auf den unwillkommenen Freier:
„Rührst, Sophron, du mich an," so rief sie, „dann bist du des Todes!"
Doch erschrocken zurück entwich er, und winkte den Sklaven,
Sie zu entwaffnen — da naht' in höchster Not ihr die Hilfe.
„Ei, du bringst ja, Sophron, Tarquinius' Zeiten uns wieder,
Daß du, wehrlos, ein Weib auf offener Straße belästigst!
Freund! Nicht also zu halten geziemt's den Söhnen von Verum!"
Hermodorus, er war's, der Greis, mit warnender Stimme
Rief er den Frevler an; bergaufwärts war er gestiegen,
Um zu Sabina zu geh'n, der Blinden Botschaft zu bringen
Von dem Verstoß'nen, um den die Seel' in Sorgen ihr bangte.

„Fürchte, Antinoe, nichts," so tröstet' er freundlich das Mädchen,
„Sicher geleit' ich dich heim ins Haus des Oheims, und jener,
Wagen wird er es nicht, Apollos Priester zu trotzen."
Finster kehrte Sophron und drohend ihnen den Rücken;
„Mein wird Antinoe doch!" so dacht' er, „morgenden Tages
Geht's, nicht wie ich gewollt, nach Rom, nein, hin in die Berge;
Wo das Getier sich auch birgt: ich töt' es mit kundigen Sklaven;
Und es versagt mir Sever die Braut nicht länger, die kecke!"
Noch in dunkelnder Nacht versammelte schnell er die Leute;
Rüsten ließ er sie alles zur Ausfahrt am dämmernden Morgen.
Selbst beschaut' er mit Fleiß die Pfeil' und mächtigen Bogen,
Prüfend mit eigner Hand, ob alles in Ordnung sich finde.
Und es schütteln die Sklaven und Freigelass'nen die Köpfe:
„Was denn geschah dem Sophron? Wer sah ihn wohl jemals so thätig?"
Solches flüsterten sie — doch wagt' ihn keiner zu fragen. —

Hoch im wilden Gebirg', in dunklen, felsigen Schluchten,
Fand schon der kommende Tag die Schar der jagenden Diener.
Rastlos durchsuchten und kühn sie die Thäler, Wald und Moräste,
Während Sophron dem Zug in prangender Sänfte sich anschloß,
Stets die Waffe bereit, sobald man die Panther erblickte. —
Doch es verrann die Zeit, und keiner wollte sich zeigen.
Zürnend grollte Sophron, denn schon entsandte die Sonne
Schräger den glühenden Strahl herab zur lachenden Erde.
Rasten mußte man oft, der Müh' und Hitze erliegend,
Ohne den kleinsten Erfolg, soviel man der Göttin auch opfert',
Ihr, der Schwester Apolls, der duftigen Speis' und des Weines.
Endlich, — schon neigte der Tag sich dem sinkenden Abend entgegen, —
Da — in der wildesten Schlucht der zackig starrenden Felsen
Hörte man knurrenden Laut: und — sie sind's, die schrecklichen Katzen!
Fleckige Panther zu zwei entstürzten verborgenem Lager! —
Seht — und sie eilten dahin, im wildesten Fliehen sich trennend.
Kaum erblickte Sophron sie, da hatt' er vom weichlichen Lager
Rasch sich erhoben im Sprung, zum Kampfe, da er den Feind sah.
Hitzig lief er voran, den glänzenden Schaft in den Händen,
Unaufhaltsam! Mit Müh' nur folgten die staunenden Sklaven;
Ja, sie vermochten zuletzt den Rasenden nicht zu erreichen.
Dieser, voll Wut indes, dem mächtigsten Tier auf der Fährte,
Achtet' nicht Dornen, nicht Kluft, es riß die Begierde ihn vorwärts,
Kühn, mit eigener Hand das Wild zu erjagen, das grause.
Da — mit furchtbarem Sprung erreicht' ihn plötzlich der Panther
Einer: niedergeduckt lag still er lauernd, nun brach er

Auf den Verweg'nen hervor — weh ihm! — des reißenden Tieres —
Dem das flüchtige bald sich zugesellt — wie sich erwehren?
Hart, mit vernichtendem Zahn erfaßt' ihn wütend das Raubtier;
Blutend sank ihm der Arm mit dem unversendeten Speere,
Den er soeben gezückt — — da saust' ein Pfeil in den Lüften:
Mitten durchbohrt' er das Herz dem blutbegierigen Panther,
Daß er nun röchelt' und ächzt' und sterbend am Boden sich reckte,
Während der andre zur Flucht, der hastigen, wieder sich wandte.
Doch den umdunkelten Augen Sophrons erschien wie ein Wunder
Hoch, auf sonnigem Fels, ein götterähnlich Gebilde:
Kräftig, den Bogen im Arm, umflattert vom lichten Gewande
Zeigte die hehre Gestalt sich des herrlichsten Jünglings, bestrahlet
Hell vom feurigen Glanz der untersinkenden Sonne.
Rufen wollte Sophron, doch es trübten schon sich die Sinne
Dem verwundeten Mann; er sank auf den sterbenden Panther,
Grad', als die suchende Schar der Sklaven zur Stelle sich drängte.
„Weh! Sophronius tot! Das Raubtier hat ihn zerrissen!
Nimmer kehrt er zurück, denn als Leiche, zum Herde der Väter!"
„Nicht doch! Es täuscht euch die Angst," so rief herab von der Höhe
Jenen der Jüngling zu, des Arm den Panther erlegte;
„Nicht ist Sophronius tot; nur Ohnmacht hält ihn umfangen!
Tragt nach Haus ihn getrost; doch soll er in künftigen Zeiten
Nimmer zieh'n ins Gebirg, der Andern Beute zu jagen!
Ihm ist Apollo nicht hold! Auch soll das erschlagene Raubtier
Keiner berühren, als der, des Pfeil das Herz ihm getroffen."
Lauthin rief es der Jüngling; erzitternd standen die Sklaven,
Glaubend, ihn selber, Apoll, den Leuchtenden jetzo zu hören.
Dennoch zauderten sie und fürchteten, ihm zu gehorchen,
Ja, es legt' an den Panther die Hand schon einer verwegen,
Während die andern besorgt den Verwundeten trugen von dannen.
Aber es spannte sogleich den mächtigen Bogen der Jüngling
Droben: „Es trifft dich mein Pfeil, berührst du das Raubtier!" so rief er.
Bebend ließ jener da los und wandte zum Fliehen die Schritte,
Schwörend, es habe den Raub Apollo selbst ihm entrissen.

Vierter Gesang.

Der Götterspruch.

Rasch, wie ein Feuer im Lauf versendet die glühende Lohe,
Breitet in Verum sogleich am Abend desselbigen Tages
Rings die Kunde sich aus von Sophronius' bösem Geschicke:
Daß man für tot ihn nach Hause gebracht, vom Raubtier verwundet;

Auch, daß die Sklaven erzählt, er selbst, Apoll, sei erschienen,
Rettend und warnend zugleich, und wie den erschlagenen Panther
Nicht er ihnen gewährt, hinein zu bringen nach Verum.
Sonderbar schien der Bericht, doch größer noch wurde das Staunen,
Als am erwachenden Tag die Hüter des westlichen Thores
Meldeten: draußen am Pfad, der aufwärts führe zum Tempel,
Liege das mächtige Paar der toten Panther zusammen,
Die wohl dem edlen Sophron Apoll gesendet als Gabe.
Jeder wollte sie sehn: ein Staunen gab es und Streiten
Für und wider Sophron, und welches der Wille der Götter.
Einer nur schwieg: Hermodor, der Seher; in tiefes Geheimnis
Hüllt' er auf alles Befragen sich ein, die Antwort versagend;
Wissend zwar, aber noch fern den Tag erschauend, zu reden. — —
Doch der Verwundete lag von Fieberträumen umfangen,
Krank und in heftigen Schmerzen, vom Bisse des grimmigen Untiers,
Während im Hause Severs, des Oheims, die tägliche Arbeit
Still Antinoe schaffte mit ernstem, sorgendem Sinnen.
Wohl, was eben gescheh'n, auch sie vernahm es mit Schrecken:
Blieb am Leben Sophron, — sie sagt' sich's wieder und wieder
Angstvoll im grübelnden Geist — dann mußte sie, wie sie gelobte,
Weil er kühnlich sein Werk vollendet, ihm folgen als Gattin!
Wehe! wie vorschnell war dies Gelübd'! — sie mußt' es bekennen!
Nieder senkte mit Scheu sie die schüchternen Blicke zu Boden,
Sah sie den Oheim sich nah'n; doch konnte der spottenden Frage
Schwer sie entgeh'n, ob mit Fleiß das Hochzeitgewand sie bereite? —

Dennoch, es eilte die Zeit; die Tage schwanden und Wochen
Unbemerkt — und es kam von Cumä endlich die Kunde,
Die man zu holen gesandt vom weltberühmten Orakel,
Forschend, welches wohl sei der Wille der ewigen Götter:
Ob man den Tempel Apolls noch länger ließe verödet,
Oder von neuem ein Bild bestellte des göttlichen Herrschers; —
Auch ob dem Bildner Camill die Heimkehr sollte gewährt sein —
Dieser Zweifel zumal erhofft' im Spruch man die Lösung. —
Früh versammelte sich das Volk, geschart auf dem Forum,
Priester und Ratsherr'n auch erschienen, im würdigen Zuge,
Wie, da unlängst das Werk man enthüllt' des verbannten Camillus.
Feierlich war es und still: denn jeder verharrte im Schweigen,
Als man sie in den Kreis nun führte, die kundigen Boten. —
Dort, auf schimmerndem Thron von Elfenbein saßen die Männer
Rings, zu zwölf an der Zahl, nach wohlvollendetem Opfer;
Und es erschienen die zwei, in helle Gewande gekleidet,

Die zur Sibylle entsandt, jetzt Antwort brachten von Cumä.
Schön auf goldnem Gerät die wohlversiegelte Rolle
Tragend, naheten sie, und knieend reichte dem Priester
Einer den Brief dahin und beugte zur Erde das Antlitz.
Opferdüfte umher entstiegen den schönen Altären,
Hell ertönte der Schall der Cymbeln und lieblichen Flöten,
Lobgesänge dazu vernahm zum Preis man der Götter.
Und Hermodorus erbrach das zartgebildete Siegel,
Löste die Bänder drauf und entfaltete langsam die Rolle.
Da verstummt' die Musik und laut verkündet' der Priester
Also dem lauschenden Volk der Sibylle göttlichen Ausspruch:
„Still auf heiligem Grund allmählich reifet die Sühne:
Selbst muß walten die Gottheit; nur Harren führet zum Ziele:
Harren bringt euch das Bild und bringt Verlorenes wieder,
Wenn ein Zeichen euch einst der Götter Huld wird gewähren!"
Lautlos horchte das Volk in ehrerbietigem Schweigen;
Jeder bedenkend im Geist den Sinn des heiligen Rätsels.
Aber die Männer des Rats, des edeln, besprachen sich ernsthaft,
Bis mit berauschendem Klang die Cymbeln wieder erschallten,
Kündend, daß jedermann nun von dannen zu geh'n sich bereite.
Einzig der Bildner Sever verweilte zuletzt auf dem Platz noch,
Hermodorus sich nahend mit tief bekümmertem Antlitz;
Bittend, er möcht' ihm allein Gehör noch schenken zur Stunde.
„Wunderbares geschieht und Schreckliches mir in dem Hause,"
Sprach er; „du selbst ja weißt, welch bindend Gelübde verwegen
Vor Sophronius jüngst die Mündel gethan an die Götter:
Daß sie nur jenem allein die Hand will reichen zum Eh'bund,
Der von den Panthern, entsprungen aus röm'schem Käfig und flüchtig
Hier in Verums Gebiet, die Gegend schleunig befreie.
Alle vernahmen es auch, daß kühnlich Sophron, in den Bergen
Jagend, beide erlegt, die Panther, die schwer ihn verwundet.
Fieber verzehrt seitdem den Armen, und schauriger Wahnsinn
Fesselt noch immer ganz ihm den Geist, mit Nacht ihn umhüllend.
Dringend verlangt jedoch und dringender täglich der Kranke,
Daß ihm das vormals gegebene Wort Antinoe halte;
Und es verlangt es mit ihm die ganze gewaltige Sippschaft.
Doch es vertraut mir der Arzt, im Wahnsinn hab' er geschworen,
Am Altare die Braut zum Opfer den Göttern zu bringen;
So nur werde er heil! Und täglich schmück' er mit Blumen
Herrlich das Opfergerät, auf das Kommen harrend der Jungfrau.
Hermodorus, nun sprich! Was sollen wir jetzo beginnen?" — —
Da nun beklommen er schwieg, der Bildner, faßt' jener die Hand ihm,

Schaut' ihm lang' ins Gesicht und sprach, der sinnende Priester:
„Wie denn weißt du, Sever, daß wirklich Sophron es gewesen,
Der sie erschlagen zusamt, die Panther? Von einem nur, dünkt mich,
War doch die Red', als man heim den Jäger brachte verwundet?
Wer ist Bürg' uns dafür, daß jener der That sich nicht rühmet,
Während ein anderer Mann sie vollbracht, und daß nicht die Götter
Zürnend trafen mit Krankheit den Trug; — ist aber das also,
Darf wohl Antinoe dann sich rasch Sophronius schenken?
Wahrlich mit nichten! Drum laß zum Heiligtum häufig die Jungfrau
Wallen mit etlichen Frau'n — und fleh'n zur Schwester Apollons,
Daß sie dem wunden Sophron des Geistes Klarheit verleihe,
Oder die Wahrheit enthüll', die verborg'ne, auf andere Weise."
— „Hermodorus! du hast ein bedachtes Wort mir geredet,
Ruhiger kehr' ich nun heim: Antinoe wird mir gehorchen."
So versetzte Sever; und er schied, doch es blickte der Priester
Freudig zum Himmelsgezelt; und siehe: da zeigt' sich im Fluge
Rechts, nach den Bergen gewandt, ein breitgeflügelter Adler. —
„Dank, ihr Götter! das deutet uns Glück!" so rief Hermodorus;
„Heil nun dem Knaben Camill, wenn er treu die Prüfung vollendet!" —

Dämm'rung umhüllte das Land noch am Morgen des kommenden Tages;
Hesperus strahlte nur licht inmitten erblassender Sternlein
Über der Hütte Camills, in Apollos heiligem Haine.
Da, im verfallenden Gang der Wasserleitung, der alten,
Nahte ein Wanderer schon, mit dem tastenden Stab in den Händen,
Leise dem stillen Gebiet der lorbeerumfriedeten Kammer.
„Auf!" so rief er, „Camill; und öffne dem eiligen Boten;
Mancherlei bring' ich dir heut' an gewichtiger Kunde und Gaben!" — —
Schnell hat vom Lager sich da Camillus erhoben und eilet
Jenem zu öffnen, der oft schon sehnlich Begehrtes ihm brachte.
„Sprich, Eumolpus, und sage mir an, was hast du zu künden?
Ist auch Sabina gesund? und denkt sie des armen Verbannten?
Hast du wieder, wie jüngst, von verweg'nen Gelübden zu sagen,
Wie sie Antinoe that dem stolzen, patrizischen Freier?
Meld' es, Eumolpus, mir schnell, — und ob du die Bildnergeräte,
Wie ich sie neulich erbat, von Hermodorus verlangtest?" —
„Viel, o Camillus, begehrst du von mir auf einmal zu hören,"
So erwidert der Mann mit Lächeln dem drängenden Jüngling;
„Doch Sabina ist wohl; sie harret deiner geduldig.
Manches auch sendet sie dir, an Gewandung und allerlei Vorrat,
Was in dem Bündel ich hier mit dem Bildnergerät dir verwahre.
Doch, der ganz Verum erfüllt, der Spruch der Sibylle aus Cumä,

Wie, dem Wortlaut getreu, dir Hermodor ihn geschrieben,
Steht auf der Tafel von Wachs, du magst ihn mit Eifer erforschen.
Endlich auch kann ich dir wohl von Antinoe Neues berichten:
Daß mit etlichen Frau'n sie gelobte, alltäglich zum Tempel
Hin der Diana zu geh'n, die Götter um Heilung zu bitten
Für den Patriziersohn, dem Treu' sie als Gattin verheißen,
Weil er, so meint sie, erschlagen die kerkerflüchtigen Panther." — —
Tief umdunkelte Glut das Antlitz des Bildners. — „Eumolpus!
Ward ihr denn nimmer bekannt," so rief er, „wes Hand es gewesen,
Die mit dem tödlichen Erz das grimmige Raubtier getroffen?
Konnte der Priester ihr nicht, der schlimme, die Wahrheit enthüllen?
Aber es rührte Sophron die Seel' ihr mit schmachtenden Blicken,
Er, der mit Kränzen geschmückt und mit duftig-zarten Gewändern
Gleichet dem Paris genau, von Troja, dem weichlichen Knaben! — —
Wohl denn, sie wähle Sophron; nie war dem Camillus geneigt sie:
Das erkenn' ich nun klar; die Rache seh' ich des Eros,
Weil das Bild ich zerschlug, das er mich zu schaffen begeistert.
Doch — mir winket Apollo, der Herrscher, er soll mir gebieten,
Er nur allein — und ich will Antinoes nimmer gedenken!"
Heftig rief es Camill, und die Thränen trocknet er zornig,
Die im Aug' ihm gestrahlt, noch eh' er's konnte verhindern.
Schweigend sah es der Bote, und nicht versucht' er Erwid'rung,
Nicht auch mit tröstendem Wort des Jünglings Kummer zu mildern:
Also gebot Hermodor es, der weise, dem Knaben zur Prüfung.
Schweigend legt' er das Bündel auch hin, und schüchtern nur fragt' er,
Ob an Sabina ihm nichts Camill denn wollte bestellen,
Und an den Priester. — Doch er, der Arme, er schüttelt das Haupt nur:
„Nichts hat Camill, der Verbannte, zu sagen, es sei denn ein Dank nur
An Sabina, ein Gruß der einzigen liebenden Seele!"
Traurig wandte sich jener zum Geh'n, doch es stürmte Camillus
Fort durch den heiligen Hain, den Pfeil in der Hand und den Bogen.
„Töten muß ich ein Opfer und Blut vergießen den Göttern!"
Rief er mit funkelndem Aug': „Antinoe ging mir verloren!" — —
Bis zur sinkenden Nacht durchrannt' er die schaurigsten Schluchten
Ungestüm: es erlag manch' Wild den mörd'rischen Pfeilen.
Reisige, die ihn so sah'n vorüber fliehen am Abend,
Herrlich zu schau'n von Gestalt, sie glaubten den Gott zu erblicken,
Der auf der einsamen Höh' sich zeigt' in der Nähe des Tempels.
Bald auch verbreitete sich in Verum heimlich die Kunde,
Daß im Bereiche des Haines, dem delphischen Gotte geheiligt,
Man den Hohen geschaut, bei der niedersinkenden Sonne,
Ganz wie Sterbliche sonst, nur schöner und mächtig von Anseh'n.

Hirten erzählten gar oft, wie seltsam Getön sie vernommen,
Dort auf schattiger Höh, gleich wuchtigen Hammerschlägen,
Wie dann dazwischen der Laut geklungen der Flöte, gar lieblich.
Und die Weiber zumal, beim Kräutersuchen, sie sahen,
Wenn in der tauigen Nacht der Luna Scheibe emporstieg,
Droben auf ödem Fels am Tempel den Göttlichen stehen,
Leicht umwallt vom Gewand, und wehrend, daß einer sich nahe.
Scheu vermied man seitdem die Gegend, wenn Dämm'rung hereinbrach,
Daß nicht der zürnende Gott den Allzuverweg'nen bestrafe.
Doch der befremdlichen Wunder noch mehr geschahen im Umkreis,
Täglich noch wuchs ihre Zahl: die räub'rischen Horden der Berge,
Die so viel schon geschafft des Unheils, sie konnten's erzählen.
Oft entsendete man, sie zu strafen, die tapferen Kohorten
Aus der Verenser Gebiet, doch nur selten glückte die Ausfahrt.
Schrecklich bedroheten jene die friedlich ziehenden Wand'rer,
Fielen die Züg' auch an der lastentragenden Mäuler,
Den Bewaffneten und den Schutzmannschaften zum Trotze. —
Und man entsandte aufs neu' aus Verum ein tapferes Häuflein
Kürzlich, dahinzuzieh'n, auf die Jagd der verderblichen Räuber.
Furchtbar naheten diese sich bald, aus dem Hinterhalt stürzend,
Lanz' und Schwert in der Hand, und sausende Pfeile versendend.
Schwankend tobte der Kampf: die Krieger wehrten sich mutig,
Lang', bis der Hauptmann erlag, durchbohrt von den feindlichen Lanzen.
Führerlos zagte die Schar; schon nahte das dunkle Verhängnis: — —
Siehe! ein Jüngling erschien da plötzlich und schwang in der Rechten
Scharf ein leuchtendes Schwert: er eilt' an die Spitze des Häufleins,
Rief die Verzagenden schnell mit mächtiger Stimme zur Ordnung;
Neu entspann sich der Kampf — es wandte das Glück sich des Sieges
Bald den Bedroheten zu, und die Räuber wurden getötet
Oder gefangen; — doch er, der heldenmütige Jüngling,
Er, der die Tapfern geführt — war plötzlich den Seinen entschwunden:
War es der Herrscher Apoll, der zum Siege sie führte, wohl selber?
Keiner bezweifelte es: es brachten ihm duftende Opfer
Verums Bürger zum Dank, und sie feierten jubelnd den Retter.

Fünfter Gesang.

Der Besuch.

Sinnlos tobte indes Sophron mit entsetzlichem Wüten,
Waren die Wunden ihm längst geheilt auch vom Bisse des Raubtiers.
Oft gelobt' ihm die Mutter, bald müsse Antinoe kommen,
Die zu schaun er verlangte, mit ängstlicher Mahnung alltäglich.

Denn es hatten die Vettern Sophrons und die stolzen Verwandten
Schon bei dem hohen Gericht in Verum Klage erhoben
Gegen Sever und die Mündel, daß falsch sie geschworenem Eide;
Und mit des Rechtes Gewalt gerüstet, verlangten die Braut sie,
Drohend mit Kerker und Haft Sever, sofern er sie weig're.
Düstrer wurde die Stirn und düstrer täglich dem Bildner.
Angstvoll sah es Antinoe wohl, und als nun am Morgen
Wieder sie kehrte zurück mit den Frau'n vom Tempel Dianas,
Wo sie vergeblich gefleht um Rettung, rief streng sie der Oheim:
„Nicht, o Mädchen, vermag ich im Hause dich länger zu schützen!"
Sprach er voll Unmut, „ich muß der Übermacht endlich mich fügen!
Frist gewährt man uns noch acht Tage, nicht mehr und nicht minder;
Geb' ich dich dann nicht Sophron, so werden Gewalt sie gebrauchen;
Halte dich also bereit; es solle kein Leid dir geschehen,
Alle verbürgen es mir, doch Recht verlangen sie dringend."
Schweigend vernahm ihn die Jungfrau, und sinnend blickte sie lange
Nieder zur Erde; doch dann, mit unerschrockenem Mute
Hob sie den Blick: „Wohlan denn! so mög' es geschehen, mein Oheim:
Schwört er mit heiligem Schwur bei allen Göttern zuvor mir,
Daß die Panther er schlug, er selbst, dann muß ich ihm folgen!
Töten mag mich Sophron, doch falsch mich nimmer befinden."
Kaum vollendete noch das Wort sie, da naht' sich ein Sklave:
„Herrin!" so rief er in Hast, „es sendet vom Haus der Sabina
Einen Boten man her, in Eile möchtest du kommen;
Heftig sei sie erkrankt, die Edle erwarte den Tod schon,
Doch sie begehre zuvor, dir ein letztes Wort zu vertrauen."
„Soll mir auch dieses geschehn? ihr Götter! die Teure verscheiden?"
Schmerzvoll rief sie es aus, Antinoe, ringend die Hände.
„Aber ich folge dem Ruf; nicht harre Sabina vergebens!"
Mit dem Gewande umhüllt, dem wallenden, stieg zur Stunde,
Von dem Sklaven gefolgt, empor zum Gehöft sie der Blinden.
„Kind, ich sterbe! Mich raffen von hinnen die Pfeile Apollos,
Die mit glühendem Schmerz mir durchbohren die zagenden Glieder!"
So mit ersterbendem Laut der Kommenden klagte Sabina,
Dort vom Lager, wo matt sie ruht' unter purpurner Decke.
„Gern auch sänk' ich dahin und hieße die Ruhe willkommen
Drunten im seligen Reiche der Schatten, an sanften Gestaden,
Aber Camill ist noch fern, der Liebling des einsamen Herzens.
Nie wohl kehret er heim, solang' ich im Leben noch weile.
Aber, erfaßt mich der Tod, begierig dann kommen die Vettern,
Teilen die Güter sich aus und lassen dem Knaben nichts übrig;
Fremde bewohnen den Hof Sabinas; der wirkliche Erbe

Weint an der Urne zugleich um sie selbst und um all' seine Habe!" —
„Nein, Sabina! fürwahr! so grausam sind nimmer die Götter!
Sieh, auch ich bin bedroht von dem herzlich verhaßten Verhängnis,
Bringen Erlösung sie nicht: du weißt's, doch mich tröstet der Glaube,
Daß die Himmlischen mögen geschehen lassen ein Wunder!"
Also tröstete jene die Jungfrau, bis ruhig sie wurde.
Drauf, als zum Gehen bereit, sie wieder sich hatte erhoben,
Stand noch sinnend sie still; da kam, vom Priester gesendet,
Über den schattigen Hof Eumolpus gewandelt, der Sklave.
Salben bracht' er, geheim von Dienern bereitet des Tempels,
Die Hermodorus ihm gab, der kranken Sabina zur Heilung.
Über der Jungfrau Gesicht flog plötzlich ein fröhliches Hoffen,
Freundlich grüßte und rasch sie den Nahenden. „Sag' mir, Eumolpus,"
Rief sie, „du weißt es gewiß, ob Kunde Camillus geworden,
Wie der Sabina es geh' und daß sie in Krankheit verfallen?"
Traurig verneint es der Sklave: „Verschwiegen soll es ihm bleiben,
Hermodorus gebeut's, da nimmer Camill es vermöchte,
Wüßt' er Sabinas Gefahr, die Stadt, die ihn auswies, zu meiden."
Aber Antinoe nickte, wie träumend, dem Sklaven zur Antwort:
„Hör, Eumolpus, mich an; willst ewigen Dank du gewinnen?
Führe sodann mich hinaus, auf still verborgenen Pfaden,
Wie du allein sie kennst, hinaus zu dem heiligen Orte,
Wo, von der Gottheit gehegt, Camill jetzt weilt, der Vertriebne.
Niemand wisse darum, selbst nicht Hermodorus, der Edle!
Daß Diana mich schützt und alle unsterblichen Götter,
Wahrlich! ich glaub' es gewiß; drum will ich das Wagnis beginnen."
Lange bedacht' er sich nicht, der Diener des Tempels, Eumolpus;
Von dem begeisterten Blicke der mutigen Jungfrau bezwungen,
Staunt' er bewundernd sie an und sprach: „Gebiete, o Herrin!
Heute zu Mitternacht am westlichen Pförtchen des Gartens
Will ich deiner warten: es führt die verödete Leitung
Uns zu Apollos Hain, da findest Camill du, den Bildner.
Möchtest du bringen, o Kind, dem Armen viel Trost und Erquickung!"
Also sprach er bewegt. Sie trennten drauf sich: zur Kranken
Wandte der Sklave sich nun; nachdenklich die Jungfrau zum Heimgang.
— Dunkel deckte die Stadt schon, umhüllt war mit Wolken der Himmel,
Als in verschwiegener Nacht sich Antinoe stahl durch den Garten.
Wie er versprochen, so fand an der Pforte sie harrend Eumolpus.
Bald im verfallenden Gang der Wasserleitung zusammen
Wanderten sie, und als ob hinab sie stiegen zum Orkus,
Also umschattete Nacht, vom spärlich glimmenden Lämpchen
Matt nur erhellt und dämmrig, die tastenden Schritte der beiden.

Heftig wohl pochte das Herz dem zagenden Mädchen, und dennoch
Pries, im Innersten froh, sie die Götter, die jetzo sie führten.
Endlos erschien der Gang, der langsam sich, steigend, emporhob,
Dort zu dem heiligen Hain, wo zuletzt er mündet' ins Freie.
War es auch drückend und schwül, und leuchteten fernhin die Wetter,
Atmeten beide doch auf, als wieder die Luft sie umwehte
Droben am felsigen Hang, von stillen Cypressen umfriedet.
„Ruhe hier auf dem Gestein, Antinoe," sagte der Sklave,
„Daß ich Camill zuvor aufsuche, dein Kommen ihm meldend." — —
Einsam verweilte sie nun, die Jungfrau, und bebende Schauer
Fühlt' sie, da ringsum die Welt so groß sie umgab und so schweigend.
„Sei mir nun gnädig, Apoll! und ihr andern Unsterblichen alle!"
Sprach sie, wie unbewußt zum Gebete die Hände erhoben.
Doch es nahte Camill schon; er hatte die Fackel entzündet,
Die nun Eumolpus ihm trug, den Pfad ihm erhellend, den dunkeln.
Leuchtend fiel ihm der Glanz der Flamm' auf das bräunliche Antlitz,
Voll Begeisterung wohl, doch streng, und beinah als zürnt' er.
Doch es wich ihm die Farb', als die Mündel Severs er gewahrte,
Dort auf dem Brunnengesims, dem unvollendeten sitzend.
„Ist es ein täuschender Gott, der den Sinn mir grausam geblendet?
Du, Antinoe, hier, um diese Stunde?" so rief er.
„Treibt verwegene Laune dich her zu dem Haine Apollos,
Oder der Übermut selbst, dem Banngetroff'nen zu melden,
Daß dem reichen Sophron du als Gattin morgen dich schenkest
Freudig? — und meinest vielleicht, in Thränen Camillus zu finden?
Wahrlich, Mädchen, du irrst: Apollo gehört der Verbannte!
Wer mit Göttern allein gelebt seit Wochen und Monden,
Den bezwingt nicht mehr der Schmerz um der Sterblichen eine!"
Ruhig stand sie vor ihm, gelassen, die liebliche Jungfrau,
Bis nun geendet sein Mund die heftig bittere Rede.
Zwar, es umblühte die Wang' ein rasches Rot der Befang'nen,
Und es umzuckte den Mund, den anmutreichen, ein Beben,
Doch sie faßte sich schnell und sprach erhobenen Blickes:
„Daß, o Camill, dich nicht um der Sterblichen eine der Kummer
Mag bezwingen, fürwahr, das ist, was zu dir mich getrieben!
Krank ist Sabina, zum Tod; es sehnt sich ihr Herz nach dem Liebling.
Niemand war, der gewußt, die Kunde davon dir zu sagen; —
Und es fürchtet der Greis, der Priester, du werdest den Bannfluch
Jetzo brechen im Schmerz und Leid dir häufen zum Leide.
Mich dagegen trieb an, den Ruf dir zu bringen der Kranken,
Tief in der Seele ein Gott: du selbst entscheide das Beste!"
Also die Jungfrau. — Verwirrt ins Antlitz ihr starrte Camillus.

War's doch, während sie sprach, als schaut' er der Göttinnen eine,
Die von Antinoe nur, der holden, entlehnte die Züge.
Und er gedachte des Traums, den einst ihm die Götter gesendet,
Als der Verbannte zuerst geruht in dem dunkelnden Haine:
Wie in die Hütte sie trat, die Liebliche, Blumen ihm spendend.
Da erweichte sein Herz sich plötzlich, er sprach mit Bewegung:
„Kind, so himmlischer Art ist dein Thun, daß Ehrfurcht ihm ziemet!
Ferne mir sei, daß mit Undank ich lohne dein mutiges Kommen,
Oder mit Zweifel, daß nicht die Götter mich strafen, wenn jählings
Sie mir Sabina nun in das Land entführen der Schatten.
Krank liegt die Teure daheim, so sagst du, verlangend in Sehnsucht,
Mich, den Verbannten, zu seh'n? O wahrlich, ich eile, dir folgend,
Gleich von hinnen, zu ihr, eh' dämmernd Aurora noch leuchtet!
Eilen wir, daß nicht die Zeit verstreicht und das Wetter uns aufhält!"
Freudig rief es der Jüngling, und rasch befahl er dem Sklaven,
Sorgsam die Fackel voran ihr tragend, die Jungfrau zu leiten;
Ihm gehorchte Eumolpus; zurück auf dem steinigen Pfade
Führt' er Antinoe nun; es folgte den beiden Camillus.
Stürmisch wogte die Seel' ihm von Fragen, und also begann er:
„Mädchen, du eilest dahin auf flüchtigen Füßen; — dem Glücke
Bist du vergleichbar, das stets uns weiter locket, und nimmer
Doch zum Fassen sich beut, so lieblich sein Anblick auch winket!
Freilich, Antinoe! sag's und bekenn' es mir jetzo, — es dränget
Heim nach Verum zu geh'n, die Sorg' um den trauten Sophron dich,
Dem die Eh' du gelobt, beglückt, daß, den Panther erlegend,
Er dich zu eigen gewann, der stolze, patrizische Jüngling!
Gehst du nicht oftmals, für ihn um Genesung zu flehen, zum Tempel
Dort der Diana? O sprich! Das Herz ja würd' es dir kränken,
Hörtest du je, daß nicht er, daß ein andrer gelöst dein Gelübde?" —
Wie wenn der fesselnde Ring sie der Schlang' urplötzlich umfinge,
Hemmte den fliehenden Schritt Antinoe, da er geendet.
Beide standen sie still, erwartungsvoll auf der Höhe,
Wo, von Cypressen umhegt, die steinerne Leitung sich aufthat;
Aber Antinoe hob die Händ' ihm beschwörend entgegen:
„Weh! Camillus! wenn jetzt du mich täusch'st mit fröhlicher Hoffnung!
Schwer wird und grausam gebüßt ein unbesonnen Gelübde,
Wie dem Sophron ich gethan, und gewähren die Götter nicht Hilfe,
Eh' noch acht Tage entflieh'n, so muß dem Verhaßten ich folgen; —
Aber wenn du erfuhrst, was du ahnen ließest die Seele:
Daß nicht Sophronius selbst in der Wildnis die Panther getötet,
Sag' es — o sag' es mir schnell, dem Sieger nur galt mein Gelübde!"
Laut auf jauchzte Camill: „O hört es, ihr ewigen Götter!

Du Antinoe auch, vernimm's und erfahre das Wunder,
Wenn es nicht schon dein Herz, das ahnungsreiche, dir kündet: —
Der das Raubtier erschlug und der dein Gelübde erfüllte,
Nicht der Patrizier war's — nein er, der in dämmernder Frühe,
Wissend, was kühn du gelobt, hinausging, die Panther zu töten,
Eh' noch jener erschien — der Mann, den auf nächtlichem Pfade
Du zum Gefährten ersahst — er war's, Camill, der Verbannte!
Ich befreite Sophron, als er, dem Tod schon verfallen,
Rang mit dem wütenden Tier: er hielt für den pythischen Gott mich!
Frag' ihn, und wagt er es ja zu leugnen — dann wehe dem Frevler!
Aber es liegt zum Beweis in der Hütte ein Stück mir des Vlieses
Von dem gewaltigen Feind: der Zweifler komm' es zu schauen!
Schweigen gebot der Priester mir zwar, bis mein Werk ich vollendet;
Doch, wie vermag ich es nun, Antinoe, da dich die Götter
Selbst mir führen daher — und selbst mir dein Mund es verkündet,
Daß dem Sieger, daß mir zu gehören du heilig gelobtest?
Nimmer verschweig' ich es jetzt: dich trug ich schon liebend im Herzen,
Da dem Apoll ich dereinst von dir verliehen die Züge!
Reich', Antinoe, denn, Geliebte, die bebende Hand mir!
Gleichen den Göttern nicht selbst wir, den seligen, also vereinigt?" — —
— — Bleich wie ein Marmorgebilde, den Händen des Künstlers entsprungen,
Aber mit strahlendem Blick, so stand nun die herrliche Jungfrau,
Still, da der Bildner schwieg: es lösten die Lippen sich stammelnd:
„Nicht, o Camillus, will je ich vergessen, was jetzt ich vernommen:
Leid ertrag' ich und Tod nach der seligen Stunde mit Freuden!"
Flüsternd sprach es ihr Mund. „Doch jetzt laß uns anderes denken.
Noch ist dein Werk nicht vollbracht: Sabina, die Teure, sie harret!
Eile, die Arme zu trösten — das Bildnis dann herrlich vollende
Droben im Tempel, dem Gott! Wenn rühmlich aus bittrer Verbannung
Verum zurück dich beruft, wirst bald den Sophron du entlarven.
Freiheit erlang' ich — und dann: o mögen die Ewigen wollen,
Daß Antinoe du als Gefährtin des Lebens dir heimführst!"
Leise verhallt' ihr das Wort im Rauschen der hohen Cypressen.
Doch aus Träumen erwacht', aus berückenden, jetzo Camillus,
Und dem Eumolpus gebot sein Mund mit beflügeltem Worte,
Daß, die Fackel verlöschend, hinunter er steige zur Leitung.
Schnell gehorchte der Sklav' ihm, und beide sie folgten dann schweigend,
Still im Scheine des Lämpchens hinwandernd, Camill und die Jungfrau.
Tastend setzten den Schritt auf schlüpfrigem Boden sie vorwärts,
Gleitend zuweilen, doch froh des lang sich dehnenden Weges.
„Ganz wie Eurydice einst, und ihr Gatte, dem Orkus entrinnend
Wandern, Antinoe, wir," so sprach mit Lächeln Camillus,

„Aber der Flehende darf wohl Gehör nicht heute erwarten!
Ach! die Geliebte, sie kehrt ihr Angesicht nimmer doch rückwärts!"
Siehe, da wandte sich rasch Antinoe, rosig erglühend
Unter dem Schleiergewand: er schaut' es mit jubelnder Freude.
„Alles vollenden wir nun, Antinoe, bau auf die Götter!"
Rief er begeistert: „Noch eh' die volle Frist ist verflossen,
Die mir der Priester gesetzt, soll hoch in der Halle das Bildnis
Prangen des Herrschers Apoll! Du komm' am siebenten Tage,
Wie dich die Gottheit beruft und das eigene Herz, in den Tempel;
„Was du dort schaust, offenbart dem staunenden Volke der Priester:
Daß man im Heiligtum soll das Bild begrüßen, das neue!"
So nun besprachen sich jene zusammen, im Gange der Leitung,
Während hinab sie schritten; sie hörten den Donner nicht rollen,
Also erfüllt' ihr Hoffen sie ganz, und noch eh' sie's vermutet,
Waren ans Ende sie schon des nächtlichen Pfades gelanget.
Scheiden mußten sie jetzt, Eumolpus drängte zur Eile.
„Bau' auf die Götter!" so rief an der Pforte des Gartens Camill noch,
Und mit dem liebenden Arm das zitternde Mädchen umfangend,
Schloß er sie fest an die Brust — doch rasch entwand sich die Jungfrau
Ihm und eilte dahin, verschwindend im nächtlichen Garten.

Sechster Gesang.

Die Erfüllung.

Fama belebte schon früh am Morgen die Gassen von Verum,
Fama, die Göttin, sie streute nach hierhin Gerüchte und dorthin,
Gutes und Schlimmes gemischt, so wie es ihr eben beliebte,
Wenig sich kümmernd, ob Heil, ob Unheil sie bringe den Menschen.
Flüsternd erzählte man sich's und laut, daß im Hause Sabinas
Habe Camillus geweilt, dem Bann der Verenser zum Trotze;
Daß er im Dunkel der Nacht gekommen und zwei wohl der Stunden
Blieb, so berichtet' ein Sklav'; dann plötzlich sei schnell er verschwunden.
Aber Sabina? sie ruht' in friedlich stärkendem Schlummer,
Seit sie den Enkel umarmt, er bracht' ihr, so schien's, die Genesung.
Auch Hermodorus vernahm, der Seher, die Reden der Leute;
Ernsthaft schaut' er dazu; Eumolpus, der Sklave, wohl sah er's
Zitternd, doch nicht ein Wort an jenen richtet' der Priester.
Fleißig schaffte indes im Hause des Oheims die Jungfrau:
Alles bereitete sie, so wie Sever es befohlen,
Nach der gegebenen Frist dem Wunsch zu gehorchen des Vormunds.
Wohl bewegte den Bildner ihr still umsichtiges Walten;
Wie die Gewänder sie schön, die schimmernden, legte zusammen,

Ordnend, in köstliche Truh'n, er lobt' es mit lächelndem Munde,
Eilte sodann ins Gemach, das inn're, mit heftigen Schritten,
Wieder drauf kehrend zurück, die Hände voll edlen Geschmeides.
Spangen von rötlichem Gold, verziert mit leuchtenden Steinen,
Perlengewind alsdann, und Nadeln von herrlicher Fassung,
Legt' vor Antinoe er vorsichtig, die staunend ihm zusah.
Endlich das Schönste: ein Stirnband von prangendem Golde, er drückt' es
Ihr auf das bräunliche Haar, das lieblich die Schläf' ihr umringelt'.
„Köstlich will ich dich seh'n geschmückt," so sagt' er voll Milde,
„Herrlich am festlichen Tag, der dir zur Vermählung bestimmt ist."
Rasch ergriff sie den Schmuck und nahm ihn bebend vom Haupt sich,
Freut' sich am schimmernden Glanz, ihn ernst betrachtend, und sagte,
Tief im Herzen bewegt und leuchtenden Auges, zur Antwort:
„Wohl! der die Panther erschlug, der führ' in sein Haus mich als Gattin,
Tragen will ich dann stolz das Band zur bräutlichen Feier,
Aber nimmermehr sonst: die Götter haben's vernommen!"
„Unbezwungen scheint noch ihr Mut!" so dachte Severus,
Schüttelnd mit Sorge das Haupt: „Mag alles nur glücklich uns enden!"

Rastlos indessen, im wirbelnden Tanz, entschweben die Horen:
Niemals stehet sie still, die Zeit; so nahten dem Ende
Bald sich Antinoe auch die Tage vertrauenden Harrens.
Als nun zum siebenten Mal ihr der rosige Morgen erwachte,
Bat sie den Oheim schon früh, ob er möchte hin zu dem Priester
Sie entsenden; es sei gewißlich ihr Kunde geworden,
Daß, am Abend, sobald sich zum Scheiden rüste die Sonne,
Droben am Tempel zu sein Apoll sie, der Herrscher, entböte:
Herrliches woll' er sodann dem Volke erfüllen in Verum.
„Thöricht erscheinst du mir ganz, o Kind, und ein Spiel nur der Launen!"
Grollte Sever. „Wenn der Gott sich künden will den Verensern,
Wählt er zum Werkzeug sich wohl ein unbedeutendes Mägdlein?"
Freudig strahlt' ihr das Aug, und mit Schmeicheln rief sie dagegen:
„Oheim! die letzte ist es der Bitten, die du mir gewährest,
Eh' mich der morgende Tag wegführt aus dem Haus dir für immer!"
Nichts vermocht' er darauf der Freundlichen mehr zu erwidern;
Und er entschied sich sogleich, zum Priester sie selbst zu begleiten.
Beide schon fanden sie dort Hermodor, das Opfer, das frühe,
Spendend am kleinen Altar, in der Halle des Forums; es hatten
Seltsame Zeichen zur Nacht die Priester erblickt in den Wolken:
Feuergebilde, die hell zur Erde entsanken im Westen;
Und, als das Opfergetier man zerteilte darauf, es zu spenden,
Fand man die Leber darin gar fremd und seltsam gestaltet.

„Wahrlich,“ so rief Hermodor, „der Tag muß ein Wunder uns bringen,
Hoch und erhaben wie keins; erfleh'n die Gunst wir der Götter!
Aber dort nahen sich zwei der Unsrigen noch dem Altare,
Laßt sie kommen, sie sind zu günstiger Stunde erschienen.
Du, Antinoe bist's, und Sever? — Seid hoch uns gegrüßet:
Euch erharrt' ich, denn dich, o Jungfrau, berufet die Gottheit,
Also wurde mir kund, als Botin zu heiligem Werke!“
Staunend vernahmen im Kreis ihn alle, die edeln Verenser,
Während Antinoe scheu dem Priester berichtet' in Eile
Leis ihr Geheimnis: „Heil uns! Was einst uns wurde verheißen,
Wird Erfüllung nunmehr!“ laut rief es der Priester zum Volke.
„Harren wir hier im Gebet; doch du, Antinoe, eile,
Wie es die Gottheit gebot, und wie den Ruf du vernommen;
Wandre zur heiligen Höh', sobald sich der feurige Wagen
Heute zum Untergang neigt: — mit festlich frohem Gepränge
Sollen zum nächtlichen Pfad dich Verums Töchter geleiten.“
Still vernahm ihn die Jungfrau, und sanft entfernt' sie und sittsam
Sich an der Seite Severs, zu weilen daheim bis zum Abend.
Als die Stunden im Lauf nun den Tag zur Neige geführet,
War sie zum Gange bereit, Antinoe, aber die Jungfrau'n,
Verums Töchter, geschmückt mit weißen Feiergewanden,
Epheu- und blumenbekränzt, empfingen all' die Gefährtin,
Wie aus der Pforte sie trat des Gemachs, anmutig sie grüßend.
Schmucklos war sie: das Haar nur einfach geschürzt in den Knoten,
Hell das Gewand, das wie Schnee die edeln Glieder umwallte!
Wahrlich! die Schönste von allen, an Wuchs zu vergleichen der Venus,
Doch wie Minerva so ernst; so schied von Sever sie, dem Oheim.
Langsam dahin zum westlichen Thore zogen die Mägdlein,
Golden umleuchtet vom Schein der tief schon sinkenden Sonne.
Drängend umringt sie das Volk von Verum in langem Gefolge;
Jeder wollte sie schau'n, und staunend rief da so mancher:
„Siehe! die Grazien sind in Verum, die holden, zu Hause:
Rosig blühen sie uns, die Töchter, im Zauber der Jugend!“ —
Als nun das Thor man erreicht, da wandt' Antinoe freundlich
Sich zum Abschied zurück, und jede herzlich umarmend
Von den Gespielinnen traut, entließ die Bangen sie ruhig.
Einsam stieg sie empor auf dem steilen Pfad, und es schauten
Ihr die Gefährtinnen nach, solang' sie noch es vermochten.
Hell durch das niedre Gebüsch der Eichenwaldung, der jungen,
Schimmerte dort ihr Gewand, bis endlich die Biegung des Weges
Es den Blicken entzog: die Mädchen gewahrten's mit Beben.
Doch Antinoe, tief in träumendes Denken verloren,

Fürchtete nicht Gefahr; — der Sonnenwagen, der goldne,
Sank soeben hinab — da hatte die Höh' sie erklommen.
Sanft in Dämm'rung begruben sich rechts und links hin die Thäler,
Nebel stiegen empor, voll Duft und weißlichen Schimmers,
Während noch obenhin ruht' auf den Hügeln, goldig und purpurn,
Rings ein verschwindender Glanz; doch jenseit, ob dem Gebirge,
Hob sich, in Silber getaucht, schon Lunas strahlende Lampe.
Heil'ge Stille! Nur leis noch rauschten die flüsternden Zweige
Über Antinoe hin, der letzten, mächtigen Eichen.
Nun verließ sie den Wald: da prangte der marmorne Tempel
Vor ihr, im Lichte zugleich des Monds und des rosigen Abends.
Zögernd nur trug sie der Fuß dem Heiligtume entgegen,
Bis an die Stufen sie trat des Tempels mit heimlichem Bangen;
Aber: „Antinoe!" hallt' es da plötzlich durch alle die Säulen
Laut, mit jubelndem Ruf; und: „Camill!" erwidert' sie leise.
— Muse! nicht störe die zwei im ersten, seligen Schauen,
Hörten auch gern wir von dir, was eins dem andern gestanden
Dort am tauigen Hang, — und wie das befangene Mädchen,
Zweifelnd, fast schon bereute die That verwegenen Mutes,
Ob auch der Arm sie des Freundes, des liebenden, zärtlich umfaßte,
Manch begeistertes Wort auch die feurigen Lippen ihr sprachen. —
— Kehr', o Muse, mit uns jetzt zurück zu den harrenden Jungfrau'n
Drunten am westlichen Thor: noch sagten sie sich von Gefahren,
Denen Antinoe kühn sich preisgegeben, die Arme!
„Hochmut war es gewiß, zu glauben, der Herrscher Apollo
Wähle nur sie vor andern zu seinem Werke; nun trägt sie
Jetzt die Strafe dafür; denn stets umkreisen den Tempel
Wesen seltsamer Art: halb Tiere sind es, halb Götter,
Also erzählte man oft; — denn des Bacchus wildes Gefolge
Zieht auf den Höhen, berauscht, und es reißt im Taumel von dannen
Jeden, der arglos verweilt; die Zeit ist's der reifenden Trauben."
So weiß jede Bericht von ärgeren Schrecken zu geben,
Während die Nacht sie umfing mit tief und tieferen Schatten.
Endlich wurden sie stumm und lauschten nur ängstlich; doch siehe!
Schwebend naht sich ein Schritt! — ein holdes Gebilde der Götter
Glaubten, von dämm'rigem Licht umleuchtet, sie da zu erblicken! —
Doch — Antinoe war's! Sie kam wie von Flügeln getragen
Stolz und freudig daher, und Grüße winkte von fern sie.
In der grüßenden Hand rotblühende Blumen erhob sie,
Rosen waren's, gepflückt von dem Dorn, der die Höhen umwuchert.
„Heil! Antione, dir! denn das Wagnis hast du bestanden,
Heil! du kehrst uns zurück!" mit Freuden riefen sie's alle.

„Aber was hast du geseh'n? o sprich, denn es leuchtet dein Antlitz
Wie von Begeist'rung voll: Hast am Tempel den Herrscher Apollo
Selbst du geschaut? und was hat, uns zu sagen, sein Mund dir geboten?"
Lächelnd nickt sie — da schwiegen die andern, zu hören begierig.
Und nun öffnet' die Lippen Antinoe: „Meldet dem Priester
Hermodor," so rief sie, „daß alles herrlich erfüllt ist!
Kommen mög' er zum Tempel hinauf, gefällt es ihm jetzo,
Und mit ihm die Leute von Verum, das Volk und die Bürger;
Ruft sie herbei und Sophron — auch er vernehme die Botschaft:
Wahrheit künde sein Mund, dann soll Genesung ihm werden.
Mit uns schaue sein Aug' die Göttererscheinung, die hehre,
Die im Heiligtum dort sich enthüllt den staunenden Blicken;
Denn, wie von Cumä dereinst weissagender Spruch uns verheißen,
Also ist alles gescheh'n: sein neuvollendetes Bildnis
Ladet, im Tempel zu weih'n, euch alle, Verenser, Apollo!" —
Wie mit der Priesterin Mund, so sprach begeistert die Jungfrau;
Und sie enteilten dahin, die Gesandten, das Wunder zu melden.
Fackeln bringt man, es drängt das Volk sich staunend zusammen:
Jeder will hören und seh'n, was droben sich habe begeben.
„Eilt! es ruft uns Apoll: zur Höhe führt uns die Jungfrau!
Folgt ihr im Zuge: es soll das Orakel sich heut' noch erfüllen!"
Wild tönt' durcheinander, verworren, das Rufen und Schreien.
Da erschien Hermodor, der Seher, im Feiergewande,
Von dem Gefolge umringt der Diener, die Fackeln ihm trugen.
Still ward's. Antinoe nur verlangte der Priester zu hören,
Und sie berichtete schnell; drauf wieder zum Volk er sich wandte:
Ordnen solle man sich zum festlichen Zuge, gebot er.
Ölzweigtragende Frau'n und Mädchen umringten die Jungfrau,
Alle schlossen sich an dem Priester zu schönem Geleite.
Hin, durch die Waldung, hinauf zum Gebirg' in tauiger Kühle
Zogen freudigen Muts sie; Gesänge ertönten, die Funken
Sprühten empor zum Laub, und wie Schleier wallten die Wolken
Feurigen Dampfes dahin, umleuchtend die stillen Gebüsche.
Lang hin dehnte der Zug sich, doch endlich erreicht' er den Gipfel;
Hell erglänzte der Schar die Zinne des Tempelgebäudes
Droben, und ahnende Scheu und Ehrfurcht ergriff, die es schauten.
„Führ', Antinoe, du uns jetzo," gebot Hermodor nun;
Und sie gehorcht' ihm und stieg die Stufen empor, doch die andern
Blieben harrend zurück, im säulengetragenen Eingang.
Sieh! und Antinoe deutet' mit stummer Gebärde dahin, wo
Aus ambrosischer Nacht sich erhob im Scheine der Fackeln
Hoch die Göttergestalt von Marmor, gewaltig zu schauen.

Wie belebt von der hell aufstrahlenden Flamme der Lichter,
Schien sich zu regen der Gott in der Halle; von dunkelndem Lorbeer,
Königlich, war ihm bekränzt das Haupt, es trugen die Züge
Schönheit, voll zwingender Macht, und ernst gebietende Hoheit —
Nicht von Sterblichen mehr erborgte der Gott sich die Züge:
Das war Antinoe nicht, kein lächelndes Kind, in der Hand auch
Trug nicht saitenbespannt er die künstliche Leier; es ballt' sich
Zornig beinah' die Faust um den schön geschwungenen Bogen,
Während die Linke den Pfeil im zierlichen Köcher erfaßt schon
Hält, ein drohend' Gericht verkündend dem nahenden Frevler.
Und von des Gottes Gewalt ergriffen, so standen sie alle,
Hermodor und das Volk; doch der Priester, laut um den Segen
Aller Unsterblichen fleht' er, zur Weihe dem göttlichen Bildnis.
— — — Da geschah, was mit Schreck und Staunen bewegte die Menge:
Er, den einst man verbannt aus den schirmenden Mauern von Verum,
Trat aus dem Dunkel hervor, Sabinas Enkel, der Bildner!
Nieder sank auf die Kniee Camill vor dem betenden Priester,
Von dem erhabenen Bild Apollos die Füße umfassend.
Doch man vernahm in der Halle Gemurr und zürnenden Ruf auch:
„Dieser? was will denn er im Heiligtum, der Verbannte?
Nimmer dulden die Götter ihn hier zu geweiheter Stunde!
Fort! man führ' ihn hinaus — hat nicht den Bann er gebrochen
Zweimal schon? denn zur Nacht ward jüngst er gesehn bei der Ahne!"
Also grollte das Volk — da plötzlich hört' man die Stimme
Laut des strengen Sever sich erheben über die andern:
„Seid ihr, Verenser, denn blind, daß nicht ihr den Meister erkennet,
Der das Göttergebild in der Halle dort euch vollendet?"
Heftig rief er es aus und drohend: „Nur er, der Vermess'ne,
Den wir bei uns, den Fremden, gehegt und erzogen in Verum,
Kann so herrliche Form gestalten wie selbst nicht ein Römer!
Griechen lehrten's ihm wohl, auch die Götter vielleicht, doch es trägt ihn
Hochmut verwegen empor, und Hochmut wird ihn auch stürzen!
Weil er so Hehres vermag zu schaffen, scheut nicht er die Menschen,
Nicht die Unsterblichen mehr; euch allen zum Trotze, Verenser,
Höhnt er die Strafe, die einst dem Frevelnden wurde verhänget.
Strenges Gericht verdient er, doch meint er im eitelen Herzen,
Daß man dem göttlichen Werke zulieb ihm mit Freuden verzeihn wird,
Ja, daß man jubelnd vielleicht ihn heim, den Verbannten, zur Stadt führt!" —
Unmut hatte sie all' im Kreise ergriffen, die Hörer,
Über die Rede Severs, des eigensinnigen Tadlers,
Der schon einmal den Jüngling gerichtet: sie flüsterten, stritten
Für und wider Camill, und wider den harten Severus.

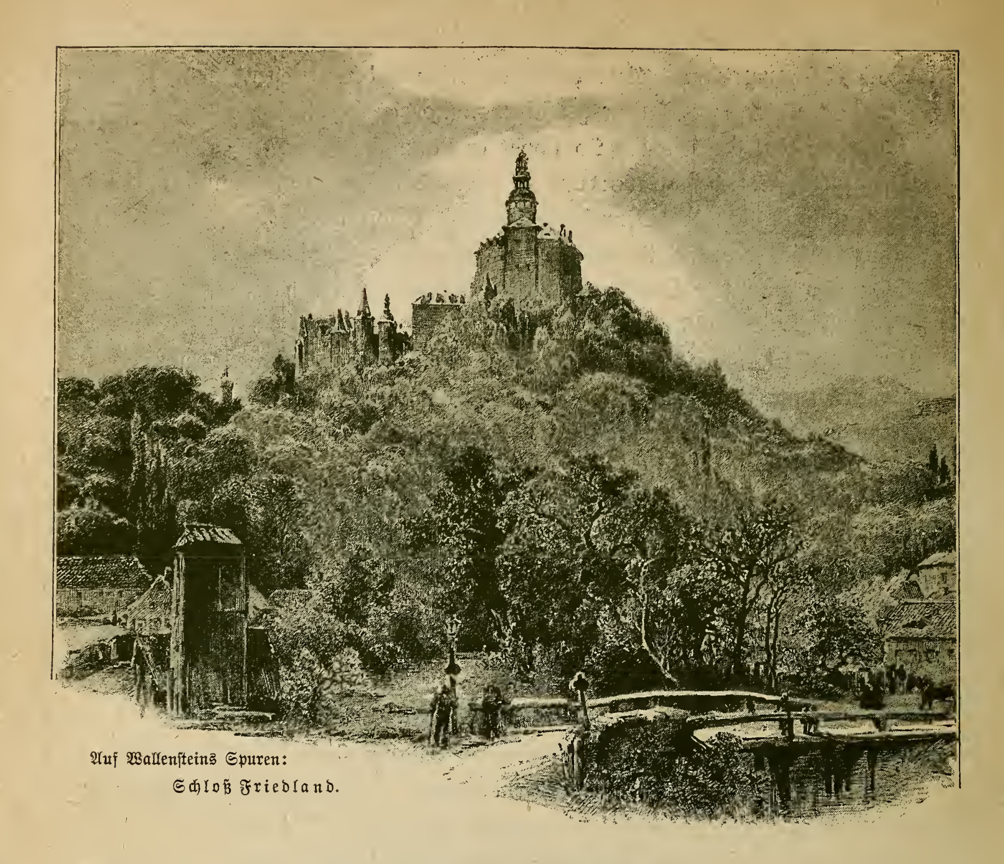
Aber es winkt' Hermodor: da legt' sich das Schwirren der Menge.
Und der Priester, der greise, begann und sprach zu dem Jüngling:
„Rede, Camill, du selbst! Die Beschuldigungen vernahmst du,
Die man gegen dich führt: kannst nichts dem Sever du erwidern?"
„Hermodorus!" so rief aufspringend der edle Camillus,
„Richten mögen sie mich, die Verenser, nicht scheu' ich ihr Urteil!
Was ich verbrach, da ich einst mein eigen Gebilde zerschlagen,
Ach, vorschnell zerschlagen mit heil'gem Geräte im Zorn und
Tief erkennend im Herzen, daß noch es nicht würdig Apollos
Sei geschaffen — du weißt's: ich büßt' es mit harter Verbannung!
Und ich ertrug's und ergab mich dem Spruch, der mich Armen hinauswies.
Einsam sühnt' ich und schuf mit begeisterter Seele von neuem
Täglich in heißem Gebet das Bildnis Apolls, und mich hörte,
Wohl erkannt' ich's, der Gott, und hoch entzückt' er den Sinn mir,
Daß mein Werk mir gelang, und daß unsterbliches Leben
Hauchen ich durft' in den Stein! Sieh: alle nun blicken voll Ehrfurcht
Auf das Gebilde der Hand — anbetend im Herzen die Gottheit!
Schöner ehrt mich kein Lohn: — so mag mir denn dieses genug sein;
Mag an dem armen Camill das Gericht sich vollzieh'n, das man heischet,
Selbst ihm stellt er sich gern, und bekennt, daß den Bann er gebrochen!"
Lauthin rief sie Camill, die unerschrockene Rede,
Hoch die edle Gestalt aufrichtend; die Gluten der Fackel
Fielen ihm rot verklärend aufs Haupt, das kühn er emporhob.
Reglos standen die Leute umher und schwankenden Sinnes,
Noch bedenklich, was jetzt am besten für sie wohl zu thun sei.
Plötzlich ertönte jedoch ein seltsam Rufen von außen:
„Laßt die Drängenden ein! Schafft Platz für die Kommenden, eilig!"
Und es wichen zur Seite nach rechts und nach links hin die Männer,
Alle bestürzt, denn der nahte — Sophron war's, mit stolzem Geleite!
Reich in schöne Gewänder gehüllt, so führten dahin ihn
Jene — und müden Schritts erstieg er die Stufen des Tempels.
Seltsam blickte sein Aug, bald hierhin irrend, bald dorthin;
Suchend, bis endlich es ruht verweilend und starr auf der Stelle,
Dort wo Antinoe stand, umringt von erschrockenen Mädchen.
Da belebte sein Blick sich mit unheilkündendem Feuer;
Drohend erhob er die Stimm' und begann zu jener zu sprechen:
„Du beriefst mich hierher, Antinoe! Mich zu erretten
Gabst du das Wort, und ich weiß, nur dir allein ist gegeben,
Von der unendlichen Pein mich zu lösen, die nun ich schon dulde,
Seit ich die Panther gejagt in den Bergen, um dich zu erringen!
Hier vor dem göttlichen Bild in der Halle beschwör' ich dich: eile!
Folg' als Gattin mir heim, sowie du gelobtest! — Den Göttern

Bringst du das Opfer, nicht mir, denn ihnen hältst du den Eidschwur!"
Feierlich rief er's, daß weit von dem Schall ertönten die Räume,
Während die Händ' er ergriff der Jungfrau und starrend sie ansah.
Doch Antinoe stand nicht wankend und senkte den Blick nicht:
„Halten werd' ich mein Wort, Sophron; frei folg' ich dir morgen,
Wär' es auch selber zum Tod, so wie ich jüngst es gelobte!"
Furchtlos sprach sie's und fest, Antinoe, „Eins nur verlang' ich:
Schwöre bei allem mir zu, was teuer dir ist und was heilig,
Schwör' es beim Pfeile Apolls, der Leid und Pein dir gesandt hat,
Daß du die Panther erlegt, du selbst, so wie du jetzt vorgibst;
Treu dann sei es erfüllt, mein Gelübde, nicht werd' ich es brechen!"
Schaudernd blickte Sophron der begeisterten Jungfrau ins Antlitz,
Bang, als schaut' er in ihr, ihn mahnend, selber die Gottheit.
Dreimal versucht' er, den Mund zu öffnen zu schneller Erwid'rung —
Dreimal versagt' ihm das Wort. — Da siehe! Camillus der Bildner
Hatt' ihm sich langsam genaht, das Stück in den Händen des Vlieses,
Das er dem Panther einst raubte: so trat vor den bleichen Sophron er.
„Kennst du, Patrizier, dies?" rief laut er, „ und denkst noch der Stunde,
Da mit dem Panther du rangst, verzagend, — bis schleunig mein Pfeil ihm
Endet' das Leben, dich selbst errettend vom sichern Verderben?
Hat, Sophron, die Erinn'rung nicht gänzlich Apoll dir genommen,
Wohl! so bekenne den Trug, nicht mehr widerstehe der Wahrheit!" —
Wutvoll knirschte Sophron: „Ha!" rief er mit gellender Stimme,
„Wagt der verbannte Camill mir zu drohen? Das büßt er mir wahrlich!
Nieder stoß' ich ihn hier im Angesichte der Gottheit — —
Ihn, der das Mädchen mir will entreißen, das mir sich gelobte!
Fabeln sinnt er mit List," laut rief er's, und schnell aus dem Gurte
Riß er zum Angriff das Schwert, das geschliff'ne, das dort er verborgen.
„Waffen im Tempel? Weh uns!" so hallt' es von Munde zu Munde.
„Rasender, weiche! — Gewalt soll nimmer entscheiden; erst schwöre,
Wie es die Jungfrau gebot!" Da zuckt' um die Lippen Sophron es,
Aber er raffte vergebens empor sich zu lästerndem Eidschwur;
Machtlos sank ihm die Hand, die schon zum Gelübd' er erhoben,
Ihm auf der Zunge erstarben die Wort', und er taumelte, wankte.
Rückwärts sank er und stürzt' im dröhnenden Falle zu Boden.
Graus- und Entsetzenerfüllt, stob rings die Meng' auseinander,
Die ihn umstanden; es stürzten die Vettern herbei und die Sklaven
Jammernd und hilfebereit, doch Hilfe spendend vergeblich:
Nimmer kehrt' ihm zurück der Geist in die starrenden Glieder!
Tot! Sophronius tot! — gerichtet von strafenden Göttern
Furchtbar, inmitten des Volks hinweggerafft von der Parze,
Eh' er mochte den Tempel entweih'n mit dem frevelnden Schwure!

Mitten durch wüstes Gedräng' im Scheine verlöschender Fackeln
Trugen dahin sie den Mann zur Sänft' an den Stufen des Tempels;
Klagen begleiteten ihn und Geschrei des Wehs in die tiefe,
Nächtliche Dämm'rung hinaus, und es tönet weithin verhallend,
Bis das Geleite verschwunden, das grause, im Dunkel der Waldung.
Unruh' füllt' und Bestürzung Apollos erhabenen Tempel;
Völlig dem tosenden Meer nach verheerendem Sturme vergleichbar,
Wogt' es, und brandete wild von lärmenden Stimmen der Menschen.
Jener doch rief sie zur Ruh', der Priester, und redete also:
„Möcht' es doch allen ergeh'n, die die Götter, die hohen, verachten,
Wie dem Betrüger Sophron, dem schnell sein Geschick sich erfüllt hat,
Schrecklich: ein Traumbild der Nacht zur Lehr' und Verwarnung uns allen!
Fürchten sollen die Menschen den Götterbeschluß, den erhab'nen,
Beugen die trotzige Seel' und Wahrheit zeugen in Demut!
Sie verehren wir jetzo, die Richtenden, die dem Sophron hier
Selber das Urteil gefällt und vollzogen, Gerechtigkeit übend.
Und nun mögen sie sich, die Himmlischen gnädig erweisen,
Daß wir uns endlich des Trostes erfreu'n, nach so peinlicher Prüfung,
Weihend den Tempel zugleich und das Bild; und neu auf der Stadt uns
Ruhe der Segen Apolls und all' der erhabenen Götter!" — —
Ringsum waren verstummt im Volke die tobenden Rufe;
Alle vernahmen den Greis, und sie schauten sein göttliches Antlitz,
Freudig verehrend in ihm den heiligen Seher des Gottes. —
Still in der harrenden Schar, beiseit', im Geleite der Mädchen,
Stand noch Antinoe dort, gesenkten Hauptes und sinnend.
Ernst im Herzen erwägt' sie des stolzen Patriziers Schicksal. —
Als der Priester geendet und feierlich Schweigen nun herrschte,
Raffte jedoch sie empor sich, als hätt' es der Gott ihr geboten;
Hin zu dem harten Sever enteilte sie, der bei dem Priester
Stand, an die Säule gelehnt, in der vorderen Halle, noch grollend. —
Nieder sank sie vor ihm auf die Kniee — „O mein Oheim!" so rief sie,
Hoch die bittenden Händ' erhoben: „laß nun dich bewegen:
Neige den Willen auch du der Götter beglückendem Ratschluß,
Der uns Erfüllung verheißt des hochberühmten Orakels.
Reize nicht länger den Sinn des Volks dem Camill du entgegen:
Was der Cumäische Spruch uns verkündet, ist alles erfüllt ja!
Sieh! auf geweihetem Grund im stillen reifte die Sühne!
Seh'n wir das göttliche Bild nicht wiedererschaffen im Tempel,
Herrlicher noch als zuvor? — nun hat in das Heiligtum selber
Heute das Werk zu begrüßen Apoll uns berufen, der Hehre!
Zeichen hat er dabei, die verheiß'nen, in Meng' uns gesendet;
Alles deutet uns Heil! Nun ruf't den Verbannten zurück auch,

Wie das Orakel gebeut, daß nicht uns die Götter von neuem
Zürnen: — denn Gnade erlangt nur der ja, der Gnade auch ausübt!"
Weithin durchhallte das Wort der flehenden Jungfrau den Tempel;
Doch es erhob sich im Sturm der Jubel, sobald sie geendet.
Jauchzend riefen sie „Heil" der mutigen Jungfrau, und „Heil" auch,
„Heil" und „Gnade" für ihn, den Verbannten, die Leute von Verum.
Zweige brachen sie rings vom Gebüsch, und den heiligen Lorbeer
Bogen zum Kranze sie schnell und krönten mit Jauchzen den Jüngling.
Rosen streuten sie ihm: da nahte sich freundlich der Priester
Hermodorus: „Mein Sohn!" so begann er, „es hat dich Apollo,
Haben die Götter dich all' wie der Ihrigen einen gehütet,
Bis zum heutigen Tag, da herrlich dein Werk du enthülltest.
Wohl geziemt es uns nun, mit Freuden dich wieder zu grüßen,
Ledig der Buße dich sprechend, zum Lohne der heiligen Arbeit!
Und sie rufen dich heim, die einst dich verstießen, die Bürger;
Heil dir! gefeiert und froh ziehst hinein du zur Vaterstadt — offen
Stehen die Pforten dir weit: du aber gehorche dem Rufe,
Nicht mehr gedenkend des Leids, nachdem du die Prüfung bestanden."
Schweigend vernahm ihn Camill, doch schüttelte traurig das Haupt er;
Niedergeschlagen den Blick, und zögernd, erwidert' er also:
„Jauchzen sollte mein Herz und die Lippen vom Danke mir strömen,
Weil mir endlich erscheint der Tag glückseliger Heimkehr!
Wohl geziemt' es, die Güter des Ruhms und der Freiheit in Demut
Hinzunehmen und nicht noch höhere Gaben zu heischen!
Dennoch es lebt in der Brust mir ein Wunsch: ich bekenn' es mit Scham euch:
Nur wenn Antinoe ihr, die holde Geliebte, mir schenket,
Sie, die mutig und treu' wie dereinst, mich auch heute bekannte,
Lacht mir das Leben aufs neu' nach dem bitteren Leid der Verbannung!
Götter verhießen sie mir, noch bevor im Streit mit dem Raubtier
Ich die Braut mir erkämpft', mein ist sie, wie selbst sie gelobte!
Doch Severus, der Bildner, versagt sie gewiß dem Camillus,
Drohend schaut er, ihr seht's, und nimmer gewährt er Versöhnung!" — —
Hin auf jenen da blickten sie alle, der finsteren Mutes,
Kämpfend im stolzen Gemüt, noch gelehnt an die Säule dort harrte.
Schweigend blickt' er und streng. Da nahte mit flehender Miene
Ihm Antinoe sich, die Mündel, und schmeichelnd begann sie:
„Gestern hast du noch selbst, mein Oheim, das gold'ne Geschmeide
Mir auf die Stirne gedrückt, verheißend, dann sollt' ich es tragen,
Wenn ich ihm folgt' in das Haus, der die Panther kühnlich bezwungen!"
— — Siehe, da lächelt' Sever: „Antinoe! mag's denn geschehen!
Ziehe hin mit Camillus, der Götter Liebling — es mögen
Die bisher euch beschützt, das Haus euch erbauen in Verum! —"

Freudengeschrei hellauf erscholl bei den Worten des Bildners;
Doch es ordnete schnell die begeisterten Scharen der Priester,
Und ein Opfer verhieß, ein gewaltiges, morgen Apollo
Darzubringen, der Greis. So schritt er hinunter die Stufen
Drauf des göttlichen Baus: und es schloß der Ring um Camillus
Und Antinoe sich, der Verenser, in frohem Gedränge.
Unaufhörlich begrüßt' ihr Ruf den erglühenden Jüngling —
Laute, bacchantische Lust hatt' alle die Scharen ergriffen,
Feiergesänge erschallten, und Flötengetön, auf dem Wege,
Da den Verbannten zurück man führt' im Triumphe nach Verum.
Myrten unter den Fuß und Lorbeer ihm streut' man, bis nahe
Man das olivenumwachs'ne Gehöft Sabinas gewahrte.
„Morgen, Antinoe, will nun endlich Amor erfüllen,
Was er dereinst mir verhieß!" — der Scheidende sprach's zur Geliebten
Leis; „und wahrlich: ein Bild will dann auch ihm ich erschaffen,
Herrlich wie das des Apoll, da nun er zum Ziele mich führte!"
Leuchtenden Aug's und hold, so blickt ihm das Mädchen ins Antlitz.
Alle schieden darauf; in dunkelnder Halle allein nur
Harrte Sabina noch still, gelehnt an die Herme Apollos,
Selbst wie zu Stein geworden, ein Bild erhabner Erwartung.
Jetzo Cymbelgetön und laute Stimmen vernahm sie,
Wie am Tage noch jüngst der Verbannung — doch kündet das Unheil
Nimmer sich also! er naht! — er ist's, Camill der Ersehnte!
Nieder sank er vor ihr, und faßt' ihr die Hände, die teuern,
Sprachlos — aber sie nickt', und segnend legt' sie aufs Haupt ihm
Sanft die Rechte und sprach: „O mein Sohn! Willkommen in Verum!
Mag die Fackel mir nun des Todes winken, die bleiche,
Hab' ich den Tag doch erlebt, der dich, den Beglückten mir heimführt!
Immer hab' ich's geglaubt: wer still in der Ewigen Ratschluß,
Schaffend sein Werk, sich ergibt, ihn führen die Götter zum Siege!
Ruhm wird herrlich dir blüh'n, die Nachwelt preiset noch lang dich —
Für dein Gebild — doch es ward, Glückseliger, dir auch die Liebe! —
Sie, die mit kundiger Hand zu deiner Erlösung die Fäden
Schlang: Antinoe ist's! — o Knabe: das herrlichste Kleinod
Wird die Geliebte dir sein, die treue, mutige Gattin!
So nun gehet dahin, in Leid und in Freude, durchs Leben,
Und vergeht ihr auch einst — ja sänke der Tempel Apollos,
Sänke Verum auch selbst in Trümmer: wie Rosen und Lorbeer
Um verfallend Gestein, so rankt und sprosset die Sage
Euch ums Grab — und verklärt im Lied noch werdet ihr leben!"



Auf Wallensteins Spuren:
Schloß Friedland.

Auf Wallensteins Spuren.

Von Hermann Hallwich.

„Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter —
Bis an den Fuß der Riesenberge hin
Streckt sich das Jagdgehege seiner Wälder.“

Wer immer bis auf die neueste Zeit die Geschichte Wallensteins geschrieben, hat mit besonderer Anerkennung, ja Bewunderung, der ungezählten friedlichen Schöpfungen gedacht, die dieser vielgefürchtete und bestgehaßte kaiserliche Feldherr inmitten seiner aufreibenden kriegerischen Thätigkeit gleichsam durch einen Zauber hervorgebracht. Bereits ein zeitgenössischer Panegyriker, Graf Gualdo Priorato, ist in Verlegenheit, ob über den Kriegsfürsten nicht wohl der Friedensfürst Wallenstein zu stellen sei. Das beste Buch seines jüngeren Apologeten Friedrich Förster schildert vorzüglich den „Landesfürsten“ Wallenstein „in seinem öffentlichen und Privatleben.“ Das relativ tüchtigste, anziehendste Kapitel in Friedrich Hurters letztem biographischen Werke über Wallenstein — einem Tendenzroman sehr gehässiger Sorte — trägt die Überschrift: „Wallenstein als der Herr ausgedehnter Gebiete.“ Einer der ärgsten litterarischen Gegner des selbsterwählten Helden, meinte er doch, bevor er dessen Untergang schilderte und von ihm Abschied nahm, das dürfte „als zweckmäßig anerkannt werden, ein treues und farbenreiches Bild seines Waltens als eines Besitzers umfangreicher Gebiete und eines großen Herrn zu entwerfen.“

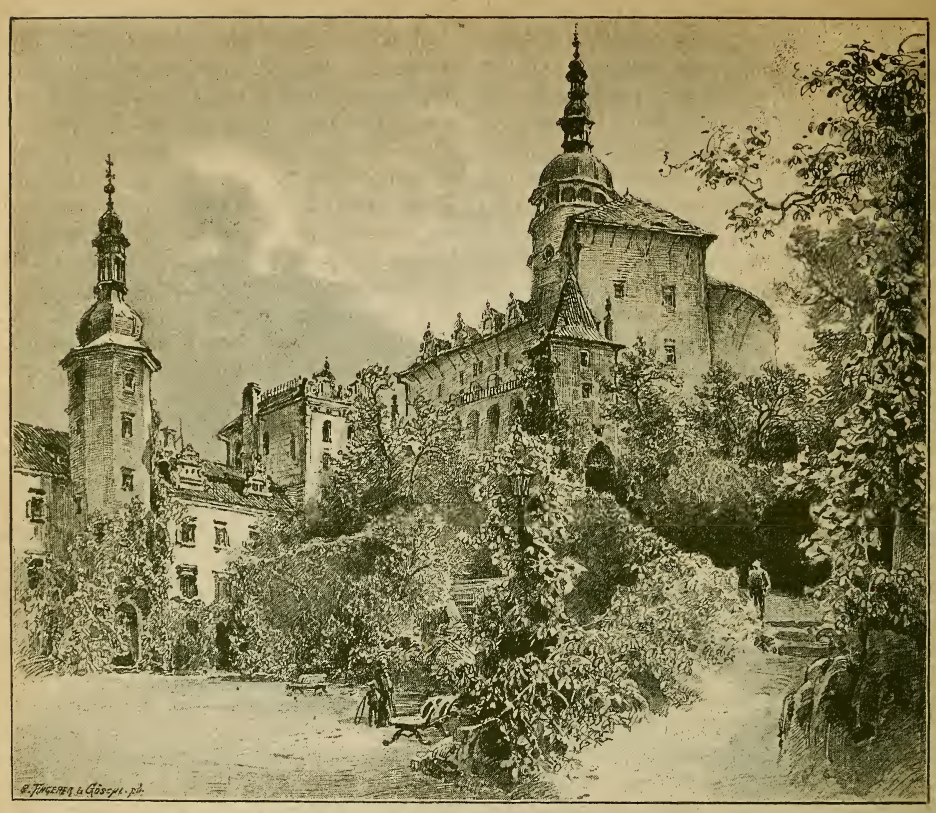
Es blieb erst den allerjüngsten Tagen vorbehalten, eine Geschichte Wallensteins zu produzieren, deren Verfasser eines solchen Schmuckes für sein Charakterbild entbehren zu können meinte. „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen“ von Anton Gindely, so lautet der Titel dieses neuesten Erzeugnisses der Wallenstein-Litteratur: „Wallenstein ... im

Munde seiner gleichzeitigen Verleumder," so sollte er lauten. Der Herausgeber sammelte und wollte nur sammeln, was sich an niedrigen, boshaften Verdächtigungen aller Art gegen Wallenstein in den verschiedensten Archiven finden ließ, um dann aus vollem Munde seinen widerlichen Geifer darüber auszugießen. Es bleibt kein gutes Haar an seinem unglücklichen Opfer. Ganz nebenbei wirft er ein Wort der Anerkennung hin, ein einziges; es handelt von Wallenstein als Landesherrn. „Es wäre wichtig," heißt es, „auch seine bewunderungswürdige Thätigkeit in der Administration seiner Güter zu schildern, allein diese Arbeit würde die Lösung der Schuldfrage wenig oder gar nicht beeinflussen, und so sehen auch wir vorläufig von derselben ab." Es wäre zu viel des Lichts gewesen, wo es sich einzig und allein um mehr oder minder frivole Beschuldigung handelte!

Man denke von Wallenstein, dem Feldherrn und Staatsmann, wie man wolle: wer es vermag, ihn als Privatmann, als Fürsten im eigenen Lande zu übersehen, der kennt Wallenstein als Wallenstein nicht, der hat den Maßstab nicht, die volle Größe seiner durchaus eigenartigen, einzigen Persönlichkeit, die ganze Tiefe seines innersten Wesens zu ermessen. Mit einer wahren Sintflut von Büchern hat die Litteratur fast aller Völker der Erde seinen Namen überschwemmt: das Buch von „Wallenstein als Herzog von Friedland, Mecklenburg, Sagan und Großglogau" ist bisher ungedruckt geblieben. Hier soll ein Teilchen eines Teils davon geboten werden: ein Mosaik aus tausend und abertausend kleinen, bunten Steinen, im engen Rahmen eines bescheidenen Votivtäfelchens, den Manen des „Friedländers" gewidmet.

Nach einer Reihe der glänzendsten, glorreichsten Feldzüge angelangt auf der Höhe seines Ruhmes, empfing Wallenstein in den Jahren 1627 und 1628 aus der Hand seines Kaisers, dessen gesunkene Macht er wieder hergestellt hatte, bald nacheinander die Herzogtümer Sagan und Mecklenburg. Nach kurzer Entfernung vom Oberkommando, verdrängt durch die Mißgunst seiner persönlichen Neider, zugleich der Feinde des Reiches im Lager des Kaisers; von Kaiser und Reich zurückberufen im Drange der höchsten Not und ausgestattet mit diktatorischer Gewalt über Krieg und Frieden, erhielt er im Frühjahr 1632 als vorläufigen Ersatz für das „zeitweilig" verlorene Mecklenburg das Fürstentum Großglogau. Großglogau aber, Mecklenburg und Sagan, die Herzogtümer, waren ihm sozusagen als reife Früchte, als etwas Fertiges, längst Dagewesenes, in den Schoß gefallen. Ein viertes, das Herzogtum Friedland, hatte er förmlich erst schaffen müssen, um es empfangen und besitzen zu können. Dort, in Sagan, Mecklenburg und Großglogau, herrschte und disponierte er nach dem Kurialstil seiner Kanzlei „als ein Herzog und Fürst des heiligen römischen Reiches im Namen des Allerhöchsten:" in Wirklichkeit mehr von des Kaisers als von Gottes Gnaden; hier, in Friedland, war er thatsächlich selbst der Schöpfer; hier wie nirgends paßte die Formel von seinem Regiment „im Namen des Allerhöchsten."

Die Weißenberger Schlacht hatte die Herrlichkeit des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und mit ihr — so schien es — für alle Zeit die geträumte Selbständigkeit des Königreiches Böhmen vernichtet. Der übermütige nationale Feudaladel des Landes war zu Boden geworfen und büßte seine Erhebung, wie kaum fünfundsiebzig Jahre zuvor, nach den schmalkaldischen Wirren, mit dem Verluste des größten Teils seiner liegenden Güter. Mit den Führern lag auch die große, rohe Masse jenes Volkes gebändigt, das sich seit Ausbruch der Hussitenkriege als die allein autochthone, die herrschende Nation in Böhmen gebärdet hatte, zur unermeßlichen Schädigung deutscher Kultur und Sitte, die dort von Anbeginn heimisch gewesen. Mit jenem Volke aber und seinen Führern waren zugleich alle die besseren Elemente überwunden, die sich ihnen im guten Glauben an ein höheres Ziel der Bewegung, an einen Kampf um die wahre politische und religiöse Freiheit, mit Eifer und Treue angeschlossen hatten: die übergroße Mehrheit deutsch-böhmischer Protestanten aus dem Adels- und Bürgerstande. Es kam die Zeit eines allgemeinen vollständigen Umsturzes der bestandenen Verhältnisse. Mehr als hundertachtzig einst mächtiger, vielberühmter Geschlechter allein des alten Herren- und Ritterstandes mußten das Land verlassen; an ihre Stelle trat der politische und religiöse Fanatismus eines Ferdinand II mit seiner Soldateska, seinen Jesuiten: der monarchisch-kirchliche, „alleinseligmachende" Absolutismus. Ein dreißigjähriger, erbarmungs-



Auf Wallensteins Spuren: Schloßhof in Friedland.

loser Krieg verheerte das Land von einem Ende zum anderen und trug seine Fackel über die Grenze, den Wohlstand des deutschen Reiches auf ein Jahrhundert zerstörend, Wohlstand und was in aller Welt nur unter seiner milden Sonne gedeihen mag: Kunst und Wissenschaft.

Ein grünes Eiland aus weitem, sturmbewegtem Meere, ein blühender Garten, ringsum in trostlos unfruchtbarer Wüste, erhebt sich zu dieser Zeit unter Wallensteins Hand aus dem übrigen Böhmen das Herzogtum Friedland.

Es war am 5. Juni 1622, als Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, damals „Oberster von Prag," das heißt Kommandierender von Böhmen, für den Preis von 150 000 rheinischen Gulden von Kaiser Ferdinand II mit der den Herren von Redern konfiszierten Herrschaft Friedland-Reichenberg belehnt wurde. Damit war der Grundstein eines neuen, großen und schönen Gebäudes gelegt. Schon vor Jahresfrist hatte sich Wallenstein vom Fürsten Karl von Liechtenstein, als böhmischem Statthalter, die Ordonnanz erwirkt, in Schloß und Städtchen Friedland eine Garnison zu legen, während er, eben zur selben Zeit, für ein Darlehen von 60 000 Gulden die Herrschaft Gitschin als kaiserliche Pfandschaft zu gewinnen wußte. Seinen Erwerbungen lag von allem Anfang an ein weitgehender Plan zugrunde: die Errichtung eines besonderen, erblichen Fürstentums, dessen Mittelpunkt — zwölf Meilen nordöstlich von Prag — die an der deutsch-böhmischen Sprachgrenze gelegene, zum Teil noch czechische Stadt Gitschin zu bilden, dem aber die allezeit urdeutsche Stadt und Herrschaft Friedland den deutschen Namen zu geben hätte.

Durch zwei bedeutende Höhenzüge, das Jeschken- und das Isergebirge, vom Lande Böhmen vollständig abgetrennt, hatte die sehr ansehnliche, an sieben Geviertmeilen

umfassende Herrschaft Friedland seit jeher ihren besonderen Entwickelungsgang genommen und sie war vor allem jederzeit gut deutsch verblieben. Ein bloßes Lehensband hielt den Konnex mit Böhmen formell aufrecht. Es war Ottokar II, der große Freund der Deutschen auf böhmischem Königsthrone, der den schönen Landstrich kurz vor seinem Tode einem deutschen Dynastengeschlecht, den Bibersteinen, zu Lehen gab, die es beinahe dreihundert Jahre lang hielten und dessen Deutschtum, allerdings nicht ohne schwere Kämpfe, auch in den Hussitenstürmen und darüber hinaus zu bewahren wußten. Sie bauten um den festen Turm „Indica," der dort seit undenklichen Zeiten auf einem stattlichen Klingsteinkegel sich erhob, eine steinerne Wohnburg, auf drei Seiten von dem Wasser der reißenden Wittig umströmt; sie gaben der nordwärts am Fuße des Burgberges gelegenen Niederlassung deutscher Kolonisten deutsches Bürgerrecht und schützten die Stadt mit Mauer und Wall; an zwanzig zum Teil beträchtliche Güter im Bereich ihrer Herrschaft wurden als Friedländer Schloßlehen an ebenso viele Landsassen des niederen Adels vergeben. — Der letzte des Geschlechtes als Besitzer von Friedland, Christoph von Biberstein, unterzog das südliche Schloßgebäude einem größeren Umbau, der, wie eine Inschrift im „oberen" Schlosse besagt, im Todesjahre des Erbauers 1551 vollendet wurde. Friedland mit allen seinen Zugehörungen blieb sieben Jahre Krongut, bis es an Friedrich von Redern veräußert wurde. Stadt und Landschaft erreichten unter der klugen, umsichtigen Verwaltung der Familie Redern eine bemerkenswerte Blüte, die sich vorzüglich unter Melchior und dessen Gemahlin Katharina, geb. Gräfin Schlick, entfaltete. Schule und Kirche, Gewerbe und Handel wurden auf jede Weise gefördert. Da war kein Städtchen, kein Kirchdorf auf den beiden Dominien Friedland-Reichenberg, dessen Kirche und Schule nicht einen gänzlichen Neubau oder doch einen gründlichen Umbau erfahren hätten; dementsprechend war die bessere Dotierung der Lehrerschaft und der Geistlichkeit. „Zum Behufe der Schule" in Friedland führte Melchior daselbst eine Papiermühle auf. Die Zünfte sämtlicher Handwerke erhielten neue, umfassende Privilegien. Am Fuße des Kupferberges unter der „Tafelfichte" wurde die Bergstadt Neustadtel, zu Raspenau nächst Friedland ein großes Eisenbergwerk mit zwei Eisenhämmern angelegt. An der Ostseite des „niederen" Schloßhofes von Friedland erbaute Melchior 1598 nebst einer Schloßkapelle und einem Glockenturm eine Anzahl größerer Wohngebäude, die in die Befestigungen des Berges einbezogen wurden, so daß das Schloß im großen und ganzen das Aussehen erlangte, das es zu Wallensteins Zeit und ebenso beinahe unverändert bis auf die Gegenwart aufzuweisen hatte.

Die alten, zweifachen Burgmauern auf



Auf Wallensteins Spuren: Auf dem Wege zum Schlosse Bösig.

steilem Hügel, dessen massige, frei zu Tage liegende Riesenbasaltsäulen eine höchst malerische Basis bieten, sind zumeist wohlerhalten. An sechzig Fuß hoch, in einer Stärke von sieben bis acht Fuß, gewähren sie einen einzigen Zugang gegen Norden über die Zugbrücke, an die sich ein festes Doppelthor und ein ebenso massives Rondell anschließen.

Staunend steht jeder, der aus der engen, dunklen Wölbung dieses Rondells hervor den schönen, geräumigen Schloßhof betritt. Ein überraschender Anblick hält ihn gefesselt. Und in der That wird sich ein ähnlich „romantisches“ Bild — hier wird das Wort nicht zur Phrase — so leicht nicht finden lassen.

Sofort unterscheidet das Auge zwei ganz verschiedene und doch gar wohl zusammengehörige, durch allerhand stilvolle Zuthat symmetrisch verbundene Bauwerke: das „obere“ und das „niedere“ Schloß, deren eines aus dem anderen herausgewachsen zu sein scheint. Zur Linken im mäßigen Bogen, aus dessen Mitte ein hundert Fuß hoher, schlanker Turm emporragt, drängt sich die Flucht der mit Sgraffito bedeckten untersten Wohngebäude, das jetzige Herrenhaus, an das sich aufsteigend in südlicher Richtung der sehr solide Bau einer Renaissance-Kapelle anreiht. Ein Schwibbogen verbindet diese mit dem oberen Schlosse, zu dem vom niederen Hofe unmittelbar zwei Wege leiten: eine breite gepflasterte Auffahrt längs der westlichen inneren Burgmauer und links davon ein bequemerer Aufgang in zwei durch eine Terrasse getrennten Stufenreihen. Auf jenem passiert man abermals bis in den oberen engen Schloßhof drei einst mit Fallbrücken versehene Thore, sämtlich mit Wappen geschmückt. Über den Thoren aber bauen sich wieder drei Türme auf, Wachttürme, deren größter und zugleich ältester — „Indica“, der Bergfried, von einer geräumigen Galerie umfangen — die Höhe von hundertzwanzig Fuß erreicht. Rechts von ihm dehnen sich halbkreisförmig, links in gerader Linie die beiden Stockwerke der oberen Wohngemächer mit ihren vielen geschweiften Giebeln hin. Wohlthuend wird die dem Beschauer zugekehrte Fassade des östlichen Traktes von einzelnen schweren, mit Bogenwölbungen verbundenen Stützen unterbrochen, welche vorspringend den ganzen Bau entlang einen Balkon bilden. Wohlthuender noch haben Kunst und Natur Felsen und Mauer mit dichtem, grünem Blätterschmuck bedeckt. Vielhundertjährige, baumstarke Epheustämme ranken sich allenthalben zwischen den hingelagerten Basaltsäulen neben Jasmin und Flieder bis an die Zinnen der Hochburg.

Es ist eine reiche, überaus ernste Geschichte, die uns diese Burg erzählt. Wie später Wallenstein, war auch Melchior von Redern, der in vieler Beziehung an jenen erinnert, ein gewaltiger Kriegsmann. Als kaiserlicher Feldmarschall schlug er die siegreiche Schlacht bei Sissek (1593) und hielt er Großwardein (1598) durch mannhafte Verteidigung mit kaum 3000 Mann gegen ein Heer von 160000 Türken. Nach der Eroberung von Pápa (1599) von schwerer, pestartiger Krankheit befallen, ließ er sich heimwärts führen und starb unterwegs am 20. September 1600, kaum 45 Jahre alt, in den Armen der Gattin, die ihm entgegengeeilt war. Seine unzähligen, von allerhöchster Seite wieder und wieder anerkannten großen Verdienste um das Kaiserhaus schützten die Seinen nicht vor kaiserlicher Verfolgung. Gattin und Sohn starben verschollen im Exil in gänzlicher Verarmung.

Bereits am 12. August 1622 verschaffte sich Wallenstein den Konsens zur Umwandlung der Lehensherrschaft Friedland in ein Fideikommiß, worauf die Bestätigung des Titels „von Wallenstein und Friedland“ folgte. Im Laufe eines einzigen Jahres erkaufte nun der neue Herr von Friedland vom kaiserlichen Fiskus nicht weniger als neunundvierzig konfiszierte land- und lehentäfliche Besitzungen, sämtlich im nördlichen Böhmen gelegen, darunter Weißwasser und Hühnerwasser, Münchengrätz, Groß-Skal, Rumburg, Aulibitz, Aicha, Friedstein, Wartenberg, Lämberg, Neuschloß und Leipa. Die Summe von vierthalb Millionen Gulden hatte der Käufer erlegt, deren Empfang der Statthalter von Böhmen am 13. Januar 1623 quittierte. Mit Diplom vom 7. September desselben Jahres erhob Ferdinand II Wallenstein in den Fürstenstand und verlieh ihm „neben den zuvor habenden Ehrentiteln den Namen und Titel Unseres Oheims und des heiligen Reichs Fürsten von Friedland.“ Zwei Tage später wurde dem Fürsten ein zweiter Lehenbrief über Friedland ausgestellt, mit dessen Dominium jene neunundvierzig Güter förmlich vereinigt wurden.

Wenige Monate zuvor hatte sich Wallenstein, inzwischen zum Generalwachtmeister der Infanterie befördert, zum zweitenmal vermählt. Isabella Katharina — mit Thomas Carve zu reden, „ein züchtiges, ehrenreiches Jungfräulein, gegen Gott und seine Heiligen fast andächtig und mit allen Gaben der Natur und des Glückes vortrefflich geziert“; nach Priorato una dama veramente di rimarcabile modestia e di una grandissima purità — war die Tochter Karls von Harrach, des angesehensten kaiserlichen Ratgebers, dessen Verwendung gewiß nicht in letzter Linie das eben erwähnte Fürstendiplom zu danken war. Der Krieg mit Bethlen Gabor führte den Neuvermählten noch im Sommer 1623 weitab von seiner Gemahlin und seinen großen böhmischen Erwerbungen. Fast nur auf seinen Schultern lag die beschwerliche Leitung dieses Krieges, der ohne seine Anstrengung und Ausdauer entschieden ein bedauerliches Ende genommen hätte. Trotz alledem fand er im Felde wie im Lager Gelegenheit, dem Güterbesitz so gut wie der geliebten Gattin jede nur mögliche Sorgfalt angedeihen zu lassen. Immer und immer wieder kommt er in seinen Briefen darauf zurück, wie wenig sicher sein „Weib“ in Böhmen sei, da die Möglichkeit eines feindlichen Einfalles daselbst nicht ausgeschlossen. Er dankt dem Schwiegervater für sein Versprechen, die Tochter auf seinen Gütern unterbringen zu wollen; dann bittet er wieder, seinem Vetter Max zu befehlen, sie lieber „samt der Frau Katherle“ (Maxens Gemahlin Katharina von Harrach) nach Dresden zu führen, „denn ich weiß nicht, wie's weiter gehen wird.“ Noch kurz vor der unverhofften Beendigung des Krieges will er sie schließlich von Prag über Pilsen durch Bayern nach Oberösterreich geleitet wissen, „denn es ist Zeit.“ — Man vergleiche mit diesen Andeutungen die wenigen uns erhaltenen zierlichen Schreiben Isabella Katharinas an den entfernten Gatten, den „gar herzliebsten Herrn und Gemahl;“ Zeugnisse der zärtlichsten, innigsten Sehnsucht, Hingebung und Treue, der Treue „bis ins Sterben“. Man wird gestehen müssen, daß die landläufige Ansicht von einer „Konvenienzheirat,“ die Wallenstein geschlossen habe, sich von selbst widerlegt.

Und wie diesem Verhältnis, so lag auch seiner Bemühung um Ländererwerb ein edleres, ein eminent ethisches Motiv zu Grunde. Beweis dessen zunächst einige Zeilen, geschrieben unmittelbar vor Wallensteins Vermählung, an die Adresse seines geistlichen Rates, P. Valentin Coronius, eines ansehnlichen Gelehrten des Jesuitenordens, den er zu Anfang des Jahres 1623 nach Gitschin berufen hatte. Coronius, der mit der ersten Einrichtung eines Kollegiums daselbst zu Ende gekommen war, wollte nach Prag zurückkehren. Wallenstein bat ihn mit dringenden Worten, zu bleiben und ihm in seiner Abwesenheit behilflich zu sein, Vorkehrungen zu allerhand humanitären Neuerungen zu treffen. „Wir werden dort alles aus dem Fundament umgestalten müssen,“ schrieb Wallenstein; „ich habe die gute Absicht, nicht nur für taugliche Priester und ihren genügenden Unterhalt zu sorgen, sondern daselbst auch ein Bistum, ein Alumnat, ein Armenhaus und etliche Hospitäler zu errichten.“ Diese Versprechungen und mehr, weit mehr als diese wurden getreulich eingelöst.

Nachdem ein dritter Lehenbrief über Friedland diesen Besitz abermals um neun größere und kleinere Herrschaften, wie Kopidlno, Bartauschow, Welehrad 2c., vermehrt hatte, erklärte ein kaiserlicher Akt vom 12. März 1624 die Erhebung Friedlands zum Fürstentum: die formelle Anerkennung einer bereits vollzogenen Thatsache. Da war auch der Fürst über die Organisation seines Fürstentums vollkommen im klaren. Gerhard von Taxis, ein Niederländer von Geburt, erhielt die Bestallung eines Landeshauptmanns, des höchsten Beamten im Lande. Ihm unterstanden zunächst einerseits die „Kammer“ mit einem Kammerpräsidenten (Jarosch), anderseits die „Kanzlei“ mit einem Kanzler (Ilgen von Ilgenau) an der Spitze. Wie jener die „cameralia“, so waren dieser die streng juristischen Angelegenheiten zugewiesen. Charakteristisch in hohem Grade sind die Worte, mit denen der Fürst seinen Landeshauptmann anwies: ... „Auch müßt Ihr zu der Kanzlei einen deutschen Sekretari haben, dieweil ich nicht will, daß bei der Kanzlei was böhmisch sollte traktiert werden.“ Auf jeder einzelnen Herrschaft vereinigte ein Hauptmann Verwaltung und Gerichtspflege in seiner Hand. Je ein „Oberhauptmann“ überwachte insbesondere die landwirtschaftliche Thätigkeit mehrerer Hauptleute. Über die „Oberhauptleute“ aber war nach dieser Rich-

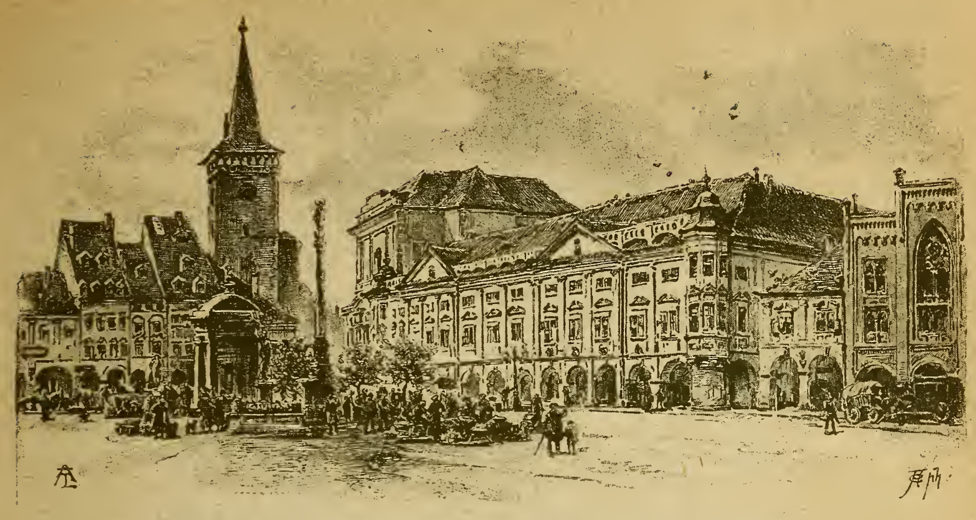


Auf Wallensteins Spuren: Ruinen des Schlosses und Klosters Bösig.

auch auf Friedland und wurde das Fürstentum ein Herzogtum. Ein vierter Lehenbrief schlug neuerdings sechs Herrschaften, wie Widschütz, Forst und Petzka, zu diesem Herzogtum, das somit alles in allem nicht weniger als vierundsechzig vormals selbständige Dominien umfaßte. Das Patrimonialgebiet des Herzogs erstreckte sich in einer fast ununterbrochenen Fläche von nahezu eintausend Hektar oder siebzig Quadratmeilen von der Landesgrenze im Norden bis über Melnik und Nimburg im Süden hinaus und von Leipa im Westen bis gegen Trautenau im Osten, also in Wahrheit „bis an den Fuß der Riesenberge hin.“ In seinen Besitz teilen sich heute die Fürsten Thurn-Taxis, Rohan, Trautmannsdorf, Hohenlohe-Bartenstein, Lobkowitz; die Grafen Clam-Gallas, Waldstein (Münchengrätz), Schlick, Kaunitz, Hartig, Desfours, Czernin ꝛc.: eine recht stattliche Reihe bekanntlich noch immer reichbegüterter Grundherren. — Doch, wie gesagt, für Wallenstein war der Besitz nicht Selbstzweck, vielmehr nur das Mittel zum Schaffen. Und dieser Schaffensdrang manifestierte sich ganz vorzüglich in einer unermüdlichen, prachtliebenden Baulust, die ihn beinahe leidenschaftlich beherrschte. Es läßt sich keck die Behauptung wagen, Wallenstein habe im Laufe von zehn, zwölf Jahren mehr gebaut als alle übrigen deutschen Fürsten zusammengenommen. Fehlte es ihnen insgesamt in jener Zeit der Greuel und Schrecken nicht bloß an materiellen Mitteln, sondern auch an der Stimmung, durch Förderung der Kunst „die Notdurft des Lebens zu freier Anmut, zu wohligem Behagen zu verklären:“ er hatte die Mittel und bewahrte die Stimmung, trotz Krieg und Kriegsgeschrei; ja diese Stimmung wuchs und wuchs, je weitere Kreise der Krieg in sein Verderben zog, als gälte es, doppelt

tung wieder ein oberster Wirtschaftsbeamter, der „Regent“ (Bukowsky) gestellt, der in der Kammer alle Fragen der Landeskultur im engeren Sinne zu vertreten hatte, somit in erster Linie dem Kammerpräsidenten, in zweiter dem Landeshauptmann verantwortlich war. An ihn, den Landeshauptmann, sind die Befehle des Fürsten gerichtet. Ihre Zahl ist Legion. Infolge des Krieges zumeist außer Landes, war Wallenstein genötigt, fast nur schriftlich mit Taxis zu verkehren.

Man weiß, welche Aufgabe ihm im Frühjahr 1625 zufiel. Als „Capo“ einer neuen kaiserlichen Armee, die er selbst erst auf die Beine stellen sollte, hatte er auch in militärischer Hinsicht die höchste Stufe, die zu erreichen war, erreicht. Am 13. Juni 1625 wurde er Herzog. Doch erst viel später, am 4. Januar 1627, überging dieser Titel



Auf Wallensteins Spuren: Stadt Gitschin mit Wallensteins Residenzschloß.

wiederaufzubauen, was er zerstört hatte. Eins fällt bei Wallensteins baulichen Anlagen vor allem auf: die Wahl seiner Bauplätze. Er stellt seine Schlösser und Paläste, seine Kirchen und Klöster rc. nur an Orte, die sozusagen die Natur selbst dazu bestimmt hat: auf lichte, sonnige Höhen, weithin sichtbar, oder in stille, schattige Gründe, mitten ins volle Grün, das sie doch wieder nur soweit verhüllt, um, wie gewisse Schleier, desto mehr zu verraten. Wo solche Bedingungen nicht schon gegeben sind, und doch gewissermaßen gebaut werden muß, da werden sie nach Möglichkeit beschafft: enge, düstere Gassen verwandeln sich in weite, freie Plätze; baumlose, wüste Heiden in prächtige Gärten.

Wie nur wenige Punkte im ganzen Umfang des Herzogtums Friedland schien der Berg Bösig, sonst „Bezdiez" (sprich: Besdìes) genannt, die Baulust herauszufordern. Ein isolierter Doppelkegel, fünf Viertelstunden im Südosten der Stadt Hirschberg, erheben sich der „Schloßberg" und der „Neuberg" so unvermittelt aus meilenweiter Ebene, daß sie, obgleich von mäßiger Höhe, einen Fernblick fast über den vierten Teil von Böhmen gewähren und so in jenem Herzogtum beinahe allerwärts gesehen werden konnten. Die Trümmer einer vormals königlichen Burg mit den ansehnlichen Resten einer kunstgeschichtlich merkwürdigen, frühgotischen Kapelle krönten den Gipfel des Schloßberges. Diese Kapelle begann Wallenstein im Jahre 1624 zu restaurieren; an ihre Seite — zwischen Kapelle und Bergfried — sollte ein Augustinerkloster zu stehen kommen, für dessen Bau thatsächlich schon in diesem Jahre und so auch fernerhin bis 1627 ein bestimmter Geldbetrag verausgabt wurde, sowie die dortigen Mönche jährlich zweihundert Strich Korn empfingen. Bekannt ist die Verfügung Wallensteins nach der Schlacht beim Dessauer Brückenkopf, an Landeshauptmann Taxis gerichtet: „denen von Bezdiez (d. h. den Mönchen von Bösig) müßt Ihr das Getreid assignieren, und daß der Kanzler ihnen darauf eine Fundation verfaßt. Dem Obristen Aldringer schreibt, auf daß er einen Kupferstich schickt, wie die Schlacht abgeloffen ist, auf daß man's nachher in der Kapelle kann abmalen, und laßt materialia zu der Kapelle führen."

Zu Anfang des Jahres 1627 änderte Wallenstein seine Absicht und beschloß, das für Bösig bestimmte Augustinerkloster in die nahe Stadt Weißwasser zu verlegen, woselbst ein solches ehedem schon bestanden hatte. Wohl schreibt der Herzog aus Glatz, 9. Juni 1627, an Taxis: „Bitt euch, laßt fleißig die materialia zuführen auf Bezdiez, denn ich wollt's gern bald fertig haben." Aber da handelte sich's nicht mehr um einen Kloster- sondern um nichts Geringeres als einen F e s t u n g s b a u. Gleichzeitig trug die Gitschiner Kammer dem Friedländer Hauptmann auf, allerhand Eisenwaren nach Weißwasser zu senden „z u m

Bau der Festung Bösig." Und dieser Festungsbau lag Wallenstein eine Zeitlang sehr am Herzen. Aus dem Feldlager von Jägerndorf befiehlt er: „Die Mönche führt von Bezdiez nach Weißwasser und gebt ihnen andere Güter; Bezdiez laßt wohl und bald fortifizieren." Vierzehn Tage darauf: „Die Kommutation mit Weißwasser und Bezdiez laßt bald richten und Bezdiez wohl fortifizieren und kein Geld sparen und bald zur Sache zuthun." Ungeduldig drängt er (3. August d. J.): „Meine Gebäude, daß sie fleißig getrieben werden, insonderheit bei Bezdiez." Ohne genügende Nachricht wiederholt er (19. d. M.): „Ich verhoffe, Ihr werdet mir mit dem Gebäu zu Bezdiez zuhalten und nicht einen blauen Dunst vor die Nasen machen." Wieder zwölf Tage später: „So schickt Ihr mir auch nicht die veränderte Fundation mit Bezdiez und Weißwasser und wißt, daß ich will, daß Bezdiez mit Furia sollte gebaut werden."

Ein halbes Jahr später ist dieser Festungsbau wieder fallen gelassen; die Erwerbung von Mecklenburg und viel größere Baulichkeiten, die für dort projektiert waren, erklären dies zur Genüge. Die Augustiner aber, die nun auf dem Berge weiterbauen sollten, hatten nicht große Lust und bezeigten sich überaus säumig. Die bequemen Herren setzten es endlich auch durch, daß ihnen in Weißwasser ein neues, warmes und nicht zu steil gelegenes Nest gebaut wurde.

Bischof Anton von Wien lenkte die Aufmerksamkeit auf den Orden der Benediktiner, deren einer, Maestro Benito de Peñalosa y Mondragon, sich alsbald dem Herzog präsentierte. Er kam zu guter Stunde. Aus dem Lager vor Nürnberg, am 7. August 1632, gab Wallenstein seinen Entschluß bekannt, „den Benediktinern ein Kloster zu Bezdiez zu fundieren und bauen zu lassen;" die Kammer halte das nötige Geld bereit, „ohne Verlierung einiger Zeit, damit aufs Jahr der Anfang unfehlbar damit gemacht werden könne." Kloster und Klosterkirche waren im Stile des berühmten Musters von Montserrat gedacht, woher Peñalosa, der nunmehrige Prior, gekommen war: die Hauptgebäude sollten am Bergabhang, rings um den Berg aber Eremitagen errichtet werden. Die umfassendsten Vorkehrungen wurden getroffen, Bauhütten und Ziegelöfen am Fuße des Berges angelegt, Steinbrüche eröffnet und Niccolo Sebregondi, der Baumeister, kategorisch angewiesen, sofort, „wie solche Gebäu, sowohl des Klosters als der Eremitorien, aufgeführt und wie sie nicht allein in Grund gelegt, sondern auch die Profile und die ganze Gelegenheit des Berges, auch wie die berührten Eremitorien ausgeteilt, an welche Orte sie situiert und sowohl auswendig beschaffen, eigentlich und fleißig abzureißen und uns solches unverlangt zu überschicken. . . . Sonsten wird zwar der vorige Weg, der zum Kloster führt, bleiben, aber weil die eremitoria den Berg herum gelegen, ein Weg dazu im Steinfels, damit man zu Roß und Fuß commodamente hin und wieder kommen könne, durchgebrochen werden müssen, wie wir denn dieses alles zu Euerem weiteren Nachdenken, auch, da Ihr vermeint, daß der andere Berg dazu genommen werden sollte, zu ermeldtes Priors und Euerer Diskretion stellen thun."

Dem einen folgten durch anderthalb Jahre zahllose Befehle zu demselben Zwecke, der doch niemals erreicht werden sollte. Die größten Opfer waren umsonst gebracht. Wie tausend andere wurde auch jener Plan in der Mordnacht zu Eger vernichtet. Der Klosterbau auf dem Berge ist heute eine recht traurige Ruine, zerklüftet und zersplittert, mehr noch Ruine als die viel älteren starken Burgreste daneben. Beiläufig erhalten ist nur der ziemlich breite, in den „Steinfels" gehauene Weg nach allen Richtungen des Berges. An Stelle der „Eremitorien" stehen längs des Weges etliche (fünfzehn) ruinenhafte, möglichst verwitterte Kapellchen — „Calvarienstationen" — eines im Jahre 1686 von Gräfin Anna von Waldstein angelegten „Kreuzweges."

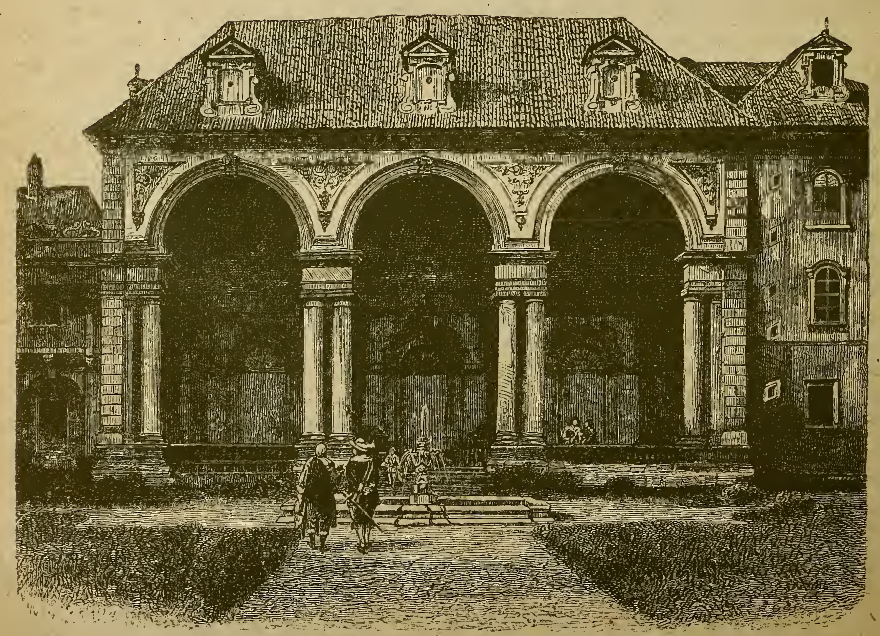
Nachweisbar das erste große Bauwerk, das Wallenstein nicht bloß in Angriff nahm, sondern auch, wenigstens relativ, zu Ende führte, war ein Palast auf der Kleinseite zu Prag, das nachmals vielberühmte Friedländer Haus am Fuße der königlichen Burg auf dem Hradschin, mit der es bis zu einem gewissen Grade allerdings wetteifert. Bereits im Jahre 1621 hatte er dort den sogenannten Pitlikschen Garten als Baugrund erkauft und dazu im Jahre 1623 vom Kloster St. Thomas sieben Häuser, sowie angeblich noch „einige zwanzig Bürgerhäuser" erworben, die abgebrochen wurden, um für den projektierten Prachtbau den nötigen Raum zu schaffen. Die Pläne ent-

warf Andreas Spezza, ein italienischer Meister, weshalb auch Andreas Italiano genannt, den Wallenstein damals in seine Dienste nahm. Die Arbeit wurde sofort begonnen. (Die Saaldecke des Hauptgebäudes trägt in Stucco die Jahreszahl 1623.) Und schon in der ersten „Disposition," die der Fürst zu Prag am 27. Dezember 1624 für den Fall des Todes zu Gunsten seiner Gemahlin traf, wobei er die Herrschaft Neuschloß nebst Leipa ihr als Leibgedinge verschrieb, konnte er auch die Bestimmung treffen: „daneben soll Ihre Liebden zu Prag dero Wohnung in unserm Hause haben, auch ihr allda die Fahrnus an Silberwerk, Tapezerei, Bettgewand und anderem, wie es Namen hat, eigentümlich zustehen." — Doch noch war das Haus bei weitem nicht fertig; im Gegenteil scheint es, daß erst im Jahre 1625 der ursprüngliche Bauplan wesentlich geändert und bedeutend erweitert wurde. An der Seite Spezzas erscheinen noch zwei Architekten, gleichfalls Italiener: Basilius und Johann Pieroni, welcher letztere bisher in kaiserlichen Diensten gestanden hatte. Ihnen wurden die Pläne zur Begutachtung vorgelegt. Natürlich waren die beiden Künstler grundverschiedener Meinung und wollten „ein jeder sein Juditium aparte geben," was aber ein fürstlicher Befehl vom 4. Juni 1625 nicht gelten ließ. Der Bau selbst erlitt keinen Augenblick eine Unterbrechung, sondern wurde eben in diesem Jahre bis in den Winter fortgesetzt. Von sämtlichen Herrschaften des Herzogtums mußten die Handarbeiter beigestellt werden, deren sich freilich von Zeit zu Zeit mancher, trotz guter Bezahlung, heimlicherweise wieder entfernte, was aber dem verantwortlichen Hauptmann sehr schlecht bekam. So waren u. a. von dreißig Arbeitern, die David Hein von Löwenthal, der Friedländer Hauptmann, zu stellen hatte, im November nicht weniger als vierzehn „davongewischt." Die Kammer zu Gitschin verwarnte den Hauptmann: „Wir müssen abermals mit Schmerzen von Prag heraus vernehmen, welcherlei Mangel wegen der Handarbeiter bei Ihrer Fürstl. Gnaden neuem Bau sich einstellt, welches dannenhero kommt, daß dieselbigen Arbeiter ohne Erlaubnis ihres Gefallens davonlaufen, dadurch Ihrer Fürstl. Gn. anbefohlene Arbeit versäumt und uns, die wir doch mehr denn zu oft wegen gebührlichen Einsehens und Bestrafung selbiger mutwilliger Leute euch geschrieben und genugsam ermahnt haben, höchlichst gedreuet wird und allbereit so weit kommen, daß Ihre Fürstl. Gn. höchstens darüber erzürnt sein und etliche der Hauptleute wegen der Unachtsamkeit und Verachtung der Amtsbefehle nach gemeinem Sprichwort das Bad endlich ausgießen werden müssen." Darum der gemessene Befehl, „die ermangelte Anzahl, nämlich vierzehn Mann, alsbald an starken, gesunden Leuten hinein zu verschaffen, mit solcher Versehung, daß keiner ohne Erlaubnis von der Arbeit weiche, denn wir zu Gott teuer schwören: wo Ihr hierin höchstes Fleißes nicht werdet ein Einsehen haben, Euch mit solchem Ernst soll begegnet werden, daß Ihr und ein anderer (es) nicht gemeint, wir auch weder Euch noch keinem gönnen wollen, aber gedrungenermaßen zur Warnung — weil das Feuer des fürstlichen Zornes bereits anbrennen will — Euch und jedermann anzeigen müssen, damit wir anstatt Euer deß nicht müssen entgelten." Man sieht, es stand ein gestrenger Bauherr hinter der Kammer. Dennoch vergingen abermals Jahre, ohne daß ein Ende abzusehen gewesen wäre. Doch schon im November 1625 stand in dem Garten ein aus Tropfsteinimitationen und Drahtgeflechten hergestelltes mächtiges „Vogelhaus" — nach dem Berichte eines weitgereisten Schweden „das beste, so ich mein Tage von bizarren Rocaillen gesehen habe" — und erhielt der genannte Friedländer Hauptmann den Auftrag, „allerlei Singvögel" dahin zu liefern. Zu Anfang des Jahres 1626 beschaffte Adrian de Frisa, einer der tüchtigsten Kunsterzgießer seiner Zeit, eine Anzahl Erzfiguren zur Zierde der Fontänen im selben Garten. Als der Herzog am 27. Januar 1627 nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder nach Prag zurückkehrte, war das Gebäude gewiß in allen seinen Hauptteilen bewohnbar: ein wahrhaft königlicher Wohnsitz. Hundertundvierzig Fuß in der Front, hatte es mit dem Garten eine Tiefe von mehr als fünfhundert Fuß. Sechs reichverzierte Portale führten in die inneren Räume, deren Seitenflügel fünf größere und kleinere Höfe bildeten. Die durchaus symmetrische Anlage, sowie der verschwenderische Schmuck der Korridore und Gemächer mit ihren „blau- und goldledernen Tapezereien," ihren schweren, kostbaren Gobelins und türkischen Teppichen 2c. erinnerten mehr als einen Besucher an die Paläste der

Mediceer, der Doria und Borghese. Ein durch zwei Stockwerke reichender riesiger Prunksaal erschien als der glänzende Mittelpunkt des Ganzen; sein Deckengemälde aber war eine Verherrlichung des Gottes, dem sein Erbauer vor allen Göttern diente: von Viktoria gekrönt, einen leuchtenden Stern über dem Haupte, lenkte Gott Mars als Triumphator den Siegeswagen, von vier Sonnenrossen gezogen.

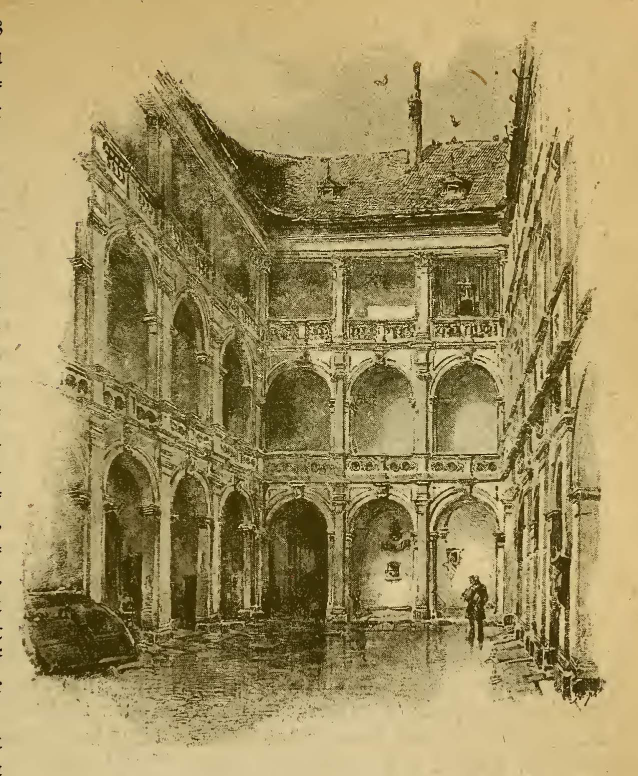
Die größte Zierde des Hauses aber war damals noch immer im Bau begriffen: die Loggia, eine hohe, überaus prächtige Säulenhalle, die den rückwärtigen Trakt des Palastes abschloß, zugleich aber den Ausblick in die sich anschließenden Parkanlagen eröffnete.

Diese mit vollem Recht berühmte Sala terrena, die man gewöhnlich, aber nicht glücklich, mit der Loggia dei Lanzi in Florenz vergleicht, muß unbedingt als Meister Andreas Spezzas Meisterwerk betrachtet werden. Dasselbe zeigt in seiner Anlage einen geradezu großartigen Maßstab und ganz besonders schöne architektonische Verhältnisse. Jedoch erlebte der geistige Urheber die Freude nicht, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Andreas Spezza starb zu Beginn des Jahres 1628. „Ich habe sehr ungern des Baumeisters Tod vernommen," schreibt Wallenstein am 29. Januar d. J. an Taxis, „denn ich werde gewiß keinen, der so gut ist als dieser, bekommen. Befleißigt Euch, wo wir einen anderen bekommen werden. Es ist einer beim Kardinal (Erzbischof Harrach in Prag), heißt der Carboni; wenn er dienen wollt', so wollte ich ihn gernhaben und ihm ein gutes Tratenimento geben." Zwei Tage später: „Des Baumeisters Söhnen gebt die Unterhaltung bis zu meiner Ankunft, welche ich weiter kontinuieren will, denn er hat mir gar wohl gedient." Aus solchem Munde das ehrendste Zeugnis für den verstorbenen Künstler. Doch ließ es Wallenstein eben nicht bei Lobesworten bewenden. Nicht bloß auf kurze Zeit, sondern auf Lebensdauer schenkte der dankbare Fürst den Hinterbliebenen seines verdienten Architekten dessen volle Besoldung. „Wir thun Euch hiermit zu wissen," lautet die Urkunde aus Gitschin, 29. März 1628, in Form eines Schreibens an Taxis, „daß wir unsers verstorbenen Baumeisters Andreas Spezza beiden hinterlassenen Söhnen Antonio und Pietro Spezzen ihres Vaters monatliche gehabte ordinari Besoldung, benenntlich dreißig Gulden rheinisch, jeden zu sechzig Kreuzer gerechnet und also jeder Person fünfzehn Gulden



Auf Wallensteins Spuren: Die Loggia im „Friedländer Hause" (Palast Wallenstein) in Prag.

bis auf ihre Lebenszeit jedes Monats aus unsern Renten reichen zu lassen gnädigst bewilligt haben.“ Im Herbst desselben Jahres war auch bei der Loggia zu Prag die Arbeit gethan; Maurer, Bildhauer und Stuckateure schritten bereits zur Abrüstung, als aus dem Feldlager bei Mitschkau am 15. Oktober 1628 die Weisung erging, damit innezuhalten. Die Halle sollte auch nicht des Schmuckes der Malerei entbehren. „Was anlangt die Loggia im Garten zu Prag,“ schrieb Wallenstein an Pieroni, der sich in Gitschin befand, „vermeinen wir, daß es nit bös wäre, daß etliche Stück gemalt würden. Werdet Ihr derowegen dahin schreiben, daß das Gerüst nit eingerissen werde, damit auf künftigen Frühling die Maler dasselbige verfertigen können.“ Und so geschah es. Nischen und Wölbungen der Loggia wurden mit lebensgroßen, farbenreichen Bildern — Darstellungen aus dem trojanischen Krieg — in wirksamer Weise verschönert und so die vorzügliche Innendekoration des Ganzen vollendet. Als Wallenstein nach abermals mehr als anderthalbjähriger Entfernung im Frühjahre 1630 wieder im Friedländer Hause erschien, betrat er mit seinem großen und glänzenden Hofstaat auch die fertigen stolzen Räume dieser grandiosen Halle — „und siehe da, es war sehr gut.“ Der imposante Hintergrund der königlichen Hofburg auf dem Hradschin mußte dazu beitragen, die Reize seiner Schöpfung um so wirksamer hervorzuheben.

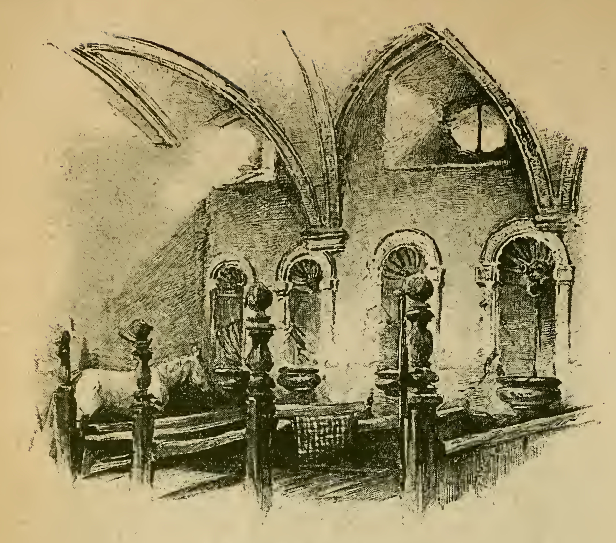


Auf Wallensteins Spuren: Schloßhof in Gitschin.

Allerdings fand sein ruhe- und rastloses Wesen auch späterhin noch manches an dem Palast zu ändern und zu bessern. Erst im Sommer 1632 ward nächst der Loggia aus künstlichen Stalaktiten eine mit kostbaren Kristallen, Muscheln 2c. reich ausgelegte Badegrotte hergestellt, in die eine Wendeltreppe aus den herzoglichen Gemächern führte. Im selben Jahre wurde wieder einer der Mitteltrakte des Palastes vollständig umgestaltet, und mit Verwunderung vernahm der Fürst ein Jahr später im Lager zu Schweidnitz, daß „in unserm Hause zu Prag nichts gebaut worden,“ indem er gebot, „daß mit solchem Bau anbefohlenermaßen ohne Verlierung einiger Zeit fortgefahren werde.“ So durfte allerdings auch dieser Bau nicht durchaus als ein abgeschlossenes Kunstwerk angesehen werden, so lange seinem Erbauer zu atmen vergönnt war.

Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von der Stätte, die Wallenstein als Herzog von Friedland zu seiner „Residenz“ erwählt hatte: Gitschin.

Nunmehr ein bloßer Schatten von dem, was sie dereinst durch ihn geworden und mehr noch werden sollten, zeigen doch Stadt und Umgebung übergenug der Spuren seines mächtig gestaltenden Geistes. Nicht das Schloß, nicht die vornehmste Kirche und Schule, nicht Klöster und Spitäler allein: so ziemlich alles und jedes, was nicht die allerjüngste Zeit dort erbaut hat, und dessen ist herzlich wenig, muß als sein eigenstes Werk bezeichnet werden.



Auf Wallensteins Spuren:
Aus den Stallungen des Schlosses in Gitschin.

Eine verhängnisvolle Katastrophe hatte im Jahre 1620 den größten Teil des alten, festen Herrenhauses in Gitschin zerstört, das seither nur notdürftig wiederhergestellt worden war. Dennoch war es nicht das Schloß, worauf Wallenstein vor allem sein Augenmerk lenkte. Zuerst dachte er, wie schon angedeutet, ein großes Kollegium der Gesellschaft Jesu, eine Kirche (St. Jakob, eine getreue Kopie von San Jago di Compostella) und eine Lateinschule zu erbauen, für welche drei Stiftungen der Stiftsbrief am 15. Oktober 1624 ausgestellt wurde. Ihnen zufolge wurden den Jesuiten jährlich zehntausend Reichsthaler nebst den erforderlichen Bruchsteinen angewiesen. Bis zur Vollendung des Kollegiumsgebäudes sollten die Patres auf Kosten des Stifters im Gitschiner Pfarrhofe hausen. Zu ihrem Unterhalt schenkte er ihnen außer einigen Maierhöfen und einer Mühle die Herrschaft Militschowes samt allen Grundrechten, mit Ausnahme der Jagdgerechtigkeit, die sich der Stifter wie anderwärts vorbehielt. Doch auch die Gerichtsbarkeit über die studierende Jugend sollte den Patres zustehen.

Noch im Dezember 1624 erwirkte der Fürst beim Kaiser eine Vollmacht zur Errichtung eines eigenen Bistums in Gitschin, ohne daß vorerst zur Verwirklichung dieser Idee ein weiterer Schritt gethan wurde. Wohl aber hatte er Monate zuvor dem Stadtrate von Leipa seine bestimmte Absicht bekannt gegeben, daselbst ein Kloster der Augustiner und ein Gymnasium zu begründen, mit den Worten: . . „Demnach wir auch in Erfahrung kommen, daß Euer viel unter dem Rat und gemeiner Bürgerschaft ihre Kinder, Befreundte und Waisen an fremde Orte auf die Studia geschickt, da sie mit schweren Unkosten unterhalten werden müssen, der Provinzial Augustiner Ordens aber uns versprochen und zugesagt, förderlichst eine solche Schule bei Euch anzurichten, da nicht mit wenigerem Fleiß als irgend anderswo die Jugend in der Gottesfurcht, wie auch in freien Künsten und Sprachen informiert und unterwiesen werden soll: als befehlen wir Euch hiemit, daß, wer gehörtermaßen seine Kinder, Befreundte oder Pflegsöhne anderer Orten bei den Studiis halten thut, dieselben zum längsten zwischen hier und Weihnachten von dannen nach Haus abfordere, solche bei unserm Hauptmann angebe, künftig in die neuangerichtete Schule schicke und daselbst frequentieren lasse.“ . . . . Durch dritthalbhundert Jahre zählte das Leipaer Gymnasium zu den besten Lehranstalten seiner Art.

Doch auch auf andere als rein humanitäre Dinge war der Fürst bedacht. Kaum ein Tag vergeht, an dem er für Taxis nicht einen und den anderen Auftrag hätte. Er sorgt für alles und jedes. „Auch wollte ich gern,“ so schreibt er u. a., „daß man auf Gitschin einen guten französischen — Schneider bekommen könnte, dieweil nicht allein alle meine expeditiones allda sein werden, sondern auch ein Studium, auf daß man nicht dürfte übers Land schicken, Kleider zu machen. Ich wollte ihm auch alle meine Kleider sowie auch die Livreen machen lassen: denn sollen mir Fremde stehlen, so will ich's lieber den Einheimischen zukommen lassen.“ — Aus Wien, 4. Juni 1625, läßt sich der neuernannte Generalissimus gegen seinen Landeshauptmann vernehmen: „Daß Ihr in meinem ganzen Gebiet eine gute Anzahl Saliterhütten sollt machen lassen, damit werde ich mein Einkommens größer

machen und wird mir itzunder sehr gelegen sein, daß ich meineigene Pulvermühlen hab'." „Müsset auch schauen," heißt es in einem Briefe aus Eger, „wie allerlei artes auf Gitschin introduziert werden von Seiden- und Wollenarbeitern. Die Häute muß man auch in Gitschin arbeiten lassen: in summa allerlei artes hineinbringen, davon die Stadt kann populiert werden."

Ein Antisemit ist Wallenstein nicht; er meint vielmehr zu Taxis: „Daß der Jud zu Gitschin trafikieren will, höre ich gern; laßt's ihm nur zu." Eben aus Eger schreibt er, daß zu besorgen, Bethlen Gabor, der wieder Händel suche, könnte in Böhmen einbrechen. „Wird derowegen vonnöthen sein," lautet der Befehl, „daß Ihr auf alles gut Achtung gebt und alerta steht; insonderheit aber will ich mein Weib wegen besserer Sicherheit auf Friedland schicken. Laßt derowegen dorten die Zimmer zurichten, auch, was zur Defendierung des Schlosses vonnöthen ist." Und wieder aus Eger, inmitten der Organisierung seiner Armee, gibt er Verhaltungsmaßregeln zur Bekämpfung der Pest, die in Gitschin soeben plötzlich ausgebrochen, bestimmt er die Art und Weise der Einrichtung einer größeren Gerberei daselbst nach neuestem Muster, befiehlt er die Anpflanzung von Maulbeerbäumen zur Einführung der Seidenkultur („denn das wird ein groß Einkommens bringen") und wiederholt er fortwährend den Auftrag, „wenn Gott mit seiner Straf des Sterbens aufhören wird," sich „um dergleichen Leute zu bemühen, welche allerlei Künste und Hantierungen führen und die arte della lana daselbst treiben, auf daß die Stadt dadurch in desto mehr wachsendes Aufnehmen gelange." Das alles schärft er dem Landeshauptmann kurz vor dem Aufbruch von Eger ein. „Dies hab' ich allein vergessen, euch zu erinnern," fügt er hinzu, „wo die Leute (infolge der Pest) ausgestorben sind und niemand ist, der das Getreid auf dem Feld einschneidet, so sollet Ihr befehlen, daß, wer dasselbige einsammeln wird, es ihm soll bleiben; denn es ist besser, daß etwan jemand dessen genießt, als daß es verderben soll; und da niemand sich dessen unterfangen wird, wollet allen Fleiß anwenden, daß die Gemeinde solches ex officio einbringt." Dergleichen bedarf keines Kommentars.

Von Woche zu Woche berichtet Taxis über jede Einzelheit. So daß die Maulbeerbäume fleißig gewartet werden und der Wärter hofft, „aufs Jahr, will's Gott, etwas wenig von Seiden auch zu machen zur Proba." Mit dem Frühjahr sollen etliche „gute laboratori dell' arte della lana" aus Italien kommen. Er ist bemüht, „mehr und bequeme Häuser" in Gitschin bauen zu lassen. „Es werden sich auch zwe Eisenhändler hier niedersetzen;" „die Gerberei ist auch allbereit in gar guten terminis" 2c. 2c.

Erst im September 1626 entschloß sich Wallenstein zum Bau des Gitschiner Schlosses. Auf seinem Kriegszuge durch Schlesien zur Verfolgung des flüchtigen Mansfeld berief er Taxis zu sich nach Schweidnitz, wo diese Angelegenheit zugleich mit einer bedeutenden Erweiterung der Stadt Gitschin eingehend besprochen wurde. Einige Tage später (10. September) gibt er aus Freistädtl in Ungarn den reiflich erwogenen Beschluß bekannt: „Ich thue Euch zu wissen, daß ich gänzlich resolviert bin, auf daß auf's Jahr das Schloß angefangen wird zu bauen, wie



Auf Wallensteins Spuren: Libusad (im Lustgarten bei Gbelnitz).

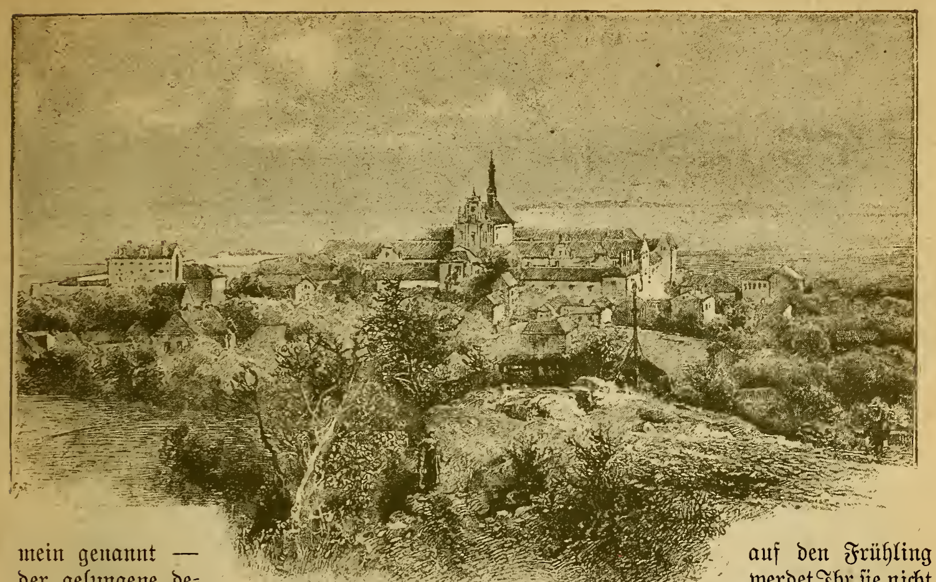
auch die Stadt zu erweitern." Eine Anzahl Bürgerhäuser, die dem geplanten Bau entgegenstehen, werden niedergerissen. Wie sich von selbst versteht, ist bei dem Schloß ein großer Park anzulegen. „Seht, wie sich's schicken könnte, daß man ein Bach, der ziemlich groß ist, in den Garten kann führen," schreibt der Fürst im nächsten März auf der Reise nach Wien von seinem Krankenlager in Habern bei Kolin. Nach Prag zurückgekehrt, befiehlt er die Abtragung noch dreier Bürgerhäuser „auf der Seite, wo meine Zimmer sind," an die sich weitere Zimmer anzuschließen haben. „Die Steine laßt mit Furia einen Weg als den anderen zuführen, denn der Baumeister wird jetzt auf Gitschin (kommen), die anderen drei Häuser einreißen und auf den Frühling bauen lassen. Im übrigen kommt alledem nach, was ich Euch dahie anbefohlen hab', und auf alle die Punkta, so Ihr zu Gitschin aufgezeichnet habt, gebt mir puntualmente Antwort. Auf den Sommer, daß man in allen den Ziegelofen Ziegel brennt — gewiß, ohne einige excusa!" — „Seht, daß man an meinem Haus zu Gitschin fleißig bauet," ist nun eine stehende Rede in den herzoglichen Briefen. Den Stallungen für seine Leibrosse, deren er mindestens dreißig der edelsten Rassen mit sich zu führen pflegte, werden besondere Weisungen gewidmet. Auch für die übrige Stadt wird unausgesetzt Sorge getragen. „Zu Gitschin laßt in allen Häusern Wasser halten und bei den Rauchfängen Leitern; die Gassen laßt sauber halten und daß in die Stadt genug Wasser läuft." Wer käme mit Aufzählung derartiger Details zu Ende!

Zweimal bedrohte den Schloßbau zu Gitschin eine gefährliche Unterbrechung. Als Wallenstein im Sommer 1627 das Fürstentum Sagan erwarb, erklärte er gegen Taxis (3. August), er wolle „nicht mehr so ein groß Gebäu zu Gitschin führen." Dagegen sollen sämtliche Bürgerhäuser auf dem Markt und in den Gassen „mit Giebeln ausgemauert werden." Zu diesem Zwecke gebe man jedem Bürger „Ziegel und Steine die Notdurft." „Und welcher Bürger das Vermögen nicht hat," wurde hinzugesetzt, „dem leiht von meinem Geld 100, auch 200 Gulden. Wenn Ihr dazuthut, solches wird können in zwei Jahren alles fertig sein. Bitt' Euch, thut dazu, werdet mich obligieren. Lest meine Schreiben oft und also werdet Ihr sehen, was ich befehle, und solches wird Euch nachher leichter kommen zu effektuieren." So blieb der Schloßbau eine Zeitlang auf das Hauptgebäude beschränkt, während sich ringsherum, vor allem auf dem geräumigen Marktplatz, an Stelle der früheren unansehnlichen Riegelwände schindelbedeckter Lehmhütten hohe und stattliche Steinhäuser mit schmucken Giebeln und freien Laubengängen erhoben, wodurch die Stadt erst ein städtisches Gepräge erlangte.

Im Besitze von Mecklenburg, gedachte der Herzog eine Weile, den Schwerpunkt seiner Verwaltung dahin, und zwar nach Wismar, zu verlegen. „Ich bin resolviert," schrieb er am 10. Juni 1628 aus Sagan an Taxis, „das Palatium, so ich zu Gitschin hab' bauen wollen, zu Wismar zu bauen. Sehet, schickt mir's in continenti, auf daß nichts davon abgeht, denn ich muß es aufs eheste haben." Und doch konnte Taxis am 26. September desselben Jahres berichten: „Das Gebäu an dem Gitschiner Schloß ist allbereit soweit gebracht, daß es diese zukünftige Wochen wird angefangen mit dem Dach bedeckt zu werden." Was hier bereits bis zur Dachgleiche gediehen, war eben nicht „so ein groß Gebäu," nicht das „Palatium," wie es anfänglich für Gitschin gedacht war und erst später wieder in Angriff genommen, aber auch dann nicht völlig beendigt wurde. Von allem, was jetzt noch vorhanden, entsprechen nur zwei Objekte annähernd jenen Intentionen des Erbauers: die oben erwähnten luxuriösen Stallungen des Schlosses und ein innerer Hofraum, ein seinen Dimensionen nach bescheidener, jedoch nach Anlage und Durchführung beachtenswerter Arkadenbau von drei Stockwerken, dessen effektvolle Säulenreihen in symmetrischer Anordnung den dorischen, jonischen und korinthischen Baustil zur Darstellung bringen.

Zugleich mit dem Gitschiner Schloß wurde im Herbst des Jahres 1628 ein anderer Bau unter Dach gebracht. Der soeben zitierten Meldung Taxis' sind unmittelbar folgende Worte beigefügt: „Desgleichen wird ehestens auch mit dem Gebäu im Garten bei der Loggia geschehen."

Dieses „Gebäu" war ein kleineres, hübsches Sommerschloß samt Meierhof im Garten zu Gbelnitz nächst Walditz, eine halbe Stunde nördlich von Gitschin; diese „Loggia" aber — „Libusad" wird sie nun allge-



Auf Wallensteins Spuren: Kartause Waldiß, Gesamtansicht.

mein genannt — der gelungene dekorative Abschluß jenes „Gebäus" in bedeutenden Dimensionen, ähnlich der Loggia zu Prag, deren Gegenstück sie bildet, ohne doch deren Kopie genannt werden zu dürfen. Durch einen großen Unterbau entsprechend gehoben und zur Geltung gebracht, zeigt auch das Gegenstück die schönsten Verhältnisse, nur daß die Säulen durch bloße Pfeiler ersetzt sind. Wie über Nacht war mittlerweile der Park von Gbelnitz erstanden. Noch ist derselbe, vom Besitzer für jedermann geöffnet, mit seinem unvergleichlich mannigfaltigen Baumschlag, seinen breiten, vielfach verschlungenen Wandelbahnen, die jeden Augenblick eine neue, überraschende Umsicht gewähren, landschaftlich entschieden das beste, was das so freundliche, von der Natur gesegnete Thal von Gitschin zu bieten hat. Jeder Baum ist sozusagen von Wallensteins Hand gepflanzt. Sein Lieblingsbaum jedoch war die Linde, die sich daselbst verhältnismäßig am häufigsten und in so herrlichen Gruppen wie kaum an irgend einem zweiten Orte findet. Am 5. September 1627 erging aus Lauenburg der Befehl an Taxis: „Laßt etliche hundert Lindenbäume, die noch jung sind, aussuchen, auf daß man sie auf den Frühling im Garten kann pflanzen. Bitt', seht, daß diesem wirklich nachgelebt wird; denn sollt Ihr nicht itzt sie alle aussuchen lassen, auf den Frühling werdet Ihr sie nicht sobald zusammenbringen können, und ich weiß, daß ihrer über sieben- oder achthundert werden sein müssen. Bitt' Euch, seid fleißig darauf, denn die zwei Wäldlein von Lindenbäumen werden mir den ganzen Garten zieren." Wer so oft und eindringlich bittet, wo er doch wohl zu befehlen berechtigt und sonst auch gewöhnt war, beweist damit, wie sehr ihm die Sache selber am Herzen liegt.

In Neuschloß, dem Leibgedinge seiner Gemahlin, legte er eine breite Lindenallee an, die vom dortigen Schlosse gegen den Fasangarten nächst der Begräbniskapelle St. Barbara führt. Sie steht noch heute. Und so hat sich auch eine andere, eine vierfache Riesenlindenallee wohl erhalten, die von Gitschin aus eine halbe Stunde Wegs in ununterbrochen dichter, kühler Wölbung bis in den Park von Gbelnitz sich erstreckt; sie findet im Lande der Linde nicht ihresgleichen. Kein Wunder, denn wie geliebte Kinder hatte sie Wallenstein im Auge. „Demnach unter den Linden," schrieb er im Juli 1631 aus Prag, „so in unserm Garten bei Gitschin, wie auch am Wege gesetzt, viel Steinlinden sich befinden, wir aber, da solche Steinlinden in langer Zeit nicht erwachsen, dieselben ausgraben und an deren Stelle andere, gute, versetzt haben wollen: als befehlen wir auch hiemit, dahin zu sehen, wie andere, gute Lin-

den herbeigeschafft und anstatt der Steinlinden versetzt und dieselben wohl in acht genommen werden mögen.“ Aus Znaim, seinem zweiten großen Werbelager, er-



Auf Wallensteins Spuren:
Eingang in die Kartause Waldiß.

innert er Taxis, ... „wie nicht weniger auf den Weg, so mit Linden besetzt, sowohl im Garten anstatt der Linden, so diesen Winter verdorben, andere setzen, auch dieselben, damit sie gerade über sich wachsen und eine schöne vista geben mögen, wohl in die Höhe führen zu lassen; auch, weil ich hiebevor, daß allezeit etliche dabei wachen sollen, damit die Linden von den vollen, aus der Stadt kommenden Leuten nicht verderbt werden, anbefohlen, bei unserer Kammer, damit solches also geschehen möge, zu urgieren...“

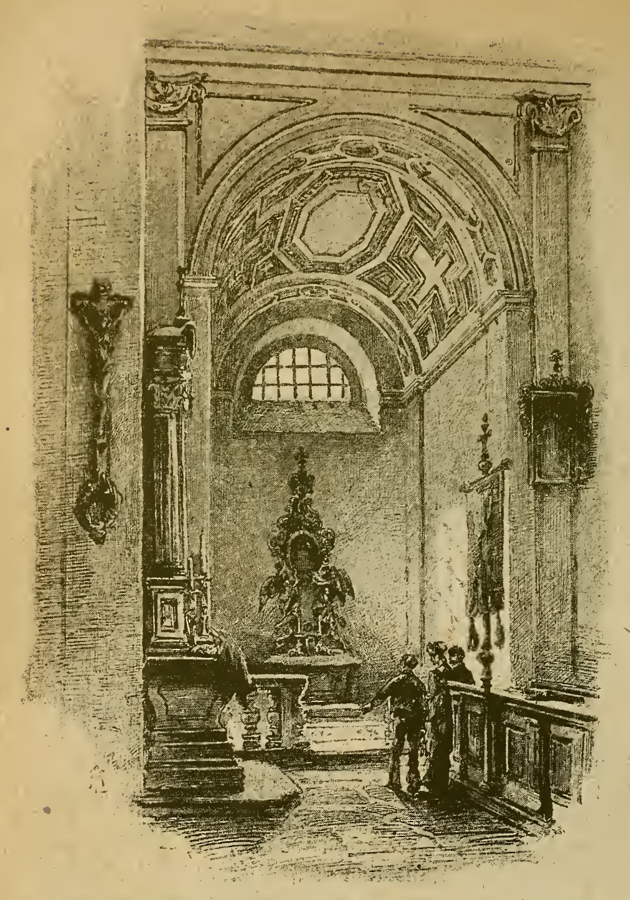
Wie nach dem Parke und Lustschlosse Gbelniß leitet dieselbe Allee nach einer dritten, höchst bedeutsamen Schöpfung Wallensteins, die uns in ihrem ganzen Umfang von den Stufen der Loggia durch eine umgitterte Maueröffnung sichtbar wird: das einstige Kartäuserkloster Waldiß — heute ein Zuchthaus für schwere Verbrecher aller Art und aus allen Teilen des Kaiserstaates Österreich. — Alsbald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Lukretia Nikesch von Landeck war Wallenstein gewillt, einem Wunsche der Verstorbenen gehorchend, auf der Herrschaft Laukow in Mähren, seinem Erbe nach Lukretia, im Dorfe Stiep (Bezirk Holleschau) eine Kartause zu errichten, für welche auch am 1. Mai 1617 eine Fundationsurkunde ausgefertigt wurde: für die damaligen Vermögensverhältnisse des Fundators eine mehr als reichliche Opfergabe. Die Stürme der nächsten Zeit ließen die Stiftung nicht zustande kommen. Lucretias Überreste blieben zeitweilig in der Kirche zu Stiep. Laukow selbst trat Wallenstein zu Anfang des Jahres 1625 dem Kaiser ab, der es gleich darauf seinem Reichspfennigmeister Stephan Schmidt überließ. Es zeugt, wie so manches andere, von Wallensteins tiefem Gemüt, daß er beinahe an demselben Tage, an dem er die vorerwähnte Disposition für seine zweite Gemahlin zu Papier brachte, auch für die Beisetzung der Leiche Lukretias Anstalten traf.



Auf Wallensteins Spuren: Hof der Kartause Waldiß.

„Wir können demselben nicht verhalten," schrieb er am 19. Juli 1625 an Stephan Schmidt, „nachdem auf dessen Gründen im Dorfe Stipa, in der Kirchen daselbst, unserer in Gott selig verstorbenen Gemahlin Körper vor diesem beigesetzt worden, daß wir entschlossen sind, solchen von dannen erheben und herein in Böhmen in unser Herzogtum Friedland an einen gewissen, dazu deputierten Ort und Gotteshaus transferieren zu lassen;" daher die Bitte, den Leichnam seinem Landeshauptmann ausfolgen zu lassen. Ihm dachte Wallenstein ein Mausoleum zu bauen, ihrer und seiner selbst würdig.

Schon waren mit dem Provinzial des Kartäuserordens die nötigen Vorkehrungen verabredet, als sich derselbe eines anderen besann und statt eines jährlich mit Zinseszinsen wachsenden Kapitals für seine Mönche einen Großgrundbesitz begehrte oder — davonzugehen drohte. „Was die Kartäuser anbelangt", replizierte Wallenstein gegen Taxis (2. September 1625), „ich schaffe sie wohl nicht weg, aber einmal vor allemal erkläre ich mich, daß ich ihnen nichts mehr geben will. Wollen sie sich nun mit diesem nicht kontentieren und begehren darauf weg, so kann ich sie auch wider ihre Gelegenheit nicht halten — doch berichtet mich von allem zuvor." Und eine Woche später: „Ich begehre sie zwar nicht wegzuthun, sondern will ihnen die Zähne weisen;" es handle sich aber um eine Stiftung, „welche aufs Geld und nicht auf andere Sachen fundiert ist. Solches Geld wächst ihnen aber in infinitum und alle Jahre um 120 Gulden, welches mit der Zeit ein Mächtiges austragen wird." Eine Nachschrift wiederholt: „Die Kartäuser haben wollen, ich sollte ihnen die Fundation auf liegende Güter thun; das wird in alle Ewigkeit von mir nicht geschehen, denn ich will dem Klerus nicht zu viel Güter einräumen. Es ist ihnen auch des Einkommens auf diese Weise, wie ich's thue, sicherer." Und doch! Die klugen Mönche wußten auch einen Wallenstein von seinen Entschließungen abzubringen. Noch im November 1625 bedeutet er Taxis: „Was die Kartäuser anbelangt, macht die Fundation, wie Ihr's am besten vermeint, und — übergebt ihnen die Dörfer und Teiche." — Aber da waren den frommen Männern wieder der Dörfer und Teiche zu wenig. Vergebens sprach Wallenstein schon im nächsten Februar die Erwartung aus, die Kartäuser werden „das Gebäu auf den Sommer gewiß anfangen." Da er sich zu einem Mehr nicht herbeilassen wollte, gingen die Mönche, die aus Mauerbach gekommen waren, wieder nach Mauerbach zurück. Und Wallenstein? Er kassierte die schon fertige Stiftung. Das hatte man nicht für möglich ge-



Auf Wallensteins Spuren: Begräbniskapelle zu Walditz (Wallensteins erste Grabstätte).

front im Hofe ist in der Mitte durch eine reichornamentierte Kirche („Mariä Himmelfahrt“) markiert; ihr gegenüber liegt das Eingangsthor. Alles erscheint im schönsten Barockstil wie aus einem Gusse, und doch kam es nicht aus einer Hand. Bauleiter war der uns bekannte Andreas Spezza, der auch die Pläne für das eigentliche Kloster entworfen hatte, während diejenigen für die Stiftskirche und zwei zugehörige Begräbniskapellen von einem Meister Namens Juan Maria, einem Spanier, herrührten, dessen Anordnungen Wallenstein aufs genaueste befolgt wissen wollte. So befahl er aus Havelberg, 27. August des genannten Jahres: „Sagt dem Prior der Kartaus, wie auch dem Baumeister, daß ich will, daß an der Kirche die zwei Kapellen gebaut werden für die Begräbnisse, wie das Disegno des Juan Maria ausweist. Drum soll er's dabei bleiben lassen.“ Mit der Meldung, diesen Auftrag erfüllt zu haben, konnte Taxis die angenehme Nachricht verbinden: „Das Gebäu dorten gehet stark fort und steigt stark in die Höhe; der Garten ist daselbst auch schon

halten. Der Prior von Mauerbach lenkte ein und verlegte sich aufs Bitten. „Wenn die Kartäuser wiederkommen, so räumt ihnen nur wieder alles ein,“ schrieb hierauf Wallenstein an Taxis (22. Juli); „den Kartäusern gebt, was ich geordnet hab', und aufs Jahr unfehlbarlich, daß sie anfangen zu bauen“ (10. September 1626). Und so mahnt er im nächsten April: „die Kartaus daß man anfängt zu bauen, doch daß man's recht wend't, auf daß (es) keine Disformität nicht gibt;“ und wieder im Mai: „daß die Kartäuser bauen und con ogni diligenzieren!“ — Thatsächlich im Sommer 1627 begann der Bau der Kartause Walditz. Sie zeigt noch unverwischt ihren ursprünglichen Charakter: ein regelrechter Klosterbau im größten Stil. Der Grundriß des symmetrischen Ganzen bildet ein gewaltiges Rechteck. Die Haupt-

mit Planken umfangen und wird jetzt bald mit den piante besetzt werden. Der Pater ist sehr fleißig.“ —

Damals befand sich Herzogin Isabella Katharina auf dem Schlosse zu Gitschin; ein wichtiges Familienereignis stand unmittelbar bevor. Ende Oktobers 1627 wurde Wallenstein ein Sohn geboren — der heißersehnte Erbe seines Namens und aller seiner Reichtümer. Im Lager vor Glückstadt empfing der Herzog-Generalissimus diese Freudenbotschaft. Sofort brach er auf. Wie im Fluge ging es über Wittenberge, Fehrbellin, Frankfurt a. O. nach Sagan; nach kurzer Rast über Lauban und Friedland nach Gitschin, wo er am Abend des 6. Dezember eintraf. Wohin er gekommen war, überall hatten ihn überschwengliche Glückwünsche empfangen, „daß der Allmächtige ihn mit

einem gesunden jungen Prinzen ganz väterlich gesegnet und begabet" und dergl. Am 8. Dezember fand zu Gitschin der feierliche Taufakt statt: Albrecht Karl waren die Namen des Erbprinzen. Eine Reihe bedeutsamer Entschließungen des Herzogs begleiteten diesen Akt. So unterzeichnete er u. a. am selben Tage auch den endlich wieder fertiggestellten Stiftsbrief der Kartause Waldiß, mit pietätvoller ausdrücklicher Berufung auf „die besondere Neigung unserer selig verstorbenen Gemahlin, der Frau Lukretia Nikesch von Landeck, gegen diesen Orden."

Mit vollen Händen gewährte der glückliche Vater, was selbst die Mönche nicht erwartet haben mochten. Außer einer Geldsumme, die sie bereits erhalten hatten, sollten sie durch zehn Jahre je 10000 Gulden, also hunderttausend Gulden, zum Kloster- und Kirchenbau empfangen. Zu ihrem ewigen Eigentum wurden ihnen die beiden Herrschaften Radim und Petzka mit einem Marktflecken und 24 Dörfern, 4 Meierhöfen, 3 Mühlen, 4 Teichen u. s. w. landtäflich eingeräumt. Überdies wurde bestimmt, daß alljährlich 1000 Gulden aus den herzoglichen Renten bezahlt und derart außerhalb des Herzogtums fruchtbringend angelegt werden, daß ein Teil der so von Jahr zu Jahr anwachsenden Zinsen zu Seelenmessen für den Stifter und die Seinen, zur Anschaffung von Kirchengeräten ꝛc. Verwendung finde. Gewiß, P. Philippus Buschek, der Prior, und seine Genossen hatten alle Ursache, dankbar zu sein. Ein Gedenkbuch des Klosters, das mit dem Stiftungstage beginnt, erhebt denn auch den Stifter bis zu den Sternen. Wenige Zeilen später notiert es mit kurzen Worten den Todestag des bald darauf, am 13. Januar 1628, verstorbenen Prinzen Albrecht Karl. Er wurde vor dem Vater an der Seite Lukretias in der Begräbniskapelle der Kartause Waldiß beigesetzt.

Nur um so besorgter war und blieb der Fundator nicht minder für den raschen, wie für den tadellosen Ausbau gerade dieser seiner Schöpfung. Er verrät uns auch den Grund dieser besonderen Sorgfalt. „Nun fällt mir itzt ein," schrieb er an Taxis aus Sagan, 14. Juni 1628, unter hundertfältigen Geschäften, „daß, wie ich zunächst in der Kartaus gewest bin, mir des Priors Maurermeister gemeldt, daß die Zellen, darin die Mönche wohnen sollen, nicht höher als fünftehalb Ellen hoch sein sollen. Nun bedünkt mich, daß (sie) gar zu niedrig sein werden; weiß auch nicht die raggion, aus welcher solches der verstorbene Baumeister (Spezza) gethan hat. Bitt' sehr, redet in continenti mit dem Prior, er solle darüber ein wenig Rat halten lassen, denn ich besorge mich, daß zu solchen



Auf Wallensteins Spuren:
Wallensteins Todeshaus zu Eger.

großen Unkosten das Gebäu möchte strupiert werden, dadurch ich denn mehr Disgusto als Gusto empfangen müßte, und seht, ob's ohne praejuditio der Architektur möchte etwas höher werden. Doch muß man auf alle Weise sehen, auf daß es der Architektur nicht präjudiziert. Ihr werdet mir einen sonderlichen Gefallen thun, wenn Ihr die Sachen also disponieren werdet, auf daß dasselbige Gebäu recht und untadelig erbaut wird, dieweil's ein Werk ist, so ich von Grund aufgebaut hab'. In Summa ich remittier Euch's ganz und gar, denn ich hab' itzt auf andere Sachen zu gedenken. Zweifle nicht, Ihr werdet das Beste dabei thun ..." Die Verfügungen, die Wallenstein für die Kartause Walditz bis an sein Ende traf, füllen für sich allein ein ganzes Buch.

Es ist mehr als begreiflich, wenn das Übermaß der Last, die er sich auferlegt hatte, zeitweilig auch seinen mächtigen Geist zu erdrücken drohte. Zu den schon aufgezählten Baulichkeiten in Gitschin waren indessen unter vielen anderen ein Seminar und ein Hospital, sowie eine zweite Kirche — Mater dolorosa — gekommen, für welche am 17. Oktober 1629 der Grundstein gelegt wurde. Die Stiftungen eines Kapuziner-, eines Dominikaner- und eines Karmeliterklosters samt zugehörigen Kirchen folgten bald nach. Die eines Franziskanerklosters in dem nahen Dorfe Welisch war schon vorausgegangen. In Neuschloß und Leipa wurde ununterbrochen gebaut, während die Arbeiten zu Weißwasser und Bösig nicht ruhten. Bei Houska aber, Weißwasser und Hirschberg, Reichenberg, Friedland, Walditz und Hohenelbe entstehen nun neue, meilenweite, wohl eingehegte und gepflegte Tiergärten. Im ganzen Iser- und Riesengebirge werden die alten Bergwerke sorgfältiger Prüfung unterzogen und, wo nach Befund der Sachverständigen Ausbeute zu hoffen scheint, die verlassenen Baue wieder erschlossen. Das Münzrecht wird durch fleißiges Münzen in Gitschin und Sagan ausgeübt; in Gitschin allein sollen jährlich 20 000—30 000 Stück Dukaten geprägt werden: „und wenn ich nicht allein keinen Nutzen davon sollte haben, sondern Schaden leiden," sagt ein Dekret, „so will ich mich nicht irren lassen." Die Tuchmacher, Leineweber, Schneider und Schuhmacher des ganzen Herzogtums sind mit Bekleidung der kaiserlichen Armee beschäftigt; die Hammerwerke zu Raspenau liefern sämtliche Eisen für die Reiterei, sowie die Kugeln für das schwere Geschütz. Tausende von Zentnern Lunte werden in Arnau und Umgebung verfertigt. Hunderttausende von Zentnern Getreide, Mehl und Brot hat die eigene Kammer immer wieder beizustellen. „Ich will zwar keinen Schaden leiden," erklärt der Fürst, „begehre aber auch keinen Gewinn, sondern hab' kein anderes Interesse, als daß um die Ware das Geld unter die Leute kommt!"

Schon war in Sagan das Fundament gelegt zu einem neuen Schloßbau, dessen Thomas Carve, der Irländer, als des zukünftigen „achten Weltwunders" gedenkt. In Wismar und Rostock sind ansehnliche Hafen- und Festungsbauten in Angriff genommen; für Güstrow, die neueste Residenz, umfassende Vorkehrungen zu großartigen Umgestaltungen jeder Art getroffen; so ist auch schon der Befehl erteilt, das Schloß in Neustadt in Mecklenburg, dessen Bau die „vorigen Herzoge" nicht vollendet, innerhalb zweier Jahre fertigzustellen — die Landung Gustav Adolfs wirft diese Pläne über den Haufen; der Kurfürstentag zu Regensburg gibt dem Herzogtum Friedland, wenn auch nur kurze Zeit, seinen Herzog in Person zurück. Und nun beginnt in der That für dieses Herzogtum ein neues, bisher trotz alledem und alledem unerhörtes Leben. Doch ist hier nicht Raum, das auch nur anzudeuten.

Nicht mehr die eine Stadt Gitschin allein soll sich verjüngen und verschönern; neben der Altstadt soll noch viel schöner und größer eine ganz neue Stadt erstehen, an Ansehen den ersten Städten des ganzen Königreichs vergleichbar — der detaillierte Grundriß dieser Neustadt von der Hand des Nachfolgers Andreas Spezzas, Niccolo Sebregondis, liegt vor, und es blieb nicht bei der bloßen Zeichnung. Auch der bisherige Schloßbau genügte nicht mehr. Nun kam erst wieder das „groß Gebäu zu Gitschin," das „Palatium" zu Ehren, wie es vor 1627 projektiert gewesen. Fast jedes Schreiben des Fürsten im Winter 1630 und 1631 enthält die Mahnung an Taxis: „Zum Gebäu daß man unaufhörlich zuführt mit allen Fuhren, die man auftreiben kann im ganzen Land!" In Gegenwart des Fürsten begann im Frühjahr 1631 die neue Bauthätigkeit in Gitschin. Man wird die Hyperbel erklärlich finden, mit

welcher Bohuslaw Balbin, damals ein Zögling des Gitschiner Jesuitenseminars, vom Berge Welisch das lebendige Schauspiel, das sich ihm darbot, mit Teilnahme betrachtend, an das Vergilische Bild vom Baue Karthagos erinnert.

Bereits im Jahre 1628 hatte der Herzog acht Städte seines Herzogtums mit stattlichen „Begnadungsbriefen" versehen und deren Bürger zu „einem freien Landstand" erhoben, mit der bemerkenswerten Motivierung: „dazu uns denn sonderlich bewogen, daß wir bishero erfahren, daß Städte und Gemeinden, ob sie gleich in geringem Zustande sich befunden haben, dennoch durch Gnade, Güte und Wohlthätigkeit ihrer christlichen Herrschaft und Obrigkeit erbauet, gewachsen und in Aufnehmen kommen sein." Nun wurde durch eine förmliche Landesordnung das Herzogtum Friedland vom Königreiche Böhmen staatsrechtlich vollends losgelöst; ihr zufolge hatten jene acht Städte — Gitschin, Friedland, Leipa, Arnau, Turnau, Aicha, Weißwasser und Reichenberg — als „fürstliche Städte" den „dritten freien Stand" zu bilden. Um Reichenberg, damals wohl noch die kleinste und unscheinbarste unter diesen Städten, gleichsam auch äußerlich ihres erhöhten Ranges würdig erscheinen zu lassen, erfuhr auch sie eine bedeutende Erweiterung durch den Aufbau eines neuen schönen Stadtteils, der Neustadt, nebst einem „Meisterhaus," einer „Knappenherberge," einer Tuchwalke, einer Färberei rc., zum Vorteile des dortigen Hauptgewerbes, der Wollenweberei, die denn thatsächlich einen so raschen, nachhaltigen Aufschwung nahm, daß diese Stadt sehr bald ihre Schwestergemeinden alle, Gitschin mit inbegriffen, an Gewerbefleiß, Wohlstand und Ansehen bei weitem überbot.

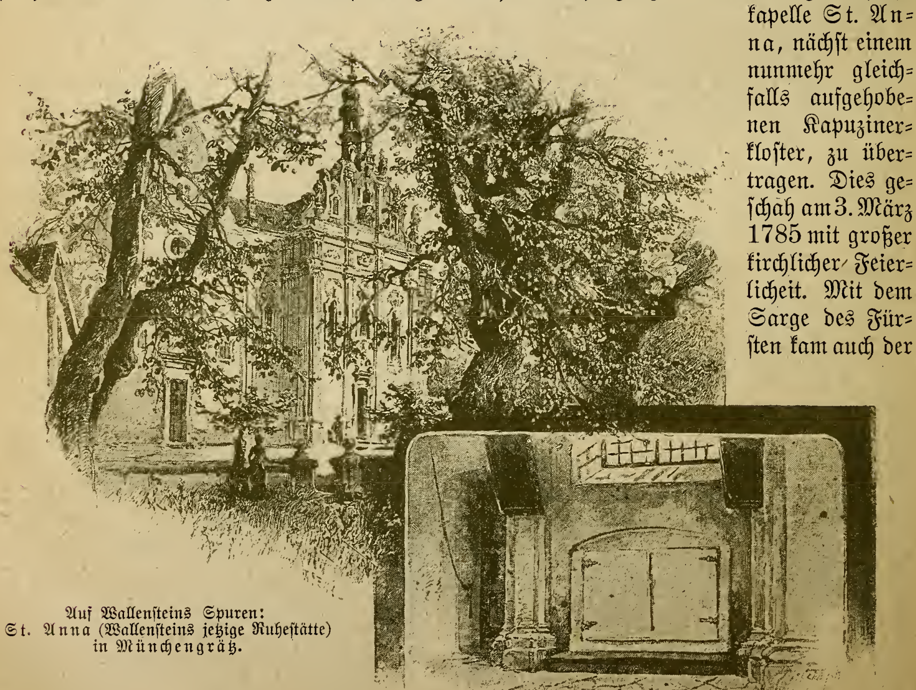
Dem Ganzen die Krone aufzusetzen, sollte das Herzogtum einen eigentlichen geistigen Mittelpunkt durch Errichtung einer neuen deutschen Hochschule in Gitschin erhalten, einer „Universitas studiorum," wozu ein kaiserliches Privilegium erwirkt und sofort auch Unterhandlungen angeknüpft wurden, um die hervorragendsten Männer der Kunst und Wissenschaft, wie Johann Kepler, Hugo Grotius und Martin Opitz, für sich zu gewinnen.

Die Wiederübernahme des Oberbefehls im Frühjahr 1632 brachte das alles kaum ans Stocken. Im Lager von Znaim wurden tagtäglich Anordnungen „wegen des Baues zu Gitschin" rc. getroffen. Wallenstein zweifelt nicht, „daß alles innerhalb vier Jahre verfertigt werden könne," verhehlt sich aber dabei keineswegs, daß hierzu alle Kräfte angespannt werden müssen. „Seht, daß mir keine Minute Zeit verloren wird," schreibt er dem Oberbeamten noch aus Znaim, „denn man wird genug zu thun haben, daß man damit fertig wird." Aus Tabor, wo er zum erstenmal nach seinem Aufbruch kurze Zeit rastet, sendet er achtzehn Schreiben nach Gitschin, an einem einzigen Tage deren zehn. Fast noch lebhafter wird diese Korrespondenz aus Prag, das er aus den Händen der Sachsen zurückerobert. Im Lager vor Nürnberg kommt hierzu noch ein Briefwechsel mit dem Landesverweser von Großglogau, wie mit dem Kommandanten und Bürgermeister und Rat der Stadt Glogau „wegen Wiederaufbauung derselben" und „Kontinuierung des Wasserbaues" daselbst. Sogar nach dem Tage von Lützen scheint den überlebenden der beiden großen Gegner, die dort gerungen, keine größere Sorge anzufechten, als „auf alle Weise dahin zu sehen, daß die materialia zum Gebäu (in Gitschin) ohne Verlierung einiger Zeit präpariert und in solcher Quantität zusammengeschafft, damit übers Jahr stärker als nie mit Verfertigung besagter Gebäu fortgefahren werden möge." Und ganz dieselben Mahnungen ergehen noch aus dem Hauptquartier zu Pilsen, und zwar nach Gitschin, wie nach Sagan und Glogau. Der Universalfriede, den er dort mit Schweden, Franzosen und Deutschen beredet; der Kampf auf Leben und Tod, den er gleichzeitig mit der spanisch-jesuitischen Kamarilla der Wiener Hofburg wie mit den welschen Verschwörern im eigenen Heere auskämpft; die schwere und schmerzliche Krankheit, die seinen siechen, gebrechlichen Körper lähmt: nichts ist im stande, ihm die Gedanken an seine schönen, monumentalen Bauwerke in jenen Fürstentümern zu verleiden — „inmaßen wir uns denn gänzlich darauf verlassen thun," heißt es in einem Schreiben vom Dezember 1633, „daß selbige in drei Jahren völlig zu End geführt werden sollen..."

Zwei Monate später, in der Nacht des 25. Februar 1634, lag Wallenstein ermordet in einem Hause zu Eger — ein Opfer seines Vertrauens.

Wir treten einen Augenblick in sein Todeshaus. Alljährlich empfängt es die Besuche von Tausenden. Am „unteren Ring“ der Stadt gelegen, ein wohnliches Patrizierhaus weiland der freien deutschen Reichsstadt Eger, hat es seinen Typus treulich bewahrt: zwei Stockwerke hoch ein kräftiger Renaissancebau mit steilem Giebeldach. Ein letzter Umbau im Jahre 1610 schonte das alte, reich gegliederte gotische Thor, das es noch heute ziert; so auch die Wappen der Familien Gräf und Holdorf über dem Portale. Hohe Gewölbe umfangen den Hausflur. Eine breite steinerne Stiege mit starken Balustren führt in das erste Stockwerk auf einen geräumigen Vorraum, zu welchem man sonst noch auf einer zweiten, jetzt aber vermauerten Wendeltreppe, aus einem rückwärtigen Anbau, gelangen konnte. Diesen geheimen Weg gingen Butler und Deveroux mit ihren Genossen. Ein sehr bescheidenes, schmales Gemach mit einem einzigen Fenster gegen den Markt zu — das ist der Ort der Unthat jener Februarnacht. Nicht „Pachhälbel,“ der „Bürgermeister,“ wie Schiller dichtet, war zu jener Zeit Herr des Unglückshauses; es war vielmehr herrenlos, denn sein letzter Besitzer, Alexander von Pachelbel, war im Exil zu Wunsiedel gestorben, ohne die „Exulantentaxe“ erlegt zu haben, weshalb das Haus mit Beschlag belegt war und namens der Witwe Magdalene, geb. Juncker, von seiten der Stadt administriert wurde. Es kam durch Kauf in die Hände der Jesuiten (1642), um später an die Gemeinde überzugehen, die es mit großer Pietät in Stand hält.

Merkwürdig, fast ebenso merkwürdig wie das Leben Wallensteins, ist die Geschichte seiner — Leiche. Ich habe sie anderwärts erzählt. „Die toten Körper belangend, sind dieselben wider meinen Befehl von Eger nach Mies abgeführt worden,“ berichtet Gallas wenige Tage nach der Egerer „Exekution“ dem Kaiser. In Mies wurden Kinsky, Trczka, Ilow und Niemann begraben. Der fürstliche Leichnam blieb jahrelang unbestattet in der dortigen Minoritenkirche. Erst am 28. Mai 1636 kam er nach Waldit, um in der Begräbniskapelle, die wir kennen — im höheren Auftrag: „ohne Ehrenbezeugung“ — in aller Stille beigesetzt zu werden. Drei Jahre nach Aufhebung des Klosters durch Kaiser Josef II erwirkten die Grafen Ernst und Immanuel von Waldstein die Erlaubnis, die irdischen Überreste ihres berühmten Ahnen nach Münchengrätz in die dortige Schloßkapelle St. Anna, nächst einem nunmehr gleichfalls aufgehobenen Kapuzinerkloster, zu übertragen. Dies geschah am 3. März 1785 mit großer kirchlicher Feierlichkeit. Mit dem Sarge des Fürsten kam auch der



Auf Wallensteins Spuren:
St. Anna (Wallensteins jetzige Ruhestätte) in Münchengrätz.



Im Lesekabinett des Kurhauses zu Wiesbaden.



alt von H. Sondermann.



seiner ersten Gemahlin Lukretia nach Münchengrätz; der seines Söhnleins wurde dabei — vergessen.

Die Kapelle St. Anna, im Jahre 1730 erbaut, ist ein im Geiste ihrer Zeit vortrefflicher und trotz seiner großen Verhältnisse zierlicher Barockbau. Die Fassade in grauem Gestein, mit kräftiger, üppiger Gliederung, der hohe Giebel mit seinem reichen Schmuck, seinen kühn geschnittenen Voluten und äußerst bewegten Figuren sind von besonders malerischer Wirkung, zumal neben dem nachbarlichen, ziemlich nüchternen Klosterkirchenbau. Mehr als nüchtern ist aber der Eingang zur Gruft, die nun des einstigen Herzogs-Generalissimus Leiche birgt; eine weißgetünchte niedrige Bretterthür hält sie verschlossen. Eine längere Inschrift erzählt das mitgeteilte Ereignis des Jahres 1785. — Ehrwürdige, prächtige Linden umschatten rings den schönen, stillen Kapellenraum. Hat sie der Zufall hierhergestellt? Ein seltsam-glücklicher Zufall! Wir wissen: er liebte die Linden und schätzte sie hoch vor allen seinen Pflanzungen — der große, unsterbliche Gärtner, der hier die letzte Ruhestätte gefunden.

Der neunzigste Geburtstag Kaiser Wilhelms.

Das war ein unvergeßlicher Tag, dieser 22. März! Wo immer an ihm Deutsche zusammen waren, und wenn es am entlegensten Ort der Welt und wenn ihre Zahl auch noch so gering war, da gedachten sie in Liebe und Dankbarkeit des Kaisers. War der Telegraph erreichbar und erwiesen sich die Kosten als nicht unerschwinglich, dann flog auch ein Telegramm dorthin, wo aller Sinn verweilte, in die Residenz des Kaisers, nach Berlin. In Deutschland selbst wurde der Tag natürlich allerorten festlich begangen. In jeder Schule fand eine Feierlichkeit statt, Umzüge gaben der festlichen Stimmung lebhaften Ausdruck, die einzelnen Gruppen der Bevölkerung fanden sich zu Festessen zusammen. Am Abend aber strahlte ganz Deutschland in einem Lichtmeer. Vom Watzmann ab, auf dem ein Freudenfeuer brannte, bis zur einsamen Hütte am Strande des Meeres — überall Lichterglanz. In den großen Städten erleuchteten elektrische Sonnen die von Menschen wimmelnden Plätze taghell; die langen Reihen der erleuchteten Fenster verwandelten die Mietkasernen in Feenschlösser; von den Theatern, den Villen der Reichen verkündeten zu einem W, zu einer Krone oder zu einem Adler geordnete Gasflämmchen, wem die Feier galt. Wie schön war zum Beispiel die Illumination in Leipzig! Der Augustusplatz, der Königsplatz, der Markt boten unvergeßliche Bilder. Und doch gab es hier noch unvergeßlichere — für die, welche sie sahen. Von meinen in den Garten führenden Fenstern aus und so ziemlich nur von diesen aus sieht man ein Hinterhaus,



Festvorbereitungen auf den Straßen.



Straßenfiguren vom 22. März.

zu verleihen. Es sollte ja einmal auch äußerlich gezeigt werden können, daß hier, trotz aller Verschiedenheit der politischen Gesinnung, die Person des greisen Kaisers allen gleich teuer ist. Die hundert fürstlichen und die unzähligen nichtfürstlichen Gäste, die zu diesem Tage nach der Reichshauptstadt kamen, sollten sehen, wie diese ihren Kaiser zu ehren weiß. Und sie haben es mit Staunen gesehen. Die öffentlichen Gebäude, die Anstalten der großen Kaufleute und Fabrikanten, die Paläste der Reichen waren nach Angaben von Künstlern oft auf das reizvollste geschmückt; die Häuser, in denen der Mittelstand wohnt, boten manch schönes Bild; bei dem Schmuck der Läden und der Wohnstätten des kleinen Mannes entsprach der Erfolg nicht immer dem Willen, aber geschmückt hatten alle, alle ihr Heim.

und doch war auch hier alles illuminiert. Und wie viele solcher, von niemand gesehenen Fenster mögen an diesem Abend im großen Deutschland erleuchtet gewesen sein, manche mit gar dünnen Kerzen, die doch herrlicher leuchteten als alle elektrischen Sonnen, denn die Liebe hatte sie angezündet, die innigste Liebe zu Kaiser Wilhelm.

Nie hing ein Volk mit innigerer Verehrung an seinem Kaiser. Für alle Herzen war dieser Geburtstag ein Dankestag, und wer immer die Hände zu falten wußte zum Gebet, der dankte Gott, daß er uns den Kaiser geschenkt und ihn uns so lange erhalten, flehte zu ihm, daß er auch ferner schützend walte über dem großen Friedensfürsten im Siegeskranze und damit über uns allen. Am großartigsten gestaltete sich naturgemäß die Feier am Sitze des Kaisers, in Berlin. Schon seit Wochen war hier alles bei der Arbeit gewesen, um dem Hause, der Straße, der Stadt den schönsten Festschmuck

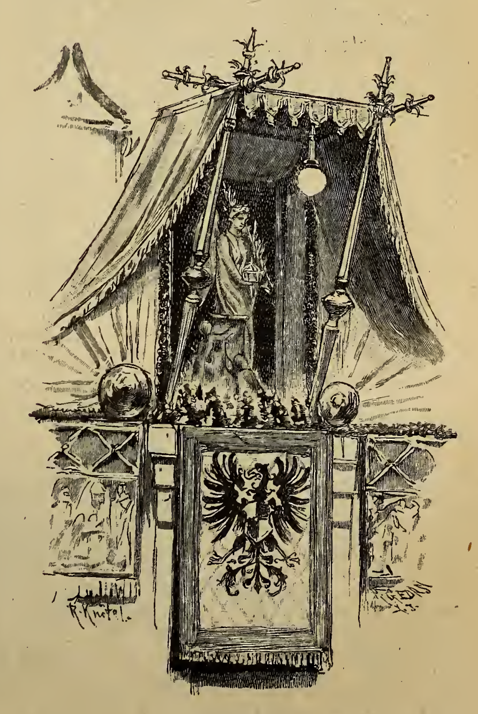
Den Glanzpunkt der Ausschmückung bildete selbstredend die nächste Umgebung des Kaiserlichen Palais. Der Platz, der das Denkmal des Großen Friedrich umgibt, wurde mit Einbruch der Nacht durch ein großes Zelt verdeckt und in dessen Innern in aller Stille eine herrliche Pflanzendekoration arrangiert. Um $^1/_2$8 Uhr fiel die Hülle, und die entzückende Dekoration, die in der That eines Kaisers würdig, zeigte sich den Blicken des Publikums; die Ecken des Sockels flankierten herrliche Pyramidenlorbeeren, zwischen ihnen dehnten sich entzückende Blumengruppen aus, die aus mächtigen Azaleen, herrlich duftenden Kamelien, gelb blühenden Hämatophyllen, blütenreichen Prunus, Hyazinthen, Narzissen und anderen gebildet wurden. Die Blumenpracht erfüllte den ganzen Raum zwischen Denkmal und Gitter. An der Seite nach dem Palais zu strahlte ein Blumenschild von gewaltigen Dimensionen in einer Einfassung von vergoldeten Palmenzweigen, die aus gelben Narzissen und Aka=

zienblüten gebildete Zahl neunzig wurde von einer Kaiserkrone überragt, aus Kornblumen war darunter des Kaisers Namenszug gebildet. Das Gitter war mit buschigen Guirlanden verziert, auf den Pfeilern prangten zierliche Kronen, aus dem kleinblätterigen Buxusreisig gebildet. Acht große Lorbeeren umsäumten das Gitterwerk, während um die Säulen der Illuminationskörper sich Laubgewinde schlangen.

Von geradezu überwältigender Wirkung war die Ausschmückung der Kunstakademie. Die künstlerische Gesamtidee, welche der Ausschmückung des Gebäudes zu Grunde lag, war die folgende: Der Genius des Friedens streckt seine starke, mit der Reichskrone bewehrte Hand schützend über den Altar des Vaterlandes aus, den die Kunst schmückt und bekränzt, während die Wissenschaft den Namen Kaiser Wilhelms des Siegreichen und Gerechten in monumentalen Schriftzeichen eingräbt. Der Inhalt des Frieses ist nachstehender: Die Königliche Mutter leitet das von Genien beschützte Kind in der ersten Kindheit; die Männer der Wissenschaft belehren den Knaben, der in vorgerücktem Alter in den Waffen geübt wird. Der Jüngling findet die Jungfrau seines Herzens und gründet den eigenen Herd. Zum Schutze desselben zieht der gereifte Mann als König in den Krieg, von der Familie Abschied nehmend, während der älteste Sohn in Waffen bereit ist zu folgen. Als Sieger in Begleitung seiner Paladine heimkehrend, empfängt der König die deutsche Kaiserkrone, und Wissenschaft und Künste huldigen ihm. Diese können nur im Schutze starker Mächte friedlich gedeihen, daher an den Ecken des Mittelbaues trotzig und in selbstbewußter Kraft, ebenfalls in idealisierter Auffassung, die Wehrkraft des deutschen Volkes, dargestellt durch energische Kriegergestalten, welche die Wacht nach Osten und Westen gerichtet halten. Nur durch sittliche und moralische Kräfte sind dauernd die Schwächen und Irrtümer des Menschengeschlechts siegreich zu bekämpfen, und wir feiern in der geweihten Person des Kaisers die Verkörperung dieser hohen Mächte. Daher bekrönen das Ganze dekorativ auf Bannern dargestellt die Symbole des heiligen Georg und des heiligen Michael. Alle Künstler und großen Männer der Geschichte haben das gegenwärtige Geschlecht zu beneiden, welches nie dagewesenen Ruhm und Ehren des deutschen Volkes erlebt. Daher sollen sie im Bild geladen sein und prangen auf goldenen Ehrenschilden auf der Zinne des Hauses in einfachster Darstellung. Monumentale Inschriften biblischen Ursprungs sollen dem Danke des Volkes für den Tag der Freude Ausdruck geben.

Und in diesen festlich geschmückten Straßen — welch ein freudiges, festliches Gewoge, Hofkutschen in reicher Zahl, welche den täglich auf den Bahnhöfen eintreffenden fürstlichen Gästen entgegen fahren; Soldaten in Gala; Postillione in Parade. Die Schaulust fand reiche Befriedigung.

Und nun war er da, der festliche Tag selbst. Sein Anbruch wurde von der Reveille im Schloßhofe begrüßt; mit dem Verhallen der letzten Trommelwirbel ertönte von der Schloßkuppel herab, von Trompeten geblasen, der Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Hierauf läuten die Glocken: die Schüler und Schülerinnen ziehen in die Kirchen, desgleichen halten die städtischen Behörden unter Führung des Oberbürgermeisters Dr. von Forckenbeck und



Dekoration über dem Portal der Kunstakademie.



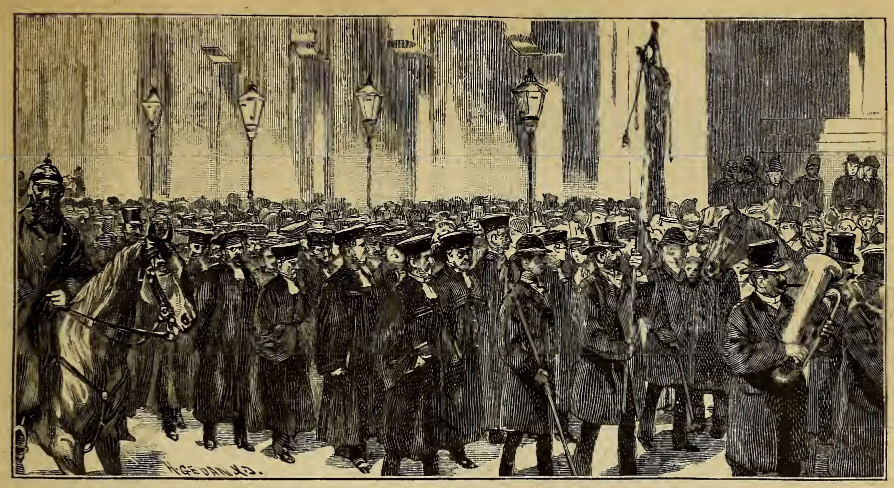
Vorbereitungen am Akademiegebäude.

unter den Klängen des Marsches zum Einzug der Gäste aus dem Tannhäuser ihren Kirchgang nach der Nikolaikirche. Von Minute zu Minute wächst das Leben in den Straßen, Kolporteure rufen Festzeitungen und Kaiserblumen aus, selbst die Omnibusse und Pferdebahnwagen erscheinen bekränzt und bewimpelt; alles ist im Festkleide, der Postillon in Parade, der Garde du Korps in Gala. Die Studenten, die am Abend vorher dem Kaiser einen Fackelzug brachten, sammeln sich in Wichs mit ihren Bannern und Fahnen zu einer großartigen Wagenfahrt, die, von den Chargierten geführt, ihren Anfang auf dem Königsplatze nimmt und durch die Karlstraße nach den Linden zum Kaiserpalais geht, um dann zum Frühschoppen zu Kroll zu führen. Als der Zug vor dem Palais anlangte, trat der Kaiser ans Fenster, das Musikkorps stimmte die Volkshymne an, und die Menge brach in lauten Jubel aus.

Um 11 Uhr begann die Auffahrt der Fürstlichkeiten. Eine Prachtkutsche nach der anderen fuhr vor dem kaiserlichen Palais vor; die Mitglieder der königlichen Familie wurden vom Publikum mit lauten Hochrufen begrüßt, als die Urenkel des Kaisers erkannt wurden, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Der enge Familienkreis versammelte sich um die kaiserlichen Majestäten im Audienzzimmer der Kaiserin, wo der Geburtstagstisch des Kaisers hergerichtet war; die übrigen fürstlichen Personen, nahezu hundert an der Zahl und meist in preußischen Uniformen und in großer preußischer Ordensdekoration, hatten sich im Balkonsaal versammelt; gegen Mittag trat der Kaiser an der Seite der Kaiserin in diesen glänzenden Kreis und nahm die Glückwünsche jedes einzelnen entgegen. Dann begab sich die auserlesene Gesellschaft in den Salon der Kaiserin, und hier, vor sämtlichen Vertretern der europäischen Fürstenfamilien verkündete der Kaiser die Verlobung seines Enkels, des Prinzen Heinrich von Preußen, mit der Prinzessin Irene von Hessen. In den Nachmittagsstunden, wo lei-



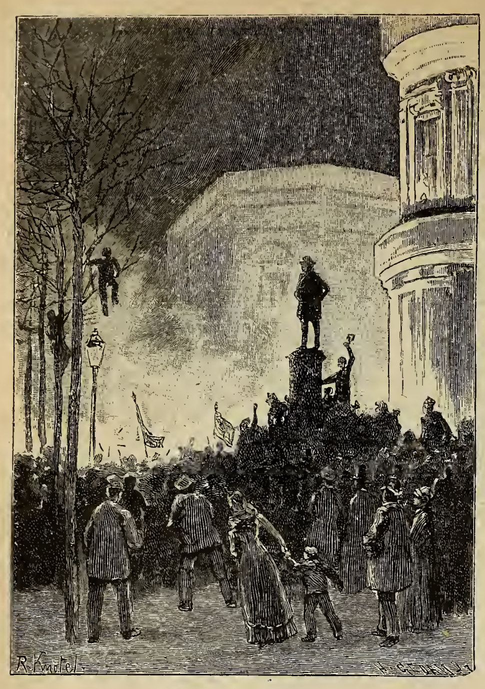
Auffahrt der Studenten.



Der Kirchgang der städtischen Behörden.

der Regenwetter eingetreten war, fanden die diversen Festmahle bei dem Fürsten Bismarck, bei dem Staatssekretär von Bötticher, bei den Ministern u. s. w. statt; die kaiserliche Familie versammelte sich nebst den Fürstlichkeiten zur Tafel bei dem kronprinzlichen Paare im kronprinzlichen Palais. Mit anbrechender Dunkelheit begann die allgemeine Beleuchtung. Um 7 Uhr trat plötzlich der Rathausturm in rotem bengalischen Feuer hervor, auf dieses Signal ward Berlin in Wahrheit, wie das bekannte Anagramm will, ein Lumen orbi. Natürlich waren die großen und vornehmen Straßen und Plätze am reichsten illuminiert, aber es berührte wohlthuend, daß auch die entlegensten Stadtteile und die kleinsten Häuser nicht zurückgeblieben waren. Der Gendarmenmarkt oder der Schillerplatz war taghell durch elektrisches Licht beleuchtet, welches in zwei sonnenartigen Flammen von den beiden Türmen ausstrahlte und das, wie bemerkt, auch sonst als Bogen- und Glühlicht und in farbigen Umhüllungen auf das mannigfachste mit den Gasflämmchen und den bunten Öllampen konkurrierte. Es war ein Schauspiel, wie es Berlin trotz mancher Illumination in den letzten Jahren noch nicht gesehen hat.

Wie herrlich die Umgebung des kaiserlichen Palais am Abend wirkte, davon gewährt die folgende Schilderung des Berichterstatters der „Post“ ein anschauliches Bild. „Die Illumination,“ schreibt er, „war eine der glänzendsten, die Berlin je gesehen hat. Alle Straßen der Stadt, bis hinaus in die entlegensten Peripherieen, waren von dem Lichtmeer überflutet, dessen Widerschein den trüben Abendhimmel blutrot färbte. Zum erstenmal war auch das elektrische Licht in großartiger Weise für die Zwecke der festlichen Erleuchtung zur Verwendung gekommen und hatte damit der Illumination ein ganz neues, eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Die Bogenlampen gestatteten Lichtentfaltungen von früher kaum geahnter Stärke, das Licht der schmiegsamen Glühlampen kam namentlich dekorativen Ausstattungen zu gute. Auch das Magnesiumlicht war ausgiebiger, als sonst, angewendet. Was der Illumination ganz besonders den Charakter der Allgemeinheit, der Einmütigkeit gab, das war das Kerzenlicht, das in ausgiebigster Weise neben all den anderen Lichteffekten herangezogen war. Hatte doch die städtische Behörde allein 50000 Pfund Lichte verteilt, um die Fenster all der städtischen Gebäude festlich zu erhellen. Naturgemäß konzentrierte sich diesmal mehr noch als sonst das Hauptinteresse auf die Linden und namentlich auf die Umgebung des Palais, wo die wunderbarsten Lichtwirkungen erzielt waren. Um das Denkmal des Großen Friedrich zog sich eine reiche Gasdekoration. Als Stützpunkt derselben dienten die vier, den Denkmalplatz umgebenden Kandelaber, denen große Gaspyramiden aufgeschraubt waren, die in lodernde Gasfackeln ausliefen. Zwischen diesen



Vom Fackelzuge.

Pyramiden standen an der Breitseite je drei, an der Schmalseite je zwanzig kleinere Gaskandelaber, die Kaiserkronen trugen, deren Konturen in Gaslinien nachgezogen waren, während Lampions aus glitzernden, farbigen Gläsern das Innere bildeten. Die Akademie hatte die Lichtfülle der fünf Bogenlampen ausschließlich auf den großen Fries gerichtet. Auf der Zinne leuchteten vierundzwanzig Flambeaux. Die Fenster der Universität erglänzten im hellen Kerzenlicht. Auf dem Balkon brannten Sterne und Sonnenbrenner. Das Zeughaus war an den drei Hauptfronten mit Lichtern erhellt, durch das geöffnete Portal sah man in den großen Lichthof auf die strahlend erleuchtete Borussia. Wunderbar wirkte das kronprinzliche Palais, das fortgesetzt von rotem bengalischen Licht überstrahlt wurde, aus dessen Glanze die wuchtigen Formen eines großen heraldischen Adlers hervortraten, der, aus unzähligen Gasflämmchen gebildet, über den Balkon sich erhob. Auf der Treppe des Opernhauses waren wieder die mächtigen Gasfackelpyramiden entzündet. Die fünf Bogen des Portals der Hedwigskirche umsäumten Linien, aus mehrfachen Reihen weißer Lampions gebildet, über dem Mittelbogen erhob sich ein mächtiges Kreuz, das weithin leuchtete. Von dem Dache der Bibliothek herab hingen elektrische Bogenlampen. Nach Osten zu bildeten einen harmonischen Abschluß des reichen Bildes die roten Flammen, welche von den Baugerüsten der Neuen Kaiser Wilhelm-Straße herableuchteten. Das Brandenburger Thor, das nach Westen zu den imposanten Straßenzug abschließt, leuchtete im roten Schein bengalischer Flammen, die von den Zinnen mächtig emporloderten. Der Pariser Platz glich einem Lichtmeer, kein Fenster war dunkel geblieben. Vornehm präsentierte sich das Hotel der französischen Botschaft, dessen Fassade ein breiter Lichtgürtel umschloß. An der Fassade des gräflich Lehndorffschen Hauses prangte ein mächtiges W. Das Kultusministerium zeichnete sich durch eine ganz besonders geschmackvolle Illumination aus. Den Mittelpunkt der in der Höhe der ersten Etage sich hinziehenden Gasdekoration bildete ein von Eichenlaub umgebenes W. Die Balkonnischen erglühten in magisch rotem Licht, über den Balkons aber leuchtete ein viel bewundertes Kreuz. Großartig wirkten auch das gegenüberliegende Ministerium des Innern mit den von feurigen Linien umschlossenen Fenstern des Hauptportals, über dem ein Adler seine Schwingen ausbreitete, und die angrenzende Kriegsakademie mit der Lichtfülle ihrer Gasdekoration." — Trotz des ungeheuren Gewühls haben sich doch nur sehr wenige Unglücksfälle ereignet, ein Umstand, der ebenfalls bezeugt, daß die rechte Feststimmung alle Herzen bewegte. Man hielt sich getreulich an die ausgegebene Losung: rechts zu gehen und nicht stehen zu bleiben. Wird diese befolgt, so ist auch der stärkste Verkehr ungefährlich.

Inzwischen empfing die kaiserliche Familie ihre fürstlichen Gäste, sowie die höchsten Würdenträger und das diplomatische Korps im Weißen Saale zu einer Abendunterhaltung, die nach 9 Uhr ihren Anfang nahm. Die Gesellschaft an sich gewährte ein prachtvolles Bild — dieses „Parterre von Königen", der Kronprinz Rudolf von Österreich in der Ulanka seines Perleberger 11. Ulanen-Regimentes, der Kronprinz Oskar von Schweden, der Herzog von Aosta, der päpstliche Delegierte Monsignore Galimberti

in seinem herabwallenden braunen Gewande, der japanische Prinz Komatsu, den wir neulich im „Daheim“ kennen gelernt haben — wer nennet ihre Namen? Dieser hochstehenden Gesellschaft wurde zunächst selbst wieder ein Lebendes Bild geboten: Karl V. bei Fugger, worauf eine Szene aus „Tannhäuser“, eine Szene aus „Don Carlos“ von Verdi, und nach der Pause Szenen aus „Don Juan“ und zum Schlusse ein spanischer Fandango zur Darstellung gelangten. Nach der Unterhaltung wurde zu Abend gegessen und die kaiserlichen Herrschaften kehrten in das Palais zurück. Auch in allen Theatern fanden Festvorstellungen und weit und breit in der Stadt zahllose Festveranstaltungen der verschiedensten Körperschaften statt.

Das schöne Fest fand in dem Kaiserlichen Erlaß, mit dem sich Seine Majestät am 23. März an das deutsche Volk wandte, den herrlichsten Abschluß. „Es ist eine wunderbare Fügung des Himmels,“ heißt es in ihm, „daß Mir nach so vielen unvergeßlichen Erinnerungstagen auch noch vergönnt gewesen ist, am 22. März Mein neunzigstes Lebensjahr zu vollenden. In demütigem Ernste erkenne Ich die Gnade Gottes, welche Mich diesen Tag hat erleben lassen, welche Mir in so hohem Alter die Kraft zur Erfüllung Meiner Fürstlichen Pflicht erhalten hat, welche Mir das Glück gewährt, noch den Lebensabend mit Meiner geliebten Gemahlin zu teilen und auf eine kräftig emporwachsende Nachfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln zu schauen. — Neunzig Jahre eines menschlichen Lebens, welch eine lange Spanne Zeit! Wenn Ich sie im Geiste an Mir vorübergehen lasse, so will es Mir oft kaum faßlich erscheinen, was Ich alles erlebt, erfahren und errungen habe.“

Und weiter heißt es: „Nicht vermag Ich allen, welche Mir so liebevolle Aufmerksamkeiten erwiesen haben, im Einzelnen dafür zu danken. Tief ergriffen von solcher durch alle Schichten der Bevölkerung gehenden Bewegung kann Ich nur der Gesamtheit zu erkennen geben, welche ungemeine Freude Mir jeder an seinem Teile bereitet hat.“



Von der Illumination: Der Schillerplatz (Gendarmenmarkt).

Zu Uhlands hundertjährigem Geburtstage.

(26. April 1887.)

Von Robert Koenig.

Als Ludwig Uhland im Spätherbst 1862 seinem Freunde Justinus Kerner in die Ewigkeit gefolgt war, ertönte um ihn allerorten die Klage der Sangesgenossen. Verschieden waren ihre Weisen, doch darin kamen alle mit Geibel überein, daß ein „Meister und ein Held wie Walther“ — „ein Herold deutscher Ehren“ von uns geschieden sei, daß er aber in unserm Volke allezeit fortleben werde. Bald danach wurde bei der Cäcilienfeier der Basler Liedertafel mitten im Winter ein Frühlingslied von Uhland gesungen. Da erhob sich Wilhelm Wackernagel zu einem Trinkspruch, der mit den Worten schloß:

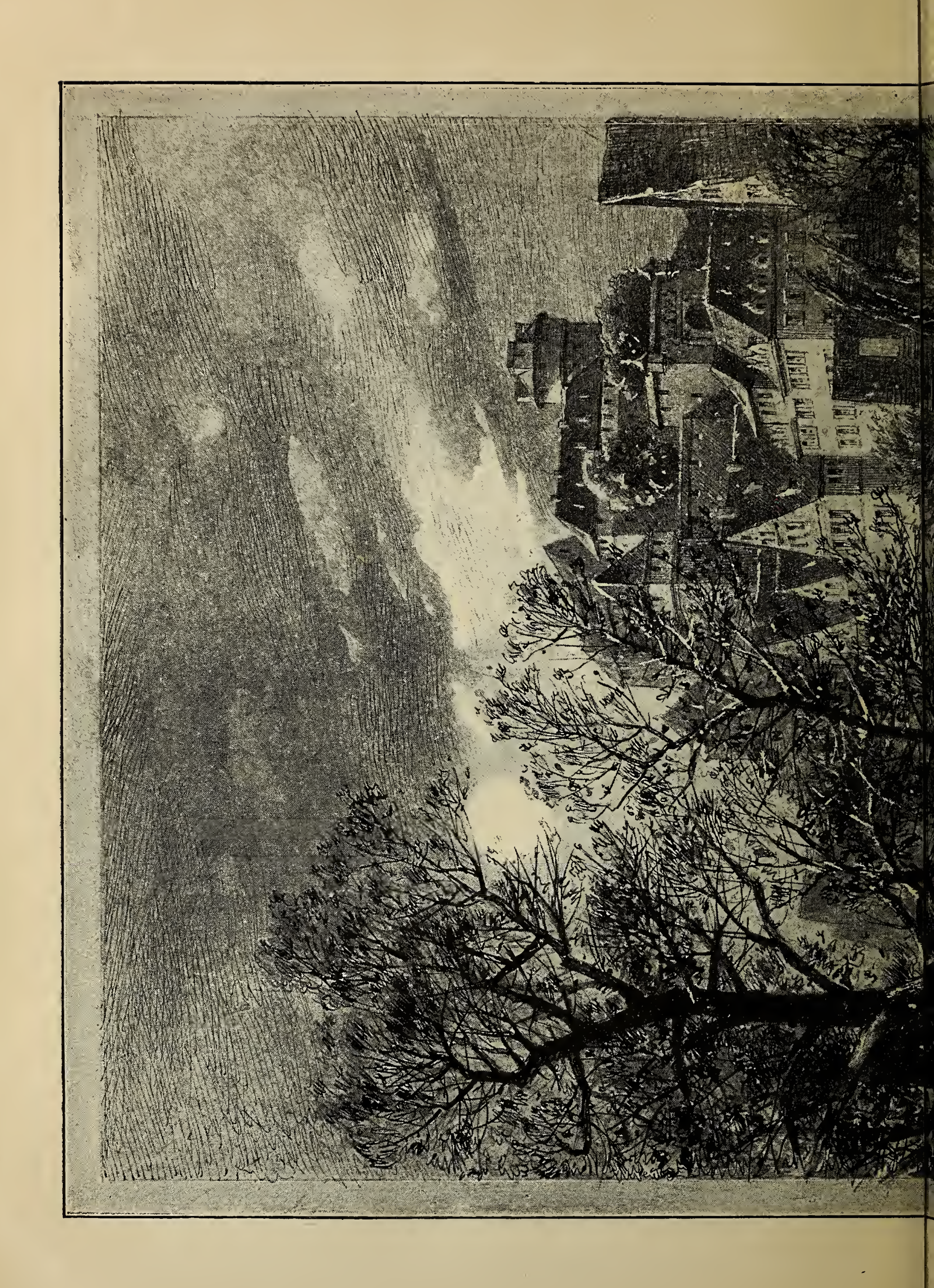
Und nun, mit allem seinem Hoffen haben
Den greisen Dichter selber sie begraben,
Und Reif und Schnee und scharfer Winterduft
Liegt auf des Hoffens, auf des Dichters Gruft.
Getrost! Je rauher mag der Winter schnauben,
Je fester soll der Mann den Frühling glauben,
Wo auch das scheuste Hälmchen sich erkühnt,
Wo auch aus Gräbern neu es sprießt und grünt.
Darum am Grab, drin Ludwig Uhland liegt,
Stets ein Gesang, der mit der Lerche fliegt!
Am Grabe des, der frühlingshell gesungen,
Der frühlingsmutig um den Tag gerungen,
Kein Trauerlied, nur Frühlingsliederklang,
Den Lenz, den Winter, alle Zeit entlang!
Und ihr, die heut schon im harmon'schen Chor
Aufs nackte Grab gestreut den Blumenflor,
Wohlan, daß Herz und Becher sich erhebe:
Der uns nicht tot ist, Ludwig Uhland lebe!

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre vergangen, und unser Volk schickt sich an, den hundertjährigen Geburtstag Ludwig Uhlands, „der uns nicht tot ist,“ festlich zu begehen. An diesem Jubelgedächtnistage werden nicht nur in Tübingen, wo er geboren ward, wo er zumeist lebte und wo er starb, nicht nur in Stuttgart, das ihn während seiner juristischen und politischen Thätigkeit langjährig beherbergte, nicht nur in seiner engeren schwäbischen Heimat, sondern in ganz Deutschland alle die Dichtungen, die ihm die Liebe seines Volkes erworben haben, in Wort und Sang hell erklingen.

Mit gutem Recht wird die Jugend seiner froh gedenken. Hat er ihr doch aus dem Herzen und in das Herz gesungen, wie nur wenige andere Dichter. Wie mutet schon die Kinder das Lied vom „Wirte wundermild“ so freundlich an! Wie stolz stimmt den Knaben Jung Siegfried, der den Amboß mit einem Schlage spaltet, wie begeistert er sich für den wackeren Schwaben, der unter Kaiser Rotbart lobesam den Türken in zwei Stücke haute! Wie schwärmen die Mädchen für den Ritter, der des Goldschmieds schöne Tochter zu seiner Braut gemacht, wie sind sie empört über den König, der den edlen Sänger in goldenen Locken um der Rose willen hingemordet, die ihm die Königin zugeworfen! Wie dankbar mag ihm mancher Jüngling für seine ernste Gewissensmahnung: „Heilig ist die Jugendzeit!“ gewesen sein!

Seine schönsten Lieder hat Uhland auch in der Jugend gesungen. Im fünfzehnten Jahre Studiosus — und zwar der Rechte „gegen meines Herzens Drang“ — geworden, begeisterte er sich an den alten Liedern von Hildebrand und Walther von Aquitanien. In der Heldensage fand er „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach,“ und ihr entnahm er schon 1804 — siebzehnjährig — seinen „blinden König.“ Im Verein mit Justinus Kerner und anderen mehr oder minder dichterisch beanlagten Freunden vertiefte er sich in Herders „Stimmen der Völker“ und in des „Knaben Wunderhorn,“ und fortan waren die Volkslieder seine Lehrmeister im Dichten.

Das Jahr 1805 — sein achtzehntes — war reich an Liedern. Nicht alle gleichwertig: manche noch im Banne der älteren Romantik, aber doch auch viele, die über sie hinausgewachsen sind. Da sang er das gefühlsselige „Ade, du Schäfer mein,“ aus dem Heines Gehässigkeit fälschlich den Grundton der Uhlandschen Poesie heraushören wollte. Aber auch die köstlichen Perlen unter seinen Liedern: „Die Kapelle“ und „Des Schäfers Sonntagslied“ gehören schon in dieses frühe Jahr seines Lebens. Allerdings wurzeln auch sie im Boden der Romantik, aber wie sind sie doch so ganz von deren eigensten Erzeugnissen verschieden! Was die Romantiker nur mystisch angedeutet: das geheimnisvolle Weben und Walten der Natur, bei Uhland ist es in lebendiges Wort und anschauliches Bild umgesetzt. So die Todesahnung und Todes-





Zum hundertjährigen Geburtstage Uhlands: Schloß Tübingen." Zeichnung von R. Stieler.



mahnung, die mitten in die singende und jauchzende Lebenslust hereinbricht — wie wird sie uns unvergeßlich in dem unten froh und hell singenden Hirtenknaben und dem oben ihn so grell unterbrechenden Leichenchor vor die Seele geführt! Und wie innerlich wahr und weihevoll und dabei wie anschaulich tritt die tiefe Sabbatsstille der Felder in „Schäfers Sonntagslied" hervor! — In das folgende Jahr — 1806 — gehört „Des Knaben Berglied," das so jugendfrisch und jugendkeck daherrauscht und auch immer noch ein freudiges Echo findet in der deutschen Jugend! In demselben Jahre plante Uhland mit Kerner ein Studentenjournal, das als „Sonntagsblatt" vom Januar bis Ostern 1807 geschrieben und jeden Sonntag vormittag einem zahlreichen Freundeskreise vorgelesen wurde. Darin teilte Uhland Bruchstücke aus den Nibelungen mit, denen er historische Erläuterungen beifügte. Dahinein schrieb er eine die Zuhörer lebhaft ergreifende Abhandlung: „Über das Romantische." In derselben heißt es: „Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunklen Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab- und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen." Und zum Schluß forderte er die Freunde auf: „Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!"



Ludwig Uhland im Jahre 1832.
Nach einer Zeichnung von Franz Kugler.

„Diese merkwürdige Betrachtung," sagt Otto Jahn, „weist Uhland schon dadurch unter den Romantikern einen eigentümlichen Platz an, daß sie so entschieden darauf ausgeht, den Begriff des Romantischen festzustellen und die Aufgaben für die geschichtliche Forschung zu bezeichnen, durch welche die Entwickelung des Romantischen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern aufzuklären sei. Dieses innere Bedürfnis nach klarer, auf verstandesmäßigem Begreifen beruhender Einsicht, und namentlich der Trieb nach historischem Verständnis, verbunden mit der Überzeugung, daß dieses nur durch wissenschaftliche Forschung zu gewinnen sei, und mit der Freude an ernsthaftem Arbeiten, scheidet ihn bestimmt von den spezifischen Romantikern. Den schlagendsten Beweis gab später Uhlands Sammlung deutscher Volkslieder, ein Werk der sorgfältigsten, mühsamsten Forschung, mit wissenschaftlicher Methode in saubersten Arbeit vollendet, nicht als eine moralische oder ästhetische Mustersammlung, sondern als ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens, im Vergleich zu der mit allem Feuer, aber auch mit der Hast und Unfertigkeit des Dilettanten unternommenen Sammlung des Wunderhorns."

Doch auch seine eigene Dichtung zeigte

immer deutlicher, wie sehr er sich von den Vertretern der älteren Romantik unterschied. Freilich ließ er sich von ihnen auch durchaus nicht beeinflussen. Tieck war sehr erstaunt, als er in späteren Jahren auf seine an Uhland gerichtete Frage, welche Dichter auf ihn besonderen Einfluß geübt hätten, die Antwort erhielt, daß „doch eigentlich nur Goethe eine nachhaltige Einwirkung der Art auf ihn gehabt habe.“ Von ihm hat er wohl gelernt, der Weise des alten Volksliedes seine Lieder nachzubilden und einen kleinen anekdotenhaften Zug schalkhaft und anmutig zu einer Ballade auszugestalten. 1809 war er darin zur Meisterschaft gelangt: dafür zeugen die Lieder dieses Jahres: „Des Goldschmieds Töchterlein,“ „Der gute Kamerad“ und „Der Wirtin Töchterlein.“ Durch sie ist Uhland zum Dichter des Volkes im edelsten Sinne des Wortes geworden. In ihrer leichten sangbaren Form leben sie im Munde von Tausenden, die oft seinen Namen nie gehört haben, und werden beim fröhlichen Gelage ebenso häufig gesungen, wie auf der Wanderschaft und am Beiwachtfeuer. So geschah es schon zu Uhlands Lebzeiten. „Es war eine Stunde seliger Genugthuung,“ erzählt seine Witwe, „als er einmal auf der Wanderung durch die Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten.“ Ein anderes Mal begegnete er Bauernburschen, die er sein Lied vom „guten Kameraden“ schon von weitem singen hörte. Als sie, näher gekommen, ihn erkannten, reichte ihm einer aus der Schar die Hand und sang ihm — schnell den Schluß der zweiten Strophe variierend — lustig die Worte zu: „Als wär's ein Stück von dir.“

So verstehen wir denn Chamisso, der Uhland 1810 in Paris kennen lernte und über ihn an Varnhagens Schwester schrieb: „Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt sehr vortreffliche Gedichte, die, möchte ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen, die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den anderen die Poesie wegen der Form.“

Auf Wunsch seines Vaters war der Dichter nach rühmlicher Vollendung seiner Studienjahre als Dr. jur. nach Paris gegangen, um sich mit französischem Recht und Gerichtsverfahren vertraut zu machen. Mehr aber als der Code Napoléon zogen ihn dort die Handschriften der Pariser Bibliothek für die bereits mit Vorliebe getriebene altfranzösische und altdeutsche Litteratur an, und er schrieb sie mit solchem Eifer ab, daß er sich gewöhnte, um ja die Zeit zu nutzen, an kalten Tagen mit der linken Hand zu schreiben, während er die rechte über dem Kohlenbecken wärmte. Die Frucht dieser Studien war die gehaltvolle, auch von Franzosen anerkannte und oft zitierte Abhandlung über das altfranzösische Epos, die später in Fouqués „Musen“ zum Abdruck gelangte. — Auch manches urdeutsche Gedicht entstand auf französischem Boden. So schrieb Uhland — nach Angabe seines Tagebuches — am 13. Oktober nachts zehn Uhr im Palais Royal sein Lied: „Graf Eberhards Weißdorn“ nieder, und andere folgten. Überhaupt setzte das gelehrte Studium der alten Dichterschätze ihn erst recht in den Stand, uns das Verständnis für das Gemütsleben unserer eigenen Vorzeit zu öffnen, und er blieb auch in der Behandlung fremdländischer Stoffe stets der deutsche Mann und der deutsche Dichter. — Die nun folgenden Jahre 1811—1815 konnten nur dazu beitragen, ihn in seiner Deutschheit zu stärken und fester zu gründen. Die Bande des Rheinbundes, in denen sein schwäbisches Heimatland damals schmachtete, machten es ihm unmöglich, sich an den Freiheitskämpfen wider Frankreich zu beteiligen. Er mußte sich darauf beschränken, „des deutschen Volkes Sieg zu singen.“ Das hat er 1814 in einigen markigen Liedern („Vorwärts“ — „Die Siegesbotschaft“) gethan, die sich denen der norddeutschen Vaterlandsdichter würdig anreihen.

Diese gezwungene Enthaltung wurde ihm um so schwerer, als seine berufliche Thätigkeit — sowohl im Staatsdienst wie in der Advokatur — ihn „in einen beständigen Widerstreit mit seiner Natur versetzte, der ihn innerlich verzehrte, ohne ihm äußerlich eine erträgliche Existenz zu schaffen.“ Um so bewundernswerter ist es, welche Reihe von Gedichten in diesen Jahren zu den früheren hinzukamen. Als es ihm 1815

nach langen vergeblichen Bemühungen gelang, in Cotta einen Verleger für seine Gedichte zu finden, war es nicht nur eine zum erstenmal selbständige, sondern auch eine fast schon vollständige Sammlung derselben, welche herauskam. — Werfen wir einen Blick auf diese erste Ausgabe, die jahrelang die einzige zu bleiben schien.*) Da finden wir — außer den zum Teil von mir genannten Gedichten aus den Jahren 1804—1810 — die stimmungsvollsten und innigsten seiner Frühlings- und Wanderlieder, deren letztes gemütstiefes „Heimkehr" (O brich nicht, Steg, du zitterst sehr! ꝛc.) seine Kunst, in wenig schlichten Strichen ein ganzes Seelengemälde zu entwerfen, aufs glänzendste zeigt. Daneben fehlt der gute Schwabenhumor nicht; in feinerer und in derberer Weise kommt er in dem „Theelied" und im „Metzelsuppenlied" zur Geltung. Da erscheinen vor allem die bedeutendsten seiner Balladen und Romanzen, durch die er — wie Vilmar sagt — „zuerst wieder die deutsche Sage und die vaterländische Geschichte mit durchdringenden, oft erschütternden Tönen in die Gemüter der Jugend hineingesungen hat." In voller Wahrheit und Wirklichkeit steigen darin die Gestalten Karls des Großen und Rolands, Eberhard des Rauschebarts und Haralds, Taillefers und vieler anderer so fest umrissen vor uns auf, als ob sie lebten, und wir können sie nimmer wieder vergessen. Ein poetisches Glaubensbekenntnis legt er in dem „Märchen" nieder. In der „Verlorenen Kirche," von der Johannes Scherr bekennt: „Nach ihr sehnen auch wir Skeptiker uns, wenn er die wundersam geheimnisvollen Glockentöne derselben erschallen läßt," kommt noch einmal die alte Romantik, aber doch auch sein Glaube an die unsichtbare Kirche zum Ausdruck, während er in dem Liede „An den Unsichtbaren" dem ewigen Sohne Gottes in klareren Tönen seine gläubige Verehrung bezeugte.

In die Jahre 1816—1819 fällt — außer den mit seiner schwäbisch-politischen Thätigkeit eng verwachsenen „vaterländischen Gedichten" — die Entstehung seiner beiden großen Dramen: „Ernst Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer," von denen das erstere, wenn auch nicht auf unsern Bühnen, so doch in unsern höheren Lehranstalten sich fest eingebürgert hat. Auch das kleine Epos „Fortunat," das leider ein Bruchstück geblieben, gehört in diese Zeit.

Mit dem Jahre 1819 verstummte des Dichters Muse. Im Jahre 1829 und besonders im Frühling und Sommer 1834 regte sich die Lust zum Dichten noch einmal. Von 1829 datieren „Bertran de Born" und „der Waller," von 1834 „die Bidassoabrücke," „Singenthal," „das Glück von Edenhall." Dazwischen und danach gibt es nur hier und da ein Gelegenheitsgedicht, so der wehmütig-innige Nachruf an seine Eltern, ein anderer auf den frühen Tod eines Kindes seiner Schwester:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin?
Wir wissen nur: Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

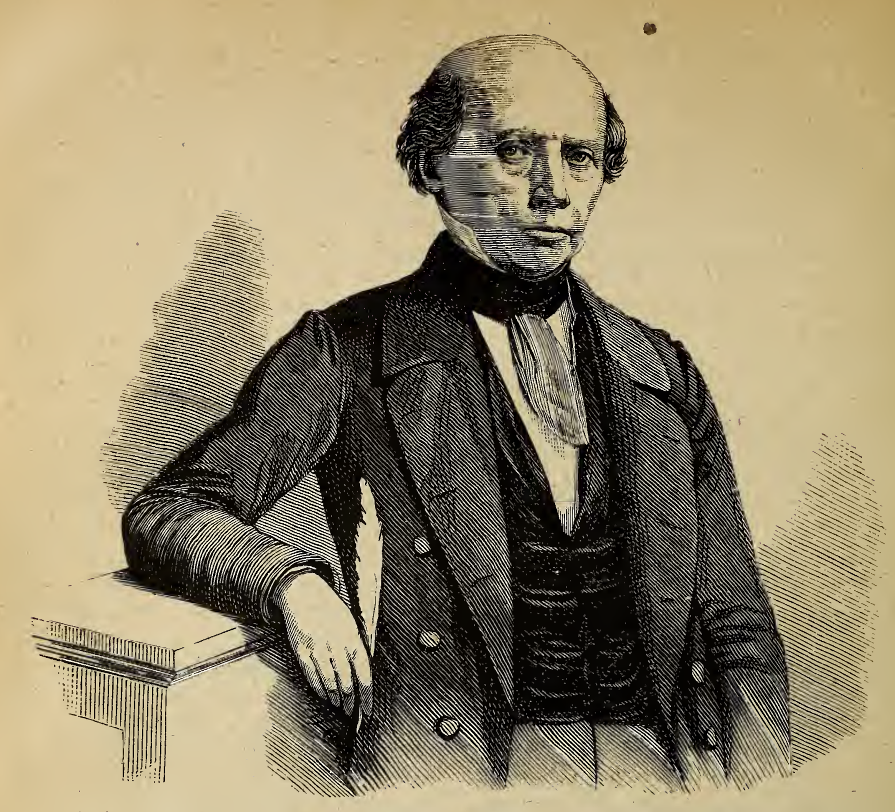
und einige andere Kleinigkeiten — das war alles.

Warum Uhland im besten Mannesalter — als erst zweiunddreißigjähriger Mann — zu singen aufgehört? Ich meine, er selbst hat die beste Antwort gegeben, als er einem Fremden, der ihn fragte, warum er seine Muse gar so lange ruhen ließe, lachend erwiderte, daß nicht er die Muse, sondern die Muse ihn in Ruhe lasse. Und zu dem amerikanischen Dichter Bayard Taylor sagte er auf eine ähnliche Frage: „Es ist für mich nicht mehr das Bedürfnis des Aussprechens vorhanden, und ich dichte nie ohne entschiedene Nötigung meines Innern."

So erfüllte sich an ihm selbst, was er einst dem heranwachsenden Dichtergeschlechte zugerufen:

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

*) Erst 1820 konnte eine zweite, 1826 eine dritte, 1831 eine fünfte Auflage (in je 1000 Exemplaren) erscheinen. Seitdem kam fast jedes Jahr eine neue (oft auch zwei in je 2000 Exemplaren) heraus. Bis heute haben die Gedichte nahezu siebzig Auflagen erlebt. Die „Jubiläumsausgabe" dieses Jahres, welche auch die beiden Dramen, aber sonst längst nicht alles Mitteilenswerte aus des Dichters Nachlaß, enthält und die am allerwenigsten die lang erwartete kritische und kommentierte Ausgabe Hollands ersetzt, trägt keine Auflagenzahl. Das darin mitgeteilte Autograph des Gedichtes: „Die sanften Tage" stammt nicht — wie es darunter fälschlich heißt — aus dem Besitze der Enkelin des Dichters, dessen Ehe kinderlos war, sondern aus dem seiner Nichte, Frau Luise Meyer.

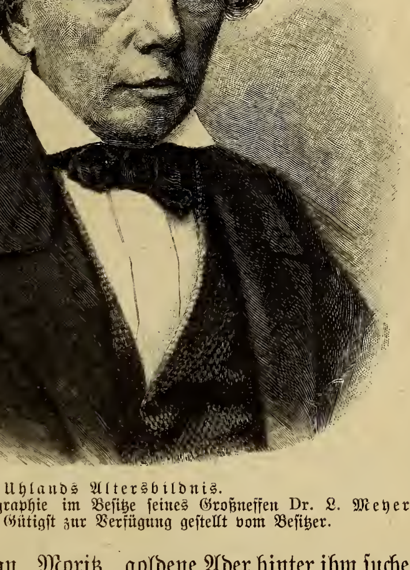


Ludwig Uhland im Jahre 1848. Dargestellt als „Abgeordneter für Tübingen, 6. württembergischen Wahlbezirk“ für das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt. Aus den damals bei Jügel in Frankfurt erschienenen Bildnissen der Abgeordneten.

Ich meine, wir können für den kurzen, aber reichen Liederfrühling dankbar sein, den er uns hinterlassen, und können uns freuen, daß auch der Sommer und Herbst seines Lebens reiche Früchte gezeitigt hat, die zwar zunächst nur der strengen Wissenschaft zu gute zu kommen scheinen, die aber verdienen und es vermögen, von einer viel größeren Laienschar genossen zu werden, als es bis jetzt der Fall gewesen ist.

Nur kurz war seine eigentliche Lehrthätigkeit als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität von Tübingen. Im Mai 1830 trat er sein dortiges Amt an, im Mai 1833 erhielt er seine Entlassung, um die er selbst nachgesucht, weil die Regierung ihm den Urlaub zum Wiedereintritt in den Landtag verweigert hatte. Die Mitteilungen aus seiner akademischen Thätigkeit, welche Ludwig Holland in diesem Jahre zum Gedächtnis des Dichters herausgegeben, beweisen, wie er es verstand, auf die Studenten in dem ganz eigenartigen „Stylisticum“ (Übungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag) einzuwirken und sie in der vielseitigsten Weise und auf den verschiedensten Gebieten anzuregen. — Noch wertvoller sind seine in acht Bänden von Pfeiffer, Keller und Holland nach seinem Tode herausgegebenen Vorlesungen. Insbesondere werden die drei Bände (I, II, V), welche die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter,“ die Schriften über Walther von der Vogelweide, den Minnegesang und die Sage vom Herzog Ernst enthalten, auch von jedem Nichtgelehrten mit Freude und Nutzen gelesen werden. Bei allem wissenschaftlichen Ernste lassen diese Werke doch überall den Dichter erkennen, und seine einfach edle Prosa kommt dem Wohllaut seiner Verse nahe. Zudem ist nichts darin ein bloßes Erzeugnis der Studierstube; er hatte vielmehr die Orte und Gegenden, die bei seinen Forschungen in betracht kamen,

alle selbst aufgesucht und verstand es meisterhaft, sie zu veranschaulichen und dadurch das Verständnis der sich daran knüpfenden Sagen zu vermitteln. — Nach dem Abschlusse seiner politischen Wirksamkeit, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, lebte Uhland in seinem eigenen Hause, das an der Straße nach Reutlingen nahe am Neckar stand und eine freie Aussicht auf die fernen Waldberge gewährte, als wohlhabender Privatmann seinen Studien, seiner Frau, seinen Freunden. Die Sturmwehen von 1848—1849 unterbrachen dieses Stillleben für kurze Zeit; aber ohne Erbitterung über die getäuschten Hoffnungen kehrte er in die Ruhe des eigenen Herdes zurück. Er war vielleicht selbst froh, des politischen Getriebes endlich ledig zu sein. Die gelehrte Forschung war doch sein eigenstes Leben. „Während des stürmisch bewegten Lebens in Frankfurt," schreibt er 1850 an Moritz Haupt, „habe ich mir oft in der stillen Nacht, ohne Bücher und nur aus der Erinnerung an die heimatlichen Dinge, eine Art schwäbischer Mythologie zugebildet, an der sich mir manchmal der Geist erholt hat, wenn ich sie auch niemals schriftlich ausführen sollte."



Uhlands Altersbildnis.
Nach der letzten Photographie im Besitze seines Großneffen Dr. L. Meyer in Stuttgart. Gütigst zur Verfügung gestellt vom Besitzer.

Wer aber den Dichter in seinem Hause, den Sohn, den Bruder, Schwager und Ohm, den Ehemann, den Freund kennen lernen will, der lese das von seiner Frau, mit der er über zweiundvierzig Jahre im glücklichsten Bunde gelebt, in schlichter Schönheit und unparteilicher Treue entworfene Lebensbild, das auch auf seine Dichtungen und Forschungen manches wertvolle Licht wirft. Es wird ihm auch den Dichter noch näher bringen und — wenn es möglich — noch lieber machen, und er wird erkennen, wie recht Otto Jahn hatte, ihn „einen Hausgeist des deutschen Volkes" zu nennen, „dessen wohlthätiges Walten man in seiner bloßen Gegenwart zu spüren glaubte."

* * *

Die Bildnisse, die unser heutiges Heft von Uhland bringt, bestätigen wohl alle, was Karl Gerok einst von ihm gesagt hat:

Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
S'ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll —
Und mancher, der ins Antlitz ihm geschaut,
Fand sich nicht ganz, wie er gehofft, erbaut.

Diesen Eindruck hatte schon Chamisso, der 1810 von Paris aus schrieb: „Uhland ist unansehnlich, (in einem anderen Briefe sagt er: „unscheinbar, dickrindig und schier klötzig") und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen." Bei starkem Gesichtsknochenbau hatte er eine besonders breite und hohe, zurücktretende, doch interessante Stirn; sonst verriet in dem weder schönen, noch bedeutenden Antlitz nichts den Dichter und den Forscher; „nur in dem treuen Blick," bezeugt Wackernagel, „und wenn es ihm warm ums Herz ward, in dem sonnigen Leuchten seines Auges brach die Tiefe des Gemüts hervor." So schlicht und unscheinbar war aber seine ganze Erscheinung, so ungelenk sein Auftreten, daß man ihn auf der Reise nach Paris und auch sonst für einen Handwerker, oder wohl auch für einen Subalternbeamten hielt. Als er — schon in vorgerückten Jahren — einst

vor einer Papiermühle unweit Tübingen stand, fragte ihn ein Vorübergehender: „Sie sind gewiß auch so ein Papiermachergesell!" worauf er lächelnd erwiderte: „Papier verderbt habe ich schon viel, aber gemacht noch keins." Ein andermal ergötzte er sich im stillen, als auf einem Dampfschiff ein fahrender Phrenolog nach sorgfältiger Schädelbetastung ihn für einen Uhrmacher hielt und tröstend hinzufügte: „Nicht jeder könne ein Dichter werden!"

Uhland hatte — wie Otto Jahn erzählt — eine große Abneigung, sich porträtieren zu lassen. Die Verleger des Chamissoschen Musenalmanachs boten alles auf, um ihn zu bewegen, einem Maler zu sitzen. Aber vergeblich. Da reiste der Kupferstecher Felsing, der über die Unmöglichkeit, eine Originalzeichnung zu erlangen, untröstlich war, nach Tübingen, in der Hoffnung, daß es ihm unbemerkt von Uhland gelingen werde, im Gespräch mit ihm durch einige Bleistiftstriche den kleinen, sehr mangelhaften Stich vor Schwabs „Moosrosen" zu verbessern. Der Dichter nahm Felsing freundlich auf, drehte ihm aber sofort den Rücken zu, als er seine Absicht merkte. Erst viel später wurde er mit großer Mühe bewogen, sich photographieren zu lassen. Einer solchen, bisher noch nicht vervielfältigten Photographie, die ich der Güte des Großneffen Uhlands, Herrn Dr. L. Meyer in Stuttgart, verdanke, ist das Bild auf Seite 205 entnommen.

Von jeher war Uhland äußerst wortkarg. Varnhagen schreibt 1808 von ihm: „Er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen — keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt." — Außer sich waren die neugierigen Besucher, deren huldigenden Redensarten gegenüber er sich, wie Frankl treffend sagt, „gar nicht betrug, sondern nur schwieg." Dagegen wird von seinen Freunden allseitig bezeugt, daß Aug' im Auge mit einem Freunde ebenderselbe Schweiger zuweilen die strömendste Beredtsamkeit entwickeln konnte. Vornehmen Personen gegenüber wurde seine stumme Verschlossenheit oft geradezu zur abwehrenden Schroffheit.

Diese Schweigsamkeit erkärt sich zumeist aus der großen Bescheidenheit, die ein Grundzug in Uhlands Charakter war. „Du liebest nicht das laute Lieben," rief ihm Gustav Schwab 1828 zu. Als Uhland zwei Jahre darauf als Professor nach Tübingen ging, fand er am Ende der Stuttgarter Gemarkung seine Freunde, die ihm Glück auf die Reise wünschten und einen Lorbeerkranz überreichten. Er dankte ihnen herzlich, aber den Lorbeerkranz hing er gleich darauf im Walde an eine Eiche auf, indem er zu seiner Frau bemerkte: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen!" worauf er noch scherzend hinzufügte: „Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt!"

Bei einem Feste, das 1853 zu Ehren der in Tübingen tagenden Naturforscherversammlung in dem benachbarten Bade Niedernau gegeben wurde, schlug ein Gast aus Norden — wie Gerok in einem Gedichte „Schwäbische Kunde" der Frau Uhland sehr ergötzlich nacherzählt — einen Toast auf den „Sangesmeister" vor.

Doch rasch dawider drunten aus dem Eck
Erhebt sich eine Stimme kalt und keck:
„Dagegen thu' ich feierlich Protest,
Den Forschern, nicht den Dichtern gilt das Fest."
Da war's, als flög' ins Pulverfaß ein Blitz,
Ein zweiter Fremder fährt empor vom Sitz:
„Was will der Kerl?" so ruft er grimmig aus,
„Werft den Philister doch zur Thür hinaus,
Der unserm Uhland seinen Ruhm verkürzt,
Und nochmals Uhl—," da stottert er bestürzt:
War's denn ein Schwabenstreich, den er gemacht,
Daß alles deutet, flüstert, kichert, lacht?
„Das war ja Uhland, welcher protestiert!"
So wird er jetzt vom Nachbar überführt;
„So, so, ei ei, ich kannt' ihn wirklich nicht,"
Er spricht's und wischt den Schweiß sich vom Gesicht;
Und Uhland schlürft sein Gläschen lachend aus,
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht.

Wie er auf schmähende Angriffe, z. B. die wiederholten Heinrich Heines, der ihn im „Schwabenspiegel" 1838 spöttisch als „längst verstorben" erklärte, kein Wort erwiderte, bewies er auch große Geduld gegen die zahllosen Quälgeister, die ihm ihre Reimereien zur Beurteilung übersandten. Seufzend äußerte er nur einmal, als die Dichterlinge ihn wiederholt auf den Vers: „Singe, wem Gesang gegeben," aus seinem Gedicht: „Freie Kunst" hinwiesen, „ich habe doch ausdrücklich gesagt: ‚Singe, wem Gesang gegeben,‘ aber jetzt singen allmählich

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
~~[illegible]~~ Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab.
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauschet empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Zum hundertjährigen Geburtstage Uhlands: Uhlands eigenhändige Niederschrift von „Schäfers Sonntagslied" und der „Kapelle." Wir verdanken die Originale und die Erlaubnis ihrer Nachbildung der Güte der Nichte des Dichters, Frau Luise Meyer in Stuttgart.

alle, einerlei, ob ihnen Gesang gegeben ist, oder nicht.“ Gegen die nie endenden Bitten um Autographen und Stammbuchblätter wehrte er sich einmal, indem er in ein Album schrieb:

Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?

Bis in sein hohes Alter, ja bis zu Kerners Begräbnistage, an dem er sich eine tödliche Erkältung holte, war Uhland von einer unverwüstlichen Rüstigkeit und Gesundheit. Er verdankte dieselbe seinem pedantisch streng geregelten Leben, seinen weiten Fußwanderungen, auf denen ihn meist seine Frau begleitete, seiner konsequenten Abhärtung, da er bis in den tiefen Spätherbst (oft bei elf Grad) im Neckar oder im Bodensee badete.

Zu seiner Charakteristik endlich noch ein paar Züge, die seine Frau erzählt. Bis in sein hohes Alter eilte er zu jedem Brande in der Stadt oder Umgegend. Noch als er über 65 Jahre alt war, hatte er bei einer Feuersbrunst in dem eine Stunde entfernten Dorfe Weilheim mit einem Bäuerlein an einer Pumpe gestanden, und als er nach gelöschtem Feuer zu Hause bei Tisch saß und die Feuerglocke nochmals ertönte, eilte er wieder dem Dorfe zu, bis er hörte, daß alle Gefahr vorüber sei. — Manchen großen Stein, den die Fuhrleute am Wege liegen gelassen, hat er auf die Seite geschafft, damit in der Nacht niemand darüber fallen könne, und auf Spaziergängen die Dornenzweige, die von anderen nachlässig in den Weg geworfen waren, aus Rücksicht für die Frauen beseitigt. Begegnete er auf seinen Gängen Gebrechlichen und Alten, die ihm der Unterstützung bedürftig schienen, so schrieb er den Namen und ihre Wohnung in seine Schreibtafel, damit er sich genauer nach ihnen erkundigen konnte. Es war ihm eine Freude, zu helfen, wo er konnte. Die Bücher, die er sich für seine Studien angeschafft, lieh er bereitwillig an andere, und es konnte wohl vorkommen, daß er sich nach einem Buche auf der Bibliothek umsah, weil er das eigene Exemplar ausgeliehen hatte.

Charakteristisch ist auch für Uhland, daß er die Operation, der er sich noch im sechsundsiebzigsten Lebensjahr unterwerfen mußte, ohne Chloroform vollziehen ließ und dabei so ruhig und getrost war, daß er mit freudiger Stimme seine zagende Frau aufrichtete und sie auf Gottes alles wohlmachende Führung verwies.

Zum Schluß weise ich noch auf eine Jubiläumsgabe wertvollster Art hin, welche Eduard Paulus in seiner Schrift: „Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen“ (Stuttgart, Carl Krabbe) seinem schwäbischen Landsmanne im Verein mit seinem Jugendfreunde, dem Landschaftsmaler Gustav Cloß, gestiftet hat. Alle die Stätten seiner Heimat, mit denen Uhlands Leben und Dichten aufs engste verwachsen ist, und die für viele seiner Lieder „den Unter- und Hintergrund bilden,“ treten uns da in beredtem Wort und stimmungsvollen Bildern entgegen, und tragen dazu bei, das Gedächtnis an den geliebten Sänger in unserer Erinnerung lebendig zu erhalten.



Vignette von D. Chodowiecki.

Der Hexenrichter von Paderborn.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Von Minna Freiin von Reineck.

Die Sonne schien hell über Flur und Wald, von Süden her wehte ein warmer Wind, und hoch oben in der blauen Luft zog mit ausgebreiteten Flügeln langsam ein Storchenpaar hin. Ein auf dem Felde ackernder Bauer ließ die magere Kuh, die den Pflug zog, ein paar Minuten rasten, und als er aufblickend die Störche über sich hinfliegen sah, belebte sich sein stumpfes Auge, und ein leises Lächeln erhellte die vergrämten Züge.

„Meiner Treu," murmelte er halblaut, „das sind die ersten Störche, die ich seit den Tagen, da das fremde Kriegsvolk hier lagerte und das Land verwüstete, wieder in dieser Gegend sehe. Sollten sie wohl gar gekommen sein, um wieder wie ehemals im Dorfe zu nisten? Ein gutes Vorzeichen wäre das, aber ich glaub's nicht, denn sie finden ihr altes Nest nicht wieder; das Haus, auf dem es stand, hat ja der Schwede verbrannt."

Mit gespannter Erwartung sah er den Vögeln nach, die wirklich in der Richtung hinflogen, wo am Rande des Waldes die Dächer eines Dorfes hervorschimmerten. Es waren ärmliche Wohnstätten, aus Brettern und Lehm schlecht und eilig aufgeführt und notdürftig mit Stroh gedeckt; dazwischen bezeichneten geschwärzte Mauertrümmer und verkohlte Balkenreste die Stellen, wo ehemals stattliche Bauernhöfe von massivem Bau gestanden hatten. Die Dorfkirche mußte ebenfalls bei einem Brande halb zerstört worden sein, denn sie war ohne Turm, mit einem Notdach von Stroh gedeckt, und die scheibenlosen Fenster ließen Wind und Regen frei eindringen; das Pfarrhaus jedoch, welches neben der Kirche stand, war aus Fachwerk neu und sauber hergestellt und bildete mit seinem roten Ziegeldach und seinen hellen, bleigefaßten Scheiben einen freundlichen Gegensatz zu dem Elend und dem Verfall ringsumher.

Auf dem Dache dieses Hauses ließ jetzt das Storchenpaar sich nieder, und als der alte Bauer das sah, rief er laut und freudig: „Gelobt seien die Heiligen, die Störche bleiben hier, das bedeutet gewiß die Rückkehr besserer Zeiten!" Dabei glitt sein Blick von den rauchgeschwärzten Trümmerresten des Dorfes über die umliegenden Felder hin, die größtenteils unbebaut, mit Buschwerk und Unkraut bewachsen waren, und seine Gedanken flogen zurück in eine ferne Vergangenheit, wo er auf diesen wüsten Fluren ein Meer von goldenen Ähren hatte wogen sehen. Das war lange, lange her, er war alt und grau geworden seitdem, und unter den schweren Drangsalen und dem furchtbaren Elend eines Krieges, der ein ganzes Menschenalter dauerte, hatte er fast vergessen, daß er einst andere, bessere Tage gekannt. Das Erscheinen der Störche weckte aber plötzlich alte Erinnerungen in seiner Seele, und Bilder aus einer Zeit, die wie ein halbvergessener Traum hinter ihm lag, traten wieder vor sein inneres Auge.

Vor vierzig Jahren hatte er an einem ebenso sonnigen Frühlingsmorgen mit seinem Vater auf diesem selben Felde geackert: damals zogen zwei stattliche Pferde den Pflug, ringsum sah man sorgsam bebautes Land, dicht und grün standen die Wintersaaten; zwischen den die Landstraße einfassenden Obstbäumen schimmerten die grauen Mauern und holzgeschnitzten Giebel der dörflichen Bauernhöfe hervor, und darüber funkelte hell im Sonnenschein das vergoldete Kreuz des Kirchturms. Und sein junges Herz war leicht und fröhlich gewesen, denn er war der reichste Bauernsohn im Dorfe, und vor ein paar Wochen hatte er des Schulzen einziges Kind, die hübsche Emmerenz, heimgeführt, das Leben erschien ihm so voll Lust und Freude, daß er hätte laut aufjubeln mögen und gar nicht begreifen konnte, warum der Vater so sorgenvoll aussah und stumm und finster vor sich hin brütete, bis dieser endlich sein Schweigen brach und zu ihm sagte:

„Aloys, mein Sohn, es zieht ein Wetter von Süden und Osten heran, das schlimmer ist als Hagelschlag und Blitzstrahl. Da drunten in Böhmen schlagen sie schon lange aufeinander, aber nun rücken die Kriegsvölker auch gegen unsere Gauen an, und immer näher bedroht uns die Kriegsfurie. Gestern

Maienluft. Gemalt von Max Michael.



erst habe ich Hafer und Korn nach der Stadt liefern müssen zur Verpflegung der Soldaten, die der Landgraf anwerben läßt, und schon ist für die nächste Woche eine neue Lieferung ausgeschrieben; dabei kommt das schlechte Heckengeld immer mehr in Umlauf, auf dem Wochenmarkte zu Warburg, wo die Mutter Butter und Eier feil hielt, drängten ihr die Käufer die leichte Münze auf, und wie sie dann beim Krämer die bunten Bänder zum Brautstaat deiner Schwester einhandeln wollte, da weigerte sich der, das schlechte Geld zu nehmen, für das sie doch eben selbst ihre gute Ware hatte hingeben müssen, und verlangte alte, vollwichtige Münze. Ja, es sind böse Zeiten im Anzuge, und viel Not und Drangsal werden sie über den Bauer bringen ...."

Diese Prophezeiung hatte er nur zu bald sich erfüllen sehen; die Gegend zwischen Werra und Fulda und das Land der roten Erde hatten in den folgenden Jahren furchtbar zu leiden durch unaufhörliche Truppendurchzüge, und Freund und Feind, der Bayer wie der Schwede hausten gleich erbarmungslos. An Hab und Gut, an Leib und Leben wurde der Landmann geschädigt, das Vieh aus dem Stalle, das Korn von der Tenne, den Schinken im Rauchfang nahm man ihm weg, und was der plündernde Soldat nicht wegschleppen konnte, das verdarb er in seiner rohen Zerstörungswut, die grünen Saatfelder zerstampften die Hufe seiner Pferde, die schweren Betten, der Bäuerin Stolz, schnitt er auf und ließ die Federn zur Kurzweil in der Luft herumfliegen, Tische und Bänke zerschlug er zu Brennholz, und wenn seine Habgier vergeblich nach versteckten Schätzen gesucht hatte, mißhandelte er die Hausbewohner und setzte ihnen zum Abschied noch den roten Hahn auf das Dach..

Es waren alles Bilder voll wilden, entsetzlichen Grauens, die an der Erinnerung des alten Bauern vorüberzogen, und wie warm ihm auch die Frühlingssonne auf den gebeugten Rücken schien, es überrieselte ihn doch ein kalter Schauder, als er jetzt langsam die rechte Hand erhob und die beiden verkrüppelten Finger derselben betrachtete. In einer Nacht, als Baners wilde Scharen in das schon fünfmal geplünderte Dorf brachen und von den Bauern, die selbst kaum mehr als die vier nackten Wände ihrer Häuser ihr eigen nannten, Geld und Lebensmittel verlangten, hatten sie auch bei ihm nach vergrabenen Schätzen geforscht, und da er nicht gestehen konnte, wo er solche versteckt hatte, weil er längst keinen roten Heller mehr besaß, banden sie ihm den Zeige- und Mittelfinger zusammen und fuhren dann mit dem eisernen Ladestocke so lange zwischen den Fingern auf und ab, bis das Fleisch sich von den Knochen löste, eine damals bei den Schweden sehr gebräuchliche Art von Tortur, um Geständnisse zu erpressen. Aus Ärger darüber, daß dieses Mittel bei ihm wirkungslos blieb, mißhandelten sie auch seinen Vater und sein Weib und steckten ihm endlich auch noch das Haus über dem Kopfe an. Die Schrecken dieser Nacht kosteten dem alten Mann das Leben, der Frau den Verstand, bis auch sie bald der Tod von allem Elende erlöste. Dann kamen böse Seuchen, die sicheren Folgen des Krieges und des Mangels, in das Land, und Aloys sah eines seiner Kinder nach dem anderen in das Grab sinken, bis ihm von seiner ganzen Familie nur eine Tochter übrig blieb, und an dieser sollte er auch nicht viel Freude erleben, denn kaum erwachsen, lief die hübsche Dirne, das echte Kind einer zuchtlosen Zeit, mit einem Soldaten aus dem Korps des bayrischen Generals Mercy davon, und viele Jahre blieb der Vater ohne alle Kunde von der Entflohenen.

Da endlich wurde es Frieden; auf allen Straßen in deutschen Landen ritten Trompeter einher, um dem gesamten Volke zu verkünden, daß der lange Krieg nun zu Ende und wirklich zu Münster der Friede unterzeichnet worden sei. F r i e d e! Für die ganze jüngere Generation war das ein Wort von fremdem Klange; im Kriege geboren, im Kriege aufgewachsen, konnten sie sich keine Vorstellung machen von einer Welt, in der nicht mehr geraubt, gemordet und geplündert werden, in der nicht mehr als höchstes Gesetz das Recht des Stärkeren gelten sollte. Die Alten, die sich einer solchen Zeit wie eines halbvergessenen, schönen Traumes aus ihrer Jugendzeit erinnerten, erzählten Wunderdinge davon, und die Kinder und Enkel hörten staunend zu und freuten sich der Wiederkehr so goldener Tage.

Aber mit dem Friedensschluß waren die Wunden noch nicht geheilt, die der Krieg geschlagen hatte: bis die verbrannten Dörfer wieder aufgebaut, die verwilderten Felder wieder urbar gemacht, die verödeten Land-

striche wieder bevölkert waren, bedurfte es einer langen Zeit, denn nach dreißig Kriegsjahren war Deutschland nichts mehr als ein mit Trümmern bedecktes Leichenfeld; und schrecklicher und beklagenswerter noch als der äußere Ruin und das materielle Elend der Nation war die Verwilderung und Zuchtlosigkeit der Gemüter, denen in den Drangsalen und Gefahren des Krieges jeder Sinn für Recht, Sitte und Ordnung verloren gegangen war. Schwer und widerwillig gewöhnte sich der entlassene Soldat, der bisher von Raub und Plünderung gelebt, an geregelte bürgerliche Thätigkeit, und nur langsam kehrte Zucht und Sitte in die Häuser der verarmten, verwilderten Bürger und Bauern zurück.

Was die Soldaten im Kriege an Geld und Beute gewonnen, das verpraßten sie nach dem Frieden rasch in den Schenken bei Wein und Würfelspiel, und die wilden zuchtlosen Banden dieser entlassenen Söldlinge wurden bald eine wahre Landplage, mochten sie nun, solange ihr Säckel gefüllt war, in den Herbergen mit Streit und wüsten Gelagen dem friedlichen Bürger ein Ärgernis geben, oder, nachdem ihr Geld und Gut verpraßt war, als freche Bettler, unter Drohungen ein Almosen wie ihr Recht heischend, von Ort zu Ort ziehen. Zuweilen geschah es wohl auch einmal, daß ein Soldat mit seinem Beuteanteil in das heimatliche Dorf zurückkehrte und von dem Gelde sich einen Bauernhof kaufte, der damals spottbillig zu haben war, weil die auf dem Grund und Boden ruhenden Lasten so groß, die Kornpreise so niedrig, und es in dem menschenarmen Lande so sehr an Arbeitskräften mangelte, daß manche Besitzer großer Güter einzelne Parzellen derselben auf Jahre hinaus umsonst verpachteten unter der Bedingung, daß die Felder wieder regelmäßig bebaut würden.

Zu jener Minderzahl entlassener Soldaten, die rasch wieder den Übergang zu bürgerlicher Arbeit fanden, gehörte der Tochtermann des Aloys.

Bald nachdem es Friede geworden, trat eines Tages in die Hütte des alten Bauern ein Soldat, begleitet von einem Weibe, an dessen Schürze ein kleiner Bube hing. Aloys Waldert hatte Mühe, in dem verwitterten, wüsten Gesichte der Frau die lieblichen, reinen Züge des Mädchens wieder zu erkennen, das ihn einst verlassen, um dem schmucken bayrischen Kürassiere zu folgen, aber er zeigte sich schnell bereit, der Tochter zu verzeihen, kam sie doch, wie sie sagte, zurück, um den Vater im Alter zu pflegen, und die blanken Thaler, die der Schwiegersohn prahlend auf den Tisch zählte, trugen auch dazu bei, ihn mild und versöhnlich gegen die Neuankommenden zu stimmen. Mit der Heimkehr der Tochter begannen auch wirklich bessere Tage für den schwergeprüften, greisen Bauer: die kräftigen Arme Josephs, seines Schwiegersohnes, der etwas vom Zimmerhandwerk verstand, halfen ihm sein früheres Haus, von dem noch die Mauern standen, wieder bewohnbar machen; die mitgebrachten Thaler — es waren ihrer freilich nicht allzuviele — reichten doch aus, um den unentbehrlichsten Hausrat anzuschaffen, und nach langen Jahren empfand der alte Mann zum erstenmal die Wohlthat eines geordneten Heimwesens.

Manches blieb ihm jedoch noch zu wünschen übrig, der ehemalige Soldat konnte die Gewohnheiten des Lagerlebens nicht so schnell ablegen, regelmäßige, stetige Thätigkeit widerstrebte ihm, und hatte er ein paar Wochen fleißig gearbeitet, so lag er dafür wieder tagelang in der Schenke und vertrank und verjubelte den letzten Rest der mitgebrachten Beute. Die Frau fand sich auch nur schwer in die Ordnung einer festen Häuslichkeit, das freie Leben, das sie ehedem, mit dem Troß des Heeres ziehend, geführt, erschien ihr in der Rückerinnerung von der schönsten Seite, und im Vergleich damit dünkte es ihr jetzt hart, am Herd und am Waschtrog stehen und in Wind und Sonnenbrand auf dem Felde arbeiten zu sollen, und manches böse, scheltende Wort mußte der Vater darüber hören, daß sie um seinetwillen in dies elende Dorf zurückgekommen sei. Dieser ertrug mit schweigender Geduld das rohe Wesen des Schwiegersohnes und die keifenden Reden der Tochter, und vom ersten Tage des Frühlings bis im Spätherbst der erste Schnee fiel, war er draußen auf dem Acker beschäftigt, zu pflügen, zu säen, zu jäten und zu schneiden. Wie schwer auch oft die Arbeit seinen steifen Gliedern und seinem gebeugten Rücken werden mochte, ihm däuchte es schon ein Glück, daß der Bauer wieder Feldarbeit thun konnte, ohne fürchten zu müssen, daß die Hufe von Kriegsrossen die Ähren zerstampfen würden. Wenn er jetzt die goldenen Körner der teuren Saatfrucht in die schwarzen Furchen

warf, so durfte er doch darauf rechnen, daß der Ertrag der Ernte ihm die eigene Scheuer füllen werde, und wenn er, nachdem ihm die Soldaten das letzte Rind aus dem Stalle genommen, sich selbst vor den Pflug hatte spannen müssen, so besaß er wenigstens jetzt doch wieder eine Kuh, um das Feld zu ackern. Kam dann um Mittag der kleine, blondlockige Vincenz, um dem Großvater die warme Hafersuppe und ein Stück schwarzen Brotes zu bringen, so dankte er Gott dafür, daß er ihm in seinem Alter noch so gute Tage beschert habe, und verzehrte zufriedenen Sinnes das kärgliche Mahl, das des Enkels kindliches Geplauder ihm würzte.

An den kleinen Vincenz dachte er eben auch jetzt, als er gewahrte, daß die Störche wirklich Stroh und Reisig herbeischleppten, um auf dem Dache des Pfarrhauses ihr Nest zu bauen, und er freute sich darauf, dem Knaben, der gewiß noch keinen Storch gesehen, die fremden Vögel zu zeigen. Dem Stande der Sonne nach mußte es schon nahe an Mittag sein, und er schaute den Weg entlang, ob er den Kleinen noch nicht kommen sähe, als das Rollen eines Wagens seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung hin lenkte. Eine große Karosse, von vier schönen Pferden gezogen, schwankte in dem Schlamm und den tiefen Löchern der ausgefahrenen, von dem Frühlingsregen durchweichten Landstraße schwerfällig hin und her.

„Heda, Bauer!" rief, als der Wagen näher kam, eine Stimme, und aus dem Fenster desselben beugte sich ein Mann, dessen dunkles Auge und gelblichblasse Gesichtsfarbe den Südländer verrieten, „kann Er uns nicht sagen, ob wir hier auf dem rechten Wege nach Elbhausen sind?"

Aloys schob den Messingkamm, der sein spärliches graues Haar auf dem Scheitel zusammenhielt, noch mehr zurück, und mit der bedächtigen Langsamkeit, die dem niederdeutschen Bauer eigen ist, wiederholte er: „Elbhausen! Wollt Ihr nach Elbhausen fahren, Herr?"

„Er hört es ja, guter Freund, daß wir nach Elbhausen wollen, zeige Er uns also nur schnell den Weg dahin," rief ungeduldig der Fremde, auf dessen Kopf, als der weite, dunkle Schlapphut sich jetzt etwas verschob, eine Tonsur sichtbar wurde.

„Fahrt nur immer weiter gerade durch das Dorf dort," versetzte Aloys, der jetzt, nachdem er in dem Fremden einen Geistlichen seiner Kirche erkannt hatte, zu jeder Auskunft bereit war, „und dann wendet Euch links den Wald entlang, wo Ihr das Schloß von Elbhausen bald vor Euch liegen sehen werdet."

Eine kleine Silbermünze flog aus dem Wagenfenster gerade vor die Füße des alten Aloys, der das Geldstück zuerst mißtrauisch anschaute und dann zögernd aufhob. „Es kann ja kein Hexengeld sein," murmelte er, die Münze zwischen den Fingern drehend und mit der anderen Hand ein Kreuz schlagend, „der Teufel geht zwar jetzt in allerlei Gestalt umher, doch am lichten, hellen Tage vexiert er doch wohl so leicht keinen frommen Christenmenschen. Aber seltsam ist's doch, daß mir dieser Fremde so mir nichts dir nichts einen ganzen Mariengroschen schenkt, heutzutage, wo das bare Geld so rar ist im Lande!"

Der Wagen fuhr indessen langsam weiter, und als er durch das Dorf rollte, drängten sich halbnackte Kinder und schmutzige Weiber neugierig herzu und starrten verwundert auf die elegante Karosse und den darin sitzenden fremden Herrn. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf die ärmlichen Lehmhütten und die zerlumpten, elenden Gestalten und murmelte: „Maledetto! Ist dieses Deutschland ein armes, unwirtliches Land! So viel Elend, Schmutz und Armut habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, als seitdem ich die Alpen überschritten. Und je weiter ich nach Norden komme, um so schlimmer scheint es damit zu werden, es ist fürwahr keine leichte Aufgabe für mich, ein paar Monate lang in diesem öden, verwüsteten Lande bleiben zu müssen, unter einem Himmel, der mir im Vergleich zu dem Italiens immer grau erscheint, auch wenn er wolkenlos ist wie heute."

Er hüllte sich fröstelnd in seinen pelzverbrämten Mantel von dunklem Kamelott und lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück. Der Wagen rollte jetzt, obgleich man einen Berg hinanfuhr, doch rascher vorwärts, weil die mit Pappeln bepflanzte Straße hier weit besser erhalten war. Auf halber Höhe des Berges stand auf einem kleinen Plateau ein aus grauen Steinen massiv erbautes, schloßähnliches Haus, hinter welchem mehrere mit Stroh gedeckte Wirtschaftsgebäude sichtbar wurden, während vor dem-

selben, nur durch die sich weiter den Berg hinaufziehende Landstraße von ihm getrennt, ein großer Garten lag. Der Wagen hielt nun an der hohen Sandsteintreppe, ein gutgekleideter Diener sprang hinzu, den Schlag zu öffnen, und zugleich erschien in der Thür des Hauses der Freiherr von Elben, der dem aussteigenden Fremden rasch entgegeneilte, ihn mit zeremonieller, fast devoter Höflichkeit begrüßend.

„Mein teurer Freund, mein hochverehrter Abbate," sagte er, indem er dem Geistlichen den Arm bot und ihn die Treppe hinaufführte, „wie freue ich mich, Euch unter meinem schlechten Dache willkommen heißen zu dürfen. Ihr habt mir in dem Briefe," setzte er leiser hinzu, während seine kleinen, schlauen Augen mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung auf das Gesicht des Abbate sich richteten, „der mir Eure Ankunft meldete, gar nichts über den Zweck Eurer Reise gesagt, und ich bin in der That sehr begierig, denselben zu kennen."

„Davon reden wir später," flüsterte ihm der Abbate zu, „der Auftrag, den ich von meinen Oberen erhalten habe, ist sehr wichtig und bedarf zu seinem Gelingen der strengsten Geheimhaltung und Eures willfährigsten Beistandes."

„Dessen könnt Ihr allezeit versichert sein," entgegnete unterwürfig der Freiherr, indem er die Thür eines Zimmers öffnete. „Einstweilen nehmt Eure Gemächer in Augenschein, ich fürchte, Ihr werdet manche gewohnte Bequemlichkeit vermissen, obgleich es die besten des Schlosses sind und ich aus Kassel und Paderborn zu ihrer Ausstattung alles herbeischaffen ließ, was dort nur irgend aufzutreiben war, aber freilich blieb das Resultat meiner Anstrengungen weit hinter meinen Wünschen zurück. Ihr müßt eben vorlieb nehmen mit dem, was ich Euch zu bieten vermag, und bedenken, daß Ihr hier nicht in Rom, dem Mittelpunkte der Welt, seid, sondern in einem abgelegenen Erdenwinkel eines durch den Krieg verwüsteten und verarmten Landes."

Der Abbate ließ einen raschen Blick durch das Gemach gleiten, das mit seinen dunkelgetäfelten Wänden, seinem kahlen Fußboden und den schweren, plump gearbeiteten Eichenholzmöbeln dem an die Pracht und den Luxus italienischer Paläste gewöhnten Manne keinen sehr behaglichen Eindruck machen konnte.

„Und nun bitte, folgt mir zu Tische," fuhr der Freiherr fort, „Eure Ankunft hat sich fast um eine Stunde verzögert, und das Essen wird, wie ich besorge, durch das lange Warten nicht besser geworden sein."

Der Abbate zog seine Uhr heraus. „Ihr habt recht, ich habe mich fast um eine Stunde verspätet; bei den grundlosen Wegen hierzulande ist das freilich natürlich."

Herr von Elben betrachtete neugierig die Uhr, ein großes, eirundes Gehäuse von massivem Golde, das der Abbate noch in der Hand hielt. „Habt Ihr noch keine solchen Dinger gesehen?" fragte dieser. „Sie sind doch eine deutsche Erfindung, diese kleinen Uhren, die man in der Tasche tragen kann, man nennt sie nach der Stadt, in der sie gemacht werden: Nürnberger Eier."

Der Freiherr betastete aufmerksam die Uhr und hielt sie an sein Ohr. „Und dies kleine Ding geht richtig, so daß Ihr immer genau die Zeit wißt, wenn Ihr es bei Euch tragt?" fragte er verwundert. „Gehört habe ich wohl schon von solchen Taschenuhren, aber diese ist die erste, die ich sehe, denn bis so eine neue Erfindung in unsere abgelegenen Wälder kommt, das dauert immer lange, und dann," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „hätte ich ja auch nicht das Geld, um so kostbare Sachen zu kaufen, ich bin ja nur der Verwalter des Vermögens meiner Nichte... Doch nun kommt zum Essen."

„Erlaubt nur, daß ich zuvor etwas Toilette mache und den Reisestaub abschüttele. Da kommt ja auch schon mein Diener Pietro mit meinem Gepäck."

Der Genannte erschien eben in der Thür, gefolgt von zwei Dienern des Hauses, welche mit Koffern und Kisten beladen waren. Der italienische Kammerdiener des Abbate öffnete rasch ein paar Koffer, und nach wenig Minuten hatte er den bestaubten Reiseanzug seines Herrn mit einem eleganteren Gewande vertauscht, dessen Haar geordnet und ihm Gesicht und Hände mit wohlriechenden Essenzen erfrischt. Herr von Elben sah mit neidischen Blicken diesen Toilettenmanipulationen des gewandten Italieners zu.

„Einen vortrefflichen Kammerdiener habt Ihr da, Signor Abbate. Der meinige, der Sohn des Meßners aus dem hiesigen Dorfe, ist ein so ungeschickter Tölpel, daß ich es meistens vorziehe, mich selbst zu bedienen. Ich bin wirklich schon ganz verbauert, seit

ich in diesem verwünschten Lande wohne, und weiß kaum noch, wie ein vornehmer Mann zu leben gewohnt ist."

„Das lernt sich rasch wieder," meinte lächelnd der Abbate und folgte dem Freiherrn, der ihn in ein am anderen Ende des langen Korridors gelegenes Gemach führte, in dessen Mitte eine weiß gedeckte, mit schweren silbernen Geräten besetzte Tafel stand. Bei dem Eintritt des Abbate ging ihm eine junge Dame rasch entgegen, und ihm die Hand reichend sagte sie in lebhaftem Tone: „Wie freue ich mich, Euch hier zu sehen, Signor Abbate! Aber ich darf wohl kaum hoffen, daß Ihr Euch meiner unbedeutenden Persönlichkeit noch erinnert?"

Es wurde dem Abbate schwer, in der verblühten Blondine mit den harten, scharfgewordenen Zügen das junge Mädchen wieder zu erkennen, dessen rosiges, maifrisches Gesicht er vor acht Jahren in den kerzenschimmernden Sälen des Louvre bewundert hatte, aber der gewandte Weltmann wußte seine Betroffenheit gut zu verbergen, und die dargereichte Hand an seine Lippen führend, sagte er galant: „Wer einmal das Glück hatte, Euch zu begegnen, vergißt Euch gewiß nicht wieder."

„Meine Nichte Beatrix," sagte der Freiherr jetzt, dem Abbate eine zweite junge Dame vorstellend, die sich mit leichtem Anstand vor ihm verneigte, während ihre großen, dunklen Augen forschend, beinahe mißtrauisch zu dem Fremden aufblickten.

„Maria Gonsalvo!" murmelten leise die Lippen des Abbate, als er sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem schönen Mädchen verneigte.

„Und nun erlaubt, daß ich Euch noch mit dem Pfarrer unsers Dorfes und seinem Vikar bekannt mache," fuhr der Freiherr fort, indem er zwei Herren in geistlicher Tracht herbeiwinkte, die sich bis jetzt bescheiden im Hintergrunde gehalten hatten. Der Abbate erwiderte die schüchterne Begrüßung der beiden Priester mit ein paar verbindlichen Worten, in denen jedoch mehr Herablassung als kollegialische Freundlichkeit lag, und ließ sich dann, der Aufforderung des Hausherrn folgend, an der Tafel nieder, wo er seinen Platz neben Sidonie und dem alten Pfarrer erhielt, während Beatrix zwischen ihrem Onkel und dem Vikar ihm gegenüber saß. Sidonie knüpfte sogleich ein lebhaftes Gespräch mit dem fremden Gaste an, der mürrische, grämliche Zug, der sonst um ihre schmalen Lippen lag und sie so viel älter erscheinen ließ, hatte einem freundlichen Lächeln Platz gemacht, und in ihre matten Augen war plötzlich ein heller Glanz gekommen; die Gegenwart des Abbate, dem sie in Paris öfters begegnet war, rief ihr die glückliche Zeit des Glanzes und der Jugend in das Gedächtnis zurück, da man sie in den Salons der französischen Hauptstadt als „la blonde Allemande" gefeiert hatte, und das Leben so hell und heiter vor ihr zu liegen schien. Die unerwartete Abberufung ihres Vaters, den der Kurfürst von Bayern, nachdem er längere Zeit in dessen Heer gedient und sich die Gunst einflußreicher Generäle zu gewinnen gewußt, mit einer geheimen diplomatischen Mission nach Paris gesandt, hatte damals allen den glänzenden Zukunftsträumen seiner hübschen Tochter ein jähes Ende bereitet, und sie grollte, obgleich manches Jahr seitdem verstrichen, noch immer mit dem Schicksal, das sie gerade in dem Augenblicke, wo, wie sie meinte, ein französischer Herzog im Begriff gestanden, ihr Herz und Hand zu Füßen zu legen, zwang, Paris zu verlassen. Sie haßte Deutschland, sie haßte den Aufenthalt in Elbhausen, obgleich derselbe an Behagen und wohl auch an Zerstreuungen immer noch mehr bot, als das Leben in dem kleinen Landstädtchen, in welches sich der in Ungnade gefallene Diplomat nach seiner Abberufung aus Paris zurückgezogen hatte, und sie war deshalb sehr glücklich, in dem Abbate einen Mann gefunden zu haben, mit welchem sie von dem, was sie „ihre Welt" nannte, sprechen konnte, und von dem sie erwarten durfte, daß er ihre „distinguierten Manieren" und ihre „elegante Tournüre" besser zu würdigen verstehe als die derben Landjunker und schlichten Edelfrauen aus der Umgegend, die hier ihre einzige Gesellschaft bildeten. Der Abbate ließ es auch als gewandter Weltmann ihr gegenüber an verbindlichen Reden und Komplimenten nicht fehlen, aber sie bemerkte doch mit stillem Ärger, daß seine Aufmerksamkeit eine geteilte war und sein Blick immer wieder hinüber zu ihrer Kousine flog, bis auch jene selbst dies gewahrte und mit schalkhaftem Lächeln fragte: „Ihr seht mich so oft an, Herr Abbate, darf ich fragen, was Euch an meinem Gesichte so auffällig scheint?"

„Ihr gleicht Eurer Mutter so sehr,“ entgegnete der Abbate, „daß, wenn ich Euch anblicke, ich die Kontessa Maria Gonsalvo zu sehen vermeine.“

Ein tiefer Ernst breitete sich über die lieblichen Züge Beatrixens. „So habt Ihr meine Mutter gekannt, Signor? O, dann müßt Ihr mir viel von ihr erzählen, ihrer Kindheit, ihrem Vaterhaus, wo ihr ja noch ein Bruder lebt...“

„Signor Luigi, Euer Onkel,“ unterbrach sie der Abbate.

„Ihr kennt ihn,“ rief Beatrix, „bringt mir wohl Grüße von ihm?“

Der Abbate schüttelte das Haupt. „Nein, Signora, von Eurem Onkel bringe ich Euch keine Grüße; wer ein geistliches Gewand trägt, ist im Palazzo Gonsalvo bei dem jungen Erben wenig willkommen, und das Leben, das der wilde Luigi führt...“ Er brach mit einem Blick auf die beiden Damen ab und fuhr in salbungsvollem Tone fort: „Der Bruder ist leider seiner Schwester sehr unähnlich, denn Eure Mutter, Signora, die ich schon kannte, als sie noch ein Kind war, konnte schon im zartesten Alter manchen Erwachsenen durch ihre innige Frömmigkeit beschämen, wie denn auch ihr Sinn, als sie zur Jungfrau herangereift war, stets der Welt und ihren Freuden abgewandt blieb, und alle ihre Wünsche dahin gingen, im Kloster ein stilles, gottgeweihtes Leben zu führen.“

„Sie hat es aber doch vorgezogen, meinen Vater zu heiraten,“ warf Beatrix lächelnd ein, „und ist ihm gern in dies rauhe, nordische Land gefolgt, wo sie unter unserm grauen Himmel nie ihre sonnige Heimat vermißte, weil sie hier ihr Glück gefunden hat.“

„Wer sagte Euch denn, daß sie glücklich war?“ fiel der Abbate in scharfem Tone ein. „Ihr wart kaum vier Jahre alt, als sie starb, aus eigener Erfahrung könnt Ihr darüber also nichts wissen.“

Beatrix sah ihn befremdet an. „Meine Amme hat mir oft erzählt, wie zärtlich sich meine Eltern geliebt und wie glücklich meine Mutter gewesen ist.“

„Eure Amme!“ wiederholte der Abbate, verächtlich die Achseln zuckend. „Ihr Zeugnis fällt wohl hier kaum ins Gewicht, denn einem solchen Weibe von niederer Herkunft muß ja alles Verständnis fehlen für die Gemütszustände einer hohen, edlen Frau . . . Wir sprechen später noch einmal eingehender über diesen Punkt, für jetzt gestattet mir nur noch die Bemerkung, daß ein frommes, zartbesaitetes Frauenherz sich immer aus den Stürmen des Weltlebens nach dem stillen, friedlichen Hafen eines Klosters sehnen wird.“

Beatrix warf mit einer lebhaften Bewegung die dichten, schwarzen Locken aus der Stirn zurück und rief mit blitzenden Augen: „Nein, Herr Abbate, da bin ich anderer Meinung! Ich liebe die Welt, ich will all ihre Lust und all ihren Schmerz kennen lernen, ich fürchte mich nicht vor Stürmen und Kämpfen, denn ich fühle Kraft genug in mir, um ihnen zu trotzen.“

„Beatrix, thörichtes Kind!“ sagte der alte Pfarrer und hob warnend den Finger auf. „Fordert doch nicht das Schicksal heraus mit solchen vermessenen Reden. Die Heiligen mögen Euch gnädig vor Stürmen und Kämpfen bewahren und Euer Lebensschicksal sicher in einen stillen Hafen geleiten.“

Beatrix schüttelte den Kopf, und ein trotziger, fast herausfordernder Blick streifte dabei die bleichen Züge des neben ihr sitzenden jungen Geistlichen, der in tiefes Sinnen verloren vor sich hinstarrte und dem Gespräch gar nicht gefolgt zu sein schien. „Nein,“ sagte sie eifrig, ihre Worte mehr an diesen als an den alten Pfarrer richtend, „ich will nicht vegetieren, sondern leben, ich ziehe den Kampf mit dem Sturme auf offener See der beschaulichen Ruhe im sicheren Hafen vor.“

Der Abbate blickte mit dem Ausdruck fragender Befremdung zu dem Freiherrn herüber, der unmutig den Kopf wiegte, während Sidonie mißbilligend die spärlichen Augenbrauen in die Höhe zog. Es trat eine unbehagliche Pause in der Unterhaltung ein, die der Abbate zuerst unterbrach, indem er sich mit der Frage an den alten Pfarrer wandte, ob seine Dorfgemeinde viel vom Kriege gelitten habe?

„Sehr viel,“ erwiderte der Pfarrer. „Im Anfang der zwanziger Jahre hatte dieses Dorf noch ein paar hundert Einwohner, meist reiche Bauern, die in stattlichen Häusern wohnten und wohlgefüllte Scheunen und volle Ställe hatten, jetzt sind kaum noch 150 Menschen hier im Orte; statt der massiven Wohngebäude stehen elende Lehmhütten da, und an Vieh ist solcher Mangel, daß nicht mehr als zwei Pferde im ganzen Orte zu finden sind und der, welcher eine Kuh

besitzt, schon für einen vermögenden Mann gilt. Ich kam als ein junger Kaplan hierher, als eben die Schlacht am weißen Berg geschlagen war, bin während der ganzen schlimmen Kriegszeit immer hier gewesen und habe so von Jahr zu Jahr das Elend und die Not wachsen sehen."

„Nun, wir haben ja jetzt Frieden," sagte der Abbate, „da werden die Wunden, die der Krieg dieser Gegend geschlagen hat, wohl bald heilen."

„Ich fürchte, darüber wird noch eine geraume Zeit hingehen," versetzte mit einem Seufzer der Pfarrer. „Ihr seid rasch durch das Land gereist und habt deshalb nicht ganz zu übersehen vermocht, wie furchtbar dieser lange Krieg die deutschen Gauen verheert und verwüstet hat, und — was noch schlimmer ist — wie sehr das Gemüt des Volkes durch die Not und das Elend, welches es ein Menschenalter lang ertragen hat, verwildert ist. Während der Dauer jenes endlosen Krieges ist ein rohes gewaltthätiges Geschlecht herangewachsen, das Recht und Gesetz nicht kennt und nicht achtet, und bis diese Kinder einer wilden Zeit es wieder lernen, an bürgerliche Ordnung, an Zucht und Sitte sich zu gewöhnen, darüber werden noch viele Jahre verstreichen, und ich zweifle oft, ob das jetzt lebende Geschlecht dies überhaupt je wieder lernen wird."

„Ihr seht die Dinge in einem sehr düsteren Lichte, mein geehrter Konfrater, so schlimm steht es hoffentlich doch noch nicht um die deutsche Nation! Was sagt Ihr dazu, Herr Vikar?" wandte sich der Abbate jetzt an den jungen Priester. Dieser fuhr wie aus einem Traum empor, und es war ein seltsam verschleierter, halb abwesender Blick, mit dem sich seine großen, tiefblauen Augen auf den Fremden richteten.

„Es sieht schlimm genug aus hier im Lande," sagte er mit einer tiefen, klangvollen Stimme, „und es ist nur wenig besser geworden, seit wir Frieden haben. Wie es vor dem Kriege im Deutschen Reiche aussah, das weiß ich nicht, denn ich bin erst während desselben geboren worden; soweit ich zurück zu denken vermag, ist es immer dasselbe Elend gewesen, und wer kann wissen, ob wir in diesem unglücklichen Lande je bessere Tage sehen werden."

„Solch verzagter Kleinmut paßt schlecht zu Euren Jahren," tadelte der Abbate, „die Jugend pflegt doch sonst die Zukunft gern in rosigem Lichte zu sehen. Ihr habt wohl selbst in der Kindheit viel von der Kriegsnot gelitten? Seid vermutlich eines Bauern Sohn aus dieser Gegend und habt als Knabe Haus und Hof der Eltern von wilden Kriegsknechten plündern und einäschern sehen, und das hat Euch den frischen Jugendmut geraubt."

„Ich bin nicht in dieser Gegend geboren und habe meine Eltern nie gekannt," entgegnete der Vikar.

„So seid Ihr ein Findelkind?" sagte der Abbate, und aus seinem Ton klang eine mitleidige Geringschätzung.

Eine leichte Röte flog über die Stirn des jungen Mannes, und er sagte rasch: „Ich weiß allerdings nicht den Namen meiner Eltern, noch den Ort, wo ich geboren wurde, aber ich bin trotzdem nicht auf der Straße gefunden und bin guter Leute Kind. Ich mochte etwa sechs Jahre zählen, als meines Vaters Haus, das weit von hier in einer gebirgigen Gegend lag, mitten in der Nacht von einem Soldatentrupp überfallen wurde. Ich habe eine dunkle Erinnerung von wildem Lärm und lautem Geschrei, von blitzenden Waffen und strömendem Blut und von Flammen, die rot und gierig am Getäfel der Wände hinauf leckten." ..

„Und was geschah weiter?" fragte der Abbate mit plötzlich erwachtem Interesse, als der junge Geistliche inne hielt und mit der Hand über die Augen fuhr, als wolle er die Bilder verscheuchen, die sich vor dieselben drängten.

„Ich kann mich auf nichts besinnen, was dieser Schreckensstunde unmittelbar folgte," erwiderte er. „Meine erste deutliche Erinnerung knüpft sich dann später wieder an lange, ermüdende Wanderungen, bei welchen ich mit einer Schar von Weibern und Kindern einem großen Haufen bewaffneter Männer nachzog. Eine Frau, die ich gewiß war, nie in meinem Vaterhause gesehen zu haben, nahm sich meiner an, sie schlug und liebkoste mich abwechselnd, gab mir zu essen, wenn mich hungerte, und trug mich zuweilen auf ihren Armen, wenn die kleinen, müden Füße gar nicht mehr fort konnten. Sie mißhandelte mich oft sehr, wenn sie betrunken war, aber sie hatte doch eine Art von roher Zärtlichkeit für mich, und ohne ihre Sorge und Pflege würde ich unter den Strapazen und Anstrengungen der langen Märsche inmitten des

wüsten Gesindels, das dem Heere Tillys als Troß folgte, längst zugrunde gegangen sein. Ein paar Jahre vergingen so, da wurde das Weib, das sich meiner angenommen hatte, bei einer Soldatenrauferei erstochen, von den anderen bekümmerte sich niemand um mich, sie ließen mich, als ich bald darauf erkrankte und nicht mehr mit fort konnte, wie einen Hund am Wege liegen. Ein Köhler, der im Walde ganz in der Nähe dieses Dorfes einen Meiler brannte, fand mich unter einem Baume halb verschmachtet liegen und erbarmte sich meiner. Er trug den vom Fieber geschüttelten Knaben in seine Hütte, die neben dem Meiler stand, pflegte mich, bis ich genesen war, und behielt mich darauf ganz bei sich. Eines Tages, als ich im Walde Beeren suchend mich verirrt hatte, begegnete ich dem Herrn Pfarrer hier. Er fragte mich, wer ich sei und wie ich in diese Gegend gekommen, und als ich ihm darauf meine Schicksale, soweit ich mich deren erinnern konnte, erzählte, fühlte er Mitleid mit dem armen, fremden Knaben, der in so früher Jugend schon ganz allein und verwaist in der Welt dastand, und bot mir in seinem Hause eine Freistatt."

Der Freiherr gab eben ein Zeichen, von der Tafel aufzustehen, und als alle sich erhoben hatten, trat der Vikar, wie von einem plötzlichen Impuls getrieben, zu dem alten Pfarrer und küßte ihm hastig und verstohlen die Hand, indem er leise sagte: „Ich werde nie vergessen, wieviel ich Eurer Güte zu danken habe."

„Also Euer Pflegesohn, Konfrater?" sagte der Abbate, der die kleine Scene beobachtet hatte, und sein Blick glitt prüfend über die edlen, feingeschnittenen Züge und die schlanke, etwas nach vorn gebeugte Gestalt des jungen Mannes. „Es steht Euch wirklich auf dem Gesicht geschrieben, Herr Vikar," fuhr er freundlich fort, „daß Ihr von guter Herkunft seid, ich möchte wetten, daß adliges Blut in Euren Adern fließt; vielleicht ist in Euch der Sprößling eines alten ritterbürtigen Geschlechtes verloren gegangen."

„Das ist sehr möglich," versetzte gleichgültig der junge Geistliche, „denn das Haus, an das meine ersten Erinnerungen sich knüpfen, war ein großes steinernes Gebäude mit Türmen und Zugbrücken, und der Mann, den ich Vater nannte, trug ein Schwert an der Seite und einen Hut mit wallender Feder, auch weiß ich mich sehr gut zu entsinnen, daß er mich einmal zu sich auf das Pferd hob und ich mich beim Reiten an der goldenen Kette festhielt, die er um den Hals trug."

„Und Ihr habt weiter gar keine Erinnerung von der Gegend, in der Ihr geboren, von dem Geschlechtsnamen Eurer Eltern, findet Ihr in Eurem Gedächtnis gar keinen Anhaltspunkt, der Euch Licht über Eure Herkunft geben könnte?" forschte der Abbate.

„Nein," entgegnete mit ruhiger Bestimmtheit der Vikar, „alle Erinnerungen, die mir aus den ersten Jahren meines Lebens geblieben, sind völlig unklar und schattenhaft. So viel des Entsetzlichen und Grauenhaften ist an dem Tage jenes Überfalles auf die Seele des Knaben eingestürmt, daß diese Eindrücke alle früheren ausgelöscht haben. Ich weiß außer dem, was ich Euch eben erzählt habe, auf nichts weiter mehr mich zu besinnen, als daß man mich im elterlichen Hause Wolfram nannte."

„Ja," fiel der Pfarrer ein, „das wußte der Knabe sich noch zu erinnern, als ich ihn zu mir nahm, und er bat mich, ihn Wolfram zu nennen und nicht mehr Kaspar, wie man ihn gerufen, da er noch mit dem Troß des Tillyschen Heeres auf den Landstraßen einherzog. So gab ich ihm denn den Namen und fügte, weil er aus der Hütte eines Kohlenbrenners zu mir kam, noch Köhler hinzu, und so heißt er seitdem: Wolfram Köhler."

„Und habt Ihr nie einen Versuch gemacht, etwas über Eure Heimat, Eure Eltern zu ergründen?" fragte nachdenklich der Abbate.

„Wie wäre das jetzt noch möglich?" entgegnete Wolfram. „Das Weib, welches mich, Gott weiß aus welchem Grunde, aus dem brennenden Vaterhause mit sich fortschleppte, ist längst tot, und wer weiß auf welchen Schlachtfeldern jetzt die Knochen der Soldaten bleichen, die damals jenen Überfall ausführten, welcher mich Eltern, Namen und Heimat kostete."

Beatrix zog unmutig die dunklen Brauen, die über der feinen Nasenwurzel sich vereinigten, noch dichter zusammen, und zu dem Abbate sich wendend sagte sie lebhaft: „Nicht wahr, Signor, Ihr könnt es auch nicht verstehen, wie man mit so kühler Gleichgültig-

keit sich bescheiden und in tadelloser Ruhe verharren mag, wenn es gilt, über die wichtigsten Fragen des eigenen Lebens, über Eltern und Herkunft sich Licht zu verschaffen. Wäre ich an der Stelle unsers Vikars, längst schon würde ich ausgezogen sein in die weite Welt, um meine Heimat zu suchen und zu erforschen, ob meine Wiege in den Hallen einer stolzen Ritterburg gestanden, und mir nicht das Recht zustehe, Helm und Schild im Wappen zu führen!"

Wolfram blickte ruhig in ihre leuchtenden Augen, und ein Lächeln voll weltverachtender Resignation spielte um seine Lippen. „Solche Nachforschungen," versetzte er die Achseln zuckend, „würden ganz fruchtlos sein, denn es ist mir nicht die leiseste Spur einer Erinnerung geblieben, die mir dazu eine Handhabe bieten könnte, ich weiß nichts, als daß mein Vaterhaus in einer gebirgigen Gegend stand, und deren gibt es ja so viele in deutschen Landen, wie vermöchte ich da diejenige herauszufinden, welche meine Heimat ist?"

„Und welches Heil könnte dir auch aus solchen Nachforschungen erwachsen, selbst wenn sie, was ja ganz unmöglich ist, zu einem Resultate führen würden?" sagte der Pfarrer und legte die Hand auf die Schulter Wolframs, „sie würden nur dein Gemüt unruhig machen, mein Sohn, denn selbst wenn es dir gelänge, deinen Geburtsort aufzufinden, und deine Eltern den Überfall und die Zerstörung ihres Hauses überlebt hätten, was doch sehr unwahrscheinlich ist, so besitzest du doch kein einziges Merkmal und Zeichen, woran sie dich als den vor zwanzig Jahren verlorenen Sohn erkennen könnten. Die Kirche, deren Diener du geworden, wird dir Heimat und Eltern ersetzen, der gottgeweihte Priester kann der Familienbande leicht entbehren."

Beatrix wandte sich mit schmollender Miene ab und lockte den großen Jagdhund zu sich, der hinter dem mächtigen Kachelofen lag, dessen blau und weiß glasierte Kacheln Scenen aus der biblischen Geschichte zeigten. Der Freiherr warf einen Blick durch das Fenster, und da die Sonne immer noch hell und warm draußen schien, so schlug er vor, einen Gang durch den Garten zu machen, weil er hoffte, dabei eine Gelegenheit zu finden, den Gast allein zu sprechen, die er längst ungeduldig herbeisehnte, um den Zweck seines überraschenden Besuches zu erfahren. Aber er sah sich in seiner Erwartung getäuscht, denn der alte Pfarrer bemächtigte sich sogleich seiner, um ihm ein Anliegen vorzutragen, das ihm sehr am Herzen lag, nämlich den Bau eines neuen Hauses für den Meßner, der allerdings sehr nötig war, da in der verfallenen Hütte, in welcher dieser bis jetzt mit seiner Familie gehaust, gestern die eine Hinterwand eingestürzt war. Sidonie benutzte den Moment, wo die Aufmerksamkeit ihres Vaters von dem Pfarrer in Anspruch genommen war, um mit dem Abbate rasch vorauszugehen und mit ihm die Erinnerungen an Paris und die schönen Zeiten, die sie dort verlebt, wieder wachzurufen, indem sie sich nach diesem und jenem ihrer gemeinsamen Bekannten erkundigte und dazwischen sich in Klagen darüber erging, wie schrecklich es für eine Dame von ihrer Bildung und Erziehung sei, hier in dieser weltabgeschiedenen Gegend, zwischen rohen Landjunkern und deren einfältigen, jeder gesellschaftlichen Tournüre entbehrenden Frauen und Töchtern ihre Jugend vertrauern zu müssen. Der Abbate war ein zu galanter Kavalier, um ihr zu zeigen, daß er sich lieber mit Beatrix unterhalten hätte, und antwortete in höflichster Weise auf alle ihre Fragen und Reden, aber wenn sie weniger mit sich selbst und dem Eindruck, den sie auf ihren Begleiter machen wollte, beschäftigt gewesen wäre, so würde sie bemerkt haben, daß es ihm Anstrengung kostete, den Faden des Gesprächs festzuhalten, und daß seine Augen sich oft auf Beatrix richteten, die an der Seite des jungen Vikars leichten, elastischen Schrittes vor ihnen herging. Ihre dunklen Locken flogen im Winde, und ihre biegsame Gestalt, deren schöne, weiche Konturen das enganliegende Gewand von feinem schwarzen Tuch noch mehr hervorhob, zeigte sich frei, denn sie hatte trotz der jetzt schon empfindlich kühl gewordenen Temperatur weder Tuch noch Schleier umgelegt.

„Wird sich Eure Kousine nicht erkälten?" fragte der Abbate, der in dem rauhen Winde zu frösteln begann. „Beatrix?" sagte Sidonie, „o nicht doch, sie ist ein robustes Landfräulein, das Wind und Wetter nicht scheut, während ich bei meiner zarten Konstitution vor jedem kalten Lufthauch mich hüten muß." Der Abbate, welcher sah, daß der Zwischenraum zwischen ihm und Beatrix sich immer vergrößerte, und dem ein Spaziergang an Sido=

niens Seite nicht viel Vergnügen versprach, fing das Wort auf und sagte rasch: „Dann thun wir in der That besser, in das Haus zurückzukehren, statt Eure zarte Gesundheit der Gefahr einer Erkältung auszusetzen; mir deucht, es weht recht rauh von Norden her.“ Sidonie war ganz damit einverstanden, und sie wandten sich wieder dem Hause zu, wohin ihnen der Freiherr mit dem Pfarrer bald folgte, während Beatrix und der Vikar den Gang durch den Garten fortsetzten. Sie waren anfangs schweigend nebeneinander hingeschritten, jetzt wandte sich Beatrix zu ihrem Begleiter, der, den Blick zu Boden gerichtet, in tiefes Sinnen verloren an ihrer Seite wandelte, und sagte halb lachend, halb ärgerlich: „An was denkst du nun wieder, Wolfram, daß du stumm wie ein Fisch neben mir hergehst?“

Er fuhr wie aus einem Traum empor, und es klang ein Ton des Tadels aus seiner Stimme, als er gemessen und förmlich erwiderte: „Redet Ihr mit mir, Fräulein Beatrix?“

„Fräulein Beatrix von Elben, Erb- und Gerichtsherrin auf und zu Elbhausen!“ lachte sie hell auf. „So gib mir nur auch gleich meinen vollen Titel, aber ich nenne dich deshalb doch Wolfram und du, wenn wir allein sind. Für mich bist du immer noch der alte Wolfram, mit dem ich als Kind durch Feld und Wiesen sprang, mit dem ich Vogelnester, Blumen und Beeren gesucht, und es klingt mir ungeheuer lächerlich, ja es bleibt mir förmlich in der Kehle stecken, wenn ich dich jetzt Herr Vikar und Ihr nennen soll, weil du auf der hohen Schule warst und die Weihen bekommen hast.“

„Und doch müßt Ihr es thun,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit.

„Vor den Leuten, ja,“ gab sie zögernd zu, „ich sehe freilich nicht recht ein, warum, aber der Onkel und Sidonie sagen, es schicke sich so, und der Pfarrer meint es auch, so füge ich mich — doch wozu Komödie spielen, wenn wir allein sind?“

„Weil man dem, was Sitte und Herkommen gebieten, sich immer fügen soll, auch wenn kein fremdes Ohr als Zeuge da ist.“

„Pedant!“ sagte sie schmollend und die roten Lippen aufwerfend.

„Scheltet mich nicht Pedant, weil ich streng an der äußeren Form der herkömmlichen Sitte festhalte, glaubt mir, es bringt der Menschennatur immer Nachteil, wenn wir uns über sie hinwegsetzen. Bleibe ich denn nicht ebenso gut Euer Freund, wie ich es in den Tagen der Kindheit gewesen, wenn Ihr mich jetzt auch in einer fremderen Weise anredet, wie es den veränderten Verhältnissen entspricht?“

„Da Ihr es denn durchaus wollt,“ sagte sie unmutig, „so muß ich suchen, mich daran zu gewöhnen, obgleich ich die Notwendigkeit dafür wahrhaftig nicht einsehe.“

Wolfram antwortete nichts, und sie gingen wieder eine Weile stumm nebeneinander hin, bis Beatrix plötzlich lebhaft sagte:

„Es ist doch schade, Wolfram, daß du ein Priester geworden! Regt sich nie das adlige Blut, das sicherlich in deinen Adern fließt, und möchtest du nicht lieber ein Kriegsmann sein, der sein Glück auf seines Schwertes Spitze trägt und im Donner der Schlacht sich Ruhm und Ehre, Macht und Herrlichkeit der Welt erstreitet?“

Wolfram schüttelte das bleiche, schöne Haupt. „Nein, das alles lockt mich nicht; was die Gegenwart, was dieses öde, aller Schönheit, aller Poesie bare Zeitalter, in dem wir leben, seinen Kindern an Macht und Herrlichkeit zu bieten vermag, hat keinen Reiz für mich . . .“

Sie sah ihn halb verwundert, halb mitleidig an. „Ich verstehe dich, Euch,“ verbesserte sie sich lächelnd, „wirklich nicht mehr. Etwas von einem Träumer waret Ihr zwar schon als Knabe, aber seit Ihr von Münster zurückgekommen, ist es, als wandeltet Ihr fortwährend in einem wachen Traum umher, und die Menschen und Dinge um Euch scheinen wie Schatten an Euch vorüber zu gleiten; man sollte meinen, Ihr lebtet mit Euren Gedanken stets in einer ganz anderen Welt.“

„Das thue ich auch,“ rief er, und sein verschleierter Blick wurde plötzlich klar und leuchtend, und seine gebeugte Gestalt richtete sich schlank und stolz empor, „ich lebe in einer Welt des Glanzes, der Schönheit, der Poesie, welche ich, obgleich sie längst unter Schutt und Trümmern versunken ist, doch wie mit leiblichen Augen schaue! Es ist die Welt der Griechen, die mir in den unsterblichen Dichtungen eines Homer, in den erschütternden Tragödien eines Äschylos und Sophokles, in den lichtvollen Werken eines Plato und Aristoteles wieder aus toter Ver-

gangenheit zu lebendiger Gegenwart geworden ist . . . Daß in unserm, durch endlose Kriege verwüsteten und verödeten Lande, wo der Bauer durch Not und Elend in fast tierische Stumpfheit versunken ist und die oberen Klassen roh und ungebildet jedes Sinnes für höhere, geistige Genüsse entbehren, das Leben öde, reizlos und arm ist, war mir, als ich anfing selbständig zu denken, bald zum Bewußtsein gekommen, aber ich meinte, die Welt sei nun einmal so geartet, es sei dies alles auch in früheren Zeiten wenig anders gewesen, man müsse sich daher resignieren und ohne weiteres Nachgrübeln sich in diese einmal von Gott so geordneten Verhältnisse schicken. Da lehrte mich ein junger, am Kollegium zu Münster als Lehrer angestellter Jesuitenpater die Werke der griechischen Dichter und Denker kennen, und wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen: die schöne, ideale Welt, von der ich bisher nur eine dunkle, sehnsuchtsvolle Ahnung im tiefsten Herzen getragen, hatte wirklich einmal existiert; unter einem ewig heiteren Himmel, in einer paradiesisch schönen Gegend, an den Ufern eines in stiller Ruhe blauenden Meeres, lebte einst, frei von der gemeinen Sorge um des Lebens Notdurft, ein Volk, dessen ganzes Dasein dem Kultus der Schönheit, der Poesie und der Kunst geweiht war; ein Volk, dem es vergönnt gewesen war, in der Fülle seiner Jugendkraft Heldenthaten zu vollbringen, die seine heimischen Sänger in Liedern verherrlichten, welche noch nach Jahrtausenden die Herzen der Leser mit Entzücken und Begeisterung erfüllen; das dann später in glücklichen Kämpfen seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Übermacht asiatischer Despoten behauptete und damit für alle Zeiten dem Gedächtnis der Menschheit die erhabene Wahrheit einprägte, daß auch auf den Schlachtfeldern, wo die Nationen im blutigen Waffenspiel miteinander ringen, nicht die materielle Macht, sondern der höhere sittliche Gedanke den Sieg verleiht; ein Volk, das endlich, nachdem auch seine Herrlichkeit dem Fluch alles Irdischen, der Vergänglichkeit, erlegen, und die kleinen Epigonen eines Miltiades, eines Perikles dem Joch des welterobernden Römers sich beugten, noch mit den geistigen Waffen seiner Bildung, seiner Kunst und Wissenschaft den Sieger besiegte, so daß griechische Sprache und griechische Sitte Herrscherinnen wurden in der Stadt am Tiber. Und nicht nur dem stolzen Römervolk, nein auch der Kultur aller späteren Völker hat der griechische Geist den Stempel seines Wesens aufgedrückt. Was wir nordischen, deutschen Barbaren an Verständnis für Kunst und Poesie besitzen, ist uns allein vermittelt worden durch die Kenntnis der Werke jener alten Griechen ..."

Beatrix hatte dieser begeisterten Rede befremdet und überrascht gelauscht. Jetzt, da er einen Moment innehielt, sagte sie rasch mit leisem Spott: „Ich freue mich, daß es doch noch etwas gibt, das Euch aus der träumerischen Lethargie, in die Ihr so ganz versunken scheint, aufrütteln kann, und daß Ihr noch im stande seid, Euch für irgend einen Gegenstand zu begeistern. Freilich," setzte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu, „will mich diese Begeisterung für die alten Griechen, die doch Heiden waren, bei einem katholischen Priester etwas sonderbar dünken."

„Was kümmert's mich," versetzte er lebhaft, „ob sie Heiden oder Türken waren! Die Schönheit, die Poesie, die Kunst hat keine Konfession."

„Darin mögt Ihr recht haben," sagte Beatrix, „und ich will auch gern zugeben, daß im Vergleich zu jenen Zeiten des Altertums, in denen ein Homer dichtete, ein Plato und Sokrates lehrten, die Gegenwart sehr öde, arm und reizlos erscheinen muß, aber es ist eben die Gegenwart, in der wir leben, in der wir mit unserm ganzen Sein und Wesen wurzeln, und die deshalb trotz alledem, was ihr fehlen mag, doch so unendlich mehr Wichtigkeit und Interesse für uns hat, als eine von dem Schutt der Jahrhunderte bedeckte tote Vergangenheit."

„Nein," rief er, und eine schwärmerische Begeisterung leuchtete aus seinen Augen, „nein, diese Vergangenheit ist nicht tot, sie redet zu mir in hundert Zungen! Jenes Volk, das in ferner, grauer Vorzeit, in Gegenden, die mein Auge nie geschaut, einst gelebt hat, das ist mein Volk, dem ich mich unendlich näher, verwandter fühle als den Menschen, unter denen ich hier wandle und atme . . . Das Land der alten Griechen ist die Heimat meiner Seele, mir vertrauter als der Boden, auf dem hier mein Fuß schreitet... Wie oft steige ich in meinen wachen Träumen die Stufen zur Akropolis hinauf und labe mich an all dem Schönen, das Natur und Kunst da dem Auge bieten: in ehrfürchtiger Bewunderung schaue ich empor zu der

Statue des olympischen Zeus, der in erhabener Herrlichkeit dort thront, freue mich des Anblicks seiner Tochter, der jungfräulichen Athene, die, hoch oben auf des Berges Gipfel stehend, ihre Hand schützend ausbreitet über die ihr geweihte Stadt, welche mit ihren grünen Orangen- und Myrtenhainen, ihren weißen Marmortempeln, ihren stolzen Säulengängen, ihrem bunten Häusergewimmel sich ausdehnt bis zu den Ufern des Meeres, auf dessen blauer Fläche Schiffe, die weißen und purpurnen Segel vom Winde geschwellt, dem Piräus zustreben... Und ich steige hinab in die Stadt selbst, sehe in den Hallen der Gymnasien herrliche Jünglingsgestalten im fröhlichen Wettkampf miteinander ringen, sehe auf dem geräumigen Marktplatz die versammelten Bürger um die Rednerbühne eines gefeierten Volksmannes sich drängen, mit rauschendem Beifall seine patriotische Rede begleitend, und dann wieder sitze ich selbst unter der Schar wißbegieriger Schüler, zu den Füßen eines Plato, eines Sokrates... O Beatrix, ich sage Euch, mir ist diese versunkene griechische Welt lebendige Gegenwart; alle meine Gedanken, alle meine Interessen wurzeln in ihr, an dem Mark ihres Geistes nährt sich meine Seele, und mit wohlthätigem Schleier verdeckt sie mir das Elend, die Armut und Öde meiner wirklichen Umgebung, meines eigenen Lebens!"

„Eigentlich klingt mir alles, was Ihr da sagt, doch recht seltsam und unverständlich," sagte das junge Mädchen nachdenklich. „Habt Ihr schon über diese Dinge mit Eurem ehrwürdigen Pflegevater, dem Pfarrer, gesprochen? Mich dünkt, er würde mit Eurer Schwärmerei für das alte Heidenvolk der Griechen, die Euch gleichgültig macht gegen alles, was Euch umgibt, gar nicht einverstanden sein, und während ich nur fühle, daß Ihr damit auf einen falschen Weg geraten seid, könnte er Euch das mit Gründen beweisen."

„Wir würden einander darin jedenfalls nicht verstehen," entgegnete Wolfram, „und deshalb schweige ich lieber gegen ihn von dem, was meine ganze Seele erfüllt."

„Er hat aber ein Recht auf Euer Vertrauen," warf Beatrix mahnend ein.

„Auf mein Vertrauen? Nein! Aber wohl auf meine Dankbarkeit, und die bethätige ich ihm am besten, indem ich die für den alternden Mann zu schwer werdenden Pflichten des seelsorgerischen Berufes auf meine Schultern nehme: ich lese die Frühmesse für ihn, damit er sich nicht der kalten Morgenluft auszusetzen braucht, ich sitze am Bette der Kranken und stärke sie mit geistlichem Zuspruch, ich gehe an seiner Stelle durch Wind und Wetter, Nacht und Winterschnee zu den fernsten Hütten des Kirchsprengels, um den Sterbenden den Trost der Kirche zu bringen, und stundenlang harre ich im Beichtstuhl aus und ermesse schaudernd den Abgrund von Roheit und tierischem Stumpfsinn, der sich mir aus den Sündenbekenntnissen unserer Landleute enthüllt, in deren Seelen das Elend und die harte Not, unter deren Druck sie leben, jeden geistigen Funken erstickt zu haben scheint... Indem ich dies alles für meinen Pflegevater übernehme, glaube ich ihm zu vergelten, was er einst für den verwaisten Knaben gethan."

Der Name des Pfarrers lenkte Beatrixens Gedanken auf etwas anderes, die letzten Worte Wolframs verhallten schon ungehört an ihrem Ohr. „Was mag der Besuch dieses italienischen Abbate zu bedeuten haben?" sagte sie plötzlich.

„Ich habe auch schon darüber nachgedacht; sollte er wirklich, wie er vorgibt, nur gekommen sein, um Euren Oheim wieder zu sehen, den er von früher her kennt?"

„Daran zweifle ich, mir sagt vielmehr eine unabweisliche Ahnung, daß sein Kommen in irgend einer Beziehung zu mir und meinem künftigen Schicksal steht. Es ist sonderbar, denn ich bin doch sonst nicht eben ängstlich und schreckhaft, aber ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß mir von diesem Manne ein Unheil droht. Er ist mir unheimlich; wenn seine stechenden, schwarzen Augen sich so forschend auf mich richten, ist es mir, als lege sich eine kalte Hand auf mein Herz, und eine unbestimmte, namenlose Furcht schleicht mir fröstelnd durch die Adern."

„Aber was in aller Welt könntet Ihr von dem italienischen Priester zu fürchten haben?"

„Das frage ich mich selbst und kann keine Antwort darauf finden...! Vielleicht hat mich nur deshalb in seiner Nähe eine solche Bangigkeit beschlichen, weil mir mit dem Eintritt eines fremden Elementes in unsern Kreis so recht zum Bewußtsein kam, wie einsam und verlassen ich seit dem Tode meines teuren Vaters im Leben stehe, denn

die, welche mir jetzt die Nächsten sein sollten, der Oheim und die Base, sind mir feindlich gesinnt. Mich täuscht nicht des Vormundes gleißnerische Freundlichkeit, noch Sidoniens unterwürfiges Wesen, sie hassen mich beide, weil sie mich um den Besitz Elbhausens beneiden."

„Ich fürchte, Ihr habt darin nur zu recht," murmelte Wolfram leise.

Sie waren jetzt auf einer kleinen Anhöhe angelangt, auf welcher ein Tempel aus unbehauenen Baumstämmen mit einem Strohdach gedeckt errichtet war, von dem aus man die Landstraße eine ziemliche Strecke weit überschauen konnte. Ein einzelner Reiter wurde jetzt dort in der Ferne sichtbar, und Beatrixens scharfes Auge erkannte bald dessen Züge, die von einem breitrandigen Hute überschattet wurden. „Ich glaube wirklich," rief sie, und der trübe Ernst, der sich über ihr Gesicht gelagert, wich einem heiteren Lächeln, „da kommt der Desenberger, der Engelbert Spiegel, geritten, so ist er also von seiner Reise zurückgekehrt. Kommt, Wolfram, wir wollen rasch in das Haus gehen, um den Junker bei seiner Ankunft zu begrüßen. Es freut mich, daß er wieder da ist, er ist doch ein gar ehrlicher, braver Gesell, ein bißchen täppisch zwar zuweilen und recht ungeschlacht, aber ein Herz wie Gold."

„Und er ginge für einen freundlichen Blick von Euch durch Feuer und Wasser," setzte Wolfram hinzu.

„Das war, ehe er sich auf Reisen begab," lachte Beatrix übermütig, „aber jetzt wird er in der Ferne so viele schönere Mädchen gesehen haben, daß er mich darüber längst vergessen hat."

Das Auge des jungen Priesters ruhte sinnend auf Beatrix; vielleicht dachte er, daß man weit in der Welt umherwandern könne, ehe man ein schöneres Gesicht finden werde als das holde Mädchenantlitz, das hier mit schelmischem Blick zu ihm aufsah. Aber wenn ein solcher Gedanke in ihm aufstieg, so sprach er ihn nicht aus, sondern sagte einfach: „Ich glaube nicht, daß der Junker Euch vergessen hat, und zweifle nicht im mindesten daran, daß er heute noch ebenso lebhaft wie vor sechs Monaten den Wunsch hegt, Euch als sein Ehegemahl heimzuführen."

Ein leichtes Rot färbte Beatrixens Wange, aber ihr Auge begegnete doch unbefangen dem lächelnden Blick des jungen Priesters. „Meint Ihr das wirklich, Wolfram?" fragte sie nachdenklich, „die alte Brigitte sagt es auch und redet mir alle Tage eifrig zu, des Junkers Antrag anzunehmen, wenn er nach seiner Rückkehr wieder um mich werben sollte. Sie glaubt immer, daß der Ohm Böses gegen mich im Schilde führe, und rät mir, recht bald einen Gatten zu wählen, damit ich in ihm einen Beschützer gegen den Vormund hätte."

„Wir leben in einer schlimmen Zeit, und eine verwaiste Jungfrau, wie Ihr, thut auf alle Fälle wohl, sich des Schutzes eines braven, ehrenfesten Mannes zu versichern, darin hat Eure Amme ganz recht."

„So ratet Ihr mir, dem Engelbert Spiegel meine Hand zu reichen?" fragte Beatrix, die dunklen Augen mit dem Ausdruck kindlichen Vertrauens auf Wolfram richtend. „Wenn Ihr wirklich der Meinung seid, daß dies das Beste für mich ist, dann will ich es thun. Ihr seid ja so viel klüger als ich und kennt mich von Jugend auf, so wißt Ihr wohl besser als ich selbst, was mir frommt..."

„Nicht ich," fiel Wolfram hastig ein, „Euer Herz allein muß hier entscheiden. Wenn Ihr glaubt, den Junker lieben zu können, dann nehmt seinen Antrag an."

„Lieben?" wiederholte Beatrix sinnend. „Ich bin ihm gut, nicht so gut wie Euch und Brigitten, doch von Herzen gut, aber wenn man jemand liebt, so meine ich, müßte das ganz, ganz anders sein . . . Nein, Liebe, wirkliche Liebe könnte ich, glaube ich, nie für den Junker fühlen..."

„Prüft Euch genau, ehe Ihr Euch einem Manne für das ganze Leben zu eigen gebt," sagte Wolfram ernst, „und fragt Euer Herz; seine Stimme kann hier allein entscheiden."

„Das ist ja eben das Unglück," lachte sie, indem sie mit einer Bewegung voll schalkhafter Anmut die schlanken Finger auf das Herz legte, „es sagt gar nichts, nicht ein bißchen rascher schlägt es, seit ich den Junker Engelbert wieder gesehen, und er war doch ein halbes Jahr fort. O wüßte ich nur, was ich thun soll; sag du es mir, Wolfram!" setzte sie bittend hinzu und ergriff in harmloser Vertraulichkeit seine Hand. Er zog sie leise aus der ihrigen und versetzte in einem fast strengen Tone: „Redet doch nicht gleich einem Kinde, Beatrix! Wie kann in solch einer wichtigen Frage ein anderer für Euch die Entscheidung treffen! Überlegt es Euch

wohl, welche Antwort Ihr dem Junker geben wollt, wenn er jetzt zum zweitenmal als Freier vor Euch tritt. Als er vor einem Jahre um Euch warb, da sagtet Ihr ihm, Ihr wäret noch zu jung, um an Verlobung und Ehe zu denken, verspracht ihm aber einen bestimmteren Bescheid, im Fall er nach Jahresfrist seinen Antrag wiederholen werde. Die Zeit ist nun da, und Ihr müßt Euch entschließen, denn Ihr dürft kein Spiel treiben mit der Liebe eines ehrlichen Männerherzens. Sagt ja oder nein, aber haltet den Junker nicht hin mit trügerischen Hoffnungen."

Sie warf unter den langen Wimpern hervor einen schelmischen Blick auf den jungen Priester, dessen bleiches Gesicht sich jetzt im Eifer des Gesprächs etwas gerötet hatte. „Ei, Wolfram, Ihr werdet ja ganz lebhaft, indem Ihr dem Junker das Wort redet; ich sehe schon, Ihr wollt, daß ich ihm meine Zusage gebe. Meinetwegen mag's denn auch drum sein. Am liebsten sagte ich aber doch nein … Nun, sieh mich nur nicht so zürnend an, alter, guter Wolfram, du hast mir eben erst selbst geraten, ich sollte mein Herz fragen, so muß ich doch warten, bis es spricht, und dann will ich ja gern des Junkers Frau werden … Aber jetzt komm mit mir herein, um ihn bei seiner Ankunft zu begrüßen."

Sie waren unter diesen Reden bis dicht an das Haus gelangt, und mit einem kurzen Gruß trennte sich Wolfram von Beatrix und wandte sich dem nach dem Dorfe führenden Wege zu.

„Warum willst du nicht mit in das Haus kommen?" fragte sie erstaunt. „Der Engelbert Spiegel freut sich gewiß, dich zu sehen, und ich verspreche dir auch, daß ich dich immer hübsch ehrbar ‚Ihr' und ‚Herr Vikar' anreden werde, so schwer mir auch dem alten Spielgefährten gegenüber die formelle Anrede fällt."

„Ihr dürft eben nicht vergessen, daß wir keine Kinder mehr sind."

„Wenn ich es vergesse, ist es nicht deine Schuld, du sagst es mir wenigstens oft genug. Aber ich gelobe künftig Besserung, Herr Vikar, und zum Lohn begleitet mich nun auch ins Haus."

„Nein, ich muß ins Dorf gehen; der Jakob Widmer, den gestern beim Holzfällen ein Baumast zu Boden riß, leidet große Schmerzen, und ich will sehen, ob seine Frau die Kräuterumschläge, welche Eure heilkundige Amme ihm verordnet hat, regelmäßig erneuert, und den Wein, den Ihr ihm geschickt, nicht etwa selber austrinkt, statt ihn dem Kranken zu geben."

„So geh, du barmherziger Samariter," sagte Beatrix ein wenig unmutig und schritt rasch die ins Haus führende Steintreppe hinan; auf der obersten Stufe aber blieb sie stehen, und sich auf das Geländer lehnend blickte sie träumerisch dem jungen Priester nach, bis seine schlanke Gestalt zwischen den Stämmen der letzten Pappeln verschwunden war. Dann wandte sie sich und trat in das Haus, wo sie die übrigen schon im Wohnzimmer versammelt fand.

„Warum treibst du dich bei dem rauhen Winde so lange draußen herum? Ich war schon in Sorgen, du möchtest dich erkälten," sagte Sidonie mit süßsaurer Freundlichkeit, als Beatrix erschien.

„Wo habt Ihr Euren Begleiter, den Vikar, gelassen, Signora?" fragte gleichzeitig der Abbate.

„Er ist ins Dorf gegangen zu einem Kranken," versetzte Beatrix, und zu Sidonie herantretend fuhr sie in neckendem Tone fort: „Rate, wen ich gesehen habe? Wir werden gleich Besuch bekommen."

Sidonie ließ die Stickerei, an der sie arbeitete, in den Schoß gleiten, und einen raschen Blick in den ihr gegenüber hängenden Spiegel werfend, glättete sie den breiten Spitzenkragen, der ihr bis auf die Achseln herabreichte, und zupfte die Puffen ihrer Ärmel auf, indem sie lebhaft fragte: „Besuch! O sag schnell, wer?"

In diesem Augenblick öffnete sich geräuschvoll die Thür, und ein großer, starkgebauter Mann trat mit wuchtigem Schritt herein.

„Der Junker von Spiegel!" schrie Sidonie auf, und das harte Rot ihrer Wangen wurde noch höher, als sie mit ausgestreckter Hand und geziertem Lächeln dem Fremden entgegeneilte. Dieser küßte die dargereichte Hand mit einer tiefen, regelrechten Verbeugung, der man ansah, daß sie den etwas ungeschlachten Gliedmaßen des jungen Mannes mühsam eingelernt worden war, und wandte sich dann zu Beatrix, welche ihn mit heiterer Unbefangenheit willkommen hieß. Darauf begrüßte er nach der Reihe den Hausherrn, den Pfarrer und den Abbate in ceremonieller Weise mit verschiedenen wohlgesetzten Reden, wie sie die verschnörkelte Sitte jener Zeit

Leuten, die auf feinen Ton und Weltbildung Anspruch machten, vorschrieb. Der Junker hatte offenbar das Bestreben, zu zeigen, daß er mit Nutzen gereist war und sich in der Fremde die Manieren eines feinen Kavaliers angeeignet habe, und da ihm dies große Mühe und Anstrengung gekostet, so wollte er nun auch gleich mit dem Erlernten vor seinen alten Bekannten glänzen, die ihn bisher nur als unwissenden und ungehobelten Landjunker gekannt hatten. Besonders war es Beatrix, an die er blumige Redensarten und gedrechselte Komplimente richtete und damit meistens ein mutwilliges Lachen bei ihr hervorrief, während Sidonie ihn mit aufrichtiger Bewunderung zu betrachten schien und wohlgefällig seinen Worten lauschte. Sie warf neidische und zornige Blicke auf Beatrix, wenn diese mit schelmischem Spott die schön gesetzten Komplimente des Junkers erwiderte, und machte endlich ihrem Ärger über deren Benehmen Luft, indem sie dem Abbate giftig zuraunte: „Man merkt es meiner Kousine doch sehr an, daß sie auf dem Lande aufgewachsen ist und nie gelernt hat, was einer Demoiselle von Distinktion ziemt. Scheint es doch wirklich, daß ihr der Herr von Spiegel jetzt, wo er auf seinen Reisen sich das Wesen und die Manieren eines alamoden Kavaliers angeeignet hat, weniger gefällt als früher, da er noch der rohe und ungeleckte Landjunker war."

Der Abbate lächelte. „Eure Kousine hat ein so gutes Vorbild an Euch, Signora, daß sie gewiß bald die feinen Formen der großen Welt sich aneignen wird, die Ihr in so hohem Grade besitzt."

Sidonie hatte kein Ohr für die leise Ironie, die aus seinem Tone klang, und warf dem Italiener einen dankbaren Blick zu, wandte sich aber dann rasch wieder zu dem Junker von Spiegel und forderte ihn, um seine Aufmerksamkeit von Beatrix, mit der er sich ihrer Ansicht nach zu ausschließlich beschäftigte, abzulenken, auf, ihr von seinen Reisen zu erzählen. „Ihr müßt uns nun," sagte sie, „recht ausführlich berichten von allem, was Ihr Schönes und Merkwürdiges auf Euren Reisen gesehen. Fremde Länder und deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen verfeinert den Geschmack und erweitert den geistigen Horizont des Menschen, wie ich denn überhaupt Reisen für das beste Bildungsmittel halte und deshalb jeden beklage," hier traf Beatrix ein scharfer Seitenblick, „der nie über die Grenzen der Heimat hinaus kam."

Der Junker stotterte als Antwort ein paar unzusammenhängende Worte; Sidonie war gereist, Beatrix nicht, er konnte der einen nicht recht geben, ohne die andere zu beleidigen, und wußte sich nun aus diesem Dilemma nicht herauszuhelfen. Ebenso setzte ihn die Aufforderung Sidoniens, ihr von dem, was er auf seinen Reisen gesehen und beobachtet, zu erzählen, die sie eben noch dringender wiederholte, in nicht geringe Verlegenheit, denn er war nicht sehr redegewandt, und Beatrixens lachenden Augen gegenüber wurde es ihm vollends schwer, seine Gedanken in passende Worte zu kleiden. Sein ehrliches Gesicht färbte sich immer röter, und nachdem er ein paar verunglückte Versuche gemacht hatte, seine Reiseerinnerungen zu sammeln und der Gesellschaft mitzuteilen, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend: „Ja, Fräulein Sidonie, Ihr müßt mich schon entschuldigen, wenn ich Euer Verlangen nicht erfülle; ich habe nun einmal nicht die Gabe, zu erzählen. Wenn Ihr herüberkommt nach dem Desenberg und meine Mutter besucht, will ich Euch alles zeigen, was ich von Holland mitgebracht, daran habt Ihr gewiß mehr Vergnügen, als wenn ich Euch die Menschen und die Gegenden, die ich gesehen, mit Worten schildern wollte. Auch ist es in Holland im Grunde nicht viel anders als bei uns zulande."

„Ihr habt ganz recht, Junker," fiel Beatrix mit schalkhafter Treuherzigkeit ein, „und ich glaube Euch aufs Wort, daß auch in Holland die Bäume grün, der Himmel blau und die Menschen dort auch auf zwei Beinen gehen, gerade wie bei uns."

„Ja, ja, so ist's," rief der Junker erleichtert, „Ihr trefft doch immer den Nagel auf den Kopf, Fräulein Beatrix."

Beatrix lachte hell auf und fuhr fort, den Junker mit allerlei neckischen Reden und Fragen so zu verwirren, daß er am Ende gar nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, und sich hilfesuchend zu Sidonie wandte, die denn auch willig seine Verteidigung gegen die übermütige Laune des jungen Mädchens übernahm. Während sich so in Scherz und Lachen die Unterhaltung zwischen dem Junker und den beiden Kousinen lebhaft und munter fort spann, gab der Freiherr, der bisher immer vergeblich auf eine sich von selbst dar=

bietende Gelegenheit, den Abbate allein zu sprechen, gewartet hatte, diesem jetzt einen heimlichen Wink, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, dessen Thür er, sobald der Italiener mit ihm eingetreten war, sorgfältig hinter ihm schloß. Der Abbate hatte ihm über den Zweck seines Besuches nichts weiter geschrieben, als daß es sich dabei um eine wichtige Angelegenheit handle. Da es für den Freiherrn nun nichts Wichtigeres gab als seine eigene Person, so hegte er unbestimmte Hoffnungen, es handle sich bei dem Besuche des Abbate um irgend eine diplomatische Mission, zu der man ihn aufs neue ausersehen. Konnte nicht sein geistlicher Freund, der ja in Paris Gelegenheit gehabt, sein diplomatisches Wirken und den Eifer, mit dem er die Interessen seines Herrn zu fördern gesucht, kennen und würdigen zu lernen, daraufhin den päpstlichen Stuhl bewogen haben, sich der Dienste des gewandten Diplomaten zu versichern, den der Undank des Bayernfürsten zu einem thatenlosen Dasein im Dunkel des Privatlebens gezwungen hatte? Er vergaß, während er solche Hoffnungen nährte, nur leider gänzlich, daß es ihm damals in Paris nicht nur nicht gelungen war, den kleinsten diplomatischen Erfolg zu erringen, sondern daß er sich auch noch in einen sehr ärgerlichen Handel verwickelt hatte, weil er sich, durch seinen unersättlichen Gelddurst verführt, an einem aus Leuten von höchst zweifelhaftem Rufe bestehenden Spielklub beteiligt hatte. Und, als dann von verschiedenen Mitspielern, die bedeutende Verluste erlitten, gegen den Bankhalter die Anklage falschen Spieles erhoben wurde, war er nur mit genauer Not einem Konflikt mit der Polizei entgangen, welcher Vorfall mehr als sein Mißerfolg auf diplomatischem Gebiet den Kurfürsten zur sofortigen Abberufung seines Gesandten bewogen hatte. So sehr hatte der Freiherr sich nun in die Hoffnungen, welche der Brief des Abbate in ihm geweckt, eingelebt, daß er, als jener nun wirklich gekommen, jedes Wort und jede Miene desselben in diesem Sinne deutete und jetzt, da er ihm endlich allein gegenüberstand, in atemloser Erwartung sagte: „Nun teilt mir ohne Zögern gleich den Zweck Eures Besuches mit, mein verehrter Freund und Gönner."

„Der Zweck meines Besuches steht in nächster Beziehung zu Eurer Nichte Beatrix," war die rasche Antwort.

„Zu Beatrix?" wiederholte erbleichend der Freiherr und ließ sich mit der Miene tiefster Enttäuschung in einen Sessel gleiten.

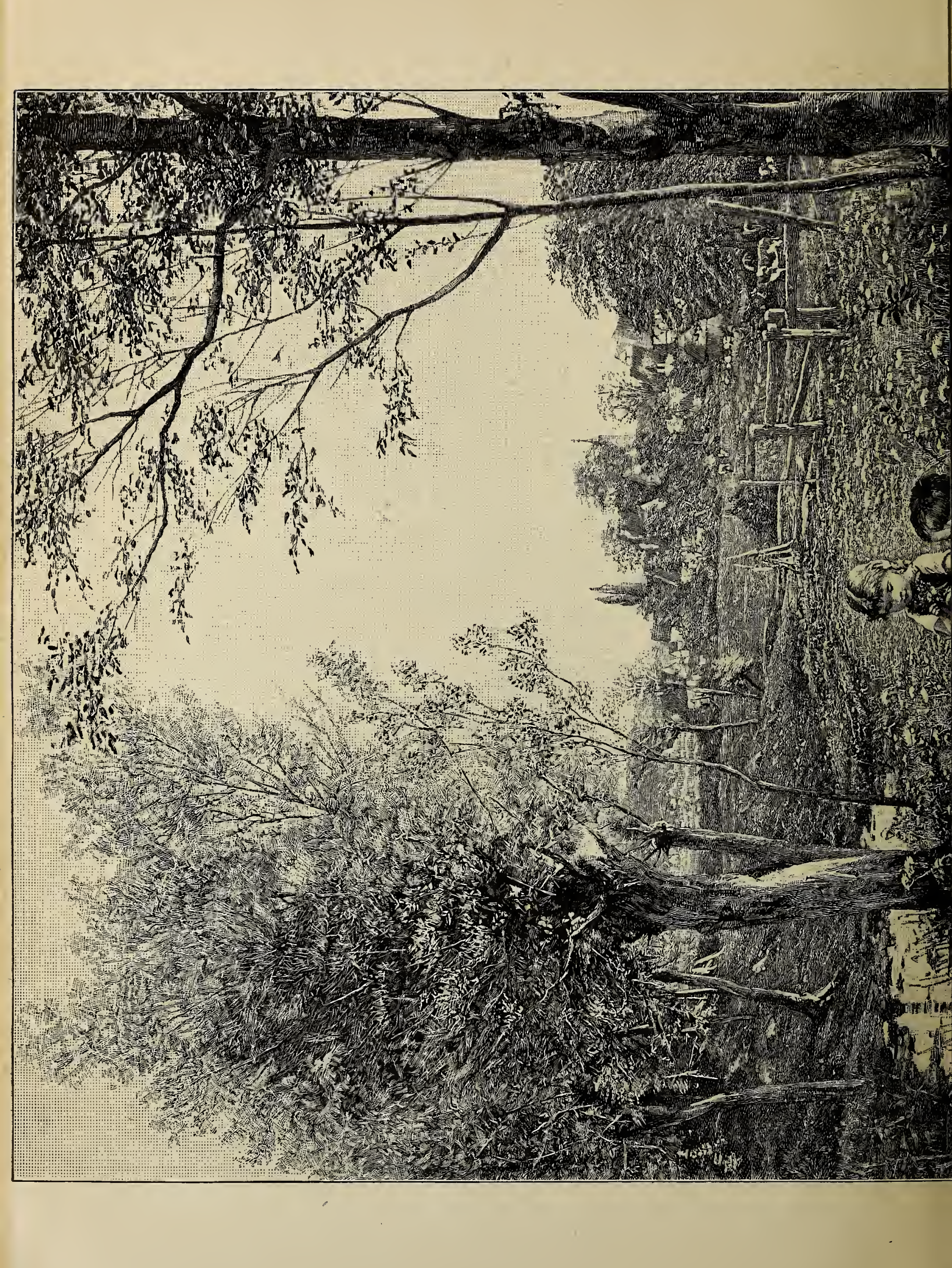
„Ja, um Eure Nichte handelt es sich," fuhr der Abbate gleichmütig fort, indem er sich behaglich in die Ecke eines Sofas lehnte, „oder vielmehr um das Vermögen der Gonsalvos."

„Das Vermögen der Gonsalvos ist ja mit Ausnahme der 20000 Skudi, welche Beatrixens Mutter als Mitgift erhielt, und mit denen sie für abgefunden erklärt wurde, in den Besitz ihres Bruders Luigi Gonsalvo übergegangen."

„Ganz recht," fuhr der Abbate fort, „nun hat aber Lorenzo Gonsalvo später Gewissensbisse darüber empfunden, daß er die Tochter dem Sohne gegenüber so sehr verkürzt hat, und um dies Unrecht in etwas wieder gut zu machen, ohne doch dem Liebling Luigi das ihm zugedachte reiche Erbe zu schmälern, machte er auf seinem Sterbebett ein Testament, in welchem er den Sohn in der freien Verfügung über das Gonsalvosche Vermögen in so weit beschränkt, daß es ihm nicht gestattet ist, die Güter mit Schulden zu belasten, und daß, falls er ohne legitime Nachkommen sterben sollte, der Besitz derselben an die Tochter seiner Schwester übergeht. Und Eure Nichte wird bald das reiche Erbe antreten, denn Luigi Gonsalvo ist von unheilbarem Siechtum befallen und kann nach dem Ausspruch der Ärzte nur noch ein paar Monate leben."

„Was hat dieses Mädchen für ein Glück!" sagte der Freiherr giftig. „Schon ist sie die Besitzerin von Elbhausen, und nun fällt ihr auch noch das ungeheure Gonsalvosche Vermögen zu."

„Ja, sie ist die Erbin ihres Onkels, daran läßt sich leider nichts ändern, aber Ihr begreift, daß die Kirche nicht so ohne weiteres einen solchen fürstlichen Besitz in die Hände einer Ausländerin übergehen lassen kann, denn wer bürgt uns dafür, daß sie nicht einen protestantischen Edelmann aus dem nahen Hessen, dem wahren Brutnest lutherischer Ideen, heiratet, und wir so eines schönen Tags in Rom das Vergnügen hätten, einen deutschen Ketzer als Eigentümer der Gonsalvoschen Güter zu sehen! Der Reichtum dieser Linie der Gonsalvos stammt überdies aus dem Nachlaß eines Jesuitenpaters des Namens her, welcher einst vom Papst nach





Am Bache. Gemalt von A. Lins.

Peru gesandt wurde und große Reichtümer dort während seiner Mission gesammelt hatte; es ist also nur billig, daß wieder an die Kirche zurückfällt, was im Dienste derselben gewonnen wurde."

Das Gesicht des Freiherrn hatte sich bei dieser Auseinandersetzung bedeutend verlängert. „Wie könnte das aber bewerkstelligt werden, da doch Beatrix, wie Ihr eben selbst sagtet, die rechtmäßige, alleinige Erbin ihres Onkels ist?" fragte er rasch.

„Es gibt zur Erreichung unsers Zieles einen sehr einfachen Weg: Eure Nichte muß bewogen werden, in ein Kloster zu treten, worauf dann selbstverständlich ihr Vermögen Eigentum der Kirche wird."

„Dieses lebenslustige Mädchen, das einen sehr entschiedenen, eigenen Willen hat, dazu zu überreden, möchte selbst für Eure Klugheit und Gewandtheit eine zu schwierige Aufgabe sein, Signor Abbate," sagte spöttisch der Freiherr.

„Nicht, wenn ich dabei auf Eure Unterstützung rechnen darf. Und Ihr werdet mir dieselbe gern gewähren, denn ich bin ermächtigt, Euch 30 000 Skudi zu versprechen, zahlbar an dem Tage, an welchem Eure Nichte in einem italienischen Kloster den Schleier nimmt. Elbhausen fällt Euch dann ja ohnedies zu, weil, wie Ihr mir einmal früher sagtet, nach Eurem Familienstatut kein Mitglied geistlicher Orden Besitzer des Gutes bleiben kann."

„30 000 Skudi!" rief Herr von Elben mit funkelnden Augen, „könnt Ihr mir das schriftlich geben?"

Der Abbate zog eine lederne Brieftasche hervor, nahm ein Papier daraus und reichte es dem Freiherrn, indem er sagte: „Genügt Euch dies mit der Unterschrift des Jesuitengenerals versehene Dokument?"

Elben überflog hastig das Schriftstück, und es dann sorgfältig in der Brusttasche seines Rockes verbergend, sagte er mit geschmeidiger Unterwürfigkeit: „Gewiß, mein verehrter Freund, dürft Ihr fest auf meinen Beistand zählen; alles was ich zum Gelingen Eures Planes beitragen kann, soll geschehen."

„Nun, dann helft mir vor allem dazu, mich über Beatrixens Charakter und Umgebung genau zu orientieren. Zuerst also, hat Eure Tochter Sidonie Einfluß auf ihre Kousine?"

„Ich muß das leider verneinen, die beiden Mädchen harmonieren nicht besonders zusammen, und Sidonie hat nicht verstanden, sich das Vertrauen Beatrixens zu erwerben."

„Ich dachte es mir... Aber wie steht es mit dem jungen Vikar? Mir kam es vor, als ob Beatrix ein sehr lebhaftes Interesse für ihn hegte."

„Er war ihr Jugendgespiele, und sie mag ihm wohl aus den Tagen der Kindheit her noch eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt haben. Übrigens ist er ein Träumer, der sozusagen mit geschlossenen Augen durch die Welt geht und für alle realen Verhältnisse des Lebens kein Verständnis hat."

„Ein religiöser Schwärmer also wohl?"

„Nicht so eigentlich; wenigstens meinte der Pfarrer Paulus neulich, sein Pflegesohn besorge zwar mit der größten Gewissenhaftigkeit alle ihm übertragenen seelsorgerischen Pflichten, aber es fehle ihm doch an dem rechten Glaubenseifer, denn er verwende alle seine freie Zeit auf das Studium der alten heidnischen Schriftsteller, und die Werke dieser Griechen und Lateiner seien das einzige, was ihn interessiere."

„Wie ist der junge Mann zu einer so gelehrten Richtung gekommen, die allerdings für einen Landpfarrer schlecht paßt?"

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht; ich gestehe, daß mir dieser stille Vikar zu unbedeutend erschienen ist, um über ihn und seine Richtung nachzudenken."

„Unbedeutend! Nein, lieber Freund, das ist dieser junge Mann gewiß nicht, in seinen Augen liegt eine Welt von Gedanken; ich werde mich jedenfalls bemühen, ihn näher kennen zu lernen, er kann möglicherweise ein recht brauchbares Werkzeug für die Erreichung unsers Zweckes werden, wenn wir ihn, ohne daß er dabei eine Absicht ahnt, für unsere Pläne zu gewinnen verstehen. Geistliche seiner Art haben immer großen Einfluß auf das Gemüt junger Mädchen, die ja fast alle einen Hang zur Schwärmerei haben, welcher durch die Berührung mit einem verwandten Elemente in der Seele eines Mannes so gesteigert werden kann, daß man durch die richtige Benutzung dieser Stimmung die ganze Handlungsweise eines Weibes zu beherrschen vermag... Doch davon reden wir später ausführlicher, jetzt sagt mir zuerst, wie steht es mit Beatrix und diesem Herrn von Spiegel? Daß er sich um sie bewirbt, erkannte ich auf den ersten Blick, aber es ist mir doch

undenkbar, daß dieser ungeschlachte deutsche Bär dem schönen, geistvollen Mädchen gefallen könnte! Und doch ist er vielleicht zu fürchten, denn wer kann die Launen eines Weiberherzens berechnen?"

„Da habt Ihr recht," versetzte der Freiherr, „aber ich glaube, daß Beatrix der Bewerbung des Junkers nicht günstig gesinnt ist, denn sie macht sich doch eigentlich immer über ihn lustig."

Der Abbate strich mit der wohlgepflegten Hand über sein glatt rasiertes Kinn und wiegte sinnend den Kopf hin und her. „Jedenfalls müssen wir trotzdem die beiden scharf im Auge behalten und mit allen Waffen der Schlauheit gegen die Bewerbung des Junkers zu Felde ziehen... Kommt, mein Freund, wir wollen uns rasch wieder zur Gesellschaft begeben, ich will die Gelegenheit benutzen, um Beatrixens Benehmen dem Freier gegenüber recht genau zu beobachten, und darnach meine Taktik einrichten... Noch eins! Den alten Pfarrer ein wenig in unser Vertrauen zu ziehen, dürfte wohl nicht rätlich sein? Mir scheint, mein guter Konfrater ist weder ein großes Kirchenlicht, noch mit großer weltlicher Klugheit begabt..."

„Nein, nein, den lassen wir jedenfalls aus dem Spiel," fiel schnell der Freiherr ein, indem er mit dem Abbate wieder in das Zimmer zurückging, wo der Junker sich eben zum Aufbruch anschicken wollte und jetzt bei dem Eintritt des Hausherrn sich an diesen mit den Worten wandte: „Ich habe von meiner Mutter den Auftrag erhalten, Euch, Herr Nachbar, und die beiden liebwerten Fräuleins hier zu einem Feste einzuladen, das sie am ersten Sonntag im Mai zur Feier meiner glücklichen Rückkehr aus der Fremde veranstalten will. Die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft bis nach Paderborn hin ist geladen und hat zugesagt, es soll recht lustig werden, und nach dem Mittagsmahl wollen wir tanzen bis in die Nacht hinein. Ihr werdet doch kommen, Herr von Elben?"

Dieser warf einen fragenden Blick auf den Abbate und erwiderte zögernd: „Mein lieber Spiegel, es sind noch drei Wochen bis dahin, wer kann auf solange hinaus eine feste Zusage geben?"

„Warum denn nicht, Ohm?" rief Beatrix. „Ein Fest mit Spiel und Tanz ist ein so seltenes Vergnügen für uns, daß wir es uns gewiß nicht entgehen lassen wollen. Sagt nur Eurer Mutter, Herr von Spiegel, daß wir alle kommen werden; nicht wahr, Sidonie, du freust dich auch darauf, und wenn Ihr, Signor Abbate," wandte sie sich lächelnd an diesen, „bis dahin noch unser Gast hier seid, nehmen wir Euch ebenfalls mit, damit Ihr seht, daß wir nordische Barbaren auch fröhliche Feste feiern und in heiterer Geselligkeit uns ergötzen können."

„Ihr scheint große Freude an weltlichen Vergnügungen zu haben?" sagte der Abbate, die schwarzen Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Das nimmt mich wunder von Euch, Signora."

Beatrix sah ihn erstaunt an. „Warum wundert Euch das gerade von mir? Bin ich doch jung, und die Jugend pflegt doch meist Spiel und Tanz und fröhliche Lustbarkeiten zu lieben."

„Verzeiht, ich habe mich schlecht ausgedrückt, ich hätte sagen sollen, das nimmt mich wunder von der Tochter Maria Gonsalvos. Ihr waren alle weltlichen Zerstreuungen ein Greuel, und nie nahm sie teil an den Lustbarkeiten, die im Hause ihres Vaters veranstaltet wurden. Wenn im Palazzo Gonsalvo die Lichter strahlten, die Geigen klangen und eine glänzende, erlesene Gesellschaft die Reihe der prächtigen Gemächer füllte, saß die Tochter des Hauses oben in ihrem einsamen Gemach, mit frommen Betrachtungen und inbrünstigen Gebeten an dem Heil ihrer Seele arbeitend."

„In dieser Beziehung gleiche ich meiner Mutter nicht," entgegnete Beatrix scharf, „und ich hoffe, das Heil meiner Seele nicht zu gefährden, wenn ich auch von den Freuden der Welt meinen vollen Anteil begehre."

„Genießt sie nur, diese weltlichen Freuden, meine Tochter," sagte mit mildem Lächeln der Abbate, „Ihr werdet vielleicht bald erfahren, daß sie wie die Sodomsäpfel sind: außen köstlich und verlockend, und innen voll Asche und Ekel."

An dem Brunnen des Dorfes standen zwei Weiber, die sich laut und heftig zankten.

„Ich sage Euch," schrie die jüngere von beiden, „wenn Ihr mir meine schwarze Katze nicht wieder schafft, so verklage ich Euch bei dem Freiherrn als Diebin! Mein Vincenz hat dabei gestanden, als Ihr neulich im Zwielicht die Katze in Euer Haus gelockt, und seitdem hat sie niemand mehr gesehen."

„So! Eine Diebin wollt Ihr mich heißen," eiferte zornig die ältere, „und Eure Katze, die sich irgendwo verlaufen hat, soll ich Euch wieder schaffen, weil Euer dummer Vincenz, der noch nicht drei zählen kann und dem Ihr die Worte so in den Mund gelegt, behauptet, ich hätte Eure Katze in mein Haus gelockt. Ich weiß nichts von dem Vieh, bei mir ist es nicht, wozu sollte ich mir auch so einen Esser mehr ins Haus schaffen?"

„O, man weiß recht gut," fiel höhnend die andere ein, „wozu solch alte Weiber wie Ihr, die Heiltränke brauen und in allerlei Hexenkünsten erfahren sind, eine schwarze Katze brauchen."

Mit wild funkelnden Augen und drohend geballten Fäusten trat jetzt die Alte dicht an ihre Widersacherin heran und zischelte ihr ins Ohr: „Hüte dich, Lisbeth, das noch einmal zu sagen, es könnte dir schlecht bekommen! Du, eine liederliche Dirne, die mit einem bayrischen Reiter aus ihres Vaters Haus fortlief, unterstehst dich, eine ehrbare Frau wie mich zu beschimpfen!"

Über das Gesicht des jüngeren Weibes — es war des alten Aloys Tochter — flog ein dunkles Rot. „Ich bin des Josephs ehrliche Ehefrau," rief sie heftig, „von einem richtigen Priester ihm ordentlich angetraut."

„So!" höhnte die andere, „als ob man nicht wüßte, wie du zur Trau gekommen! Man hat von dem kuriosen Stücklein im ganzen Lande gehört bis hierher, und es muß ein lustiger Tag gewesen sein, als der Oberst, weil er nicht länger den Troß von liederlichen Dirnen bei seinem Regimente dulden wollte, mit der Trommel im Lager umschlagen und ausrufen ließ: jeder müsse bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, und nur die Ehefrauen dürften bleiben; worauf dann die Soldaten mit ihren Dirnen wie toll nach allen Dörfern in der Runde liefen und es nicht genug Geistliche gab, um die Paare zu kopulieren, da bist auch du aus einer Dirne zu einer Ehefrau geworden. Große Ehre, dünkt mich, war gerade nicht dabei."

Lisbeth stand einen Augenblick sprachlos vor Wut. Die Sache verhielt sich in der That so, wie die Alte eben gesagt, und es war der wundeste Fleck in ihrem Herzen, daß sie den Titel einer Ehefrau, auf den sie so stolz war und dem allein sie die Verzeihung ihres Vaters dankte, welcher die Soldatendirne nimmer wieder in sein Haus aufgenommen haben würde, bei dieser in allerlei Spottversen besungenen und landkundig gewordenen Gelegenheit erlangt hatte, wo in der That binnen zwei Tagen achthundert Dirnen zu Ehefrauen wurden, unter ihnen die elendesten und verworfensten Kreaturen. Jede Anspielung auf die Art und Weise, wie sie zur Kopulation gekommen, brachte deshalb Lisbeth völlig außer sich, und sie überschüttete jetzt die Alte mit einer Flut von Schimpfreden, in denen sich das Wort „Hexe" immer wiederholte.

„Warum zankst du denn so mit meiner Amme, Lisbeth?" fragte eine sanfte Stimme, und Beatrix, die unbemerkt von den beiden streitenden Frauen herangekommen war, trat jetzt zwischen diese.

„Ach, das gnädige Frölen vom Schloß!" rief Lisbeth erschreckt und ließ die Hand, welche sich schon nach den grauen Haaren der Gegnerin ausstreckte, sinken, indem sie tief knixte.

„Was hast du denn für einen Streit mit der Lisbeth, Brigitte?" wandte sich jetzt Beatrix zu dieser, deren Gesicht bei dem Erscheinen des Fräuleins sofort einen anderen, freundlichen Ausdruck gewonnen hatte.

„Sie sagt, ich hätte ihre schwarze Katze gestohlen," erwiderte die Alte.

„Wie kannst du es wagen, so etwas von Brigitte zu behaupten?" sagte Beatrix unwillig. „Die Katze wird sich verlaufen haben."

„Mein Vincenz hat aber gesehen, daß sie die Katze in ihr Haus gelockt hat," warf Lisbeth trotzig ein.

„Kindergeschwätz!" sagte Beatrix. „Wie magst du darauf hin eine ehrliche Frau des Diebstahls bezichtigen? Das ist recht schlecht von dir, und wenn du nicht gleich auf der Stelle der Brigitte den ungerechten Verdacht abbittest, so verklage ich dich bei dem Herrn Pfarrer."

Es war ein boshafter, tückischer Blick, den die Bäuerin auf die Schloßherrin warf, aber sie kam doch ihrem Befehle nach und murmelte gegen Brigitte gewandt ein paar Worte, die wie eine Abbitte klangen. Doch als diese darauf schweigend ihren gefüllten Wassereimer nahm und in Begleitung Beatrixens nach ihrem Hause ging, das am Ende des Dorfes lag, schüttelte sie drohend die geballte Faust gegen beide.

„Der Lisbeth geht es doch ihr Lebtag

nach," sagte Brigitte, „daß sie zehn Jahre mit dem wüsten Gesindel des Heertrosses umherzog. So eine kann sich nimmer recht an Zucht und Sitte gewöhnen, und der alte Aloys sieht auch nicht viel gute Tage zwischen der faulen, unordentlichen Tochter und dem Joseph, der nirgends lieber ist denn in der Schenke und mit Würfeln besser als mit dem Pflug Bescheid weiß."

„Ja, der alte, arme Mann muß die Feldarbeit fast allein thun," versetzte Beatrix, „ich will ihm doch morgen wieder eine Flasche Wein aus dem Schloßkeller schicken, damit er sich stärken kann."

Die Alte nickte beifällig, indem sie die Thür des kleinen, alleinstehenden Hauses öffnete, das ihr gehörte. „Nun setze dich, Kindchen," sagte sie, den Wassereimer fortstellend und einen hölzernen Stuhl herbeiholend, den sie sorgsam mit der Schürze abwischte, „und erzähle mir, wie es dir geht; ich sehe dich gar so selten, seit der fremde Priester im Schlosse ist."

Beatrix setzte sich auf den ihr angewiesenen Platz und sah zerstreut dem Spiele der Sonnenstäubchen zu, die in dem Lichtstrahle, der durch einen Spalt der Thür fiel, lustig hin und her tanzten. Brigitte strich ihr das lockige Haar aus der Stirn und sagte: „Bist jetzt immer so ernst, Kindchen? Hab' dich so lange nicht herzlich lachen gehört, und aus deinen Augen blitzt auch nicht mehr der muntere Schalk von ehedem. Was fehlt dir? Sag's deiner alten Amme, es meint's doch niemand so gut mit dir wie ich."

Beatrix nickte und schmiegte ihre Wange fester an die harte, braune Hand Brigittens, die ihr liebkosend über das Gesicht fuhr. „Es ist etwas geschehen," forschte die Alte weiter, „sie haben dir irgend ein Leid angethan drüben im Schlosse, mein Liebling, ich lese es in deinen Augen. Dachte ich es mir doch gleich, daß die Ankunft des Welschen nichts Gutes für dich bedeutete."

Beatrix schüttelte den Kopf. „Du irrst dich, es that mir niemand etwas zuleide, ich bin ja auch ganz heiter und vergnügt wie sonst, ein bißchen ernster bin ich vielleicht geworden, aber es ist ja natürlich, daß die Kinderpossen aufhören, wenn man älter wird. Und gegen den Abbate mußt du nichts sagen, er ist ein sehr unterhaltender Gesellschafter; zuerst habe ich selbst eine Abneigung gegen ihn empfunden, die an Furcht grenzte, aber nun lache ich oft darüber, daß mir der kluge, vielgereiste, weltkundige Mann, der so schön zu erzählen weiß von fremden Menschen und Ländern, je ein solches Gefühl einflößen konnte. Jetzt ist es mir die größte Freude, ihm zuzuhören, wenn er spricht, und eine ganz neue Welt ist mir aufgegangen, seit er da ist. Ach, Brigitte, wie glänzend und voll bunter Abwechselung, wie reich an Genüssen edelster Art ist doch das Leben, das die glücklichen Menschen unter dem ewig heiteren Himmel des Südens, in Rom, in Florenz, an den Höfen der kunstsinnigen italienischen Fürsten führen, und wie öde, wie einförmig und jedes Reizes entbehrend erscheint dagegen unser Leben in diesem rauhen nordischen, vom langen Kriege verwüsteten Lande! Hat meine Mutter nie Heimweh gehabt nach ihrem herrlichen, sonnigen Vaterlande, wo Natur und Kunst das Dasein der Menschen um die Wette verschönern helfen, hat sie sich nie fortgesehnt aus unsern düsteren, feuchten Wäldern, unsern armseligen Dörfern mit ihren halbverfallenen Lehmhütten, nach den Orangenhainen und Marmorpalästen Italiens?"

„Nein, niemals," erwiderte Brigitte, „es wird auch in ihrem Vaterlande nicht alles so licht und schön sein, wie der Herr Abbate es dir schildert, laß dir nur von ihm nicht die Heimat verleiden. Deine Mutter war glücklich hier, und du sollst es auch werden."

Beatrix antwortete nicht und starrte, wieder in träumerisches Sinnen verloren, stumm vor sich hin. Endlich zog sie einen vergilbten Brief aus der Tasche, und, ihn Brigitten hinhaltend, sagte sie: „Hast du früher einmal die Handschrift meiner Mutter gesehen und erkennst du auf diesem Papier ihre Schriftzüge wieder?"

Brigitte zuckte die Achseln: „Wie vermöchte ich das! Kann ich doch weder Gedrucktes noch Geschriebenes lesen. Aber was hat es mit dem Schreiben da denn für eine Bewandnis?"

„Der Abbate gab es mir; er sagte, diesen Brief habe meine Mutter kurz vor ihrem Tode an ihn gerichtet. Er ist ja ihr Beichtvater gewesen, als sie noch daheim in ihres Vaters Hause lebte."

„Nun, und was steht in dem Briefe?"

„Es steht darin, es sei ihr höchster Wunsch, daß ich, wenn ich zur Jungfrau herangereift sei, den Schleier nehmen möge, und sie bittet den Abbate, selbst nach Deutschland zu

kommen, um mir den Willen meiner Mutter kundzuthun. ‚Ich scheide nicht ruhig aus dem Leben,‘ schreibt sie zum Schluß, ‚wenn ich nicht die feste Zuversicht hegen darf, daß meine Tochter das Gelübde, welches ich um irdischer Liebe willen brach, an meiner Stelle erfüllen und Gott ihr Leben weihen wird. Ach, wie bitter habe ich es bereut, daß ich dem himmlischen Bräutigam, dem ich mich schon als Kind verlobt hatte, untreu wurde, um, von unheiliger Leidenschaft verblendet, einem fremden Mann in seine ferne Heimat zu folgen . . .‘“

„Und das soll deine Mutter geschrieben haben!“ fuhr Brigitte auf. „Ich glaube von dem allen kein Wort. Nie hat sie mir von dem Abbate gesprochen, so oft sie mir auch von ihrem Vaterhause, von den Eltern und dem Bruder, dem wilden Luigi, erzählt hat, und nun sollte er der Mann sein, dem sie die Erfüllung ihres letzten, höchsten Wunsches ans Herz legte! Kind, das ist alles Lug und Trug! Deine Mutter hat nie daran gedacht, dich dem Kloster zu weihen, ganz im Gegenteil, denn ich erinnere mich noch sehr gut, daß sie, als wir das letzte Mal vor ihrem Tode im Garten unter den alten Kastanienbäumen saßen und du zu ihren Füßen mit den abgefallenen Blüten spieltest, von der Zukunft sprach, und wie sie hoffe, von ihrem Siechtum doch noch zu genesen und dir einst mit eigener Hand den Brautkranz in die Locken zu flechten. Und ein Deutscher,“ sagte sie, „müsse ihr künftiger Tochtermann jedenfalls sein, weil sie selbst mit einem Deutschen so glücklich geworden sei. Nicht wahr, das klingt anders, Herzchen, als der Brief da? Wirf es von dir, das lügnerische Schriftstück,“ setzte sie hinzu, das Papier mit abergläubischer Scheu betrachtend, „wer weiß, was für ein böser Zauber in den krausen, schwarzen Zeichen steckt, deine Mutter hat nimmer geschrieben, was du eben gelesen hast.“

„Warum aber sollte der Abbate sich eines solchen Betrugs schuldig machen?“ fragte Beatrix nachdenklich.

„Weil er der Freund deines Ohms ist,“ versetzte eifrig Brigitte, „und der möchte dich gewiß gern in ein Kloster schicken, um Herr von Elbhausen zu werden.“

Beatrix warf einen erschreckten, ängstlichen Blick auf die Alte. „Meinst du das wirklich, Amme?“

„Verlaß dich darauf, das ist der Plan deines Ohms, und der Abbate leiht ihm die Hand dazu . . .“

„Nein, nein, ich will es nicht glauben!“ wehrte Beatrix. „Und doch,“ setzte sie nach kurzem Schweigen in unsicherem, gedrücktem Ton hinzu, „ist es mir zuweilen, als ob sich die unsichtbaren Fäden eines Netzes über mir zusammenzögen, in welchem ich gefangen und mein freier Wille in Fesseln geschlagen werden soll.“

Brigitte nickte. Mit einer raschen Bewegung warf Beatrix die Locken zurück, die sich ihr in das Gesicht gedrängt hatten, und hastig aufspringend sagte sie, während ihre Augen hell aufblitzten und die roten Lippen sich kräuselten: „Ich werde aber die Fäden zerreißen, mit denen sie mich zu umgarnen suchen, und nimmermehr sollen sie mich dazu überreden, meine Jugend hinter Klostermauern zu vertrauern sei ein von meiner Mutter verlangtes und dem Himmel besonders wohlgefälliges Opfer.“

„Recht so, mein Liebling! Jetzt bist du wieder die alte Beatrix. Biete ihnen nur mutig die Stirn und lasse dich nicht einschüchtern, aber es bleibt doch immer ein gefährlich Spiel für dich, wenn du dich der Listen und Ränke deines Ohms und des schlauen welschen Priesters so ganz allein erwehren sollst. Bist doch nur ein schwaches Mägdlein und solltest dich eines starken Schutzes zu versichern suchen.“

„Wolfram ist mein Freund . . .“ sagte Beatrix leise.

„Ach, der Träumer!“ fiel Brigitte wegwerfend ein. „Der ließe dich mit Gewalt ins Kloster schleppen und rührte keine Hand für dich. Wenn der über seinen Büchern sitzt, vergißt er alles: das Haus könnte ihm über dem Kopfe abbrennen, und er merkte es nicht. Nein, Herzchen, wenn ich von einem starken Schutze sprach, der dir notthut, so meinte ich den eines braven Gatten. Der Junker Engelbert von Spiegel hat keinen heißeren Wunsch, als dich heimzuführen als sein trautes Ehegemahl, und du könntest nichts Besseres thun, als ihm endlich dein Jawort geben. Ist ein braver, ehrlicher Gesell, der Junker, aus reichem, angesehenem Hause, und wird dich auf Händen tragen, wenn du erst seine Frau bist. Konntest ihn ja schon um den Finger wickeln, als du kaum drei Käse hoch warst, der große Junge

that dir kleinem Ding alles zuliebe, wenn er mit seinen Eltern zum Besuch hier war, und folgte dir wie dein Schatten. Ich sehe noch, wie er kreidebleich wurde und mit einem Satze aus dem Fenster unten im Saale auf den Hof sprang, als er sah, daß der wildgewordene Ochse gerade auf dich zu rannte in dem Augenblicke, wo du aus dem Garten in das Haus laufen wolltest."

„Ja, ich erinnere mich dessen noch ganz genau," sagte Beatrix mit heiterem Lächeln, „ich blieb an der Gartenthür, die ich eben hinter mir zugemacht hatte, stehen, um die gerade von der Weide kommende Herde vorüber zu lassen, da stürzte der Ochse, den wohl mein rotes Kleidchen wütend gemacht hatte, mit gesenktem Kopfe auf mich zu und hätte mich sicher mit den Hörnern gespießt — denn der Schrecken hatte mich ganz gelähmt, so daß ich ruhig stehen blieb — aber der Wolfram warf sich zwischen mich und das wilde Tier und schlug ihn mit einer Heugabel, die er von einem daneben stehenden Wagen gerissen, so kräftig auf die Augen, daß er einen Augenblick zurückwich und die Knechte Zeit fanden, herbeizueilen und den Bullen in den Stall zu bringen. Dazumal, Amme, war der Wolfram kein Träumer, wie du ihn immer schiltst, er war schnell und entschlossen genug, sein Leben zu wagen, als es galt das meinige zu retten."

„Gewiß, gewiß, ich sage auch gar nichts gegen unsern Vikar, aber von ihm sprachen wir ja nicht, sondern von dem Junker Engelbert. Sag mir, wie er dir gefällt, und ob du nicht die Schloßfrau werden möchtest auf dem Desenberg? Sobald so ein angesehener Edelmann wie der Junker als Verlobter neben dir steht, hast du weder die bösen Anschläge des Ohms, noch die Ränke des welschen Pfaffen zu fürchten, und bist sicher, daß sie dich nicht in ein Kloster einsperren. Reich dem Desenberger die Hand und laß deine alte Amme noch die Freude erleben, dich im Brautkranz in die Kirche gehen zu sehen an der Seite eines braven, stattlichen Gatten."

Beatrix seufzte leise und schwieg. „Was gefällt dir denn nicht an dem Junker?" forschte die Amme. „Ist er nicht ein junger, schöner Herr, und liebt er dich nicht über alle Maßen?"

„Liebte er mich nur etwas weniger und ich ihn etwas mehr, dann wäre uns beiden geholfen," lachte Beatrix, aber aus dem scherzenden Tone klang etwas wie wehmütige Resignation.

„Die Liebe kommt schon von selbst, wenn du nur erst den goldenen Ehering am Finger trägst," sagte Brigitte.

„Meinst du?" fragte Beatrix beklommen. „Aber wenn es nun anders käme, wenn ich es nicht lernte, ihn zu lieben, und wäre fürs Leben an ihn gekettet, würde im Vergleich zu dem Zwang einer solchen liebeleeren Ehe nicht eines Klosters strenge Klausur noch goldene Freiheit scheinen?"

„Kind, was fängst du nur jetzt immer für wunderliche Grillen! Sollst einen braven, ansehnlichen Kavalier aus edlem Hause heiraten, der dich von klein auf treu im Herzen getragen, und gebärdest dich, als mutete man dir Gott weiß was für eine Unbill zu."

Beatrix wurde rot. „Ja, siehst du, Amme, das ist alles wahr, und ich habe auch stets den Junker wie meinen künftigen Bräutigam betrachtet, aber ich muß jetzt so oft über ihn lachen: die schönen, gedrechselten Redensarten, die er auf seiner Reise gelernt und immer anzubringen sucht, klingen gar so komisch in seinem Munde, die zierlichen Reverenzen, die er macht, passen so schlecht zu seiner derben, großen Gestalt; er ist ein einfacher, schlichter Landjunker, und es steht ihm gar nicht, wenn er den alamoden Kavalier spielen will, weil er nun einmal nicht das Zeug dazu hat. Der Abbate spöttelt und witzelt deshalb auch immer über ihn, sobald er den Rücken gewandt, und ich ärgere mich, daß er soviel Grund dazu gibt ..."

„Aha, jetzt weiß ich, was die Glocke geschlagen hat," fiel Brigitte hastig ein, „der Abbate macht sich lustig über den Junker, um dir den Freier zu verleiden. Hast du das denn nicht gemerkt, und muß ich einfältige Bauersfrau dir erst seine Tücke aufdecken?"

„Darin magst du recht haben, aber deswegen hat der Abbate doch leider Ursache genug, sich über den Junker lustig zu machen, denn dieser bietet in seiner unglücklichen Manie, den feinen Weltmann spielen zu wollen, der lächerlichen Seiten gar zu viele dar, und wenn ich auch recht gut durchschaue, warum ihn der Abbate zur Zielscheibe seines Spottes macht, so kann ich doch nicht umhin, mir selbst einzugestehen, daß dieser Spott verdient ist."

„Kind, Kind," warnte Brigitte, „verscherze dein Glück nicht um solch geringfügiger

Dinge willen; jeder Mensch hat irgend eine schwache Seite, und einer klugen Frau, wie du, wird es leicht sein, ihrem Ehegemahl solch kleine Lächerlichkeiten abzugewöhnen. Nächsten Sonntag soll ja das große Fest auf dem Desenberg sein, von dem, hoff' ich, kommst du als des Junkers Braut zurück."

„Da fährt der Moses Herz mit seinem Karren durch das Dorf," rief Beatrix, die, ohne auf Brigittens letzte Worte zu antworten, an das Fenster getreten war, „der hat gewiß auch schon von dem Feste gehört und bietet nun seinen Kram auf allen Edelhöfen der Umgegend aus; jetzt ist er sicher auf dem Wege nach Elbhausen, da will ich nach Hause eilen und sehen, was er Schönes feil hält."

„Ja, geh nur, mein Liebchen, und such dir das Beste aus, was er in seinen Warenballen hat, damit du morgen auf dem Desenberg die Schönste bist," sagte Brigitte, indem sie Beatrix bis vor die Thür begleitete und mit zärtlichem Blick der schlanken, biegsamen Gestalt nachschaute, wie sie leichten, elastischen Schrittes die Dorfstraße entlang eilte.

Als Beatrix nach Hause kam, fand sie im Wohnzimmer Sidonie mit dem Juden, der alle Tische und Stühle mit seinen Waren belegt hatte, eifrig feilschend und handelnd. Sie besah einige von den Sachen, und Moses Herz zog aus der Tiefe eines Ballens ein kleines Paket hervor, und die Papierumhüllung abstreifend, sagte er schmunzelnd: „Hier habe ich noch etwas ganz Feines und Schönes, die Frau Landgräfin zu Kassel hat selber nichts Kostbareres, das habe ich ganz besonders für das gnädige Schloßfrölen von Elbhausen mitgebracht."

„So," rief Sidonie geärgert, „für meine Base holt er das Schönste von seinen Waren herbei, für mich war es wohl zu gut, da er mir das Paket nicht einmal gezeigt."

„Beileibe nicht," wehrte demütig der Jude, „nichts ist zu gut für eine so stolze Dame, wie Ihr, aber Ihr hättet mir die Spitzen hier ja doch nicht abgekauft, es war Euch ja schon alles zu teuer, was ich Euch zeigte. Aber nun schaut her, Frölens," fuhr er fort, eine breite Goldspitze entrollend, „habt Ihr schon was Prächtigeres gesehen? Echte Venedische Goldspitzen, kostet die Elle bare zehn Thaler."

„Zehn Thaler, Jude, das ist ja ein halbes Vermögen, was die Spitzen kosten sollen," rief Sidonie, das schimmernde Gewebe mit den Augen verschlingend.

„Kann's nicht billiger geben, verdiene bei Gott fast nichts daran, aber als ich neulich in Utrecht die Spitzen sah, dachte ich, die mußt du zeigen in Schloß Elbhausen, die darf niemand anders tragen, als das junge Frölen dort an ihrem Hochzeitstag. Kauft mir die Goldspitzen ab, gnädiges Frölen, Ihr werdet aussehen so schön wie die Königin Esther, wenn Ihr Euch damit schmückt."

Sidonie verzog neidisch den Mund: „Du bist ja reich, Beatrix, kaufe dir doch die Spitzen, für ein armes Mädchen wie ich sind sie freilich viel zu kostbar," sagte sie bitter.

„Ich behalte die Spitzen, Moses," sagte Beatrix zu dem Juden, der sich mit vergnügtem Gesicht daran machte, dieselben auszumessen, „berechne, wie viel Ellen es sind und was der Preis dafür beträgt, und laß dir das Geld drüben vom Rentmeister auszahlen. Und da dir, liebe Sidonie," fuhr sie, zu dieser gewandt, fort, „die Spitzen so gut gefallen, so nimm sie als ein Geschenk von mir an."

„Gott der Gerechte, ist das ein Geschenk!" schrie der Jude auf und ließ die Elle erschreckt aus der Hand fallen. „Kann mir's ja einerlei sein," murmelte er leise in seinen Bart, während er sich nach der Elle bückte, „ob sie die eine trägt oder die andere, verdiene ich doch ein schön Stück Geld bei dem Handel, aber es kränkt mich, daß statt einer jungen Rahel eine ältliche Lea sich mit den kostbaren Spitzen schmücken soll."

„Ist das dein Ernst, Beatrix?" fragte Sidonie atemlos, und als ihre Kousine freundlich nickte, eilte sie auf dieselbe zu und schloß sie zum erstenmal in ihrem Leben mit unaffektierter Herzlichkeit in die Arme. „Du bist wirklich gut," sagte sie gerührt, „wie soll ich dir genug danken!"

„Indem du mich ein wenig lieb hast," versetzte Beatrix einfach, während Sidonie vor den Spiegel tretend die Goldspitzen um ihre Schultern legte und sich mit bewundernden Blicken betrachtete.

„Und für Euch wollt Ihr mir nichts abkaufen?" wandte sich Moses Herz an Beatrix.

„Nein, ich bedarf nichts," sagte sie,

indem sie Sidonie half, die Spitzen wieder zusammenzulegen.

„Kein Band, keine Spange,“ fuhr der Jude fort, „ich geb's billig, möchte gerade Euch gar so gern etwas von meinen schönen Sachen verkaufen.“

Beatrix winkte ablehnend mit der Hand, doch Moses Herz ließ sich so rasch nicht abfertigen.

„Ich habe noch allerlei,“ sagte er, „goldene Riechbüchschen, Muskatnüsse, Kämme mit Silber eingelegt, künstlich geschnitzte Kirschkerne und sogar — doch das ist wohl nicht für ein junges Fräulein — ein griechisch Buch, einen Elzevir nennen sie's, und soll für gelehrte Herren eine sehr begehrte Seltenheit sein, diese Art Büchlein.“

„Zeig her!“ sagte Beatrix lebhaft und griff hastig nach dem kleinen, in Schweinsleder gebundenen Buche, das der Jude jetzt aus einem Pack hervorholte und ihr hinreichte. „Das Buch behalte ich und bezahle es gleich selbst. Wieviel verlangst du dafür?“ fuhr sie fort, ihren Beutel aus der Tasche nehmend.

„Gott meiner Väter,“ rief Moses Herz verwundert, als er mit einem tiefen Bückling den geforderten Preis aus Beatrixens Hand empfing, „was seid Ihr für ein gelehrtes Frauenzimmer, daß Ihr die fremdartigen, krausen Zeichen in dem Buche da lesen könnt, sollt man's schier für ein Hexenwerk halten, solch grausam große Gelehrsamkeit bei solch einem jungen, schönen Frölen!“

In diesem Augenblick trat Beatrixens Oheim mit dem Abbate herein, und der Jude entfernte sich, sobald er des gestrengen Schloßherrn ansichtig wurde, schleunigst durch die entgegengesetzte Thür, wo er auf Sidonie traf, die das erhaltene Geschenk auf ihr Zimmer getragen hatte und jetzt zurückkam.

„Hat Er noch mehr verkauft, Moses?“ fragte sie im Vorübergehen.

„Nur ein griechisch Buch,“ versetzte dieser und eilte mit demütig gekrümmtem Rücken an ihr vorüber.

„Ihr wollt uns etwas vorlesen, das ist schön,“ sagte Sidonie, als sie den Abbate bemerkte, der ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hielt. „Was bringt Ihr uns heute?“ fragte Beatrix.

„Die Sonette des Petrarca,“ versetzte der Abbate, indem er einen Sessel, den der Freiherr ihm hinschob, mehr in die Nähe des Kamins rückte, wo trotz des warmen Sonnenscheins draußen noch ein helles Feuer brannte.

„Es ist wirklich sehr freundlich von Euch, Herr Abbate,“ nahm Herr von Elben das Wort, „daß Ihr die Lücken in der Bildung meiner Nichte auszufüllen sucht, indem Ihr derselben durch Euren meisterhaften Vortrag die Kenntnis Eurer großen italienischen Poeten vermittelt.“

„Ja, ich bin Euch in der That sehr zu Dank dafür verpflichtet,“ stimmte Beatrix warm ein, „es ist mir in diesen herrlichen Dichterwerken eine ganz neue Welt aufgegangen.“

Der Abbate verneigte sich und begann zu lesen; er hatte ein wohlklingendes, biegsames Organ und trug die schönen, liebeglühenden Verse Petrarcas mit ebenso viel Verständnis als leidenschaftlichem Pathos vor. Herr von Elben, der dem Freunde gegenüber gern mit seiner klassischen Bildung prahlte, erging sich nach dem Schlusse jedes Sonettes in breiten Erläuterungen aller Schönheiten und Feinheiten der Dichtung, und Sidonie lobte in überschwenglichen Ausdrücken den Vortrag des Abbate, während Beatrix beharrlich schwieg. Sie saß abgesondert von den übrigen in einer Fensternische; den Kopf leicht gesenkt, die Hände lässig im Schoße gefaltet, die Augen auf den Boden geheftet, schien sie, in tiefes Sinnen verloren, alles um sich her vergessen zu haben. Der Blick des Abbate schweifte oft zu ihr herüber, und wenn er sah, wie ihre Brust in raschen Atemzügen sich hob und senkte, wie die Farbe auf ihren Wangen kam und ging und oft eine Blutwelle ihr mit dunklem Purpur Stirn und Nacken übergoß, dann spielte ein befriedigtes Lächeln um seine feinen Lippen, die mit hinreißendem Feuer die glühenden, zärtlichen Verse sprachen, in denen der italienische Dichter seine Liebe besingt. Als er geendigt und das Buch weglegte, strich Beatrix die Locken, die ihr in das Gesicht gefallen waren, zurück, und wie aus einem Traum erwachend schlug sie die großen, feuchtschimmernden Augen auf.

„Wie ist diese Laura zu beneiden,“ sagte Sidonie, „ihre Schönheit und Anmut so durch die Verse des berühmten Dichters in ganz Italien gefeiert zu sehen.“

„Sage vielmehr, wie glücklich muß sie gewesen sein,“ warf Beatrix ein, „von einem Dichterherzen so treu geliebt, so feurig angebetet worden zu sein!“

Der Abbate, welcher zu Beatrix an das Fenster getreten war, beugte sich über die Lehne ihres Stuhles und sagte halblaut: „Diese Laura ist zu beneiden, nicht weil ihre Schönheit und Anmut durch eines großen Dichters Mund so hoch gefeiert wurde, nicht weil sie so heiß und glühend geliebt wurde, sondern weil ihr eigenes Herz einer tiefen, alle Wechselfälle des Lebens überdauernden Liebe fähig war. Nicht die Liebe, die wir empfangen, sondern die Liebe, die wir geben, beseligt am meisten, und je hoffnungsloser eine solche Liebe ist, um so reiner und wandelloser wird ihre Flamme in einem edlen Herzen brennen, es läuternd von allen irdischen Schlacken, um es mit dem himmlischen Frieden der Entsagung zu erfüllen.“

Beatrix wandte den Kopf zu dem Abbate, und in dem Blicke, mit dem sie zu ihm aufsah, lag ein halb fragender, halb zweifelnder Ausdruck. „Ihr versteht mich jetzt noch nicht, Signora Beatrice,“ fuhr er in salbungsvollem Tone fort, „aber die Zeit wird kommen, da Ihr den tiefen Sinn meiner Worte ganz fassen werdet.“

„Signor Abbate,“ erwiderte Beatrix, und das schalkhafte Lächeln, das in den letzten Tagen ein so seltener Gast in ihren Zügen geworden, spielte wieder einmal um ihre frischen, roten Lippen, „die Zeit, wo ich Euch verstehe, ist wohl schon gekommen; aber ich glaube, die Zeit, wo ich mit Euch übereinstimme, wird wohl niemals kommen.“ Mit diesen Worten stand sie auf und verließ das Zimmer, und da Sidonie auch gleich darauf von einer Magd, die etwas zu fragen hatte, abgerufen wurde, blieb der Abbate mit dem Freiherrn allein.

„Ich fürchte,“ begann jetzt der letztere, „Ihr habt nicht den rechten Weg eingeschlagen, mein verehrter Gönner, um den Sinn meiner Nichte nach unsern Wünschen zu lenken. Statt ihr fromme Legenden und erbauliche Heiligengeschichten vorzulesen, macht Ihr sie bekannt mit Euren Dichtern, welche die Leidenschaft und das Glück der Liebe mit den glänzendsten, verführerischsten Farben schildern. Glaubt Ihr denn, Petrarcas zärtliche Sonette und Tassos liebeglühende Stanzen wären dazu geeignet, in einem jungen Herzen die Sehnsucht nach dem stillen, beschaulichen Leben einer Nonne zu wecken?“

Der Abbate, welcher in dem Zimmer auf und ab gegangen war, blieb vor dem Freiherrn stehen, und ihn mit einem überlegenen Lächeln ansehend, sagte er: „Ich glaube im Gegenteil, daß ich ganz den richtigen Weg eingeschlagen habe und auf demselben unserm Ziele sogar schon ein gutes Stück näher gekommen bin. Ihr habt lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß dies geistliche Gewand uns nicht hindert, persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete der Herzenskunde zu sammeln, im Gegenteil, man ist von seiten unserer Oberen in dieser Beziehung sehr tolerant, und die Frauen sind allerorten besonders geneigt, zarte Verhältnisse mit Männern anzuknüpfen, die, wie wir schon durch unsern Stand, zur größten Diskretion verpflichtet sind. Ich rufe Euch dies in das Gedächtnis zurück, um Euch darüber zu beruhigen, daß ich mich bei Eurer Nichte nicht in den Mitteln zur Erreichung unsers Zweckes vergreife. Meine eigenen Erfahrungen, die ich im Beichtstuhl sowohl wie auf dem Gebiete der Galanterie gemacht, haben mich das weibliche Herz bis in seine geheimsten Fasern kennen gelehrt, und ich weiß genau, welche Mittel man wählen muß, um den Sinn einer Frau nach einem gewünschten Ziele zu lenken.“

Der Freiherr schüttelte den Kopf. „Ich will hoffen, lieber Abbate, daß Ihr Euch diesmal nicht doch verrechnet habt. Mir scheint es wenigstens nicht der rechte Weg, in einer Mädchenbrust die Neigung für das Klosterleben zu wecken, indem man ihre Phantasie mit den Bildern zärtlicher Liebesverhältnisse erfüllt und ihr die Leidenschaft im Gewand der Dichtung in den verlockendsten Farben zeigt, und am wenigsten dann, wenn schon der Amoroso da ist, mit dem sie die Dichtung in das Leben übertragen kann. Der Junker Engelbert von Spiegel wirbt eifriger als je um Beatrixens Gunst, wie nun, wenn …“

Der Abbate lachte kurz und spöttisch auf. „Und Ihr glaubt, daß dieser ungeschlachte deutsche Bär einem Mädchen, dessen Phantasie erfüllt ist von den Heldengestalten, wie Ariost und Tasso sie schufen, als das Ideal eines Liebhabers erscheinen könnte! O nein,

ich weiß sehr wohl, was ich thue, wenn ich Beatrice mit unsern italienischen Dichtern bekannt mache; je mehr ihr geistiger Horizont sich erweitert, je mehr ihr Sinn sich verfeinert, um so weniger haben wir zu fürchten, daß sie den Bewerbungen des Junkers von Spiegel Gehör gibt."

„Das mag recht fein berechnet sein, aber Ihr vergeßt, daß dieser ungeschlachte deutsche Bär, wie Ihr ihn nennt, immer noch viel gebildeter und feiner ist als die übrigen Landjunker hier in der ganzen Umgegend, jeder Vergleich mit anderen muß also zu seinen Gunsten ausfallen, und da Ihr die Liebessehnsucht in dem Herzen Beatrixens durch die feurigen Verse erotischer Sänger so geflissentlich zu wecken sucht, wäre es nicht zu verwundern, wenn Engelbert Spiegels treue Neigung ihren Sinn rührte, und ..."

„Fürchtet nichts," fiel der Abbate ungeduldig ein, „ich bin meiner Sache sicher."

„Ich beuge mich ja gern Eurer bewährten Klugheit," entgegnete der Freiherr beklommen, „aber Ihr müßt verzeihen, wenn ich trotzdem etwas ängstlich dem gewagten Spiele zusehe, das Ihr spielt, es hängt ja von dem Gelingen desselben für mich der Besitz von Elbhausen ab."

Der Abbate zuckte mit dem Ausdruck der Geringschätzung die Achseln. „Für mich, carissime amice, handelt es sich in dieser Sache wohl um mehr als den Besitz eines armseligen Gutes; meine ganze künftige Karriere hängt von dem Erfolge meiner hiesigen Mission ab. Gelingt es mir, die künftige Erbin des riesigen Gonsalvoschen Vermögens zum Eintritt in ein Kloster zu bewegen und dasselbe damit der Kirche zu gewinnen, so wird das Vertrauen und die Dankbarkeit meiner Oberen mir den schon längst von mir gewünschten Bischofsstab nicht lange mehr vorenthalten, und ist diese Stufe erst einmal erklommen, so erscheint meinem Ehrgeiz alles erreichbar . . . seid also überzeugt, daß mein Eifer, das mir gesteckte Ziel zu gewinnen, nicht geringer ist als der Eure, aber überlaßt es mir allein, die Fäden des Netzes zu spinnen, in welchem das Vögelchen sich fangen soll; jede Einmischung Eurerseits könnte nur den Erfolg in Frage stellen. Ich habe es schon sehr bereut, Euren Rat in Bezug auf jenen apokryphen Brief der Mutter befolgt zu haben, wir haben gar nichts dadurch erreicht und nur Beatrice mißtrauisch gegen mich gemacht. Hätte ich das Mädchen so gut gekannt wie jetzt, so würde ich nie daran gedacht haben, sie durch ein so plumpes Mittel beeinflussen zu wollen."

Die große, schwerfällige Familienkutsche, mit vier starken Pferden bespannt, rollte an einem heiteren Maimorgen auf der Straße, die von Elbhausen nach dem Desenberg führte, hin. Sidonie in einem blauen Atlaskleid, das mit den Goldspitzen, die ihr Beatrix geschenkt, reich verziert war, saß steif und aufrecht im Fond der Kutsche, ausschließlich damit beschäftigt, bei den heftigen Stößen, denen die Insassen derselben auf den schlechten, grundlosen Wegen beständig ausgesetzt waren, ihre turmhohe, mit künstlichen Blumen geschmückte Frisur vor einer Kollision mit der Wagendecke zu bewahren. Beatrix, die ein einfaches weißseidenes Gewand mit roten Schleifen verziert trug, die dunklen Locken, welche in reicher Fülle auf den schlanken Nacken niederfielen, mit einer kostbaren Perlenschnur durchflochten, lehnte in nachlässiger Anmut neben Sidonie in der anderen Wagenecke, halb verdeckt von dem weiten Reifrock derselben, den sie, um ihre Falbeln und Spitzen nicht zu zerdrücken, so weit ausgebreitet hatte, daß für ihre Nachbarin wenig Raum übrig blieb. Der Freiherr im gestickten Hofkleid, den Degen an der Seite, nahm mit dem Abbate den Vordersitz ein und war trotz des starken Wagenrüttelns eben ein wenig eingeschlafen, als dieser sich plötzlich mit der Frage an ihn wandte: „Was ist das für ein seltsamer Geruch? Sollte etwa in der Nähe ein Waldbrand ausgebrochen sein?"

„Das ist Haarrauch," sagte Beatrix; „in trockenen Sommern haben wir oft diesen eigentümlichen Geruch hier, aber freilich ist es dafür noch etwas früh im Jahre."

„Schlimm für die Obstblüte," sagte der Freiherr, sich aus dem Wagenfenster beugend, „der Haarrauch ist aber auch heute besonders stark."

„Nein, gnädiger Herr," sagte der Kutscher, der die Worte des Freiherrn gehört hatte, und deutete mit dem Peitschenstiel nach Westen, „das ist kein Haarrauch, das kommt von Paderborn her, da haben sie heute einen großen Brand; aus unserm Dorfe sind schon am frühen Morgen ein paar Burschen aus-

gezogen, um sich das Brennen in der Nähe anzusehen."

„Das Feuer?" fragte verwundert der Freiherr. „Wie haben sie denn im Dorfe so schnell erfahren, daß es in Paderborn brennt, sind es doch acht Wegstunden von uns bis dorthin."

„Nee, von so 'nem Feuer red' ich ja auch nicht," versetzte phlegmatisch der Kutscher; „es sind Hexen, die heute da drüben auf dem Holzstoße verbrannt werden, ihrer sechs auf einmal, und so 'nen Braten kann man schon stundenweit riechen."

„Entsetzlich!" murmelte Beatrix erbleichend und schmiegte sich zusammenschauernd in die Wagenecke. „Es ist, als verlöre die Sonne selbst, die eben so fröhlich über Berg und Thal scheint, ihren hellen Glanz, daß jetzt da drüben solche arme, unselige Weiber unter gräßlichen Qualen ihre Seelen aushauchen."

„Es sind ja nur Hexen," versetzte gleichmütig der Abbate, „die verdienen Euer Mitleid nicht, man muß sich vielmehr freuen, wenn mit der äußersten Strenge gegen diese Teufelsbrut vorgegangen wird."

„Seit der Jesuitenpater Löper in Paderborn ist," sagte Herr von Elben, „macht sich in dem Verfahren gegen die Hexen eine viel größere Schärfe und Energie bemerkbar als bisher. In Warburg, wo ich vor ein paar Tagen war, erzählte man mir, daß kürzlich an vierzig Personen aus allen Ständen in Paderborn, als der Zauberei verdächtig, gefänglich eingezogen worden seien, und wie es scheint, hat man einigen davon schon den Prozeß gemacht und läßt sie heute verbrennen."

„Ich kenne den Pater Löper persönlich," sagte der Abbate, „er ist ein sehr glaubenseifriges und thätiges Mitglied unsers Ordens, und ich bin überzeugt, es wird ihm bald gelingen, Paderborn von der Pest dieses Hexenunwesens zu säubern."

„Da ist der Desenberg," rief Sidonie, welche die ganze Zeit aus dem Wagenfenster nach dem Ziele der Fahrt gespäht hatte. Der Weg bog jetzt aus dem Walde in das freie Feld ein, und vor den Reisenden erhob sich in geringer Entfernung ein hoher Berg, wie ein großer Kegel geformt, der seinen mächtigen Schatten weithin über die umliegende, ganz flache Ebene warf und auf seinem Gipfel eine stattliche Burg mit Türmen und Zinnen trug.

„Das also ist die Burg des Junkers von Spiegel!" sagte der Abbate hinausschauend. „Die Form dieses Berges gemahnt mich etwas an die des Vesuvs; wer weiß, ob nicht in grauer Vorzeit der Desenberg nicht auch ein feuerspeiender Vulkan war."

Der Freiherr schüttelte befremdet den Kopf. Wie allen beschränkten, geistig trägen Menschen war ihm jede kühne Hypothese ein Greuel, und er mochte ebensowenig glauben, daß die Dinge um ihn her nicht immer so gewesen, wie er sie von jeher gesehen, als daß sie jemals eine andere Gestalt annehmen könnten. Die hingeworfene Bemerkung des Abbate erschien ihm deshalb einfach absurd, aber da er zu weltklug war, um je irgend jemand durch einen unnötigen Widerspruch zu reizen, so ließ er das Gespräch fallen und schlummerte, da auch die anderen dasselbe nicht fortsetzten, bald so fest ein, daß er erst erwachte, als der Wagen auf dem Gipfel des Desenbergs vor dem mit Laub und Kränzen festlich geschmückten Portal der Burg hielt und Junker Engelbert selbst am Wagenschlag erschien, um die Ankommenden zu bewillkommnen. Nachdem die üblichen Begrüßungsreden mit großer Förmlichkeit gewechselt worden, geleitete er sie die steinerne Wendeltreppe hinauf in den Saal, wo bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war und eine lange, weißgedeckte Tafel, reich mit silbernen Geräten und kunstvollen Aufsätzen aus buntem Backwerk besetzt der Gäste harrte. Frau von Spiegel, eine strengblickende, weißhaarige Matrone, empfing Beatrix mit mütterlicher Freundlichkeit und ließ sie nicht mehr von ihrer Seite, bis man sich zum Mittagsmahl niedersetzte, bei welchem sie dieser ihren Platz zur Rechten des Sohnes des Hauses anwies. Da viele Damen anwesend waren, welche durch ihr Alter und ihren Rang mehr Anspruch auf den Ehrenplatz hatten als Beatrix, so wurde die Auszeichnung, die derselben widerfuhr, allgemein mit erstaunten und mißfälligen Mienen bemerkt, bis da und dort ein der Herrin des Hauses nahe stehender Freund oder Verwandter seiner Nachbarin zuflüsterte: das Fräulein von Elben sei des Junkers Engelbert Auserkorene, und man werde wohl heute noch Veranlassung haben, auf das Wohl eines neuen Brautpaares zu trinken. Daraufhin wurden die beleidigten, verdrosse-

nen Gesichter wieder heiter, und manch beifälliger, freundlicher Blick flog zu dem jungen Mädchen herüber, das unbefangen und munter mit dem ihr zugedachten Bräutigam zu scherzen und zu lachen schien. Nur die Stirn des Freiherrn wurde immer bewölkter, und auf Sidoniens Zügen trat der Ausdruck von Neid und Ingrimm mehr und mehr hervor, als Junker Engelbert, wie es die Sitte jener Zeit dem Kavalier, der sich um die Gunst einer Dame bewarb, vorschrieb, Beatrixen stets die besten Bissen auf den Teller legte, ihr den Becher, wenn sie trinken wollte, auf vergoldetem Teller präsentierte, auch nicht litt, daß ein Diener ihr die Speisen reichte oder die Teller wechselte, sondern diese Dienste selbst übernahm und dabei seinem Nachbar zur Linken fleißig die Gesundheit des Fräuleins zutrank, kurz, sich ganz so benahm, wie es einem Manne zukam, der vor aller Augen zeigen will, wer die Erwählte seines Herzens ist, der er im Begriff steht, seine Hand und seinen Namen zu Füßen zu legen. Beatrix wies die Aufmerksamkeiten des Junkers nicht zurück, und wenn sie dieselben auch nur mit mädchenhafter Zurückhaltung annahm, so zeigte sie doch durch ihre ganze Art und Weise, daß sie ihr durchaus nicht mißfielen, und lachte sie Engelbert auch zuweilen ein wenig aus, wenn er in gar zu verschnörkelten Reden, wie er sie in Holland, das damals bei dem niederdeutschen Adel als die hohe Schule für feine Sitte und Anstand galt, gelernt, zu ihr sprach, so war es doch ein gutmütiges, freundliches Lachen, das seine Empfindlichkeit nicht verletzen konnte. Die Augen Engelberts leuchteten immer heller, und sein ehrliches, offenes Gesicht strahlte von Glück und Liebe, denn das schalkhafte, neckische Wesen Beatrixens erschien ihm reizender als je, und es war ihm, als klänge aus all ihrem Scherzen und Schäkern doch oft ein Ton wahrer, ernster Herzensneigung heraus. Bei dem Tanz, der auf das Mittagsmahl folgte, war er beständig an ihrer Seite, und die anderen Junker, von seinem näheren Anrecht auf die Hand der schönen und gefeierten Königin des Festes überzeugt, wagten nicht, Beatrix um die Gunst einer Tour zu bitten. Aber noch immer hatte Engelbert nicht den Mut gefunden, die entscheidende Frage an die Erwählte seines Herzens zu richten, es war ihm, als sei in dem hellen Lichterglanz des Saales, bei den lauten Weisen der Tanzmusik, wo sie beide so viel neugierigen Blicken ausgesetzt waren, nicht der rechte Ort, um seine schüchterne Liebeswerbung anzubringen, und sich zu einem raschen Entschluß aufraffend, bot er Beatrix seinen Arm und führte sie durch die offenstehenden Flügelthüren in den Garten, wo auf den blühenden Sträuchern der Bosketts und den im ersten frischen Grün prangenden Bäumen das Mondlicht silbern schimmerte. Einen Augenblick hatte Beatrix unschlüssig auf der Schwelle des Saales gezögert, aber dann war sie ohne Widerstreben mit dem Junker die Stufen hinabgeschritten, die ins Freie führten. Es war ein Maiabend, so warm und mild, wie er es in diesen Gegenden nur selten ist, und Beatrix atmete in langen Zügen die würzige, von Blütenduft geschwängerte Nachtluft ein, die ihr im Vergleich zu der schwülen Atmosphäre des Tanzsaales doppelt erquickend dünkte. Engelberts Herz klopfte fast hörbar, er drückte den weichen Arm, der in dem seinigen lag, fester an sich und beugte sich vor, um in das Gesicht Beatrixens zu blicken, welche mit gesenkten Wimpern und glühenden Wangen neben ihm hinschritt. Schweigend gingen sie die oberste der vier Terrassen, in welchen der Garten den Berg hinab angelegt war, entlang und blieben am Ende derselben stehen, von welchem Platz aus man einen freien Überblick auf die ganze Umgegend hatte.

Still und friedlich lag die weite, mondbeglänzte Ebene zu ihren Füßen, dunkle Wälder wechselten da unten ab mit helleren Wiesenflächen und breiten Strecken wüsten Landes, das grau und düster dazwischen lag, hier und dort sah man schwarze, verkohlte Trümmer aufragen, die Reste ehemaliger stattlicher Bauernhöfe, und in dem meilenweiten Umkreise, den das Auge von dieser Höhe überschaute, war nur ein einziges Dorf mit schlechten, strohgedeckten Hütten zu sehen, um das ein paar tiefgrüne Streifen sich zogen, welche erkennen ließen, daß hier wieder Äcker von Menschenhand mit Getreide bestellt waren. Beatrix zog leise ihren Arm aus dem ihres Begleiters, und an den Stamm einer breitästigen Linde gelehnt, glitt ihr Auge sinnend von den waldigen Höhen des Habichtswaldes, welche im Osten die Ebene begrenzten, hinüber zu der Stelle, wo fern

am Horizont die Türme von Paderborn auftauchten, während Engelbert, in ihren Anblick verloren, stumm vor ihr stand.

Sein Herz schlug zum Zerspringen, der Moment, welcher über das Glück seines ganzen Lebens entscheiden sollte, war gekommen, und wenn er in die ernsten, unbewegten Züge Beatrixens schaute, wollte ihm aller Mut entsinken, aber seine ganze Entschlossenheit zusammenraffend, bog er das Knie vor ihr und brachte in zierlicher, wohlgesetzter Rede, die er sich am Morgen erst mühsam einstudiert, seine Werbung vor. Obwohl es in Beatrixens Augen, je länger er sprach, immer schelmischer aufblitzte und ihre Lippen nur mit Anstrengung ein Lächeln zu verbeißen schienen, hörte sie ihm doch mit ernster Miene zu, aber als er zum Schluß pathetisch die Hand auf die Brust legte und in einer jener blumenreichen Phrasen, mit welchen nach der verschnörkelten Mode jener Tage ein auf feinen Ton Anspruch machender Liebhaber seine Gefühle aussprechen mußte, ihr versicherte: „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz bis zum Überlaufen erfüllten," da war es vorbei mit ihrer bis dahin behaupteten würdevollen Haltung, und ein helles, fröhliches Lachen schnitt ihm das Wort ab und brachte ihn völlig aus der Kontenance. Er sprang auf und rief vorwurfsvoll: „Wie mögt Ihr mich so kränken, Beatrix, da Ihr doch wißt, wie treu Euch mein Herz ergeben ist. Wahrlich, Euren Spott hat meine treue, heiße Liebe nicht verdient."

„Verzeiht mir," sagte Beatrix, „gewiß, mein Lachen galt nicht Euch, sondern nur Euren gedrechselten, modischen Redensarten. Sprecht es doch einfach und geradezu aus, was Ihr mir zu sagen habt."

„Darf ich das wirklich?" rief er freudig. „Ich meinte, weil Ihr ein so feines, kluges Fräulein seid, müßte ich wie ein alamoder Kavalier nach allen Regeln höfischer Sitte um Eure Hand werben, aber wenn Ihr mir erlaubt, schlicht und einfach zu reden, wie mir's ums Herz ist, so geht es ja tausendmal besser . . . Ich bin Euch gut, Beatrix, so gut, daß ich mein Leben für Euch lassen könnte, es ist kein Gedanke in meiner Seele, der nicht Euch gehörte, Tag und Nacht schwebt Euer lieblich Angesicht vor meinen Augen, und wenn ich Euch heimführen darf als mein Eheweib, so bin ich der glücklichste Mann unter der Sonne und will Euch auf Händen tragen mein lebenlang. Ihr wißt es ja, daß ich Euch schon lieb gehabt habe, als Ihr noch ein ganz klein Mägdlein waret, und die Liebe ist mit Euch gewachsen und sitzt mir nun so tief im Herzen, daß ich Euch nimmer und nimmer lassen kann." Engelbert hatte, während er so sprach, ihre Hand ergriffen und hielt sie nun zwischen seinen beiden großen Händen so zart und scheu, wie man ein gefangenes Vögelchen festhält, und seine treuen, blauen Augen hingen mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem schönen Mädchenantlitz, aus dem plötzlich alle Farbe und alles Leben gewichen schien. Ein leichtes Zittern ging durch Beatrixens schlanke Gestalt, ihre blassen Lippen preßten sich fest aufeinander, und geisterhaft und glanzlos starrte ihr Blick an dem Junker vorüber ins Leere. Mit einer hastigen Bewegung entzog sie ihm ihre Hand, und abgebrochen, tonlos fielen die Worte von ihren Lippen:

„Ich kann Euer Weib nicht werden, Engelbert . . ."

„Beatrix!" schrie er auf.

„Vergebt mir," fuhr sie mit leiser, klangloser Stimme fort, „es war bei Gott kein eitles Spiel, das ich mit Euch getrieben, als ich Euch glauben ließ, ich könnte Eure Liebe erwidern, ich kannte mein eigenes Herz nicht, denn bis zu dieser Stunde dachte ich nie anders, als daß ich mit einem Ja auf Eure Werbung antworten würde . . ."

„Und warum seid Ihr denn jetzt plötzlich anderen Sinnes geworden?" fragte er, und selbst in dem ungewissen Lichte des Mondes sah sie, daß eine aschfarbige Blässe seine wettergebräunten Züge überflogen hatte, „warum dünkt es Euch jetzt unmöglich, mein Weib zu werden, wenn Ihr es doch vordem gewollt?"

„Weil ich mein Herz nicht kannte," murmelte sie mit derselben klanglosen Stimme, in der sie die Worte eben gesprochen. Er ergriff wieder ihre Hand, sie entzog sie ihm nicht, aber sie lag kalt und starr in der seinigen.

„Besinnt Euch, Beatrix," bat er in fieberhafter Erregung, „es kann Euer Ernst nicht sein, daß Ihr meinen Antrag zurückweist, nachdem Ihr mir heute angesichts der ganzen Gesellschaft durch die Art und Weise, wie Ihr meine Aufmerksamkeiten entgegennahmt,

die Rechte eines begünstigten Bewerbers zugestanden . . ."

„Ich verdiene Eure Vorwürfe," murmelte sie demütig, „aber ich kann nicht Euer Weib werden."

„Und warum könnt Ihr das nicht?" fuhr er flehend fort, „nicht um meiner selbst, auch um Euretwillen beschwöre ich Euch, stoßt die Hand nicht zurück, die ich Euch biete. Ihr bedürft eines Beschützers, Beatrix. Euer Ohm meint es nicht treu mit Euch, ich glaube, er denkt zu viel daran, daß, wenn Ihr nicht wäret, er Herr von Elbhausen sein würde, und Eure Base Sidonie liebt Euch auch nicht; es waren Blicke voll giftigen Neides, mit denen sie heute bei Tische zu Euch herüberschaute. So steht Ihr also ganz allein in der Welt, den bösen Ränken feindselig gesinnter Verwandten schutzlos preisgegeben, und es thut wahrlich nicht wohl, den Mann zurückzustoßen, der in warmer, ehrlicher Neigung um Euch wirbt, und in dessen Hut Ihr sicher geborgen wäret. Mir gilt es nicht um Euer Geld und Gut; wäret Ihr statt der reichen Erbin von Elbhausen das ärmste Edelfräulein im ganzen Land, ich würde nicht minder heiß danach verlangen, Euch als meine Hausfrau heimzuführen. Alle die Wiesen, Felder und Wälder, die da unten vor uns liegen, sind, soweit das Auge reicht, mein Eigentum; zu meinem Urahn, der in den Sachsenkriegen rühmlich im fränkischen Heere gefochten, sprach einst auf dieser Höhe Karl der Große: „Spiegel di von desem Berg", und gab ihm mit den Worten alles Land ringsumher zu Lehen, davon heißen wir noch heute die Spiegel von Desenberg und sind bis auf diesen Tag ein reiches, angesehenes Geschlecht geblieben. Ihr steigt nicht herunter, Beatrix, wenn Ihr meinen Namen mit dem Eurigen vertauscht, Land auf, Land ab ist kein Edelfräulein, das es sich nicht zur Ehre rechnen würde, wenn der Engelbert Spiegel um sie werben wollte. Hier ist meine Hand, Beatrix, schlagt ein und sagt, daß Ihr mein Weib werden wollt."

„Es kann nicht sein," versetzte sie leise, „dringt nicht weiter in mich, ich habe keine andere Antwort für Euch. Wollte Gott, es wäre nicht so, und ich könnte Euch die Hand reichen und Euch mit aufrichtigem Herzen Liebe und Treue geloben, aber es kann, es darf nicht sein . . ."

Es lag etwas in dem Ton ihrer Stimme, was ihm alle Hoffnung raubte; wie ein lautes Schluchzen rang sich aus seiner Brust nur das eine Wort: „Beatrix!" los, während sein Blick voll heißer Leidenschaft auf der holden Mädchengestalt ruhte, die an den grauen Baumstamm gelehnt, in ihrem weißen Gewand, das schöne, ernste Gesicht von einer dunklen Lockenfülle umrahmt, in dem bleichen Mondesschimmer, der durch die Baumzweige über sie hinflimmerte, wirklich wie eine überirdische Lichterscheinung vor ihm stand. Ihre großen, samtschwarzen Augen begegneten mild und traurig den seinigen, die vorwurfsvoll und flehend zugleich an ihr hingen, und die Hand leicht auf seinen Arm legend, sagte sie: „Kann es Euren Schmerz lindern, wenn ich Euch verspreche, daß ich nie eines Mannes Ehefrau werden will, weder die Eure, noch die eines anderen?"

„So wollt Ihr in ein Kloster gehen?" fragte er hastig. „Ist es ein übereiltes Gelübde, durch das Ihr Euch gebunden haltet, und habt Ihr deshalb meine Hand zurückgewiesen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Junker Engelbert, mich bindet kein Gelübde, und zum Klosterleben fühle ich keinen Beruf."

„Dann liebt Ihr einen anderen! Wer ist es, dem ich weichen muß?" rief er in aufflammender Eifersucht.

Sie zog an dem feinen venetianischen Kettchen, das sie um den Hals trug, eine goldene Kapsel aus dem Busen hervor. „Es ist ein Splitter vom heiligen Kreuz darin," sagte sie, „meine Mutter trug die kostbare Reliquie bis zu ihrem letzten Lebenstag, und in ihrer Todesstunde hing sie mir Kette und Kapsel um den Hals. Auf diese geweihte Reliquie will ich schwören, daß ich niemals eines Mannes Eheweib sein werde . . ."

„Nein, nein," unterbrach er sie heftig, „solch ein Schwur wäre ein Frevel. Was könnte Euch, jung und schön wie Ihr seid, bewegen, Euch zur Ehelosigkeit zu verdammen, wenn es nicht das Verlangen ist, Euch im Kloster Gott zu weihen?"

„Heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser, sagt schon der Apostel," versetzte Beatrix, und ein trauriges, geisterhaftes Lächeln irrte um ihre Lippen. „Ich habe ein großes Unrecht an Euch begangen," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „indem ich Euch mit falscher Hoffnung täuschte, und das wollte

ich gut machen, soweit es in meiner Macht steht, dadurch, daß ich für alle Zeit Euch von der Furcht befreie, ich könnte je einem anderen Manne gewähren, was ich Euch versagen muß."

Engelbert starrte sie verwirrt an. Der Klang ihrer Stimme, der Ausdruck ihres Gesichtes, ihr ganzes Wesen erschien ihm plötzlich so seltsam fremd und verändert, daß, weil er für diese rätselhafte Umwandlung ihres gewohnten Seins und Gebarens keine Erklärung finden konnte, er dieselbe der Einwirkung dunkler, dämonischer Mächte zuschrieb und von abergläubischem Schauder ergriffen ausrief: „Jetzt wird es mir klar, Euer Sinn kann nur durch Hexenkünste so plötzlich verändert worden sein; sie sagen, Eure Amme, die alte Brigitte, sei in allerlei bösem Zauberwesen wohl erfahren, gewiß hat sie mit solchem Teufelswerk Euer Herz mir entfremdet..."

„Schweigt," unterbrach ihn Beatrix streng und deutete mit dem Finger hinüber nach den fern am Horizont auftauchenden Türmen von Paderborn, „dort drüben sind heute sechs Hexen verbrannt worden, wollt Ihr die Zahl dieser unseligen Opfer noch vermehren, indem Ihr einen so thörichten Verdacht gegen eine brave, rechtschaffene Frau aussprecht? Laßt mich nie wieder solch ein Wort hören, das meiner alten, treuen Brigitte teuer zu stehen kommen könnte... Aber horcht," unterbrach sie sich und blickte ängstlich nach dem dichten Gebüsch, das hinter dem Baume, unter dem sie standen, sich die Terrasse hinabzog, „schleicht da nicht jemand durch das Buschwerk, der uns belauscht hat?"

„Es wird irgend ein Getier gewesen sein," meinte der Junker, die Zweige auseinander biegend, „ich sehe nirgends eine Spur von einem Menschen."

Aber über Beatrix war eine scheue Unruhe gekommen, sie nahm hastig den Arm des Junkers und sagte: „Führt mich zurück zur Gesellschaft, Engelbert, man wird uns dort bereits vermißt haben. Und," setzte sie, zaghaft und bittend zu ihm aufblickend, hinzu, „laßt uns die letzte Stunde auslöschen aus unserm Gedächtnis und Freunde bleiben, wie wir es von Kindheit auf gewesen."

Er neigte mit zuckenden Lippen den Kopf und führte sie in finsterem Schweigen in den Saal zurück. Manch neugieriger, forschender Blick traf dort das junge Paar, dessen lange Abwesenheit nicht unbemerkt geblieben war; manches bezügliche Scherzwort war darüber unter den Gästen gefallen, während die Wolke auf der Stirn des Herrn von Elben immer dunkler wurde und Sidonie ihre eifersüchtige Unruhe und Aufregung kaum noch verbergen konnte. Als nun Beatrix mit so ernster Miene, in der nichts von bräutlichem Glück und mädchenhafter Verschämtheit zu entdecken war, in den Saal trat, und Engelbert düster und stumm neben ihr hinschritt, errieten alle rasch, was vorgefallen war, und ein leises Staunen und Flüstern ging durch den Saal, während Sidonie mit ihrem Vater einen schnellen, frohen Blick wechselte und wie von einer schweren Sorge befreit aufatmete. Beatrix näherte sich ihrem Ohm und sagte: „Wenn es Euch recht ist, möchte ich gleich nach Hause fahren, ich fühle mich unpäßlich, und die heiße Luft hier im Saal macht mir Kopfschmerzen."

„Gewiß, gewiß, mein Kind," versetzte der Freiherr eilfertig, „ich gehe sofort den Wagen zu bestellen, du siehst wirklich ganz blaß aus. Verabschiede dich nur gleich von unserer gnädigen Wirtin."

Beatrix trat zu Frau von Spiegel, um ihr adieu zu sagen. „Ihr wollt schon gehen," erwiderte diese mit eisiger Kälte, die sehr abstach gegen die mütterliche Freundlichkeit, mit der sie Beatrix den ganzen Tag ausgezeichnet hatte, „ich will Euch nicht nötigen, noch zu bleiben, da es Euch bei uns auf dem Desenberg nicht zu gefallen scheint."

Beatrix zog die Hand der Matrone an ihre Lippen und sagte demütig: „Verzeiht mir, edle Frau! Nicht Euren Zorn, nur Euer Mitleid verdiene ich . . ."

„Ich verstehe Euch nicht," entgegnete Frau von Spiegel scharf. Ihrem Auge war das verstörte Aussehen des Sohnes nicht entgangen, dessen Grund sie sogleich erriet, und sie haßte das Mädchen, das, wie sie meinte, durch ein frivoles Spiel mit seinem Herzen ihm so schweres Leid bereitet hatte. Sie wandte sich mit einer zeremoniellen Verbeugung von Beatrix ab zu Sidonien, deren Abschiedsgruß sie mit freundlichen Worten erwiderte, während sie dem Freiherrn und dem Abbate erlaubte, ihr die Hand zu küssen. Der Junker Engelbert stand unterdessen stumm und in sich gekehrt in einer Fensterbrüstung und überließ es einem alten Vetter

seiner Mutter, dem man auf dem Desenberge das Gnadenbrot gab, an seiner Statt die Pflichten des Hausherrn zu erfüllen und die scheidenden Gäste an den Wagen zu geleiten."

„Ein schönes Fest," sagte Sidonie, als sie im Wagen saßen und durch die mondbeglänzte Gegend dahin fuhren, „es war nur schade, daß wir es so früh verlassen mußten . . ."

„Verzeiht, wenn ich darin anderer Meinung bin," versetzte der Abbate, „mir gefiel der Ton und die ganze Haltung der Gäste bei diesem Feste durchaus nicht. Wie langweilig und ermüdend ist das steife Zeremoniell, wie es während der Tafel beobachtet wurde, wo jede Redensart, jede Bewegung vorgeschrieben schien, und wie brach dann, als der Wein die Köpfe erhitzte und die Zungen löste, unter dem Firnis dieser mühsam eingelernten Formen die wüste Roheit der Männer und die alberne Einfalt der Frauen so widerwärtig hervor. Mir, der ich an die feine und doch so ungezwungene Art italienischer Geselligkeit gewöhnt bin, wo die Frauen durch Geist und Anmut das Zepter führen und die Männer ihnen in ritterlicher Kourtoisie huldigen, erschien das heutige Fest wie ein tolles, wüstes Faschingsspiel. Wahrlich, ich beklage das Los einer deutschen Edelfrau, in deren Leben solche Feste noch als Lichtpunkte gelten müssen, weil ihre Tage auf den abgelegenen Schlössern an der Seite roher Gatten, die nur Interesse für Jagd und Trinkgelage haben, in so entsetzlicher Einförmigkeit dahin fließen, und ich begreife nun erst ganz, warum die Personalregister der Frauenklöster hierzulande die vornehmsten und glänzendsten Namen aufweisen, denn einem zartbesaiteten, nach Höherem strebenden weiblichen Gemüt muß die beschauliche Ruhe eines Klosters viel verlockender erscheinen als das Los einer deutschen Schloßherrin. Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Signora Beatrice?" wandte er sich zu dieser, die mit geschlossenen Augen in der Wagenecke lehnte.

Ein leiser Seufzer hob ihre Brust, aber sie erwiderte nichts und nickte nur müde mit dem Kopfe, während ihre Lippen schmerzlich zuckten.

(Schluß folgt.)

Preis der Armut.

Von H. Frauenlob (1260).

Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen.

I.

Armut, ich laß nicht gelten,
Daß du mir Leides hast gethan,
Trotzdem dich viele schelten,
Weil du sie führst auf andrer Bahn
Als sie gewollt! Wär's anders gut?
Wohl unbezähmbar würd' ihr Sinn.
Armut, in dir ich selig bin;
Du stillest manchen Übermut.

II.

Armut, dich hasset mancher Mann
Und feind't dich an.
Ihm ist nicht kund, daß durch dich Gott gibt Gnad'.
Wenn mich nicht trüget ganz mein Sinn:
Kein bess'rer Weg führt zu dem Himmel hin
Als Armut, unverschuld't.

Wer dich geduldig trägt allzeit
Und setzt sein Leid
Und alle Qual auf Gottes Vaterherz,
Wer ohne Neid das Glück ansieht,
Das reicher, als ihm selbst, dem Bruder blüht,
Wird nach dem Schmerz
Im Himmelreich gesund.

Wer seinen Sinn nach rechten Dingen setzet
Und seine schnöde Zunge nicht aufhetzet,
Der stets den Brüdern wird geschätzet
An Ehren gleich und Würdigkeit,
Dem wird bereit't
Ein herrlich Kleid
Zur letzten frohen Stund'.

Fedor Sommer.



Abb. 1. Zoologische Station und Aquarium in Neapel.

Die Zoologische Station zu Neapel.

Von Julius Stinde.

Die vornehmste Gegend der golfbekränzenden Stadt Neapel ist die breite Straße, welche an der Villa Nazionale vorüberführt. Diese selbst bildet eine parkartige Anlage und dient als öffentlicher Spaziergang. Hier wandelt man unter Palmen und in dem Schatten herrlicher Bäume, welche des südlichen Klimas zu voller Entfaltung bedürfen. Links breitet sich der tiefblaue Golf aus, an dessen Horizont sich in scharfen Linien Capri, das Felseneiland, erhebt, das niemand zu vergessen vermag, der seinen Zauber kennen lernte; rechts baut sich die Stadt mit ihren hellglänzenden Häusern und Villen auf, die vom Meere aus gesehen, im strahlenden Lichte der Sonne, es wohl begreiflich macht, daß dem aus der Fremde heimkehrenden Neapolitaner Thränen der Freude entstürzen, wenn das Schiff dem Lande zusteuert.

Fast zu keiner Tageszeit fehlt es hier an Spaziergängern, denn in der Nähe sind die besuchtesten Fremdenhäuser gelegen; wenn aber der Korso beginnt, wenn die Hitze des Mittags sich legte, dann wird die Chiaja von zahlreichen Gefährten belebt. Hunderte der eleganteſten Karossen, bespannt mit edlen Pferden, rollen in vier-, oft fünffacher Reihe aneinander vorbei, und festlich gekleidete Damen lehnen in den schwellenden Kissen der offenen Wagen, um zu sehen und gesehen zu werden. Reiter und Fußgänger aller Art, vom Stutzer bis zum Bettler, vervollständigen das erregte Durcheinander, den Korso von Neapel, den man den berühmtesten der Welt nennt.

Am Abend wird der Park von zahlreichen Gasflammen erleuchtet, und zu den Freikonzerten drängt sich die Menge, welche die Häuser flieht, um unter dem sternfunkelnden Himmel sich der köstlichen Nacht zu erfreuen, welche sattsame Entschädigung für die Glut des Tages bringt, die den Südländer zur Unthätigkeit während der erschlaffenden Nachmittagsstunden des Sommers zwingt.

Mitten in den Anlagen der Villa Na-



Abb. 2. Gute Beute.

zionale steht ein weißes Gebäude, dessen Äußeres, wenn auch palastartig gehalten, dennoch verrät, daß es nicht den gewöhnlichen Zwecken des täglichen Lebens gewidmet ist (Abbildung 1). Die niedrigen Fenster des Erdgeschosses stehen zu sehr in Widerspruch mit den Bogenhallen des ersten Stockwerkes, um nicht beim ersten Anblick als aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen erkannt zu werden, die eigener Art sein müssen. In der That liefern sie das Licht den Behältern des Aquariums, welche sich in den unteren Räumen des genannten Gebäudes befinden, das in der wissenschaftlichen Welt als „die Zoologische Station“ bekannt ist,



Abb. 3. Strandfischer.



Abb. 4. Fischer mit dem Schleppnetz.

von den Neapolitanern jedoch kurzweg il aquario genannt wird.

Jeden deutschen Besucher Neapels berührt der Anblick dieses Gebäudes, das ernst und würdig inmitten der Menschenbrandung sich erhebt, gar eigentümlich, denn hier hat ein deutscher Gelehrter zum größten Teile aus eigenen Mitteln der wissenschaftlichen Erforschung des Tier- und Pflanzenlebens eine Stätte bereitet, über deren Mustergültigkeit nur eine Stimme unter den Fachleuten herrscht und die das Vorbild ähnlicher Anstalten in Amerika, Holland, Frankreich, Rußland und Japan geworden ist. — In den Jahren 1872—74 errichtete Professor Dr. Anton Dohrn, ein geborener Stettiner, die zoologische Station, zu deren Weiterförderung die Regierung des Deutschen Reiches über 100 000 Mark beisteuerte. Auch schenkten englische Naturforscher die Summe von 1000 Pfund Sterl. Die Aufgabe, welche die Station sich zunächst



Abb. 5. Taucher.



Abb. 6. Der Beginn des Tauchens.

stellte, war die, dem Gelehrten den großen Aufwand an Zeit und Mitteln zu ersparen, dessen er bisher bedurfte, um irgendwo an der See zoologische Forschungen vorzunehmen; es sollte ihm möglich werden, mit derselben Sicherheit wie im eigenen Laboratorium daheim seine Forschungen anzustellen und zu beenden und dabei alle Hilfsmittel der heutigen Wissenschaft zu verwenden, auf die der einzelne Reisende meistens zu verzichten sich gezwungen sah.

In den dreizehn Jahren ihres Bestehens haben nicht weniger als dreihundertundsiebzig Forscher aus allen Nationen auf der Station gearbeitet. Die Arbeitsplätze oder, wie sie kurzweg heißen, „Tische“ werden von den Regierungen, Universitäten oder sonstigen gelehrten Körperschaften auf mindestens ein Jahr gemietet und von ihnen an die Forscher vergeben; nur vereinzelt ist es vorgekommen, daß ein Gelehrter sich aus eigenen Mitteln den Zutritt ermöglichte. Ein solcher „Tisch“ berechtigt den Arbeitenden zur Benutzung der sämtlichen in der Anstalt gebotenen Hilfsmittel, zu denen in erster Linie eine Fachbibliothek von über dreitausend Bänden gerechnet werden muß.

Das Material für die Forschung und Bearbeitung liefert der an Tier- und Pflanzenleben reiche Golf. An dem Fange sind hauptsächlich die Fischer und Seeleute der Anstalt beteiligt, wenn auch der Erwerb seltener Exemplare, sei es für den Zergliederungstisch oder für das Aquarium, nicht ausgeschlossen ist. In Abbildung 2 stellt sich uns ein glücklicher Fischer dar, dem ein Meerungeheuer in die Hände geriet, und der die gute Beute zum Verkauf in das aquario bringt und möglichst hoch zu verwerten sucht. Eine charakteristische Gestalt erblicken wir in dem Strandfischer (Abbildung 3). Mit einem kleinen Ketscher bewaffnet, durchstöbert er den Ufersand und den Schlick der Lachen bei niedrigem Wasserstand, alles Lebendige einheimsend, was er findet. Nichts von dem, was da krabbelt und sich bewegt, entgeht seinem Auge; es ist geradezu bewunderungswürdig, wie die der Station zugethanen Fischer in verhältnismäßig kurzer Zeit ihren Blick für die Lebewesen geschärft haben, welche den Forschern willkommen sind. Ihrer Findigkeit verdankt die Wissenschaft bereits manchen Schatz.

Den Tiefseefang besorgen wieder andere Fischer vom Kahn aus mit dem Schleppnetz. Hier gilt es, jener Geschöpfe habhaft zu werden, die sich auf dem Grunde des Meeres aufhalten. Die Fischer fahren hinaus und lassen das Netz hinab, dessen eiserner Rahmen während des Weitersegelns auf dem Boden schleift und Schaltiere, bewachsene Steine, Schwämme u. dgl. aufnimmt. Zum Abbrechen und Heben der Korallen dient ein zangenartiger Apparat, der neben dem Fischer mit dem Schleppnetze abgebildet ist (Abbildung 4).

Das Schleppnetz und die Zange sind jedoch verhältnismäßig unvollkommene Fangapparate, da sie nur die Gegenstände erlangen lassen, die der Zufall und gutes Glück ihnen zuführen. Aus diesem Grunde sah man sich genötigt, den Meeresgrund



Abb. 7. Die Dampfjacht der Station.

durch Taucher zu durchsuchen. Es sind jedoch nicht Taucher von Profession, die hinabsteigen, sondern viele der jüngeren Gelehrten legen das wasserdichte Ledergewand an, beschweren die Füße mit gewaltigen Bleischuhen und setzen den kupfernen Helm auf, durch dessen Glasfenster sie zu sehen vermögen. Die Abbildung 5 zeigt uns den zur Hinabfahrt eingekleideten Taucher mit dem Hammer



Abb. 8. Auslese.

zum Abschlagen von Korallen und tierbewachsenem Gestein, sowie mit einem Netz zur Aufnahme des Gewonnenen versehen, während Abbildung 6 den Beginn des Tauchens veranschaulicht. Der Taucher klettert an der Leiter hinab, zwei Männer bewachen den Luftzuführungsschlauch, durch den dem Tauchenden die zur Atmung erforderliche Luft in den Helm gepumpt wird. Zwei Leute handhaben die Luftpumpe, der Kapitän hält die Zugleine, welche gleichzeitig zur Verständigung dient und deren heftiges Zucken das Zeichen zum Aufziehen gibt. Den Taucher in seiner Beschäftigung auf dem Boden des Meeres stellt die Abbildung 10 dar. Er hat so viel Luft aus seiner Umhüllung abgelassen, wie sich aus den Falten derselben ergibt, daß das Gewicht der Bleisohlen und des Helmes zur Geltung kommt und den Auftrieb verhindert. So kann er sich dem Sammeln hingeben und eine Auswahl des Mitzunehmenden treffen. Sobald ihm der Aufenthalt in der Tiefe unbehaglich wird, füllt er durch Öffnen eines Ventils den Zwischenraum wieder mit Luft, gibt das Zeichen mit der Zugleine und wird vom Wasser wie eine Blase gehoben.



Abb. 9. Am Arbeitstische.



Abb. 10. Taucher auf dem Meeresboden.

Die Kenntnis der Meerespflanzen ist bedeutsam durch die tauchenden Gelehrten gefördert worden, denn nur auf diese Weise gelang es, Algen in verschiedenen Entwickelungsstadien zu erhalten, welche dem Schleppnetz und der Zange bisher entgangen und unbekannt geblieben waren.

Das Personal der Zoologischen Station besteht aus etwa vierzig Köpfen, außer dem Erbauer und Leiter, dem Professor Dohrn, aus festangestellten Naturforschern, einem Obertechniker, verschiedenen Maschinisten und Heizern, Laboratoriumsdienern, Fischern und Seeleuten zur Bedienung einer kleinen Dampfjacht, welche die Berliner Akademie der Wissenschaft schenkte, und einer aus Segel- und Ruderbooten bestehenden Flottille. Die Dampfjacht ist (Abbildung 7) ab-

gebildet, während das Schleppnetz aufgezogen wird. Die gewonnene Beute wird in die Kellerräume der Station geschafft und dort ausgelesen. Auch in dem Sondern und Aussuchen, sowie in dem Präparieren der Tiere haben einige neapolitanische Burschen ein außerordentliches Geschick erworben (Abbildung 8). Mir wurde seinerzeit die Versicherung gegeben, daß der Neapolitaner überraschend anstellig und begabt sei und es schwer fallen würde, aus dem niederen Volke anderer Länder in so kurzer Zeit ebenso treffliche und intelligente Gehilfen zu ziehen.

In dem Laboratorium der Station, das sich im ersten Stock befindet, arbeiten die Gelehrten an ihren „Tischen.“ Hier sind die Gefäße und Becken mit fließendem Seewasser, in denen die Tiere und Pflanzen längere Zeit am Leben erhalten oder aus Eiern und Sprossen gezüchtet werden können, und alle Hilfsmittel, welche die mikroskopische Beobachtung erfordert, stehen zu Gebote. Gerade auf dem Gebiete der Mikroskopie besitzt die Station eine Summe von Erfahrungen und Kenntnissen, mit denen sie jeden in ihr weilenden Gelehrten bereitwilligst vertraut macht. Umgeben von Flaschen, welche Präparate enthalten, und Material für die Forschung sehen wir (Abbildung 9) einen Gelehrten an seinem Arbeitstische. Die rechte Hand ist an das Mikroskop gelegt, die linke hält einen Seestern, mehr verrät das Bild nicht.

Die Resultate der Arbeiten werden teils in den Mitteilungen der Station, teils in anderen Fachblättern veröffentlicht, die Präparate gehen in die Welt hinaus, da es gelungen ist, auch die zartesten und vergänglichsten Objekte so zu erhalten, daß sie ein getreues Bild des lebenden Seetieres liefern und zum Studium dienen können. Die Station sammelt aber auch im Interesse auswärtiger Gelehrter und konserviert die Sachen genau nach deren Angaben, so daß diese in vielen Fällen dasselbe erreichen, als wenn sie selbst an die Meeresküste gegangen wären. Obgleich die Station im Auslande liegt und ihr Verkehr sich auf alle Nationen erstreckt, ist die offizielle Geschäftssprache der Anstalt die deutsche.

Mit der Station ist ein großes Schau-Aquarium verbunden, das an Reichtum und Schönheit der ausgestellten Seetierwelt nicht seinesgleichen hat; die farbenprächtigen und seltsam geformten Gestalten des südlichen Meeres stehen ihm aus erster Hand zu Gebote. Die größten Polypen birgt es, Herden von Tintenfischen, die in geordneten Kolonnen schwimmen, elektrische Rochen, die buntesten Fische, Medusen und Quallen, Korallen aller Art, genug, die entzückendsten und interessantesten Geschöpfe werden dem Beschauer in reicher Anzahl und vorzüglicher Beleuchtung vor Augen geführt.

Das Seewasser für die Behälter des Aquariums und die kleineren Becken und Schalen des Laboratoriums wird mittelst einer Dampfmaschine in große Sammelbehälter gepumpt, damit sich Sand und Unreinigkeiten ablagern, und von dort dahin geleitet, wo man seiner bedarf.

Die Einnahmen des Aquariums werden den bedeutenden Betriebskosten der Station zugeschlagen, welche den Mittelpunkt für das Studium der Tier- und Pflanzenwelt des Meeres bildet.

Der unermüdliche Leiter, Prof. Dohrn, hat neuerdings die italienische Regierung und die Stadt Neapel veranlaßt, die Mittel zum Bau einer physiologischen Zweiganstalt zu bewilligen, in der den Physiologen und Chemikern Gelegenheit geboten wird, die Erforschung der niederen Tiere auch ihrerseits vornehmen zu können. Das hierzu erforderliche Gebäude steht in unmittelbarer Nähe der Station und geht im nächsten Jahre seiner Vollendung entgegen.

Auch diesem der Wissenschaft, nicht der völkerverwirrenden naturwissenschaftlichen Spekulation gewidmeten neuen Unternehmen rufen wir „Glück auf!“ zu. Mögen die Schöpfungen unsers Landsmannes dem Vaterlande zum Ruhme gereichen, indem sie den Gelehrten aller Nationen die Forschung erleichtern.

Kronprinz Rudolf von Österreich und Prinz Wilhelm in Potsdam.

Der Besuch, den der Kronprinz Rudolf von Österreich am 17. März dem Prinzen Wilhelm in Potsdam abstattete, hat dem Gaste gewiß eine Fülle der interessantesten Erinnerungen hinterlassen. Als echter Hohenzoller führte Prinz Wilhelm seinem Freunde vor allem seine Truppen vor. Sobald der Kronprinz den Eisenbahnwagen verlassen hatte, schritt er zugleich mit Prinz Wilhelm die Front der Ehrenwache ab. Diese bildete die Leibkompanie des 1. Garderegimentes in Blechmützen mit Musik und Fahnen. Zwei Wachtmeister der Gardehusaren begleiteten in Paradeuniform den Wagen auf der Fahrt ins Schloß. Es fand sodann am folgenden Tage auf dem kleinen Exerzierplatz ein Feuerexerzieren von $1^1/_2$ Bataillonen Infanterie mit dem neuen Magazingewehr statt. Es wurde der Angriff auf eine Vorpostenstellung wiedergegeben. Beide Teile entwickelten ein immer heftiger werdendes Gewehrfeuer, das während einer angenommenen Kavallerieattacke seinen Höhepunkt erreichte. Es bot sich ein gewaltiges, grausiges Bild der Vernichtung, gleich einer entfesselten, zerstörenden Naturgewalt. Es war nicht mehr ein Rollen von Salven, sondern es entstand ein schrecklicher, heulender Ton, für den erst noch ein Ausdruck gefunden werden muß. Von den in schwebende Rauchwolken gehüllten Truppen gingen unaufhörlich Feuerflammen aus, ein nur zu getreues Bild von der Furchtbarkeit der Schlachten der Zukunft. Als der Feind — das Lehrinfanteriebataillon, das mit 100 Patronen pro Mann ausgerückt war — sich zurückzog, erfolgte wieder ein furchtbares Schnellfeuer. Wie wenige der Gegner hätten es im Ernstfall überlebt!

Darauf wurden exerziermäßige Salven abgegeben. Um die Schnelligkeit, mit der auch bei diesem Anlaß geschossen wurde, zu charakterisieren, genüge die Bemerkung, daß der Kommandierende zwischen „Feuer“ und „Legt an“ kaum eine Pause machte.



Kronprinz Rudolfs von Österreich Besuch bei Prinz Wilhelm in Potsdam: 17. März, Ankunft auf dem Bahnhofe, Abschreiten der Ehrenkompagnie.

Nach Schluß des Exerzierens wurde dem Kronprinzen ein feldmäßig bepackter Mann vorgestellt, der auf- und abhängen mußte und die ganze innere Packung des Tornisters demonstrierte. Nachmittags ließ sich der Kronprinz auch die neuen Zelte aufbauen. Das Lehrbataillon hatte alle Arten Zelte aufgebaut, drei Soldaten zeigten das Gepäck mit und ohne Zelt, ein Feldposten hatte die Zeltdecke umgehängt. Beim Marsche wird das wasserdichte, lederfarbene Zelttuch über den gerollten Mantel gelegt getragen. Beim Überhängen benutzt der Soldat die Zeltbänder und Knöpfe, um sich den vor Nässe schützenden Stoff mantelartig über Körper und Gepäck zu binden. In dieser Verpackung kann sich der Soldat ganz gewandt bewegen und von seiner Waffe jeden beliebigen Ge-

brauch machen. Auch ist seine Gestalt kaum von dem Erdboden zu unterscheiden, ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Nun ging es zu den Gardehusaren, wo das Regiment im Langen Stall zur Parade aufgestellt war. Als der Kronprinz eintrat, wurde er mit der österreichischen Nationalhymne und lautem Hurra empfangen. Nachdem ihm das Regiment im Parademarsch vorgeführt war, zeigte es sich auch noch im Tirailleur- und Fußdienst. Der Kronprinz sah die Husaren später auch zu Pferde, doch konnten des tiefen Schnees wegen größere Manöver nicht ausgeführt werden.

Prinz Wilhelm und sein Gast nahmen das Diner bei dem Offizierkorps der Gardehusaren ein und verweilten auch noch nach demselben längere Zeit unter den Mitgliedern desselben. — Am Morgen des 19. März fuhr Kronprinz Rudolf mit dem Prinzen Wilhelm nach dem Artillerieschießplatz bei Kunnersdorf. Um 6 Uhr nachmittags fand im Stadtschlosse zu Potsdam, und zwar im Bronzesaal, ein größeres Herrendiner statt. An diesem nahmen teil: Kronprinz Rudolf mit den Herren seines Gefolges und den zu ihm kommandierten Offizieren: General der Kavallerie Graf v. Wartensleben, kommandierender General des dritten Armeekorps, und Major v. Jerin, Kommandeur des brandenburgischen Ulanenregiments Nr. 11, sowie der Vertreter der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin und die Mitglieder der Botschaft. Sodann Se. K. H. der Prinz Wilhelm und die in den höchsten Kommandostellen von Berlin und Potsdam befindlichen Generäle, der Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, der Vizepräsident des Staatsministeriums v. Puttkamer, der Staatssekretär Graf Herbert v. Bismarck und Graf Arnim-Boitzenburg.

Am 20. März siedelte Kronprinz Rudolf wieder nach dem Königlichen Schlosse in Berlin über.

Er wird gewiß die Überzeugung mit sich fortgenommen haben, daß wenn einmal Deutschland und Österreich Schulter an Schulter kämpfen müssen, die Armee des ersteren sich wie immer als auf der vollen Höhe der Zeit stehend erweisen wird.



Kronprinz Rudolfs von Österreich Besuch bei Prinz Wilhelm in Potsdam: Feuerexerzieren mit dem neuen Magazingewehr.



Kronprinz Rudolfs von Österreich Besuch bei Prinz Wilhelm in Potsdam: Die neue deutsche Infanterieausrüstung.

Die Magdalenentürme in Breslau.

In der schlesischen Hauptstadt hat die Feier des neunzigsten Geburtstages unsers Kaisers ein aufregendes Nachspiel durch den Brand an der Maria-Magdalenenkirche, der ältesten protestantischen Kirche der Stadt, gehabt. Einer ihrer beiden hohen Türme ist ein Raub der Flammen geworden, und wenn auch der andere, sowie die Kirche selbst, abgesehen von dem durch das Löschen verursachten Schaden, unversehrt blieb, so ist doch durch das Feuer eins der bekanntesten Bauwerke Schlesiens, das neben dem Rathaus fast ein Wahrzeichen der Stadt Breslau geworden, zerstört.

Arm an Türmen ist sie allerdings dadurch noch immer nicht; ihre große Zahl gibt dem Anblick der sonst durch Lage und Bauart keineswegs ausgezeichneten Stadt ein eigentümliches Gepräge, einen besonderen Reiz. Kaum erinnern wir uns einer anderen großen Stadt, deren Häuser durch so viele Türme überragt würden, von dem mächtigen an der Elisabethkirche, dessen Spitze einst, wie die Chronik sagt, „bis in die Wolken reichte," und der nach dem Sturz dieser Spitze mit seiner unschönen, stillosen Abplattung immer noch zu den höchsten Türmen Deutschlands zählt, bis zum, nicht großen, aber in den reinsten Formen gotischer Architektur errichteten Rathausturme. Mit Ausnahme des letzteren schmücken die Türme sämtlich die schönen alten, großenteils ebenfalls gotischen Kirchen, deren Breslau zweiunddreißig, also im Verhältnis zur Einwohnerschaft eine große Zahl besitzt. Sie alle haben wundervolle Glocken, und es läßt sich kaum etwas Schöneres und Erhebenderes denken, als der Klang dieses aus den Lüften über die Stadt hinhallenden Geläutes, von einem in einiger Entfernung von derselben gelegenen Punkte aus gehört.

Mehr aber als an irgend einen anderen Bau knüpfen sich an die Magdalenenkirche Erinnerungen für die Stadt, in deren Mittel-

punkt sie steht. Ging doch gerade von dieser Stelle die Reformation für Breslau und dadurch bald für ganz Schlesien aus. Einer der frühesten und treuesten Anhänger Luthers, der auch persönlich in enger Beziehung zu ihm stand, Johann Heß, predigte auf der Kanzel der Magdalenenkirche, die schon damals ein altes, den Breslauern längst vertrautes Bauwerk war, die neue Lehre. Auch die Sage von der Armensünderglocke im Turme war zur Zeit der Reformation schon verbreitet, da sie sich aus den ältesten Zeiten der Kirche, gleich nach ihrer Erbauung herschreibt.

In ihrer jetzigen Gestalt stammt dieselbe aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, während die Türme, auf die sich neuerdings durch die Vernichtung des einen die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt, so vielen Veränderungen sie auch unterworfen waren, in ihrem Unterbau noch älter sind; wahrscheinlich wurde schon zu gleicher Zeit mit der einfachen Holzkirche, die im Mittelalter hier stand, der Grund dazu gelegt. Ihr Ausbau und die in eigentümlicher Weise beide Türme verbindende Brücke gehört freilich einer späteren Zeit an; zu Ende des XVI. Jahrhunderts, als diese Verbindung schon bestand, erhielten sie „die kupferbedeckten Hauben mit pikanter Umrißlinie,“ welche sich dreihundert Jahre lang unverändert erhielten, also die Gestalt, welche sie bis vor wenigen Tagen gezeigt haben.

Von dieser Brücke zwischen den beiden Türmen, dem „Steg,“ zu dessen Herstellung 1459 eine eigene Stiftung gemacht wurde, ging der Brand aus, der in der Nacht vom 22. bis 23. März die Einwohner Breslaus erschreckte. Während der Illumination am 22. wurde von dem in seiner schwebenden Höhe vorzüglich dazu geeigneten Platze Feuerwerk abgebrannt, und hierbei ist, soweit man bis jetzt übersehen kann, der zündende Funke in den nördlichen Turm geflogen, in dem das Feuer viele Stunden lang ungehindert sein Zerstörungswerk treiben konnte. Erst als gegen drei Uhr morgens die hellen Flammen von der Spitze emporschlugen, wurde der Brand bemerkt und die Feuerwehr zu Hilfe gerufen. Einen imposanten Anblick bot dieses unfreiwillige, schreckliche, nachträgliche Feuerwerk, besonders als das Kupferdach des Turmes, durch die Glut geschmolzen, in blauglühendem Zustande und in grotesken Formen sich aufwärts bog, um dann, in große Tropfen aufgelöst, zur Erde niederzusinken. Ursprünglich hatten die Dächer aus Blei bestanden, und durch diese viel schneller schmelzende Masse wären der südliche Turm, wie die Kirche selbst und die nahegelegenen Häuser noch mehr gefährdet gewesen und schwerlich verschont geblieben.

Vielfache Wandlungen haben die Türme im Laufe der Jahrhunderte über sich ergehen lassen müssen. Zuerst von schlichterer Form, erhielten sie gegen Ende des XV. Jahrhunderts mit Blei gedeckte, hohe, schöne Spitzen, wie wir sie noch auf alten Bildern der Kirche sehen, die aber von Wind und Wetter arg beschädigt, ja mehrfach herabgestürzt und wieder errichtet wurden, bis man sie endlich durch die jetzigen, minder eleganten, aber festeren ersetzte und zugleich mit Kupfer deckte.

Beim Zerschmelzen des Daches fiel zugleich der große goldene Knopf, der dasselbe krönte, herab und zersprang; die in seinem Inneren aufbewahrten Dokumente fand man, in zwei flachen Kupferbüchsen verschlossen, unversehrt unter den Trümmern. Eine merkwürdige Inschrift in lateinischen Distichen wurde bei einer früheren ähnlichen Gelegenheit entdeckt, als man im Jahre 1564 den Knopf der erwähnten zu hohen Turmspitzen öffnete.

„Im Jahr der Menschwerdung 1481,“ lautete sie, „als Matthias König, Rudolf Bischof war, und der Sommer Lilien über die Erde streute, hat diesen hohen Turm Breslau vollendet, welchen die Väter begonnen hatten, vom Grunde zu erbauen. Die Baumeister waren David Jentsch und Georg Anton Hartenberg; ihnen sei hohe Ehre. Erhebt die Hände zu den Sternen, daß der Vater des Himmels sich ihrer erbarme!“

Die Glocke des jetzt abgebrannten Turmes, welche, durch das vom Feuer ergriffene Gebälk nicht mehr getragen, schon vorher herabgestürzt war, eine der herrlichen Glocken, deren tieffeierliches Geläut an Festtagen über Schlesiens Hauptstadt klingt, ist durch einen breiten Sprung vernichtet. Sie war nicht die durch die Sage bekannte Armensünderglocke im Breslauer Magdalenenturme; diese hängt im südlichen, vom Feuer unversehrt gebliebenen Turme. Wer kennt nicht die in ihrer Einfachheit ergreifende Ballade

vom „Glockengießer zu Breslau in der Stadt,“ welcher den Guß der großen Glocke durch seines Lehrlings Schuld mißlungen glaubt, in sinnloser Erregung den Knaben ersticht und sich dann selbst dem Gerichte stellt? Am Vorabend seiner Hinrichtung bittet er, an Stelle der Henkersmahlzeit, ihn nur einmal der neuen Glocke Klang, die er bereitet, hören zu lassen.

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering.
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging...

Sie ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

In Wirklichkeit soll das „Meisterstück, das im Magdalenenturme hängt,“ mit der Erzählung vom Glockengießer nichts zu thun haben, die wohl überhaupt nur auf einer Sage beruht. Knüpfen sich doch an mehrere der Breslauer Bauwerke andere Sagen, die sich freilich durch ihren übernatürlichen Inhalt mehr als solche kennzeichnen, als die Überlieferung von der Armensünderglocke. So bildete sich vom Elisabethturme, dessen viele hundert Zentner schwere Spitze bei ihrem Sturze (1529) merkwürdigerweise nicht den mindesten Schaden anrichtete, die schöne Legende, daß sie von Engeln abgenommen und zur Erde herniedergetragen sei. Ein altes Relief an der Kirche stellt diesen Vorgang schlicht, aber nicht unkünstlerisch dar.

Kaum bedarf es jedoch einer Sage, um uns die Magdalenentürme und die Kirche interessant erscheinen zu lassen, über der sie bisher wie ein paar ernste Hüter emporragten, während dies Amt nun dem einen übrig gebliebenen übertragen ist. Wir brauchen nicht in eine imaginäre Vergangenheit zu greifen; die wirkliche Vergangenheit bietet des Denkwürdigen genug.

Erinnert die Außenseite durch Bauart, Portale, Verzierungen an die Blütezeit mittelalterlicher Architektur, zugleich aber durch vielfach angebrachte steinerne Marienbilder an die früheste katholische Zeit der Kirche, so zieht in ihrem Inneren besonders das schlichte, von der Zeit stark mitgenommene Porträt des Johann Heß unser Augenmerk auf sich. Auch hier freuen wir uns zwar der schönen dreischiffigen gotischen Halle, der kunstvollen Holzschnitzereien an Stühlen und Chören, der reichen Arbeit an Altären, Taufstein rc.; ähnliches aber finden wir in anderen Kirchen Breslaus in großartigerem Maßstabe. Das Bild dagegen erzählt seine eigene Geschichte; wie aus den Zügen eine Mischung von Luthers Energie und Melanchthons Sanftmut spricht, so vereinigte sich beides auch im Charakter des Mannes, den das Bild darstellt und der eine der anziehendsten Gestalten der Reformationsgeschichte ist. „Ich freue mich, daß du ein Evangelist geworden bist,“ schrieb Luther an Heß, noch bevor dieser als Prediger an die Magdalenenkirche berufen worden (1523). An der festen, aller Leidenschaftlichkeit fernen Thatkraft, mit welcher er Luthers Lehre in seiner und bald auch in mehreren anderen Gemeinden der Stadt Eingang verschaffte, scheiterte aller Widerstand des Bischofs und der Domgeistlichkeit. Die Persönlichkeit Heß's, von dessen Wohlthätigkeit und Menschenliebe mancher schöne Zug berichtet wird, trug viel dazu bei. Einst setzte er, nachdem er lange vergeblich zu besserer Fürsorge für die Armen der Stadt ermahnt, mehrere Sonntage hintereinander seine Predigt aus, weil „sein lieber Herr Jesus in all seinen Gliedern vor den Kirchenthüren liege; über den möge er nicht wegschreiten. Wolle man ihn nicht wegräumen, so wolle er auch nicht predigen.“ Und die Stadt richtete dem allverehrten Manne zuliebe von nun an eine vorzügliche Armenpflege ein.

Vielfach von den Gegnern der evangelischen Lehre angefochten, blieb er doch im Amte, bis ihn 1547 auf der Kanzel seiner Kirche der Schlag traf — ein schönes Ende eines schönen Lebens, das uns die griechischen Verse Melanchthons an einer der nächsten Säulen ausführlicher schildern.

Von diesen Dingen allen erzählt das Bild Johann Heß's — davon singt auch mit tiefem, wunderbarem Klange die eine Glocke von Maria-Magdalena, die einst mit ihrer jetzt zersprungenen Gefährtin im Schwesterturme die Reformation in Schlesien einläutete.



Prinz Leopold von Bayern läßt sich die Offiziere des Bayrischen Leibregiments und des ersten Infanterieregiments im neuen Helm vorstellen.

Die Pickelhaube in Bayern.

Das deutsche Heer besteht als solches bekanntlich nur im Kriege. In Friedenszeiten gibt es eine preußische, bayrische, sächsische Armee 2c., und in jeder von diesen gibt es Eigentümlichkeiten in der Uniformierung, an denen man mit zäher Liebe hängt. So tragen zum Beispiel die sächsischen Infanterieoffiziere statt des Degens einen Säbel und sind dadurch auch den Laien als solche kenntlich 2c. Am bedeutsamsten unterscheidet sich die Infanterie Bayerns von den übrigen Bestandteilen unsers Heeres. Die hellblaue Uniform und der Raupenhelm ließen sie bisher wie Angehörige einer fremden Armee erscheinen. Der letztere nun soll künftig in Wegfall kommen und durch die ursprünglich von Preußen ausgehende Pickelhaube ersetzt werden. Auf unserm Bilde sehen wir bereits die Offizierkorps des Bayrischen Infanterie-Leibregiments und des ersten

Bayrischen Infanterieregiments mit diesem Symbol der deutschen Einheit auf dem Kopf ihrem Chef, dem Prinzen Leopold, ihre Aufwartung machen. An sich ist die Sache ja nicht von Wichtigkeit, denn die tapferen Träger des Raupenhelms haben diesen allen Feinden Deutschlands ebenso furchtbar gemacht, wie es der preußische Infanteriehelm ist, aber es ist doch erfreulich, daß das Band der Einheit, welches die deutschen Stämme umschließt, auch in diesem Punkt einen äußeren Ausdruck gefunden hat. Damit werden sich auch diejenigen Bayern trösten, die unter dem Raupenhelm einst die Franzosen vor sich hertrieben und nun nur ungern von dem alten Getreuen scheiden.

Die Firma Heydebrand & Sohn.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepański.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist," heißt es in der Schrift. Das Wort läßt sich wohl mit gutem Recht auch auf eine große Firma anwenden; unumschränkt wie ein König gebietet der Chef, von seiner Umsicht und Thätigkeit ist das Gedeihen des Hauses abhängig, von seiner Laune Wohl und Wehe der Angestellten. Einem kleinen Königreiche glich das Geschäftshaus der Firma Heydebrand & Sohn, der ältesten Speditionsfirma der Reichshauptstadt. Das unscheinbare Vorderhaus in einer engen Straße unweit des Rathauses ließ freilich den Umfang des Geschäftes nicht ahnen. Die mit grünen Vorsetzern verstellten Fenster des Erdgeschosses, in dem sich die Kontorräume befanden, und die mit weißen Vorhängen dicht verschlossenen Fenster der oberen Etage, welche die unbenutzte Stadtwohnung des Chefs enthielt, gaben dem Hause ein totes Ansehen. Wer von dem Umfange der Firma einen Eindruck empfangen wollte, mußte durch das geräumige Einfahrtsthor treten, hinter dem die in neuerer Zeit aufgeführten, das Vorderhaus weit überragenden Hintergebäude zwei große Höfe umschlossen. Hier befanden sich die Stallungen für sechzig Pferde, die Wagenremisen, ausgedehnte Lagerräume, die Packkammern und eine Kistenfabrik, welche nur für den Bedarf des Geschäftes arbeitete. Die beiden, welche der Firma den Namen gegeben hatten, Hugo Heydebrand, der Vater, und Gottfried Heydebrand, der Sohn, waren tot. Beide hatten bis zu ihrem letzten Atemzuge an dem Aufblühen des Geschäftes gearbeitet. Der erstere war in hohem Greisenalter gestorben, den anderen überraschte der Tod in den besten Mannesjahren, ohne daß er wie sein Vater vorher die Zukunft des Hauses in kräftigen Händen gesichert gesehen hatte — bei einer Revision der Lagerräume war Gottfried Heydebrand in den durch eine Nachlässigkeit offen stehenden Schacht des Fahrstuhles gestürzt, und ohne schonende Vorbereitung hatten die entsetzten Zeugen des Unglücksfalles der Frau den schrecklich verunstalteten Leichnam ihres Gatten vor Augen gebracht. Seit diesem Tage war der Witwe Gottfried Heydebrands der Aufenthalt in dem alten Hause verleidet. Während das Geschäft von dem bewährten Prokuristen der Firma fortgeführt wurde, übersiedelte sie mit ihrem dreizehnjährigen Sohne Hugo ganz nach der kleinen behaglichen Villa in der äußeren Tiergartengegend, welche ihr Schwiegervater ihr als Hochzeitsgabe dargebracht und die sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne nur in den wärmeren Monaten bewohnt hatte. In der ersten Etage des alten Geschäftshauses wurden die Vorhänge vor den Fenstern nur dann noch aufgezogen, wenn die unbewohnten Räume gelüftet werden und über die altmodische Einrichtung der Staubbesen kehren sollte — Frau Heydebrand selbst betrat die Wohnung niemals wieder.

Als Frau Heydebrand das Haus floh, in dem ihr so Schreckliches geschehen war, hatte sie mehr an sich selbst als an die Zukunft ihres Sohnes gedacht. Die Umgebung, in der dieser aufwuchs, war wenig geeignet, ihn zu einem Manne nach dem Schlage seines Vaters und Großvaters zu erziehen. Was der junge Hugo Heydebrand vor Augen hatte, war nicht die Arbeit, welche zu Reichtum führt, sondern der Luxus und das Vergnügen, die reichen Leuten zugänglich sind. Um die materielle Zukunft ihres Sohnes brauchte sich Frau Heydebrand freilich nicht zu sorgen. Die war nicht nur durch das Blühen der Firma gesichert, sondern auch durch ein stattliches Vermögen, das die Be-

gründer derselben in sicheren Werten angelegt hatten. Aber wenn Frau Heydebrand auch dem alten Geschäftshause den Rücken gekehrt hatte und im Westen Berlins als eine reiche Frau lebte, so hatte sie sich doch die Zukunft ihres Sohnes niemals anders gedacht, als daß er mit seiner Großjährigkeit die Führung der Firma übernehmen und sie in Ehren leiten werde. Und Hugo Heydebrand wuchs heran, verzärtelt von seiner Mutter, unbeschränkt in seinen Neigungen, ohne Zwang zu ernster Arbeit, und selbst dann noch, als die Mutter seine Erziehung aus der Hand gegeben und seine kaufmännische Ausbildung dem Chef eines befreundeten Hauses anvertraut hatte, mehr bestärkt in dem Glauben, daß seine spätere Stellung sich spielend ausfüllen lassen werde, als zu strenger Thätigkeit angehalten.

Mit einundzwanzig Jahren übernahm Hugo Heydebrand die Leitung der Firma, nachdem auf den Wunsch der Mutter, welche von der vollen Selbständigkeit des Sohnes das Erwachen des Verantwortlichkeitsgefühls erhoffte, der durch lange Jahre bewährte Prokurist in den wohlverdienten Ruhestand getreten war. Aber selbst der Stolz, Chef eines so ausgedehnten Geschäftes zu sein, vermochte nur kurze Zeit den jungen Mann zu befriedigen. Das alte Geschäftshaus im Zentrum der Stadt wurde ihm nicht das Heim, welches es seinem Vater und Großvater gewesen war. Er fühlte sich nicht wohl in dem Lärm der Arbeit, der die Höfe durchhallte; wie ein Gefühl ängstlicher Beklemmung überkam es ihn, wenn er den vornehmen Westen Berlins verließ und die engen Straßen des Zentrums mit ihrem nur auf den Erwerb gerichteten Leben betrat. Ohne daß Hugo Heydebrand zu eigentlichem Leichtsinn neigte, hatte doch der Luxus der Weltstadt, in dem er aufgewachsen war, seine Sinne gefangen genommen. Ihn lockte das heitere Gesellschaftsleben der reichen Kreise, der Glanz der Theater- und Konzertsäle, die Aufregungen des Turf, das ganze genußsüchtige Treiben der Bevölkerung Berlins, die Geld zu verdienen nicht nötig hat oder leicht erworbenes Geld auch mit leichter Hand wieder ausstreut.

Man konnte ganz entgegengesetzte Meinungen über die Person des jungen Chefs der Firma Heydebrand & Sohn hören. Wer seine Erkundigungen in den Kreisen der Lebewelt einzog, der erhielt ein Loblied zur Antwort, das seine Berechtigung hatte. Denn Hugo Heydebrand war kein Spielverderber, vielmehr gutmütiger Natur, niemals ein Knauser, und seine Art, Geld auszugeben, hielt sich frei von der Ostentation des Emporkömmlings. Wer in der Geschäftswelt, in der alten, soliden und angesehenen, nach ihm fragte, erhielt eine andere Antwort. Meist war es nur ein Achselzucken, das dem Chef der Firma Heydebrand & Sohn galt, aber die Bewegung war bezeichnend genug. Redseligere nannten ihn einen Leichtsinnigen, der sich um das Geschäft nicht kümmere, Böswillige einen Dummkopf, der vom Geschäft nichts verstehe, und beide stimmten darin überein, daß die Firma unter der Leitung des jungen Chefs nicht vorwärts, sondern rückwärts gehe, daß neue Häuser sie bereits überflügelt hätten und daß sie nur noch von dem guten Ruf zehre, den sie sich unter den Vorgängern des Herrn Hugo Heydebrand erworben hatte.

Den Krebsgang der Firma hätte Hugo Heydebrand selbst nicht leugnen können, er ging zu deutlich aus jeder Jahresbilanz hervor, er machte sich täglich bemerkbar in kleinen Unregelmäßigkeiten, in den Klagen der Kunden über Nachlässigkeit und Unpünktlichkeit, in der Lösung von Geschäftsverbindungen, die noch bei Lebzeiten seines Großvaters geschlossen worden waren. Aber Hugo Heydebrand war weit entfernt davon, die Schuld von alledem sich selbst beizumessen; er suchte sie auch nicht bei Herrn Petzold seinem neuen Prokuristen, der sich ihm unentbehrlich durch die Art gemacht hatte, wie er ihm jede Thätigkeit zu erleichtern und abzunehmen wußte. Hugo Heydebrand suchte überhaupt nicht viel nach den Gründen des Geschäftsrückganges: „die Konkurrenz ist zu groß geworden," das war die Antwort, die ihm Herr Petzold gegeben hatte, und Hugo Heydebrand adoptierte sie ohne Rücksicht darauf, daß mit der Konkurrenz auch das Arbeitsfeld gewachsen war. Wenn ihn nicht das Schamgefühl seiner Mutter gegenüber davon abgehalten hätte, würde er das Geschäft verkauft oder aufgelöst und nur seinen Neigungen gelebt haben, obgleich es schon jetzt, in der Mitte der Zwanziger, anfing ihn zu ermüden, täglich eine Stunde Unter den Linden und in der Friedrichstraße müßig zu gehen, in keinem Theater bei der ersten Auf-

führung eines neuen Stückes zu fehlen, nachts eine Stunde im Café Bauer zu sitzen und sich für den Klatsch vom Tage zu interessieren, der unter den Lebemännern mit Eifer diskutiert wurde. Das weltstädtische Bummelleben hatte ihn in seinen Strudel hineingezogen, ohne daß er eine eigentliche Befriedigung darin fand, und seine Pflicht glaubte er erfüllt zu haben, wenn er täglich vor dem alten Geschäftshause vorfuhr und bei seinem Prokuristen fragte, was es Neues gebe. Herr Petzold war klug genug, nur selten etwas zu wissen. — Kein Wunder, daß Herr Hugo Heydebrand ein gelangweiltes Gesicht zeigte, als er an einem trüben Novemberabende kurz vor Schluß der Kontorstunden seinem eleganten Koupee entstieg und in das alte Geschäftshaus trat. Die Kontoristen neigten sich tiefer über ihre Arbeitspulte, Herr Petzold empfing den eintretenden Chef mit unterwürfiger Verbeugung und begleitete ihn in das Privatbureau, ein Konvolut von Briefen mit sich nehmend, obgleich er ganz genau wußte, daß der Chef die Durchsicht desselben mit seinem gewöhnlichen: „Machen Sie das doch, lieber Petzold" ablehnen würde.

Hugo Heydebrand sah den Stoß von Papieren flüchtig durch, erbrach einige Privatbriefe, die auf dem eichengeschnitzten Schreibtisch lagen — in dem einen bat ihn ein Freund um ein Darlehen, in dem anderen sandte ihm ein junger Violinvirtuose ein Dutzend Eintrittskarten für ein Konzert in der Singakademie, die er ihn in seinem Bekanntenkreise unterzubringen ersuchte — steckte die Briefe in die Tasche seines Überrockes, den er nicht einmal abgelegt hatte, und trat vor den hohen Pfeilerspiegel, um die starkduftende Tuberose in dem Knopfloch seines Frackes sicherer und geschmackvoller zu befestigen. Er hatte für den Abend verabredet, sich mit einigen Bekannten in einer Loge des Wallner-Theaters zu treffen, wo ein Volksstück zum erstenmal über die Bühne gehen sollte, und etwas von der Aufregung, die an solchen Abenden Dichter, Darsteller und nicht zum wenigsten das Publikum zu erfassen pflegt, konzentrierte sich schon jetzt in ihm zu einer prickelnden Ungeduld. — „Weiter ist doch nichts, lieber Petzold; oder haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" — Der Gefragte konnte aus dem Tone des Fragenden entnehmen, daß dieser wünschte, die Geschäfte für heute beendet zu sehen. Aber so eifrig sonst Herr Petzold solchen Wünschen seines Chefs Rechnung zu tragen pflegte wußte er anderseits doch auch, daß er niemals seinen eigenen Willen leichter sanktioniert erhielt, als in Augenblicken, in denen Herr Hugo Heydebrand es eilig zu haben glaubte. Und Herr Petzold räusperte sich und sagte mit einer leisen Stimme, deren Ton um Entschuldigung zu bitten schien, daß ihr Eigentümer den Chef noch länger und mit einer Bagatelle belästigte: „Wir sollten den Kutscher Wendelin entlassen, Herr Heydebrand; er hat sich in der letzten Zeit mehrfach Unregelmäßigkeiten zu schulden kommen lassen, und gestern ist er wieder von einem Schutzmann notiert worden, weil er der Pferdebahn nicht ausgewichen ist und beinahe eine Karambolage verursacht hätte, die das unberechenbarste Unglück hätte herbeiführen können. Der Mann scheint sich das Trinken angewöhnt zu haben."

Herr Heydebrand nestelte an seiner Tuberose, rückte die weiße Krawatte zurecht und streifte nachlässig einen gelben Jouvin über die linke Hand, ohne im übrigen ein Interesse für die Mitteilung des Herrn Petzold zu zeigen.

„Aber Sie wissen doch, lieber Petzold, daß Sie in allen diesen Kleinigkeiten freie Hand haben. Lassen Sie den Menschen gehen, ich kann keinen Säufer im Geschäft brauchen."

Herr Petzold verneigte sich.

„Ich werde ihm noch heute anzeigen, daß er am ersten gehen kann."

„Schön, schön, lieber Petzold," nickte Herr Heydebrand und griff nach Hut und Stock. „Möglicherweise komme ich morgen nicht, ich bin zur Jagd geladen. Sehen Sie nach dem Rechten. Guten Abend."

Herr Petzold machte seine unterwürfige Verbeugung, Herr Heydebrand verließ das Kontor und rollte in seinem Koupee dem Wallner-Theater entgegen. Als die Pferde anzogen, dachte er nicht mehr an das Geschäft, an Herrn Petzold und den Kutscher Wendelin, und als er in die Loge eintrat, von den schon anwesenden Bekannten geräuschvoll begrüßt, als er seine Blicke in dem glänzend erleuchteten Saale umherschweifen ließ über das Gewirr von schönen oder doch interessanten Frauenköpfen, kostbaren Stoffen, blitzenden Steinen, rauschenden Fächern und mehr oder weniger berühmten oder doch be-



Professor Albert Baur, Maler des Bildes „Die Tochter des Märtyrers."

kannten Männern, da weitete nur das Hochgefühl seine Brust, dieser Schar von Auserlesenen zugezählt zu werden, zu deren Unterhaltung nach einem guten Diner es gehört, der Hauptstadt ihren Geschmack zu diktieren und das Schicksal jedes neuen Stückes zu bestimmen.

Es war ein Volksstück nach bewährtem alten Rezept, das gespielt wurde. Ein brutaler, in kurzer Zeit reich gewordener Hausbesitzer, der seinen Stolz darein setzte, den einzigen Sohn mit der Tochter eines verlotterten Adligen zu verheiraten, während der Sohn sein Herz an die einzige Tochter des braven, aber blutarmen Portiers gehängt und ihr unter tausend Schwüren versichert hatte, daß er niemals von ihr lassen werde. Der Sohn hielt sein Wort, verließ das Haus seines geldstolzen Vaters, heiratete die Geliebte, wurde durch ehrliche Arbeit ein wohlhabender Mann und feierte mit dem Vater Versöhnung, nachdem dieser den größten Teil seines Vermögens verloren hatte. Nach dem Schluß des ersten Aktes wußte jeder im Zuschauerraum, wie sich die Handlung zwischen Rührszenen, Couplets und schlechten Witzen bis zum Schluß hindurchwinden würde. Das Stück, in dessen Autorschaft sich zwei berühmte Berliner „Dichter" geteilt hatten, würde einen Mißerfolg davongetragen haben, wenn der den braven Portier spielende erste Komiker es nicht über Wasser gehalten hätte.

Hugo Heydebrand wandte sich bald gelangweilt von der Bühne ab und durchmusterte das Helldunkel des Zuschauerraumes nach bekannten Personen. Wahrscheinlich hätte er sich während des ganzen Abends nicht mehr um das Stück gekümmert, wenn durch eine merkwürdige Ideenverbindung während der Schlußszene des zweiten Aktes nicht plötzlich sein Prokurist Herr Petzold und sein entlassener Kutscher Wendelin vor ihm aufgetaucht wären. In dieser Szene war der geldstolze Vater hinter die Liebschaft seines Sohnes mit der Portierstochter gekommen und kündigte dem Vater des Mädchens an, daß er sofort mit seiner Familie das Haus zu verlassen habe. Der Portier benutzte diese Gelegenheit, um eine fulminante Rede gegen die Geldprotzen zu halten, und schnürte schließlich, mit Frau und Tochter gemeinsam ein Couplet singend, sein Bündel.

Herr Hugo Heydebrand sagte sich vergebens, daß er selbst keine Ähnlichkeit mit dem hartherzigen Geldprotzen habe und daß sein entlassener Kutscher kein kreuzbraver Kerl sei wie dieser Portier, sondern ein Säufer, der die Pferdebahnwagen auf den Straßen gefährdete — er wurde den Kutscher Wendelin nicht mehr los aus seinen Gedanken. Hatte er sich bisher nur gelangweilt, so wurde er jetzt schlechter Laune, und sein Ärger wurde nicht geringer, obgleich er sich am Schlusse zu denen im Publikum schlug, die den von den Freunden der Autoren inszenierten Hervorruf mit energischem Zischen beantworteten.

Obwohl das Souper vortrefflich war, welches Herr Hugo Heydebrand darauf mit seinen Bekannten im Klub der Sportfreunde, den Boshafte auch den „Klub der Spielfreunde" nannten, einnahm, erschien doch wieder und wieder der Kutscher Wendelin vor seinen Augen als ein lebendiges Gespenst, das er nicht bannen konnte. Hugo Heydebrand litt nicht an Hallucinationen, und doch hätte er darauf schwören mögen, daß jedesmal, wenn er das Champagnerglas an die Lippen führte, ihm der Kutscher Wendelin ein höhnisches „Prosit!" zurief. Es quälte ihn förmlich, daß er den fatalen Menschen nicht los werden konnte, und zum erstenmal lehnte er die Aufforderung, sich an dem „Bau einer Synagoge" zu beteiligen, nicht höflich ab. Die Aufregung des Glücksspiels, meinte er, müsse ihn auf andere Gedanken bringen. Aber bei jeder Banknote, die er setzte und



Die Tochter des Märtyrers. Gemalt vo



bert Baur.

verlor, hörte er hinter sich das Kichern des Kutschers Wendelin, und der Verlust ärgerte ihn nicht so sehr wie dieses unleidliche, höhnische Kichern, das außer ihm niemand vernahm. Und auch, als er mit seinen Freunden gegen Morgen schon im Café Bauer saß und den revolutionierenden Magen mit einer Schale Schwarz betäubte, war ihm der Kutscher Wendelin dorthin gefolgt. Es war zum Verzweifeln, daß er ihn nicht abschütteln konnte, und daß er dabei vergebens sein Gedächtnis anstrengte, sich zu vergegenwärtigen, wie dieser Wendelin eigentlich aussah, wie lange er bei der Firma Heydebrand & Sohn beschäftigt war, ob er jung sei oder alt, und ob er eine Familie zu ernähren habe oder nicht. Er nahm sich vor, in Zukunft doch wenigstens seine Leute kennen zu lernen, um vor solchen Grübeleien geschützt zu sein.

Herr Hugo Heydebrand ertrug die Qual nicht länger, er warf dem Zahlkellner das Geld auf den Tisch, ergriff Hut und Paletot und stürmte hinaus in den nebligen Morgen, obwohl seine Freunde verwundert dreinschauten und sich bereit erklärten, in fünf Minuten ihn zu begleiten. Vor der Thür überlegte er einen Augenblick, ob er eine Droschke nehmen solle, aber er meinte, ein Spaziergang durch den Tiergarten würde ihm gut thun nach der durchwachten Nacht, und die Bewegung würde der Blutverdickung entgegenwirken, die er allein für seine Gespensterseherei verantwortlich machen zu dürfen glaubte. Das Licht der vierfachen Reihe von Gasflammen unter den Linden kämpfte schon mit dem Morgengrauen, als Hugo Heydebrand die Straße hinunterschritt, und der Widerhall seiner Füße fand hinter ihm ein Echo durch den Laternenanzünder, der Flamme auf Flamme auslöschte. Die Straße war menschenleer, nur an den Ecken hielten einige Droschken, deren Kutscher im Inneren des Wagens vor der Morgenkühle Schutz gesucht hatten, während die Pferde mit eingeknickten Vorderfüßen von einem besseren Schicksal träumten, zwei Schutzleute unterhielten sich mit einem Nachtwächter, und es schien Herrn Heydebrand, als ob mit jeder Gasflamme, die hinter ihm verlöscht wurde, die breite Straße von Palästen öder und unheimlicher würde.

Hugo Heydebrand wurde erst wieder freier zu Mut, als er das Brandenburger Thor durchschritten hatte und vor sich den morgenstillen, menschenleeren Tiergarten sah, dessen blätterlose Bäume sich gespenstisch aus Nebel und Morgengrauen emporreckten. Er hätte durch die Tiergartenstraße einen näheren Weg nach Hause gehabt, aber er vermied ihn und wählte die Charlottenburger Chaussee, weil er eine Scheu hatte, Menschen zu begegnen. Und während er rüstig vorwärts schritt, fiel ihm ein, daß das müßige Leben, welches er führte, doch eigentlich nutzlos sei, und daß die Gesellschaft, in der er die Nacht zugebracht, mit künstlichem Zusammensuchen nicht fader und geschmackloser zusammengestellt werden könne. Er hatte schon die Hofjägerallee gekreuzt, als ihm der erste Mensch begegnete, ein Mann mit wetterharten Zügen, in sauberer Arbeiterkleidung, in einem zusammengeknoteten Taschentuch das Handwerkszeug der Maurer mit sich führend.

„Er wohnt in Charlottenburg," dachte Herr Heydebrand, als er ihn kommen sah, „die Mieten sind dort billiger, — und arbeitet vielleicht in der Oranienburger Vorstadt. Ein weiter Weg, wenn man den Tag über kräftig die Arme rühren muß."

Aber das Bedauern, welches er für den Mann der Arbeit fühlte, schwand, als dieser ihn im Vorübergehen mit offenbarem Hohn von unten bis oben musterte. Herr Hugo Heydebrand fühlte wohl, was der Arbeiter dem Weltstadtbummler mit diesem Blick sagen wollte, und meinte doch trotzig, aus dem Arbeiter würde kaum etwas anderes geworden sein als er selbst war, wenn jener zufällig statt seiner als Herr Hugo Heydebrand auf die Welt gekommen wäre. Aber die trotzige Regung verhinderte ihn nicht, seine eigene Erscheinung zu mustern, und als er einen garstigen Rotweinfleck auf dem weißen Jabot bemerkte, den ihm wahrscheinlich einer der Teilnehmer des nächtlichen Gelages beim Zusammenklingen der Gläser zugefügt hatte, schlug er den Paletotkragen hoch und knöpfte den Überrock bis an den Hals hinauf zu, obgleich ihm vom Gehen warm geworden war. Auch ein flüchtiges Erröten konnte er nicht unterdrücken, und bei dem nächsten Querwege verließ er die Hauptallee und schritt nach links, an einem trüben Wasser entlang, auf dem goldgelbes Laub schwamm. Hier war er allein, nur ein braunes Eichkätzchen huschte über den Weg, und in dem

dürren Schilf an den Rändern des Gewässers flüsterte der Morgenwind.

Herr Heydebrand hatte des Weges wenig acht, und erst, als er hart vor einer Rieseneiche stand, die denselben versperrte, wurde er inne, daß er fehl gegangen war. Um den vielhundertjährigen Stamm war rings eine Bank hergerichtet, so daß hier im Sommer ein stilles Plätzchen zum Ausruhen für solche sein mußte, die der Einsamkeit nachgingen. Jetzt aber war der Platz wenig verlockend, und Herr Heydebrand stand schon im Begriffe umzukehren, als ein Geräusch hinter dem Stamme ihn veranlaßte, zur Seite zu treten, daß er um denselben herumsehen konnte. Und was er erblickte, machte ihn starr, daß er wie an den Boden gewurzelt stehen blieb. Auf der Bank stand ein Mann von herkulischer Figur, dem das unbedeckte, schon ergrauende Haar wirr um die Schläfen hing, und mit einem unterdrückten Fluche mühte er sich, einen Strick um den niedrigsten Ast der Eiche zu werfen. Herr Heydebrand war sich sofort darüber klar, daß er im rechten Augenblick gekommen war, einen Menschen vor einer Todsünde zu bewahren, und das Entsetzen preßte ihm einen Schrei aus, der den Menschen in seinem Werke inne halten ließ. Die beiden schauten sich eine Sekunde stumm in die Augen, und während dieser Pause wurde es Herrn Heydebrand immer unheimlicher zu Mut. Denn die Züge des Menschen verzerrten sich wie in wildem Triumph, und in seinen Augen blitzte ein dämonisches Feuer auf, plötzlich sprang er mit einem wilden Satz von der Bank, und Herr Heydebrand fühlte sich an der Kehle gepackt. „Du Hund, du Leuteschinder, du mußt mit in die Ewigkeit,“ schallte es ihm in die Ohren, und ein Ringen auf Leben und Tod hub zwischen den beiden an.

Herrn Heydebrands Jugendkraft blieb Sieger in dem Kampfe; es gelang ihm, die Finger des Alten von seinem Halse zu lösen, ihn auf die Bank niederzudrücken und ihn dort mit kräftigen Armen festzuhalten. Der Alte keuchte in völliger Erschöpfung.

„Sie können mich loslassen, Herr Heydebrand,“ sagte er resigniert, „ich komme schon allein mit zur Polizei. Ob zu der einen Schande nun noch eine kommt, — es geht ja doch in einem hin.“

Herr Heydebrand sah wohl, daß er nichts mehr zu fürchten hatte, und zugleich wurde er inne, daß er keinen Wahnsinnigen vor sich hatte, sondern einen Menschen, der ihn tödlich haßte.

„Woher kennen Sie mich, Mensch, und was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich morden wollten?“ fragte Herr Heydebrand.

„Natürlich, Sie kennen mich nicht mehr,“ sagte der Alte bitter, „und ich habe doch dreißig Jahre der Firma Heydebrand & Sohn gedient. Als Sie ein Junge waren, da war es ein Festtag für Sie, wenn Sie zu mir in den Stall kommen durften, und Sie gaben nicht nach mit Bitten: ‚Lieber Wendelin, heb mich aufs Pferd,‘ bis Sie oben saßen und lachten und mit der Peitsche fuchtelten.“

Herrn Heydebrand war es, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren wäre.

„Sie sind der Kutscher Wendelin?“

„Derselbe, den Sie gestern entlassen haben,“ sagte der Alte. „Oder wissen Sie auch davon nichts mehr, Heydebrand? Entlassen Knall und Fall, nachdem ich in Ihrem Geschäft in Ehren grau geworden bin. Und warum? Weil mich ein Schutzmann notiert hat!“ Der Alte lachte bitter. „Das ist nicht wahr, Herr Heydebrand, ich will Ihnen sagen, weshalb Sie mich entlassen haben. Weil Sie bei der Bummelwirtschaft im Geschäft einen ordentlichen Menschen nicht mehr gebrauchen können, weil Ihr Herr Petzold keinen leiden mag, der ihm auf die Finger sieht, und weil Sie selbst so ein Vornehmer geworden sind, der sich um nichts kümmert! Und nun bringen Sie mich auf die Polizei und denunzieren Sie mich wegen Mordanfall — es ist ja Zuchthaus drauf, und meiner Frau kann's gleich sein, ob ihr Mann hier am Baume hängt oder die graue Jacke trägt.“

Herr Heydebrand sträubte sich dagegen, die Wahrheit zu hören.

„Sie sind entlassen worden, Wendelin,“ erwiderte er, „weil mir Herr Petzold sagte, daß Sie ein Trinker sind. Und er hat recht gehabt, oder wollen Sie noch leugnen, daß Ihnen heute Nacht der Fusel zu Kopf gestiegen ist?“

Herr Heydebrand stieß verächtlich mit dem Fuße an die leere Schnapsflasche, die als Verräter an der Erde lag. Aber den Kutscher Wendelin beugte das nicht.

„Nun gut, Herr Heydebrand, ich habe getrunken,“ erwiderte er, „aber ich bin kein

Trinker. Gehen Sie doch einmal mit all' der Desperation auf der Straße herum, die ganze Nacht hindurch, ob Sie nicht auch trinken werden, nicht Schnaps, aber Champagner, und wenn man beides im Leibe hat, ist es kein großer Unterschied. Aber fragen Sie meine Frau, ob sie mich schon betrunken gesehen hat, oder sehen Sie sich die einmal darauf an, ob ich betrunken nach Hause kommen dürfte. Sie würde mir die Hölle so heiß machen, daß ich an einem Mal genug hätte."

Herr Heydebrand mußte lächeln, als er den herkulischen Kutscher Wendelin so respektvoll von seiner Frau sprechen hörte.

„Ich will Ihnen glauben, Wendelin," sagte er. „Ich mag Ihnen auch unrecht gethan haben, und ich will's Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie mir an die Kehle gesprungen sind. Aber Sie brauchten sich nicht gleich vor dem Verhungern zu fürchten, wenn Sie auch Ihre Stelle verloren hatten, und es war eine Sünde von Ihnen, was Sie hier vorhatten."

Der Kutscher Wendelin nickte mit dem Kopfe.

„Vor dem Verhungern fürchtet man sich nicht mit solchen Armen, Herr Heydebrand. Es nimmt einen zwar nicht jeder, wenn man nach dreißig Jahren Knall und Fall entlassen wird und alt geworden ist. Aber die Desperation, wenn einem so etwas passiert, die Desperation kann einen schon auf schlechte Gedanken bringen. Unsereins hat auch seine Ehre, Herr Heydebrand, das können Sie glauben."

Herr Heydebrand hatte währenddessen den auf der Erde liegenden Strick aufgehoben und mühte sich, ihn in die Tasche seines Überziehers zu stecken.

„Wenn Sie ihn als corpus delicti, wie man das ja wohl nennt, mit auf die Polizei nehmen wollen, dann kann ich ihn auch wohl selber tragen," sagte Wendelin.

Aber Herr Heydebrand streckte dem Alten die Hand entgegen. In seinem Innern hatten Gutes und Schlechtes miteinander gerungen, und das Gute hatte den Sieg davongetragen.

„Lassen wir die Polizei in Ruhe," sagte Herr Heydebrand, „wir haben ja eben gesehen, daß wir auch ohne die miteinander fertig werden. Wir brauchen ja auch über unsere Begegnung nicht mehr miteinander und zu anderen zu reden; aber den Strick müssen Sie mir schenken, Wendelin, ich möchte mir daraus einen Klingelzug über meinem Schreibtisch im Kontor machen lassen. Und heute Mittag treten Sie wieder Ihren alten Posten an; ich werde Sie dann wieder einmal im Stalle aufsuchen."

Der Kutscher Wendelin schlug in die dargebotene Rechte ein, und in den Zügen beider Männer arbeitete ein seltsames Zucken. Als sie sich trennten, hatte sich die rote Wintersonne durch die Morgennebel hindurchgearbeitet — die neue Sonne, unter der die Firma Heydebrand & Sohn einen fröhlichen Aufschwung nahm. Der Chef, Herr Hugo Heydebrand, war ein Mann geworden!

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Endlich kommt auch in diesem Jahr der Frühling ins Land nach langer, harter Wintersnot. Da rüstet sich denn, wer es irgend kann, zu einem größeren oder kleineren Ausflug. Gern geht es in diesem Fall nach Wiesbaden und diese Stadt ist in der That für den Vorfrühling aufs wärmste zu empfehlen. Ein verhältnismäßig warmes Klima vereinigt sich hier mit der lieblichsten Lage. Die kalten Winde dringen nicht hierher, und der warme Boden, dem die heilkräftigen Quellen entspringen, mildert noch die Witterung. Der über der Stadt sich erhebende Nero-Berg bildet nur den Eingang zu den fesselndsten Spaziergängen im Taunus. Nach der anderen Seite winkt das Rheinthal mit all seinen Reizen. Die Menschen sind nicht weniger bemüht gewesen, diesen reizenden Fleck Erde ebenso zu schmücken wie die Natur. Prächtige Kirchen, schöne Hallen und Wandelbahnen, reiche Sammlungen aller Art zeugen zugleich mit den Anlagen und Parks davon, daß hier meist wohlhabende Fremde verweilen. Unter den deutschen Städten gibt es keine zweite, die eine so internationale Bevölkerung hätte wie Wiesbaden. Wer an einem schönen Winter- oder Vorfrühlingstage die Wilhelmsstraße entlang geht oder durch den herrlichen Park des Kurhauses der Dietemühle zuwandert oder gar auf einer Veranda des Kurhauses Platz genommen hat, den umschwirren alle Sprachen Europas, alle deutschen Mundarten. Wiesbaden ist recht eigentlich die Stadt der Pensionierten. Ein großer Teil der aus der deutschen Armee ausscheidenden Herren nimmt hier seinen Wohnsitz; wer sich in einem arbeitsvollen Leben in fremden Staatsdiensten eine Pension erwarb, verzehrt sie, in die Heimat zurückgekehrt, mit Vorliebe hier. Und er thut recht.

Er findet hier die Vorzüge der Großstadt vereinigt mit denen eines Bades und der anmutigsten Natur.

Besser als der Großstädter selbst im stillen Taunusthal hat es die liebe Jugend auf dem Dorf, wie sie uns von Max Michael und A. Lies in zwei reizenden Idyllen vorgeführt wird. Das Mädchen „Im Frühling“ hier, die Kinder „Am Bache“ dort genießen den Frühling unreflektiert und doch von ganzer Seele.

Aus der Frühlingswonne in den tiefsten Ernst des Lebens, aus der frohen Gegenwart in eine ferne, düstere Vergangenheit. Unser tiefergreifendes Bild: „Die Tochter des Märtyrers“ führt uns in die Katakomben Roms. In den Tagen der Verfolgung suchten und fanden die Christen Zufluchtsstätten unter der Erde. In den Campagna-Hügeln legten sie unterirdische schmale Gänge an, die sich labyrintisch weiter und weiter verzweigten, oft in einer Anzahl von Stockwerken übereinander. In diesen „Coemetorien“ begruben sie ihre Toten, teils in viereckigen Vertiefungen, die durch Steinplatten abgeschlossen wurden (loculi), teils in Sarkophagen, über denen sich ein Bogen wölbte und die zugleich bei Gottesdiensten als Altäre dienten (arcosolia). Zwei solche Areosolien sehen wir hier vor uns. Das eine zeigt die Inschrift: „Julianus Martyr.“ Hier ruhen die von der Folter oder den Tatzen wilder Tiere zerrissenen Gebeine des Vaters jenes schönen Mädchens, das heute hierher kam, um seine Grabstätte mit Blumen zu schmücken. Vermutlich ist es der Todestag des Märtyrers, aber seine Tochter trauert nicht, ist doch ihr Vater gewürdigt worden, auf dem Pfade zu wandeln, auf dem sein Heiland ihm voraus schritt. Auch sie selbst ist bereit, diesen Pfad freudigen Herzens zu betreten, wenn es so Gottes Wille ist.

Während sie so denkt und betet, bricht eine Schar Bewaffneter in den stillen, mit Sinnbildern des Christentums, dem Fisch, der Taube, dem Lamm geschmückten Raum. Ihr Führer mag wohl gehofft haben, eine Anzahl der verhaßten Christen fangen zu können; statt der Gesuchten findet er aber nur Eine, die er nicht suchte, und erschreckt legt er die Linke auf den Speer des Soldaten. Er wird sie nicht mehr retten können, auch wenn er es wollte. Vielleicht aber wird später der Anblick ihres freudig erlittenen Märtyrertodes ihn antreiben, auch seinerseits dem Glauben näher zu treten, für den so viele jeden Alters, jeden Geschlechtes willig in den Tod gingen.

Der Maler unsers Bildes, Professor Albert Baur in Düsseldorf, ist 1835 zu Aachen geboren. Er besuchte zunächst die Akademie in Düsseldorf, wo er sich an Karl Sohn anschloß, dann die in München, wo Schwind ihn vorzugsweise beeinflußte. 1871—1876 war er Professor an der Kunstschule in Weimar, jetzt lebt er, wie gesagt, wieder in Düsseldorf.

Albert Baur hat vielfach die christlichen Märtyrer der römischen Kaiserzeit zum Vorwurf für seine Gemälde gewählt. Besonders geschätzt wird das Bild: „Christliche Märtyrer von ihren Angehörigen aus der Arena getragen“ in der Düsseldorfer Galerie.

Patriarchalische Gewichte.

Von Rudolf Kleinpaul.

Wie die Einheiten des Längenmaßes, z. B. Fuß und Elle, in der ältesten Zeit von dem menschlichen Körper entlehnt worden sind, so mußten gewisse natürliche, leicht zugängliche und dabei keinen großen Schwankungen unterworfene Früchte unsern Ahnen zu kleinen Gewichten dienen. Noch heute erinnert der Ausdruck Gran, offenbar das lateinische Granum, unzweideutig daran, daß man in patriarchalischen Zeiten mit Weizenkörnern wog; das geschieht in abgelegenen Gegenden Griechenlands, wo man ins Kaffeehaus geht, um sich „zwanzig“ oder „vierundzwanzig Korn“ Chinin zu kaufen, buchstäblich bis auf diesen Tag. Auch das Karat, womit man in Afrika das Gold, in Ostindien die Diamanten zu wiegen pflegte, ja, das noch fast allgemein die Einheit des Juwelengewichtes bildet, ist eigentlich ein Samenkorn, nämlich der Same des Johannisbrotes. Aus der Parabel vom Verlorenen Sohne ist bekannt, daß er seinen Bauch mit den Träbern, die die Säue aßen, zu füllen begehrte (Evangelium Lucä 15, 16) — was hier Luther nach seiner Art mit „Träber“ übersetzt hat, heißt im Griechischen: Keratia, wörtlich Hörnchen, und mit diesen Hörnchen sind die Hülsen des Johannisbrotbaumes gemeint, welche beim Vertrocknen eine hornförmige Gestalt annehmen und in den Ländern am Mittelländischen Meere nach wie vor als Viehfutter benutzt zu werden pflegen. Macht man in Unteritalien eine Partie zu Wagen, so verfehlt der Kutscher nicht, für sein Pferd ein Säckchen Johannisbrot mitzunehmen, so daß sich unterwegs die Geschichte vom Verlorenen Sohne wiederholen könnte. Der Sage nach soll schon Johannes der Täufer in der Wüste keine Heuschrecken, sondern die Hülsen des Johannisbrotbaumes (eigentlich des sogenannten Heuschreckenbaumes) gegessen haben, daher die Mönche von Palästina besagte Hülsen als Johannisbrot bezeichnen; von ihnen ist die Bezeichnung in die deutsche und in die englische Sprache (St. John's bread) übergegangen.

Was haben denn nun aber die Hörnchen des Verlorenen Sohnes mit den Gewichten zu thun? Das obenerwähnte griechische Wort Keration ist eines der wenigen, welche durch Vermittelung der Araber zu den romanischen Völkern und schließlich zu uns selbst gekommen sind. Aus Keration ging, und zwar nicht mehr mit dem Sinne der ganzen Hülse, sondern mit dem des einzelnen Samenkerns, das arabische Kirat hervor, welches den Vokalen nach am deutlichsten in dem spanischen und portugiesischen Quilate, den Konsonanten nach am besten in dem italienischen Carato und dem französisch-deutschen Karat erhalten ist. Daß sich dieses Wort so weit verbreitete, kommt nur daher, daß der Samenkern des Johannisbrotes jahrhundertelang das Goldgewicht darstellte, bis man sich gewöhnte, bei der Feinheitsbestimmung des Goldes unter Karat ein Vierundzwanzigstel, das heißt den vierundzwanzigsten Teil der Gewichtseinheit zu verstehen. Erst seit der neuesten Zeit drückt man wenigstens beim Münzwesen die Feinheit

in Tausendteilen der Mischung aus, so daß ein Goldstück, welches 3/4 feines Metall = 18 Karat fein enthält, jetzt als 750 Tausendteile fein bezeichnet wird.

Es ist aber überhaupt natürlich, daß die ersten Gewichte auf ganz primitiven Bestimmungen beruhten, die den Vorteil hatten, fortwährend zur Hand zu sein, und erst allmählich eine gesetzliche Sanktion erhielten. Eine Drachme bedeutet wörtlich nichts weiter, als was man auf einmal mit der Hand greifen kann, eine Handvoll, wie das französische Prise das bedeutet, was man mit zwei Fingern greifen kann; das griechische Talent und das lateinische Libra (welches noch in der Abkürzung ℔ = lb fortlebt), bedeutet eine Wage voll, während Pfund und Lot metallene Gewichte schlechthin darstellen. Diese Zeiten sind vorbei, und da wir jetzt die schöne Rechnung mit Gramm und Kilogramm haben, so ist auch dringend zu wünschen, daß dieselbe, gleich der Rechnung mit Meter und Kilometer, überall angewendet werde und daß die kleinen Leute beim Kaufmann nicht mehr ein „Viertelpfund,“ sondern „125 g Zucker“ holen — der jüngeren Generation wenigstens kommen die „Lot“ und die „Pfund“ genau so patriarchalisch vor, wie uns die „Weizenkörner“ und das „Johannisbrot.“

Dottrina prattica.

Von Th. Trede.

Weit offen stand das hochgewölbte Portal der Kirche S. Maria Annunziata und in dichten Haufen strömte allerlei Volk in den geweihten Raum, seitwärts im Eingang aber stand der Kustode und schwang in der Rechten ein Glöcklein, dessen scharfer Ton weit über den von Menschen wimmelnden Platz vor der Kirche hinübertönte. „Ist denn heute ein Fest?“ so fragte ich den eifrigen Küster. Der Mann schien mich nicht zu verstehen, und erst auf wiederholtes Fragen gab er zur Antwort: „Heute ist Dottrina prattica.“ Nun war die Reihe des Nichtverstehens an mir, und weil der Genannte sich auf weitere Erläuterung nicht einließ, schloß ich mich dem Menschenstrom an und gelangte in die Kirche, um dort des Rätsels Lösung abzuwarten. Die genannte, marmorprächtige Kirche hat nur ein einziges Schiff, aber ein weites, großes, welches leicht an die viertausend Menschen faßt, und liegt in einem der dichtbevölkertsten Quartiere des ältesten Teiles Neapels. In der Kirche bemerkte ich laute Geschäftigkeit. Zerlumpte Arbeiter transportierten zwei niedrige, hölzerne Kanzeln und stellten dieselben inmitten des Schiffes der Kirche einander gegenüber, andere Arbeiter schleppten Stühle herbei und stellten sie so, daß von ihnen aus beide Kanzeln gesehen werden konnten. Genannte Stühle waren sofort besetzt, und immer noch strömte das Volk in hellen Haufen herzu. „Mehr Stühle!“ So hörte man den Ruf hier und da. „Platz da, Platz da!“ So rief es alsbald von einer anderen Seite. Es war ein mit einer riesigen, künstlich zusammengesetzten Stuhlpyramide belasteter Mensch, dem ein zweiter, dritter, vierter, ebenso belastet, folgte, um die Nachfrage nach Sitzplätzen zu befriedigen. Während die meisten sich auf Stühlen niederließen, promenierten andere in der Kirche auf und nieder, oder suchten auf irgend einer Säulenbasis oder auf einer Altarstufe einen Platz zu gewinnen, nämlich einen unentgeltlichen, denn für jeden Stuhl ward eine Kleinigkeit in Kupfermünze erhoben. „Wann beginnt denn die Dottrina prattica?“ so fragte ich den Kustoden, der sein Geläute beendigt hatte und nun im Inneren der Kirche erschien, wo er überall Bekannte zu grüßen, schreiende Kinder zu beruhigen und bellende Hunde zu verjagen hatte. „Nur Geduld, höchstens ein halbes Stündchen,“ lautete seine Antwort. Ich hatte Zeit, das Publikum ins Auge zu fassen. Die meisten der Anwesenden waren Weiber der niederen und mittleren Volksklassen, alle im täglichen Anzuge, dabei aber mit dem üblichen Goldgeschmeide in den Ohren und an den Fingern ausgiebig versehen. Von andächtiger Stimmung entdeckte ich keine Spur, vielmehr schien man diesen Kirchenraum als Ort heiterer Unterhaltung zu benutzen. Fünf Uhr nachmittags war es, da ließ sich ein Glöcklein vernehmen, und zwei Geistliche, ein älterer und ein jüngerer, drängten sich, überall hin freundlich winkend, durch die versammelte Volksmenge, welche nach und nach verstummte, als jeder der zwei Genannten eine der erwähnten Holzkanzeln bestieg, und beide demgemäß, in einer Entfernung von etwa fünf Schritten, einander gegenüberstanden. Der zwischen beiden sich alsbald entwickelnde Dialog, meist im Volksdialekt gehalten, unterbrochen vom schallenden Gelächter der Anwesenden, ein Dialog, der etwa eine Stunde anhielt und, wenn nicht gänzlich, so doch größtenteils aus dem Stegreif gehalten wurde, belehrte mich, was das Volk unter „Dottrina prattica“ versteht. Mit einem uralten, bis auf diese Stunde erhaltenen Brauch haben wir's zu thun, der alljährlich während der Karnevalszeit an drei Wochentagen, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, in etwa fünf Kirchen Neapels, jedesmal gegen Abend, geübt wird. Ob derselbe anderswo ebenfalls noch heutzutage besteht, dürfte zu bezweifeln sein. In Rom war bis vor etwa dreißig Jahren eine ähnliche kirchliche Sitte, indem von zwei Geistlichen der eine die Rolle des Ungläubigen spielte, während der andere denselben, der es an volkstümlichen, oft lächerlichen Einwürfen nicht fehlen ließ, widerlegte und bekehrte. Bei der Dottrina prattica, wie sie heutzutage in Neapel besteht und noch lange bestehen wird, handelt es sich um zwei andere Rollen. Der ältere Geistliche tritt auf als Padre confessore (Beichtvater), der jüngere als Penitente, also als Beichtender, letzterer spielt die Rolle eines dumm-verschmitzten Neapolitaners, der aus seinen Fehlern und Sünden kein Hehl macht und den belehrenden Padre confessore durch seine Bemerkungen und Einwürfe in Verlegenheit setzt.

Also komische Szenen in der Kirche? Der Leser fragt erstaunt: Wie ist dergleichen möglich? So viel ist gewiß, daß weder auf Seiten jener zwei Geistlichen, noch auf Seiten des Publikums die Absicht einer Profanation vorliegt, ferner, daß

jene zwei Geistlichen, die in erwähnten verschiedenen Rollen auftreten, letzteres nicht auf eigene Hand unternehmen, sondern im Auftrage ihrer Vorgesetzten, also mit Wissen und Willen des jetzigen, kürzlich zur Kardinalswürde gelangten Erzbischofs, der, als Angehöriger des Benediktinerordens, geistig höher steht als viele andere hohe kirchliche Würdenträger. Dies vorausgeschickt, müssen wir auf eine Reihe von Thatsachen und Erscheinungen, von Sitten und Bräuchen hinweisen, welche jener Dottrina prattica dem Charakter nach verwandt sind und in deren Mitte letztere uns ein minder seltsames Angesicht zeigt, als wenn sie mutterseelenallein dastände. Ernst und Scherz sind unter dem heiteren Himmel des Südens zwei Zwillingsbrüder, welche in demselben Hause miteinander wohnen und gemeinsame Haushaltung führen, wobei, je nach Gelegenheit, bald der eine, bald der andere das Wort führt, ohne daß jemals Streit und Zank diese brüderliche Einigkeit störte. Geistliches und Weltliches geht überall Hand in Hand, nirgends ist eine scharf trennende Grenze zwischen beiden gezogen, die Notwendigkeit, ernste und heitere Dinge mit dem Gewande einer äußeren, konsequent durchgeführten Würde zu umkleiden, liegt dem Volksbewußtsein fern. Man sehe die geistlichen Schauspiele, welche in großer Anzahl im Gebiete Campaniens alljährlich dargestellt werden und dem andächtigen Publikum teils Szenen aus biblischer Geschichte, teils das Leben der Heiligen und lokalen Schutzpatrone vorführen. Niemals fehlt in denselben eine komische Figur oder eine komische Szene. Das alljährliche Weihnachtsspiel ist sogar an komischen Volksszenen reich, und ward (vielleicht aus eben diesem Grunde) ein Verbot desselben im vorigen Jahre erlassen, aber vergebens, das Volk ließ sein Weihnachtsspiel nicht fahren. In Sizilien wird in einigen Orten noch jetzt ein an ernsten Szenen reiches Volksschauspiel aufgeführt, welches die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus darstellt, betitelt (im Dialekt) Lu riccu Epuluni d. h. der reiche Schlemmer. Die Komik fehlt nicht, und eine Unterredung des letzteren mit seinem Koch erregt stets heiteres Gelächter. Man höre die Musik in den Kirchen. Wie die antik-römische Welt keinen Unterschied zwischen geistlicher und profaner Musik kannte, ist dieser Unterschied bis heute im Neapolitanischen unbekannt, und erst kürzlich ward — wenn auch vergebens — verboten, gewisse Tänze, die namentlich aufgeführt wurden, in den Kirchen zu spielen. Heitere Märsche begleiten die ernsten Prozessionen, und mit den lustigsten Tanzweisen zieht man in die Kirchen hinein, oder mit der Statue des betreffenden Schutzpatrons aus derselben heraus ins Freie. Ein bezeichnendes Sprichwort lautet: Festa in chiesa, festa in cucina (also: Kirchenfeste, Küchenfeste). Das Volk spricht Wahrheit, denn alle Kirchenfeste sind Volksfeste in einem Sinne, wie der Norden sie nicht kennt, und des Festes Krone ist jedesmal der „stattliche Festschmaus“. Wenn man in Sicilien am 19. März das Fest des heiligen Joseph, des Schutzpatrons der Armen und Verlassenen, feiert, wird an vielen Stellen in der Kirche ein Mahl gehalten, bei dem es an heiterer Rede nicht mangelt. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dauerte in Sizilien der Brauch, das Fest der Priesterweihe genau wie eine Hochzeit zu feiern, wobei auch der Tanz nicht fehlte. Jahrhunderte hindurch haben heftige Dekrete und Drohungen nicht genützt, diese Vermischung des Geistlichen und Weltlichen auszurotten. Am Aschermittwoch (Ceneri, Asche, genannt) strömen die Einwohner Campaniens vormittags in die Kirche und unterziehen sich jener ernsten Zeremonie, welche die Kirche für diesen Tag vorschreibt, am Nachmittag aber strömen sie den ländlichen Speisewirtschaften zu, um dort unter Sang und Klang, unter Tanz und Scherz sich beim heiteren Mahle zu ergötzen und erst in später Nacht heimzukehren. Verfasser besuchte einst Mitte August ein großes Madonnenfest in der Nähe Sorrentos und befand sich unter den Festgenossen in der Kirche, als er zu seinem Staunen mit der Frage angeredet wurde: Sie sind ein Fremder? Ja. — Sie wünschen ohne Zweifel, nachher zu Mittag zu speisen? Ja. — Der Anredende stellte sich dann als Speisewirt vor und zählte die Namen und die Zubereitungsart seiner Speisen her. Als die Cholera vor einigen Jahren in Neapel wütete, vermochte sie nur für wenige Tage das heitere Menschengewimmel von den Straßen zu verdrängen, kaum zeigte sich die Epidemie im Abnehmen, da war alles wieder beim alten.

Kehren wir jetzt wieder zur Dottrina prattica zurück und bieten eine Probe aus einem solchen Dialog, bemerken aber, daß dieselbe nur eine blasse Vorstellung von der Wirklichkeit gewährt. Wie sollen wir dem Leser zu einer Vorstellung von der drastischen Wirkung des urkomischen südlichen Volksdialekts (Goethe nennt ihn einen Hottentottendialekt) verhelfen? Außerdem müssen wir dem Leser überlassen, sich das Mienenspiel und die bezeichnenden Gesten desjenigen jener Geistlichen hinzuzudenken, welcher die Rolle des Neapolitanischen Penitente übernimmt. Gesicht, Augen, Arme, Hände, Finger, kurz der ganze Körper spricht mit, die südliche Fingersprache, jedem Volksgenossen geläufig, ersetzt oft oder begleitet die Sprache der Zunge. Wir bezeichnen den Padre Confessore mit C. und den Penitente mit P.

C. Nun, figlio mio, woher kommst denn du? Bist wohl auch, wie alle übrigen, beim Karneval gewesen. He? — P. Nun, Padre, sicher bin ich dagewesen. Warum denn auch nicht? Wenn man einmal im Jahre seine Freude auswettert, so ist doch das nichts Böses? Als ich mitten im Gewühl war, habe ich in einer Nebenstraße den Padre Anselmo, den Padre Gaetano und viele andere gesehen, und die haben gelacht — — C. Figlio mio! Das sind Dinge, die nicht hierher gehören. Freuden in Ehren kann niemand wehren, aber, ihr Neapolitaner treibt an den Karnevalstagen Dinge, die — — P. Ehrwürdiger Padre, ich weiß nicht, was Ihr meint. Ist denn Essen und Trinken Sünde? C. Das nicht, figlio mio! P. Nun, am Nachmittag bin ich in der Campagna gewesen, auch meine Frau, meine Kinder, mein Schwager, Schwägerin, und da haben wir gegessen. Zuerst als Vorkost saure Gurken, Oliven und Austern,

dann Schneckensuppe — Gestus — wenn Ihr die gekostet hättet! Dann gab's Bohnen, Hühnerbraten und Salat, dann — C. Aber schweig doch, was kümmert's mich? P. Dann haben wir Makkaroni verlangt, aber — — C. Höre, figlio mio, was kümmert mich dein Leib, ich will wissen, wie es in deiner Seele aussieht. P. Ehrwürdiger Padre, an meine Seele habe ich heute nicht gedacht. Wie kann man denn an alles zugleich denken? Glaubt mir, ich fühle die Mahlzeit noch, aber — C. Derselbe beginnt nun, den Neapolitaner zu schelten, und hält eine Strafpredigt wider die übliche, an den Karnevalstagen sich zeigende Völlerei. Diese Rede des Confessore begleitet der Penitente mit Mienenspiel und Gesten, dem Volke abgelauscht, das Publikum erkennt sich selbst darin wieder, und welche Dimension das allgemeine Gelächter annimmt, kann der Leser sich denken.

Wiederholt hat Verfasser einer solchen Dottrina prattica beigewohnt und stets bemerkt, wie genau die zwei Geistlichen nicht nur die Schwächen und Fehler, sondern auch die verborgenen Gedanken ihres Volkes kennen, mit denen dasselbe seine Fehler und Sünden entschuldigt. Die Absicht jener Dottrina ist, den verschiedenen Volksklassen einen Spiegel ihrer selbst vorzuhalten und die Hinterthüren der Entschuldigungen zu verschließen. Es gibt auch Kirchen, in denen das Publikum besserer Stände sich zu jener Dottrina einfindet. In der Kirche Sant' Orsola hörte Verfasser einen Dialog, in welchem ein Feldzug gegen den Wucher geführt wurde, der in Neapel alle Gesellschaftsklassen wie ein heilloser Krebsschaden zerfrißt. Der betreffende Dialog war reich an unglaublichen Wendungen und derber Komik.

Vor etwa dreißig Jahren noch waren in Neapel die Straßenpredigten der Mönche üblich, Reden voll Humor und Satire, an die uns die heutige Dottrina prattica erinnert. Einer der volkstümlichsten Prediger dieser Art, einer der berühmtesten Volksprediger des gesamten Mittelalters war, im neapolitanischen Gebiete geboren, der Dominikaner Gabriel von Barletta, dessen später in Brescia gedruckte Reden als Spiegel des Volkslebens gelten können. Nicht minder berühmt ist der Padre Rocco, geboren in Neapel, wo er im hohen Alter zu Anfang unsers Jahrhunderts starb. An derben Späßen, an schlagenden Sätzen, an treffender Satire waren seine Straßenreden reich, und noch heute weiß man davon zu erzählen, wie er die Fehler und Laster der niedrigen und hohen Stände furchtlos geißelte.

Die Eisenbahnen der Erde.

Das offizielle Archiv für Eisenbahnwesen bringt eine genaue Zusammenstellung des gesamten Eisenbahnnetzes der Erde, die bis zum Jahre 1886 reicht. Nach derselben hatte am 1. Januar 1886 dasselbe eine Ausdehnung von 487 740 Kilometern — beiläufig bemerkt, könnte man mit den zum Bahnbau verwendeten Schienen, selbst wenn alle Bahnen nur eingleisig wären, einen zwölffachen Geleisering längs des Äquators um unsere Erde legen, da deren Umfang nur 40 070 Kilometer beträgt. Auch bis zu unserm freundlichen Trabanten, dem Monde, würde das Material mehr als ausreichen: die mittlere Entfernung zwischen Erde und Mond ist bekanntlich auf 384 420 Kilometer berechnet, es blieben also noch etwa 100 000 Kilometer für Mondbahnen selbst übrig. Ein Kurierzug, mit 80 Kilometer Geschwindigkeit von Berlin aus nach Lunatown abgelassen, würde allerdings, keinerlei Stationsaufenthalt gerechnet, erst nach 200 Tagen sein Ziel erreichen. Die von Jules Verne in seiner Reise nach dem Monde vorgeschlagene Beförderungsart per Riesengranate hat also mindestens den Vorzug größerer Schnelligkeit.

Durchschnittlich — allerdings sehr durchschnittlich berechnet — kostet der Kilometer Bahn in dem kostspieligen Europa 298 283 Mark, in außereuropäischen Ländern 156 864 Mark, etwas mehr als 104 Milliarden Mark sind demnach überhaupt auf den Bau von Eisenbahnen verwendet worden. Man könnte daraus ein mit Zwanzigmarkstücken gefülltes Goldröllchen fabrizieren, das gerade vom Nordkap bis zur Südspitze Italiens — und wieder zurück reichte. Wollte man sich aber den Luxus erlauben, die kleine Summe in Zehnmarkstücken nebeneinander aufzubauen, so würde man damit ein etwa 10 Zentimeter breites Goldband rund um den Äquator herzustellen vermögen. Der schöne Reifen wäre freilich genau ebenso leicht auszuführen, wie die Bahn nach dem Monde: alle europäischen Staaten und Nordamerika zusammengenommen besitzen nämlich an Gold in Barren und Münzen kaum viel mehr als 15 Milliarden Mark. Jährlich wird allerdings nach den besten Schätzungen auf der ganzen Erde etwa für 550 Millionen Mark Gold gewonnen, wovon jedoch fast die Hälfte nicht in die Münzstätten wandert, sondern zu industriellen Zwecken Verwendung findet. Wollten wir aber auch die ganze Produktion für unsern Erdreifen benutzen und in der Zwischenzeit selbst auf die Verlobungsringe verzichten, so würde der erstere doch kaum vor vierzig Jahren vollendet sein können. Sp.

Lebensgefahr im eigenen Hause.

„Es ist die Pflicht jedes Familienvaters, sich davon zu überzeugen, ob sein eigenes Haus Gefahren für die Gesundheit birgt oder nicht," beginnt T. Prindgin Teale sein höchst eigenartiges Buch: „Dangers to Health." Er sagt damit gewiß eigentlich etwas ganz Selbstverständliches, es wird wohl niemand unter den Lesern dieser Zeilen sein, der nicht völlig von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt ist — aber, Hand aufs Herz, haben wir auch stets dementsprechend gehandelt? Offen gestanden, ich muß mich schuldig bekennen, und es wird wohl manchem anderen Familienvater nicht anders gehen: wir nehmen uns eine Wohnung, die uns dem Preise, der Lage und den Räumlichkeiten nach passend erscheint, im günstigsten Falle überzeugen wir uns, ob sie nicht feucht ist, wenn wir diese angenehme Entdeckung nicht erst später machen — für das übrige mag der liebe Gott und, wenn's schief geht,

Onkel Hausarzt sorgen. Und leider, es geht nur allzuoft „schief.“ Die allzugroße Leichtfertigkeit findet ihre Strafe, in der hübschen, preiswürdigen Wohnung verfolgt uns das größte Unglück: unsere Lieben werden krank, der Doktor wird unser ständiger Gast, und wir müssen noch dem Himmel danken, wenn es mit seiner und des Apothekers Jahresrechnung sein Bewenden hat. Aber oft bringen uns nicht einmal die Krankheiten der Unsern auf den richtigen Gedanken, ihre unmittelbare oder doch mittelbare Ursache in den baulichen Einrichtungen unsers Hauses zu suchen: der Hausarzt muß schon ein sehr verständiger und energischer Mann sein, wenn er über das Rezeptverschreiben hinaus diese Ursachen findet und die nötige Abhilfe der Schäden, die meist gar nicht schwierig ist, auch wirklich durchsetzt — wir müssen selbst schon über das Mittelmaß vorsichtig sein, wenn wir nicht nach erfolgter Genesung die Sache auf die lange Bank schieben sollen, bis Typhus oder Diphtheritis oder irgend ein schleichendes Fieber aufs neue von den schlecht ventilierten, mangelhaft abgeschlossenen, nie gereinigten Abzugskanälen, aus den erbärmlichen Senkgruben, dem Müllhaufen oder gar aus dem Brunnen ihren Einzug bei uns halten. Es mag ja sein, daß infolge der allgemeinen Verbreitung hygieinischer Grundsätze manches in den letzten Jahrzehnten besser geworden ist, daß unsere Baumeister und Handwerker den Lehren der Hygieine etwas mehr als früher Rechnung tragen, aber ich glaube, allzuhoch dürfen wir diese Fortschritte nicht veranschlagen. Ja, wenn es sich um den Neubau einer eleganten Villa in Berlin W. oder um einen herrschaftlichen Landsitz handelt, dann wird wohl auch der Gesundheit der zukünftigen Bewohner gedacht. Wie aber besonders in kleineren Städten trotz aller baupolizeilichen Vorschriften bei Neubauten und Reparaturen gesündigt wird, wie oft mit oder ohne Wissen des Bauherrn an der unrichtigsten Stelle gespart wird, davon können — unsere Ärzte ein Lied singen. Und auf dem Lande, wo man sich oft wohl oder übel mit den unerfahrensten Handwerkern begnügen muß, ist es nicht besser: Der andauerndere Aufenthalt im Freien, in einer gesunden Luft gleicht ja hier allerdings viel aus, aber er kann nicht alles gut machen, er kann, um nur zwei Beispiele aus vielen herauszugreifen, nicht hindern, daß ein geliebtes Weib im Wochenbett stirbt, weil ein Abfluß aus der Leuteküche verstopft war und seine giftigen Dünste durch die schlecht gefugte Decke bis an ihr Bett sandte, oder daß die Kinder schwer erkranken, weil an die Außenwand der Milchkammer ein Düngerhaufen stieß. Es ist nur zu wahr: mancher, der entsetzt sein würde über die Idee, in jeden Sack voll Mehl eine kleine Quantität Arsenik zu mischen und so allmählich sich selbst und die Seinen zu töten, thut nichts, um zu verhindern, daß die Bewohner seines Hauses durch schädliche, von Krankheitskeimen erfüllte Gase vergiftet werden.

Das Buch von T. Prindgin Teale, übersetzt von der Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein und durch eine Vorrede von Professor Esmarch eingeführt (Kiel, Verlag von Lipsius & Tischer), bezweckt, in populärer Weise über die Gefahren im eigenen Hause aufzuklären. Es schlägt dabei einen eigenen und meines Wissens in Deutschland noch wenig üblichen Weg ein: das ganze Werkchen ist nämlich eigentlich nur eine Aneinanderreihung von lauter höchst instruktiven Zeichnungen, die einzelne drastische Fälle schlechter Bauart, mangelhafter Reparaturen, vergessener Senkgruben 2c. vorführen. In höchst klarer, übersichtlicher Weise zeigt es uns, wo wir die meist ja nur zu sehr verborgenen Schäden zu suchen haben und wie durch sie der Krankheit Thür und Thor geöffnet wird. Allen denen, welchen ihre eigene Gesundheit und die der Ihren lieb ist, kann das Buch nicht warm genug empfohlen werden. Professor Esmarch schließt seine einleitenden Worte sehr treffend mit der Lehre:

„Vorzubeugen dem Unheil, gibt uns das Wissen die Macht!“ H. H.

Ein kleiner Held der Krankenstube.

Dr. Ernst Brand, der bekannte Stettiner Arzt, der sich durch seine Kaltwasserbehandlung des Typhus einen Namen weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus gemacht hat, veröffentlicht in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ in einer Reihe von Aufsätzen seine in den letzten Jahren gewonnenen Erfahrungen. Aus denselben geht unwiderleglich hervor, daß die Wasserbehandlung des Typhus nach wie vor die beste Voraussicht für einen günstigen Verlauf der Krankheit bietet. Dr. Brand hat unter 342 Typhuskranken seiner hausärztlichen Praxis nur einen verloren, und er läßt sich durch keine Schwierigkeiten abhalten, die Wasserbehandlung überall anzuwenden. Zum Beweise, daß selbst das häufigste Hindernis, die Armut, kein unüberwindliches ist, erzählt er folgende rührende Geschichte, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Am 14. Juli 1875 wurde Brand nach der engsten Straße Stettins, der Splittgasse, zu einem sechsjährigen typhuskranken Kinde in eine vier Treppen hoch gelegene Wohnung, die aus einer Stube und einer dunklen Kammer bestand, gerufen. Ein altes, taubes, verkrüppeltes Mütterchen, die Großmutter, dann ein schwächlich, aber intelligent aussehender Knabe von elf Jahren und eine ebensolche Schwester von zwölf Jahren waren um die Kranke, die Eltern außer dem Hause auf Arbeit. „Ich machte,“ so erzählt Brand, „die Kinder mit der Krankheit ihrer Schwester bekannt und verlangte, sie solle nach der Kinderheilanstalt gebracht werden, da die Eltern, weil genötigt, außer dem Hause ihr Brot zu verdienen, sich um die Pflege nicht bekümmern könnten und die Wohnung zum Krankenzimmer nicht geeignet sei. Da kam ich aber schlecht an. Der elfjährige Knabe erklärte mit einer Entschiedenheit, die mir imponierte, seine Schwester solle unter keinen Umständen ins Krankenhaus; er, der kleine Bursche, wünsche, daß sie mit Wasser behandelt würde, und nur deshalb habe man mich und keinen anderen gerufen. Die Situation amüsierte mich; doch machte ich ihn auf die Schwierigkeit der Pflege, des Temperaturmessens, des Badens 2c. aufmerksam. „Schadet alles

nichts," war die Antwort; „zeigen Sie nur, was meine Schwester und ich zu thun haben, Sie sollen mit uns zufrieden sein!" Und wahrlich! ich war zufrieden. Niemals ist ein Kind besser gepflegt worden als dieses Kind aus dem Arbeiterstande von seinen elf- und zwölfjährigen Geschwistern! Es wurde regelmäßig gebadet, gemessen, ernährt, das Krankenbuch geführt — durch Tag und Nacht. In Wochen kam der kleine Mann nicht aus den Kleidern. Unglücklicherweise erkrankte Ende Juli auch die Schwester, die bis dahin treu bei der Pflege geholfen, ebenfalls am Typhus, mit Temperaturen über 41° C. Er hatte also zwei zu pflegen! Und nun kommt, was wohl noch nie dagewesen, daß, als auch er am 8. August mit einer Abendtemperatur von 40° C. erkrankte, er sich doch nicht zu Bette legte, sondern, mit dem Typhus in den Adern, seine Geschwister und sich weiter badete — alle drei Stunden — und nur zur Nacht zwischen den Bädern sich niederlegte. Glücklicherweise war bei ihm der Typhus nur ein leichter. Am 20. August war er entfiebert, die beiden anderen Geschwister am 25."

Der kleine Held — es ist wohl in der Ordnung, daß sein Name genannt wird — heißt Franz Witte und ist heute Buchdrucker."

Dr. Brand hat sich die Krankenbücher zum Andenken aufgehoben — fürwahr ein schönes Erinnerungsblatt aus einer gesegneten Thätigkeit!

Ein Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813.

Aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages des Kaisers hat man sich naturgemäß wieder viel mit den Männern beschäftigt, die außer ihm noch aus jenen großen Tagen übrig sind, in denen das Joch Napoleons gesprengt und unser Volk sich selbst wiedergegeben wurde. Es sind ihrer nicht mehr viele, und jedes Jahr verringert ihre Zahl. Da wird es unsern Lesern denn willkommen sein, daß wir ihnen heute das Bildnis eines der wenigen Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813 bringen, des ehemaligen Steuerbeamten Friedrich Wille. Der fünfundneunzigjährige Greis verbringt jetzt, nachdem er seinem Könige 55 Jahre als Grenzaufseher gedient hat, den Lebensabend in wohlverdienter Ruhe bei einem seiner Söhne in Berlin. Er ist noch prächtig rüstig und erzählt gern aus jener großen Zeit. Wie er aber zu dem Eisernen Kreuz kam, geht aus dem folgenden amtlichen Bericht des Kapitäns von Wartenberg vom 2. Bataillon des 6. Kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiments hervor. Der Bericht wurde mit einer Liste der gebliebenen, vermißten und verwundeten Landwehrmänner an den Landrat der Priegnitz geschickt und trägt als Datum „Bonnetable, den 6. August." Nach einer längeren, interessanten Beschreibung der Märsche und Gefechte erzählt der Kapitän folgende bedeutsame Episode, die sich bei der belgischen Stadt Warre ereignete: „Das Schicksal führte mich mit meinen Füsilieren gerade auf eine Mühle zu, bei welcher der Feind vermittels einer Brücke seinen Übergang über den Fluß bewirkt hatte, und er verteidigte daher die festen Gemäuer dieses Mühlenhofes mit einer



Der fünfundneunzigjährige Invalide Wille, Inhaber des Eisernen Kreuzes von 1813. Treu nach dem Leben gezeichnet von E. Mattschaß.

fanatischen Wut. Der Besitz derselben war aber für die ganze Schlachtlinie von höchster Wichtigkeit, weil wir ohne diese seinen abermaligen Übergang nicht verhindern konnten, und geschah derselbe, so war das Zentrum wieder sehr bedroht und mußte vielleicht zurückweichen, wie dies beim ersten Treffen der Fall gewesen war. Ich beschloß daher einen Sturm auf das von französischen Bajonetten verpalissadierte Mühlenthor, welches schon bis auf die Sparren und Balken niedergebrannt war, denn dies war nur der einzige Eingang zu diesen festen Gemäuern, und hier, mein hochverehrter Herr Landrat, war der Augenblick gekommen, welcher mir eine wahre unauslöschliche Hochachtung für meine Tirailleurs, Offiziere und braven Schützen auf ewig eingeflößt hat. Als ich nämlich die Massen in größter Eile zum Sturm gesammelt hatte, rief ich, von Vaterlandsliebe hingerissen: ‚Kinder! hier heißt es Sieg oder Tod! Es lebe der König, folgt mir nach, hier wollen wir für den besten aller Monarchen sterben!' Nun trat ich im Sturm vor, aber — der Haufe wankte, ich mußte halten. Da traten die Wehrmänner Bölke aus Rhinow, Weinreich aus Königsberg bei Kyritz und Wille aus Bälzke aus der Mitte der Kolonne hervor, zogen die unentschlossenen Kameraden an den Patronentaschenriemen mit sich fort und riefen: ‚Na, Brüder, folgt doch unserm Kapitän; wo er hingeht, kann ihn nur ein Feiger verlassen!' bei welchem Ausrufe sich auch alle mit einem Hurra auf den Feind stürzten und alles niedermachten, was nicht entfloh. Es ist außer Zweifel, daß mir ohne den Zuruf dieser drei braven Landwehrmänner an ihre Kameraden der Sturm vielleicht nicht gelungen sein würde. Ich habe sie daher, um ihnen meinen Dank zu erkennen zu geben, dem Obrist von Rohr namentlich bekannt gemacht, welcher sie Seiner Majestät dem Könige auch zur Belohnung vorgeschlagen hat. Möchten doch Euer Hochwohlgeboren auch die

Gewogenheit haben, die Thaten dieser Landwehrmänner der heranwachsenden Jugend Ihrer Provinz zum nachahmungswürdigen Beispiel öffentlich darzustellen. Dies würde dem Offizierkorps unsers Bataillons eine große Freude gewähren, indem jene Braven es wohl verdienen, daß jeder Priegnitzer ihre Namen mit Achtung nennt." Möge der würdige Greis noch schöne, ungetrübte Jahre verleben dürfen.

Gesundheitsrat.

N. M. in Dresden. Für jemanden, der an feuchten Füßen leidet, dürfte es nicht zuträglich sein, durch stundenlanges Anbehalten der Gummiüberschuhe die Verdunstung der Feuchtigkeit zu verhindern. Sonst ist gegen das Tragen derartiger Überschuhe nichts einzuwenden.

v. S. in Ansbach. Sie geben leider nicht an, gegen welches Leiden die Schrothsche Kur vorgenommen werden soll; daß dieselbe zuweilen, bei Ausschwitzungen in die Körperhöhlen, Gutes leistet, ist außer Frage. Da sie aber immer einen gewissen Grad von Widerstandsfähigkeit voraussetzt, so kann sie nur nach sorgfältiger Untersuchung und Beobachtung angeraten oder verboten werden. Die betreffende Anstalt ist uns nicht näher bekannt.

A. B. in Stettin und A. N. in A. Nur der behandelnde Arzt, soweit er mit Ohrenleiden genau vertraut ist, kann bestimmen, ob im vorliegenden Falle von den Trommelfellhäutchen, die oft von großem Nutzen sind, eine Verbesserung des Gehörs zu erwarten ist.

Rechtsrat.

Vor mehreren Wochen wurde die Frau eines Mannes, der in beschränkten Verhältnissen lebt, von einem scheugewordenen Pferde niedergerissen. Infolge dessen ist die Frau längere Zeit arbeitsunfähig gewesen, außerdem sind durch Zuziehung des Arztes dem Manne bedeutende Kosten erwachsen. Der Besitzer des Pferdes weigert sich nun, ihm irgend welche Vergütung angedeihen zu lassen. Das Pferd ist dadurch scheu geworden, daß die Deichsel des Wagens ausgezogen ist. Der Besitzer ist aber auf die Schadhaftigkeit derselben vorher aufmerksam gemacht worden.

Kann der Besitzer des Pferdes gezwungen werden, die ärztlichen Kosten zu bezahlen und Schadenersatz zu leisten? G. in W.

Der Besitzer des Wagens, welcher, vorher auf die Schadhaftigkeit des Wagens aufmerksam gemacht, denselben benutzt hat, befindet sich im Verschulden und muß allen durch dieses Verschulden verursachten Schaden ersetzen.

Derselbe wird daher mit aller Aussicht auf Erfolg auf Erstattung des durch die Arbeitsunfähigkeit entstandenen Schadens sowohl, als auch der Arzt- und Apothekerkosten verklagt werden können.

Durch Ableben einer wohlhabenden Witwe im vorigen Jahre kam die hiesige Gemeinde in Besitz und Genuß einer „Witwenstiftung für bedürftige und würdige Witwen in E." mit einem Stiftungskapital von 4000 Mark, dessen Zinsen alljährlich verteilt werden sollten. Nun werden uns plötzlich 4 % Erbschaftssteuer von dieser ausgesetzten Summe abgefordert, wodurch ein Genuß, der vom Todestage der Witwe eintreten sollte, ganz illusorisch wird, d. h. für dieses Jahr.

Ist überhaupt eine solche wohlthätige Stiftung oder deren Vermögen erbschaftssteuerpflichtig, eventuell nach welchem Gesetze? Kann nicht vielleicht, wenn vorstehende Frage bejaht wird, die für die Stiftung geforderte Steuersumme (160 Mk.) den anderen Erben der Witwe auferlegt werden? N. in E.

Nach dem Gesetze betreffend die Erbschaftssteuer vom 30. Mai 1873 ist zu unterscheiden, ob ohne Begründung einer Stiftung Zuwendungen zu milden, gemeinnützigen oder öffentlichen Zwecken gemacht sind, oder ob durch die Zuwendung eine selbständige milde Stiftung errichtet ist, welche vom Staate als solche ausdrücklich oder durch Verleihung der Rechte juristischer Personen anerkannt ist.

Der erstere Fall liegt vor, wenn beispielsweise einer Gemeinde ein Kapital mit der Bestimmung vermacht ist, daß die Zinsen an bedürftige Witwen und Waisen verteilt werden sollen. Der letztere Fall liegt vor, wenn ohne Zuwendung an eine bestimmte Korporation ein Kapital zu demselben Zwecke als eine Stiftung ausgesetzt und vom Staate als Stiftung genehmigt wird.

Im ersteren Falle, wenn die Zuwendung an eine bestehende Korporation gemacht wird, ist die Erbschaftssteuer mit 4 % zu entrichten, und zwar von dem mit der Zuwendung belasteten Erben, welcher jedoch, wenn nicht anders bestimmt ist, die Steuer von der Zuwendung abziehen darf. Im praktischen Effekt trägt also die Zuwendung zu milden Zwecken die Steuer.

Im anderen Falle, wenn ohne Zuwendung an eine bestehende Korporation durch die Zuwendung eine neue Stiftung begründet ist und Staatsgenehmigung gefunden hat, greift nach dem Tarif zum Erbschaftssteuergesetz pos. 2 g die Befreiung von der Erbschaftssteuer Platz.

In Übereinstimmung mit dieser Unterscheidung hat das Reichsgericht in einem Urteil vom 13. Oktober 1885 angenommen, daß die testamentarische Zuwendung an eine Stadt- oder Ortsgemeinde mit der Bestimmung, daß die Zuwendung zu wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken verwendet werde, der Erbschaftssteuer unterworfen sei.

Ist also im vorliegenden Falle das Kapital der Gemeinde mit der mehrfach erwähnten Zweckbestimmung zugewandt, so bewendet es bei der Steuerpflicht. Ist dagegen ohne Zuwendung an die Gemeinde eine neue Stiftung begründet, so muß die staatliche Genehmigung nachgesucht und beantragt werden, die Stiftung als eine milde Stiftung und damit deren Steuerfreiheit anzuerkennen.

In unserer Spielecke.

1. Zweisilbige Scharade.

Als einst vom tiefsten Weh durchdrungen,
Des größten Dulders heil'ges Herz
In stiller Nacht nach Trost gerungen
Für seinen ungeheuren Schmerz:
Da unterbrach das tiefe Schweigen
Ein Flüstern in des Ganzen Zweigen.

Und willst du nun die Silben wenden,
So oft die Erste folgt der Zweiten,
Wirst in des Samariters Händen,
Den salbenden, den hilfbereiten,
Das, was mein Rätselwort wird künden,
Du bald und ohne Mühe finden.

Fr. St.

2. Dechiffrieraufgabe.

Qhxhu Juẍlomqk mvw khnrpphq,
Qhxhv Odxe xqg Vrqqhqvfkhmq,
Mhghv Nlu ldw mlq yhuqrpphq,
Mhghv Dxkh vdxkw mlq hmq;

Xqg gdv mvw hmq Eoẍl'q xqg Vſum-
hvvhq,
Zdoghvgxiwhq, Txhoohqiomhvvhq,
Xqg gmh Euxvw zmug zmhghu zhmw,

Juẍlomqk, Juẍlomqk, frogqh Chmw!

Rwwr Urtxhwwh.

3. Rätselfrage.

Wie erhält man aus den vier Wörtern „Rigi," „Auge," „Daus," „Mut" den Anfang eines bekannten Liedes?

4. Kreuzrätsel.

			D	D	D			
			D	E	E			
			E	E	E			
E	E	E	E	E	E	E	F	F
F	F	G	G	G	G	I	I	I
I	O	O	R	R	R	R	R	S
			S	S	S			
			S	S	T			
			T	T	T			

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die drei langen senkrechten und die entsprechenden wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen bekannten Maler der Gegenwart, 2. ein Fest, 3. eine Person aus dem Nibelungenliede.

5. Rätsel.

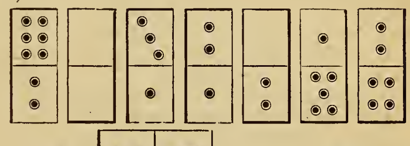
Nah an Italiens Strand lieg' ich, ein liebliches Eiland;
Fügt ihr ein Zeichen hinzu, bin ich ein foltern- der Schmerz.

6. Rösselsprung.

		Wald	lings	strom	und	in	zur		
	fei	loh	strömt's	er	früh	in	duft	sonn'	
neu	er	er	und			wogt's	klang	sil	er
de	jul	er	mey			der	froh'	glok	ger
schlei	die	neu	wärts			ken	die	wa	ten
das	ler	gen	stadt			chen	grüß	luft	lau
mor	der	herz	al			durch	de	er	des
fin	bel	im	zen			stes	to	über	fri
aus	jauch	der	ler			er	er	düf	mern
in	au	hoch	quel			in	trüm	sches	stehen
	blau	chen	und	fin	stes	we	ten	auf	
		len	im	hen	feld	gen	grün		

7. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sieben Steine auf. B hat



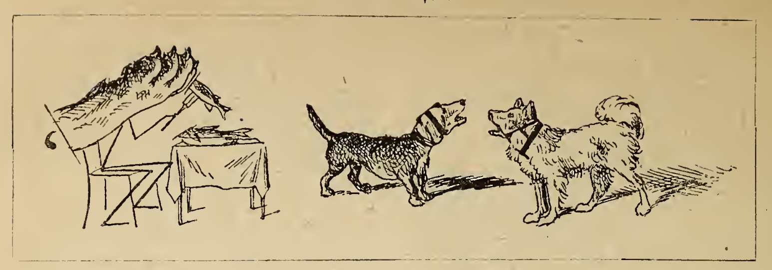
A setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird. B behält einen Stein übrig. C und D haben keinen einzigen Stein gesetzt. Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des A betrug 31, auf den sieben Steinen des C 24 weniger als auf den sieben Steinen des D, auf den 13 gesetzten Steinen 60. D hatte nur einen einzigen Doppelstein und kein Blank.

Welchen Stein hat B zuerst angesetzt? Welche sieben Steine hatte C?

8. Arithmetische Aufgabe.

Ein Meteorologe fand unter seinen Beobachtungen die merkwürdige Erscheinung, daß vom 1. bis zum 10. Juli eines Jahres das Thermometer täglich um $\frac{1}{2}$ Grad stieg, und daß das arithmetische Mittel dieser zehn verschiedenen Thermometerstände $+ 20\frac{1}{4}$ Grad betrug. Wieviel Grad zeigte das Thermometer am 1. und wieviel am 10. Juli?

9. Bilderrätsel.



10. Dreisilbige Scharade.

Ein herrlich Werkzeug ist die Eins,
Zum Nutzen uns, zum Glück gemacht,
Wie formvollendeter noch keins
Von einem Meister ward erdacht.

Und wohl dir, wenn die letzten Zwei
Geschickt und leicht die Eins vollbringt,
Wenn sie, von allen Schmerzen frei,
Zu Zwei und Drei sich niemals zwingt!

Dann wird das Ganze dir zur Lust,
Sei's eigne Wahl, sei's deine Pflicht,
Und immer klarer wird bewußt
Dir, Gottes Segen fehlt ihm nicht.
Fr. St.

11. Homonym.

Oft schon hab' ich Schwerbedrängten
Luft und Stellung schnell geschafft;
Oft auch Fassung Tiefgekränkten
Wild anstürmend weggerafft.

Manchmal sah ich jäh erbleichen
Den Geschäftsmann sorgenvoll,
Wenn er anfing zu vergleichen
Hier das Haben, dort das Soll,

Manchmal auch vor Freude glänzen
Künstler und Gelehrte schon,
Wenn sie unter Ruhmeskränzen
Froh empfingen Huld und Lohn.

Immer steht ein „Für und Wider"
Wo ich bin — Zahl wider Zahl:
Nun, so wünsch' ich fromm und bieder
Alles Gute für die — Wahl! Pf. J.

12. Dreisilbige Scharade.

Gebührt den Ersten Huldigung
Im weiten schönen Deutschen Reich —
Der Letzten ziemt Entschuldigung,
Dünkt sie sich selbst dem Throne gleich,
Wenn mit den Ersten sie verbunden
Die rechte Stellung hat gefunden.

Dort auf des Ganzen hoher Wacht
Ich Deutschlands allerschönsten Gau
In wonniglicher Frühlingspracht
Mit trunk'nen Blicken überschau'
Und flehe: „Vater aller Güte,
Uns alle gnädiglich behüte!"
Pf. J.

13. Rätsel.

Bin ein Sohn der kalten Zone,
Wo auf eiskristallnem Throne
König Winter unumschränkt
Auf der Seinen Bestes denkt.

Jedem seiner Unterthanen
Ebnet er des Lebens Bahnen,
Deckt den Tisch ihm reich und rein,
Hüllt auch weich und warm ihn ein.

Ach, weil's mir so wohl ergehet,
Neidisch nach dem Leben stehet
Mir der Mensch und zieht mich aus,
Trägt mich im Triumph nach Haus

Schmücket sich mit meinem Haare,
Achtet mich als feile Ware.
König Winter, leid es nicht, —
Strafe ihn mit Frost und Gicht!

Winter ist ihm nachgegangen,
Der mich tückisch hat gefangen;
Doch der kluge Bösewicht
Lacht dem Winter ins Gesicht:

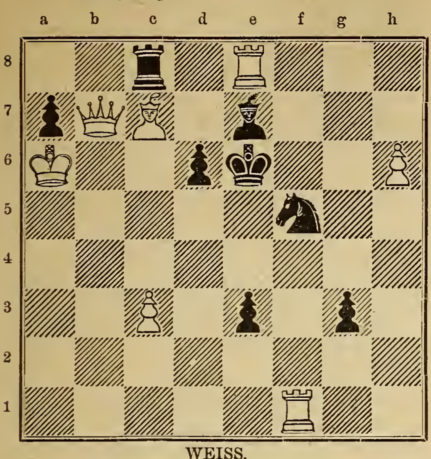
„Winter, mußt den Raub vertragen!
Mit den eignen Waffen schlagen,
Listig dir von uns geraubt,
Wir dich auf dein weißes Haupt;

Tragen deinen Sohn als Mütze,
Daß er Haupt und Ohren schütze,
Und verwenden deinen Schatz
Als des Prachtgewands Besatz!"
Pf. J.

14. Arithmetische Aufgabe.

Zwei Freunde A und B machen eine Wette. A will nach einem eine Meile (12 000 Schritt) entfernten Orte hin- und zurückgehen, bevor B 120 Äpfel in einen Korb gesammelt hat. Dieselben liegen alle in einer Reihe, immer zwei Schritt von einander entfernt. Sie sollen einzeln aufgenommen und in den Korb gelegt werden. Der Korb steht beim ersten Apfel. Wer gewinnt die Wette, wenn angenommen wird, daß beide in gleicher Zeit gleich viele und gleich große Schritte machen?

15. Schachaufgabe von K. W. Winkler.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

16. Arithmetiſche Aufgabe.

Das ſpezifiſche Gewicht von Kupfer iſt 8,9, das von Erlenholz 0,6, das von Lindenholz 0,5. Es ſoll ein Gerät aus Lindenholz ſo mit Kupfer beſchlagen werden, daß es 120 kg wiegt und gleichzeitig ſo ſchwer iſt, wie ein gleich großes Gerät aus reinem Erlenholz. Wie viel muß das Lindenholz, wie viel das Kupfer des Gerätes wiegen?

17. Aufgabe.

gauſ, lent, dild, aale, rnln, feka, wien, ſanf, taſſ, ſind, egen, drir, ſſwz, teio, llſn, lcdt, ſlth, wori, ehee, ſinr.

Aus vorſtehenden 20 Buchſtabengruppen ſind vier Sprichwörter zu bilden. Der erſte Buchſtabe jedes Sprichworts iſt in der erſten Gruppe, der zweite in der zweiten — und ſo fort — enthalten.

18. Zweiſilbige Scharade.

Horniſſen, Mücken, Skorpionen
Freigebig mit der Erſten lohnen,
Drum, weil es böſe Tiere ſind,
Brauch' Vorſicht — hüte dich — mein Kind

Die Zweite, ach! bringt neue Qualen
Gewiß zu wiederholten Malen,
Doch ſäume nicht, geh hin geſchwind:
Gar wetterwendiſch iſt der Wind!

Das Ganze wird gewiß entſcheiden,
Wer geht, wer bleibt von dieſen beiden.
Die Stunde ſchlägt, die Zeit verrinnt:
Du folge dem Gewiſſen blind.

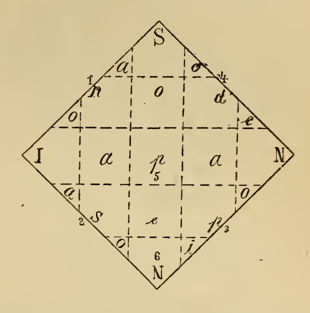
Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen im nächſten Hefte.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in II. Band, Heft 1.

1. Bilderrätſel. Wimbach Klamm.

2. Kombinationsaufgabe.



3. Buchſtabenrätſel. Samt — Amt.

4. Dameſpielaufgabe.

1. e5 — d6 1. Da3 — e7
2. b6 — c7 2. b8 — d6
3. Da5 — d8 und gewinnt.

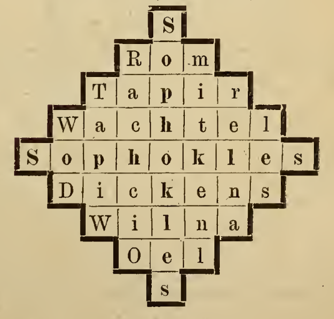
5. Zweiſilbige Scharade. Fußſack.

6. Arithmetiſche Aufgabe. 450 Mann.

7. Homonym. Scheibe.

8. Zweiſilbige Scharade. Thorſchluß.

9. Arithmogriph.

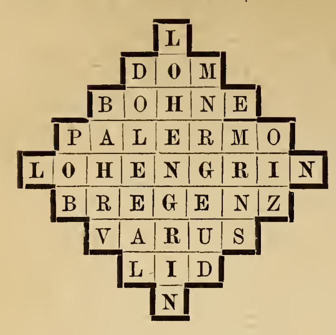


10. Bilderrätſel.

Mein ſind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein ſind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick iſt mein, und nehm ich den in acht,
So iſt der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Andreas Gryphius.

11. Diamanträtsel.



12. Rätsel. Marder.

13. Schlüssel zum Rösselsprung.

					14	85					
				84			15				
				13			86				
				30	83	16	69				
			12	17	70	29	82	87			
			31	28	11	88	71	68			
			18	73	32	67	26	81			
			33	10	27	72	89	66			
			74	19	8	91	80	25			
			9	34	75	24	65	90			
			20	23	92	7	76	79			
			35	6	77	22	93	64			
			54	21	94	5	78	113			
52	57	96	61	36	55	112	63	38	3	110	115
97	60	53	56	95	62	37	4	111	114	39	2
126	51	58	101	130	45	122	105	134	109	116	41
59	98	127	48	123	104	131	44	119	40	1	108
50	125	100	129	102	121	46	133	106	135	42	117
99	128	49	124	47	132	103	120	43	118	107	136

Auflösung des Rösselsprungs.

„Gellerts Monument von Oeser.“

Als Gellert, der Geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werten Mann,
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Goethe.

14. Rätsel-Distichon. Hera — Gera.

15. Homonym. Herzschlag.

16. Arithmetische Aufgabe.

Die vier Zahlen sind: 3, 17, 37, 43.

1. $3 \times 17 \times 37 = 1887$
2. $43 - 37 - 3 = 3$
3. $(17 + 37 - 43) \times 2 = 22$
4. $\frac{3 + 17}{2} + 37 + 43 = 90$

17. Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Heil Dir, o Siegesfürst, am Lebensabend
Gab Gott der Herr Dir nun den schönen Frieden,
Es sei Dir Deines Volkes reiche Liebe
Als Abendsonnenglanz von ihm beschieden,
Wie er gegeben zu der Treue Lohne
Dem weißen Haupt die hehre Kaiserkrone.

Wir aber wollen zu des Himmels Höhen
Zum heil'gen Schwure heut' die Hände heben:
Wir stehn zu Dir mit unserm ganzen Herzen:
Für unsern Kaiser unser Blut und Leben!
Stimmt jubelnd jetzt in unsern Wahlspruch ein:
Hoch Kaiser Wilhelm! ewig sind wir Dein!

Eduard Ebel.

18. Zweisilbige Scharade. Lichtmeß.

19. Arithmetische Aufgabe.

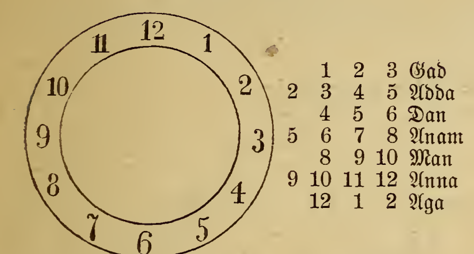
Es waren 120 Nüsse. Der älteste Knabe nimmt zunächst 11 Nüsse und daraus ergibt sich das übrige leicht.

20. Homonym. Vorstellung.

21. Bilderrätsel.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

22. Kreisrätsel.



23. Viersilbige Scharade.

Aberglaube.

24. Dechiffrieraufgabe.

Wir feiern Deines edlen Daseins Stufen
In unsern treuen Herzen Jahr für Jahr;
Laß auch am heut'gen Tag uns jubelnd rufen:
Hoch lebe unser Kaiser immerdar!
Ein Wunsch ist's, den wir Dir zu Füßen legen:
Leb' frisch und froh noch lange, uns zum Segen,
Mit Gott, der immer Dein Beschützer war!

K. Teschner.

(In der Aufgabe steht z für a, y für b, x für c, w für d u. s. f.)

25. Citatenrätsel.

Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.

26. Arithmetische Aufgabe.

Acht Personen können die Plätze 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 = 40 320 mal wechseln; da sie täglich zweimal zum Essen kommen, geschieht dies in 20 160 Tagen.

27. Füllrätsel.

M	A	K	A	R	T
S	a	r	r	a	s
K	r	a	k	a	u
A	r	k	o	n	a
A	n	a	n	a	s
S	t	u	a	r	t

28. Magisches Buchstabenquadrat.

J	A	S	O	N
A	l	a	n	e
S	a	l	e	p
O	n	e	g	a
N	e	p	a	l

29. Viersilbige Scharade. Fastenspeise.

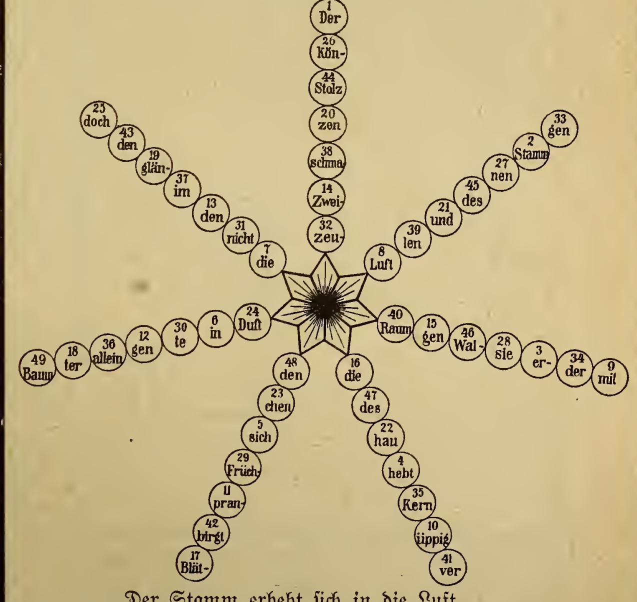
Auflösung der Preisaufgaben in II. Bd. Heft 1.

Auflösung der Viersilbigen Scharade.

Scheidemünze.

Die Prämie von 20 M. erhielt: Hr. Hauptmann Solitz in Neuwied.

Auflösung des arithmetischen Silbenrätsels.



Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum. Schiller.

Die Prämie von 20 M. erhielt: Gymnasiall. Dr. Bertram. Bielefeld.

Preisaufgaben.

Ergänzungsrätsel.

— — Frühlingslüfte — —
— in wunderbarer —
— — rings die Bäume — —
— — neu vom Schlaf — —

— ersproßte Blumen — —
— — weiß und lieblich —

— — Augen zu — — —
— die frisch ergrünte —

— — grüßen tausend — —
— der frohen Vögel —
— beglückt der Lenz uns — —
— so lang uns ferne —

In diesem kleinen Frühlingsgedichte sind die Striche durch die entsprechende Anzahl von Silben zu ersetzen. Am Ende der Zeilen ergeben sich Reime, die Anfangsbuchstaben der vorn ergänzten Silben nennen einen deutschen Dichter.

Rösselsprung.

e	i	g	t	e	h	a	e	ſ			
l	i	n	c	s	ſ	s	f	d	r		
	n	l	c	m			n	b	e	r	
	ü	m	ü	e				ü	e	s	i
	r	i	t	k				n	n	r	h
	f	j	m	t				m	m	d	u
	r	a	r	e				n	n	h	e
	r	m	i	n				m	g	r	e
	w	i	ü	e				n	e	n	c
	c	h	t	e				e	i	r	c
	m	f	k	r				z	o	u	i
	i	r	m	r				ſ	w	h	r
	d	n	e	e				r	u	c	ſ
	t	n	e	i			r	h	r	ü	
d	n	i	n	u	d	v	e	c	e		
w	a	n	e	r	d	k	a	e			

Für die Lösung jeder dieser beiden Aufgaben setzt die Redaktion einen Preis von je 20 M. aus. Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los über den Preis. Auflösung und Preisverteilung im nächsten Hefte.

Zur Prämiierung werden nur solche Lösungen zugelassen, die auf der Adresse den Vermerk „Spielecke" tragen.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: **Th. H. Pantenius**.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.



K. F. Wagner fec. Lichtdruck von Römmler & Jonas, Dresden.

Im wunderschönen Monat Mai....

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87. II. Band. Heft 3, Mai 1887.

Etwas von mittelalterlichen Büchern.

Von H. Knackfuß.

1. Schreibkunst und Schreiber.

Tausende von Schreibsklaven und von gewerbsmäßigen Abschreibern vervielfältigten im alten Rom der Kaiserzeit die Erzeugnisse der Litteratur. Der Buchhandel war ein schwunghaft betriebenes Geschäft, das durch schnelle und massenhafte Verbreitung der neuen und neuesten, sowie der nie veraltenden alten Werke dem Lesebedürfnis des Publikums entgegenkam. Alle Welt las und schrieb, und als einst unter Kaiser Tiberius die Ernte der im Nildelta gezogenen Papyruspflanze mißraten war, gerieten die Römer in solche Aufregung über die Verteuerung des Schreibstoffes, daß die Behörden Maßregeln ergreifen mußten, um das Leben der Papierhändler sicherzustellen. Wie in der Hauptstadt der Welt, so war es auch in den römischen Provinzen, also auch am Rhein und an der Donau; denn mit dem Gebrauch der lateinischen Sprache, mit dem Besitze römischer Gesittung war die Kenntnis der Schrift fast unzertrennlich verbunden. Anders aber gestalteten sich hier die Verhältnisse, als das morsche Römerreich unter der Wucht des Völkersturms zusammengebrochen war. Die aus dem Innern Germaniens hervorgefluteten Stämme vermochten Speer und Streitaxt besser zu handhaben als Griffel und Schreibrohr; konnte doch selbst der große Gotenkönig Theodorich seine siegreiche Faust nur schwer daran gewöhnen, die vorgezeichneten Anfangsbuchstaben seines Namens durch zwei Striche miteinander zu verbinden und so zum eigenhändigen Namenszug zu gestalten. Diesseits der Alpen blieb die Kunst des Schreibens völlig das Geheimnis der wenigen, welche die Schriftsprache, das Lateinische, noch zu reden wußten. Und das waren fast ausschließlich die Geistlichen, welche die Sprache Roms kennen mußten, da sie die gottesdienstliche Sprache war. Selbstverständlich waren die Weltgeistlichen durch ihren Beruf zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich mit dem Abschreiben umfangreicher Werke hätten befassen können. Aber in der Stille der Klöster entfaltete sich eine emsige Thätigkeit auf diesem Gebiete. Und zwar wurden hier nicht nur diejenigen Schriften, deren man zu Gottesdienst, Gebet und Erbauung bedurfte, abgeschrieben, sondern auch die Werke des klassischen Altertums. Denn die Jünger Benedikts lebten nicht bloß geistlichen Übungen, sondern auch den Künsten und Wissenschaften; darum waren die Schriften der Römer und Griechen, in denen ja die Weisheit der Völker niedergelegt war, von denen man wußte, daß sie auf einer höheren Stufe der Gesittung gestanden hatten als die rauhe Gegenwart, bei ihnen hoch angesehen. Daß sich überhaupt von den Litteraturschätzen des Altertums etwas erhalten hat, verdanken wir fast ausschließlich dem unermüdlichen Fleiß der Klosterbrüder.

Für Deutschland waren die Klöster die großen Mittelpunkte, von denen aus sich Christentum, Bildung und Gesittung in alle Gaue verbreiteten. Solch ein mönchisches Gemeinwesen in heidnischem oder neubekehrtem Lande war eine Welt für sich; in wohlgeregelter Arbeitsteilung sorgten die Klosterbewohner für all ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse; sie wollten und mußten völlig unabhängig sein von der sie umgebenden Bevölkerung, der sie eben mit der ganzen Überlegenheit entgegentraten, die der zivili-



Deutsche Elfenbeinskulptur des X. Jahrhunderts: Der heilige Markus das Evangelium schreibend. Aus dem Dom zu Münster bei dem Brande von 1530 gerettet; jetzt in einer Privatsammlung zu Münster.

sierte Mensch vor dem Wilden voraus hat. So wurde auch alles zum Schreiben Erforderliche in den Klöstern zubereitet. Die Häute von Schafen, Ziegen und Kälbern wurden gegerbt und sorgfältig geschabt, um das als Schreibstoff dienende Pergament zu bilden; dieses wurde dann noch mit Bimsstein geglättet und vor dem Gebrauch, um das Ausfließen der Tinte zu verhüten, mit Kreidestaub eingerieben. Für die Zubereitung der Tinte gab es verschiedene Rezepte: Galläpfel und Vitriol waren in der Regel die Hauptbestandteile. Als Werkzeug zum Schreiben diente an Stelle des im Altertum gebräuchlichen Rohrs der Gänsekiel. Die Schreibstube wurde als ein besonderer Raum an einer Stelle eingerichtet, wohin das Geräusch des alltäglichen Lebens möglichst wenig drang. Ein erhaltener Bauplan für das Kloster St. Gallen aus dem Anfang des IX. Jahrhunderts weist derselben einen Anbau an der Nordseite der Kirche, auf der dem eigentlichen Kloster entgegengesetzten Seite an. Da saß denn ungestört der schreibende Bruder auf einem Schemel vor einem Pult, an dem ein mit Tinte gefülltes Horn befestigt war, und malte mit wunderbarer Gleichmäßigkeit die lautbedeutenden Zeichen, die sich zu Wörtern und Gedanken aneinander reihten, auf das Pergament, das dem Umfang des abzuschreibenden Werkes entsprechend zu einem Stoß zusammengeheftet war. „Buch“ nannte der deutsche Mönch diesen Stoß in der Sprache des Volkes in Erinnerung an die Buchenbretter, in welche seine heidnischen Vorfahren die letternähnlichen geheimnisvollen Runenzeichen geritzt hatten; für die Thätigkeit des Letternzeichnens aber schuf er sich ein Wort, indem er das lateinische scribere nach den Gesetzen der Volkssprache abwandelte. Es gibt zahlreiche Abbildungen von Schreibenden von den frühesten Zeiten des Mittelalters an: die Evangelisten wurden in der Regel schreibend dargestellt. Aber diese Abbildungen sind nicht immer geeignet, uns ein richtiges Bild zu verschaffen. Häufig sehen wir die Heiligen in einer Stellung, die in der Wirklichkeit äußerst unbequem sein würde, indem sie das Buch ohne Unterlage auf den Knieen aufgestützt halten; das ist eine mißverstandene Nachahmung antiker Bildwerke, welche Personen darstellen, die mit dem Griffel auf ein mit Wachs überzogenes Täfelchen schreiben. Eine zuverlässigere Anschauung geben uns die Bilder, auf denen die Klosterbrüder sich



Bild eines schreibenden Kirchenvaters (heil. Augustin) vom Meister Theodorich. Nach dem Original im Belvedere zu Wien.

selber abgebildet haben. Derartige Bilder sind nicht selten; so sehen wir auf dem vorletzten Blatte eines Evangelienbuchs, das Kaiser Heinrich III vom Kloster Echternach geschenkt wurde, einen Mönch und einen Laienbruder gar emsig über ihre Schreibpulte gebeugt in einem Bauwerk sitzen, welches von dem Kloster Echternach eine freilich nicht ganz klare Vorstellung gewährt. Auf Bildern aus der späteren Zeit des Mittelalters, wo die Kunst schon mehr nach Naturähnlichkeit strebte, sehen wir dann auch die Einrichtung des Pultes und das ganze Schreibgerät anschaulich und deutlich wiedergegeben. — Selbstverständlich fand in den Klöstern keine massenhafte Vervielfältigung der Bücher statt. Dazu war ja gar kein Bedarf vorhanden. Um so mehr begannen die frommen Schreiber, die nicht um irdischen Lohn, sondern zur Ehre Gottes und zum Ruhm ihres Klosters arbeiteten, auf die sorgfältige und schöne Ausstattung der Schriftwerke Wert zu legen. Schon im Altertum hatte man bisweilen, um die Übersicht beim Lesen zu erleichtern, die Anfänge der einzelnen Abschnitte durch rote Überschriften oder große rote Anfangsbuchstaben hervorgehoben. Hieran anknüpfend entwickelte sich in den Klöstern ein eigentümlicher Kunstzweig, an dem die deutsche Kunst ihre frühesten wirklich schönen Blüten getrieben hat: die Initialenmalerei. Auf dem Gebiet der Buchstabenverzierung brachte die Römerkunst keine Vorbilder entgegen. Hier wurde daher an die ursprüngliche altgermanische Zierkunst angeknüpft, jenes wildphantastische, aber reizvolle Gewirre von Bändern und Riemchen mit eingeflochtenen wunderlichen Tiergestalten und seltsamen Fratzen, das wir an goldenen und ehernen Waffen- und Schmuckstücken aus der Wanderzeit sehen. Die ältesten verzierten Anfangsbuchstaben, welche wir kennen, sind teils auf den britischen Inseln, teils in burgundischen, gotischen und longobardischen Klöstern gemacht worden. Bei den letzteren, den festländischen Arbeiten dieser Gattung, sind die ganzen Buchstaben aus Tieren gebildet, besonders aus Fischen, deren geschmeidige Leiber sich leicht in jede Stellung bringen



Klosterschreiber. Vorletztes Blatt aus dem Evangelienbuch Heinrichs III in der Stadtbibliothek zu Bremen.



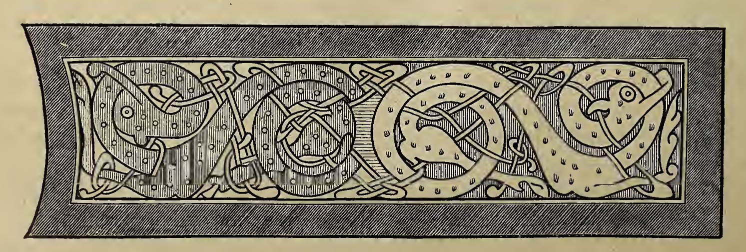
Longobardische Initiale S aus einer für Ragyndrudis, Tochter des Rachis, angefertigten Handschrift in der Bibliothek zu Fulda.

ließ. Zur Zeit Karls des Großen finden wir die Buchstabenmalerei schon zu einer wahrhaft mustergültigen Schönheit entwickelt. Man war davon abgekommen, den Buchstabenkörper selbst aus Tieren zu bilden; man ließ dafür Tierköpfe aus den Ecken der Buchstaben hervorwachsen. Die Endigungen der Buchstaben spann man zu Bandverschlingungen aus, die ein wunderbar geschmackvolles Flechtwerk bildeten, und mit ebensolchem Flechtwerk füllte man auch die leeren Räume im Innern der Buchstaben. In älteren Werken aus dieser Zeit zeigt die Gestalt der Buchstaben selbst eine eigentümliche Umbildung der lateinischen Schrift, die sich in abgerundeten und geschwungenen Formen bewegt. Diese Umbildung der alten klassischen Buchstaben war in einer Zeit entstanden, wo mit der lateinischen Sprache auch die lateinische Schrift verwilderte, und von den Schottenmönchen wurde sie auf das äußerste Maß getrieben. Wie aber Karl der Große auf allen Kunstgebieten eine



Verzierter Anfangsbuchstabe A aus einem angelsächsischen Manuskript.

ließen. Auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit stand die Buchstabenmalerei bei den irischen und angelsächsischen Mönchen. Diese bildeten im unmittelbaren Anschluß an eine Metallverzierungskunst, die derjenigen der Deutschen im Grunde ihres Wesens nahe verwandt war, eine eigentümlich schnörkelhafte, aber in Bezug auf Zierlichkeit und Sorgfalt der Ausführung außerordentlich vollendete Schönschreibekunst aus. Bekanntlich kamen sehr viele der Glaubensprediger, welche Deutschland durchzogen, von den britischen Inseln; Bonifacius selbst war von Geburt ein Angelsachse. Von den Schottenmönchen — so wurden dieselben im allgemeinen genannt, obgleich die wenigsten aus dem eigentlichen Schottland kamen — lernten es die deutschen Schreiber, wie sich durch wohlerwogene Abmessung im Vereine mit Feinheit und Sauberkeit der Ausführung aus Tierkörpern und Bändergewirr ein geregeltes und gefälliges Zierwerk schaffen



Irisches Tierornament. Aus einem Evangelienbuch in der Bibliothek zu St. Gallen.



Initialen E und O aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen in der kgl. Bibliothek zu Berlin.

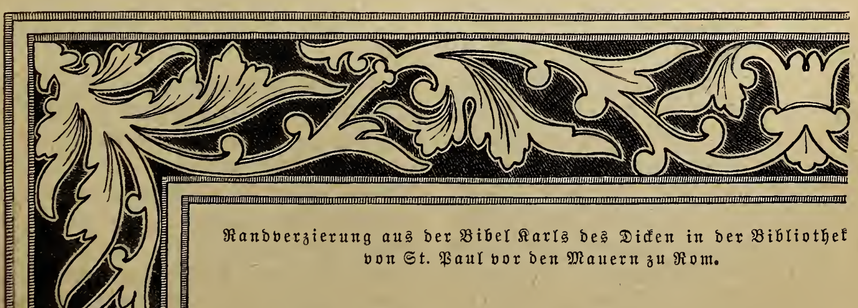
„Renaissance“, eine Wiederbeseelung der Formen des Altertums, ins Dasein rief, so kam auch in der Schrift bald wieder die schöne alte Buchstabenform in Aufnahme und verdrängte jene unschönen Umbildungen. Durch das Studium antiker Kunstwerke kam auch ein neuer Bestandteil in die Verzierungen, nämlich die der ursprünglichen nordischen Zierkunst fast völlig fremde Verwendung von Pflanzenformen. Die Randverzierungen in den Büchern bildete man jetzt wohl ganz aus einer Art von Akanthuslaub nach dem Muster des Schmuckwerks an römischen Bauten, oder aus anderem Blattwerk; und gleichsam unvermerkt verwandelten sich hie und da die Bandverschlingungen der Buchstaben in sprossende Ranken.

Eine Hauptpflegestätte der Buchstabenmalerei in der späteren Karolingerzeit war St. Gallen. Hier lebte gegen Ende des IX. Jahrhunderts ein Mönch Sintram, der in dieser Kunst sich so auszeichnete, daß, wie der Klosterchronist berichtet, alle Welt diesseits der Alpen seine Finger bewunderte; und Abt Salomo von St. Gallen, der zugleich Bischof von Konstanz war (890—920), wetteiferte mit dem berühmten Schreiber, indem er in einem von diesem geschriebenen Buch ein großes F und ein großes C eigenhändig in prachtvollem Linienzuge ausführte. — Allmählich wurde das Bandgeflecht vollständig von dem Rankenwerk verdrängt, und auch die Tierköpfe verschwanden. In den Prachthandschriften aus der Zeit der Sachsenkaiser bilden fast ausschließlich kräftige Ranken mit Blätterknospen den Schmuck der Anfangsbuchstaben; der Buchstabenkörper selbst, der jetzt häufig durch einen farbig gemusterten Hintergrund hervorgehoben wird,



Initiale P aus der Bibel Karls des Dicken in der Bibliothek von St. Paul zu Rom.

erscheint als der Stamm, aus dem die schwellenden Bildungen hervorwachsen. Im Laufe des XI. Jahrhunderts erschließen sich dann die Knospen zu einem vollen, üppigen Blattwerk, das sich in reichen Formen



Randverzierung aus der Bibel Karls des Dicken in der Bibliothek von St. Paul vor den Mauern zu Rom.



Anfangsseite aus dem St. Galler Psalterium aureum. Ende des IX. Jahrhunderts.

ausbreitet und aus dem Hintergrunde des Buchstaben nun wieder die bunte Musterung verdrängt. Mit irgend welchen bestimmten Pflanzenformen der Natur haben diese Blätter allerdings keinerlei Ähnlichkeit; es sind freie künstlerische Schöpfungen, und gerade deswegen folgen sie um so ungehemmter den Anforderungen des Schönheitsgefühls. Um die Wende des XII. zum XIII. Jahrhundert, in der Zeit, wo das Streben nach Mannigfaltigkeit und Reiz die Künste beherrschte, kommt auch in das Blattwerk der Zierbuchstaben ein prickelndes Leben: die Blätter erhalten scharf ausgezackte Ränder mit tiefen Einschnitten; lange Knospen schießen hervor, in denen neue Bildungen zu schlummern scheinen. Die Gotik bringt dann im XIII. Jahrhundert das Neue, indem sie die natürlichen Pflanzenformen, denen jene gelappten und gezackten



Verziertes C aus Sintrams Evangelium longum der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, gezeichnet von Bischof Salomo.

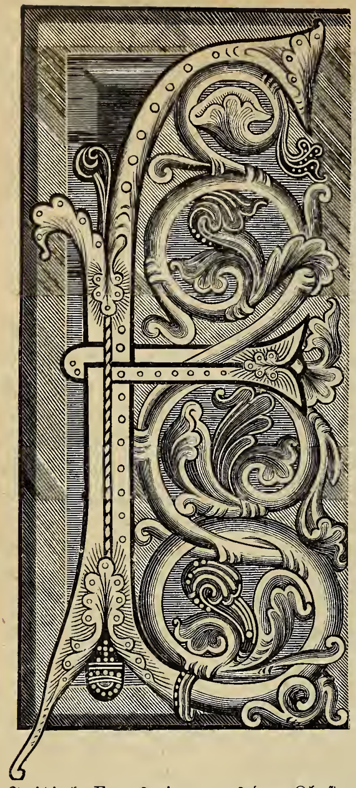
Schriftzeichen festzuhalten; bald wurden hie und da ganze umfangreiche Dichtungen in deutscher Sprache niedergeschrieben; und als zur Hohenstaufenzeit die deutsche Dichtkunst zu wunderbar herrlicher Blüte gelangte, da wurde die Nachfrage nach Abschriften der Abenteuer und der Minnelieder groß. Zwar konnte einer unserer größten Dichter, Wolfram von Eschenbach, seinem eigenen Geständnis nach nicht lesen und schreiben; aber im allgemeinen war damals die Kenntnis der Schrift in den höheren Ständen viel verbreiteter, als man gewöhnlich annimmt, und zwar nicht bloß bei den Männern, sondern auch bei den Frauen. In Burgen und städtischen Häusern entstanden ansehnliche Bibliotheken. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Klosterbrüder gegen Lohn für auswärtige Besteller arbeiteten.

Blätter schon nahe standen, in die Zierkunst einführt; aber sie bildet die lebendigen Formen der Natur in einer eigentümlichen Weise um, die den übermächtigen Einfluß der Steinmetzkunst erkennen läßt; sie bringt eine geradlinige Starrheit und scharfwinklige Eckigkeit in das Zierwerk, die dessen Reiz zu zerstören drohen. Die schöne Blattornamentik, die mit dem romanischen Stil allmählich herangewachsen war, hat das beste von ihrer Lebenskraft eingebüßt; sie räumt allmählich einer anderen Verzierungsweise das Feld, die den Buchstaben anstatt mit vollen gemalten Formen mit einem Spiel geschnörkelter Federzüge umgibt. Diese gänzliche Wesensveränderung der Schmuckschrift hängt mit der veränderten Stellung der Schreiber zusammen.

Schon längst war die Geistlichkeit nicht mehr ausschließliche Besitzerin der Schreibkunst. Auch war das Lateinische nicht mehr die alleinige Schriftsprache. Schon früh waren vereinzelte Versuche gemacht worden, die Laute der Volkssprache durch die römischen



Initiale D aus dem Evangelienbuch Heinrichs II in der Bibliothek zu München.



Initiale F aus einer aus dem Kloster Hardehausen stammenden Handschrift des XII. Jahrh. in der ständ. Landesbibliothek zu Kassel.

Aber im allgemeinen waren es weltliche Schreiber, die für den weltlichen Bedarf sorgten. Im XIII. Jahrhundert gab es berufsmäßige Schreiber, gelegentlich auch Schreiberinnen, in großer Zahl; das war ein Bestandteil des freien Handwerkerstandes, der sich in den Städten allmählich herangebildet hatte, und der in dieser Zeit schon in allen Fertigkeiten und Künsten seine ursprünglichen Lehrmeister in der Klosterzelle überflügelte. Im XIV. Jahrhundert begegnen wir sogar den ersten Spuren eines wiederbeginnenden Buchhandels: volkstümliche und vielgelesene Sachen wurden im Vorrat geschrieben, in der Hoffnung, daß die Abnehmer sich schon finden würden. In demselben Maße, wie die Bildung sich in weiteren Kreisen verbreitete, nahm naturgemäß die besondere Bedeutung und hervorragende Stellung der Klöster ab. Schon längst hatten die Klosterbrüder handwerkliche Verrichtungen, also auch die Zubereitung der Schreibstoffe, weltlichen Arbeitern überlassen. Jetzt kam es sogar vor, daß sie sich auch ihre Bücher von Lohnschreibern anfertigen ließen. Es ist begreiflich, daß für die Schreibkunst die Verweltlichung im allgemeinen nicht vorteilhaft war. Mit Fleiß und Liebe hatte der Klosterbruder geschrieben, seine Arbeit galt ihm als ein verdienstliches Werk, das am Tage des Gerichts zu seinen guten Thaten in die Wagschale gelegt werden würde. Gern schrieb er an das Ende des Buchs einen frommen Spruch, oder er schloß mit einer Bitte an den Leser, für die Seele des Schreibers zu beten. Wohl war es eine mühsame Arbeit, ein dickes Buch von der ersten bis zur letzten Seite schön und gleichmäßig abzuschreiben, und wir mögen es wohl begreiflich finden, wenn wir am Schlusse mancher Handschrift die Bemerkung finden, daß ihr Verfertiger sich nach der letzten Zeile gesehnt habe wie der Schiffer nach dem Hafen, oder wenn darauf hingewiesen wird, daß zwar nur drei Finger schreiben, daß aber der ganze Körper dabei arbeitet. Öfters wird der Leser gebeten, das mühevolle Werk beim Gebrauch zu schonen und vor Beschädigung zu hüten; und gelegentlich wird eine kräftige Verwünschung desjenigen hinzugefügt, der sich erfrechen sollte, das Buch zu stehlen. Bis-



Initiale P aus einer aus dem Kloster Hardehausen stammenden Handschrift des XII. Jahrh. in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.



Initiale A aus einer Handschrift in der Schloßbibliothek zu Aschaffenburg. Anfang des XIII. Jahrh.

weilen äußert sich der Schreiber auch in einem harmlosen Scherz, einem launigen Verschen oder auch wohl in einem launigen Bildchen. Welch köstliches Klosteridyll zeigt uns zum Beispiel die Federzeichnung, welche der Mönch Hildebert auf der letzten Seite eines von ihm geschriebenen Buches ausgeführt hat! Wir sehen ihn von allem Schreibgerät umgeben am Pulte sitzen; zu seinen Füßen sitzt der Klosterschüler Everwin und übt sich im Ornamentzeichnen; längst hat der emsige Schreiber das Essen, das ihm die Brüder in die Schreibstube gebracht haben, kalt werden lassen; da schreckt ihn ein Geräusch hinter seinem Rücken auf; er dreht sich um und erblickt eine Maus auf dem Eßtisch; empört schleudert er den glättenden Bimsstein nach dem frechen kleinen Dieb, und in Scherben fliegt das Geschirr.



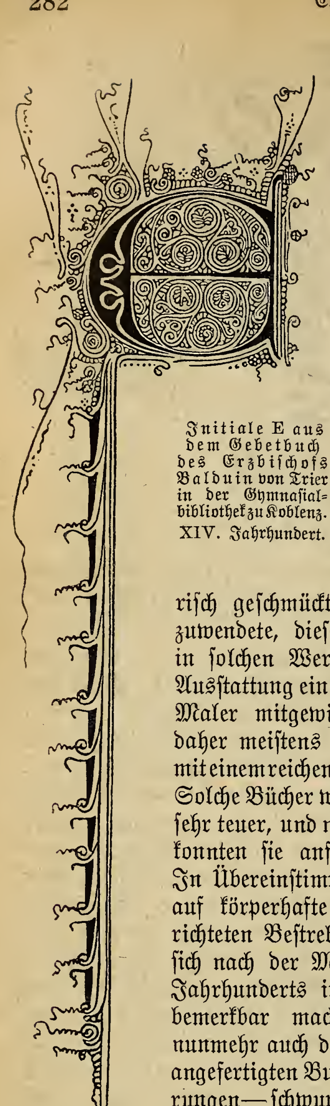
Gotisierende Initiale E aus einem Missale des XIII. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg.



Der Schreiber Hildebert an seinem Arbeitspult. Zeichnung aus einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts in der Bibliothek des Domkapitels zu Prag.

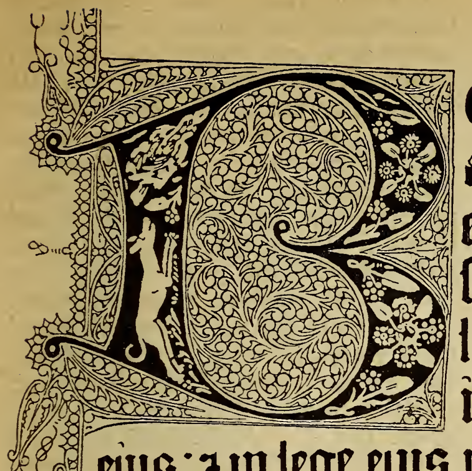
Die Schlußbemerkungen der weltlichen Schreiber tragen meist ein ganz anderes Gepräge, als diejenigen der Mönche. Zu den Klagen über die Mühe der Arbeit gesellen sich die Klagen über die geringe Bezahlung. Die Äußerungen der Freude über das Vollbringen der Arbeit treten manchmal in sehr weltlicher Gestalt auf: der Schreiber versichert uns, daß er jetzt zum Spiel gehe oder zu einem guten Trunk, oder er wünscht sich ein Mädchen, oder er macht einen Scherz, dessen Inhalt barer Unsinn ist. Häufig sind diese Unterschriften in deutscher Sprache abgefaßt, häufig in einem Gemisch aus Lateinisch und Deutsch, und häufig auch in einem so entsetzlichen Latein, daß wir keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß dem Schreiber der Inhalt des lateinischen Buches, das er abgeschrieben hat, ein dunkles Geheimnis geblieben ist. Da können wir uns denn auch nicht darüber wundern, daß die Bücher manchmal von Schreibfehlern wimmeln, und daß die Schrift bisweilen gar flüchtig ist. Wem das Schreiben ein Broterwerb war, bei dem mußte sich die Güte der Arbeit nach der Höhe der Bezahlung richten. Daß aber auch in übrigens sehr sorgfältig und fleißig geschriebenen Büchern die schön gemalte Buchstabenverzierung durch kalligraphisches Schnörkelwerk verdrängt wurde, hing mit dem Zunftwesen, mit der eifersüchtigen Abgrenzung der einzel-

nen Gewerbe gegeneinander, zusammen. Die Maler duldeten nicht, daß die Schreiber malten. Daher finden wir auch in der Folgezeit, als die geschnörkelten Schreiberverzierungen sich überlebt hatten und der Zeitgeschmack sich wieder mehr den künstlerisch geschmückten Buchstaben zuwendete, diese letzteren nur in solchen Werken, an deren Ausstattung ein berufsmäßiger Maler mitgewirkt hat, und daher meistens in Verbindung mit einem reichen Bilderschmuck. Solche Bücher waren natürlich sehr teuer, und nur reiche Leute konnten sie anfertigen lassen. In Übereinstimmung mit den auf körperhafte Wirkung gerichteten Bestrebungen, welche sich nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts in der Malerei bemerkbar machten, wurden nunmehr auch die von Malern angefertigten Buchstabenverzierungen — schwungvolles scharfgeschnittenes Blattwerk nach der Art desjenigen, das auch in der spätgotischen Baukunst die natürlichen Pflanzenformen wieder verdrängte — wie wirkliche Körper aufgefaßt und durch kräftige Schatten und Lichter modelliert. Die Räume innerhalb der Buchstaben wurden häufig mit kleinen, überaus zart ausgeführten Bildchen gefüllt. — Übrigens hörte die Schreibthätigkeit der Klöster auch während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters nicht ganz auf. Die vielen neugegründeten Orden brachten frisches Leben in die wissenschaftliche Thätigkeit und damit auch in die Schreiberei der Mönche, wenn auch die Ausführung besonders anspruchsvoller Prachtwerke jetzt in der Regel weltlichen Meistern überlassen blieb. Es kam sogar vor, daß nach Erfindung des Buchdrucks auch in einem Kloster eine Buchdruckerei eingerichtet wurde. — Gutenbergs Erfindung ließ das handschriftliche Herstellen von Büchern sehr bald ganz aufhören. Aber längere Zeit hindurch wurden auch die gedruckten Bücher, wenn sie auf höheren Wert Anspruch machten, durch mit der Hand gemalte Anfangsbuchstaben geziert; erst nach und nach bürgerte sich statt dessen die Verwendung von in Holz geschnittenen und gedruckten Zierbuchstaben ein. Die Renaissance, die großartige Belebung der Kunst durch das Studium der Natur und der Antike, brachte die „antikische Art“ auch in die Schrift. Da die Frührenaissance nicht immer das Römische von dem Frühmittelalterlichen zu unterscheiden vermochte, so finden wir in älteren Prachtdrucken bisweilen Anfangsbuchstaben, welche die schönsten frühromanischen Vorbilder nachahmen. Bald aber widmeten die größten Künstler der Einführung der eigentlichen Renaissance auch in dieses Gebiet einen Teil ihrer Kraft: kein geringerer als Albrecht Dürer hat in Deutschland das erste Alphabet in den reinen klassischen Formen der altrömischen Schrift auf



Initiale E aus dem Gebetbuch des Erzbischofs Balduin von Trier in der Gymnasialbibliothek zu Koblenz. XIV. Jahrhundert.

Initiale A aus der Kasseler Handschrift der Weltchronik von Rudolf von Ems. Ende des XIV. Jahrh.


Eatus vir qui non abijt in ꝯsilio impioꝝ: et in via peccatorū non stetit: ⁊ in cathedra pesti-lentie non sedit, Sed in lege domini volūtas eius: ⁊ in lege eius meditabitur die ac no-cte, Et erit tanꝗ lignū quod plātatū est

Anno dñi Millesiō·ccc·lvij·Invigilia Assūpcōis,

Probe des Fust und Schöfferschen Psalters von 1457. Erste Seite: Beatus vir qui non abiit etc. Psalm 1, V. 1 ff. Format groß Folio, auf Pergament gedruckt, nur noch in 6 Exemplaren vorhanden, das schönste in der k. k. Bibliothek zu Wien, die anderen in Paris, Darmstadt, Dresden, zwei in England. Die letzte Zeile der genauen Probe (Anno domini Millesimo CCCCLVII etc.) ist der Schluß der Druckdatierung, durch welche dieser Psalter das erste Druckwerk der Welt ist, welches Namen der Urheber, Ort und Zeit der Entstehung genau angiebt. Dieselbe lautet wörtlich übersetzt: „Gegenwärtiges Buch der Psalmen, durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt, und hinlänglich mit den unterscheidenden Rubriken versehen, ist durch die künstliche Erfindung, zu drucken und Buchstaben zu bilden, ohne irgend eine Schrift der Feder so gemacht und zur Verehrung Gottes mit Fleiß zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre 1457 am Vorabend der Himmelfahrt“ (d. i. d. 14. August).

Holz gezeichnet; Hans Holbein folgte ihm nach, und zahlreiche kleinere Meister schlossen sich dem Beispiel der beiden großen Meister an. Aber während die Renaissance auf allen übrigen Gebieten gerade in Deutschland so wunderbar herrliche Früchte zeitigte, kam sie in der Schrift nicht zum Durchbruch. Wunderlicherweise hielt man hier an der Umgestaltung der Buchstaben, welche die späte Gotik zuwege gebracht hatte, fest. Den Grundsätzen der gotischen Baukunst folgend, hatten die Schreiber des XIV. Jahrhunderts in der kleinen Textschrift alle wagerechten und alle vollrunden Linien beseitigt, indem sie an die Stelle der letzteren winklige Knickungen, an die der ersteren Spitzen und Abschrägungen setzten. Das XV. Jahrhundert behandelte auch die großen Buchstaben nach diesen Grundsätzen; bei diesen ging man aber noch weiter; wo das architektonische Gleichgewicht im Buchstaben gestört erschien, half man durch Unterstellen eines Pfeilerchens, durch Ansetzen eines Sockelchens, durch Ausbauen eines Erkerchens nach. Zu erkennen war ein so bearbeiteter Buchstabe freilich nicht mehr, aber der Leser konnte ja seine Bedeutung aus dem Zusammenhang erraten. Und allmählich hatte man sich an diese weder schöne noch übersichtliche Schrift gewöhnt. Die Renaissancebewegung aber verdrängte dieselbe wieder bei allen gebildeten Völkern des Abendlandes, außer in Deutschland. Hier machte man jetzt den verwunderlichen Unterschied, daß man zwar die Sprache des Altertums mit „antikischen“ Buchstaben druckte, für die eigene Sprache aber die „alte Textur“ beibehielt. Mit der scharfkantigen gotischen Stachligkeit konnte sich freilich der Zeitgeschmack nicht mehr vertragen; darum rundete man die Ecken des an allen Gliedern zerbrochenen (daher der Name „Fraktur“) und verrenkten bedauernswürdigen



Initiale N aus einem niederrheinischen Meßbuch des XV. Jahrh. (aus dem Kloster Dalheim).

Buchstabenleibes mit sanftem Schwunge ab, und so entstanden jene Zerrbilder von Schriftzeichen, die den Namen „deutsche" Druckschrift mit Unrecht führen, da die ursprüngliche Heimat der Gotik nicht Deutschland, sondern Frankreich ist, und denen wir es zu verdanken haben, daß es in unserem Vaterlande mehr Kurzsichtige gibt, als im ganzen übrigen Europa zusammen.*)



2. Der Bilderschmuck.

Älteren Ursprungs als der Gebrauch verzierter Anfangsbuchstaben war die Sitte, Handschriften durch eingemalte Bildchen zu schmücken; diese Sitte reicht bis weit in das Altertum zurück. Die Zeit aber, in der die Buchmalerei vorzugsweise blühte, war das Mittelalter. Von Karl des Großen Zeiten ab erhielten namentlich die zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Handschriften fast ausnahmslos einen reichen Bilderschmuck; es wurde allgemeine Regel, in Bibeln, Evangelienbüchern und Meßbüchern die Geheimnisse des Glaubens nicht durch das Wort allein, sondern auch durch das Bild vor dem Geiste des Lesers lebendig zu machen. Das Bild im Buche hatte eine höhere Bedeutung als der verzierte Buchstabe: es sollte nicht bloß die Handschrift schmücken, sondern es sollte dem Vorstellungsvermögen des Lesers zu Hilfe kommen, es sollte ihn zu frommen Betrachtungen anregen. Dieser hohen Aufgabe entsprechend hat das ganze Mittelalter die Buchmalerei nicht als einen untergeordneten Kunstzweig angesehen, sondern es hat ihr alles zugewendet, was es an künstlerischem Vermögen besaß. Was in karolingischer und romanischer Zeit die Wandmalerei, was in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Tafelmalerei vermochte, das spiegelte sich wieder in den kleinen Gemälden der Bücher. Vor den Unbilden der Witterung und vor den zerstörenden Einwirkungen des Lichtes sicher geborgen, haben diese Bildchen sich in großer Zahl fast unversehrt erhalten, und da aus manchem Jahrhundert Denkmäler der großen Malerei uns gänzlich fehlen oder nur in kümmerlichen, durch Zeit und Menschenhand verstümmelten und entstellten Überbleibseln vorhanden sind, geben sie allein uns ein deutliches und vollständiges Bild von dem Entwickelungsgange der mittelalterlichen Malerei.

Das Wort „Miniatur", das zur Bezeichnung eines Handschriftenbildes allgemein gebräuchlich geworden ist, heißt ursprünglich soviel wie Rotschreiberei. Die Einträge in roter Farbe, welche die Abschnitte des Buches, die Kapitelanfänge u. s. w. hervorheben sollten, wurden nicht immer von dem Schreiber des Textes gemacht, sondern sie wurden mit Feder und Pinsel von besonders geübten Schreibkünstlern ausgeführt, die hiernach Rotschreiber hießen: Rubrikatoren, von dem Wort rubrica, das roten Farbstoff überhaupt bezeichnet, oder Miniatoren von der am häufigsten angewendeten, glänzend hellroten Farbe minium, Mennig. Diese Schreibkünstler nun, welche im Laufe der Zeit die Initialmalerei ausbildeten, führten auch die Bildchen im Buche aus, deren Umrisse sie anfänglich gleichfalls mit ihrer Mennigtinte vorzeichneten. „Bilder schreiben"

*) Bei allem Respekt vor der Meinung unsers verehrten Mitarbeiters wollen wir nicht unterlassen festzustellen, daß wir seine Ansicht nicht teilen.



St. Matthäus. Apostelfigur aus dem Evangelium Karls des Großen in der Schatzkammer zu Wien.

sagte man noch spät im Mittelalter. Die beiden Ausdrücke für Rotschrift haben sich mit Verwischung der ursprünglichen Bedeutung bis heute erhalten: Rubrik zur Bezeichnung eines Abschnittes, einer Abteilung; Miniatur zur Bezeichnung einer Handschriftenmalerei, auch wenn dieselbe nicht mit roter Farbe umrissen ist. Erst in nachmittelalterlicher Zeit hat sich der Begriff des Wortes Miniatur noch weiter verschoben, indem man alle Gemälde die in dem naturgemäß meistens sehr kleinen Maßstabe der Handschriftenmalereien ausgeführt wurden, Miniaturgemälde nannte. Und schließlich ist der dem Worte eigentlich ganz fremde Begriff der Kleinheit der vorherrschende geworden, und en miniature ist uns alles, was weit unter dem gewöhnlichen Maßstab seinesgleichen steht.

Die ersten deutschen Miniaturmalereien von Bedeutung finden wir in den Prachthandschriften, welche für Karl den Großen und für hohe Personen, die ihm nahe standen, ausgeführt wurden. Die Bilder der Evangelisten und die sonstigen Darstellungen in diesen mit großem Aufwand hergestellten, öfters mit goldenen und silbernen Buchstaben auf purpurgefärbtem Pergament geschrie=

Der Herr, umgeben von Seraphim und Cherubim, erscheint den Propheten.
Teil einer Miniatur aus der Bibel Karls des Dicken, gemalt vom Schreiber Ingbert, in der Bibliothek von St. Paul vor den Mauern Roms.

benen Büchern legen Zeugnis ab von der schönen Nachblüte, welche die Kunst des römischen Altertums unter der Pflege des kunstfreundlichen und kunstsinnigen großen Herrschers getrieben hat. Es liegt auf ihnen noch ein Hauch von der Großartigkeit und der edlen Naturwahrheit der Antike. Auch in der Farbenzusammenstellung, die nach dem Purpur gestimmt ist, klingt der Geschmack des Altertums deutlich nach. Freilich stößt die ungeschickte Zeichnung den modernen Beschauer beim ersten Anblick ab; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier künstlerische Erstlingsversuche eines fast noch im Kindesalter befindlichen Volkes vor uns haben, und als solche haben sie ein Anrecht auf unsere volle Bewunderung. Die ungeübten Barbarenhände brachten sogar weit bessere Werke zustande, als die damaligen Maler des alten Kultur- und Kunstlandes; die kindliche Kunst war der greisenhaften überlegen. Die von Karl dem Großen gegebene Anregung war so mächtig, daß auch in den trüben Zeiten, die unter seinen Nachfolgern über das Frankenreich hereinbrachen, die Kunst in erfreulicher Weise weiter blühte. Mit vollem Recht durfte der Verfertiger



St. Markus. Detail aus den figürlichen Darstellungen im Codex aureus der Münchener Bibliothek. (Anfang des Evangeliums nach Markus.) Größe des Originals.



Karl der Kahle. Rückseite des 5. Blattes des Codex aureus in der kgl. Bibliothek zu München.

einer Karl dem Dicken gewidmeten bilderreichen Bibel sich rühmen:

„Ingobert war ich, der dieses berichtet und treulich geschrieben,
Der die italischen Meister erreicht hat und übertroffen
Durch seines Geistes Gehalt . . .“

Mag die Form in den Umrissen sowohl wie in der Modellierung bei den karolingischen Miniaturen noch so unvollkommen sein, die schöpferische Kraft, die sich ganz besonders auch in der Schilderung überirdischer Vorgänge ausspricht, und die Tiefe des Ausdrucks in manchen Köpfen sind im höchsten Maße bewundernswert. Ein besonderes Interesse haben die in manchen dieser Prachtbücher befindlichen Widmungsbilder, welche uns den betreffenden Herrscher zeigen, wie er inmitten eines mehr oder weniger zahlreichen Hofstaats, auch wohl von sinnbildlichen Figuren umgeben, auf dem Throne sitzt, bald in ruhiger Haltung, bald in Beziehungen zu seiner Umgebung. Wir erhalten durch sie, ungeachtet der mehr als mangelhaften Perspektive, ungemein anschauliche Vorstellungen; Waffen, Tracht und Gerät sind mit sichtlicher Treue abgebildet; die Persönlichkeiten sind lebendig charakterisiert und bei den Hauptfiguren ist das Streben nach einer Andeutung von Porträtähnlichkeit unverkennbar.

Es ist begreiflich, daß die Klosterkünstler all ihre Geschicklichkeit aufboten, wenn es sich um die Ausschmückung eines Buches handelte, das als wertvolles Geschenk in die Hände eines Mächtigen kommen sollte. Aber mit der gleichen Sorgfalt und Liebe schmückten sie bisweilen die für den Gebrauch der eigenen Genossenschaft bestimmten gottesdienstlichen Bücher. Verwendeten sie dabei auch wohl weniger Sorgfalt auf die technische Ausführung, so kam dafür bei der müheloseren Behandlung die künstlerische Empfindung und Erfindung um so unmittelbarer zum Ausdruck. Die Stiftsbibliothek von St. Gallen bewahrt einen Psalter vom Ende des IX. Jahrhunderts, in dessen mit Goldtinte gezeichneten und ganz leicht kolorierten Bildern eine Frische und Lebendigkeit herrscht, die uns ähnlich anmutet, wie die um dieselbe Zeit niedergeschriebenen lebensvollen Berichte des Klosterchronisten Eckehard.



Auszug des Heeres. Figürliche Komposition aus dem Psalterium aureum zu St. Gallen.

Die zarte Pflanze der Kunst wuchs und gedieh in der heiligen Stille der Klöster, auch als ihr im Drange wilder stürmischer Zeiten von weltlichen und geistlichen Großen keine Pflege mehr zu teil ward. Die Herrschaft der sächsischen Kaiser brachte dann wieder neue Aufmunterung. Unter den Ottonen wurden wieder bilderreiche Prachthandschriften für die Kaiser und für Kirchenfürsten angefertigt. Heinrich II ließ für seine Lieblingsstiftung Bamberg eine ganze Anzahl solcher Werke herstellen. — Vergleichen wir die Erzeugnisse dieser sächsischen Hofkunst mit denen der karolingischen, so finden wir in Bezug auf die Zeichnung eher Rück- als Fortschritte; was die karolingischen Werke an äußerlicher Naturwahrheit noch besaßen, war eben eine Nachwirkung der alten römischen Kunst, und diese Nachwirkung verlor naturgemäß mit der Zeit ihre Kraft, während die deutsche Kunst noch viel zu jung war für die Erkenntnis des Schönen in der Natur.

Die karolingische Miniaturmalerei gab noch eine Andeutung der natürlichen Erscheinungen von Licht und Luft; sie stellte die Gestalten mit einer gewissen Körperhaftigkeit auf die grüne Erde und ließ darüber sich den blauen Himmel in natürlichen Tonabstufungen ausspannen. Allmählich wurde aus den Andeutungen von Himmel und Erde ein wagrecht geteilter, oben blauer unten grüner Hintergrund, der sich flach hinter flach gehaltenen Figuren ausbreitete. Und später vergaß man die ursprüngliche Bedeutung der beiden Farben vollständig; man behielt sie zwar als Hintergrund bei, aber man ordnete sie in einer gefälligeren Weise an, indem man die Querteilung aufgab und das Grün als Einfassung



Heinrich II empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heil. Lanze und das Reichsschwert.

Miniaturbild aus Heinrichs Missale, von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkt. Jetzt in der Königl. Bibliothek zu München.

Die Verse der Umschriften lauten:

Ecce coronatur divinitus atque beatur
Rex pius Heinricus proavorum stirpe polosus.
Propulsans coram sibi confert angelus hastam,
Aptat et hic ensem cui praesignando timorem.
Clemens Christe, tuo longum da vivere Christo,
Ut tibi devotus non perdat temporis usus.
Hujus Udalricus cor regis signet et actus,
Emmeramnus ei faveat solamine dulci.

Siehe! gekrönt wird von Gott und beglückt
Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen,
Schirmend bringt ihm herbei der Engel die Lanze.
Dieser hält auch das Schwert bereit, vor ihm her Furcht verbreitend.
Gnädiger Christus, gib langes Leben deinem Gesalbten,
Damit dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
Dieses Königs Herz und Thaten zeichne Udalricus auf,
Emmeramnus gewähre ihm huldreich süßen Trost.



Otto III, mit Repräsentanten der Reichsfürsten, des Adels und des Klerus.
Titelminiatur eines vom Abt Hliutharius dem Kaiser gewidmeten und von diesem dem Aachener Münster geschenkten Evangelienkodex. Münsterschatz zu Aachen.

um eine blaue Mittelfläche herumführte. Diese Geschichte des Hintergrundes ist sehr bezeichnend für das allmähliche Verschwinden des antiken Naturalismus vor ornamentalen Grundsätzen. Und dieses Ornamentalwerden der Malerei barg seine großen Vorzüge in sich; es ermöglichte die wunderbare Blüte der Wandmalerei, welche die breiten Flächen der romanischen Kirchen mit herrlichen Bilderteppichen von unübertrefflichem Farbenreiz schmückte, ohne diesen Flächen ihre bauliche Bedeutung zu rauben, d. h. ohne durch perspektivische Vertiefung, durch körperhafte Wirkung die Wand scheinbar zu durchbrechen oder verschwinden zu lassen. Die Maler gewannen eine größere Freiheit durch die Loslösung von den Bedingungen der natürlichen Erscheinung, sie konnten ungehemmter auf tadellose dekorative Haltung hinarbeiten: an Stelle der äußerlichen Richtigkeit trat die innerliche Richtigkeit vollendeter und unbeschränkter Farbenharmonie, die die bemalte Fläche zu einer Augenweide machte, in der kein Tönchen sich hervordrängte und keines verloren ging. — Die Miniaturen der sächsischen Zeit zeigen gegen die karolingischen schon einen großen Fortschritt in Bezug auf Schönheit der Farbenzusammenstellung. Die Andeutungen eines natürlichen Hintergrundes — der Luft — werden in ihnen schon seltener; dafür wendet das Streben nach gesteigerter Pracht bisweilen purpurumrahmte Gold=



Miniatur des XII. Jahrhunderts. In einem Evangelienbuch aus der westfälischen Abtei Hardehausen, jetzt in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

gründe oder teppichartig gemusterte Gründe an, letzteres namentlich zur Zeit Heinrichs II, in der auch die verzierten Anfangsbuchstaben auf eine bunte Musterung gesetzt wurden. In solcher Pracht mag man ebenso wie in der zeremoniösen Steifheit der Kaiserfiguren, die zu der Zwanglosigkeit in der Haltung der Karolinger einen auffallenden Gegensatz bildet, eine Einwirkung byzantinischen Wesens erkennen, wie es durch die Vermählung Ottos II mit der griechischen Prinzessin Theophano am deutschen Hofe Eingang fand. Später kehrte man zu einfacheren Mitteln zurück, um eine nicht minder reiche und farbenfreudige Wirkung zu erzielen. Während des XI. und XII. Jahrhunderts wirkte die Wandmalerei sichtlich auf die Miniaturmalerei zurück und gab ihr ein großartig monumentales Gepräge bei höchstem Reiz des Farbenzaubers; die Farben wurden jetzt nicht mehr nach den antiken Purpurtönen, sondern nach dem tiefen Blau der Hintergründe gestimmt. — Langsam, aber stetig vervollkommnete sich der Schönheitssinn auch in Bezug auf die Form. In der hohen Blütezeit der deutschen Kunst am



Christi Himmelfahrt. Miniatur aus dem Aschaffenburger Evangelium.

Ende des XII. und in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts brachte die Miniaturmalerei Werke hervor, bei deren Betrachtung der Genuß des künstlerischen Gehalts nicht erschwert wird durch die herbe Schale unschöner Formengebung. Um diese Zeit begann die Tafelmalerei, die Jahrhunderte hindurch ganz vernachlässigt worden war, Bedeutung zu gewinnen, die durch farbenprächtiges Bildwerk auf vergoldeten Tafeln Altarbekleidungen und Altaraufsätze aus kostbareren Stoffen ersetzte. Auch davon gewahren wir eine Rückwirkung in der Buchmalerei: der Goldgrund wird allgemein beliebt, und während früher Bild und Hintergrund zu einem einheitlichen Teppich verwoben wurden, sondert sich jetzt die Darstellung in wohl abgemessenen Umrissen und in großer Farbenkraft von der leuchtenden Fläche des Grundes; an die Stelle der gleichmäßigen Teppichwirkung tritt die abgerundete und in sich beschlossene malerische Bildwirkung. — Dieser eigentlich malerischen Entwickelung trat, als der gotische Baustil sich verbreitete, eine Zeitlang der Einfluß der Glasmalerei hemmend in den Weg. Die Umrisse wurden jetzt mit übertrieben starken Strichen gezeichnet, gleichsam in Nachahmung der Fensterverbleiungen, die Farben wurden gleichmäßig kräftig nebeneinander gestellt; das Bestreben, der leuchtenden Farbenpracht der Glasgemälde gleich zu kommen, mußte freilich ohne Erfolg bleiben, da die vermittelnde Wirkung des Lichtes, das dort alle Töne gleichmäßig durchdrang, fehlte. Bald kehrte denn auch



Der Sängerstreit auf der Wartburg.
Miniatur aus der Pariser (Manessischen) Liederhandschrift, Anfang des XIV. Jahrhunderts.

Oben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen.
Unten: Herr Biterolf; Wolfram von Eschenbach; Heinrich von Osterdingen; Klingsor von Ungarland; Reinmar, der alte; Walther von der Vogelweide; Heinrich von Rispach.

wieder die Miniaturmalerei in die Gefolgschaft der Tafelmalerei zurück und nahm an deren allmählicher Entwickelung bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit teil. — Wie die Schreibkunst, so wurde auch die Buchmalerei bis zum Schluß des Mittelalters in den Klöstern geübt. Daneben aber bildete sich, sobald es gewerbsmäßige weltliche Schreiber gab, auch ein zünftiges Buchmalergewerbe aus. Die Ausschmückung der



Miniatur aus einer für Landgraf Heinrich den Eisernen von Hessen angefertigten Prachthandschrift des Willehalm (datiert 1334) in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

ritterlichen Dichtungen und sonstiger vorwiegend für ein Laienpublikum bestimmter Werke bot diesen Laienkünstlern besonders reichliche Beschäftigung und dankbare Stoffe. — Es gibt eine Anzahl von Prachthandschriften des XIV. Jahrhunderts, welche wegen des allzu umfangreich angelegten Illustrationsplanes unvollendet geblieben sind, und diese gewähren einen anziehenden Einblick in den Betrieb dieses Gewerbes. Das Buch kam erst, nachdem es vollständig fertig geschrieben war, in die Werkstatt des Buchmalers oder „Illuministen." Der zeichnete in den freigelassenen Räumen die Bilder, deren Gegenstand durch eine Anmerkung des Schreibers bestimmt war, zunächst mit der Feder vor. Dann wurden die Lokaltöne aufgetragen, zuerst im Hintergrunde, dann in den Figuren, und zwar wurden mit jedem Tone gleich auf mehreren Bildern die betreffenden Stellen angelegt. Diese den Geist wenig in Anspruch nehmende Arbeit blieb wohl meistens den Gesellen überlassen, und diesen geschah bisweilen das Menschliche, daß sie die Vorzeichnung des Meisters nicht verstanden und bei verwickelten Kompositionen über die Zusammengehörigkeit von Körpern und Gliedmaßen ins unklare gerieten; es fehlt nicht an Beispielen derartiger Mißverständnisse und Flüchtigkeiten. Zuletzt überarbeitete der Meister das Ganze, malte die Einzelheiten aus und zeichnete mit staunenswürdiger Sicherheit die Gesichter auf den nur in dem allgemeinen Umrisse eines Antlitzes hingestrichenen Fleischton. Solche handwerksmäßige Ausführung, bei der begreiflicherweise von dem Geist und dem Leben, das der Meister in die ersten Umrißzeichnungen legte, vieles verloren ging, vertrug sich freilich nicht mit den gesteigerten Ansprüchen, welche in der Folgezeit an die Miniaturmalerei gestellt wurden. Im Laufe des XIV. Jahrhunderts begann allmählich die Erkenntnis aufzudämmern, daß ein Bild seiner Aufgabe, die Vorstellungskraft des Beschauers anzuregen, in erhöhtem Maße genügen könne, wenn es sich nicht auf eine allgemeine Andeutung der Dinge und Vorgänge beschränkte, sondern ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit gäbe. Die Maler versuchten es, die Gestalten so darzustellen, daß ihre Erscheinung im Bilde einer in der Wirklichkeit vorhandenen oder denkbaren Erscheinung thatsächlich entspräche, daß sie gleichsam körperhaft aussähen und daß in der Verschiedenartigkeit der Gesichter verschiedener Personen die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur sich spiegelte. Den ersten derartigen Versuchen begegnen wir, wie in der Malerei im Großen, so auch in der Buchmalerei in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. In Prachthandschriften, welche für Kaiser Karl IV und für dessen Sohn und Nachfolger Wenzel ausgeführt wurden, finden wir zum Beispiel, daß die Gesichter der geschichtlichen Personen entschieden bildnismäßig aufgefaßt sind, und zwar nicht bloß andeutungsweise durch das Hervorheben besonders auffallender Züge, sondern in feiner Charakteristik. Das Stre=



Erste Vorzeichnung einer Miniatur.
Aus der Kasseler Prachthandschrift des Willehalm.

ben nach treuer Naturähnlichkeit beschränkte sich zunächst auf die menschlichen Figuren; der Hintergrund blieb noch flach, sei es, daß man ihn ganz schlicht hielt, und dann meistens vergoldete, sei es, daß man ihn mit einem zierlichen Muster gleichmäßig bedeckte, das die Fläche angenehm belebte, ohne der Wirkung der kräftig schattierten Figuren Schaden zu thun. Bald aber finden wir weitere Annäherungen an die Natur. Einzelne Werke, aus den letzten Jahrzehnten des XIV. Jahrhunderts, und zwar gerade solche, bei denen die Ausführung flüchtiger und sorgloser ist, zeigen überraschende Fortschritte in jener Hinsicht. Unbekümmert um die Feinheit des Machwerks, haben die Maler hier nur nach rechter Anschaulichkeit gestrebt. Und dabei sind sie auf den Gedanken gekommen, daß die Anschaulichkeit doch viel größer sein würde, wenn man über Figuren, die sich im Freien bewegen, anstatt eines Teppichmusters oder eines Goldgrundes den blauen Himmel



Kaiser Karl im Kaiserornat mit seinem Sohne König Wenzel und Bischöfen.

Miniatur aus der Goldnen Bulle Karls IV. Ausgemalte Prachthandschrift auf Pergament, früher auf Schloß Ambras in Tirol, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, gemalt unter Wenzel von deutschen Künstlern in Prag.



H. K. Hofsel, Jul.

Eine Schlacht.
Miniatur vom Jahre 1385 aus der Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Hohenems in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

erblickte, wenn die Bäume, die bisher durch sonderbare ornamentale Gewächse angedeutet zu werden pflegten, deutliche Zweige und Blätter hätten, und wenn man auf dem Boden den grünen Klee erkennen könnte. Dazu gesellt sich eine gesteigerte Anschaulichkeit der Vorgänge selbst: die Bewegungen der Figuren werden der Wirklichkeit abgelauscht, die Beziehungen der Personen zu einander werden durch naturgemäße Gruppierung deutlicher und ausdrucksvoller gemacht, und so wächst mit der Lebendigkeit die Freiheit. Namentlich gibt es wahrhaft prächtige Schlachtenbilder in diesen Büchern. Auch in den Kampfdarstellungen früherer Zeit hauen und stechen die Ritter zwar gewaltig aufeinander los, aber das Ganze sieht dabei doch recht ordentlich aus. Hier dagegen erblicken wir ein so wildes Durcheinander von Männern und Waffen, ein Getümmel von übereinander stürzenden Menschen und Rossen, daß wir unwillkürlich auf die Vorstellung kommen, der Verfertiger eines solchen Bildes müsse selbst wohl einmal Harnisch und Eisenkappe getragen und mit seiner Zunft im heißen Streit gestanden haben, sei es gegen die Reisigen der städtischen Herrengeschlechter, sei es mit diesen vereint gegen einen gemeinsamen Gegner; ihn selbst müssen die Schwerthiebe umsaust, müssen die Eisenfunken umsprüht haben, sonst hätte er unmöglich den Kampf so glaubhaft — so naturwahr — schildern können. — Wo sich solche innere Naturwahrheit mit der äußerlichen sorgfältigen Durchbildung der Form vereinigt, wie wir es in manchen Werken aus dem Beginn des XV. Jahrhunderts finden, da ist das einzige, was wir noch vermissen, die Perspektive. Und auch dieses Geheimnis wird entdeckt. Wie eine plötzliche Offenbarung erschließt sich den Malern die Darstellbarkeit des Raums und der Ferne, und ihre Kunst kennt



Der Tod und der Wirt.
Aus einem Totentanz in Bildern und Versen, Handschrift aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. in der ständ. Landesbibliothek zu Kassel.



St. Katharina. Vom Meister HB (Hans Brosamer).
Miniatur aus dem Gebetbuch des Kardinals Albrecht von Brandenburg in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.



Christophorus. Von Meister HB (Hans Brosamer). Miniatur aus dem Gebetbuche des Kardinals Albrecht von Brandenburg in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

von jetzt ab keine Schranken mehr in der Nachbildung der Natur, alles, was sichtbar ist, gehört in ihr Bereich. Diese völlige Umgestaltung des Wesens der Malerei hat um die Mitte des XV. Jahrhunderts bereits die gesamte Miniaturmalerei durchdrungen. Selbst in ganz rohen Bildchen ohne alle höheren Ansprüche, wie sie in volkstümlichen Schriften, als Kalendern, Totentanzbüchern u. dgl. ausgeführt wurden, sehen wir lebenswahre Menschen im perspektivischen Raume stehen, wir schauen in wohnliche Gemächer und in weite Landschaften. Die sorgfältig gemalten Miniaturen in Prachthandschriften, so namentlich in den Gebetbüchern der Vornehmen, werden zu Meisterwerken ersten Ranges, die den Vergleich mit den ausgezeichnetsten Schöpfungen der großen Kunst nicht zu scheuen brauchen. Die Freude an der wiederentdeckten Natur äußert sich auch in den Randverzierungen; da mischen sich zwischen das spätgotische Ornament ganz realistische Blumen, Schmetterlinge und ähnliche Dinge. — Das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen brachte aber auch diejenige Erfindung, welche der Miniaturmalerei den Untergang bereiten sollte, den Holzschnitt. Zwar konnten die ältesten Holzschnitte, auch wenn sie ausgemalt wurden, nicht in Wettbewerb treten mit jenen hochvollendeten Miniaturen, welche Kunstwerke im vollsten Sinne des Wortes waren. Diese wurden noch in der Schlußzeit des XV. Jahrhunderts so viel begehrt, daß die Illuministen bildergeschmückte Gebetbücher im Vorrat anfertigten, wobei sie die Räume für den Text frei ließen, wie vormals die Schreiber die Räume für die Bilder freigelassen hatten. Selbst in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts stand die Buchmalerei noch in voller Blüte; nicht allein von gewerbsmäßigen Illuministen, sondern auch von großen Meistern der hohen Kunst wurde sie ausgeübt. Albrecht Dürer selbst schmückte im Jahre 1518 ein gedrucktes Gebetbuch des Kaisers Max mit prachtvollen Randzeichnungen; aber dieser größte aller deutschen Künstler war es auch, der durch seine Holzzeichnungen den Holzschnitt auf eine solche Höhe brachte, daß die Mitwirkung der Malerei bei der Ausschmückung auch der prächtigsten Druckwerke überflüssig ward.

3. Der Einband.

Ein sorgfältig geschriebenes, mit künstlerisch ausgeführten Anfangsbuchstaben, Randverzierungen und Bildern ausgestattetes Buch war ein kostbarer Schatz, und es geziemte, denselben in einer kostbaren Hülle aufzubewahren, den Wert des Innern durch den Reichtum des Äußeren anzudeuten.

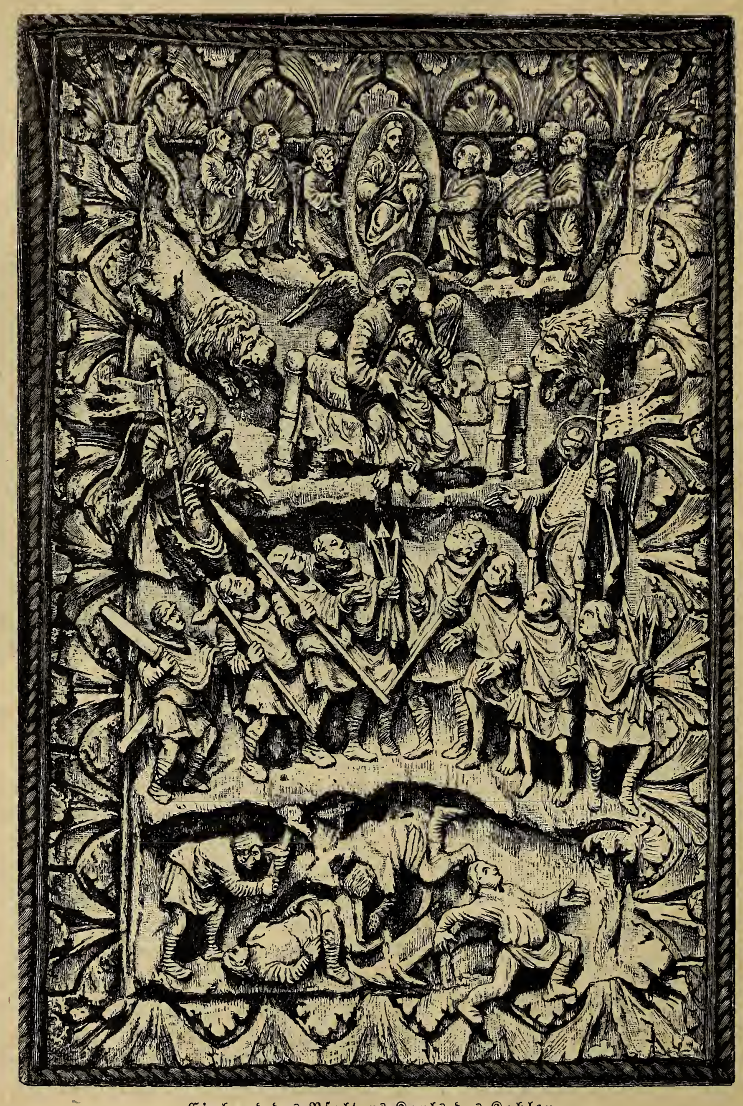
Durch den heiligen Hieronymus erfahren wir, daß schon seine Zeit bei der Herstellung der Bucheinbände bisweilen einen großen Aufwand trieb. Damals waren es wohl zumeist weltliche Schriften, deren Holzdecken mit Edelmetall und Juwelen verschwenderisch geziert wurden. Als aber in der Karolinger-

zeit sich jener rege Kunsteifer in den Klöstern entfaltete, da umkleidete man den Einband der geistlichen Bücher mit einer Pracht, wie sie bis dahin wohl unerhört war; was nur Kostbarstes beigebracht werden konnte, wurde zum Schmucke der Bücher verwendet, die Gottes Wort enthielten; stofflicher Reichtum und hohe Kunst wurden vereinigt, um das Würdigste zu schaffen. Wie die Miniaturen uns über den Entwickelungsgang der Malerei eine Übersicht gewähren, so geben uns in der ersten Hälfte des Mittelalters die Buchdeckel von dem jeweiligen Stande der Bildnerkunst eine Anschauung. Denn es war gebräuchlich, die Prachteinbände mit Elfenbeinschnitzereien zu schmücken. Die antiken Diptychen, reichverzierte elfenbeinerne Schreibtäfelchen zum Zusammenklappen, welche die Konsuln bei ihrem Amtsantritt zu verschenken pflegten, gaben hierzu Anregung und Vorbild. Die Buchdeckel aber waren größer als die größten Elfenbeinplatten, die sich beschaffen ließen. Das Schnitzwerk bildete nur den Mittelpunkt des Einbandschmucks. Der übrige Raum des Deckels wurde mit Goldblech überzogen und darauf ungeschliffene Edelsteine in regelmäßiger Verteilung und im Wechsel mit Filigranschnörkeln oder anderweitigen Verzierungen angebracht. Während diese Goldschmiedearbeit bei den karolingischen Werken meistens so überladen ist, daß der stoffliche Reichtum die Entfaltung eines feineren künstlerischen Geschmacks verhindert, so sind hingegen die Elfenbeinbildchen, welche von diesen kostbaren Rahmen eingeschlossen werden, bisweilen große Kunstwerke.



Der Apostel Andreas. Von Sebald Beham.
Miniatur aus dem Gebetbuch des Kardinals Albrecht von Brandenburg in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß die Zahl solcher Prachtbände, die sich erhalten haben, sehr gering ist; ihr stofflicher Wert hat den meisten den Untergang bereitet, sei es, daß sie roher Habsucht zum Opfer gefallen sind, sei es, daß sie in Zeiten, die keinen Sinn für die Kunst der Vergangenheit hatten, zerstört wurden, damit ihr Material zur Herstellung von Werken verwendet würde, die dem Zeitgeschmack entsprachen. — Fast unversehrt hat sich der ursprüngliche Einband eines jener fürstlichen Prachtwerke erhalten, die für Mitglieder des Karolingerhauses angefertigt wurden; es ist ein Gebetbuch Karls des Kahlen und wird in der Nationalbibliothek zu Paris bewahrt. Die Elfenbeinschnitzereien der beiden Deckel sind hier nicht nur um ihrer hochkünstlerischen Erfindung willen bewundernswert, sondern auch durch ihren Inhalt besonders anziehend. Sie nehmen auf den Inhalt des Buches — die Psalmen Davids — in sinniger Weise Bezug. Die eine Tafel hält dem fürstlichen Beter eine ernste Warnung vor, in einer Verbildlichung der Bußpredigt, die Nathan an König David richtet (2. Samuel, 12. Kap. 1.—12. Vers). Wir sehen den Propheten in leidenschaftlicher Entrüstung und doch mit



Einband des Psalters Karls des Kahlen.
Elfenbeinschnitzerei in der Nationalbibliothek zu Paris.
Die Darstellung ist eine wörtliche Illustration des 57. (56.) Psalms, Vers 2—7.



Einband des Psalters Karls des Kahlen.
Elfenbeinschnitzerei in der Nationalbibliothek zu Paris.
Die Platte stellt Nathans Bußpredigt dar (2. Samuel, 12. Kap. 1—9).



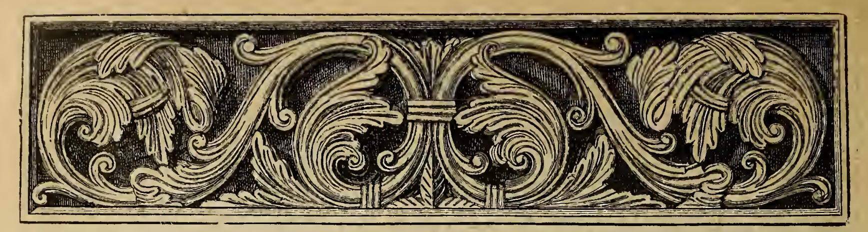
Elfenbeintafel. Einbanddecke wahrscheinlich von einem Meßbuch aus karolingischer Zeit in der Bibliothek zu Frankfurt a. M.

großartiger Würde durch die Pforte des Königssaals schreiten; er hat sich nicht einmal Zeit genommen, den Vorhang des Eingangs beiseite zu schieben. Bestürzt blickt der königliche Sünder in das zornige Antlitz des Gottgesandten. Keineswegs schön in der Form, aber ein Meisterwerk des Ausdrucks ist das Weib des Urias, das mit dem verhängnisvollen Briefe in der Hand beiseite schleicht und sich scheu nach Nathan umsieht. Unter dieser lebensvollen Gruppe erscheint das Opfer von Davids Missethat, der Leichnam des erschlagenen Urias, der nackt im freien Felde liegt; wir erblicken den Toten unmittelbar zu den Füßen Davids, so daß durch die räumliche Anordnung gewissermaßen das Wort veranschaulicht wird: „ihn hast du ermordet.“ Im unteren Teil der Tafel ist dann das Gleichnis verbildlicht, dessen sich Nathan bedient; wahrhaft rührend ist dabei die Darstellung des Armen, der sein einziges Schäflein im Schoße hält „wie eine Tochter“. Im Gegensatz zu dem warnenden Inhalt dieser Tafel enthält das Bildwerk des anderen Deckels einen tröstenden Hinweis auf Gottes Schutz, im genauen Anschluß an die Worte des 57. (56.) Psalms. In der obersten Abteilung dieser höchst merkwürdigen Darstellung erblicken wir Gott im Strahlenscheine, von Anbetenden umgeben: „Erhebe dich, Gott, über den Himmel und deine Ehre über alle Welt!“ (Vers 6 und 12). Darunter sehen wir eine großartige geflügelte Gestalt mit einem Kinde auf dem Schoß auf einer Lagerstätte sitzen; von beiden Seiten dräuen Löwen, die, nebenbei bemerkt, naturwahrer wiedergegeben sind, als es das spätere Mittelalter zu irgend einer Zeit vermocht hat: „Auf dich trauet meine Seele, und unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht“ (Vers 2); „ich liege mit meiner Seele unter den Löwen“ (Vers 5). Die Verbildlichung der menschlichen Seele durch eine Kindesgestalt war dem ganzen Mittelalter geläufig. Die nächste Abteilung zeigt eine Schar Bewaffneter, die gegen die Seele andrängen; „der Menschenkinder Zähne sind Spieße und Pfeile, und ihre Zunge ein scharfes Schwert“ (Vers 5). Aber zwei himmlische Gestalten schweben herab und breiten schirmend ihre Hände vor den Spitzen der Speere aus; „Gott sendet seine Güte und Treue“ (Vers 4). Und die unterste höchst lebendige Gruppe zeigt den Untergang der Widersacher: „sie graben vor mir eine Grube und fallen selbst darein“ (Vers 7). — Ganz anderer Art, aber inhaltlich nicht minder anziehend und in der Ausführung weit sorgfältiger ist die Elfenbeinschnitzerei eines Buchdeckels in der Bibliothek zu Frankfurt a. M., der augenscheinlich von einem Meßbuch aus karolingischer Zeit herrührt. Hier ist das Meßopfer dargestellt. Wir sehen den Altar mit dem reichverzierten Antependium und der Altardecke, darauf den Kelch, die Schüssel mit den geweihten Broten, das Meßbuch und das Evangelienbuch und



Figürlicher Teil des vorderen Einbanddeckels des Evangelium longum in der Klosterbibliothek zu St. Gallen, welche von Ekkehard als aus dem Schatze Erzbischof Hattos von Mainz († 913) herrührend und als dieselbe bezeichnet wird, deren sich Karl d. Gr. zum Schreiben bedient habe.

zwei Leuchter. Hinter dem Altar steht der Priester, von den Ministranten im Halbkreis umgeben. Darüber sehen wir das Ciborium, den säulengetragenen Altarbaldachin, der infolge des Mangels an Perspektive freilich nicht über, sondern hinter dem Tische zu stehen scheint. Im Vordergrunde erblicken wir den Chor der Sänger; daß diese vor dem Altar stehen, hat der Künstler nicht anders anzudeuten gewußt, als indem er sie ganz unten hinstellte; die verschiedenen Gruppen des Bildes sind gleichsam nach dem Grundriß angeordnet. Daß der messelesende Geistliche als Hauptfigur größer dargestellt ist als die übrigen Personen, entspricht einem allgemeinen Gebrauch der Zeit. Bei dieser Darstellung eines Gegenstandes, den der Künstler alltäglich in der Wirklichkeit sehen konnte, bemerken wir, daß er nicht versäumt hat, sich die Natur ordentlich anzuschauen; namentlich sind die Köpfe vortrefflich, sowohl in Bezug auf den Ausdruck wie auf die



Ornament von der vorderen Elfenbeintafel des Einbandes zu Sintrams Evangelium longum in der Klosterbibliothek zu St. Gallen.

individuelle Verschiedenartigkeit; die Gesichter der singenden Brüder wären eines Meisters aus den Zeiten reifster Kunstentwicklung nicht unwürdig.

Ein Einband von geschichtlichem Interesse ist derjenige des sogenannten langen Evangelienbuches in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Der früher schon erwähnte Abt Salomo hatte eine Anzahl von Kostbarkeiten aus dem Schatze des Kölner Erzbischofs Hatto in seinen Besitz gebracht, darunter, wie der Chronist Eckehard berichtet, „zwei Elfenbeintafeln von einer Größe, wie man sie nicht leicht wieder sieht, aus dem Zahn eines Elefanten, der unter seinesgleichen ein Riese gewesen sein muß. Das waren aber," fährt der Chronist fort, „ehemals zum Schreiben mit Wachs überzogene Tafeln, welche Karl, wie es in dessen Lebensbeschreibung gesagt ist, beim Schlafengehen neben sein Bett zu legen pflegte. Da die eine derselben ein ganz ausgezeichnetes Bildwerk besaß und besitzt, die andere aber eine ganz glatte Fläche, so übergab er (Abt Salomo) die Platte unserm Tutilo zum Ausschnitzen. Und unsern Sintram ließ er ein Evangelienbuch schreiben, länger und breiter als jenes Maß, und soweit das Buch die Tafeln überragte, sollte es mit dem Gold und den Juwelen Hattos geschmückt werden. Das ist das Buch und die Schrift, das heutigestags unsers Erachtens nicht seinesgleichen hat." Neunhundert Jahre sind vergangen, seit Eckehard dieses schrieb, aber das Buch — es ist das nämliche, in welches Salomo zum Beweise seiner Kunstfertigkeit zwei großen Initialen einzeichnete (vergl. S. 277 u. 279) — und der Einband haben alle Ungunst der Zeiten überdauert und bilden heute noch eine Zierde der reichen St. Gallenser Bibliothek. Von den beiden Elfenbeintafeln ist die vordere die ältere, also diejenige, welche bereits geschnitzt war, als sie nach St. Gallen kam. Wir erblicken auf derselben den Erlöser in der Herrlichkeit thronend, von Seraphim und den Sinnbildern der Evangelisten umgeben; als Herrn des Himmels und der Erde kennzeichnen ihn die nach römisch-heidnischer Art gegebenen Verbildlichungen der Sonne und des Mondes, des Ozeans und der Allmutter Erde. In den vier Ecken des Bildes sitzen die Schreiber des göttlichen Wortes: Markus schneidet sich das Schreibrohr zurecht, Lukas hält sinnend den Stift in der Rechten, Matthäus schreibt auf eine Wachstafel, Johannes auf eine Papyrusrolle. Prächtig geschwungene Blattverzierungen schmücken den Raum der Elfenbeintafel, welchen die figürliche Darstellung nicht ausfüllt. Das Ganze ist ein echtes Werk der karolingischen Renaissance, wenn es auch den vorher beschriebenen Schnitzwerken an künstlerischem Wert nicht gleichkommt. Anziehender ist für uns das jüngere Bildwerk auf der Tafel der Rückseite, als eine ziemlich vereinzelte Probe von dem Stande der deutschen Bildnerkunst im Anfange des X. Jahrhunderts und als sicher beglaubigtes Werk des ersten deutschen Künstlers, dessen Persönlichkeit in greifbarer Gestalt aus dem Dunkel jener Frühzeit hervortritt. Es ist wieder der Chronist Eckehard, dem wir eine Menge schätzbarer Nachrichten über den Klosterkünstler Tutilo verdanken; in dessen fesselnder Darstellung wird vor uns ein überaus ansprechendes Bild von diesem ungewöhnlich vielseitig und hochbegabten Manne entrollt. Tutilo war als Maler und Bildner weit und breit berühmt und wanderte in seiner Jugend in ferne Gegenden, um befreundeten Klöstern mit seiner Kunst zu dienen. Die Legendenbildung heftete sich schon bei seinen Lebzeiten an seine Schöpfungen; in Metz ließ er einst



Die beiden oberen Drittel der Elfenbeintafel Tutilos (hinterer Einbanddeckel des Evangelium longum) in der Klosterbibliothek zu St. Gallen.

eine goldene Altartafel, an der er arbeitete, unvollendet stehen und wanderte fort, weil es seine Bescheidenheit verletzte, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, die Himmelskönigin selbst sei in seiner Werkstatt sichtbar erschienen. Dazu war er ein ausgezeichneter Musiker und in St. Gallen lange Zeit als Gesanglehrer thätig. Auch dichtete er schöne Kirchenlieder. Doch waren es nicht seine Talente allein, die sein Andenken im Kloster lebendig erhielten. Auch von Tutilos bärenmäßiger Körperkraft weiß der Chronist zu



Unteres Drittel der Elfenbeintafel Tutilos von St. Gallen. (Verkleinert.)

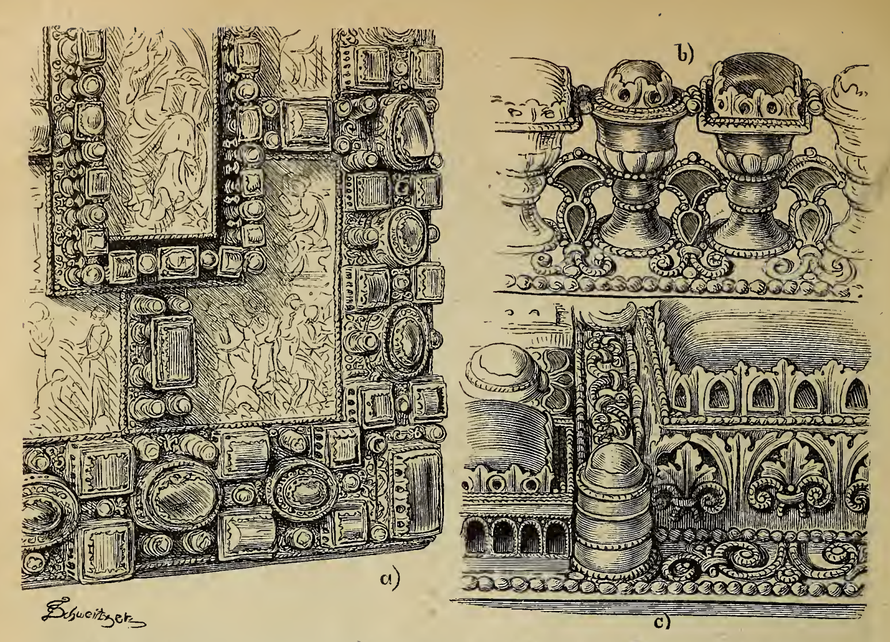
erzählen und nicht minder von seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit; Kaiser Karl der Dicke ward durch sein feines geselliges Wesen dermaßen bezaubert, daß er in seiner derben Art in die Worte ausbrach: „Verflucht der Kerl, der dich zum Mönch gemacht hat!“ Aber Tutilo war mit ganzer Seele Mönch, kindlich fromm und unnachsichtig gegen Standesgenossen, die vergaßen, was sie ihrem Berufe schuldig waren. Nach seinem Tode ward er in St. Gallen wie ein Heiliger verehrt. — Betrachten wir die Elfenbeintafel, welche als die einzige Probe von Tutilos Kunst auf uns gekommen ist, — vielleicht eines seiner letzten Werke, da er zu der Zeit, wo der Hattosche Schatz nach St. Gallen kam, schon hochbetagt gewesen sein muß — so bemerken wir, daß er sich getreulich bemüht hat, die Art und Weise seines älteren Vorbilds nachzuahmen; die unschönen dünnen Falten sind bei ihm noch kleinlicher und steifer ausgefallen. Auf dem Mittelbilde seiner Tafel, welche er durch zwei Schriftstreifen in drei ziemlich gleich große Abteilungen zerlegt hat, leidet der Eindruck der Hauptfigur sehr unter den unglücklichen Linien der Gewandung. Aber eine reichliche Entschädigung gewährt uns die zarte und liebenswürdige Empfindung, welche in den Gestalten der Engel liegt, die sich der Jungfrau Maria ehrerbietig nahen, um sie zum Himmel emporzutragen. Tadellos schön ist das kräftige Blattwerk, welches das obere Drittel der Tafel füllt und in das, nach spätrömischem Vorbild, eine lebendig bewegte Tiergruppe eingeflochten ist.

Das Bild im untersten Drittel der Tafel fesselt uns durch die ansprechende Schilderung einer Legende des heiligen Gallus: der Glaubensbote hat in der Waldeinsamkeit das Kreuz aufgepflanzt, um die Stelle zu bezeichnen, wo er sein Kloster gründen will; den Tieren der Wildnis gebietet der Heilige, ein Bär muß ihm Holz zum Lagerfeuer herbeitragen und erhält dafür ein Brot zum Lohne. Das ist ebenso naiv wie lebhaft veranschaulicht; streng gebietend steht Gallus hier dem unwilligen Raubtier gegenüber, mit wohlwollender Herablassung neigt er sich dort zu dem dankbaren; der Mann wie der Bär sind gleich trefflich im Ausdruck. Auch den Begleiter des Heiligen erblicken wir, der von langer Wanderung ermattet am Boden liegt und in regungslosem Staunen das Wunder vor sich gehen sieht. Man kann sich so gut vergegenwärtigen, wie dem jungen Geistlichen, der dem glaubenseifrigen Prediger zagend in das schaurige Dunkel des Urwalds folgte, in dem unruhigen Schlafe der Erregtheit und Übermüdung sich eine derartige Bärengeschichte mit solcher Lebhaftigkeit vor die Einbildungskraft stellte, daß er nachmals nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieses Begebnisses zweifelte, das viele Jahre später nach seinem Berichte aufgezeichnet wurde.

Während bei den Einbänden aus der Karolingerzeit hauptsächlich der rein künstlerische Teil, das geschnitzte Bildwerk, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, tritt in die Folgezeit das Kunstgewerbliche mehr in den Vordergrund. Sehr bezeichnend für die Verfeinerung des Geschmacks in der Ottonenzeit ist die Geschichte des Einbandes eines Evangelienbuches, das von Kaiser Karl dem Kahlen herrührte, und das Arnulf der vorletzte Karolinger dem Stifte St. Emmeram zu Regensburg geschenkt hatte. Die Deckel des Buches waren nach damaliger Art mit Edelsteinen dicht bedeckt. Aber schon dem Abt Ramuold, der zur Zeit Ottos II dem Kloster vorstand, mißfiel diese barbarische Pracht; er ließ den Einband zerstören, um ihn durch einen solchen zu ersetzen, bei dem die Kunst dem Stoffe höheren Wert verliehe. Dieser neue Einband, der samt dem Buche, für das er gemacht wurde, wohlerhalten geblieben ist und sich jetzt in



Einbanddecke in getriebenem Gold, Edelsteinen (Smaragden, Saphiren), Perlen und Glasfluß des Codex aureus, Evangelienbuch Karls des Kahlen aus der Abtei St. Emmeram zu Regensburg, jetzt in der königl. Bibliothek zu München, angefertigt unter Abt Ramuold im letzten Viertel des X. Jahrhunderts. Größe des Originals 33 u. 43 Centimeter.



Details von der Einbanddecke des Evangelienbuches Karls des Kahlen aus St. Emmeram zu Regensburg: a) Ansicht eines Teils der Decke etwas von der Seite. b) Die Einfassung um das Mittelbild, natürliche Größe. c) Eckstück von der äußersten Einfassung, natürliche Größe.

der Münchener Bibliothek befindet, ist in der That ein einziges Meisterwerk der Goldschmiedekunst; zu edelstem Geschmack und reicher Mannigfaltigkeit der Erfindung gesellt sich der Reiz der feinsten Ausführung bei der Fassung der zahlreichen schön verteilten Juwelen. Auch das Bildwerk, das hier gleichfalls in Gold ausgeführt ist, Christus, die Evangelisten und vier Darstellungen aus dem neuen Testament ist sehr beachtenswert; durch seine gemessene Lebendigkeit, seine verhältnismäßig sehr gute Zeichnung und durch die zarte und sorgfältige Ausführung der getriebenen Arbeit wetteifert es mit den besten gleichzeitigen Werken der kunsterfahrenen Byzantiner.

Während eine derartige Arbeit erkennen läßt, daß die Kunst des Heimatlandes der Kaiserin Theophano in Deutschland nicht ohne Einfluß blieb, so zeigen uns andere Beispiele, daß sich auch ohne solche fremde Einwirkung künstlerischer Geschmack und handwerkliches Geschick vervollkommneten. Am Hofe der Theophano selbst lebte als Erzieher ihres Sohnes Otto III und als kaiserlicher Kaplan ein kunstsinniger und kunstbegabter Mann, der durch seine anregende und seine schöpferische Thätigkeit sich ein Anrecht darauf erworben hat, in der Geschichte der selbständigen deutschen Kunst eine ganz hervorragende Stelle einzunehmen: das war der Sachse Bernward, der nachmalige Bischof von Hildesheim (regierte 993—1022). Von der Hand dieses großen Mannes, der sich auf allen Gebieten der Kunst versuchte und eine Schar von Schülern mit an den Hof und auf Reisen nahm, damit sie das Beste, was irgendwo die Kunst hervorbringe, sehen und sich zu nutze machen sollten, der sein Hildesheim mit prächtigen Kirchen schmückte und daselbst eine großartige Gießhütte anlegte, welche den Weltruhm des deutschen Erzgusses begründete, von dessen Hand besitzt der Domschatz zu Hildesheim auch einen Buchdeckel. Die Elfenbeinschnitzerei, welche die Mitte des Deckels einnimmt und deren Rand die eingegrabene Inschrift trägt:

„Sei, ich bitte dich, gnädig, dreifaltige Macht, Deinem Bernward",

deutet durch die übermäßige Schlankheit ihrer nicht gerade sehr schön ausgefallenen Gestalten auf ein byzantinisches Vorbild hin. Viel schöner und frischer ist die Halbfigur des Engels, welche wir als eines der



Buchdeckel aus der Schule des heil. Bernward im Domschatz zu Hildesheim.

Evangelistenzeichen in der rechten oberen Ecke des breiten Goldrandes erblicken. Und unübertrefflich sind die geschmackvollen Linienzüge des Filigranwerkes, welches auf diesem Rande alle Zwischenräume zwischen den getriebenen Darstellungen und den zahlreichen Juwelen füllt.

Mit der allmählichen Ausbildung der prächtigen romanischen Pflanzenornamentik in Baukunst und Initialmalerei wurde diese Art von Verzierung auch in der Goldschmiedekunst herrschend. Reiche schöne Blätterranken treten jetzt auch bei den Büchereinbänden an die Stelle der Filigrangewinde. Welche herrliche Wirkung durch solches Zierwerk erreicht wurde, mag uns ein gleichfalls im Hildesheimer Domschatz befindlicher Buchdeckel veranschaulichen, der dem Aus-



Buchdeckel aus dem XII. Jahrhundert. Domschatz zu Hildesheim.

Die Umschrift des Bildes lautet:

Herr über Alles, Bezwinger des Bösen, Beschirmer vor Unheil,
Zu deiner Herrlichkeit flehen wir Armen; errette uns! Amen.

gange des XII. Jahrhunderts angehört. Dieser Einband ist nicht aus Gold und nicht aus Silber, sondern aus Kupfer, statt mit köstlichen Edelsteinen ist er mit Bergkristallen besetzt; das Mittelbild — der Herr, der auf Löwen und Basilisken tritt — ist in Metall ausgeschnitten und durch einige eingegrabene Linien vervollständigt; solche ausgeschnittene Arbeit empfiehlt Theophilus, ein deutscher Mönch, der um die Wende des XI. zum XII. Jahrhundert ein Kunstlehrbüchlein für den Klosterbedarf, „Schriftchen von verschiedenen Künsten", verfaßte, ausdrücklich als einen leicht herzustellenden billigen Schmuck „an den Büchern der Armen". So zeigt uns dieser schöne Buchdeckel, was nach den Anschauungen jener kunstreichen Zeit ein bescheidener Einband war.

Mit der zunehmenden Häufigkeit der Bücher seit dem XIII. Jahrhundert nahm begreiflicherweise der stoffliche und künstlerische Aufwand bei der Herstellung der Einbanddecken ab. Gelegentlich erhielt zwar auch in frühgotischer Zeit noch ein Buchdeckel eine kostbare Silberbekleidung mit prächtigem Laubwerk, erhaben gearbeiteten Figuren in reichen, der großen Architektur nachgebildeten Gehäusen und farbigem Emailschmuck. Häufiger aber wurden von nun an die Holzdeckel mit dunkelfarbigem Samt überzogen und mit prächtigen durchbrochenen Silberbeschlägen verziert. Und in den allermeisten Fällen begnügte sich die gotische Zeit mit reicher künstlerischer Bearbeitung eines Lederüberzuges in geschnittener und gepreßter Arbeit.

Wahre Kunstwerke finden wir auch unter diesen Ledereinbänden, die damals als etwas ganz Gewöhnliches galten, das jeder Buchbinder mußte machen können, die wir aber heute mit Neid und Staunen betrachten als Zeugen von einer für uns kaum faßbaren Allgemeinheit des künstlerischen Geschmacks bei Handwerkern und Bestellern.

Ein deutscher Hausfreund.

Von H. Köstlin.

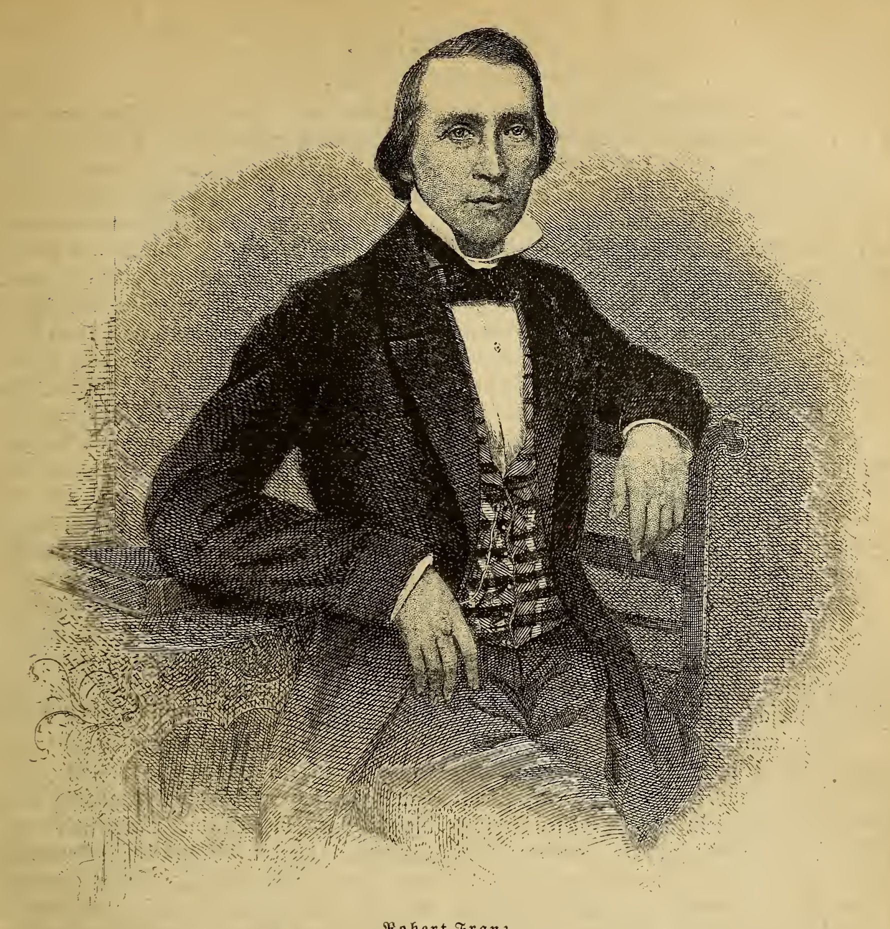
Diesen Ehrentitel möchten wir dem trefflichen Liedermeister geben, dessen jugendliche Züge wir heute unsern Lesern vorführen. Robert Franz ist kein Jüngling mehr — denn am 28. Juni 1886 vollendete er das einundsiebzigste Lebensjahr; er steht auch nicht in dem Strome des musikalischen Lebens und Treibens unserer Tage — vereinsamt steht er abseits, denn es hat ihn das schwerste Übel getroffen, das einen Tonkünstler treffen kann, er ist seit Jahren taub und darum vom großen Verkehr, von der thätigen Teilnahme am Kunstleben ausgeschlossen. Aber ein lieber Hausfreund, den man nicht mehr entbehren möchte, ist er da geworden, wo man seine Lieder kennen und würdigen gelernt hat. Wo er in einem musikliebenden Familienkreise noch nicht gekannt ist, da möchten diese Zeilen ihn einführen; denn wo er als musikalischer Hausfreund sich einbürgert, da kann das musikalische Leben des Hauses nur an Tiefe und Gehalt gewinnen, aus zwei Gründen: einmal, weil Franz seine Liedertexte mit feinem Geschmacke wählt, worin ihm nur der vor einem Jahre heimgegangene bayrisch-schwäbische Liederkomponist Otto Scherzer gleichkommt, sodann weil er seine Musik ganz und gar in den Dienst der Poesie stellt, diese zu voller Geltung bringen will, somit nicht bloß da ist, um gesungen zu werden, sondern auch um durch seine Musik tiefer ins poetische Verständnis einzuführen, den seelischen Gehalt der Dichtung unmittelbar dem Gemüte zu erschließen und so die Dichtung in ihrer ganzen Tiefe und Fülle zu vollster und allseitiger Wirkung zu bringen. Das Verhältnis der Musik zur Poesie kann ja ein verschiedenes sein, je nach der Vorstellung, welche der Komponist von seiner Aufgabe hat. Dem einen ist das Gedicht nur die Unterlage, um Musik zu machen, gleichsam der Holzreifen, den er mit Tongewinden und Tonblumen umwindet, welche mit den Worten des Textes in keinem inneren Zusammenhange stehen, nur im allgemeinen mit der Stimmung, welche das Lied atmet, harmonieren müssen. Dem anderen erklingt aus dem poetischen Texte, wenn wir so sagen dürfen, eine Melodie; diese durch den Text hindurchscheinende, vom Künstler wie durch Intuition vernommene Melodie sucht er in

Töne zu fassen, zu einem melodisch-harmonischen Tonbilde zu gestalten und so in der allen verständlichen Tonsprache festzuhalten. So will schon der brave Zelter zu Goethes Liedern nicht eine „neue Melodie erfinden,“ sondern diejenige aufsuchen, welche dem Dichter unbewußt vorgeschwebt habe, wenn er eine bestimmte Empfindung habe offenbaren wollen. So ist es auch das Bemühen von Franz, jenen unsagbaren Duft, jenen unbeschreiblichen Hauch, der über den Worten eines echt und tief empfundenen Gedichtes liegt, in Töne zu fassen, jene Musik, die leise, melodisch das Gedicht durchklingt, durchhaucht, wie die Seele den Leib, in wirklichen, sinnlich vernehmbaren Klängen darzustellen. Aber während ein Zelter sich damit begnügt, in der einfach konstruierten und in harmonischer Beziehung zwar ausdrucksvoll gehaltenen, aber doch sparsam schattierten Melodie gleichsam das Element zu schaffen, darauf nun das Gedicht sich schaukelnd wiegt, oder — mit einem anderen Bilde — während bei Zelter die Melodie und Harmonie die Flügel darstellen, welche das Lied emportragen auf kräftigen Schwingen, sucht Franz den Liedtext nicht bloß im ganzen nach seiner Grundstimmung, sondern in seinen einzelnen Wendungen musikalisch zu interpretieren, das Wort des Dichters musikalisch zu beseelen und zu durchgeistigen: seine Musik gleicht dem magnetischen Strome, der den Körper des Liedes gleichmäßig in allen Teilen durchdringt und keine Wendung, kein Glied unberührt läßt. Solche Lieder sind zu innig mit dem Texteswort verflochten, als daß sie in ihrer eigentümlichen Schönheit und Bedeutsamkeit abgelöst vom Texte einleuchten könnten: man kann sie nur singen, nicht spielen. Darum hört man sie nicht auf Wachtparaden, auf Kurplätzen und bei ähnlichen Gelegenheiten; aber sie sind mehr als andere geeignet, dem deutschen Hause die beste Poesie zuzuführen, deren Gehalt zu offenbaren, die Gedichte zu lebendigen, Haus und Herz durchklingenden Liedern zu machen — Franz ist kein Konzertsänger, aber ein edler, deutscher Hausfreund.

Daß ein Liederkomponist, der so wenig wie Franz sich nach der musikalischen Mode richtet, in der Gunst des Publikums nicht mit einemmal durchdringt, versteht sich von selbst. Sein oberster Kritiker ist der Dichter selbst; seine Art fordert poetisches Verständnis und gesammeltes Aufmerken, darum ist es lange nur ein kleiner Kreis gewesen, der seine Schöpfungen würdigte. Allein in diesem Kreise befanden sich Mendelssohn, Liszt und Robert Schumann, welch letzterer von den Liedern unsers Franz sagte: „Man findet kein Ende, immer neue, feine Züge an ihnen zu entdecken.“ Sein erstes Liederheft erschien 1843; das letzte als Gabe des Siebzigjährigen im vorigen Jahre.*) Wie das erste schon den gereiften Meister zeigt, so trägt das letzte unverkennbar die Züge seiner Physiognomie noch in ungeschwächter Frische. Ist auch der Sänger alt und grau geworden und Einsamkeit und stille Zurückgezogenheit sein Los, die Harfe gibt noch immer gute Klänge, und wer zumal den alten deutschen Volksmelodieen so fein und sinnig ihre harmonische Eigenart, ihren romantischen Zauber und Duft abzulauschen und in Töne zu bannen weiß, wie Franz in den sechs Bearbeitungen altdeutscher Melodieen, besonders in dem einst so weit verbreiteten „Ach Elslein, liebes Elslein“ — der ist, ob auch weiß an Haaren, am Geiste jung geblieben und kann es getrost mit den jüngsten Komponisten noch aufnehmen.

Robert Franz — am 28. Juni 1815 zu Halle a/S. geboren — hat sich den Weg zu den ihm durch Natur und Begabung vorgezeichneten Berufe mit viel Mühe und Geduld selbst bahnen müssen. Er ist vierzehn Jahre alt geworden, bis er an ein Klavier kam. Zu einem geordneten Unterrichte in der Musik gab der sehr praktisch gerichtete, brotlosen Künsten durchaus abholde Vater seine Einwilligung erst, als Franz zwanzig Jahre alt war und durch Kompositionsversuche, die er unter der Anregung des Kantors an den Franckeschen Stiftungen, Abela, gemacht hatte, von der Energie seines Strebens, wie von der Kraft seiner Begabung Zeugnis abgelegt hatte. Er studierte nun bei Friedrich Schneider in Dessau zwei Jahre hindurch Harmonielehre und Kontrapunkt. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt mußte er jahrelang auf eine Anstellung warten. Dann wurde er Organist zu St. Ulrich, Direktor der Singakademie und Universitätsmusikdirektor. Das zunehmende Gehörleiden, welches schon 1841 begonnen

*) „Neues Franz-Album.“ Leipzig, F. E. Leuckart.



Robert Franz.

hatte, nötigte ihn 1868 zur Niederlegung aller seiner Ämter. Das schwere Geschick ist ihm durch das pietätvolle Eintreten von Joachim, Liszt und Helene Magnus einigermaßen gemildert worden. Zum siebzigjährigen Geburtstage ernannte ihn die Vaterstadt Händels zum „Ehrenbürger.“ Den Doktortitel hatte ihm die Hallesche philosophische Fakultät schon 1861 verliehen und damit nur sich selbst geehrt, indem sie mit ihrer Autorität den Mann deckte, dessen künstlerisches Schaffen damals noch vielen Anfechtungen unterlag. Besonders riefen seine Bearbeitungen Bachscher Werke einen lebhaften Streit hervor. Bescheiden und der Grenze seiner Begabung eingedenk, hat sich Franz, wenige Kirchenkompositionen abgerechnet (Ps. 117, Liturgie), auf das Lied beschränkt und an seiner Person den Satz erwiesen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ — denn seine fünfundvierzig Liederhefte bekunden es, daß er unter den Liederkomponisten zu den ersten zählt; er ist nicht der einschmeichelndsten einer, aber einer von den tiefsten — er wird immer mehr werden, je mehr man ihn würdigen lernt, ein wahrer deutscher Hausfreund.

Parfümerieen.

Eine fachmännische Plauderei von A. Rohr.

Noch vor etwa dreißig Jahren war der Bedarf an Parfümerieen in Deutschland ein äußerst geringer. Es gab nur wenig deutsche Fabrikate; der Bedarf wurde, wie zum Teil heute noch, aus Frankreich und England gedeckt und mit unverhältnismäßig hohen Preisen bezahlt.

Heute liegt die Sache ganz anders. Die zunehmende Verfeinerung hat den Bedarf wohl um das Hundertfache gesteigert, und die leichtere Fabrikation, ermöglicht durch die enormen Fortschritte auf dem Gebiete der Chemie, des Maschinenwesens und der Kunstindustrie, hat die Preise herabgedrückt. Es werden jetzt in Deutschland Fabrikate geliefert, die denen des Auslandes mindestens gleichwertig sind und sich nur dadurch von ihnen unterscheiden, daß sie billiger sind.

Wenn trotzdem die teueren ausländischen Fabrikate teilweise noch bevorzugt werden, so liegt dies an dem alten Glauben, daß Frankreich in diesem Punkte an der Spitze der Zivilisation marschiere.

Man nimmt ferner an, Frankreich allein erzeuge die Urstoffe, die Blumen nämlich, und schließt daraus, daß dort auch aller Wohlgeruch am besten sein müsse. Diesen Irrtum hoffe ich zu beseitigen; der Fabrikant von Blumenpomaden, resp. von solchen, in denen der Geruch aufgefangen, ist allerdings nur im südlichen Frankreich zu finden, es ist aber Sache des Parfümeurs, aus diesen Grundpomaden sich seine Extrakte zu bilden, und das kann ebensogut in Paris wie in Berlin oder in Petersburg geschehen. Außerdem aber ist die ganze Welt mit ihren verschiedenen Destillaten, Harzen ꝛc. der Parfümerie tributpflichtig.

Die Kunst des Parfümeurs besteht im richtigen Zusammenstellen und Komponieren des Geruches; der Ausdruck „komponieren“ erscheint eigentümlich, er ist aber doch richtig, denn in der Harmonie der Gerüche besteht die Schönheit eines Odeurs, und hierin liegt, nächst der brillanten und geschmackvollen Ausstattung, die Kraft des französischen Fabrikates.

Wenn meine nachstehenden Erläuterungen dazu führen sollten, das Vertrauen auf die deutsche Fabrikation zu heben, so ist mein Zweck erfüllt. Eine vorurteilsfreie Vergleichung des inländischen Fabrikates mit dem des Auslandes wird zu der Überzeugung führen, daß das Inland bei gleicher Güte mindestens $^1/_4$ bis $^1/_3$ billiger liefert.

Im südlichen Frankreich, dem Arrondissement des Alpes maritimes, an der Riviera und der umliegenden Gegend, ist der Haupt-, ich möchte sagen, der einzige Ort für die Gewinnung der Blumengerüche, und zwar folgender Sorten: Veilchen, Rose, Reseda, Jasmin, Orange, Cassie und Tuberose. Nur diese Sorten werden direkt aus Blumen gewonnen, alle übrigen Gerüche sind Kompositionen aus Blumengerüchen, Tinkturen, ätherischen Ölen ꝛc.

Der Geruch der Blumen ist ein äußerst flüchtiger; um ihn festzuhalten, läßt man ihn daher in Fett oder fettes Öl übergehen.

Das hierzu verwendete Fett wird vor dem Gebrauche durch wiederholtes Auswaschen auf das sorgfältigste gereinigt, so daß es beinahe — wenn möglich, vollständig — geruchlos ist. Hierauf wird es bis auf 45 bis 50° R. erwärmt und in reinleinene Beutel mit den Blüten derjenigen Blumen eingehängt, deren Geruch man erlangen will. In diesem Bade bleiben die Blumen 12—24 Stunden, werden dann herausgenommen und durch frische ersetzt, welche Manipulation so oft wiederholt wird, bis die gewünschte Geruchsstärke erreicht ist. Die Angabe der Nummern ergibt dann die Stärke des Geruches, so daß sechs oder zwölf für Gebrauchspomaden als die zutreffende erachtet wird, während Nr. 24 und die darüber hinausgehende sogenannte Extraqualität, welche von einigen Häusern in neuerer Zeit fabriziert wird, nur zum Erzielen von Extrakten, auf welche ich später zurückkomme, gebraucht werden.

Die Schwierigkeit bei obigem Verfahren liegt darin, daß das Fett möglichst genau auf dem niedrigen Wärmegrade erhalten bleiben muß; denn ein Wärmerwerden bewirkt ein rascheres Übergehen des Geruches, löst aber harzige und andere Teile der Blüten auf, welche die Reinheit desselben verderben. Der Hauptort für diese Fabrikation ist Nizza, von wo die Blumenpomaden in die ganze Welt gehen.

Während nun Pomade resp. Öl Nr. 6 zu

Blumenpomaden verwendet wird, ist dies mit den zu Extrakten bestimmten Sorten (Nr. 24) anders.

Diese Pomaden kommen in Extraktionsmaschinen, wo der Geruch in Weinsprit übergeführt wird; hier beginnt die Kunst des Parfümeurs; denn nächst der Auswahl des besten Sprits sind zu berücksichtigen die Grade desselben, Zeit, Wärme und andere Umstände, deren richtige Beurteilung nur Übung und Verständnis ergibt.

Der Weinsprit nun, der den Geruch aufgenommen, löst auch teilweise das Fett mit auf, es muß daher durch Ausfrieren erst wieder dieses Fett zur Konzentration gebracht und dann entfernt werden.

Hiermit ist aber der Extrakt zum Füllen resp. Versenden noch nicht fertig; der Geruch ist so flüchtig wie vorher, es gilt nun, ihn durch andere Stoffe haltbar zu machen.

Wie ich schon erwähnte, stehen der Parfümerie außer den Blumenpomaden noch ätherische Öle, überdestillierte Wasser (Rosen-, Orangen-, Jasminwasser ꝛc.), Harze, als Benzoe, Tolubalsam und eine Menge anderer Stoffe wie der allbekannte Moschus, Zibeth, Ambra zur Verfügung.

In ihrer Ureigenschaft riechen viele dieser Stoffe wenig angenehm, ja einige, wie z. B. Zibeth, haben sogar einen penetranten, höchst weichlichen und widerwärtigen Geruch, und doch sind sie es, ohne welche die Parfümerie in große Verlegenheit käme.

Diese Stoffe werden nämlich in Tinkturen aufgelöst und als solche dann verwendet; Moschus im besonderen hat den großen Vorzug, alle anderen Gerüche festzuhalten, zu fixieren, daher findet man fast in jedem Odeur Moschustinktur, natürlich meist in Mengen und Verbindungen, daß ein Hervortreten dieses Geruches, trotz seiner immensen Ausgiebigkeit, nicht stattfindet.

Die Extrakte aus den Blumenpomaden werden also mit diesen Tinkturen versetzt und kommen so zur Verwendung; ebenso lassen sich aus Zusammenstellung von verschiedenen Blumenextrakten in Verbindung mit Tinkturen die verschiedenartigsten Gerüche herstellen. So ist z. B., um nur eines hervorzuheben, der Maiglöckchengeruch kein aus der Blume gewonnener, sondern ein komponierter, ebenso Flieder, Hyazinthe, Heliotrop u. a. m.

In neuester Zeit gewinnt man aus Holz die sogenannte künstliche Vanille, nämlich das Vanillin, Heliotropin und ferner Cumarin, letzteres ist ein Ersatz der Tuncobohnen. Wie ausgiebig diese in Pulverform in den Handel kommenden Fabrikate sind, möge daraus erhellen, daß das Kilo hiervon auf etwa 900 Mark zu stehen kommt und trotzdem gern und viel Verwendung findet.

Überhaupt sind die Preise einzelner Materialien sehr hohe; Rosenöl ist dasjenige, welches meist für das kostspieligste gehalten wird, und doch gibt es noch eine ganze Anzahl, die höher oder ziemlich gleich im Preise stehen.

Augenblicklich ist echt türkisches Rosenöl billig und kostet per Kilo nur etwa 900 Mark, während es im vorigen Jahre der geringen Ernte wegen mit 1300 Mark bezahlt wurde. Jetzt stellt sich aber z. B. Irisöl auf etwa 1200 Mark, Ylangöl auf 800 Mark, Orangenblütenöl etwa auf 500 Mark; man sieht, es sind ziemlich teure Ingredienzien. Und nun die anderen Stoffe: Moschus pro Gramm 4,50 Mark, Ambra 4 Mark. Unter solchen Umständen ist es wohl erklärlich, daß ein gutes Parfüm auch einen guten Preis haben muß.

Bei einem Artikel wie dieser kommen nun aber außer dem Inhalt auch Verpackung, Füllung und Ausschmückung sehr zur Geltung, und hier muß meiner Ansicht nach in Deutschland noch vieles geschehen, um den gerade nach dieser Richtung hin so vorzüglich veranlagten Franzosen die Spitze bieten zu können.

Wenn vielfach noch dem französischen und englischen Parfüm der Vorzug gegeben wird, so liegt dies wohl zum Teil auch an der Eigenart der Parfüms. Frankreichs Übergewicht liegt darin, daß es möglichst starke Blumengerüche herstellt, während England hauptsächlich mit kräftigen Tinkturen arbeitet; so findet man für die meisten französischen Gerüche Blumenbezeichnungen, während die stärkeren Gerüche meist englische Namen tragen. Ich will hier nur Jockey club und New-mown hay als Beispiele anführen.

Es liegen diese Gerüche in der Eigenart des Volkes. Beide Länder besitzen schon länger als wir den Luxus der Parfümerie, ihr Sinn hierfür ist fester und ausgebildeter. Während dort eine Dame der feinen Welt sich ihr Parfüm nach ihrer Eigenart

wählt und es lieb gewinnt, schwankt die Deutsche noch oft hin und her, verlangt heute Violettes des parmes, morgen Ixora, übermorgen Heliotrop, und hierin liegt eine große Schwierigkeit für den Parfümeur, denn er muß fortwährend auf Neues sinnen.

Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß viele beliebte Gerüche gar keinen Blumenextrakt enthalten, z. B. Eau de Cologne. Die Schönheit seines Odeurs liegt in der harmonischen Verbindung der einzelnen ätherischen Öle, in der Reinheit des Grundmaterials, des Weinsprit, und wohl nicht zum geringsten darin, daß das Fabrikat lange lagert, denn die Verbindung der einzelnen Gerüche tritt erst nach und nach, zum Teil sogar erst nach sehr langer Dauer ein.

Zum Uferschutz von Rügen.

(Zum gegenüberstehenden Bilde.)

Wer einmal Rügen besucht hat, wird sich der zahlreichen erratischen Felsblöcke erinnern, mit denen die schöne Ostseeinsel übersät ist. Man hat es von jeher verstanden, diese „Findlinge" nutzbar zu machen: die Landstraßen sind damit gepflastert, und die Gärten sind mit aufgeschichteten Granitbrocken der mannigfachsten Art eingefriedigt. Vor allem werden sie aber zu Steinwällen und zu Steinbuhnen verwendet. Denn seit alten Zeiten haben die Bewohner Rügens einen unaufhörlichen Kampf gegen das ihre Küste bedrohende Meer führen müssen. Ursprünglich bildete wohl die Insel einen Teil des Festlandes; eine Reihe gewaltiger Sturmfluten soll sie im Laufe der Zeit davon losgetrennt und ihr die zerrissene Gestalt gegeben haben, welche wir heute an ihr kennen. Ja, man erzählt, daß noch in historischer Zeit, im Jahre 1309, das Inselchen Ruden, welches gegenwärtig, unweit Usedom, ungefähr 10 Kilometer von der nächsten Landspitze Rügens entfernt liegt, einen Teil davon bildete. Um derartigen weiteren Loslösungen vorzubeugen und die Ufer zu schützen, insonderheit um zu verhindern, daß sich längs der Küste bei Stürmen eine Strömung bildet, hat man an mehreren vornehmlich gefährdeten Punkten Wälle und Buhnen, d. i. vom Ufer in die See sich erstreckende Dammkörper, errichtet. Auf drei Stationen — dem vorhin erwähnten, aus Gustav Adolfs Zeit bekannten Ruden, ferner dem mit einem Leuchtturm versehenen Greifswalder Oie (Inselchen) und dem am Nordpeerd der eigentümlich zerklüfteten kahlen Halbinsel Mönkgut gelegenen, neuerdings als Seebad aufgesuchten Göhren (Göhrener Höft) wird noch in diesem Jahre an solchen Steinwällen gearbeitet. Wie das geschieht, veranschaulicht unser Bild aufs deutlichste. Auf größeren und kleineren Prahmen, mit denen man Steine von 30—35, resp. von 6—8 Zentner heben kann, fährt man hinaus und wirft die Kolosse in den Grund, die — zu Wällen aufgetürmt — überall unverbunden, allein durch die eigene Schwere der See Widerstand zu leisten im stande ist. Der aus dem Wasser hervorragende dammartige Teil der Steinbuhne — die Krone — wird zuweilen regelmäßig abgepflastert. Einige Notizen über den bis zum Oktober v. J. erreichten Bestand dieser Arbeiten, die wir der Freundlichkeit des königlichen Bauaufsehers, Herrn Ernst Block in Göhren verdanken, werden den Lesern willkommen sein.

„Die Länge der Steinwälle," schreibt er, „ist bis jetzt: Greifswalder Oie 160 Meter, Ruden 600 Meter, Göhrener Höft 300 Meter. Die Grundfläche des Steinwalles bei Göhren ist 5 Meter, Krone oben 1,50 Meter, Höhe 2,50 Meter über Mittelwasserstand; die Grundflächen auf Oie und Ruden sind 6 Meter, Krone 1,50 Meter, Höhe 3 Meter über Mittelwasser. Ferner sind bei Göhren drei Steinbuhnen von je 60 Meter Länge fertig. Auf Oie sind schon mehrere in früheren Zeiten gemacht. Auf Ruden befinden sich auch einige kleine Steinbuhnen aus früherer Zeit, jedoch sind vor dem 600 Meter langen Steinwall statt der Steinbuhnen 22 sogenannte Pfahlbuhnen nach der See hineingerammt."

Die Pfahlbuhnen bestehen aus je zwei Reihen in 50—75 Centimeter Entfernung voneinander eingerammter Pfähle, die teils mit Faschinenreisig umflochten, teils im Innern mit Bohlen ausgesetzt sind. Mit der Zeit wird es sich herausstellen, welche Art von Buhnen — ob Steinbuhne, ob Pfahlbuhne — die zweckmäßigste ist.



Landbefestigung des Nordpeerd (der nördlichsten Spitze der Halbinsel Mönkgut) auf Rügen.

Der Kammerunteroffizier.

Aus dem inneren Leben unsers Heeres.

Nächst dem Herrn Hauptmann und dem Feldwebel ist unzweifelhaft der Kammerunteroffizier die wichtigste Persönlichkeit in der Kompanie — wohlerfahrene Chefs versichern sogar, sie wollten lieber mit einem schlechten Feldwebel, als mit einem mittelmäßigen Kammerunteroffizier haushalten. Haushalten, das ist der rechte Ausdruck, denn jede Kompanie ist eine Art Familie, und zwar eine mit sehr eng und knapp zugeschnittenem Etat, für deren „Haushalt" sich manche Preisfrage stellen ließe, die unsern gewandten Hausfrauen große Schwierigkeiten bereiten dürfte, wenn das Wirtschaftsbudget eingehalten werden soll. In diesem schwierigen Haushalte aber ist der Kammerunteroffizier das Haupttriebrad, wie der Hauptmann die treibende Kraft vorstellt.

Ich traf einst einen guten Freund, der das Glück hatte, soeben eine neuformierte Kompanie übernehmen zu müssen, auf dem Kasernenhofe vor einem mächtigen Berge Lumpen. „Lumpen" nennt man nämlich in dem militärischen Freimaureridiom alle auf Kammer lagernden Bekleidungsstücke — nicht etwa aus Mißachtung, da sei der Himmel dafür, sondern weil's einmal von altersher so Brauch ist. Wo sollte auch die Mißachtung herkommen? Ist doch der schlechteste Rock und die dreimal gewendete Mütze noch ein Heiligtum, das immer neuer Auferstehung harrt, bis es endlich im Flickkonto sein ruhmreiches Dasein, noch im Sterben seinem Berufe treu, abschließt. Mein guter Freund also trennte sich, als er mich sah, mit einem tiefen Seufzer von seinen — sit venia verbo: Lumpen. Er war erst vor kurzem aus dem Generalstab zu uns gekommen, um einmal wieder Frontdienst zu thun, und hatte seine Kompanie mit dem ganzen Eifer einer diensthungrigen Seele übernommen. Und was sagte er heute? „Ich möchte nur wissen," stöhnte der Ärmste, „wozu sie uns eigentlich auf Akademie schicken und uns Strategie und Kriegsgeschichte und Militärrecht und topographisches Aufnehmen einpauken, lauter schöne Sachen, von denen wir nichts haben. Um ein guter Kompaniechef zu werden, sollte jeder Premier ein halbes Jahr bei einem Schuster und ein Jährchen bei einem Schneider in die Lehre gehen, dann einen Kursus beim Sattler durchmachen und sich schließlich etwas mit der Lackfabrikation beschäftigen." O meine Illusionen!

In dem Schmerzensschrei der gequälten Hauptmannsseele lag ein Körnchen Wahrheit. Es wird wirklich unglaublich viel von dem preußischen, von dem deutschen Kompaniechef verlangt, was scheinbar mit dem militärischen Berufe spottwenig zu thun hat und doch aus lauter wichtigen Bausteinen zum Ganzen unsers Heerwesens besteht. Wo bliebe die altberühmte Sparsamkeit, mit der wir arbeiten und die selbst von den fanatischen Parlamentariern anerkannt wird, wenn der Kompanievater nicht hauszuhalten verstände?

Die rechte Hand des Kompaniechefs in diesem Haushalt ist also der Kammerunteroffizier — der capitaine d'armes, wie er ehedem genannt wurde und wie er sich selbst heute noch gern nennen hört. Es klingt das seiner Ansicht nach voller und würdiger.

Der Normal-Kammerunteroffizier ist ein Mann, der gewöhnlich alles kann und alles versteht — mit Ausnahme der feineren Exerzierkünste, von denen er meist kein besonderer Freund ist. Er liebt es nicht allzusehr, „einzutreten," d. h. in der Front der Kompanie mitzuthun; den Exerzierplatz und den Kasernenhof betrachtet er eigentlich nur als geeignete Plätze zum Sonnen seiner „Bestände," und längere Marschübungen sind ihm ein Greuel — schon weil sie die kostbaren Stiefel in ganz unerlaubter Weise abnutzen. Sein Reich ist die Kammer, jener geheiligte Raum, in dem er die Schätze der Kompanie unter Schloß und Riegel hält, sein Ideal sind möglichst viele Kammerarbeiter, um jene immer aufs neue umzubetten, zu sortieren, auszustäuben, zu waschen und zu klopfen. Von den Mannschaften sind ihm die Handwerker am meisten ans Herz gewachsen; schon bei der Rekrutenverteilung umschleicht er heißhungrig die Schar der Neuankömmlinge und späht nach Schustern und Schneidern, er kann sogar vorlaut werden, wenn der Kompanie seiner Ansicht nach ein Handwerker zu wenig zugeteilt wird,

und so bald den Rekruten die ersten Freistunden schlagen, versucht er mindestens den Gevatter Meck erbarmungslos an den Arbeitsschemel zu fesseln, um ihn in die Geheimnisse des Aufsetzens der Waffenrockkragen und des schwierigen Aufnähens der Achselklappen, deren Sitz wahrscheinlich auch schon seinem Chef manchen Seufzer auspreßte, einzuweihen.

Er ist fast stets ein ernster, gesetzter, seiner Verantwortlichkeit sich voll bewußter Mann, unser Kammerunteroffizier. Oft ist er sogar recht mürrisch, und seine Abgeschlossenheit kann bisweilen einen Anschein von Unkameradschaft gewinnen, wenn einer der übrigen Unteroffiziere sich vielleicht untersteht, anzufragen, wie es kommt, daß er noch immer keine neuen Tressen auf den dritten Rock erhält, während diese die Handgelenke des Herrn capitaine d'armes bereits in funkelnder Neue umrahmen. Er ist dann gewöhnlich sehr schnell mit der Antwort zur Hand: „Weil der Herr Hauptmann es so befohlen haben!" eine Entgegnung, wider die es bekanntlich keine Einwendungen gibt. Selbst der Mutter der Kompanie, dem gestrengen Feldwebel gegenüber versucht er eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten, der er dadurch mit Erfolg ein Relief gibt, daß er seinen Chef und sich selbst in allen Bekleidungsangelegenheiten stets zu einem „Wir" verschmilzt: „W i r werden morgen die schlechtesten Sonntagsröcke ausrangieren" — „Wir müssen noch zwanzig Halbsohlen kaufen." Am griesgrämigsten, fast möchte ich sagen: am grimmigsten sieht der Kammerunteroffizier aus, sobald er den Kopf in jene von einem leichten Leder- und Ölduft durchwehte Stube steckt, in der die Handwerker der Kompanie hausen. Es ist das häufig ein leichtes Völkchen, das mindestens seiner Ansicht nach stets zur Bequemlichkeit neigt und mit aller Strenge zur Pflichterfüllung angehalten sein will. Wehe daher dem unglücklichen Schneider, den er bei seiner Revision unthätig trifft, wehe vor allem dem Meister Pechdraht, den er bei einer Privatarbeit, dem Flicken eigener Stiefel, attrapiert! Er ladet den Ärmsten für die nächste Woche unzweifelhaft ein Arbeitspensum auf, das sie selbst mit Hilfe einiger Heinzelmännchen nicht bewältigen könnten.

Das Dienstgesicht unsers Freundes verklärt sich nur, wenn er auf seiner Kammer vor der klopfpeitschenbewaffneten Schar der ihm zugeteilten Arbeiter den Tagesbefehl ausgibt und sich, des Ungestörtseins sicher, einmal mit rechter Herzenslust der Wohlfahrt seines kleinen Reiches widmen kann. Klein ist dieses Reich in räumlicher Beziehung allerdings, es ist mit Ausnahme der Lagerräume für die Regiments- und Bataillonsbestände, denen besondere Unteroffiziere vorstehen, wirklich meist nur eine „Kammer" und noch dazu eine Bodenkammer, in der es im Winter herzlich kalt und im Sommer so heiß ist wie unter den Bleidächern des venetianischen Staatsgefängnisses. Aber dafür ist auch jeder kleinste Raum in diesem Schatzhause aufs sorgfältigste ausgenutzt: auf den Gestellen längs der Wände lagern die diversen Garnituren an Mänteln — „was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht auf Kammer ist?" variiert der capitaine d'armes — Röcken, Beinkleidern, Wäsche und Drilichsachen in hohen Stößen. Kunstvoll sind alle diese Stücke gefaltet, zierliche schwarze Täfelchen künden in weißer Rundschrift Art und Zahl der Bestände, haarscharf schneidet ihre äußere Kante mit den Ständern der Holzgestelle ab. Hoch oben sind die Helme und Kochgeschirre aufmarschiert, an der Decke hängen in langen Reihen die Mützen — auf einem oberen Bodenverschlag, zu dem eine haarsträubend steile Leiter hinaufführt, ruhen die Schmerzenskinder: die Stiefel. In der Mitte des Raumes liegt auf dem Tisch allzeit aufgeschlagen das Kammerbuch; es sieht stets aus, als wollte es sagen: „Komm her, mustere, zähle — wir sind bereit, wir sind tadellos."

Hier arbeitet, hier sinnt der Kammerunteroffizier — wehe, dreimal wehe dem, der ihn mit irgend einem Anliegen zu stören wagt! Aber in der That: er muß denken. Die guten Garnituren freilich machen ihm keine sonderlichen Schwierigkeiten; da gibt es höchstens einige Achselklappen zu versetzen und das große, noch nie ganz gelöste Problem des Verpassens der Helme auf die dicken, ungefügen Mannschaftsköpfe in eine neue Stufe der Erkenntnis überzuführen. Aber die Röcke, die Beinkleider des Exerzieranzuges, die tief unten in der Tragezeit und in seinem Herzen stehen, lasten dafür mit verdreifachter Schwere auf seiner Schaffenskraft. Immer wieder sollen sie gleich dem Phönix sich verjüngen, immer wieder sollen sie sauber aussehen und



Professor O. Piltz,
der Maler unseres Bildes: „Vorbereitung zum Pfingstfest".

adrett sitzen, und doch guckt ihnen, um mit Wippchen zu reden, der Zahn der Zeit aus allen Knopflöchern. Welche Kunststücke werden an diesen Werkstücken kammerunteroffizierlicher Erfindungsgabe nicht zu stande gebracht? Daß ein Rock zweimal gewendet und künstlich gefärbt wird, daß er durch bessere Aufschläge und einen neuen Kragen den Trugschein früheren Glanzes wiedererhält, ist etwas Alltägliches — ein Genie aber bekommt es fertig, mit Hilfe des Flickkontos aus drei alten einen neuen Waffenrock zusammenzustellen, der es den schönsten seiner Art gleichthut.

Die Jahreszeit übt einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung unsers Freundes. Gegen die Grabeskälte des Winters ist er freilich ebenso abgehärtet wie gegen die kameruner Temperatur, die im Hochsommer sein Reich durchweht. Die letztere hat für ihn nur insoweit Bedeutung, als sie ihm Gelegenheit gibt, seinen steten Kampf gegen die Motten besonders heftig zu führen. Mit den Jahreszeiten aber dreht sich der Dienstkalender, und das wirkt empfindlich auf ihn zurück. Er kennt zwei Hochsaisons im Jahre: die eine liegt im Herbst, wenn die Lumpen der zur Reserve entlassenen Mannschaft auf Kammer wandern und aus alten Stücken neue, schmucke Rekrutenanzüge geschaffen werden müssen — die andere beginnt vor der Rekrutenvorstellung und endigt erst im April nach der Vorstellung der Kompanie. Bei unsern Besichtigungen spielt nämlich der Anzug eine große Rolle, sie geben besonders den höheren Vorgesetzten Gelegenheit, sich en passant Kenntnis von der Bekleidungswirtschaft zu verschaffen. Eine böse Zunge hat einmal gesagt: „Präsentiere deine Kompanie früh bei der Vorstellung in nicht ganz tadellosem Anzug, und dein schönstes Exerzieren befriedigt nicht — der schlechte Anzug wirkt auf den Regimentskommandeur wie ein Morgenkaffee mit einem verdorbenen Böhnchen, er vernichtet auch die beste Laune." Welche Finessen muß aber der Kompaniechef, muß der Kammerunteroffizier kennen — wie schwer wiegt jeder nicht ganz akkurat verpaßte Helm, jede zu weit vorstehende Binde, jeder schlecht schließende Kragen — wie viele Apells und Apellchens, wie viele Donnerwetter und Gewitterblitze aus den verschiedenen Wolkenschichten gehören dazu, um jene harmonische Gleichförmigkeit hervorzubringen, die das Auge auch des strengsten Kritikers befriedigt! Indessen das alles geht noch an — der schrecklichste der Schrecken ist die glücklicherweise nur alle zwei Jahre wiederkehrende Musterung, bei welcher die gesamte Bekleidung und Ausrüstung der Truppe einer bis aufs Tüpfelchen gehenden Inspizierung durch den Brigadekommandeur und einen der bösen, bösen Intendanturbeamten unterzogen wird. Der Gedanke an die Musterung macht auch das Herz des tüchtigsten Kompaniechefs erbeben — soweit nämlich Hauptmannsherzen überhaupt beben können — der Kammerunteroffizier aber verwünscht in den endlos langen und doch immer noch allzu kurzen Wochen vor dem schweren, entscheidenden Tage hundertmal sich selbst, alle Vorgesetzten und selbst sein liebstes: die Kammer. Er träumt nur von schlechtangenähten Knöpfen, verkehrt eingedrehten Helmkokarden und zu langen Säbeltroddeln, sein Gesicht wird immer länger und verbissener, sein sonst so stolz erhobenes Haupt sinkt tiefer und immer tiefer herab, um sich erst, nachdem der hochnotpeinlichen Frage letzter Grad vorübergegangen ist, aufs neue triumphierend aufzurichten. Dann streicht er mit leisem, fast hochmütigem Lächeln den Dank seines Kompaniechefs ein, und im Kreise der Kameraden rühmt er sich wohl: „Natürlich, unsere Kompanie war wieder die beste. Es konnte ja auch gar nicht anders sein!"

Das Amt des Kammerunteroffiziers ist



Vorbereitung zum Pfingstfest. Gen



von O. Piltz.



ein großer Vertrauensposten, nicht nur wegen seiner vielseitigen, wichtigen Thätigkeit, sondern auch, weil der Geldwert der ihm anvertrauten Sachen ein sehr bedeutender und die Kontrolle eine schwierigere ist, als man glaubt. Ich kannte einen Kompaniechef — und es war keiner der schlechtesten — dem entschwand eines Tages der Kammerunteroffizier, oder vielmehr damals noch der capitaine d'armes, auf Nimmerwiedersehen. Die Bestände waren häufig revidiert worden, dennoch fehlte jetzt plötzlich fast die Hälfte aller besten Röcke und Hosen. Der geriebene Bursche hatte die zweite Hälfte so künstlich zusammengelegt und in den Gestellen aufgebaut, daß der nachzählende Offizier stets zwei Stücke zu sehen glaubte, wo doch nur eins lag, und der arme Chef hat noch als Stabsoffizier Gehaltsabzüge erlitten, um dem Staate den Raub zu ersetzen. Gottlob sind derartige Fälle äußerst selten, und es mag im Gegenteil häufig genug vorkommen, daß der Kammerunteroffizier ihm fehlende Kleinigkeiten aus eigener Tasche in aller Stille ersetzt.

Der Zukunftstraum des capitaine d'armes ist natürlich die Zivilanstellung. Aber er ist auch hier vorsichtig und wählerisch. Er weiß, was er seinem Kompaniechef gewesen ist, jetzt mag dieser auch einmal für ihn alle Hebel in Bewegung setzen, um ihm eine zusagende Stellung zu erwirken. Der Bahn- und Postdienst, die Landgensdarmerie sagen ihm selten zu, da gibt es zuviel Bewegung und zuviel freie Luft — aber solch kleines Pöstchen bei irgend einem Gericht mit einer gemüthlichen stillen Schreibstube, darüber läßt sich eher sprechen; die Akten erinnern doch wenigstens in etwas an die aufeinandergeschichteten Herrlichkeiten seiner Kammer. Und schlägt dann endlich die Abschiedsstunde, auf die er ebenso sehnsüchtig gewartet, wie er sie gefürchtet hat, dann schleicht er wohl noch einmal, ehe die große Übergabe an seinen Nachfolger vor sich geht, still und heimlich die steilen Treppen zum Kasernenboden hinauf, streichelt der Kammerkatze, der treuen Helferin im Kampf gegen die Mäuse, noch einmal traurig den krummen Buckel, und gleitet noch einmal mit der Hand über die Rockstöße hin, die ihm soviel Kummer und Arbeit, und doch auch soviel Freude gemacht haben . . . . .

Ja — ja — scheiden thut weh!

Sp.

Der Hexenrichter von Paderborn.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Von Minna Freiin von Reineck.

(Schluß.)

Seit dem Feste auf dem Desenberg erschien Beatrix ganz verwandelt, der Glanz ihrer Augen war erloschen, ihre sonst so raschen Bewegungen waren matt und langsam, ein tiefer Ernst lag auf ihrer weißen Stirn, und wenn der bleiche Mund einmal lächelte, so war es ein fremdes, schwermütiges Lächeln. Oft schloß sie sich stundenlang in ihrem Zimmer ein, blieb nicht selten unter dem Vorwand von Unwohlsein von den gemeinsamen Mahlzeiten fern, und kam ein fremder Besuch, so war sie nie sichtbar und ließ Sidonie bitten, statt ihrer die Gäste zu empfangen. Selbst den alten Pfarrer und seinen Vikar weigerte sie sich zu sehen, wenn sie im Schloß erschienen. Fragte man sie, was ihr fehle, so klagte sie über Müdigkeit und einen dumpfen Kopfschmerz, wollte sich aber nicht dazu verstehen, den Arzt aus der nächsten Stadt zu konsultieren, und ebensowenig erlaubte sie ihrer Amme, der das bleiche, veränderte Aussehen ihres Lieblings Sorgen machte, einen ihrer weitberühmten Heiltränke für sie zu brauen. Am liebsten streifte sie allein, nur von ihrem großen Hunde, dem treuen Thras, begleitet, durch die Wälder, wobei sie aber jeder Begegnung mit Menschen ängstlich auswich. Eines Tages, als sie von einem solchen Spaziergang ermüdet zurückkam, schlug sie den Heimweg durch den Garten ein, den sie in den letzten Wochen selten betrat, weil, sobald sie sich dort blicken ließ, der Abbate oder Sidonie sich beeilten, ihr Gesellschaft zu leisten, was ihr, die sich immer nach Einsamkeit sehnte, höchst peinlich war.

Heute aber war sie sicher, von beiden nicht gestört zu werden, denn sie hatte von weitem die Botenfrau gesehen, welche den Verkehr der Bewohner von Elbhausen mit

dem nächsten Städtchen vermittelte, und wußte, daß der Abbate und Sidonie der Ankunft dieser Botin stets mit zu großer Ungeduld entgegensahen, um sich an den Nachmittagen, wo sie erwartet wurde, aus dem Hause zu entfernen. Mit langsamen, matten Schritten durchwandelte sie die verschlungenen Wege des Gartens, bis sie ein von zwei riesengroßen, hundertjährigen Kastanienbäumen beschattetes Rundell erreicht hatte, das einst der Lieblingsplatz ihrer verstorbenen Mutter gewesen war; dort setzte sie sich auf eine der runden Holzbänke, die rings um die mächtigen Bäume liefen, deren Stamm ein Mann mit ausgebreiteten Armen nicht zu umspannen vermochte. Alle Zweige der alten Kastanien waren mit hohen, weißen Blütenbüscheln bedeckt, und das Summen der unzähligen Bienen, die sie umschwärmten, mischte sich mit dem fröhlichen Zwitschern der Vögel, die in den den Platz rings umgebenden Boskets nisteten, wo Syringen, Goldregen und weiße Schneeballen in üppiger Fülle blühten. Der starke Duft der Syringen rief Beatrix die Tage der Kindheit, in denen sie so oft mit jenen Blumen gespielt, in das Gedächtnis zurück, sie brach ein paar Syringenzweige ab, und mechanisch flochten ihre Finger eine Kette aus den weißen und lila Blüten, wie sie und Wolfram das als Kinder zu thun pflegten. Bald aber ließ sie die schlanken Hände wieder müde in den Schoß sinken, und den Kopf zurück an den Baumstamm lehnend blickte sie hinauf zu dem grünen Blätterdach, das sich über ihr wölbte. Ihr Auge folgte mit träumerischem Ausdruck dem Spiel des leichten Abendwindes, der die Zweige leise bewegend bald hier einem leuchtenden Sonnenstrahl den Durchgang durch das dichte Blättergewirr gestattete, bald dort von den weißen Blumenfackeln eine Blüte abstreifte und sie auf den schon wie mit einem duftenden Blumenteppich bedeckten Boden warf.

Eine rasche Bewegung des Hundes, der bisher ganz ruhig zu ihren Füßen gelegen, weckte sie aus ihren Träumen, und sich umblickend sah sie Wolfram herankommen, den Tyras mit Schwanzwedeln begrüßte. Ein leiser Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen, während eine plötzliche Röte über ihre blassen Wangen flog; zögernd legte sie ihre Hand in die ausgestreckte Rechte des jungen Geistlichen, und kurz, fast unmutig klang ihre Erwiderung auf seine freundliche Anrede. „Verzeiht, wenn ich Euch störe,“ sagte er, sich, ohne auf eine Aufforderung zu warten, unbefangen neben sie setzend, „ich sah Euch vorhin aus dem Walde kommend durch das kleine Seitenpförtchen in den Garten treten und wollte versuchen, ob ich Euch hier finden könnte, da Ihr im Schlosse ja ganz unsichtbar und unnahbar geworden seid.“

„Ich bin nicht wohl,“ erwiderte sie, den Kopf abwendend, als wollte sie seinem Blicke ausweichen, der besorgt und forschend auf ihrem bleichen Gesicht ruhte.

„So habe ich zu meinem Leidwesen gehört, und ich möchte Euch deshalb herzlich bitten, mit einem Arzt zu sprechen. Seid Ihr doch bisher nie krank gewesen...“

„Nehmen wir also an, daß ich es auch in Zukunft nicht sein werde,“ unterbrach sie ihn ungeduldig, „und laßt uns von etwas anderem sprechen als von meiner Gesundheit; das Thema wird mir von dem Abbate und Sidonie schon bis zum Überdruß variiert. Ich bin nicht krank, nur etwas angegriffen, und bedarf, um mich zu erholen, nichts, als daß man mich in Ruhe läßt, Herr Vikar.“

Betroffen von ihrem scharfen, unfreundlichen Tone und der zeremoniellen Anrede, die sie sonst nie brauchte, wenn sie allein waren, stand er auf und sagte: „So will ich Euch auch nicht länger lästig fallen, Fräulein von Elben.“

„Nein,“ rief sie hastig, und wieder flog ein schnelles Rot über ihre Wangen, „so habe ich es nicht gemeint, bleibt nur hier!“

Zögernd setzte er sich wieder an ihre Seite, indem er sagte: „Ich habe Euch auch noch zu danken für den Elzevir, den Eure alte Amme mir in Eurem Namen brachte.“

„Hat Euch das Buch Freude gemacht?“ fragte sie, ohne den Blick von den Syringenblüten zu erheben, die ihre feinen Finger zu einer Kette ineinander zu fügen sich eifrig bemühten.

„Eine große Freude habt Ihr mir durch dies Geschenk gemacht! Ich besitze nur die Iliade und hatte mir längst sehnlich die Odyssee gewünscht, aber meine kleine Barschaft reichte nicht aus, um mir das teure Buch zu kaufen, und nun ist es mir so unverhofft durch Eure Güte zu teil geworden. Jede freie Stunde benutze ich, um darin zu lesen, und mit immer neuem Entzücken erfüllt mich die Erzählung von den wunder-

baren Abenteuern, die der „göttliche Dulder Odysseus" auf seiner langen Irrfahrt besteht. Das ist echte, wahre Poesie, in deren goldenem Strom meine Seele sich gesund badet und über die gemeine Wirklichkeit, die graue, geisttötende Monotonie des eigenen Daseins sich emporgehoben fühlt. Habt Dank, tausend Dank für das Buch, dessen Besitz mich so hoch beglückt."

Ihr seid in der That genügsam, wenn ein Buch Euch so zu beglücken vermag," versetzte Beatrix spöttisch, und um ihren Mund lagerte sich ein Ausdruck von fast zorniger Geringschätzung.

Er schien den Hohn, der aus ihrem Tone klang, nicht zu bemerken und fuhr freundlich fort: „Aber mein Dank soll nicht nur in leeren Worten bestehen, ich habe schon angefangen, eine Episode aus der Odyssee für Euch zu übersetzen, damit Ihr Euch auch an der schönen Dichtung ergötzen mögt. Freilich kann mein ungefüges Deutsch den hohen Wohlklang der Verse des Originals nicht entfernt erreichen, aber den Sinn habe ich doch treu wiedergegeben. Und um Euch gleich mit der köstlichsten Perle des Buches bekannt zu machen, habe ich damit begonnen, die Begegnung des Odysseus mit der Nausikaa zu übersetzen."

„Wer ist denn diese Nausikaa?" fragte Beatrix.

„Eine Königstochter, der Odysseus, nachdem er eben glücklich aus der Gewalt der Räuber sich befreit hat, begegnet, als sie gerade mit ihren Gespielinnen ausgezogen ist, um das Linnen des Hauses am Flusse zu waschen. Zu jener Zeit," setzte Wolfram lächelnd hinzu, „unterzogen sich selbst Prinzessinnen noch solchen häuslichen Geschäften, und man kann sich nichts Anmutigeres denken, als die Szene, wo die liebliche Fürstentochter den armen, beraubten Fremdling mitleidig in ihres Vaters Haus führt. Während ich daran schrieb, sah ich alles so deutlich vor mir, als sei ich selbst dabei gewesen, und die holde Nausikaa erschien mir immer unter Euren Zügen."

„Beeilt Euch mit der Übersetzung und bringt sie mir recht bald," sagte Beatrix mit plötzlich erwachtem Interesse.

„In den nächsten Tagen hoffe ich Euch schon meine Arbeit vorlegen zu können," versetzte Wolfram. „Doch nun sagt mir vor allem, wie das Fest auf dem Desenberg verlief, ich habe Euch seitdem ja noch nicht gesehen."

Beatrix wechselte die Farbe. „Es war ein Fest wie ein anderes auch," sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Habt Ihr mir wirklich nichts, gar nichts zu erzählen?" forschte der junge Priester.

„Nichts!" antwortete sie schroff abweisend, aber als sie sah, daß er verletzt verstummte, reichte sie ihm das Syringenkränzchen, das sie eben geflochten hatte, und sagte mit einem scheuen Lächeln, welches dem blassen Gesichtchen einen Ausdruck rührender Hilflosigkeit gab: „Erinnert Ihr Euch noch daran, wie wir als Kinder so gern solche Kränze von diesen Blüten flochten?"

Er nickte und versuchte den duftigen Ring an seinen Finger zu schieben, aber die Blüten fielen bei dem Versuch auseinander. „Für meinen Finger paßt kein Ring," sagte er, und ein leiser, kaum merklicher Seufzer hob bei den Worten seine Brust.

Ein paar Minuten schwiegen beide, dann begann Beatrix wieder: „Der Abbate hält viel auf Euch, er meinte neulich, es wäre schade, wenn Ihr in diesem abgelegenen Landwinkel als einfacher Landgeistlicher Euer Leben beschließen solltet, statt Eure Gaben in einem größeren Wirkungskreise zu verwerten, und er setzte hinzu, daß er nach seiner Rückkehr in seine Heimat gern bereit sein würde, seinen Einfluß bei seinen Oberen in Rom geltend zu machen, um Euch dahin berufen zu lassen, es seien dort immer gute Stellen für strebsame, junge Geistliche offen. Lockt Euch diese Aussicht nicht, und möchtet Ihr ihn nicht um seine Protektion bitten?"

„Nein, diese Aussicht hat nichts Verlockendes für mich, und dem Abbate möchte ich überdies nicht als Protektor verpflichtet sein. Ich bin nicht ehrgeizig und sehne mich nicht fort von hier."

„So hat die Heimat doch auch für Euch einen Zauber," sagte Beatrix, und ihr mattes Auge belebte sich, „ich dachte, außer Euren griechischen Büchern sei Euch alles gleichgültig, was Euch hier umgibt."

„Beatrix!" sagte er vorwurfsvoll, und sie zuckte zusammen, als er sie mit ihrem Namen nannte, den sie so lange nicht mehr aus seinem Munde gehört hatte. „Warum rechtet Ihr immer mit mir darüber, daß ich mich gern in das Studium der Alten versenke?"

„Weil es Euch blind und teilnahmlos

macht für die Wirklichkeit," entgegnete sie scharf. „Ihr lebt und webt in einer längst versunkenen toten Welt, und die Menschen und die Dinge der Gegenwart ziehen wie ein Schattenspiel an Eurer Seele vorüber, Ihr habt für nichts und niemand um Euch her wirkliches Interesse."

„Ihr thut mir bitter unrecht, Beatrix," verteidigte er sich, „ich nehme an Euch und Eurem Schicksal den wärmsten Anteil, und wolltet Ihr nur auf meinen Rat hören und . ."

„Lassen wir das," fiel sie ihm rasch in das Wort, „ich brauche keinen Rat, ich weiß schon selbst, was ich zu thun und zu lassen habe."

„Und dennoch," fuhr er mit Nachdruck fort, „thätet Ihr wohl daran, auf den Rat und die Warnung Eures Jugendgespielen zu hören."

„Warnung?" wiederholte sie, „vor was oder vor wem wollt Ihr mich denn warnen?"

„Vor dem Abbate. Ich traue dem schlauen Italiener nicht; weshalb bleibt er so lange hier? Daß ihn die alte Freundschaft für Euren Ohm auf diesem einsamen Landsitze festhält, glaube ich nimmer; jener ist nicht die Persönlichkeit, um einem so geistreichen Weltmanne wie dem Abbate auf die Dauer als Umgang zu genügen. Es sind andere Pläne, die der fremde Priester hier verfolgt. Seid auf Eurer Hut vor ihm, laßt Euch nicht von seinen glänzenden Gaben blenden und nicht durch seine witzigen Spottreden treue, bewährte Freunde wie den Junker von Spiegel verleiden."

Beatrix erhob sich rasch von der Bank, und das Gesicht abwendend sagte sie gereizt, fast heftig: „Ich bin kein Kind mehr, Herr Vikar, ich pflege mit meinen eigenen Augen zu sehen und nicht mit denen anderer."

„Beatrix, was that ich Euch, daß Ihr so seltsam verändert gegen mich seid?" rief Wolfram im Tone tiefster Kränkung.

Sie strich mit der Hand über die bleiche Stirn. „Vergebt mir," stammelte sie, „ich bin nicht ganz gesund, deshalb werde ich wohl leicht gereizt und ungeduldig. — Kommt mit mir," setzte sie, als er ernst und schweigend sich zum Gehen wandte, freundlich hinzu, „ich möchte Euch die Statue zeigen, die der Abbate gestern mit von Paderborn brachte und mir zum Geschenk machte. Er hat sie aus Rom für mich kommen lassen, und sie soll einem alten griechischen Bildwerke nachgebildet worden sein, weshalb es Euch gewiß interessieren wird, sie zu sehen."

„Timeo Danaos et dona ferentes," murmelte Wolfram leise und stand einen Moment unschlüssig, aber als Beatrix noch einmal bittend sagte: „So kommt doch mit mir," folgte er in das Haus. Sie fanden in dem Gartensaale, wo die Statue aufgestellt war, den Abbate, der einen offenen Brief in der Hand hielt und mit erregter Miene auf und nieder schritt. Er stutzte, als er Beatrix und den jungen Priester zusammen eintreten sah, gewann aber sogleich seine gewohnte sichere Haltung wieder, und nachdem er den Gruß Wolframs mit ein paar freundlichen Worten erwidert hatte, wandte er sich zu Beatrix und machte ihr ein Kompliment darüber, daß der Spaziergang die Rosen der Gesundheit wieder auf ihre Wangen zurückgezaubert habe.

„Der Herr Vikar ist gekommen, um die Statue zu sehen, mit der Ihr mich gestern erfreut habt," versetzte Beatrix, indem sie auf die Fensternische deutete, wo auf niedrigem Postamente eine Statue stand, aus weißem Marmor in halber Lebensgröße ausgeführt.

„Ja, seht sie Euch an," sagte der Abbate zu Wolfram, „es ist die gelungene Arbeit eines talentvollen Bildhauers. Das Original der Statue, das vermutlich eine Hebe oder Charitin darstellen soll, ist vor einigen Jahren unter dem Schutte eines alten Göttertempels in Rom aufgefunden worden und ohne Zweifel die Arbeit eines griechischen Bildners. Die meisterhafte Behandlung des Faltenwurfs an dem Gewand, das den Unterkörper deckt, der süße Liebreiz des knospenhaften Mundes, die keusche Anmut der zarten Glieder läßt darauf schließen, daß sie aus der Blütezeit der jonischen Kunst stammt. Ja, wie Großes und Herrliches auch seit Michel Angelo unsere italienischen Bildhauer geschaffen haben, die alten bleiben für uns doch immer ein unerreichtes Vorbild."

Wolfram erwiderte nichts, seine Blicke hingen wie gebannt an der Statue, und seine Brust hob sich in raschen Atemzügen. Zum erstenmal in seinem Leben sah er ein wirkliches Kunstwerk, und es war ihm, als ob ein Strahl aus dem Reiche der ewigen Schönheit des griechischen Olymps sein Auge blendend treffe. In diesem Momente erst ging ihm das rechte Verständnis auf für die griechische Welt, in die sein Geist sich so oft

versenkt und die ihm doch bis dahin eine tote Abstraktion geblieben, weil ihm nur Bücher das Verständnis derselben vermittelt hatten; dem durch den Gedanken eines griechischen Künstlers beseelten Marmorblock gegenüber wurde aber jene versunkene antike Welt im vollsten Sinne des Wortes lebendige Wirklichkeit für ihn. Stumm und regungslos stand er wie versunken in das Anschauen der Statue, während der Abbate lächelnd von ihm auf Beatrix blickte, die mit Spannung den tiefen Eindruck beobachtete, den das Kunstwerk auf den jungen Geistlichen machte. Auf dem Hintergrunde des gelben, eben von der Abendsonne durchleuchteten Fenstervorhanges hoben sich die edlen Linien ihres feinen Profils scharf ab, und das reine Oval ihres Gesichtes, die weich gerundeten Formen der schlanken Gestalt erschienen hier wie vom Pinsel eines der alten Meister auf Goldgrund gemalt. Der Abbate bog sich zu dem Ohr Wolframs und flüsterte ihm zu: „Schauen Sie doch einmal nach dem Fenster, das lebende Bild dort ist kaum weniger schön als hier die Marmorstatue."

Wolfram sah zu Beatrix herüber, aber es war ein abwesender, zerstreuter Blick, der sie nur flüchtig streifte und sich gleich wieder auf die Statue heftete. Die tote Schönheit des Marmors entzückte ihn, für den lebensvollen Reiz der holden Mädchengestalt schien er kein Auge zu haben. Der Abbate zuckte die Achseln und wandte sich dann ernst zu Beatrix, auf ein versiegeltes Schreiben deutend, das auf einem Nebentische lag. „Diesen Brief hat die Botenfrau für Euch aus Warburg vom Postmeister mitgebracht, er kommt aus Rom und wird dieselbe Nachricht enthalten, die mir ein auch soeben empfangener Brief mitteilt. Euer Oheim Luigi Gonsalvo ist gestorben, und Ihr seid seine einzige Erbin."

„Mein Ohm Luigi!" rief Beatrix. „Er war doch noch ein junger Mann, wie traurig, daß er so früh sterben mußte! Ich habe ihn nie gekannt, aber sein Tod schmerzt mich, denn er war ja meiner geliebten Mutter einziger Bruder."

„Er war kein guter Mann," sagte der Abbate streng, „und sein Tod macht Euch zur Herrin eines fürstlichen Vermögens."

„Was gilt mir Geld und Gut?" versetzte Beatrix bitter, „Reichtum erkauft nicht das Glück."

„Nein," entgegnete der Abbate, „aber es verleiht Macht und legt dem Besitzer große Verantwortung auf. Betet zu Gott, Signora Beatrice, daß er Euch erleuchte, auf daß Ihr die Güter, mit denen der Himmel Euch beschenkt, zu seiner Ehre und zum Wohle Eurer Mitmenschen verwendet, wie Eure Großtante Lukretia Gonsalvo es gethan, deren Andenken noch heute in Rom gesegnet wird."

„Und was that sie, wie lebte sie?" fragte Beatrix.

„Sie war als Äbtissin eines Frauenklosters eine Mutter der Armen und, da die Klausur ihres Ordens eine sehr leichte, auch die freigebige Beschützerin von Künstlern und Dichtern. Reich, schön und glücklich ist das Leben gewesen, das sie in ihren friedlichen Klostermauern geführt hat. Wenn Ihr nach Rom kommt, werdet Ihr viel von ihr hören."

„Nach Rom?" wiederholte Beatrix, „ich habe nicht die Absicht, nach Rom zu gehen."

„Die Regelung der Erbschaftsangelegenheit wird Eure Anwesenheit dort unumgänglich nötig machen," sagte der Abbate sehr bestimmt.

„Das wird sich finden," entgegnete Beatrix, indem sie den an sie gerichteten Brief vom Tische nahm und sich nach der Thür wandte, „zuerst will ich auf mein Zimmer gehen und dies Schreiben lesen."

Wolfram, der während des ganzen Gespräches zwischen dem Abbate und Beatrix stumm und scheinbar ganz in den Anblick der Statue verloren dagestanden, folgte jetzt nach einem Gruße gegen den ersteren dem jungen Mädchen so rasch, daß er auf der Schwelle noch mit ihr zusammentraf und ihr leise zuflüsterte: „Laßt Euch nur nicht von dem Abbate überreden, nach Rom zu gehen."

Sie blickte erstaunt zu ihm auf, aber das Erscheinen des Freiherrn, der eben aus dem gegenüberliegenden Zimmer trat, verhinderte sie zu antworten, und mit einem leichten Nicken des Hauptes eilte sie schnell die Treppe hinauf, um einer Begegnung mit dem Oheim, mit dem sie jetzt keine Auseinandersetzung über den Todesfall und die Erbschaftsangelegenheit haben mochte, aus dem Wege zu gehen.

Es war ein heißer Augustmorgen. Die Sonne sandte, obwohl es noch früh am Tage war, schon glühende Strahlen auf die Erde.

herab, und die Luft war von einer drückenden Schwüle. Auf dem Wege, der von Elbhausen nach dem nahen Dorfe Listingen führte, stand am Ausgang des Waldes eine hohe Buche, die eine ihrer grauen, knorrigen Wurzeln über den moosigen Boden hinstreckte, als ob sie den vorübergehenden Wanderer einladen wollte, unter ihrem Laubdach zu ruhen. Beatrix rastete eben, von einem Morgenspaziergang zurückkommend, unter dieser ihrer Lieblingsbuche und legte erschöpft den Kopf an den Stamm, während sie die Augen schloß, als schmerze sie der grelle Sonnenschein, der glühend auf Feld und Flur brütete. Es war seit Wochen das erste Mal, daß sie sich wieder stark genug gefühlt, um bis in den Wald hinaus zu gehen, denn sie war gleich nach dem Tage, an welchem sie die Nachricht von dem Tode ihres Oheims erhalten, an einem hitzigen Fieber schwer erkrankt, von dem sie nur langsam sich erholt hatte. Noch immer hatte der Arzt sie ermahnt, sich vor jeder Aufregung und Anstrengung zu hüten, und ihr war dies ein willkommener Vorwand, um die Entscheidung über eine Reise nach Rom, wo, wie der Abbate und der Freiherr einstimmig behaupteten, ihre Anwesenheit zur Regelung der Erbschaftsangelegenheit absolut nötig sein sollte, hinauszuschieben, bis der Eintritt des Winters dieselbe überhaupt vorläufig unmöglich machen würde. „Ich wollte, es wäre schon Winter,“ dachte sie, „dann hätte ich doch ein paar Monate Ruhe, ehe sie mich wieder mit dieser Reise quälen könnten! ...“ Da klang ein schwerer Schritt auf dem Wege, und die Augen öffnend, sah sie den alten Aloys, eine Sense auf der Schulter tragend, vorüberkommen. Sie rief ihn an und fragte, wie es ihm gehe.

„Nicht zum besten,“ meinte er seufzend, „die alten Glieder werden steif und taugen nicht mehr zur schweren Feldarbeit.“

„Das glaub' ich gern,“ sagte Beatrix. „Er sollte sich auch mehr Ruhe gönnen, die Lisbeth und Sein Tochtermann dürften gar nicht leiden, daß Er in seinem Alter noch so viel arbeitet.“

„Die?“ lachte der alte Mann bitter. „Denen arbeite ich noch immer nicht genug, und wenn ich auch von früh bis spät auf dem Felde schaffe.“

Beatrix jammerte des armen Mannes, der mit dem gekrümmten Rücken und den zitternden Händen noch immer im Schweiße seines Angesichts dem kargen Boden Nahrung für sich und die Seinen abringen sollte; sie öffnete den silbernen Bügel der Tasche, die von ihrem Gürtel herabhing, nahm ein Geldstück heraus, und es dem Alten reichend sagte sie: „Hier, Aloys, kaufe Er sich dafür etwas zur Stärkung, und sei Er guten Muts.“ Und auf die Felder deutend, die voll goldener Ähren standen, setzte sie hinzu: „Ist Ihm die Arbeit schwer geworden, so wird Er auch reichen Lohn dafür ernten; solange ich denken kann, sah ich das Korn nicht so voll in Ähren stehen.“

Aloys warf einen bedenklichen Blick auf die weißen Wolken, die von Süden her langsam heraufzogen. „Hätten wir den Gottessegen nur schon sicher in der Scheuer! In ein paar Tagen können wir anfangen, das Korn zu schneiden, aber da zieht, fürchte ich, ein schlimmes Wetter herauf, die Wolken sehen mir nach Hagelschlag aus. Mögen die Heiligen nur unsere Felder beschützen! Es gibt böse, alte Weiber, die mit ihren Hexenkünsten das Wetter machen können. Hier im Dorfe,“ fuhr er, sich bekreuzigend, mit leiser Stimme fort, „sollen wir ja auch so eine haben, die kann uns vielleicht den Hagel herbeihexen, und dann werden wir von all dem Segen, den Gott der Herr uns heuer beschert, nichts in unsern Scheunen sehen.“

„Das ist Aberglaube, Aloys! Menschen können kein Wetter machen; über Wolken und Winde gebietet nur der allmächtige Gott.“

„Muß doch nicht so sein,“ entgegnete der alte Bauer eifrig, „denn es sind Weiber, die mit ihren Hexenkünsten Hagel und Schloßen herbeizaubern können; haben sie doch erst neulich drunten in Paderborn eine deswegen verbrannt. Glaubt Ihr denn nicht, daß es Hexen gibt, die mit dem Teufel Buhlschaft treiben und von ihm Macht empfangen, den Menschen zu schaden?“

Es war in jener Zeit, wo in Deutschland die Hexenprozesse in vollster Blüte standen, eine gefährliche Sache, dem Wahn der großen Menge, die überall fest an die Existenz von Hexen glaubte, entgegenzutreten, und eine Frau, die es wagte, einen Zweifel an der Berechtigung der von der Kirche und der weltlichen Obrigkeit mit gleichem Fanatismus in Szene gesetzten Hexenprozesse auszusprechen, machte sich dadurch allein schon verdächtig. Der scheue, mißtrauische Blick,

mit dem der alte Aloys sie plötzlich betrachtete, mahnte Beatrix noch zur rechten Zeit zur Vorsicht, und sie sagte einlenkend: „Wenn es Hexen gibt, so weiß ich wenigstens nichts von solchen."

„Freilich gibt's Hexen," rief Aloys, „und wir haben, Gott sei's geklagt, sogar welche hier im Dorfe! Ich will keine Namen nennen, beileibe nicht, aber ich weiß, wer des Schulzen Kuh behext hatte und dann, weil ein zu groß Geschrei darüber entstand, das Vieh mit einem Heiltrank wieder gesund gemacht..."

Nahender Hufschlag unterbrach den Bauer hier, welcher mit demütigem Bückling rasch zwischen den hohen Ähren des schmalen Feldpfades verschwand, als der Junker von Spiegel, von einem Diener gefolgt, auf dessen Pferd ein schwerer Mantelsack geschnallt war, um die Waldecke bog. Kaum hatte dieser Beatrix unter dem Baume sitzen sehen, so sprang er vom Pferde, warf dem Diener die Zügel zu und bedeutete ihn, voraus zu reiten. Beatrix hatte den Junker seit jenem Fest auf dem Desenberg nicht wieder gesehen, und als er ihr nun hier so unerwartet entgegentrat, malte sich eine peinliche Verlegenheit in ihren Zügen, aber sie gewann es doch über sich, ihn mit unbefangener Freundlichkeit zu begrüßen. „Ihr habt gewiß die Absicht, uns in Elbhausen zu besuchen," redete sie den sich stumm vor ihr Verneigenden an, „dann werde ich Euch nach Hause begleiten, ich hatte zwar die Absicht, ins Dorf zu meiner Amme zu gehen, doch kann ich das ebensogut auch zu einer anderen Zeit thun."

„Ich reite nicht nach Elbhausen," stieß Engelbert kurz und abgebrochen heraus, „ich gehe fort nach Österreich, wo sie ja immer Kriege haben mit den Türken, dort will ich in des Kaisers Dienst treten."

„Engelbert!" rief sie erschreckt, „das kann nicht Euer Ernst sein!"

„Doch, Beatrix, es ist so. Ich kann das Leben hier nicht länger ertragen... vielleicht finde ich fern von Euch den verlorenen Frieden wieder — oder einen ehrlichen Soldatentod . . . und das wäre das Allerbeste für mich."

Beatrix faltete die Hände und senkte wie schuldbewußt den Kopf auf die Brust. „Geht nicht fort," bat sie leise, „thut Eurer Mutter nicht das Herzeleid an, Ihr seid ihr einziger Sohn."

„Ich kann nicht bleiben, Beatrix," sagte er gepreßt, „ich habe Euch zu lieb gehabt . . ."

„O sagt nicht, daß ich es bin, die Euch forttreibt!" unterbrach sie ihn angstvoll. „Wie schwer würde der Vorwurf auf mir lasten, wenn Ihr um meinetwillen Eurer Mutter solchen Kummer bereitet! Jede Thräne, die sie um Euch weint, müßte ja wie ein glühender Tropfen auf mein eigenes Herz zurückfallen . . . Sie wird mich hassen und mir fluchen . . ."

„Ihr Fluch wird Euch nicht treffen, denn Ihr tragt ja keine Schuld daran, daß Ihr meine Liebe nicht erwidern konntet," entgegnete er sanft. „Ich habe soviel darüber nachgegrübelt, warum es nicht hat sein dürfen, was ich so lange und so fest gehofft, und da hab' ich es endlich herausgefunden! Ich weiß es jetzt, daß ich kein Mann bin, der Euch gefallen kann, Euer kleiner Kopf hat in einer Stunde mehr Gedanken, als mein dicker Schädel in einem ganzen Jahre faßt, Ihr seid so klug und fein und gelehrt, in allen Stücken seid Ihr mir so überlegen... es war thöricht und anmaßend von mir, ich erkenne es jetzt sehr wohl, daß ich gedacht habe, Ihr könntet mir einfältigem, ungeschlachtem Gesellen ein wenig gut sein . . ."

„Sprecht nicht so! Ihr thut mir weh," bat Beatrix mit Thränen, „der besten Frau seid Ihr wert . . . ich . . . glaubt es mir, bin Eurer Liebe gar nicht würdig."

Sein Auge leuchtete auf. „Sprecht ein Wort, Beatrix, gebt mir nur ein Fünkchen Hoffnung, und ich bleibe. Gern will ich sieben Jahre um Euch dienen, wie Jakob um Rahel, will geduldig warten und harren, wenn ich nur endlich hoffen darf, Euch mein zu nennen."

„Nein, Engelbert," sagte sie traurig, „das kann nie und nimmermehr sein."

„So lebt wohl . . . Gott möge Euch beschützen," murmelte er mit erstickter Stimme und wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihm heiß aus den Augen stürzten. Als er sich auf sein Pferd geschwungen, das ihm der Diener rasch entgegenführte, drehte er sich noch einmal im Sattel um, einen langen Blick auf Beatrix werfend, als erwarte er noch irgend ein Abschiedswort von ihr; vielleicht hoffte er, halb unbewußt, daß sie noch in diesem letzten Moment ihren Sinn ändern und ihn zurückrufen würde.

Aber sie rief ihn nicht; regungslos, die Arme schlaff herabhängend, stand sie noch unter der Buche, über ihr blasses Gesicht und ihr schwarzes Trauerkleid tanzten die Sonnenlichter hin, die da und dort durch das dichte Laubdach des Baumes fielen, und ihre großen, dunklen Augen starrten mit demselben geisterhaften Ausdruck in die Weite, wie damals auf dem Desenberg in dem Moment, wo er um ihre Liebe warb. Er gab seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte, und sprengte in wilder Eile davon. Der laute Hufschlag weckte Beatrix aus ihrem Hinbrüten, sie strich, wie aus einem Traum erwachend, die Locken aus der heißen Stirn und schlug langsam den Weg nach der Hütte ihrer Amme ein. Sie fand Frau Brigitte am Herde stehen, beschäftigt, allerlei Kräuter, die sie unter dem Murmeln von Sprüchen aus einem Korbe nahm, in einen auf dem Feuer befindlichen Topf zu legen.

„Was treibst du denn da, Brigitte?“ fragte Beatrix, deren Eintritt die alte Frau gar nicht bemerkt hatte, so vertieft war sie in ihre Beschäftigung. Jetzt wandte sie sich mit erschreckter Miene um, aber als sie Beatrix erkannte, glättete sich ihre Stirn, und ihr düsteres Gesicht wurde hell und freundlich. „Ach du bist es, mein Liebling! Ich dachte, ich hätte die Thür zugeschlossen, da erschrak ich, als ich eine Stimme hinter mir hörte. Was ich treibe, fragst du? Der kleine Vinzenz, des alten Aloys Enkel, hat heute morgen wieder seine bösen Krämpfe schlimmer als je bekommen, da haben sie in ihrer Not nach mir geschickt und gebeten, ich möchte ihm doch einen von meinen heilkräftigen Tränken kochen. Das thue ich nun, weil mich des Knaben jammert, obgleich,“ fuhr sie mit funkelnden Augen fort, „die Lisbeth es nicht um mich verdient hat, daß ich ihr Kind gesund mache. Hat sie doch im Frühjahr, als ihre schwarze Katze sich verlaufen hatte, behauptet, ich hätte das Vieh gestohlen, um es zu allerlei Teufelskünsten zu gebrauchen, und als jüngst des Schulzen Bleß krank wurde, nachdem ich mich mit seinem Weibe gezankt, war sie die erste, die sagte, ich sei eine Hexe und hätte die Kuh verzaubert.“

Beatrix fielen die Reden des alten Aloys ein, und sie sagte ängstlich: „Du mußt dich wirklich in acht nehmen, Brigitte, damit sie dir nicht solche Dinge nachsagen! Laß das Kräutersammeln und koche keine Heiltränke mehr, du weißt, wie leicht heutzutage eine alte Frau dadurch in den Ruf kommen kann, eine Hexe zu sein. Wie furchtbar gefährlich es aber ist, für eine solche gehalten zu werden, das zeigen die Vorgänge in Paderborn. Ich bitte dich, sei auf deiner Hut!“

„Ei, Kindchen, wer wird denn gleich so ängstlich sein? Wir sind hier nicht in Paderborn. Sie schimpfen wohl im Dorfe die alte Brigitte eine Hexe, weil sie klüger ist als das dumme Bauernvolk; kommt aber einer von ihnen in Not, dann laufen sie gleich zu mir und begehren Rat und Hilfe, denn sie haben es oft erfahren, daß meine Heiltränke manchen von seinen Gebresten geheilt, der nimmer vom Siechbett wieder aufzustehen vermeinte. Mach dir also nur um das einfältige Gerede der Dorfleute keine Sorgen und geh rasch wieder zurück ins Schloß,“ setzte sie mit bedeutsamem Lächeln hinzu, „es ist eben ein Besuch dahin gekommen, der sehr unglücklich sein würde, wenn er nicht in deine schönen Augen schauen dürfte. Der Junker von Spiegel ist vorhin durch das Dorf gesprengt, daß die Funken stoben, und ich dachte, da reitet ein ungestümer Freiersmann ins Schloß ...“

Beatrix schüttelte den Kopf. „Du irrst dich, Brigitte, der Junker denkt nicht an Freien und Heiraten, sondern zieht fort in die Fremde, um kaiserliche Kriegsdienste zu nehmen.“

Die alte Frau schlug erschreckt die Hände zusammen. „Das ist eine böse Mär, die du mir da bringst, Kind! Ich sah dich in meinen Gedanken schon mit dem Junker am Altar stehen, und nun will er fortziehen in die Fremde, in den Krieg ...!“

Beatrix antwortete nicht, sondern starrte schweigend mit abgewandtem Gesicht in die glimmenden Kohlen des Herdes. Brigitte trat zu ihr, und die Hand auf ihre Schulter legend sagte sie bittend: „Schenke mir einmal reinen Wein ein, wie es zwischen dir und dem Junker eigentlich steht? Du hast, als du krank warst, in deinen Fieberträumen allerlei verworrenes Zeug geredet ...“

„Um Gott, was hab' ich gesagt?“ fiel Beatrix mit angstvollem Blicke ein.

„Nichts, mein Liebling, worüber du zu erschrecken brauchst, auch hab' ich in den Nächten, da du irre sprachst, niemand in deine Kammer gelassen und allein an deinem Bette

gewacht. Du hattest doch sonst kein Geheimnis vor deiner alten Amme, so sag mir nun auch jetzt ehrlich, was ist damals auf dem Desenberg zwischen dir und dem Junker Engelbert vorgegangen? Als ich an jenem Morgen dich zu dem Feste schmücken half und dir zuraunte, du sähest wie eine schöne Braut aus und würdest auch wohl heute als eine Braut zurückkommen, da lachtest du fröhlich und meintest, das könnte schon sein."

Beatrix nickte. „So dachte ich auch; ich war entschlossen, ja zu sagen, wenn der Junker um mich werben würde."

„Nun, und hat er nicht geworben, hat er dich nicht gefragt, ob du sein Weib werden wolltest?"

„O doch, er hat es gethan," sagte Beatrix leise mit stockender Stimme, „aber als er in so leidenschaftlicher Bewegung zu mir sprach und ich aus jedem Worte, jedem Blicke seine tiefe, heiße Liebe erkannte, da war's, als ob plötzlich der Schleier zerrisse, der mir bis dahin mein eigenes Herz verhüllt hatte! Vor meinem Auge stieg so deutlich, daß ich ihn leibhaftig zu schauen meinte, das Bild eines Mannes auf . . . und ich wußte nun, daß ich nimmer des Junkers Weib werden könne, weil . . . weil ich einen anderen liebe . . ."

Und laut aufschluchzend schlang sie die Arme um den Hals der alten Frau und verbarg ihr glühendes Gesicht an deren Brust.

„Ich habe es längst gefürchtet," murmelte Brigitte, „das ist ein Unglück, ein großes Unglück!"

„Still, still," flüsterte Beatrix nach Fassung ringend, „sprich kein Wort, nenne keinen Namen, und vergiß was ich gesagt. Das unselige Geheimnis muß tief in deiner Brust vergraben bleiben..."

Leicht strich die alte Frau mit der knochigen Hand über den dunklen Scheitel des Mädchens, dieselben zärtlichen Kosenamen murmelnd, mit denen sie vor Jahren das Kind so oft zur Ruhe geschmeichelt, wenn Beatrix in irgend einem Kummer Trost bei ihr suchte. Mit einem tiefen Atemzuge löste diese sich endlich aus den treuen Armen der Amme und sagte, sich zu einem Lächeln zwingend: „Ich bin noch recht schwach und angegriffen, deshalb rede ich auch so thörichte Dinge."

Brigitte blickte sie besorgt an. „Siehst auch noch ein bißchen blaß und schmal aus, aber die Augen sind wieder hell und klar, und dem Ohm zum Ärger wirst du bald wieder blühen wie eine Rose. Er hatte sich schon Rechnung gemacht auf die Erbschaft, als du krank warst; es würde ihm ja dann auch das reiche Gut der Gonsalvos zugefallen sein, was der Abbate so gern für die Kirche gewinnen möchte. Es war lächerlich, zu sehen, wie das Gesicht des Freiherrn immer länger wurde, je weiter deine Genesung fortschritt, während die Mienen des welschen Priesters sich immer mehr erhellten; für den wär's freilich schlimm gewesen, wenn du gestorben wärest, ehe er dich glücklich nach Italien und ins Kloster gebracht, denn dazu ist er ja doch von seinen Oberen hergeschickt. Laß dich nur nicht von dem schlauen Pfaffen beschwatzen, nach Rom zu gehen, um selbst den Nachlaß deines Ohms in Empfang zu nehmen! Haben sie dich erst dort in ihrer Gewalt, so machen sie dich zur Nonne, magst du dich auch noch so sehr dagegen sträuben. Das sagt der Wolfram auch."

Beatrix zuckte bei dem Namen zusammen und trat an das kleine Fenster, das sie hastig öffnete, denn die Luft in der niedrigen Stube, wo es allerdings drückend heiß war, da auf dem Herde ein starkes Feuer brannte, dünkte ihr plötzlich erstickend. Aber von draußen kam kein frischer Lufthauch herein; obgleich jetzt die Sonne ganz hinter schweren, dunklen Wolken verschwunden war, schien es noch schwüler und heißer geworden als vorhin. Beatrix legte die Stirn an das Fensterkreuz und blickte den Schwalben nach, die mit unruhigem Flügelschlag dicht über den Boden hinflogen und eilig ihre Nester suchten, doch gleich trat sie wieder mit einem leisen Aufschrei vom Fenster zurück, und Brigitte sah, daß ihre schon so blassen Wangen noch tiefer erbleichten.

„Was ist dir geschehen, Kind?" fragte sie schnell, aber ehe Beatrix antworten konnte, öffnete sich die Thür, und Wolframs Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Ach, der Herr Vikar," rief Brigitte, einen besorgten Blick auf Beatrix werfend, die sichtlich nach Fassung rang, „was verschafft mir die Ehre Eures Besuches? Oder gilt er mir gar nicht?" fuhr sie in derselben wortreichen, hastigen Weise fort, mit der sie ihre eigene Verlegenheit über Beatrixens seltsames Wesen verbergen wollte, „und Ihr seid nur gekommen, um mein liebes Ziehkind dort

zu begrüßen, das nach langem Siechtum sich heute zum erstenmal wieder zu mir heraus gewagt hat?“

„So ist es,“ sagte Wolfram, sich zu Beatrix wendend, die ein paar unzusammenhängende Worte stammelte, während sie zögernd mit den Fingerspitzen die dargereichte Hand des jungen Geistlichen berührte. „Ich sah,“ redete dieser weiter, „Euch, Fräulein Beatrix, am Fenster stehen und komme herein, um Euch Glück zu Eurer Genesung zu wünschen. Fühlt Ihr Euch denn nun wieder ganz wohl und ...“

Ein heftiger Donnerschlag unterbrach seine Rede, und zu gleicher Zeit stürzte atemlos ein kleiner, zerlumpter Junge herein, der, als er den Vikar in der Stube gewahrte, ihn mit halb verdutzter, halb frecher Miene anglotzte, ohne ihn oder die anderen zu grüßen.

„Was willst du tölpelhafter Bengel bei mir?“ fuhr ihn Brigitte unwirsch an.

„Die Muhme Lisbeth schickt mich,“ sagte der Junge in trotzigem Tone, „ich soll Euch sagen, mit dem Vinzenz ging's schlecht, und wenn Ihr ihn nicht bald gesund machtet, so solltet Ihr es bereuen, denn niemand als Ihr hätte ihn verhext.“

Schallend lag die Hand Brigittens auf dem schmutzigen Munde des Knaben. „Untersteh dich noch einmal, solche Reden gegen eine rechtschaffene Frau zu führen,“ rief sie zornrot. „Ich hätte wahrhaftig Lust, den Heiltrank, den ich hier mit Mühe braue, ins Feuer zu werfen, aber mich jammert des kranken Kindes, und so will ich den Vinzenz nicht für die Frechheit seiner Mutter büßen lassen. Sag der Lisbeth, in einer kleinen Weile könne sie den Trank holen lassen.“

Der Junge eilte heulend fort, und ein neues, noch stärkeres Donnerrollen kündigte das Nahen des Gewitters an.

„Es zieht ein schweres Wetter heran,“ sagte Beatrix und wandte sich, indem sie Brigitte und dem Vikar zunickte, nach der Thür, „ich muß eilen, wenn ich noch vor dem Regen nach Hause kommen will.“

„Ich begleite Euch,“ sagte Wolfram und folgte ihr auf dem Fuße. Eine dichte Staubwolke wirbelte ihnen entgegen, als sie ins Freie traten; ein starker Wind hatte sich erhoben und trieb die dunklen, mit schwefelfarbenen Rändern gesäumten Wolken vollends herauf. „Ihr werdet das Schloß nicht mehr vor Ausbruch des Unwetters erreichen können,“ sagte der Vikar, der sich bemühte, mit Beatrix Schritt zu halten, welche in schnellem Lauf die Dorfstraße hinabeilte.

„Doch, doch!“ entgegnete sie, „so rasch kommt das Gewitter nicht herauf.“ Ein greller Blitz, dem ein lang hinrollender Donnerschlag fast unmittelbar folgte, strafte ihre Worte Lügen. Mit verdoppelter Gewalt erhob sich jetzt auch der Sturm, und einzelne schwere Tropfen begannen bereits zu fallen. Beatrix wollte nun, da sie einsah, daß sie das Schloß nicht mehr vor dem Ausbruch des Unwetters erreichen konnte, wieder nach dem Häuschen ihrer Amme zurückkehren, aber als sie sich umwandte, faßte der Wind mit solcher Gewalt ihr langes, schweres Trauergewand, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte und gefallen sein würde, hätte nicht Wolfram sie mit starkem Arm umfaßt und gestützt.

„In diesem Unwetter könnt Ihr nicht weiter gehen, tretet auf einen Augenblick hier in das Pfarrhaus,“ sagte er.

Beatrix konnte nicht sprechen. Der Sturm, der ihre Locken gelöst und sie in Wolframs Gesicht wehte, nahm ihr vollständig den Atem, aber sie schüttelte energisch den Kopf und suchte sich aus seinem Arm, der sie noch umfaßt hielt, loszumachen. Da fuhr kaum vier Schritte entfernt von ihnen ein Blitz in die Linde, die den Dorfbrunnen beschattete, spaltete den Stamm und streute abgerissene Zweige und Blätter bis vor ihre Füße, und zugleich erdröhnte ein so furchtbarer Donnerschlag, daß Luft und Erde zu erzittern schienen und Beatrix entsetzt ihr Gesicht an Wolframs Schulter barg. Er zog sie rasch in die offene Thür des Pfarrhauses, vor dem sie gerade standen, und die alte Sabine, des Pfarrers Haushälterin, kam ihnen mit vergeisterter Miene entgegen. „Jesus, Maria und Joseph,“ rief sie, ein Kreuz schlagend, „man sollte denken, der jüngste Tag sei gekommen! Ach, und das gnädige Frölen, das kaum genesen ist, muß auch gerade bei solchem Wetter draußen sein!“

Wolfram wollte die Thür öffnen, die in das Studierzimmer des alten Pfarrers führte, aber das Schloß widerstand seiner Hand, und Sabine sagte: „Seine Hochwürden ist heute morgen zu seinem Amtsbruder nach Niedermeiser gegangen und hat den Schlüssel zur Stube mitgenommen. Ihr müßt das

Frölen schon in Euer eigenes Zimmer führen, Herr Vikar." Damit öffnete sie die gegenüberliegende Thür.

„So tretet hier herein, bis das Wetter vorüber ist," wandte sich Wolfram an Beatrix, die noch immer halb betäubt vom Schrecken bleich und stumm an der Wand lehnte. Einen Augenblick schien sie zu zögern, dann aber folgte sie seiner Aufforderung und trat in das Zimmer, dessen Thür er rasch hinter ihnen beiden schloß, ehe die alte Sabine folgen konnte, wozu sie nicht übel Lust zu haben schien.

Beatrix überflog mit einem raschen Blick das Zimmer, dessen Einrichtung einfach, fast dürftig war. An den weißgetünchten Wänden hingen ein schwarzes Kruzifix und ein paar vergilbte Stahlstiche, Szenen aus dem Leben des Heilandes darstellend; ein Schrank aus dunklem Eichenholz, der die wenigen Habseligkeiten des jungen Priesters bergen mochte, stand in der einen Ecke, in der anderen ein Bett mit Überzügen von grober Leinwand; zwischen den Fenstern befand sich ein großer Tisch, auf welchem neben Schreibutensilien einige engbeschriebene Bogen Papier und zwei aufgeschlagene, mit griechischen Lettern gedruckte Bücher lagen; ein paar hölzerne Schemel und ein hochlehniger Stuhl von gebeiztem Eichenholz vervollständigten das einfache Mobiliar. Beatrix ließ sich erschöpft auf den vor dem Schreibtische stehenden Stuhl gleiten, und während ihr Auge im Zimmer umherschweifte, blieb es plötzlich auf einem Klumpen nassen Thons haften, der in einer zerbrochenen Scherbe auf einem Schemel lag und in ganz rohen Umrissen die Form eines menschlichen Kopfes zeigte. „Was ist das?" fragte sie, darauf deutend.

Wolfram, der sich nicht gesetzt hatte, sondern die Hand auf die Lehne ihres Stuhles stützend stehen geblieben war, errötete bei dieser Frage. „Seit ich die Statue gesehen habe, die Euch der Abbate geschenkt, ließ es mir keine Ruhe, bis ich auch den Versuch gemacht, den Bildern, die in meiner Phantasie leben, Form und Gestalt in dieser Weise zu geben, und so habe ich mir endlich Thon aus Warburg mitbringen lassen und habe probiert, einen Kopf zu modellieren, aber es hat mir nicht gelingen wollen, meine Finger sind zu ungeschickt dazu, sie verstehen nicht das nachzubilden, was doch so greifbar und deutlich vor meinem geistigen Auge dasteht... Doch genug davon, ich habe über etwas anderes, Wichtigeres mit Euch zu reden, und es ist mir lieb, daß die alte Sabine meinen Wink verstand und uns allein ließ."

Beatrix senkte den Kopf tief auf die beschriebenen Blätter, die vor ihr auf dem Tische lagen, und sagte leise, kaum hörbar: „Was könntet Ihr mir zu sagen haben, das nicht alle Welt hören darf?"

„Es betrifft Eure Amme, die alte Brigitte," fuhr Wolfram fort, „sie bringt sich durch den Hokuspokus, mit dem sie ihre Heiltränke braut, und die dunklen Reden, in denen sie sich geheimnisvoller Macht und Kenntnis rühmt, geflissentlich in den Verdacht, eine Hexe zu sein, und vergeblich habe ich sie schon oft auf das Gefährliche solchen Treibens aufmerksam gemacht. Sie legt es förmlich darauf an, die Bauern in dem Wahne zu bestärken, sie sei im Besitze von Zaubermitteln und stehe im Bunde mit bösen Geistern, die ihr dienstbar seien. Die abergläubische Furcht, mit der alle sie betrachten, scheint ihr zu schmeicheln, und sie will es nicht begreifen, daß sie sich damit der Gefahr aussetzt, als Hexe angeklagt zu werden. Irgend ein Feind, und sie hat deren nicht wenige hier im Dorfe, braucht nur nach Paderborn zum Pater Löper zu gehen, ihm Brigittens Wesen und Treiben zu schildern, und Folter und Holzstoß sind ihr gewiß. Ich bitte Euch daher dringend, allen Euren Einfluß aufzubieten, um die sonst doch recht verständige und kreuzbrave Frau zu bewegen, von ihrem thörichten, gefährlichen Treiben abzulassen."

„Ich habe das vorhin schon versucht, weil mich ein paar Worte, die der alte Aloys mir gegenüber über meine Amme fallen ließ, stutzig gemacht hatten, und jedenfalls will ich nun ganz ernstlich mit ihr reden. Thut Ihr nur auch das Eurige, die Bauern von ihrem albernen Verdacht abzubringen, sagt ihnen doch, daß es keine Hexen gibt."

„Das kann ich nicht, denn die Kirche lehrt ja, daß es Hexen gibt, und richtet mit den schrecklichsten Strafen alle die, welche der Ausübung von verbotenen Zauberkünsten überführt sind."

Beatrix wandte sich hastig um und sah dem jungen Priester fest in das Gesicht. „Und so glaubt Ihr auch, daß es wirklich Hexen gibt, die durch einen Bund mit dem Teufel übernatürliche Macht erlangt haben und durch Zauberkunst Menschen und Tieren

schaden können?" fragte sie mit erwartungsvoller Spannung.

„Nein, das glaube ich nicht," entgegnete Wolfram.

„Warum tretet Ihr denn dem unseligen Wahn, der in den Köpfen unserer Bauern spukt, nicht entschieden entgegen?" rief Beatrix, „warum sagt Ihr ihnen nicht, daß Brigitte schon um deswillen keine Hexe sein kann, weil es überhaupt keine Hexen gibt?"

„Es dürfte mir, dem ordinierten Priester, sehr verdacht werden, wenn ich den Glauben an Hexen, den die Kirche lehrt, für einen Wahn erklären wollte," versetzte er achselzuckend.

„Also Menschenfurcht bindet Eure Zunge!" flammte sie auf. „Um Euer Ansehen als Priester nicht zu gefährden, laßt Ihr schweigend einen Wahn für Wahrheit gelten, der ein unschuldiges Weib wie meine Amme auf den Scheiterhaufen bringen kann! O, wäre ich ein Mann, keine Rücksicht der Welt sollte mich abhalten, die Lüge und den Aberglauben zu bekämpfen und laut Zeugnis abzulegen für die Wahrheit!"

„Auch ich schweige nicht aus Feigheit," entgegnete er rasch, „ich schweige nur, weil ich weiß, daß ich vergeblich meine Stimme erheben würde gegen einen Wahn, der in unsern finsteren Tagen nicht nur die Köpfe ungebildeter Bauern verwirrt, sondern von weltlicher und geistlicher Obrigkeit als ein Glaubensdogma betrachtet wird. Wer mit klarem, unbefangenem Blick das Gebaren der Hexenrichter beobachtet und die Geständnisse ihrer Opfer prüft, der bekommt den Eindruck, als ob er der einzig Vernünftige in einer Gesellschaft Irrsinniger sei. Ja, wir leben in einer dunklen, bösen Zeit, und glücklich der, welcher aus dieser öden, trostlosen Gegenwart in eine Vergangenheit flüchten kann, wo alles Licht, Schönheit und Poesie ist ..." Er strich bei diesen Worten mit den schlanken Fingern wie liebkosend über die aufgeschlagenen Seiten des griechischen Buches, das auf dem Tische lag.

„O, ich hasse diese griechischen Autoren," stieß Beatrix fast heftig hervor, „ich hasse sie, weil sie Euren Sinn so gefangen nehmen, daß die Gegenwart tot für Euch ist und Ihr mit all Eurem Fühlen und Denken nur in der Vergangenheit lebt!"

„Und was bietet mir denn die Gegenwart?" fragte er mit einem traurigen Lächeln.

Beatrix verstummte. Ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Nach einer kleinen Pause sagte sie, auf das beschriebene Heft, das vor ihr lag, deutend: „Ist dies das Stück aus der Odyssee, das Ihr für mich übersetzt habt?"

„Ja," erwiderte er, „und es sollte mich freuen, wenn Ihr bei dem Lesen ebensoviel Genuß haben würdet, wie mir die Arbeit des Übersetzens gewährte."

Unterdessen tobte das Gewitter in ungeschwächter Kraft fort. Blitz und Donner folgten sich fast ununterbrochen, schwere Hagelkörner prasselten gegen die bleigefaßten Scheiben und knickten die Blätter des hochstämmigen Holunderbaumes, dessen Zweige so dicht die Fenster umrankten, daß in diesem Augenblicke, wo der Himmel durch schwere Wolken verhüllt war, das Zimmer nur von einem grünlichen Dämmerlicht erhellt war.

Beatrix hatte sich über die beschriebenen Blätter gebeugt, aber sie vermochte kein Wort zu lesen, die schwarzen Buchstaben schienen vor ihren Augen hin und her zu tanzen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, die schwüle Luft des Zimmers, das Alleinsein mit dem geliebten Manne, dessen Hand sie auf der Lehne ihres Stuhles leise beben fühlte, das Schweigen, in das sie beide verfallen und dessen Bann sie nicht zu brechen vermochte, erfüllte sie mit einer tiefen und doch süßen Bangigkeit. Es war so still, daß sie, wenn der Donner einmal schwieg, zwischen dem Sausen des draußen niederprasselnden Hagelschauers das Ticken des Holzwurms im Getäfel und die raschen Atemzüge Wolframs hören konnte. Ihre Befangenheit stieg von Minute zu Minute; wie war er ihr so fremd geworden, der Gefährte ihrer Kindheit, so fremd und doch so teuer ihrem Herzen! Er stand so dicht neben ihr, daß sie nur die Hand ausstrecken durfte, um die seinige zu ergreifen, aber es war ihr, als flösse ein tiefer Strom zwischen ihm und ihr, den sie nimmer überschreiten könnte. Das alte Lied von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten „und konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war allzu tief," klang ihr im Ohr. Aber dann dachte sie wieder mit zorniger Bitterkeit, das Lied passe ja doch nicht auf sie, denn Wolfram liebte sie nicht, der hatte nur Sinn und Interesse für seine alten Griechen; was die seltsamen, krausen Zeichen auf den Blättern der Bücher, die

da auf seinem Tische lagen, erzählten, das lebte für ihn, und die Welt, die Menschen, die ihn umgaben, zogen wie ein leeres Schattenspiel an seinem träumerischen Blicke vorüber . . . Hätte Beatrix jetzt den Kopf umgewandt, so würde sie vielleicht anders gedacht haben, denn unverwandt hing das Auge des jungen Priesters an den schönen Linien ihres Profils, und in den großen, blauen Sternen, die heute gar nicht verschleiert und träumerisch, wie sonst, sondern hell und leuchtend blickten, lag ein Ausdruck staunender Bewunderung, als entschleiere sich ihnen jetzt zum erstenmal der bestrickende Reiz dieses holden Mädchenkopfes.

Das Gewitter zog langsam weiter; nur noch leise in der Ferne grollte der Donner, und die beiden merkten es nicht, wie die Zeit verstrich, erst als ein Sonnenstrahl durch die dichten Blätter des Holunderstrauchs über den Schreibtisch fiel und Beatrix aufschreckend den Kopf nach dem Fenster wandte, erwachte Wolfram aus seinem verzückten Hinstarren. Ein heißes Rot flog über sein bleiches Gesicht, und mit einem tiefen Atemzug das lockige Haar aus der Stirn streichend, ließ er seine Linke von der Lehne ihres Stuhles gleiten und trat hastig einen Schritt zurück.

„Das Wetter ist vorüber," sagte Beatrix, indem sie aufstand und den Schleier, der auf ihre Schultern herabgeglitten war, wieder um ihren Kopf schlang, „ich kann nun nach Hause gehen."

Er machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten; wortkarg und befangen stand er ihr gegenüber, und scheu wurzelten seine und Beatrixens Blicke am Boden, als sie Abschied voneinander nahmen, ohne, wie sie sonst zu thun pflegten, sich die Hand zu reichen. Nachdem sie gegangen, stand er lange in tiefes Sinnen verloren, dann schob er den Riegel seiner Thür vor und machte sich eifrig daran, aus dem nassen Thonklumpen einen Frauenkopf zu modellieren. Es waren die Züge Beatrixens, die nach und nach unter seinen Fingern entstanden. Immer ähnlicher traten die breite Stirn, die feine Nase, die schön geschwungenen Lippen, das feste, runde Kinn hervor, während die Augen des jungen Mannes in seliger Schaffensfreude leuchteten und er mit befriedigtem Künstlerstolz auf sein Werk blickte, das ihm so über alles Hoffen und Erwarten gelang.

Das Hagelwetter hatte großen Schaden auf den Fluren des Dorfes angerichtet, die ganze Ernte der Halmfrüchte war vernichtet, und in dumpfer Verzweiflung standen die Landleute vor den Feldern, auf denen am Morgen noch ein Meer von schweren, goldenen Ähren gewogt hatte, und jetzt nur noch geknickte, zerschlagene Halme am Boden lagen. Erst leise und dann immer lauter erhoben sich Stimmen, welche Brigitte bezichtigten, durch Hexenkünste den verderblichen Hagelschauer herbeigezaubert zu haben; dieser und jener wollte sie kurz vor Ausbruch des Wetters auf einem Feldrain haben stehen sehen, wo sie Sprüche murmelnd die aufsteigenden Wolken mit ausgebreiteten Armen herbeigewinkt hätte. Vorzüglich waren es der alte Aloys und dessen Tochter Lisbeth, die solche Beschuldigungen aussprachen und die Dorfleute gegen Brigitte aufhetzten, denn die letztere war dieser feindlich gesinnt, seit sie ihr vorgehalten, auf welche Weise sie aus einer Dirne eine Ehefrau geworden, und der Vater glaubte alles, was sie gegen die Amme der Schloßherrin aufbrachte, weil trotz ihrer Heiltränke sein Enkel immer schwächer und elender wurde. Seinem abergläubischen Sinn erschien es sehr wahrscheinlich, daß der Knabe, wie Lisbeth behauptete, von Brigitte verzaubert worden sei aus Rache dafür, daß er gesagt, sie habe den schwarzen Kater, der ihnen damals abhanden gekommen, in ihr Haus gelockt. Der kleine Vinzenz hatte seinen Großvater und seine Mutter so oft darüber sprechen hören, daß er steif und fest glaubte, behext zu sein, und seine Phantasie fing nun an, eine Begegnung, die er kurz vor seinem Erkranken mit Brigitte im Walde gehabt, in der ungeheuerlichsten Weise auszuschmücken. Er erzählte, Brigitte, als er in der Dämmerung mit einem Bündel gesammelten Reisigholzes durch den Wald geschritten, sei ihm plötzlich in den Weg getreten, habe ihn mit bösen Worten darüber gescholten, daß er gesagt, sie habe den schwarzen Kater seiner Mutter in ihr Haus gelockt, und ihm gedroht, wenn er noch einmal solch eine Lüge gegen sie vorbringe, so würde es ihm und seinen Eltern und dem ganzen Dorfe schlecht ergehen. Dabei habe er deutlich gesehen, wie ihr während des Sprechens eine Kröte aus dem Munde gesprungen sei, und plötzlich habe hinter ihr ein riesengroßer, schwarzer Kater

gestanden, dessen Augen wie glühende Kohlen gefunkelt; vor Schrecken seien ihm die Sinne vergangen, und als er wieder zu sich gekommen, sei weder von dem Kater noch von Brigitte etwas zu sehen gewesen, aber er habe solche Mattigkeit in allen seinen Gliedern gespürt, daß er kaum im stande gewesen, das kleine Bündel Reisig nach Hause zu tragen, und von der Stunde an sei er elend und krank geworden. Da der kleine Kaspar bemerkte, zu welcher wichtigen und interessanten Persönlichkeit Vinzenz durch solche Erzählungen im ganzen Dorfe geworden, wollte er gegen seinen Kameraden nicht zurückstehen und erzählte nun seinerseits, daß Brigittens Augen, als er den Heiltrank für jenen bei ihr habe holen wollen, wie feurige Räder gerollt und daß, wie sie ihm die Maulschelle gegeben, von der ihm der Mund heute noch brenne, er einen starken Geruch von Schwefel gespürt habe. Bald schwor jedermann im Dorfe, Brigitte habe sowohl den Enkel des alten Aloys „behext," als auch das Hagelwetter herbeigezaubert; die Erwachsenen wichen ihr ängstlich aus, und die Kinder schrieen, sobald sie sich außerhalb ihres Hauses blicken ließ: „Die Brigitte ist eine Hexe! Die Hexe muß aus dem Dorfe!"

So laut und allgemein wurde endlich das Gerede von Brigittens Hexenkünsten, daß es zu den Ohren des alten Pfarrers drang und diesen veranlaßte, sich selbst in das Haus des Aloys zu begeben, um die Sache näher zu untersuchen. Der kleine Vinzenz erzählte ihm seine Begegnung mit Brigitte im Walde mit all den Ausschmückungen, die er sich allmählich gewöhnt hatte, selbst für Wahrheit zu halten, und der Geistliche, welcher in dem finsteren Wahnglauben jener Zeit ebenso befangen war wie seine Pfarrkinder, holte rasch einen großen Folianten aus seiner Wohnung herbei und setzte sich an das Bett des kranken Knaben, um ihn mit Hilfe des gelehrten Buches zu inquirieren. Das Buch war „Sprengers Hexenhammer," ein Werk, das auf den Leser von heute den Eindruck macht, als habe es ein Wahnsinniger geschrieben, das aber damals für die erste Autorität bei allen Hexenprozessen galt.

Kopfschüttelnd und mit sorgenvoller Miene verließ nach einer Stunde der Pfarrer die Hütte des Aloys, denn je länger er an der Hand des „Hexenhammers" den kleinen Vinzenz examiniert hatte, um so deutlicher hatte es sich in ihm selbst herausgestellt, daß hier in der That eine Bezauberung vorliege, und daß die allgemeine Stimme, welche Brigitte beschuldigte, verbotene Hexenkünste zu treiben, sich auf schwerwiegende Thatsachen stütze. Nun war ihm aber Brigitte stets als die bravste und verständigste Frau im ganzen Dorfe bekannt gewesen, sie war überdies die Amme der jungen Schloßherrin und besaß, wie er wohl wußte, deren Liebe und Vertrauen in hohem Grade, es mußte ihm daher sehr peinlich sein, als ihr Ankläger auftreten zu sollen, und doch war es seine Pflicht, als Seelsorger seine Gemeinde vor den bösen Zauberkünsten eines Weibes zu schützen, welches als zur Hexenzunft gehörig so dringend verdächtig geworden. In diesem schwierigen Dilemma beschloß er, sich Rat bei dem Abbate und dem Freiherrn zu holen, und er begab sich ins Schloß, um die heikle Angelegenheit mit jenen beiden zu besprechen. Dem Freiherrn, welcher Brigitte im Verdacht hatte, Beatrix in ihrem Widerstand gegen die Pläne des Abbate zu bestärken, kamen die Eröffnungen des alten Geistlichen höchst gelegen. Er warf dem Abbate einen verständigenden Blick zu und ließ seine Nichte sofort zu sich bescheiden. Als sie erschien, bat er den Pfarrer, ihr selbst alle gegen ihre Amme vorliegenden Verdachtsgründe auseinanderzusetzen, und nachdem jener seiner Aufforderung nachgekommen war, erklärte er dem erschreckt aufhorchenden Mädchen, daß er, als ihr Onkel und Vormund, nun die Pflicht habe, ihr jeden Verkehr mit ihrer ehemaligen Amme zu verbieten. Sie sah ihn mit großen, erstaunten Augen an und sagte dann, zu dem Pfarrer sich wendend: „Ich begreife wirklich nicht, Hochwürden, wie Ihr dem dummen Gerede der Dorfleute irgend eine Wichtigkeit beilegen könnt und auf die Aussagen eines ungezogenen, kranken Kindes hin gegen eine brave Frau, wie Brigitte, einen solchen Verdacht aussprechen mögt."

„Es thut mir ja selbst sehr leid, gegen eine sonst so rechtschaffene Frau als Ankläger auftreten zu müssen," entgegnete der alte Pfarrer, „aber ich habe den Knaben Vinzenz an der Hand des 'Hexenhammers' examiniert und daraus die Überzeugung gewonnen, daß Brigitte verbotene Zauber-

künste treibt. Auch die Aussagen Kaspers bestätigen dies."

„Nein, nein!" rief Beatrix heftig, „das alles ist böswillige Erfindung! Ich glaube überhaupt gar nicht, daß es Hexen gibt, und jedenfalls ist Brigitte keine Hexe."

„Redet nicht so gotteslästerlich, Kind!" mahnte der Pfarrer erschreckt.

„Da sehen wir nun deutlich, welch bösen Einfluß der Umgang mit dieser Person bereits auf meine Nichte gehabt hat," sagte der Freiherr, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, „leugnet sie doch schon, daß es Hexen gibt; bekanntlich ist solcher Unglaube der erste Schritt auf dem Wege zu geistigem und leiblichem Verderben. Zu deinem eigenen Heile verbiete ich dir, von nun an auch nur ein Wort mit deiner ehemaligen Amme zu wechseln."

„Ich werde nicht gehorchen," entgegnete Beatrix fest, „denn wenn ich mich jetzt von Brigitte lossagte, so würde dies in den Augen der Dorfbewohner als die Bestätigung aller der albernen Gerüchte gelten, die über sie umlaufen. Und ich kann Euch versichern," fuhr sie spöttisch fort, „daß meinem Seelenheile von dem Umgange mit Brigitte keine Gefahr droht."

„Ist Euch je eine solche Verstocktheit vorgekommen?" wandte sich der Freiherr giftig zu dem Abbate.

„Ich bin überzeugt," entgegnete dieser in seiner geschmeidigen Weise, „Signora Beatrice ist zu verständig, um nicht bald einzusehen, daß nur die Sorge für ihr Wohl Euch bewegt, ihr den Verkehr mit einer Frau zu verbieten, die in dem Verdachte steht, eine Hexe zu sein."

„Und ich," sagte Beatrix in steigender Erregung, „bin überzeugt, daß Ihr, Herr Abbate, so wenig an die Existenz von Hexen glaubt wie ich selbst."

„Mögen die Heiligen mich vor dem Frevel behüten, an der Existenz von Hexen zu zweifeln, denn die Kirche gebietet uns, an dieselbe zu glauben," rief der Abbate. „Euer Ohm hat sehr recht, Euch jeden Verkehr mit Eurer Amme zu verbieten, denn mir war das ganze Wesen dieser Frau schon längst verdächtig, und als ich während Eurer Krankheit, in der sie Euch pflegte, einmal an Eurer Kammerthür mit ihr zusammentraf und stehen blieb, um mich nach Eurem Befinden zu erkundigen, glaubte ich sogar den kleinen roten Stern, das stigma diabolicum, das der Teufel den Hexen aufdrückt, unter ihrem linken Auge erkannt zu haben. Ich erschrak, weil ich wußte, wie nahe Euch dies Weib steht, und suchte mir selbst einzureden, daß ich mich getäuscht hätte; jetzt bereue ich freilich, daß ich aus Rücksicht für Euch meine Wahrnehmung verschwieg, denn vielleicht wäre das Unglück des Hagelschlages nicht über das Dorf gekommen, wenn man die Frau schon damals als der Hexerei verdächtig angeklagt hätte."

„Herr Abbate," rief Beatrix mit blitzenden Augen, „Ihr wißt so gut wie ich, daß Menschen kein Wetter herbeizaubern können. Was bewegt Euch also dazu, den Wahn der Bauern zu nähren, statt ihm entgegenzutreten, und so ein unschuldiges Weib in Gefahr zu bringen, als Hexe angeklagt zu werden ..."

„Wie mögt Ihr eine in so dringendem Verdachte der Zauberei stehende Frau wie Eure Amme ein unschuldiges Weib nennen?" fiel der Abbate in strengem Tone ein. „Hütet Euch, daß Ihr durch solche unbedachte Reden Euch nicht selbst in schlimmen Verdacht bringt! Wißt Ihr, daß die Frau von Spiegel in ihrem Schmerze über die Trennung von ihrem Sohne Euch beschuldigt, dem Junker durch verbotene Zauberkünste den Sinn berückt und Euch dann kaltherzig von ihm abgewandt zu haben? Ich erschrak darob und suchte dem bösen Gerede, das seitdem über Euch im Schwange geht, die Spitze abzubrechen, indem ich sagte, Euer Herz sei nur deshalb irdischer Liebe abgeneigt, weil es dem himmlischen Bräutigam sich zugewandt und Ihr mit dem Gedanken umginget, den Schleier zu nehmen."

Beatrix richtete sich stolz auf, und ihr Auge begegnete fest dem lauernden Blicke des Jesuiten, während sie ruhig sagte: „Wenn Frau von Spiegel wirklich so thörichte Reden über mich führt, so wird kein vernünftiger Mensch etwas anderes darin sehen, als den Zorn eines gekränkten und durch die Trennung von dem Sohne tiefbetrübten Mutterherzens. Euch aber, Signor Abbate, möchte ich bitten, nicht meine Verteidigung gegen so alberne Beschuldigungen damit zu führen, daß Ihr mir Absichten und Pläne zuschreibt, an die ich gar nicht denke, oder über die ich mich wenigstens noch durchaus nicht ausgesprochen habe."

„Verzeiht, wenn ich in dem Eifer für Euer Wohl zu weit ging,“ sagte der Abbate, „meine Absicht war gut.“

„Meine Nichte wird das sicher nicht verkennen,“ sagte der Freiherr, „und nun wohl auch einsehen, daß sie meinem Verlangen willfahren und jeden Verkehr mit Brigitte abbrechen muß, um nicht den bösen Gerüchten, die schon über sie umlaufen, neue Nahrung zu geben. Nicht wahr, Beatrix?“

„Nein,“ sagte Beatrix trotzig, „ich werde mich Eurem Verbot nicht fügen, Ohm, denn meine gute, treue Brigitte jetzt zu verlassen wäre feig. Komme, was da mag, ich stehe zu ihr.“

Mit diesen Worten verließ sie, um jede weitere Diskussion abzuschneiden, rasch das Zimmer. Der Pfarrer blickte ihr kopfschüttelnd nach und stand auf, um sich ebenfalls zu entfernen, denn die Mittagsglocke läutete eben im Dorfe, und die alte Sabine nahm es sehr übel, wenn er zu spät zum Essen nach Hause kam.

„Wir wollen uns später weiter über die leidige Angelegenheit beraten,“ sagte der Freiherr, dem es lieb war, daß der Pfarrer aufbrach, weil er vor allem wünschte, sich mit dem Abbate zu verständigen, ehe man einen bestimmten Beschluß darüber faßte, wie gegen Brigitte zu verfahren sei.

„Was soll nun zunächst geschehen?“ wandte er sich an den Abbate, sobald die Thür sich hinter dem Pfarrer geschlossen hatte. „Der Einfluß der alten Brigitte auf Beatrix muß um jeden Preis gebrochen werden; meine Nichte wäre längst auf dem Wege nach Rom, wenn diese verwünschte Hexe uns nicht immer entgegenarbeitete. Da sie sich meinem Verbote nicht fügen und den Verkehr mit der Amme nicht aufgeben will, so muß man auf ein anderes Mittel sinnen, um sie gänzlich von jener zu trennen, und ich habe dasselbe bereits gefunden. Ich werde an Pater Löper nach Paderborn schreiben und ihm das verdächtige Treiben Brigittens denunzieren …“

„Um Gottes willen nicht,“ fiel der Abbate ein, „laßt den Löper hier aus dem Spiele! Den finsteren Fanatiker zu Hilfe zu rufen, wäre ebenso unklug wie gefährlich. Ich kenne den Mann genau und hüte mich, seine Pfade zu kreuzen. In seinem gottseligen Eifer gegen das Hexen- und Zauberwesen kennt er weder Erbarmen noch Rücksichten, ist keiner Vorstellung zugänglich, sondern rast wie ein wildgewordener Stier in blinder Wut auf sein Ziel los.“

„Das braucht uns ja nicht zu kümmern, wenn er uns nur für immer von dem alten Weibe befreit, das uns beständig bei Beatrix entgegenarbeitet. Diese Amme hat eine unbegreifliche Macht über sie, und Ihr werdet sehen, daß sie nicht zu bewegen ist, sich von der verdächtigen Person loszusagen.“

Der Abbate lächelte fein. „Sie wird es thun, dafür laßt mich nur sorgen.“

„Durch welches Mittel denkt Ihr denn so sicher den Trotz des Mädchens brechen zu können?“

„Ich werde zu dem Vikar Köhler gehen und ihm vorstellen, welcher Gefahr sich Beatrice aussetzt, wenn sie den Verkehr mit ihrer Amme nicht aufgibt. Ein paar ermahnende Worte von ihm werden genügen, um sie zu bestimmen, sich Eurem Verbote zu unterwerfen.“

Der Freiherr zuckte ungeduldig die Achseln. „So haltet Ihr noch immer fest an der Meinung, daß Beatrix diesen wortkargen Träumer liebt, der ihre Nähe eher meidet als aufsucht?“

„Ja, sie liebt ihn,“ versetzte der Abbate triumphierend, „mein Kalkül hat sich als richtig erwiesen: um dieser Neigung willen hat sie die Hand des Junkers von Spiegel ausgeschlagen. Seht mich nicht so zweifelnd an, amice, ich weiß, daß es so ist. Glaubt mir, Eure Nichte hätte längst ihren Widerspruch gegen die von uns so sehr gewünschte Reise nach Rom aufgegeben, wäre der Vikar auf mein Erbieten, ihm eine Stelle in der ewigen Stadt zu verschaffen, eingegangen, aber leider hat dieser junge Asketiker sich so vollständig in das tote Studium seiner geliebten Griechen eingesponnen, daß er blind ist für das lebendige Glück, das ihm aus zwei schönen Mädchenaugen winkt. Aber so weit denke ich doch ihn wachzurütteln, daß er jetzt seinen Einfluß auf Eure Nichte anwendet, um ihren Trotzkopf zu brechen, und ich werde mich sogleich zu ihm begeben, um ihn dazu zu bestimmen. Addio!“

Nachdem der Abbate ihn verlassen, ging Herr von Elben mit finsterer Stirne und hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, indem er halblaut vor sich hin murmelte: „Eine so gute Gelegenheit, mir die alte Brigitte für immer aus dem Wege zu schaffen,



Westfälische Dorfbraut. Gemalt von Johanna von Pritzelwitz.



bietet sich nie wieder, und ich wäre ein Thor, sie ungenützt vorübergehen zu lassen. Wer weiß, was der Abbate für persönliche Gründe hat, eine Begegnung mit dem Pater Löper zu fürchten? Ich werde mich durch seinen Widerspruch aber nicht abhalten lassen, zu thun, was mir hier klug und sicher erscheint ... Dem Abbate fehlt es überhaupt an der nötigen Energie, ich fange sogar an, seiner vielgepriesenen Schlauheit zu mißtrauen, sind wir doch in den fünf Monaten seiner Anwesenheit unserm Ziele kaum näher gekommen. Mir zuckt es oft in den Fingern, wenn ich sehe, wie er das Mädchen immer nur mit Samthandschuhen anfaßt; durch Strenge und Einschüchterung würden wir gewiß viel mehr erreicht haben. In dieser Sache mit der alten Hexe will ich jedoch meinen eigenen Weg gehen, aber ich werde es so einrichten, daß der Abbate nichts merkt und mir keinen Vorwurf machen kann. Ich schreibe mit verstellter Hand an den Löper nach Paderborn und denunziere ihm das verdächtige Treiben der Brigitte, unterzeichne mit irgend einem fremden Namen und gebe den Brief in Warburg zur Post, wenn ich in der Kürze einmal dahin komme."

Der Freiherr begab sich gleich darauf in sein eigenes Zimmer, um seinen Vorsatz auszuführen und den Brief an den Pater Löper zu schreiben. Die Abfassung des Schriftstückes kostete ihm einige Mühe, da er sorgfältig alles vermeiden wollte, was auf seine Autorschaft hindeuten konnte, und er deshalb den Stil und die Ausdrucksweise eines bürgerlichen Mannes von geringer Bildung festhalten wollte, um den Glauben zu wecken, irgend ein Krämer oder Schreiber aus dem nahen Städtchen sei der Verfasser der Anklageschrift gegen Brigitte. Zuletzt war er aber mit seiner Arbeit sehr zufrieden, und sein Gesicht trug, als er am Abend in das gemeinsame Wohnzimmer trat, einen so heiteren Ausdruck, daß ihn seine Tochter ganz verwundert ansah. Auch der Abbate schien in besonders gehobener Stimmung zu sein, er unterhielt sich eifrig mit Sidonie und gab sich alle Mühe, Beatrix, die ernst und wortkarg in einer Fensternische saß und spann, in die Unterhaltung zu ziehen. Als bald darauf der Vikar Köhler gemeldet wurde, bewillkommnete ihn der Abbate auf das freundlichste und warf zugleich dem Freiherrn einen triumphierenden Blick zu. Der letztere, welcher den Zweck von Wolframs Besuch sofort erriet, empfing den jungen Geistlichen ebenfalls mit ungewohnter Zuvorkommenheit und machte ihm sogar freundschaftliche Vorwürfe, daß er in den letzten Wochen ein so seltener Gast im Schlosse geworden. Die verbindliche Artigkeit, mit der man ihm begegnete, schien die scheue Befangenheit, welche in Wolframs ganzem Auftreten lag, eher zu steigern als zu mildern, und nachdem er eine Zeitlang mit sichtbarer Anstrengung ein gleichgültiges Gespräch mit den beiden Herren und Sidonie geführt, an dem sich Beatrix fast gar nicht beteiligt hatte, stand er auf und trat zu dieser in die Fensternische, und ein beschriebenes Heft, das er bisher in der Hand gehalten, neben sie auf das Fensterbrett legend, sagte er: „Ich habe Euch hier die versprochene Übersetzung aus der Odyssee mitgebracht."

Sie dankte flüchtig, ohne nur einen Blick auf das Heft zu werfen. Er aber beugte sich näher zu ihr und flüsterte leise: „Ich habe eine Bitte an Euch, deren Erfüllung mir sehr am Herzen liegt." In seiner Stimme war ein Klang, der sie rasch aufsehen ließ, aber sein Gesicht trug denselben ruhigen, ernsten Ausdruck wie immer, und sein Auge vermied es, dem ihrigen zu begegnen.

„Ihr wißt, welch böser Verdacht sich gegen Eure Amme erhoben, und wenn mein Wort irgend eine Macht über Euch hat, so beschwöre ich Euch, meidet eine Zeitlang den Verkehr mit dieser Frau."

„Das kann ich nicht," entgegnete Beatrix, „denn sobald auch ich mich von ihr abwende, wäre meine arme Brigitte ganz verlassen in der Not und Gefahr, welche Bosheit und Dummheit über sie gebracht haben."

„Sie wird nicht verlassen sein," sagte Wolfram, „denn ich werde an Eurer Statt oft zu ihr gehen und werde alles thun, um die Bauern von ihrem thörichten Verdachte abzubringen. Nur versprecht mir dagegen, daß Ihr dem Willen Eures Ohms Euch fügen und für jetzt jeden Verkehr mit Brigitte meiden wollt."

Beatrix kämpfte einen Augenblick mit sich; aber dem Tone sanfter Überredung und dringender Bitte, den Wolfram anschlug, widerstand sie nicht, und ein leises: „Ja, ich verspreche es Euch," kam wie ein Hauch über ihre Lippen.

„Ich danke Euch," sagte er innig und

weich, „Brigitte soll noch heute von mir erfahren, wie schwer es Euch wird, gerade jetzt Euch fern von ihr zu halten, und wieviel Mühe es mich gekostet hat, Euch zum Gehorsam gegen Euren Ohm zu bereden. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten verneigte er sich vor Beatrix und trat wieder zu dem Freiherrn, um sich auch von diesem und den anderen zu verabschieden. Herr von Elben und der Abbate nötigten ihn mit großer Freundlichkeit zu längerem Bleiben, aber er schützte Amtsgeschäfte vor und ging. Bald nachdem er sich entfernt hatte, erhob sich auch Beatrix, schob ihr Spinnrad beiseite und sagte, sie fühle sich ermüdet und wolle sich deshalb in ihr Zimmer zurückziehen. Als sie ihrem Ohm die Stirn zum Gutenachtkuß bot, sagte sie mit fester, klarer Stimme: „Ich werde mich Eurem Verbote fügen und in der nächsten Zeit meine Amme weder besuchen, noch sie hier in meinem Hause sehen, erwarte aber dafür, daß man sie vor jeder Unbill von seiten ihrer Feinde schützen wird.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte der Freiherr, „überlaß das nur mir. Ich freue mich sehr, daß du zu besserer Einsicht gelangt bist und erkannt hast, daß mein Verbot nur aus zärtlicher Sorge für dich entsprang ...“

Beatrixens Lippen zuckten unmutig, aber sie erwiderte nichts und verließ schweigend das Zimmer.

„Nun, hatte ich nicht recht?“ wandte sich der Abbate triumphierend an den Freiherrn, „zwei Worte aus dem Munde des jungen Vikars genügten, ihren Trotz zu brechen.“

„Wenn sie nur ihr Versprechen hält,“ entgegnete der Freiherr.

„Sie wird es halten,“ sagte der Abbate überzeugt.

Und er hatte sich darin nicht getäuscht. Beatrix hielt ihr Wort und mied von der Stunde an jeden Verkehr mit Brigitte, aber von Tag zu Tag entbehrte sie schmerzlicher die treue Beraterin und liebevolle Tröfterin, um so mehr, als Wolfram nicht, wie sie im stillen gehofft, öfters kam, um ihr Nachricht von dieser zu bringen, sondern sich vielmehr gar nicht im Schlosse blicken ließ. Zwischen dem Abbate, dessen Pläne sie längst durchschaut hatte, ihrem Ohm, gegen den sie von jeher ein unüberwindliches Mißtrauen empfunden, und Sidonie, deren Verstimmung über die Abreise des Junkers von Spiegel sich durch üble Laune und mürrisches Wesen äußerte, kam sie sich oft unsäglich einsam und verlassen vor und bereute es sehr, daß sie sich von Wolfram dazu hatte überreden lassen, dem Willen ihres Oheims sich zu fügen, und ihm das Versprechen gegeben hatte, ihre Amme nicht zu sehen. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie sich nur einmal an Brigittens treuem Herzen, „dem einzigen, das ihr liebevoll entgegenschlug,“ wie sie bitter sagte, hätte ausweinen dürfen. Aber sie wollte ihr Wort nicht brechen, und wie es sie auch oft nach Brigittens kleinem Häuschen zog, sie widerstand der Versuchung und überschritt nie den Umkreis des Schloßgartens. Da fiel ihr endlich ein Ausweg ein; sie hatte nur versprochen, Brigitte weder in deren Hause noch im Schlosse zu sehen, aber wenn sie irgendwo anders, ohne daß jemand es gewahr wurde, mit ihr zusammentraf, so hatte sie ja dem Wortlaute nach ihr Versprechen nicht gebrochen und doch ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehen und einer Aussprache mit der treuen Hüterin ihrer Kindheit gestillt. Sie wußte, daß Brigitte in den Vollmondnächten des September stets gewisse seltene Kräuter, die nur auf einem nicht weit von Elbhausen entfernten Anger wuchsen, suchen ging, und sie faßte den Entschluß, sie in der nächsten Nacht, in welcher der Mond voll wurde, dort aufzusuchen. In der zwölften Stunde, als alles im Hause schlief, schlich sie leisen Schrittes die Treppe hinab ins Freie, begleitet von ihrem treuen Hunde, den sie als Beschützer auf der nächtlichen Wanderung mitnehmen wollte. Schnell eilte sie die mondhellen Wege des Gartens entlang, immer scheu um sich sehend, ob kein unberufenes Auge sie auf ihrem heimlichen Gange erspähe, und sie atmete erst frei auf, als sie den schweigenden, dunklen Wald erreicht hatte, wo sie einen engen Pfad einschlug, der von dem Monde, dessen Strahlen das dichte Gezweig der Bäume hier nur selten zu durchdringen vermochten, kaum erhellt wurde. Dem Hunde schien es unheimlich zu werden in dieser dunklen Waldesnacht; mit gesenktem Kopfe und eingezogenem Schwanze drängte er sich dicht an die Seite seiner Herrin, und wenn ein Stück verfaultes Holz mit phosphorischem Leuchten zwischen dem Gestrüpp hervorschimmerte, oder die glühenden Augen eines Schuhu von einem Baum=

aste herab funkelten, so stieß er ein leises, klagendes Geheul aus, und sein borstiges Fell sträubte sich. Beatrix aber empfand kein Grauen; die Natur war ihr von Kindheit an lieb und vertraut, und auch jetzt, wo sie allein in stiller Nacht durch den finsteren Wald wanderte und das dumpfe Rohren der Hirsche aus der Ferne zuweilen ihr Ohr traf, wandelte sie nicht die leiseste Regung von Furcht an. Jetzt fing auch der Wald an sich zu lichten, und bald lag der Anger, der das Ziel ihrer Wanderung war, vor ihr. Dieser Anger war eine große, rings von dichtem Wald umgebene Wiese, die sich auf dem Kamme des Bergrückens ausbreitete, an dessen südlichem Abhange das Schloß von Elbhausen erbaut war, in der Gegend „der Sauren" genannt des kurzen sauren Grases wegen, mit dem der Boden bewachsen war. Die Dorfbewohner mieden die Wiese in abergläubischer Scheu, denn eine alte Sage erzählte, daß die mächtigen Steine aus grauem Basalt, die in großer Menge wie von Riesenhänden geworfen über den ganzen Anger zerstreut lagen, von einem Kampfe herrührten, den in Zeiten, als noch das Geschlecht der Riesen im Lande gehaust, diese mit dem Teufel bestanden hätten, und die Irrlichter, die auf dem, wahrscheinlich infolge unterirdischer Quellen, stellenweise ganz moorigen Boden zuweilen gesehen wurden, galten im Volksglauben für die Seelen der vom Teufel damals getöteten Riesen. Jetzt lag das Mondlicht hell über der Wiese, und es sah förmlich gespenstisch aus, wie bald hier, bald dort zwischen den Steinen, welche schwarze, scharf abgegrenzte Schatten über den Boden warfen, eine hohe Frauengestalt auftauchte, die unter eintönigem Gemurmel Kräuter pflückte. Als Beatrix sie anrief, richtete sie sich auf und starrte das junge Mädchen einen Augenblick entsetzt an.

„Heilige Mutter Gottes," sagte sie dann aufatmend und sich bekreuzend, „dachte ich doch eben, wie du in dem dunklen Kleide mit dem schwarzen Schleier um den Kopf aus dem Walde in den hellen Mondschein tratest, es sei der Geist deiner Mutter, der mir erschiene, so ähnlich sahst du der Verstorbenen. Aber Kind, wie kommst du um Gottes willen bei nachtschlafender Zeit allein hierher an diesen verrufenen Ort?"

„Weil ich hoffte, dich hier zu finden, Brigitte, ich sehnte mich so nach dir, und sie haben mir das Versprechen abgelockt, daß ich dich nicht besuchen und dich nicht ins Schloß kommen lassen wollte."

„Weiß, weiß," nickte Brigitte, mit der runzeligen Hand liebkosend Beatrixens lockigen Scheitel streichelnd, „der Wolfram hat mir alles gesagt. Er ist sehr gut gegen mich, der Herr Vikar, und besucht mich oft, dann sprechen wir immer von dir, das heißt, ich erzähle ihm von dir, und er hört so andächtig zu, als säße er in der Kirche."

Beatrix, die sich auf einen Stein niedergekauert hatte, beugte sich bei den Worten Brigittens mit glühenden Wangen zu dem Hunde, welcher zu ihren Füßen lag. „Und hat dich der Vikar nicht zur Vorsicht ermahnt?" fragte sie hastig in unsicherem Tone. „Er hat mich doch schon neulich gebeten, dich zu warnen, daß du dich in acht nehmen und den Leuten keine Veranlassung zu ihrem albernen Verdacht geben solltest, und nun gehst du doch wieder hierher, um Kräuter zu suchen. Wenn dich jemand aus dem Dorfe so um Mitternacht bei Mondschein an diesem verrufenen Orte Sprüche murmelnd umherwandeln sähe, so würde er darauf schwören, daß du wirklich eine Hexe seiest."

„Mögen sie es doch glauben," lachte Brigitte grimmig, „um so mehr fürchten sie mich."

„Aber, Brigitte, denkst du denn gar nicht daran, welcher Gefahr du dich aussetzest, wenn du dem dummen Gerede, das im Dorfe über dich umläuft, neue Nahrung gibst? Wie viele Unglückliche sind allein in den letzten Monaten in Paderborn verbrannt worden, weil sie im Verdacht standen, Hexen zu sein!"

„Die werden's auch gewesen sein, aber ich bin keine Hexe, und so habe ich nichts zu fürchten! Was wollen sie mir denn anhaben, da sie mir doch nichts beweisen können? Hat eine von den Hexen, die der Löper in Paderborn hat verbrennen lassen, etwas auf mich ausgesagt, hat eine behauptet, daß sie mich in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge beim Hexensabbat gesehen hat? Nein! Keine konnte das sagen, denn ich bin ja nie dort gewesen."

„Du hast aber mit allerlei Hokuspokus Heilgetränke gekocht, hast oft mit deinen geheimen Künsten bei den Bauern geprahlt und dich gerühmt, im Besitze von Zaubermitteln zu sein, und das genügt, um dich

bei ihnen in den Verdacht zu bringen, eine Hexe zu sein."

„Ich wollte, sie hätten recht, und ich wäre wirklich eine Hexe, dann hätte ich doch die Macht, diejenigen zu verderben, die dir Böses sinnen, und mich zu rächen an meinem Todfeinde," murmelte Brigitte.

„Sprich nicht so frevelhaft, Amme! Man darf niemandem schaden wollen und muß es Gott überlassen, die Bösen zu strafen. Und außerdem gibt es ja gar keine Hexen."

Über Brigittens verwittertes Gesicht flog ein seltsames Leuchten; sie setzte sich neben Beatrix auf den Stein, und sich dicht zu ihr beugend, als ob sie fürchtete, daß jemand sie belauschen könnte, obwohl weit und breit kein menschliches Auge zu sehen war, flüsterte sie: „O, es gibt wohl geheime, verborgene Kräfte in der Natur, die dem dienstbar werden, der mit dem Teufel einen Pakt schließt. Drüben im Paderbornschen wohnte vor vielen Jahren ein altes Weib, das aus fernen Landen dahin gezogen war und von dem niemand etwas Genaueres wußte. Die Leute verkehrten nicht gern mit der fremden Frau, weil sie im Geruche stand, verbotene Zauberkünste zu treiben, was auch seine Richtigkeit hatte, wie ich selbst erfahren habe. Ich bin ihr einmal zufällig begegnet, als ich auf der Suche nach einem seltenen Kraute, das, wie man sagt, die Pest heilen soll, mich tief in die Wildnis gewagt hatte; sie mochte wohl glauben, daß ich auch zu ihrer Hexenzunft gehörte, weil ich im tiefen Walde Kräuter suchte, und da wurde sie zutraulich und hat mir manches offenbart. Mit Heil- und Liebestränken wußte sie gut Bescheid und kannte mehr als einen geheimen Zauber, mit dem man den Menschen, ohne daß sie es ahnen, aus der Ferne an Leib und Leben schaden kann. Ihre Mutter nämlich, die eine weise Frau und in allem Zauberwesen erfahren war, haben sie in Würzburg als Hexe verbrannt, und ihr selbst, der Tochter, haben sie dann auch den Prozeß machen wollen, aber sie war glücklich aus dem Kerker entkommen und hatte sich in diese Gegend geflüchtet, wo sie nun schon lange in einsamer Verborgenheit lebte. Ihre Mutter, so erzählte sie mir weiter, ist wirklich am Hexensabbat auf dem Blocksberge gewesen und hat den Fürsten der Hölle dort in aller seiner Herrlichkeit gesehen ..."

Beatrix schüttelte ungläubig den Kopf. „Du hast dir von der alten Frau allerlei Märchen aufbinden lassen, Brigitte. Wenn der Teufel Beschützer der Hexen ist, warum rettet er sie denn nicht vom Feuertod, warum nützen ihnen selbst alle ihre Zauberkünste nicht, um sich aus Kerker und Banden zu befreien?"

„Ja, Kind, das hat seine besondere Bewandtnis; durch Weihwasser und Exorzismus wird nämlich dem Teufel seine Macht genommen, und es mag wohl auch nicht jede eine wirkliche Hexe sein, die sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Es ist aber auch gar nicht so leicht, wie man denkt, mit dem Teufel einen Bund zu schließen. Jene Alte, die ich damals traf, vertraute mir, daß es ihr noch nie gelungen, des Bösen ansichtig zu werden, so oft sie ihn auch schon gerufen habe ..."

„Wie kann man so verrucht sein, den Teufel zu rufen?" fiel Beatrix entsetzt ein. „Dachte dieses unglückliche Weib denn nicht daran, daß sie mit solch frevlem Spiele die ewige Seligkeit verscherzte?"

Brigitte zuckte die Achseln. „Die ewige Seligkeit ...! Hm ... Die Priester verheißen sie uns freilich, aber es ist noch kein Toter zurückgekommen, der Kunde gegeben hätte, ob es mit dem versprochenen Paradies da droben seine Richtigkeit hat. Was aber der Teufel denjenigen gelobt, mit denen er den Bund schließt, das kommt ihnen schon hier auf Erden zugute, denn Reichtum und Ehre, und Jugend und Schönheit kann er dem verschaffen, der ihm dafür seine Seele verschreiben will."

Brigitte sprach mit einer solchen überzeugten Sicherheit, daß, so fern Beatrix auch sonst alle die abergläubischen Vorstellungen lagen, welche damals die Gemüter der meisten Menschen beherrschten, sie sich doch von einem gewissen Grauen beschlichen fühlte. „Du mußt nicht so vermessene Reden führen, Amme," sagte sie bittend, „ich mag sie nicht hören."

„Warum nicht, Liebchen? Fürchtest du etwa, daß der Teufel wirklich kommen könnte, um mit mir auf der Stelle den Pakt zu machen? Sei ruhig, er kommt nicht. Ich will es dir nur sagen, ich habe ihn schon mehr als einmal gerufen, aber er ist mir niemals erschienen . . . Und doch," fuhr die Alte in geheimnisvollem Tone fort, „habe ich seine Nähe oft gespürt ... Im Hoch-

sommer um Mittag, wenn die Sonne so heiß am Himmel brennt, daß alle Kreatur die Ruhe im Schatten sucht, kein Windhauch die schwüle Luft bewegt, kein Vogel ruft, kein Käfer, keine Mücke umherschwirrt und ringsum die tiefste Stille herrscht, dann habe ich zuweilen in der Ferne ein helles Lachen gehört . . . aus dem Schilf, aus dem wogenden Kornfeld, aus dem grünen Busch scholl's heraus, aber nicht wie ein Ton von Menschenlippen, es war ein gespenstischer, seltsamer Klang, ein Lachen, wie nur der Teufel oder seine Diener, die Dämonen, die in Luft und Wasser und unter der Erde leben, lachen können. In solcher Stunde rief ich einst den Teufel, aber er ist nicht erschienen auf mein Begehr, denn ich kenne den zauberkräftigen Spruch nicht, mit dem man ihn beschwören muß . . ."

„Und wenn er nun gekommen wäre?" rief Beatrix zusammenschauernd. Ihr gesunder, klarer Verstand kämpfte vergebens gegen den unheimlichen Bann, mit dem der Blick, der Ton, das ganze Wesen der alten Frau ihre Phantasie mehr und mehr umstrickte.

„Wenn er gekommen wäre!" wiederholte dumpf die Alte, „nun, so hätte ich den Bund mit ihm geschlossen und ihm meine Seele verschrieben für den Preis, Kenntnis von den Zauberkünsten zu erlangen, welche Macht geben, den Menschen zu schaden und sie zu verderben. O, wie hätte ich mich dann rächen wollen an denen, die mir so unsägliches Herzeleid zugefügt und mir das Blut in Galle verwandelt haben . . ."

„O, Brigitte, wer kann dich so gekränkt haben, daß du zu so verruchten Mitteln greifen möchtest, um dich zu rächen? Die Lisbeth ist doch nur ein einfältig Weib, dem die Angst um den Knaben den Kopf verrückt, und die anderen . . ."

„Ach, was kümmert mich das alberne Weib und das dumme Gerede der Bauern über mich," fiel Brigitte ein, „von denen spreche ich nicht . . . Kind, Kind, ich habe andere Unbill erfahren als die, so jene mir anthun mit ihrem thörichten Geschwätz, und in solchen hellen Mondnächten kommt's immer wieder über mich mit der alten Gewalt . . . das Leid und der Schmerz und der Durst nach Rache . . . Es war auch so eine Mondnacht wie diese, bald neunzehn Jahre sind's her, da kam eine Reiterschar ins Dorf, Bayern waren's von des Tilly Heer, die brachen in jedes Haus und plünderten und brandschatzten und nahmen die letzte Kuh aus dem Stalle und das letzte Huhn vom Hofe, und wer nicht gutwillig gab, was er an Geld und Gut etwa noch an heimlicher Stelle vergraben hatte, der wurde schwer mißhandelt. Sie kamen auch in unser Haus, und mein Mann und ich brachten herbei, was nur irgend in Küche und Keller zu finden war, und die paar ersparten Thaler, die wir im Bettstroh verborgen hatten, reichten wir ihnen hin, noch ehe sie nach ihnen gefragt, um nur ihren Mißhandlungen zu entgehen. Aber mit höhnischem Lachen warf der Offizier, der den Trupp befehligte, die Silberstücke meinem Manne vor die Füße, und sein Begleiter, der die Kleidung eines Edelmannes trug und eine Larve vor dem Gesicht hatte, sagte: ‚Um Eurer paar lumpigen Thaler willen sind wir nicht gekommen. Euer Herr hat den Brautschatz seines Weibes vor kurzem aus Rom erhalten, und man sagt, daß er ihn mit Euch, seinem Jäger, heimlich im Walde vergraben hat, die Stelle sollt Ihr uns jetzt zeigen, und so Ihr Euch dessen weigert, seid ihr des Todes.' Die Sache verhielt sich so wie der Fremde sagte, dein Vater hatte wirklich das Geld, das deine Mutter vor kurzem aus Rom erhalten, mit Hilfe seines treuen, erprobten Dieners eines Nachts im Walde vergraben. Mein Mann weigerte sich aber, seines Herrn Vertrauen zu verraten, und wie sie ihm auch drohen mochten, selbst als der Offizier ihm die Spitze seines blanken Schwertes auf die Brust setzte, er blieb standhaft und schwieg. Ich stand zitternd dabei, auf dem Arme unser jüngstes, vor wenig Wochen geborenes Kind; die älteren, drei prächtige Knaben, waren uns im letzten Jahre rasch hintereinander an der Pest gestorben. Da riß mir auf den Wink des Fremden ein Reiter das Kind aus den Armen, und jener wandte sich zu meinem Manne und drohte: ‚So du nicht gleich gestehst, wo der Schatz vergraben ist, so laß ich dem schreienden Balge hier den Kopf an der Wand zerschmettern.' Mir dunkelte es vor den Augen, ich hörte nur noch wie aus weiter Ferne ein Wimmern, einen Schlag, einen verzweiflungsvollen Aufschrei, dann verließ mich das Bewußtsein vollständig . . . Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwachte, da waren die Reiter fort, und zwei

blutige Leichen lagen neben mir auf dem Estrich: mein Gatte und mein Kind ..."

Beatrix schlang weinend die Arme um Brigittens Hals. „Das ist entsetzlich! O hätte dein Gatte doch weniger treu das anvertraute Geheimnis bewahrt! Was mußt du Arme damals gelitten haben!"

Brigitte nickte und starrte mit düsterem Blick vor sich hin. „Auf das Schloß war die Reiterschar nicht gekommen, aber sobald sie dort hörten, was bei uns geschehen war, kam dein Vater selbst und brachte mich hinauf zu deiner Mutter, die alles aufbot, um mich zu trösten und meinen Jammer zu lindern, aber ich hörte kaum ihre guten, freundlichen Worte, das Herz lag mir wie ein Stein in der Brust, und ich konnte weder sprechen noch weinen. Ein paar Tage später wurdest du geboren, und weil deine Mutter zu schwach war, um dich nähren zu können, so legten sie dich mir an die Brust, und wie ich dich so in meinem Arme hielt, da war es mir, als sei mein eigen Kind wieder lebendig geworden; die dumpfe Starrheit wich von mir, und mit den Thränen, die auf dein kleines Gesicht fielen, löste sich die brennende Qual meines Schmerzes in linde Wehmut. Schau, Beatrix, deshalb liebe ich dich auch wie mein eigen Fleisch und Blut, mein Leben ließe ich für dich, und keinen heißeren Wunsch habe ich, als dich und mich zu rächen an unserm gemeinsamen Feinde."

„Unserm gemeinsamen Feinde," wiederholte Beatrix, „wen meinst du damit?"

„Deinen Ohm, den Freiherrn . . .! In jener Unglücksnacht fiel von dem Gesichte des fremden Edelmannes einen Augenblick die Maske herab, und obgleich er sie sofort wieder vorlegte, haben seine Züge sich doch meinem Gedächtnisse so fest eingeprägt, daß ich, als dein Ohm nach deines Vaters Tode hierher kam, auf den ersten Blick den Mörder meines Gatten und meines Kindes in ihm erkannte. Wie er damals die wilde Gesetzlosigkeit der Kriegszeit benutzte, um durch Raub sich in den Besitz von deiner Mutter reichem Brautschatze zu setzen, so versucht er jetzt auf anderen Schleichwegen dein Erbe an sich zu bringen. Die Geldgier ist das Haar, an dem der Teufel diesen Mann in die Hölle zieht ..."

„Mein Oheim," rief Beatrix, das Gesicht mit den Händen bedeckend, „meines Vaters eigener Bruder ...!"

„Verstehst du jetzt," fuhr Brigitte mit funkelnden Augen fort, „warum der Durst nach Rache mich verzehrt? Wüßte ich nur genau, wie man den Zauber, der das Mark in den Knochen verdorren läßt, wirksam macht, weder die Furcht vor der irdischen Strafe, noch die Scheu vor dem himmlischen Richter könnte mich abhalten, ihn anzuwenden ..."

„Sieh dorthin," fiel Beatrix ein und deutete in die Ferne, wo am Saume des Waldes ein kleines gelbliches Licht auftauchte, „was ist das?"

„Ein Irrlicht," versetzte Brigitte, „die sieht man ja häufig hier auf dem Sauren."

„Nein, an der Stelle drüben ist kein Sumpf, auch bewegt sich das Licht ganz stetig vorwärts. Jetzt sehe ich es deutlich, es ist eine Laterne, die ein Knabe trägt, und hinter ihm ..." Sie stockte plötzlich, und rasch von dem Stein, auf dem sie saß, herabgleitend, zog sie Brigitte neben sich in das tauige Gras. „Der Wolfram!" flüsterte sie hastig und legte die Hand auf den Kopf des Hundes, der ein leises Knurren hören ließ.

„Halte nur den Tyras still," sagte Brigitte, „und verbirg dich hinter diesem großen Stein. Der Peter, der mit dem Vikar geht, darf dich um alles nicht hier mit mir zusammen sehen."

„Was hat der Wolfram nur zu dieser Stunde mit dem Knaben im Walde zu thun gehabt?"

„Er wird vom alten Kohlenbrenner drüben im Bräunerforst herkommen, der liegt schwer darnieder, und der Wolfram ist alle Tage bei ihm gewesen. Gewiß hat er ihm eben die letzte Ölung gegeben, die der Kranke gern aus des einstigen Pflegesohnes Hand empfangen wollte."

Näher kamen nun die beiden Gestalten des Priesters und des ihn begleitenden Knaben, und wie das Mondlicht so hell auf das bleiche, ernste Antlitz Wolframs fiel, erschien es Beatrix seltsam verändert; um den freien Mund lag ein fremder, schmerzlicher Zug, der von heimlichem Leid und ungestilltem Sehnen sprach, und zwischen den Brauen war eine tiefe Falte, wie nur schwere Seelenkämpfe sie auf so jugendliche Stirnen zeichnen. Seine Augen waren nachdenklich auf den Boden geheftet, und der Saum seines Gewandes streifte im Vorüberschreiten den Stein, hinter dem die beiden Frauen kauerten, ohne daß er ihre Nähe ahnte. Die Blicke Beatrixens

und ihrer Amme folgten unverwandt seiner hohen Gestalt, als er langsam zwischen den Steinblöcken über die Wiese hinschritt, und die letztere sagte leise: „Der Wolfram wäre meiner Treu ein so schöner, stolzer Edelmann, wie nur einer, wenn statt der Tonsur ein Barett mit wallender Feder ihm auf dem Haupte säße und ein Schwert an seiner Seite klirrte; man möchte darauf schwören, daß adeliges Blut in seinen Adern fließt, so edel und vornehm ist sein Aussehen!"

Beatrix seufzte und sagte nichts. „Ich bin gewiß," fuhr die Alte fort, „seine Wiege stand in einem stolzen Schlosse, und er stammt aus einem ritterbürtigen Geschlechte. Was meinst du, Herzchen, wenn es doch noch offenbar würde, daß er eines Edelmanns Sohn ist, und er käme eines Tages mit vornehmer, großer Sippe geritten und führte dich mit Pauken und Trompeten auf seine väterliche Burg als sein trautes Ehegemahl, wäre das nicht schön?"

Beatrix, deren Auge immer dem Lichte folgte, das in der Ferne noch hinter den Bäumen des Waldes schimmerte, sprang bei den Worten der Amme erglühend auf. „Ach, Brigitte, das ist ja ein Traum, der sich nimmer erfüllen kann! Käme auch durch ein Wunder die Herkunft des Wolfram an den Tag, und stammte er aus dem edelsten Geschlechte, er bliebe ja doch immer ein Priester und dürfte nie daran denken, ein Weib heimzuführen als Ehegemahl."

Brigitte schüttelte den Kopf. „Bist im Irrtum, Kind! Seit du mir gestanden, wie's in deinem Herzen aussieht, habe ich Tag und Nacht gesonnen, ob's nicht möglich wäre, dich mit dem Wolfram zusammenzubringen trotz des Priestergelübdes, das er abgelegt — und ich hab's gefunden ...!"

„Brigitte!" rief Beatrix atemlos, und ein jubelndes Entzücken klang aus ihrer Stimme. Aber im nächsten Moment schwand der helle Freudenglanz, der in ihrem Auge aufgeleuchtet war, und sie sagte traurig: „Wie wäre das möglich! Ein Priestergelübde ist ja unlöslich."

„Doch, doch, höre nur weiter! Ich bin einmal im Zimmer gewesen, als deine Eltern von Rom und vom Papst sprachen. Dein Vater sagte, die Macht des Papstes sei größer als die irgend eines Fürsten in der ganzen Welt, denn ihm sei Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen alles im Himmel und auf Erden. Da meinte deine Mutter, wohl sei dem Papst von Gott die Macht verliehen, zu binden und zu lösen, aber eines wäre doch, das auch er nicht lösen könne, nämlich einen Priester von seinem Gelübde. Dein Vater aber antwortete, das sei ein Irrtum, auch einen Priester vermöge der Papst von seinem Gelübde zu entbinden, und ihm seien zwei Fälle bekannt, in denen dies geschehen; einmal bei einem Neffen des Papstes Alexander, der sogar schon Kardinal gewesen und dem er den Kardinalshut und die Weihen wieder abgenommen, als sein älterer Bruder, der ein Herzog von — Candia, glaube ich, war der Name — gestorben und das Geschlecht erloschen sein würde, wenn der jüngere nicht zu einer Ehe hätte schreiten dürfen. Und zum anderen Mal sei es ein Prinz gewesen, den der Papst aus dem gleichen Grunde, weil sein älterer Bruder kinderlos verstorben, von seinem Priestergelübde entbunden habe, und der dann Herzog von Tirol geworden und sich vermählt habe. Du siehst also, daß es möglich ist, einen Geistlichen wieder weltlich zu machen, und wenn du nicht glücklich werden kannst ohne den Wolfram, du bist ja reich, Beatrix, und man sagt, daß in Rom für Geld alles zu erreichen ist. Mein Rat geht nun dahin, daß du, ohne daß dein Oheim und der Abbate etwas davon ahnen dürfen, an den Kölner Erzbischof, der ein milder, guter Herr sein soll, dich wendest, ihm unter dem Siegel der Beichte dein Anliegen vorträgst und ihn bittest, die Vermittelung und Befürwortung desselben beim Papst zu übernehmen. Laß in Rom als Preis für die Lösung Wolframs von seinem Priestergelübde der Kirche den Besitz der Gonsalvoschen Güter bieten, und du wirst bald deines Herzens Wunsch erfüllt sehen."

Beatrixens Atem flog, ihre kleinen Hände preßten sich krampfhaft ineinander, und in sprachloser Überraschung starrte sie mit weitgeöffneten, glänzenden Augen in das lächelnde Gesicht der Amme. Alle ihre Pulse flogen, und wie ein Feuerstrom floß das Blut durch ihre Adern; das Glück, nach dem sie mit allen Fibern ihres Herzens verlangte und das ihr doch auch in ihren kühnsten Träumen immer unerreichbar erschienen war, stand plötzlich wie mit einem Zauberschlag in greifbarer Wirklichkeit vor ihr.

„Du schweigst," fuhr Brigitte fort, „dünkt dir der Besitz der fürstlichen Güter der Gon=

salvos doch am Ende ein zu hoher Preis, um dafür die Freiheit eines namenlosen Priesters zu erkaufen…?"

„Ein zu hoher Preis!" rief Beatrix. „O, Brigitte, du ahnst nicht, wie ich ihn liebe, sonst könntest du das nicht denken. Die Güter der Gonsalvos ein zu hoher Preis für Wolframs Freiheit! Zu Fuß wollte ich nach Rom pilgern und freudig alles, was ich mein nenne, zu den Stufen des päpstlichen Thrones niederlegen, wenn ich damit den Mann, den ich mehr liebe als meiner Seelen Seligkeit, vom Priestergelübde lösen könnte. Mag er des niedrigsten Bauern Sohn sein, mag er ein namenloser Findling bleiben, was kümmert es mich, auch unter dem Dache der ärmsten Hütte würde ich vereint mit ihm das glücklichste Weib auf Erden sein…! Aber ach, ließe sich dein Plan auch wirklich ausführen, und könnte ich in Rom meines heißesten Wunsches Gewährung erlangen, was hülfe es mir? Er liebt mich ja nicht, kalt und gemessen steht er mir gegenüber, das Pochen meines Herzens, das ihm sehnsüchtig entgegenschlägt, findet kein Echo in seiner Brust, und nie leuchtet ein warmer Strahl in seinem Auge auf, wenn es das meine trifft."

„Brigitte schüttelte zweifelnd den Kopf. „Du könntest dich doch irren, Kind…"

„Nein, nein," fiel Beatrix ihr fast heftig ins Wort, „ich weiß, er liebt mich nicht."

Brigitte lächelte geheimnisvoll. „Nun, dann weiß ich auch dafür Rat, ich kann Liebestränke brauen, die Eis in Feuer wandeln; schon mancher Bursch und manche Dirne, die meine Hilfe begehrten, um ein kaltes Herz zu erwärmen, hat ihre Wirkung erprobt. Schau her, in diesem Korbe sind alle die Kräuter, deren ich zu solchem Tranke bedarf, und die ich in der ersten Vollmondnacht gesammelt, da sind sie besonders zauberkräftig."

Beatrix beugte sich rasch über die grünen Kräuter; es war ihr, als steige ein süßer, bestrickender Duft aus ihnen auf, der sich heiß und betäubend um ihre Sinne lege, und tiefer neigte sie die glühenden Wangen auf die geheimnisvolle, würzige Blättermasse.

„Sag nur ein Wort, Herzchen," fuhr Brigitte fort, „und ich koche dir schon morgen den Trank, mußt mir nur dazu ein paar Tropfen von deinem Blute geben, daß ich sie hinein mische. Dann ist der Wolfram, wenn er nur einmal davon getrunken, für immer an dich gekettet; den Zauber löst nichts mehr, mag dein Haar grau, dein Gesicht alt und runzelig werden, ihm wirst du immer schön und jung erscheinen, und nicht eher wird die heiße Liebe seines Herzens erkalten, bis man ihn in das kühle Grab bettet."

Beatrix richtete sich auf und strich die Locken aus der Stirn. Der Bann, der ihre Sinne umfangen hielt, war gebrochen, sie hatte die Versuchung, die so lockend an sie heran trat, überwunden. „Nein," sagte sie fest, „mit verbotenen Zauberkünsten will ich mir seine Liebe nicht erwerben; was als freies Geschenk seines Herzens meine höchste Seligkeit wäre, würde mir zum Fluche werden, wollte ich es auf solchen Wegen erschleichen."

Brigitte blickte sinnend in das süße, holde Mädchenantlitz, das aus der Umrahmung des schwarzen Schleiers so lieblich und rosig hervorschaute. Bedurfte denn auch so viel Jugendreiz und Anmut noch eines Liebeszaubers, um ein Männerherz zu rühren?

„Thue nur zuerst Schritte, um den Wolfram von der Fessel des Priestergelübdes zu lösen," sagte die Alte lächelnd, „der Himmel hat dir ja selbst die Mittel dazu in die Hand gegeben, ein goldener Schlüssel öffnet alle Thüren, auch die von Sankt Peters Statthalter."

„Wer sagt mir aber, ob Wolfram selbst nach Freiheit begehrt?" wandte Beatrix zweifelnd ein.

„Ich sage es dir," entgegnete Brigitte bestimmt, „ich verstehe es, aus den Zügen der Menschen zu lesen, was sie in den verborgensten Tiefen ihrer Seelen verbergen, und ich habe erkannt, daß seit Wochen Wolfram das Gewand des Priesters mit innerem Widerstreben trägt, auch habe ich wohl bemerkt, wie sein Auge aufleuchtet und seine Lippe zuckt, wenn dein Name unerwartet sein Ohr trifft. Laß mich nur gewähren, Kindchen, ich will schon erkunden, wie es mit seinem Herzen steht, und was er von meinem Plane denkt, ohne daß er erfährt, daß du schon davon weißt…"

Statt der Antwort warf sich Beatrix in leidenschaftlicher Bewegung an die Brust Brigittens, die ihr zärtlich die brennenden Wangen streichelte, indem sie murmelte: „Du sollst glücklich werden mit dem Wolfram, mein Liebling, die alte Amme hilft dir dazu, und deinem Ohm und dem welschen Priester zum Trotz werde ich dir doch den Brautkranz



Pfingstmaie. Originalzeichnung von C. Koch.



in die Locken flechten. Aber nun geh," setzte sie hinzu, „der Mond steht schon hinter dem Walde, in einer Stunde ist er untergegangen und der Morgen kommt, du mußt eilen, nach Hause zu kommen, ehe jemand im Schlosse erwacht ist."

„Lebe wohl," sagte Beatrix, „treffe ich dich morgen wieder hier?"

„Nein, nein, du darfst nicht wieder hier mit mir zusammentreffen, es schickt sich nicht für ein vornehmes Fräulein, sich heimlich bei nachtschlafender Zeit aus dem Hause zu stehlen, und du mußt dich hüten, deinem Ohm jetzt irgend einen Vorwand zu gerechtem Tadel zu geben, damit er bei dem Erzbischofe dich nicht hinterrücks verleumden kann, wenn es zu Tage kommt, daß du in Köln bei dem hohen Herrn Rat um Hilfe gesucht hast."

„Und ich soll dich wieder wochenlang nicht sehen, nichts von dir hören," klagte Beatrix.

„Durch den Wolfram sollst du von mir hören," lächelte Brigitte. „Nun aber verweile dich nicht länger hier, sondern eile nach Hause. Ich würde dich gern durch den Wald heimgeleiten, allein ich sorge, es könnte uns die Botenfrau begegnen, die immer vor der Morgendämmerung sich auf den Weg macht, so gehe lieber allein, du hast ja den Tyras bei dir, der ist ein guter Schutz."

„Gewiß, auch fürchte ich mich gar nicht. Lebe wohl, Brigitte!"

Oft blickte Beatrix noch winkend und grüßend zu der ihr freundlich zunickenden Amme herüber, als sie jetzt leichten Schrittes über die Wiese dem Walde zueilte, in dessen Dunkel sie bald verschwand. Von Osten her wehte ein frischer Morgenwind und kühlte ihre heißen Wangen, während sie rasch auf dem schmalen, moosigen Waldpfade dahin schritt. Ihr aber klang aus dem Flüstern der Blätter, die über ihrem Haupte rauschten, immer und immer das Wort der Amme: „Der Papst kann alles im Himmel und auf Erden lösen und binden," und Bilder eines süßen, berauschenden Glückes stiegen verlockend vor ihrem inneren Auge auf und erfüllten ihr Herz mit Entzücken.

Im ganzen Dorfe herrschte ein paar Tage später die größte Aufregung, denn von Paderborn war der Hexenrichter Pater Löper gekommen und bei dem Pfarrer abgestiegen. Eine Stunde darauf wurde an der Kirchenthür eine Schrift angeschlagen, worin es hieß: „Der ehrwürdige Pater Löper hat sich in Elbhausen eingefunden, weil ihm kundgethan worden, daß sich im Dorfe Personen befinden, die verdächtig sind, verbotene Zauber- und Hexenkünste zu treiben, und jedermann ist daher bei Leibes- und Lebensstrafe gehalten, dem Pater bei der Untersuchung, die er nun anstellen wird, dadurch behilflich zu sein, daß er alles, was ihm von dem verdächtigen Thun und Treiben der quästionierten Personen bekannt ist, demselben der Wahrheit gemäß sofort zu wissen thut."

Eine große Zahl von Menschen, Männer, Weiber, Kinder, hatte sich vor der Kirchenthür versammelt, wo der Küster, da die Landleute nicht lesen konnten, die an derselben angeschlagene Schrift wiederholt mit lauter Stimme vorlas. Brigittens Name ging erst leise, dann immer lauter von Mund zu Mund, und die ersten, die der Aufforderung folgten und sich in das Pfarrhaus verfügten, um vor dem gefürchteten Pater Löper gegen sie auszusagen, waren der alte Aloys und seine Tochter Lisbeth, die, seit der kleine Vinzenz trotz aller Heiltränke immer elender und schwächer geworden und endlich gestern verschieden war, fest überzeugt waren, daß Brigitte ihn verhext habe, um sich an dem Knaben dafür zu rächen, daß er sie einst beschuldigt hatte, die schwarze Katze seiner Mutter gestohlen zu haben. Schüchtern traten Vater und Tochter in die Studierstube des Pfarrers, wo sie diesen mit dem Jesuitenpater an einem Tische sitzend fanden, ihnen gegenüber den Vikar, eine Feder in der Hand und ein weißes Papier vor sich. Der alte Aloys drehte verlegen die pelzbesetzte Mütze zwischen den Fingern hin und her und suchte vergeblich nach Worten, um sein Anliegen vorzubringen, Lisbeth dagegen ließ der Schmerz um ihr verlorenes Kind und der Haß gegen die vermeintliche Urheberin seines Todes die Scheu vor dem fremden Pater überwinden, und mit geläufiger Zunge zählte sie alle gegen Brigitte vorliegenden Verdachtsgründe auf. Ihre Aussagen waren so klar und bestimmt, es ergaben sich in dem Verhör, das nun Löper mit ihr und ihrem Vater anstellte, so gravierende Indizien, daß das gelbe, ausgetrocknete Gesicht des fanatischen Hexenrichters einen immer befriedigteren Ausdruck annahm und seine dunklen, tiefliegenden Augen wie die eines Raubtieres zu funkeln begannen.

Pater Löper war überzeugt, ein gottgefälliges Werk zu thun, indem er überall, wohin er kam, die strengsten Hexenverfolgungen inaugurierte. Die ganze geistige Atmosphäre jener Zeit war von solchen Vorstellungen und Einbildungen durchtränkt, und nicht nur unter dem niederen, unwissenden Volke, auch in den Kreisen der Gebildeten war der Glaube an Hexen verbreitet; allgemein wurde angenommen, daß es den Menschen möglich sei, mit dem Teufel einen Bund zu schließen und durch die Macht des Bösen dann die Fähigkeit zu erlangen, vermittelst geheimer Zauberkünste der Natur zu gebieten und über ihre Feinde Unheil und Krankheit zu verhängen. Gelehrte Juristen wetteiferten mit fanatischen Priestern im Schreiben langer Dissertationen über Dämonologie; ein Papst, Innocenz VIII, erteilte durch eine Bulle: „Summis desiderantes“ (3. Dezember 1484) dem Verfahren der weltlichen Gerichte gegen die der Hexerei und Zauberei angeklagten Personen die päpstliche Sanktion, und erhob damit gleichsam den Hexenglauben zu einem kirchlichen Lehrsatze. Ein König, Jakob I von England, schrieb eine langatmige lateinische Dissertation über Dämonologie, worin er die Existenz von Hexen und die Wirksamkeit von Zauberkünsten mit Gewißheit zu beweisen sich bemühte. Und so vereinigten sich geistliche und weltliche Macht, die Diener der Wissenschaft und die Verkünder des göttlichen Wortes, um die Menschheit in dieser furchtbarsten aller Wahnvorstellungen zu bestärken. Drei Jahrhunderte lang rauchten Jahr für Jahr über ganz Europa hin die Scheiterhaufen, auf denen Hexen und Zauberer verbrannt wurden. Die Kirche, die unter dem Deckmantel der Hexenverfolgung jede freie Regung der Geister auf dem Gebiete des Glaubens zu bekämpfen wußte, und der Staat, der gern seinen Arm dazu lieh, weil in protestantischen Ländern die Konfiskation des Vermögens der Hingerichteten den Säckel des Landesfürsten füllte, arbeiteten sich bei den Hexenprozessen mit großer Eintracht gegenseitig in die Hände. Wie ein geistiges Miasma schlich der Glaube an Hexen und Zauberer vergiftend in die Gemüter der Menschen jener Zeit, und es war um so schwerer, ein Heilmittel gegen diesen krankhaften Wahnsinn zu finden, weil erstens nur wenige erleuchtete Köpfe sich vollkommen frei von jener geheimen Furcht vor teuflischen Zauberkünsten erhielten, von der mehr oder weniger alle Völker angesteckt waren, und es zweitens sehr gefährlich war, irgend einen Zweifel an der Existenz von Hexen auszusprechen, denn nach dem Malleus maleficarum, der das Verfahren gegen die der Hexerei verdächtigen Personen in ein förmliches System brachte, war es ein untrüglicher Beweis für die Schuld der Angeklagten, wenn sie vorgaben, nicht an Hexenwesen und Zauberei zu glauben. So muß man auch annehmen, daß die große Mehrzahl der Richter in den Hexenprozessen nach bester Überzeugung ihr Urteil sprachen, zumal da sehr oft auch ohne Anwendung der Folter die angeklagten Weiber sich schuldig bekannten und die haarsträubendsten Details über ihren Verkehr mit dem Bösen und die Hexenzusammenkünfte auf dem Blocksberge freiwillig zu Protokoll gaben, eine psychologische Erscheinung, für die uns noch heute jede Erklärung fehlt, die aber jedenfalls als Milderungsgrund für den Abscheu, den uns die Grausamkeit und fanatische Strenge der Hexenrichter jener Tage einflößt, schwer ins Gewicht fällt.

Ohne Zweifel gehörte auch der gefürchtete Paderborner Hexenrichter, Pater Löper, zu denjenigen, die aus innerster Überzeugung mit Folter und Feuer gegen die Hexen zu Felde zogen, und so oft er ein armes, unglückliches Weib zum Tode auf dem Scheiterhaufen verdammt hatte, meinte er, einen neuen Stein zum Bau des Gottesreiches herbeigetragen zu haben. Deshalb leuchteten auch seine Augen immer heller, als Lisbeths Aussagen über Brigitte den gegen diese vorliegenden Verdacht, verbotene Zauberkünste zu treiben, ihm bald zur Gewißheit werden ließen. „Schreibt, schreibt,“ wandte er sich ungeduldig an den Vikar, der mit steigender Unruhe den Anklagen lauschte, welche die Tochter des alten Aloys gegen Beatrixens Amme vorbrachte, „die Aussagen dieser Frau hier sind von der höchsten Wichtigkeit, nehmt sie genau zu Protokoll, denn sie lassen mit Gewißheit darauf schließen, daß die Inkulpatin Brigitte Hassert eine Hexe der schlimmsten Art ist.“

„Ich möchte Euch darauf aufmerksam machen, ehrwürdiger Vater,“ versetzte Wolfram bescheiden, aber fest, „daß die Frau hier in dem Schmerze um ihren verstorbenen Knaben sehr geneigt sein dürfte, die Einbildungen ihrer erregten Phantasie für wirkliche

Thatsachen zu nehmen, und daß sie, eine ehemalige Soldatendirne, die einst ihrem alten Vater mit ihrem Liebsten heimlich entfloh, auch jetzt noch, da sie als eine Ehefrau in die Heimat zurückgekehrt ist, keines guten Leumundes hier genießt, während Brigitte Hassert stets als eine fromme, ehrbare Frau bekannt war."

„Der Schein der äußeren, bürgerlichen Ehrbarkeit umgibt sehr oft derartige, des Hexenwesens verdächtige Weiber. Ich habe in mehr als hundert Fällen dieser Art schon inquiriert, junger Mann, und also sicherlich mehr Erfahrung als Ihr," entgegnete Löper scharf, indem er mit einer gebietenden Handbewegung dem Vikar winkte, zu schreiben.

Wolfram warf ein paar Zeilen auf das Papier, dann aber legte er die Feder nieder, und sich rasch zu dem alten Bauer wendend, der noch immer scheu und stumm in einer Ecke stand, sagte er: „Nun, Aloys, was habt Ihr denn zu berichten? Stimmt Ihr in allen Stücken mit den Aussagen Eurer Tochter überein, und seid Ihr wirklich überzeugt, daß die Brigitte das Hagelwetter gemacht und Euren Enkel durch böse Zauberkünste aufs Siechbett gebracht hat? Überlegt Euch wohl, was Ihr hier zu Protokoll gebt, es handelt sich dabei nicht nur um den ehrlichen Namen, sondern vermutlich um das Leben einer Frau, mit der Ihr lange Jahre in freundnachbarlichem Verkehre gestanden habt, und die in schweren Tagen sich Euch oft hilfreich erwiesen, Ihr..."

„Herr Vikar," fiel ihm Löper zornig in das Wort, „Ihr habt hier nur die Aussagen der Zeugen niederzuschreiben, nicht aber Euch in das inquisitorische Verfahren zu mischen, das mir allein zusteht. Die Zauberei ist ein Crimen haereseos, wie der Malleus maleficarum sie qualifiziert; als geistlicher Richter bin ich von dem hochwürdigsten Bischofe angestellt, und sobald mir nach den Aussagen der Zeugen die Schuld der Angeklagten so evident geworden, daß es mir nötig erscheint, zu deren Verhaftung zu schreiten, habe ich mich mit dem weltlichen Richter ins Einvernehmen zu setzen, der dann nach dem Artikel 109 der Carolina mir den nötigen Beistand zu leisten hat. Das ist das gesetzmäßige Verfahren, das in diesen Fällen zu beobachten ist, und ich muß mir daher jede Einmischung Eurerseits in das Zeugenverhör verbitten. Ihr habt nichts zu thun als das Protokoll zu führen. Und Ihr, alter Mann," fuhr er zu Aloys gewandt fort, „sprecht frei und ohne Rückhalt alles aus, was Ihr von den Zauberkünsten der Angeklagten in Erfahrung gebracht habt, und bedenkt, daß Ihr Euch durch die Verheimlichung irgend eines Indiziums einer schweren Sünde schuldig macht. Zuerst nehmen wir also den Fall mit dem Hagelwetter. Glaubt Ihr, daß die Brigitte Hassert es aus Rachsucht herbeigezaubert hat?"

Aloys schob verlegen seinen Messingkamm in dem grauen Haar hin und her und zögerte mit der Antwort, aber als Lisbeth ihn aufmunternd am Rocke zupfte, stammelte er: „Ja, glauben thue ich's wohl eigentlich, denn meine Tochter sagt, daß sie, gerade ehe das Wetter losbrach, Brigitte auf unserm Acker stehen gesehen, wie sie die Arme mit seltsamen Gebärden, Sprüche dazu murmelnd, nach allen vier Himmelsgegenden ausstreckte, worauf dann die Wolken immer schwärzer und schneller heraufgezogen sind..."

„Diese Aussage ist falsch," unterbrach ihn Wolfram hier, „ich bin, kurz ehe das Gewitter losbrach, in der Hütte Brigittens gewesen und habe sie dort am Herd beschäftigt gefunden, sie kann also nicht zu gleicher Zeit auf dem eine halbe Stunde vom Dorfe entfernten Acker gewesen sein, und die Lisbeth muß irgend ein anderes Weib statt ihrer gesehen haben."

Ein häßliches, böses Zucken flog über das scharfgeschnittene Gesicht des Hexenrichters, und er ließ seine knöcherne Hand hastig auf den Tisch fallen. „Schon wieder," sagte er drohend, „muß ich die ernste Mahnung an Euch richten, Euch nicht in das Inquisitionsverfahren zu mischen. Hütet Eure Zunge, Eure lebhafte Parteinahme für eine der Zauberei so dringend verdächtige Frau, wie die Brigitte Hassert, wirft schon ein sehr seltsames Licht auf Euch, und der Umstand, daß Ihr sogar das Haus dieses schon längst im Dorfe als Hexe verrufenen Weibes betreten habt, ist so gravierend für Euch, daß Ihr es nur der Rücksicht auf das Priestergewand, das Ihr tragt, zu danken habt, wenn ich für diesmal noch davon abstehe, das inquisitorische Verfahren gegen Euch selbst einzuleiten."

Wolframs Blick begegnete ruhig und fest dem unheimlich funkelnden Auge des Jesuiten, und seine Mienen verrieten keine Furcht, sondern nur verächtliches Staunen.

Der alte Pfarrer aber war tödlich er-

schrocken, und Wolfram die Feder aus der Hand nehmend, sagte er hastig zu Löper: „Ich werde selbst das Protokoll zu Ende führen, und mein junger Amtsbruder soll gleich hinauf ins Schloß gehen, um den Freiherrn von Elben, der als Vormund der minorennen Gutsherrin der oberste Gerichtsherr hier ist und also, wie Ihr eben bemerktet, jetzt, da die Schuld der Inkulpatin so weit erwiesen scheint, um demnächst zu ihrer Verhaftung zu schreiten, als nächste weltliche Obrigkeit von dem Stande der Dinge in Kenntnis gesetzt werden sollte."

Pater Löper nickte zustimmend; ihm war es erwünscht, daß Wolfram so auf eine schickliche Weise entfernt wurde, denn die Einreden desselben bei dem Verhör waren ihm unbequem, und das feste, unerschrockene Auftreten des jungen Priesters hatte ihm bewiesen, daß er durch Drohungen nicht einzuschüchtern war.

„Geh, geh, mein Sohn," drängte der alte Pfarrer, und als Wolfram zauderte, flüsterte er ihm zu: „Versuche, den Freiherrn zu bewegen, daß er seinen Einfluß zu Gunsten der armen Brigitte geltend macht, damit wirst du ihr mehr nützen, als wenn du hier durch deinen Widerspruch den Pater Löper noch mehr gegen sie aufreizest."

Wolfram sah ein, daß sein Pflegevater recht hatte, und verließ ohne Zögern das Zimmer, um auf das Schloß zu eilen. Löper setzte nun das Verhör fort, und der alte Aloys, der allmählich seine Scheu vor dem fremden Priester überwand, berichtete jetzt weiter, daß nach einem Streite, den seine Tochter mit der Brigitte Hassert im vorigen Herbste gehabt, ihre einzige Kuh plötzlich erkrankt sei, und als er darauf zu dieser gegangen und ihr vorgehalten, sie hätte das Vieh verhext, habe sie das zwar heftig geleugnet, dann aber doch sich bereit finden lassen, die Kuh durch einen Trank wieder gesund zu machen.

„Schweres Indizium," nickte Löper befriedigt. „Schreibt nieder, Herr Konfrater: ‚Angeklagte hat aus Rachsucht eine Kuh verhext und dann, als man sie dessen beschuldigt, aus Furcht das Vieh wieder durch einen Kräutertrank gesund gemacht.'"

Der Küster öffnete eben leise die Thür und meldete, es warteten mehrere Weiber draußen, die Aussagen gegen die Brigitte Hassert machen wollten. „Laßt sie hereinkommen," befahl Löper, „ich will sie alle verhören."

Und sie kamen, eine nach der anderen, und legten Zeugnis dafür ab, daß Brigitte eine Hexe sei. Der ersten hatte Brigitte die Kuh verzaubert, daß sie keine Milch mehr gab, der zweiten hatte sie Mäuse auf das Feld gelockt, die ihr alle Rüben zerfressen, einer dritten waren alle Äpfelblüten taub vom Baume gefallen, nachdem die Angeklagte, als sie ihr im Vorübergehen den Blütensegen gezeigt, ein paar mit dem Finger abgestreift, natürlich nur, um sie daheim mit Zaubersprüchen um Mitternacht im Topf zu kochen. Eine vierte erzählte, ihr kleiner Junge behaupte steif und fest, eine Kröte sei aus Brigittens Munde gesprungen, als sie ihn einmal ausgescholten und geschlagen habe, und eine fünfte verschwor sich, deutlich gesehen zu haben, daß Brigitte beim Abendmahl die Hostie wieder aus dem Munde genommen hätte. Dieses letzte Indizium war so gravierend, daß Pater Löper beschloß, sofort zur Inhaftierung der Angeklagten zu schreiten. Er ließ die beiden Gerichtsdiener, die er vorsorglich schon von Paderborn mitgebracht hatte, hereinrufen und befahl ihnen, die Brigitte Hassert zu holen und ihm vorzuführen, indem er ihnen zugleich einschärfte, deren Behausung genau zu durchsuchen und alles Verdächtige mitzubringen. Lisbeth erbot sich dienstfertig, den Gerichtsdienern den Weg nach Brigittens Hütte zu zeigen. Diese hatte noch nichts gehört von der Ankunft des Hexenrichters und hatte daher keine Ahnung von dem Unwetter, das sich über ihrem Haupte zusammenzog. Sie stand ruhig vor dem Herd und hielt ein plump aus Wachs modelliertes Püppchen über die glimmenden Kohlen, als die Thür aufgestoßen wurde und die Gerichtsdiener mit Lisbeth eintraten. Kaum hatte diese das Wachspüppchen in Brigittens Händen erblickt, so stieß sie einen Triumphschrei aus, und es ihr entreißend, rief sie: „Haben wir dich endlich bei deinen Teufelskünsten ertappt, du verruchte Hexe! Wessen Abbild ist es, das du hier über das Feuer hältst? Wer ist jetzt, nachdem mein armes Kind auf dem Schragen liegt, an der Reihe, von dir mit Siechtum geschlagen zu werden?"

Sprachlos sank Brigitte auf einen Stuhl und blickte entsetzt auf Lisbeth, die das Wachsbild hoch in die Höhe hielt, indem sie höhnisch lachend fortfuhr: „Jetzt werden dir deine Hexenkünste gelegt werden. Der Hexenrichter von Paderborn, der Pater Löper ist

da, nun werden alle deine Schandthaten ans Licht kommen, und die Folter wird dir schon die verstockte Zunge lösen."

Unterdessen hatten die Gerichtsdiener jeden Winkel der Hütte durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden, als einen Haselzweig, den sie seiner gabelförmigen Gestalt wegen für eine Wünschelrute hielten, die dem Glauben der Zeit nach dazu diente, verborgene Schätze sowie die Spur gestohlener Dinge aufzufinden. Sie hielten den Zweig mit drohender Gebärde dicht vor Brigittens Gesicht und bedeuteten ihr, daß sie sich ohne Widerstand die Hände binden zu lassen und ihnen ohne Verzug in das Pfarrhaus zu folgen habe, um von dem Pater Löper verhört zu werden. Brigitte hatte sich jetzt von ihrer ersten Bestürzung erholt, und obgleich sie die Gefahr ihrer Lage klar erkannte, bewahrte sie doch ihre äußere Ruhe. Ohne ein Wort zu reden, ließ sie sich die Hände auf den Rücken binden, und festen Schrittes und aufrechten Hauptes ging sie zwischen den beiden Gerichtsdienern die Dorfstraße entlang, den Schimpfreden Lisbeths, die ihr keifend folgte, sowie den Spottrufen der Dorfkinder, die sie Hexe, Satansliebchen und Zauberin schalten, ein verächtliches Schweigen entgegensetzend. Ebenso ruhig und gefaßt erschien sie auch, als sie dem Hexenrichter selbst gegenüberstand. Ihre Antworten auf seine Fragen waren klar und deutlich, und mit Entschiedenheit stellte sie, als Löper ihr das Protokoll über die Aussagen der Zeugen vorlas, jeden einzelnen Punkt der Anklage in Abrede; als er aber das Wachspüppchen aus der Hand des Gerichtsdieners nahm und, es ihr zeigend, sie fragte, warum sie dasselbe über das Feuer gehalten, erbleichte sie und blieb die Antwort schuldig. Es war ein damals allgemein verbreiteter Glaube, daß wenn man an einer Wachspuppe, welche die Züge einer Person trug, die man verderben wollte, Glied für Glied über dem Feuer schmolz, ebenso die Glieder des lebendigen Menschen, von dem jene ein Abbild war, verdorren müßten. Ja, diese Art von Zauberei galt für eines der schwersten Verbrechen auf dem Gebiete der verbotenen Hexenkünste. Daß man Brigitte mit einem solchen Wachsbild in der Hand am Herde stehen gefunden, genügte schon, um sie als Hexe vor Gericht zu bringen.

„Wen stellt das Wachsbild dar?" fragte Löper, und als sie stumm blieb, fuhr er, die Puppe einer genauen Inspektion unterwerfend, fort: „Es ist jedenfalls das Bild eines Edelmannes. Das samtene Wams, die Spitzenkrausen an den Ärmeln deuten unverkennbar auf den höheren Stand des Mannes, den Ihr mit Euren höllischen Künsten verderben wolltet."

„Ei," rief die Lisbeth, „das soll niemand anderes darstellen, als unsern gnädigen Herrn. Seht doch nur die rötlichen dicken Augenbrauen und den spitzen Knebelbart der Puppe, gerade so schaut der Freiherr drüben im Schloß aus."

„Verhält es sich so, wie diese Frau sagt?" fragte Löper, und als Brigitte stumm blieb, fuhr er fort: „Ich nehme Euer verstocktes Schweigen für ein Geständnis und frage nun weiter, aus welchem Grunde habt Ihr danach getrachtet, diesem Edelmanne an Leib und Leben zu schaden?"

Brigitte erhob mit einem plötzlichen Entschlusse ihr Haupt, und ein Blitz tödlichen Hasses flammte aus ihren Augen, als sie mit heiserer Stimme hervorstieß: „Warum? Weil er ein Räuber und Mörder ist! Neunzehn Jahre habe ich geschwiegen, aber nun will ich seine Schuld an den Tag bringen, und muß ich unschuldig auf dem Holzstoße brennen, so soll er zuvor seiner Sünden Lohn ernten."

„Hört nicht auf sie," rief der alte Pfarrer, „die Unglückliche hat offenbar vor Schrecken plötzlich den Verstand verloren."

„O nein," widersprach Brigitte heftig, „ich bin ganz bei Sinnen, laßt mich nur reden …"

„Still," sagte Löper, „hier ist nicht der Ort für Euch, um Anklagen vorzubringen. In dem ordentlichen Verhör zu Paderborn mögt Ihr in meiner und der weltlichen Richter Gegenwart Eure Aussagen machen. Und Ihr," wandte er sich zu den Gerichtsdienern, „requiriert sogleich bei einem der Bauern einen Karren, auf welchem die Angeklagte unter Eurer Eskorte nach Paderborn gebracht wird. Ich folge in meinem Wagen."

„Wollt Ihr nicht die Rückkehr meines Vikars abwarten?" bemerkte schüchtern der alte Pfarrer. „Der Freiherr hat die Patrimonialgerichtsbarkeit hier; zur Verhaftung eines Dorfinsassen gehört daher seine Einwilligung."

„In solchen Fällen, wie der vorliegende, ist dieselbe nicht nötig," entgegnete Löper,

„mein Verfahren ist ganz legal. Lest nur, was die Carolina darüber sagt."

Unterdessen hatten die Gerichtsdiener schon einen Karren herbeigeschafft und waren eben im Begriff, Brigitte, die, einsehend, daß hier aller Widerstand vergeblich sei, sich schweigend dem Befehle Löpers, ihm aus dem Hause zu folgen, gefügt hatte, auf den Wagen zu heben, als Wolfram in atemloser Hast von seinem Gange nach dem Schlosse zurückkam. Er berichtete dem alten Pfarrer, welcher dem Jesuitenpater bis zu dessen Wagen das Geleit gab, daß man im Schlosse ihm gesagt habe, der Freiherr sei mit dem Abbate und den beiden Fräuleins nach Hohenborn gefahren, wo zu Ehren eines fremden Prinzen heute eine große Jagd stattfinde.

Brigitte streckte ihre gefesselten Hände nach Wolfram aus und rief: „Was wird mein Kind, meine Beatrix, dazu sagen, daß sie ihre arme, alte Amme als Hexe vor Gericht schleppen?"

Von tiefstem Mitleide ergriffen trat Wolfram zu der Unglücklichen, und die Hand auf ihre Schulter legend, sagte er: „Das Fräulein von Elben wird ebensowenig wie ich selbst auch nur einen Augenblick an Eurer vollständigen Schuldlosigkeit zweifeln."

„Jawohl," rief eine schrille Stimme aus der Menge, die sich vor dem Pfarrhause versammelt hatte, „das Schloßfrölen ist ja auch in Hexenkünsten wohl bewandert, und eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus."

Wolfram warf auf die Sprecherin, eine alte Frau mit boshaft grinsendem, zahnlosem Munde, einen zornflammenden Blick. „Hüte deine Lästerzunge, Beckerin," fuhr er sie entrüstet an, „wie kannst du dich unterfangen, solch hirnverbrannte Verleumdungen über deine Gutsherrin auszusprechen?"

„Ei," sagte die Alte, frech vor den Vikar hintretend, „meine Annemarie, die auf dem Desenberge dient, hat es aus der gnädigen Frau von Spiegel eigenem Munde gehört, nur das Elbenhäuser Frölen sei daran schuld, daß der Junker Engelbert seine Heimat und seine Mutter verlassen, um gleich einem armen Landsknechte in der Fremde Kriegsdienste zu suchen. Mit einem Liebestranke habe sie ihn so verzaubert, daß er sich in Trübsinn und Jammer verzehrt, als sie ihn, den sie erst angelockt, dann kalt zurückgewiesen und seiner treuen Liebe gespottet..."

„Nun und nimmer kann solches die Frau von Spiegel gesagt haben," fiel Wolfram in steigender Erregung ein, „wer weiß, wie Eure Annemarie aus halbverstandenen und falsch aufgefaßten Worten ihrer Herrin sich so einen Unsinn zusammengereimt hat. Ihr solltet Euch wahrlich schämen, solch dummes, boshaftes Geschwätz einer unverständigen jungen Dirne zu wiederholen."

„Schimpft mich nur, Herr Vikar, weil ich die Wahrheit rede," keifte die Alte.

„Darüber müßt Ihr Euch nicht wundern, Beckerin," rief Lisbeth mit höhnischem Auflachen dazwischen, „daß der Herr Vikar so aufbraust, wenn einer dem Frölen vom Schlosse Übles nachredet, sie hat ihn ja mit Hilfe der alten Brigitte ebenso verzaubert wie den Junker von Spiegel!"

Wolfram sah sie wie versteinert an. Er war so empört, daß ihm im ersten Augenblicke das Wort auf der Zunge erstarb. Löper aber, welcher den Reden der beiden Weiber mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war und sich dabei ein paarmal mit der Hand über die Stirn gestrichen hatte, wie jemand, der sich auf etwas zu besinnen sucht, murmelte jetzt vor sich hin. „Richtig, Beatrix von Elben war der Name, der in dem gestern empfangenen Briefe des Jesuitengenerals stand." Und zu dem Pfarrer gewandt, fragte er: „War die Mutter der Beatrix von Elben nicht eine Gonsalvo?"

„Jawohl, Maria Gonsalvo," bestätigte der Pfarrer, der Wolfram fortwährend durch Zeichen und Blicke zum Schweigen zu mahnen suchte. Löper nickte, und Lisbeth herbei winkend, sagte er: „Was habt Ihr eben von dem Vikar und dem Fräulein von Elben ausgesagt?"

„Daß sie ihn gerade so verzaubert hat wie den Desenberger Junker," versetzte Lisbeth, die Arme herausfordernd in die Seite stemmend.

„Durch einen Liebestrank?" inquirierte Löper weiter.

„Nein," entgegnete Lisbeth, „den Vikar dort hat sie durch ein Buch behext, das mit seltsam krausen schwarzen Zeichen bedruckt ist. Die Brigitte hat's ihm als Geschenk von dem Schloßfrölen gebracht, und des Herrn Pfarrers Haushälterin erzählt, daß er seitdem wie verwandelt ist und von früh bis spät über dem Buche sitzt."

„Was habt Ihr nun dagegen zu sagen?" wandte sich jetzt der Jesuitenpater zu Wolfram.

„Was ich dagegen zu sagen habe?“ rief dieser bebend vor Zorn und Entrüstung, „nichts anderes, als daß die Lisbeth dort eine schändliche Lügnerin und Verleumderin ist, die aus eitel Bosheit und Rachsucht eine schuldlose Frau, wie Brigitte Hassert, ins Verderben zu bringen trachtet und sich sogar nicht entblödet, den reinen Namen des Fräulein von Elben mit schmählicher Nachrede zu besudeln. Das Buch, von dem jenes Weib spricht, hat mir das Fräulein allerdings durch ihre Amme gesandt; es ist die Odyssee im griechischen Originaltext. Soll etwa darin ein böser Zauber stecken?“

„In dem ordentlichen Gerichtsverhör wird sich bald herausstellen, was hier Lüge und was Wahrheit ist,“ sagte Löper, in seinen Wagen steigend, „dort versteht man es, die verstocktesten Sünder zum Sprechen zu bringen. Lebt wohl, Herr Konfrater,“ setzte er hinzu, indem er dem alten Pfarrer, der bekümmert am Wagenschlag stand, die Hand reichte, „und habt acht auf Euren Vikar, der junge Mann scheint mir sehr nahe daran, in die Netze des Satans zu geraten.“

Fort rollte der Wagen des Hexenrichters. Der Karren, auf dem Brigitte zwischen den beiden Gerichtsdienern saß, folgte, und mit zusammengepreßten Lippen und finsteren Blicken starrte Wolfram der Staubwolke nach, die unter den Hufen der Pferde aufwirbelte, bis der alte Pfarrer den Arm um seine Schulter legte und ihn mit sanfter Gewalt hinein in das Haus führte, vor dessen Thür die aufgeregte Menge noch lange lebhaft schwatzend und gestikulierend stand.

Während die oben geschilderten traurigen Vorgänge in Elbhausen sich abspielten, lag Beatrix ahnungslos zu Hohenborn in fröhlicher Gesellschaft dem Jagdvergnügen ob. Der Freiherr und Sidonie hatten lebhaft gewünscht, der Einladung ihres Nachbarn, des Grafen von Born, zu folgen, und Beatrix war leicht überredet worden, dieselbe anzunehmen, weil sie in der fieberhaften Aufregung, in welcher sie sich seit jener nächtlichen Unterredung mit Brigitte befand, dem Erscheinen Wolframs ebenso ungeduldig entgegensah, als ihr zugleich auch wieder bangte vor diesem ersten entscheidenden Wiedersehen. Während der beiden letzten Tage hatte sie keinen anderen Gedanken gehabt als an ihn, und immer wieder hatte sie sich mit klopfendem Herzen voll Bangen gefragt: wie wird er Brigittens Eröffnungen aufnehmen, wird er die Freiheit als ein ersehntes Geschenk aus meinen Händen empfangen wollen, um fortan statt der Kirche mir sein Leben zu weihen . . .? Bei jedem raschen Schritte, der auf der Treppe erklang, bei jedem unerwarteten Öffnen einer Thür stockte ihr Atem, und sie meinte, Wolframs hohe Gestalt auf der Schwelle erscheinen zu sehen, und immer wieder fand sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Vergebens suchte sie ihre Ungeduld damit zu beschwichtigen, daß sie sich sagte, es sei thöricht, Wolfram so bald zu erwarten, da Brigitte ihn ja nicht in dem Pfarrhause aufsuchen durfte, also nicht eher eine Gelegenheit finden konnte, ihn zu sprechen, bis er zu ihr kam, was er gerade jetzt, wo seine Zeit durch die schwere Krankheit seines ehemaligen Pflegevaters sehr in Anspruch genommen war, wohl nicht thun werde. Die Einladung nach Hohenborn kam ihr deshalb ganz erwünscht, weil sie durch diesen zweitägigen Ausflug die Pein der vergeblichen Erwartung etwas abgekürzt sah. Der ganze Adel der Umgegend hatte sich in Hohenborn versammelt, und zu Pferd und zu Wagen begab sich die Gesellschaft hinaus in den Wald. Die Mehrzahl der Damen hatte vorgezogen zu fahren, aber Beatrix, die eine kühne, gewandte Reiterin war, tummelte mit sicherer Hand das mutige Pferd, welches ihr vom Hausherrn zur Verfügung gestellt worden war. In dem enganschließenden Reitkleide, das kleine Hütchen mit wallender Feder auf den dunklen Locken, die Wangen von der raschen Bewegung und der frischen Luft leicht gerötet, sah sie so schön aus, daß der fremde Fürst, ein Sohn des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, dessen böhmische Königsherrlichkeit in der Schlacht am weißen Berge ein so schnelles Ende gefunden, sie vor allen anderen Damen auszeichnete und bald nicht mehr von ihrer Seite wich. Der Friedensschluß von Münster hatte dem jungen Manne das Erbe seiner Väter zurückgegeben, und er war jetzt nach Kassel gekommen, sich um die Hand einer Tochter der verwitweten Landgräfin Amalie, jener durch den in schwerer Kriegszeit bewiesenen hohen Mut und weise Herrschertugenden so berühmt gewordenen Fürstin, zu bewerben. Dort hatte er den Grafen Born, einen der reichsten Gutsbesitzer Hessens, kennen gelernt und war von diesem eingeladen worden, einige Jagden in

seinen durch reichen Wildstand ausgezeichneten Wäldern mitzumachen. Der fürstliche Bräutigam, ein eifriger Jäger, war der Einladung des Grafen gern gefolgt, aber Beatrixens schöne Augen schienen ihn heute mehr anzuziehen als das edle Weidwerk, und Fuchs und Hase schlüpften unbemerkt von ihm in das schützende Dickicht, während er im lebhaften Gespräch mit seiner Begleiterin langsam dahin ritt. Von seiner fernen Heimat am Ufer des Neckars erzählte er ihr, wo vom Bergesgipfel herab sein stolzes Fürstenschloß den rauschenden Fluß mit seinen lachenden Ufern und die Stadt mit ihren ragenden Türmen und Zinnen beherrscht, und dahinter die waldigen Höhen des Kaiserstuhles sich erheben.

Wie Beatrix so, begleitet von dem Trara der Jagdhörner und dem Gekläff der Meute, an der Seite des jungen ritterlichen Fürsten dahin ritt, unter dem schon hier und da herbstlich rotgefärbten Laubdach der hohen Buchen, über denen die Sonne so hell vom tiefblauen Himmel herab lachte, und jener ihr von den glänzenden Festen erzählte, die jetzt zur Feier der Heimführung seiner Braut die lange so öde und einsam gewesenen Säle seines Schlosses beleben sollten, in denen er nun wieder, wie in den Zeiten seiner prachtliebenden Mutter, zu Tanz und Bankett und Maskenspiel seinen Hof versammeln werde, da fühlte auch sie das Blut der Jugend rascher durch ihre Adern pulsieren, und leise regte sich in ihrer Seele der Wunsch, die Lust und die Freuden jenes bunten, heiteren Hoflebens, die sein Mund ihr so beredt schilderte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Doch wie jetzt der Pfalzgraf, als habe er ihre Gedanken auf ihrer Stirn gelesen, sie mit schmeichlerischem Worte einlud, als sein Gast zu den Vermählungsfesten an sein Hoflager zu kommen, schüttelte sie errötend den Kopf.

„Nein, Ihr dürft mir meine Bitte nicht abschlagen," rief der Pfalzgraf, „schöne Frauen verleihen jedem Feste erst den rechten Glanz, und ich möchte Euch in dem Kranze der Damen meines Hofes nicht missen." Und als Beatrix stumm blieb, setzte er, von einem plötzlichen Impuls getrieben, lebhaft hinzu: „Ja, Ihr müßt kommen, und da ich gewiß bin, daß Ihr auch meiner fürstlichen Braut sehr gut gefallen werdet, so wird sie es mir dank wissen, wenn ich Euch hiermit bitte, eine Stelle als Hoffräulein bei ihr anzunehmen."

„Ew. Liebden scherzen," sagte Beatrix betroffen.

„Mein fürstliches Wort darauf, ich spreche im Ernste," entgegnete der Pfalzgraf, „hier ist meine Hand, schlagt ein, und Ihr seid erstes Hoffräulein bei der künftigen Frau Pfalzgräfin."

Einen Moment schwankte Beatrix, aber da stieg wieder, wie damals auf dem Desenberge, das Bild Wolframs vor ihr auf, und wie damals stieß sie auch jetzt die rettende Hand, die sich ihr bot, um seinetwillen zurück. Aus dem Rauschen des Windes, der leise flüsternd die Baumwipfel bewegte, klangen ihr die Worte der Amme: „Der Papst kann binden und lösen alles im Himmel und auf Erden!" glückverheißend ins Ohr, und der Zauber, mit dem für eine kurze Weile das fremde, bunte Treiben des Tages und die feurigen Huldigungen des jungen Fürsten sie umstrickt, war gebrochen. „Ich danke Euch, durchlauchtiger Herr, für Euer so überaus gnädiges Anerbieten, das anzunehmen mir aber nicht möglich ist," sagte sie fest und bestimmt. „Wohl mag es schön sein bei Euch an den sonnigen Ufern des Neckars, und reicher, glänzender mag das Leben in Eurem stolzen Fürstenschlosse dahin fließen, als in unsern ärmlichen, einsamen Edelhöfen, doch hier ist meine Heimat, an die mein Herz mit tausend Fäden geknüpft ist..."

„So zerreißt diese Fäden," fiel der Fürst, durch Beatrixens Widerstand noch mehr entflammt, hastig ein. „Bei meiner Ehre, Ihr seid so schön und hold, wie mir außer meinem fürstlichen Lieb noch kein Frauenbild erschienen ist! Ihr mit dem schwarzen Gelock und den nachtdunklen Samtaugen, und sie so blond und weiß mit den hellen Vergißmeinnichtsternen, es müßte ein Schauspiel für Götter sein, Euch so nebeneinander stehen zu sehen, die eine die Folie der anderen! Ich lasse nicht nach mit Bitten, bis Ihr mir versprecht, die Zierde meines Hofes zu werden."

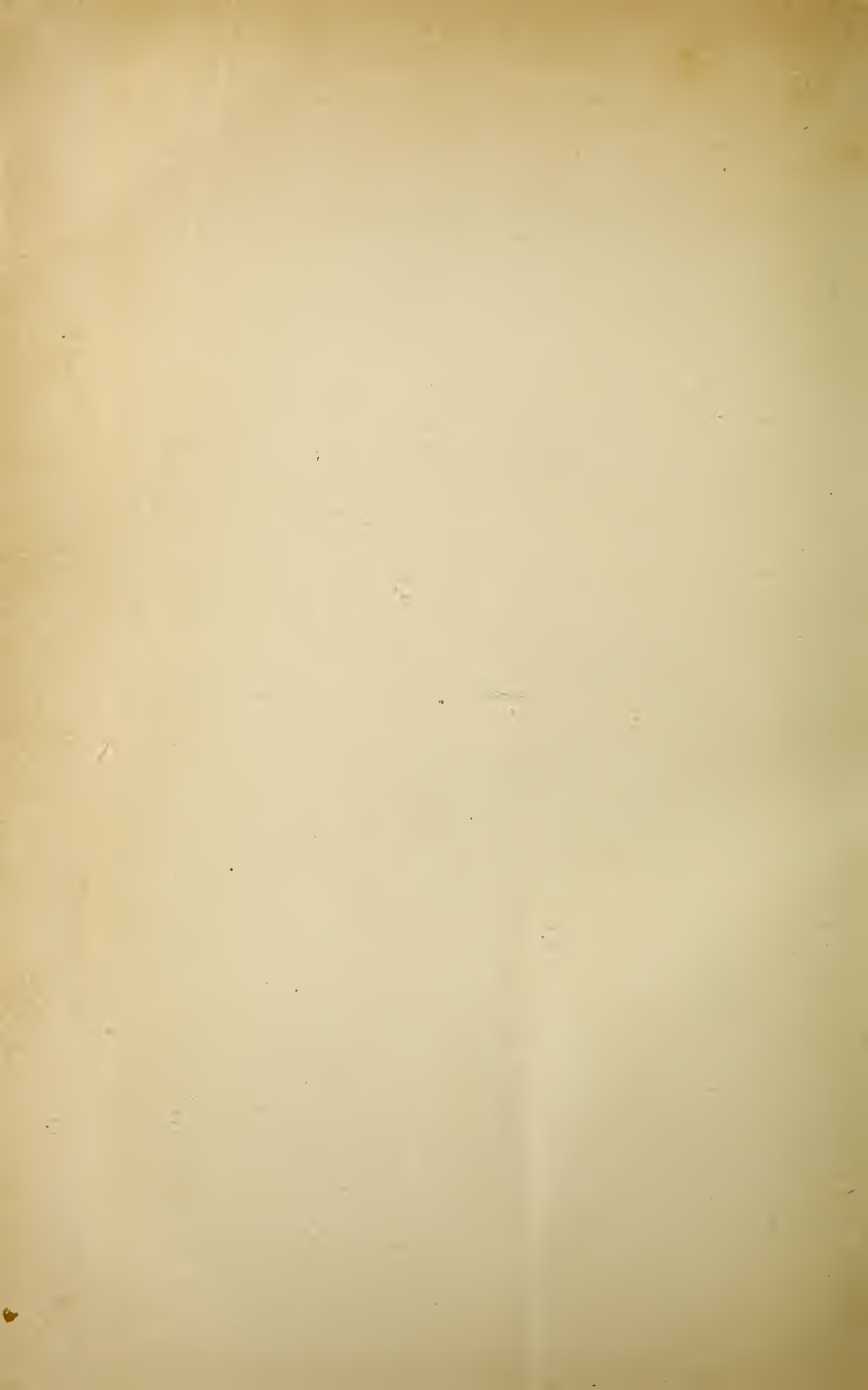
Beatrix schüttelte lächelnd und errötend den Kopf und gab ihrem Pferde einen leisen Schlag mit der Reitgerte, daß es sie mit ein paar raschen Sätzen in die Reihe einiger vor ihnen reitenden Damen trug. Doch der Pfalzgraf gab sein Spiel so bald nicht verloren, immer wieder wußte er im Verlaufe der Jagd an ihre Seite zu kommen und



Der Fehdebrief. Gemalt von Ja



…s Leisten.



versuchte mit Schmeichelreden und dem Ausmalen lockender Zukunftsbilder sie für seinen Wunsch zu gewinnen. Und als mit dem hereinbrechenden Abend auch das Jagdvergnügen sein Ende erreicht hatte, ohne daß er seinem Ziel auch nur um einen Schritt näher gekommen war, da hoffte er auf den nächsten Tag, an welchem, nachdem am frühen Morgen, und diesmal, der damit verbundenen Gefahren wegen, ohne die Gegenwart der Damen, ein Treibjagen auf Wildschweine abgehalten war, ein festliches Bankett das Ganze beschließen sollte. Der Pfalzgraf und die weiter entfernt wohnenden Gäste, zu denen auch der Herr von Elben mit den Seinigen gehörte, fanden für die Nacht Aufnahme in dem Hohenborner Schlosse, das mit der langen Reihe seiner Gemächer Raum für alle bot. Um Mittag kamen die Jäger zurück, der Pfalzgraf in bester Laune, denn er hatte einen mächtigen Keiler allein erlegt, und die anderen Herren überboten sich im Lobe des Mutes und der Geschicklichkeit des fürstlichen Gastes.

In dem großen Ahnensaale des Schlosses stand die lange, mit reichem Silbergeräte besetzte, weißgedeckte Tafel; im schönsten Festesschmucke waren die Damen um sie gereiht und liehen lächelnd ein williges Ohr den Jagdgeschichten, mit denen die Herren sie unterhielten und die immer unglaublicher klangen, je mehr der Wein die Köpfe erhitzte. Der Pfalzgraf, welcher Beatrix schräg gegenüber saß, schien nur Augen für das schöne Mädchen zu haben, das seine feurigen Huldigungen doch so kühl und gemessen aufnahm und dem all sein schmeichlerisches Werben kein Ja hatte entlocken können. Endlich erhob sich der Fürst und trank auf „das Wohl der schönsten Frau und auf ein glückliches Wiedersehen an den Ufern des Neckars.“ Er hatte keinen Namen genannt, aber sein Blick flammte bei dem Trinkspruche so heiß zu Beatrix herüber, daß niemand im Zweifel blieb, an welche Adresse diese Worte gerichtet waren. Neidisch verzerrten sich Sidoniens Züge, und bestürzt und fragend schaute der Freiherr auf den Abbate, ob dieser die neue Gefahr, von der er hier plötzlich das Gelingen ihrer gemeinsamen Pläne bedroht sah, nicht gewahre? Aber der feine Menschenkenner winkte ihm lächelnd, unbesorgt zu sein; er hatte längst in Beatrixens Mienen gelesen, daß die Huldigungen des fremden Fürsten keinen tieferen Eindruck bei ihr zurücklassen würden. Trotzdem war es dem Freiherrn ganz recht, daß die Wetterkundigen unter der Jagdgesellschaft in der dunklen Wolkenwand, die im Westen des Himmels plötzlich aufstieg, ein heranziehendes schweres Gewitter erkennen wollten, und ihm damit ein willkommener Vorwand geboten war, gleich nach der Tafel die Heimfahrt anzutreten. Vergebens protestierte der Pfalzgraf gegen einen so schnellen Aufbruch; der Hausherr selbst, welcher wußte, wie schwer in dieser Gegend solch späte Herbstgewitter zu werden pflegen, trat auf die Seite des Freiherrn, und da auch Beatrix keine Lust zu längerem Verweilen zeigte, nahm man gegenseitig rasch Abschied, und bald rollte die schwere Familienkarosse mit ihren vier Insassen auf dem Wege nach Elbhausen hin. Der Abbate beobachtete fortwährend ängstlich den Himmel, an dem sich, je weiter man fuhr, die Wolken immer höher und dunkler türmten, aber der Freiherr beruhigte ihn damit, daß der Vollmond, der bald aufgehen müsse, das Gewitter nicht heraufkommen lassen werde.

Beatrix hatte das Wagenfenster herabgelassen und ließ die Nachtluft um ihre heiße Stirn wehen. Ein seltsames Gefühl der Angst schnürte ihr die Brust zusammen; wie ein Alp lag die Ahnung eines ihr drohenden Unheils auf ihrer Seele, und je näher sie Elbhausen kamen, um so stärker wurde das rätselhafte Bangen, das sie plötzlich erfaßt hatte. Als der Wagen endlich vor der Thür des Schlosses anfuhr, waren die Ankommenden sehr erstaunt, einen fremden Reisewagen dort halten und zwei Gerichtsdiener in dem offenen Hausflur postiert zu sehen. Die verstörten, angstvollen Mienen der sich an der Hausthür zusammendrängenden Dienerschaft verrieten, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, aber auf die ungeduldige Frage des Freiherrn, was dies alles zu bedeuten habe, zögerte jeder mit der Antwort. Hastig verließen alle den Wagen und eilten in das Haus, wo ihnen in der nach dem Flur geöffneten Thür des von ein paar Kerzen erleuchteten Saales die hagere Gestalt des gefürchteten Hexenrichters von Paderborn entgegen trat.

„Pater Löper!“ rief der Abbate erbleichend, „was führt Euch hierher?“

„Meine Pflicht!“ war die kurze Antwort, und zu Beatrix und Sidonien sich wendend,

fragte er scharf: „Welche von Euch beiden ist Beatrix von Elben?"

„Ich bin es," sagte Beatrix vortretend, „was wollt Ihr von mir?"

„Die Aussagen, welche Eure Amme, Brigitte Hassert, auf der Folter gemacht hat, bezichtigen Euch, verbotene Zauberkünste zu treiben und eine Hexe zu sein; deshalb bin ich gekommen, Euch zu verhaften und nach Paderborn vor Gericht zu bringen."

Ein vierfacher Ausruf des Schreckens folgte diesen Worten des Jesuitenpaters. Bleich und sprachlos starrte Beatrix mit weitgeöffneten, entsetzten Augen auf Löper. Sidonie flüchtete kreischend die nach dem oberen Stockwerk führende Treppe hinauf. Der Freiherr zitterte an allen Gliedern und fand kein Wort der Erwiderung, als der Abbate, dem jeder Blutstropfen aus dem Gesichte gewichen war, ihm zornbebend zuraunte: „Unseliger, ich errate alles! Ihr habt trotz meiner ausdrücklichen Warnung den Löper auf die Spur von Beatrixens Amme gehetzt, und nun ist das junge, schöne Geschöpf dort unrettbar der Gewalt des finsteren Fanatikers verfallen, und wir beide, Ihr wie ich, sind um den Preis aller unserer fein ersonnenen Pläne schnöde betrogen ..."

Der Freiherr stöhnte in innerer Qual laut auf; er wußte sehr wohl, daß, wenn Beatrix wirklich als Hexe verurteilt wurde, ihr gesamtes Vermögen der Kirche zufiel, und er also weder den Besitz Elbhausens erlangen noch die 30 000 Skudi, welche ihm für den Fall, daß seine Nichte den Schleier nahm, von dem Abbate versprochen worden, erhalten werde. Dieser Gedanke erfüllte die Seele des golddurstigen Mannes mit einer solchen Verzweiflung, daß er seine angeborne Feigheit überwand, und dem Jesuitenpater fest entgegen tretend sagte: „Ich kann nicht glauben, daß Ihr auf die durch die Folter erpreßten Aussagen einer einfältigen alten Bäuerin gegen ein hochgeborenes Fräulein, wie meine Nichte, die Anklage auf Zauberei erheben werdet. Außerdem kann auch die adlige Erb- und Gerichtsherrin von Elbhausen nicht auf den Befehl eines gewöhnlichen Gerichtshofes verhaftet werden, sondern ..."

„Ihr vergeßt," fiel Löper ein, „daß bezüglich der als Hexen angeklagten Personen die sonst vorgeschriebenen gesetzlichen Normen außer Kraft gesetzt sind."

Jetzt ermannte sich auch der Abbate, und sich rasch Löper nähernd, flüsterte er ihm zu: „Treibt die Sache nicht zu weit, Confrater, es würde im ganzen Lande einen sehr üblen Eindruck machen, wenn Ihr eine vornehme, reiche, junge Dame, wie das Fräulein von Elben, als Hexe vor Gericht bringen wolltet."

„Das kümmert mich nicht," entgegnete Löper streng, „ich kenne keine andere Richtschnur für meine Handlungen, als den Gehorsam gegen die Befehle meiner Oberen, und die Gebote der Kirche. Für Euch aber scheint dieser Gehorsam nicht mehr die Richtschnur Eures Verhaltens zu sein," fuhr er, sich dicht zu dem Ohr des Abbate neigend, fort, „ich habe kürzlich einen Brief des Jesuitengenerals erhalten, worin er mir aufträgt, zu erkunden, warum Ihr die Erfüllung des Euch gewordenen Auftrags Eurer Oberen so lässig betreibt, daß jetzt, nachdem Ihr fast ein halbes Jahr in Elbhausen seid, noch keiner Eurer Berichte von einem positiven Resultat Eurer Mission etwas zu melden wußte. Euer Mangel an Eifer scheint in Rom sehr zu verstimmen, und Ihr werdet es dort nicht leicht finden, die gute Meinung Eurer Oberen wieder zu gewinnen, auch wenn, wie es jetzt den Anschein hat, die Euch übertragene Aufgabe nun auf einem anderen Wege von mir gelöst wird. Die Güter der Gonsalvos fallen ja der Kirche von selbst zu, wenn die Erbin Luigi Gonsalvos als Hexe verbrannt wird."

Der Abbate schauderte zusammen, und unwillkürlich flog sein Blick hinüber zu Beatrix. Der Mantel war von ihren Schultern herabgeglitten, und in dem weißen Atlasgewand, den schönen Nacken von mattschimmernden Perlenschnüren umschlungen, die dunklen Augen wie in stummem Gebet emporgerichtet, erschien sie von einem so rührenden, herzbewegenden Reiz umflossen, daß der Abbate, von tiefstem Mitleid ergriffen, für einen Augenblick sich selbst und sein eigenes Interesse vergessend, auf Beatrix deutend ausrief: „O, könnt Ihr denn wirklich glauben, daß diese holde Lichterscheinung im Bunde mit den Mächten der Finsternis steht, daß hinter dieser reinen Mädchenstirn auch nur ein böser Gedanke wohnt?"

Um die schmalen Lippen des Jesuitenpaters zuckte es höhnisch; gleichgültig streifte sein Blick über die schlanke Mädchengestalt hin, um sich dann strafend auf den Abbate

zu richten. „Ich erkenne mit Bedauern, Konfrater, wie sehr auch Ihr schon von dieser schönen Teufelin bestrickt worden seid, es ist wahrlich hohe Zeit, daß Ihr wieder unter die strenge Zucht des Ordens zurückkehrt," sagte er leise und fuhr dann mit lauter Stimme fort: „Das Geständnis der Amme des Fräuleins läßt eigentlich gar keinen Zweifel an der Schuld desselben zu. Bei dem ersten Grade der Folter blieb die Brigitte Hassert noch ganz verstockt; bei dem zweiten gestand sie alle Punkte der Anklage, soweit dieselbe ihre eigene Person betrafen, vollständig ein, leugnete aber hartnäckig jede Mitschuld des Fräulein von Elben; bei dem dritten Grade der Folter jedoch antwortete sie auf jede der drei von mir gestellten Fragen: Zum ersten, ob besagte Beatrix von Elben mit ihr bei dem Hexensabbat gewesen? zum zweiten, ob dieselbe mit ihrer Hilfe den Junker von Spiegel mit einem Liebestrank verzaubert? zum dritten, ob dieselbe durch sie dem Vikar Wolfram Köhler ein Buch mit mantischen Zauberformeln bedruckt geschickt habe? mit einem deutlichen, von dem ganzen Gerichtshofe vernommenen Ja. Freilich wollte sie dann, sobald Meister Hans seine Schrauben lockerte, die eben gemachten Geständnisse widerrufen und beteuerte besonders die Unschuld des Fräulein von Elben, aber das haben wir ja längst zur Genüge erfahren, kaum sind die Hexen von der Folter erlöst, so gewinnt der Satan, der Vater der Lüge, wieder seine ganze Macht über sie."

„Arme Brigitte," murmelte Beatrix mit blassen Lippen, „wie müssen sie dich gepeinigt haben, bis sie dich dazu bringen konnten, solche Lügen über mich auszusagen!"

„Und nun kommt, Fräulein von Elben," wandte sich Löper jetzt zu ihr, „es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen! Paderborn ist weit, und morgen früh um neun Uhr wird sich der Gerichtshof versammeln, um Euch zu verhören."

Lautes Wehklagen der im Flur versammelten Dienerschaft des Hauses folgte diesen Worten Löpers, alle drängten sich um die geliebte Herrin, als wollten sie dieselbe mit ihren Leibern vor dem gefürchteten Hexenrichter schützen, und auch der Freiherr ermannte sich zu einem letzten Versuch, ihm seine Beute zu entreißen. „Meine Nichte," sagte er, „kann als edelgebornes, adliges Fräulein nicht vor den Paderborner Gerichtshof zitiert werden; nur einem Hofgericht steht die Kompetenz zu, Angehörige des Adels zu verhören. Ich protestiere also gegen die Verhaftung dieser unter meinem Schutz und meiner Vormundschaft stehenden Dame und werde mich derselben, wenn nötig, mit Gewalt widersetzen."

Pater Löper faßte den Arm des Freiherrn, und ihn beiseite führend, sagte er drohend: „Versucht es nicht, Euch noch länger gegen die Verhaftung Eurer Nichte zu sträuben, oder die Folgen werden schwer auf Euer Haupt fallen. Die Brigitte Hassert hat mir von einem nächtlichen Überfall erzählt, bei dem es auf den Brautschatz der Frau Eures Bruders abgesehen war und wobei dem Kinde der Hassertschen Eheleute vor den Augen der Mutter der Kopf zerschmettert wurde, weil der Vater nicht gestehen wollte, wo sein Herr das Geld vergraben hatte. Den Mann aber, der den Befehl zur Blutthat gab, den hat sie erkannt, weil ihm einen Moment die Maske vom Gesicht sich löste. Soll ich den Namen dieses Mannes nennen?"

Wie von einem Schlage getroffen, taumelte der Freiherr aschfahl mit schlotternden Knieen gegen die Wand. Verächtlichen Blickes schritt der Jesuitenpater an ihm und an dem sich scheu und demütig vor ihm verneigenden Abbate vorüber auf Beatrix zu und winkte die beiden an der Hausthür postierten Gerichtsdiener herbei. „Folgt mir willig," sagte er zu ihr, „sonst muß ich Gewalt brauchen."

Sie strich sich mit der Hand langsam über die Stirn, wie jemand, der sich besinnen muß, ob er wacht oder träumt. Ohne ein Wort zu sprechen, mit großen, entgeisterten Augen wie abwesend vor sich hin starrend, ließ sie sich von ihrer schluchzenden Zofe den Mantel um die Schultern und den Schleier über den Kopf hüllen, und indem sie der laut jammernden und wehklagenden Dienerschaft mit einer stummen Handbewegung gebot, zurückzubleiben, schritt sie entschlossen zu dem Wagen und setzte sich in denselben. Löper folgte ihr, die Gerichtsdiener setzten sich hinten auf, und fort rollte das Gefährt in die Nacht hinein, während in der Ferne dumpf der Donner grollte und aus der dunklen Wolkenwand am Rande des Horizontes blasse Blitze zuckten...

Die Sonne war schon aufgegangen, als sie das Weichbild von Paderborn erreichten.

Nachdem sie das hohe, düstere Stadtthor passiert hatten und in die krummen, winkeligen Gassen einbogen, tönte ihnen wildes Geschrei entgegen, und der Wagen mußte langsamer fahren, denn eine Schar von Weibern und Männern rannte mit verzerrten Gesichtern und flatternden Haaren heulend und kreischend die Straße hinab. „Wir sind von den Teufeln besessen,“ schrieen sie, „Trinike Morings, die böse Zauberin von Brakel, hat die Teufel in uns getrieben!“ „In einem Apfel!“ „In einem Becher Wein!“ „In einem Stück Kuchen!“ so riefen sie durcheinander, „saßen die Teufel, die Trinike Morings in uns getrieben!“ Und „Wehe, Wehe, Wehe!“ kreischend, wälzten sich die einen in Krämpfen am Boden, anderen stand der Schaum vor dem Munde, und ihre Stimmen klangen nur noch wie ein unartikuliertes heiseres Brüllen.

„Wer sind diese Menschen?“ fragte Beatrix, zum erstenmal das Schweigen brechend, das sie während der ganzen Fahrt beobachtet hatte, und wandte entsetzt das Auge von dem widrigen Schauspiel ab.

„Wer diese Unglücklichen sind, das fragt Ihr?“ entgegnete der Jesuitenpater mit funkelndem Blicke. „Es sind Besessene, arme Opfer der Zauberei, deren Körper jetzt der Wohnsitz der unsauberen, bösen Geister ist, welche durch die von Euch und Euresgleichen geübten Hexenkünste in sie getrieben worden. Die Hauptхexe, die Trinike Morings, sitzt schon im Kerker, und morgen wird sie verbrannt, dann werden hoffentlich auch diese Armen mehr Ruhe finden.“ So sprechend lehnte er sich aus dem Wagenfenster, und kaum wurden die Besessenen seiner ansichtig, als sie sich schon in wirrem Knäuel mit aufgehobenen Händen um den Wagen drängten. „Hilf uns, ehrwürdiger Pater, exorziere die Teufel, die in uns gefahren sind! Erlöse uns von unserer Pein!“

Und Löper lehnte sich darauf noch weiter aus dem Wagen, Exorzismusformeln murmelnd und die Hände segnend über die Besessenen ausstreckend. An den Fenstern der umliegenden Häuser erschienen viele Köpfe, die halb neugierig, halb scheu das Schauspiel betrachteten, das der Hexenrichter da unten auf offener Straße mit seinen Besessenen aufführte. Aber manches Gesicht zeigte einen ernsten, mißbilligenden Ausdruck. Den Bürgern Paderborns fing das Treiben Löpers doch allmählich an unheimlich zu werden. Solange er nur arme, alte Weiber verbrennen ließ, hatten sie nichts gegen die von dem fanatischen Priester inaugurierte Hexenverfolgung einzuwenden gefunden, aber als er anfing, nun auch gegen einen und den anderen aus den Kreisen der Ihrigen die furchtbare Anklage auf Zauberei zu erheben, als die Besessenen, wenn sie schreiend durch die Straßen rannten, manch ehrbare Bürgersfrau als eine Hexe bezeichneten, vorgebend, die Teufel, von denen sie besessen, zwängen sie, diese Namen auszusprechen, und mehr als eine schon auf solche Denunziationen hin gefänglich eingezogen worden war, da begannen doch viele stutzig zu werden, und einzelne beherzte Männer wagten es, laut das Verfahren Löpers zu tadeln. Die Kapuziner selbst, der angesehenste Mönchsorden Paderborns, hatten, eifersüchtig auf den wachsenden Einfluß des Jesuitenpaters, dem Bischofe Vorstellungen darüber gemacht, daß er die immer mehr um sich greifenden Hexenverfolgungen beschränken möge; der Guardian des Klosters hatte sogar am letzten Sonntage von der Kanzel herab gegen Löper gepredigt und damit einen solchen Sturm hervorgerufen, daß es fast im Gotteshause zu tumultuarischen Auftritten gekommen wäre. Der Bürgermeister berief den Rat auf einen der nächsten Tage, um einen Beschluß darüber zu fassen, wie dem Verfolgungseifer des Hexenrichters am besten Schranken zu setzen seien, „denn,“ hieß es in der schriftlichen Vorladung der Ratsherren, „so könne es nicht länger fortgehen; sei doch kein Mensch in Paderborn mehr sicher, wenn er sich abends ruhig schlafen lege, daß ihn nicht die Häscher in der Nacht aus dem Bette holen würden, weil irgend ein Besessener seinen Namen genannt, oder eine Hexe auf der Folter gegen ihn ausgesagt habe.“

Löper, der von diesem Vorgehen des Bürgermeisters Kunde erhalten hatte, hörte mit Wohlgefallen, wie die Besessenen, die trotz der Exorzismusformeln, welche er unausgesetzt über ihre Köpfe hinmurmelte, in immer tolleren Sprüngen und lauterem Geschrei den Wagen umdrängten, Zeter über den Bürgermeister und den Kapuziner-Guardian riefen, die selber mit Hexen und Teufeln im Bunde ständen. Da stieg plötzlich ein roter Feuerschein von der Seite des

Domes her auf, und rasch stob der Haufen der Besessenen auseinander, indem sie unter dem jubelnden Rufe: „Sie brennt, die Hexe brennt! Eben zünden sie den Holzstoß für die Brigitte Hassert an!“ die Straße hinab rannten.

Beatrix hatte den Namen ihrer Amme gehört; mit einem halberstickten Wehlaut sank sie in die Kissen des Wagens zurück, ihre Augen schlossen sich, und ein wohlthätiger Schleier legte sich über ihr Bewußtsein, während der Wagen jetzt langsam an der Richtstätte vorüberfuhr. Auf dem freien Platze vor dem Dome brannte ein mächtiger Holzstoß, seine Flammen spiegelten sich in den Wellen der dort vorüberfließenden Pader, übergossen mit blutrotem Scheine die grauen Mauern der alten Kirche und ließen die bunten Glasfenster hell erglänzen. Henkersknechte in roten Mänteln hoben mit nackten, nervigen Armen eine weibliche Gestalt von einem Karren und schleuderten sie unter dem jauchzenden Geheul der den Scheiterhaufen umtanzenden Besessenen in die hoch aufschlagenden Flammen. Ein markerschütternder Schrei durchzitterte die Luft, und gierig leckte die feurige Lohe zu dem grauen Haupte der Unglücklichen empor...

Als Wolfram in der Frühe des nächsten Tages von einem mehrere Stunden entfernten, einsam gelegenen Gehöfte, wo er einem Sterbenden die letzte Ölung erteilt hatte, nach Elbhausen zurückkehrte, erfuhr er von der Haushälterin des Pfarrers die Schreckensnachricht von Beatrixens Verhaftung durch Löper. Er starrte die Frau, deren Mund so Furchtbares ihm kündete, in sprachlosem Entsetzen an und stürzte dann, wie von Furien gejagt, aus dem Hause. Einen Augenblick hielt er inne, als er am Schlosse vorüberkam, als ob er überlege, was zu thun sei, aber dann schlug er die Straße ein, die nach Paderborn führte, indem er sich straff emporrichtete und aus seinen Augen ein Strahl mutiger Entschlossenheit brach, während seine Lippen in verhaltenem Schmerze bebten. Ohne rechts und links zu schauen, eilte er in so atemloser Hast vorwärts, daß er bei einer scharfen Biegung der Straße, die an dieser Stelle durch einen engen Hohlweg führte, fast mit einem Manne zusammenstieß, der sein Pferd an einen Baumast gebunden hatte und bemüht war, das Tier von einem Steine zu befreien, den es sich in den Huf getreten. Als Wolfram so plötzlich vor ihm stand, ließ derselbe die Arme sinken, und ihn mit weitgeöffneten Augen anschauend, rief er bebend: „Graf Heinrich von Wildenstein...!“ Wolfram blieb stehen, als sei sein eben noch so flüchtiger Fuß am Boden festgewurzelt. Wie ein Blitz erhellte der Name, den der Fremde gerufen, ihm das Dunkel der Vergangenheit; der Schleier, der ihm so lange die Erinnerung an Heimat und Elternhaus verhüllt, zerriß plötzlich, und er sagte mit dem Tone vollster Überzeugung: „Graf Heinrich von Wildenstein war mein Vater! Wer aber seid Ihr?“

„Ich bin Jeremias Nautilus,“ versetzte der Fremde, „und seit dreißig Jahren Pfarrer in dem Dorfe Wildenstein im Odenwald.“

„Dann müßt Ihr Euch auch jener Nacht erinnern,“ fuhr Wolfram mit fliegendem Atem fort, „da wilde Kriegerscharen das Schloß plünderten, in Brand steckten und den Grafen mit seiner Gattin ermordeten?“

„Ob ich mich jener Nacht erinnere!“ erwiderte schaudernd der greise Pfarrer. „Haben die zuchtlosen Soldaten doch damals mein Weib vor meinen Augen getötet und mir einen Hieb über den Kopf gegeben, der mich wochenlang aufs Krankenlager warf. Doch sagt noch einmal, sprecht, wer seid Ihr?“

„Ich bin der Sohn des Grafen Wildenstein, den die Soldaten damals mit sich fortschleppten, und dem Schrecken, Elend und Krankheit so völlig das Gedächtnis raubten, daß ich nicht im stande war, mich des Namens meines Vaters zu erinnern, bis er heute mir aus Eurem Munde entgegenklang.“

„O Herr, mein Gott,“ sagte der Pfarrer, die Augen zum Himmel emporrichtend, „deine Wege sind wahrlich wunderbar! Muß ich, der sonst nie das heimatliche Dorf verlassen, zur Taufe meines Enkels nach Braunschweig reisen, um auf dem Heimwege den verschollenen, längst totgeglaubten Sohn meines einstigen Freundes und Patronatsherrn wiederzufinden! Aber,“ fuhr er mit einem Blick auf Wolframs Gewand fort, während ein Schatten über seine Stirne flog, „wie kommt der Sohn des Grafen Wildenstein, des glaubenseifrigen Lutheraners, den ich selbst auf das protestantische Bekenntnis getauft, in den Rock des katholischen Priesters?“

„Weil ein katholischer Priester sich des elenden, verkommenen Knaben, den er krank

in einer Köhlerhütte fand, wie ein Vater erbarmte und ihn dann später zu demselben geistlichen Berufe bestimmte. Aber ich trage heute zum letztenmal dies Priestergewand, das längst mir ein Nessushemd dünkte," setzte Wolfram mit flammendem Blicke hinzu, „ich war schon entschlossen, zu Eurem Glauben mich fortan zu bekennen, noch ehe ich wußte, daß ich bereits in demselben getauft bin. Doch die Zeit verrinnt, und mir sind die Minuten kostbar, denn ich muß noch heute aus den Händen Löpers, des Hexenrichters von Paderborn, ein unschuldiges Opfer retten. Deshalb beantwortet mir nur, ehe ich weitergehe, die eine Frage: Wollt Ihr, wenn ich mit der schuldlos angeklagten Jungfrau, zu deren Rettung ich jetzt nach Paderborn eile, an Eure Thür klopfe, uns um des Andenkens meines Vaters willen für eine kurze Zeit eine Zuflucht in Eurem Hause gewähren und unserm Bunde den Segen Eurer Kirche geben?"

Schwankend zwischen der Freude, mitten aus dem feindlichen Lager heraus der reinen Lehre einen neuen Anhänger gewonnen zu sehen, und der Furcht, daß unlautere Beweggründe den jungen Mann zu diesem Wechsel des Bekenntnisses veranlaßt haben könnten, blickte der Pfarrer forschend in Wolframs erregtes Gesicht. Dann sagte er mild: „Aus Eurem Antlitz grüßen mich so vertraut die edlen Züge Eures Vaters, daß ich gewiß bin, ich werde keiner Unwürdigen eine Zuflucht gewähren, wenn ich der Jungfrau, die Ihr aus des Jesuitenpaters Händen retten wollt, mein Haus öffne."

„Nein," erwiderte Wolfram, „an ihr haftet wahrlich auch nicht der Schatten eines Fehls und Makels."

„So bringt sie mir, und ich will sie Euch antrauen als Euer ehelich Weib. Der Sohn des Grafen Wildenstein soll nicht vergeblich an meine Thür klopfen."

„Habt Dank für das Wort," sagte Wolfram und schied mit hastigem Händedruck von dem alten Pfarrer, der dem Enteilenden noch einen warmen Segenswunsch nachrief.

Wie rasch auch Wolfram vorwärts eilte, die Mittagsglocke läutete doch bereits, als er durch das Thor von Paderborn schritt, und eine tödliche Angst, daß er vielleicht schon zu spät gekommen, krampfte sein Herz zusammen, während er die Richtung nach der entgegengesetzten Seite der Stadt einschlug. Er war kurz nach seiner Ordination ein paar Monate in Paderborn gewesen, wohin man ihn berufen, um die Funktionen eines erkrankten Vikars zu versehen, und so war es ihm leicht, sich in dem Gewirr der engen, winkeligen Gassen, durch die sein Weg führte, zurechtzufinden. Vor einem, abseits von den übrigen Häusern, dicht an der Stadtmauer liegenden Hause (es war das des Scharfrichters) blieb er stehen, und die Thür öffnend trat er in den Flur, wo um einen mit verschiedenen rauchenden Schüsseln besetzten Tisch mehrere wüst und roh aussehende Männer saßen, indes ein Weib am Herde stand. Die Blicke aller richteten sich voll Staunen auf den Eingetretenen, während der oben am Tische sitzende Mann, aus dessen von Pockennarben tief zerrissenem Gesichte das linke Auge weiß und lichtlos hervorstarrte, sich erhob und Wolfram ehrerbietig grüßend sagte: „Was führt Euch zu mir, Herr Vikar?"

„Ich habe ein Wort im geheimen mit Euch zu reden, Meister Hans," erwiderte Wolfram leise. Meister Hans nickte und öffnete die Thür zu einem Gemach, in das er den Geistlichen führte. „Wir sind doch sicher, daß uns niemand hier belauscht?" fragte Wolfram. Der Henker deutete auf die mit mächtigen Eisenbeschlägen verzierte Thür aus massivem Eichenholz. „Darüber könnt Ihr ruhig sein. Es kommt so mancher zu mir, der ein heimliches Anliegen hat, das nicht für die Ohren meines Weibes und meiner Knechte taugt, deshalb trug ich Sorge, daß kein Laut aus diesem Gemache draußen gehört werden kann."

„Es wird Euch bekannt sein, Meister Hans," sagte Wolfram, „daß man das Fräulein von Elben unter der Anklage der Zauberei gefänglich eingezogen hat?"

„Ich weiß," nickte der Henker, „bin ja um vier Uhr aufs Rathaus bestellt, um die peinliche Frage (Folter) an ihr zu probieren, wenn sie nicht vorher gesteht. Doch was ist Euer Anliegen, Herr Vikar?"

Wolfram atmete auf. So war es also noch nicht zu spät. „Ich komme, um Euch zu sagen, Meister Hans, daß Ihr, wenn Ihr das Fräulein unter Euren Händen habt, die Schrauben nur zum Schein anziehen sollt ..."

„Herr Vikar," fiel Meister Hans ein, „was Ihr da verlangt, ist unmöglich! Ich bin der geschworne Henker der Stadt und

muß thun, wie mir die Obrigkeit befiehlt. Ich weiß, es möchten ja viele das Fräulein retten, die städtischen Herren vom Gericht haben nur ungern ihre Zustimmung zu der Verhaftung einer so vornehmen Edeldame gegeben, aber wegen der Aussagen, welche die Brigitte Hassertin auf der Folter gegen sie gemacht, bestand der Pater Löper so entschieden darauf, daß sie ihm nachgeben mußten. Jetzt scheint es, als wollte der Rat noch auf heimlichen Wegen versuchen, des Fräuleins Freisprechung von der Anklage durchzusetzen, denn gestern spät in der Nacht kam der Ratsherr Bernhard Allner zu mir geschlichen und bot mir einen Beutel mit Gold, wenn ich das Fräulein nur zum Schein foltern wollte, damit sie nicht durch den Schmerz zum Geständnis gezwungen werde. Aber ich habe das Geld zurückgewiesen; der Löper hat zu scharfe Augen, vor denen ich es nicht wage, ein so gefährlich Spiel zu treiben."

„Meister Hans," sagte Wolfram, „habt Ihr vergessen, was Ihr mir gelobtet, als ich damals, wie Ihr an den Blattern krank lagt und zu sterben meintet, zu Euch gekommen war, um Eure Beichte zu hören und Euch die Absolution zu erteilen? Kein Priester wollte sich der Ansteckung der furchtbaren Seuche aussetzen, um den unehrlichen Mann auf seinem Sterbebette mit den Heilsmitteln der Kirche zu versehen und vor den Qualen der Hölle zu schützen. Ich aber, gerührt von dem Flehen Eures Weibes, das mir sagte, wie Ihr von den Schmerzen der Krankheit und der Angst vor der ewigen Verdammnis gefoltert Tag und Nacht schrieet und wehklagtet, kam in Euer verpestetes Haus, Eurer Seele Trost und Frieden zu bringen. Und nun, da Ihr wider alle Erwartung genesen seid, wollt Ihr das Wort nicht halten, mit dem Ihr mir damals gelobt, daß ich in jeder Not und Gefahr auf Euch rechnen könne!"

„Herr Vikar, verlangt von mir, was Ihr wollt, nur d a s nicht. Es gilt mein Amt!"

„Und damals galt es mein Leben, Meister Hans, als ich in Eurer Not mich Eurer erbarmte."

Der Henker starrte ein paar Minuten wie im Kampfe mit sich selbst zu Boden, dann hob er plötzlich den Kopf; über die rohen, gemeinen Züge seines Gesichts flog es wie der Strahl einer edleren Regung, als er ruhig sagte: „So sei es drum! Ist Meister Hans auch ein unehrlicher Mann, so soll doch niemand von ihm sagen, daß er sein Wort gebrochen. Ich will thun, was Ihr begehrt."

„Gott wird's Euch lohnen," sagte Wolfram, und seine Brust hob sich wie von einem Alpdruck befreit. „Aber," fuhr er fort, eine kleine Geldbörse hervorziehend, „ich muß noch weiter Eure Dienste in Anspruch nehmen, um das Fräulein von Elben aus dem Kerker führen zu können. Das Weib des Büttels ist Eurer Frauen Schwester, Ihr seid ihm also versippt, so bitte ich Euch, gebt ihm heimlich diesen Beutel, ich besitze nicht mehr, und sucht ihn zu überreden, daß er heute nacht mich in den Kerker zu der Gefangenen läßt..."

„Laßt die Börse stecken," fiel ihm der Henker ins Wort, einen mitleidigen Blick auf das schmale Beutelchen werfend, „damit könnt Ihr den Schließer nicht bestechen. Ich weiß ein anderes Mittel, das sicherer zum Ziele führt. Heute abend gehe ich mit einem vollen Kruge zum Schwager Kilian, der sich gern einen Rausch trinkt, dann mische ich ihm, ohne daß er es merkt, einen Schlaftrunk unter den Wein, und hat der seine Wirkung gethan, so nehme ich seine Schlüssel und führe Euch in die Kerkerzelle des Fräuleins. Seid um elf an dem Gefängnisthor, ich winke Euch, sobald der Kilian fest schläft, und gegen Mitternacht, wenn der Mond hinter dem Dome steht und das kleine Seitenpförtchen im Schatten liegt, führe ich Euch mit der Gefangenen heraus. Bis dahin gehabt Euch wohl, Herr Vikar; sorgt Euch um nichts, ich halte mein Wort, und stärkt Euch inzwischen mit Speise und Trank! Ihr seht aus, als ob Ihr's nötig hättet."

Vom Turme des Domes schlug es elf, und über den fernen Bergen stieg langsam der Mond herauf. Sein heller Schein glitzerte auf den rasch dahin fließenden Wellen der Pader, beleuchtete die Steinfiguren, die Rosetten, die fein gemeißelten Spitzbogen des Domes, daß sie scharf und deutlich von dem dunklen Mauerwerke sich abhoben, und warf durch die bunten Fenster seltsam phantastische Lichter auf den kahlen Steinboden im Innern der Kirche. Er lag wie ein duftiger Silberschleier über den engen, winkeligen Gassen der alten Stadt, er floß leuchtend

um die altersgrauen Giebel der hohen Häuser, er ließ den Wasserstrahl, der aus dem Löwenrachen des Marktbrunnens murmelnd in den steinernen Trog floß, wie geschmolzenes Metall erglänzen und wob sein bleiches Licht auch um die schwarze, formlose Masse, die zwischen den verglühenden Kohlen des Scheiterhaufens lag. Durch die bleigefaßten Fensterscheiben der Bürgerhäuser schaute er manchem Schläfer ins Angesicht, aber er sah auch in manches Auge, das Angst und Sorge offen hielten, und wie duftig, hell und schön auch die Mondnacht draußen war, so vermochte doch all ihr heller Glanz nicht das dunkle Gespenst zu bannen, das in dieser Nacht an so manchem Bettpfühl stand, denn mit Schrecken und Entsetzen hatte die Nachricht, daß die junge Herrin von Elbhausen als Hexe zum Feuertode verurteilt worden, die Herzen der Bürger von Paderborn erfüllt. Wenn Jugend, Rang und Reichtum nicht mehr vor der Verfolgungswut des fanatischen Jesuitenpaters schützten, wer konnte sich dann noch sicher wähnen?

Und höher und höher stieg der Mond herauf; jetzt fiel sein bleicher Strahl auch durch das vergitterte Fenster in Beatrixens Kerker, und wie er über die Falten ihres weißen Atlaskleides hin glitt, öffnete sie die müden, eingesunkenen Augen, und halb noch im Traume zuckte ein wehmütiges Lächeln um den blassen Mund. Es war ihr, als brächte der Mond ihr Grüße aus der Heimat, von dem Geliebten. War es doch nur wenige Tage her, seit sie in seinem milden Lichte durch den nächtigen Wald über tauige Wiesen gewandelt, das Herz von süßer Hoffnung erfüllt! Und nun lag sie, dem Tode geweiht, im finsteren Kerker... Die treue Freundin ihrer Kindheit, deren Wort damals ihr Herz in einen so beseligenden Traum von Liebe und Glück gewiegt, hatte in den Flammen des Scheiterhaufens unter schrecklichen Qualen ihre Seele ausgehaucht... Und der Geliebte war fern, nimmer durfte sie wieder in sein Auge schauen, nimmer den Laut der teuren Stimme wieder hören... Durch das Stroh ihres Lagers schlüpften raschelnd ein paar Ratten und umspielten ihre zierlichen Füße, aber sie sah ruhig in die kleinen glänzenden Augen der Tiere, die sich neugierig auf sie richteten, während die weißen Zähne an dem weichen Atlas ihres Gewandes zu knabbern begannen; sie empfand keine Furcht vor ihnen, das Grauen vor dem entsetzlichen Feuertode, den sie morgen erleiden sollte, hatte jedes andere Bangen in ihr erstickt . . . Sie schloß wieder die Augen, sie wollte versuchen zu schlafen, vielleicht zauberte ein freundlicher Traum ihr das Bild des Geliebten vor, das sie im Leben ja nie wieder erblicken konnte. Da öffnete sich die Thür der Zelle, ein Mann trat herein, und „Beatrix" sagte eine Stimme, deren Klang jede Fiber ihres Herzens erzittern ließ. Sie schlug die Augen auf, es war Wolfram, der an ihrem Lager stand. In dem hellen Mondlichte sah sie deutlich sein Gesicht, das mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe und banger Sorge sich über sie beugte. Doch es konnte ja nicht Wirklichkeit sein, ein Trugbild ihrer Phantasie äffte sie, sie wagte nicht zu sprechen, aus Furcht, der erste Laut ihrer Stimme würde die holde Traumvision zerstören. Aber da sank er vor ihr auf die Kniee und preßte seine heißen Lippen auf ihre kalten Hände. „Geliebte," flüsterte er, „ich bin gekommen, dich zu retten. In das Leben, in die Freiheit führe ich dich zurück. Der Kerkermeister ist gewonnen, in einer halben Stunde, sobald das Seitenpförtchen des Gefängnisses im Schatten liegt, entfliehe ich mit dir."

Sie schien den Sinn seiner Worte nicht zu fassen. „Wolfram," hauchte sie leise und strich mit bebendem Finger die Locken aus seiner Stirn, „bist du es denn wirklich, und darf ich dir noch einmal ins Auge schauen, ehe ich sterben muß?"

„Nicht sterben, leben sollst du," rief er, „leben mit mir und für mich!"

Sie schüttelte traurig das Haupt, und ihn mit angstvollen, irren Blicken ansehend, sagte sie hastig: „Ach nein, Wolfram! Sie haben mich ja zum Feuertode verdammt, weil ich mich selbst als Hexe bekannt . . .! Du weißt nicht, was die letzten Stunden mir Entsetzliches gebracht. Sieh, ich dachte, als man mich zum Verhör führte, daß, stark im Bewußtsein meiner Unschuld, auch die Folter mir kein falsches Geständnis erpressen sollte, und als zuerst der Henker seine Hände an mich legte, fühlte ich nur Grausen, aber wunderbarerweise kaum einen Schmerz, und laut und fest beteuerte ich der Wahrheit gemäß, daß ich von all den bösen Zauber- und Hexenkünsten, deren man mich anklagte, nichts wisse. Aber da sagte der Pater Löper,



Das erste Paar.
Nach einer Photographie aus E. Lindes Kunstverlag in Berlin.

Meister Hans schiene heute sein Handwerk schlecht zu verstehen, und wenn ich nicht gleich bekennen würde, so solle sein Knecht, der rote Jörg, der auch die Brigitte Hassert zum Geständnis gebracht, seine Kunst an mir probieren. Darauf flüsterte mir der Henker zu, ich möchte nur rasch bekennen, sonst käme ich unter die Hände seines Knechtes, und der bräche mir alle Knochen entzwei. Und als ich nun in die funkelnden, tückischen Augen des Henkersknechtes schaute, dessen Finger, die bereits die gräßlichen Folterwerkzeuge ergriffen, schon nach mir zu zucken schienen, und ich daran dachte, daß meine treue Brigitte, die lieber gestorben wäre, als mir, ihrem Liebling, ein Haar krümmen zu lassen, doch durch den Schmerz der Folter dahin gebracht worden war, gegen mich auszusagen, was, wie sie wußte, mich ins Verderben bringen mußte, da wollte ich nicht die Qual der Folter vergeblich erdulden und bekannte mich aller der Vergehen schuldig, deren man mich anklagte. Aber als dann Löper mich zum Scheiterhaufen verurteilte und ich die bleichen Gesichter der Ratsherren sah, die voll Mitleid auf mich blickten, ergriff mich eine so furchtbare Angst, daß ich, hätte mir nicht die Sprache versagt, dennoch mein Geständnis widerrufen hätte. Doch ehe ich recht zur Besinnung kam, hatten sie mich schon wieder fort aus dem Gerichtssaale in diese Kerkerzelle gebracht, wo ich lange in tiefer Ohnmacht lag . . . Und nun werden sie kommen und mich holen, werden mich von deiner Seite reißen, und ich muß in den Flammen sterben, wie meine arme Brigitte . . .!“ Sie ließ erschöpft den Kopf an die Wand sinken, und durch ihren zarten Körper lief ein zitternder Schauer.

„O Beatrix,“ rief Wolfram flehend, „so glaube mir doch, du hast nichts mehr zu fürchten, ich bin ja gekommen, um dich zu retten. Noch wenige Minuten, und du verläßt an meiner Hand diesen Kerker.“

Über ihr bleiches Gesicht glitt ein Strahl freudigen Verstehens, aber sie sagte doch noch mit dem Ausdrucke bangen Zweifels: „Du bist gekommen, mich zu retten? Ach, ich vermag es nicht zu glauben.“

„Aber es ist doch so, mein süßes Lieb, und nun wird alles gut werden. Höre mich an, Beatrix, ich habe dir so viel zu sagen, denn ich habe ja so lange, so ewig lange geschwiegen ... Vor allem, sieh nicht mehr den katholischen Priester in mir, dessen Liebe Sünde und Befleckung ist; ich zerreiße die Ketten, durch die ich mich ja vor meinem Gewissen schon längst nicht mehr gebunden fühlte. Die ersten Zweifel an meinem Berufe zum römischen Priester stiegen in mir auf, als ich vor vier Jahren im Konvikt beauftragt wurde, einen hoffnungslos an der Schwindsucht erkrankten Kommilitonen nach Holland zu seinen Verwandten zu geleiten; dort lernte ich dessen Vetter, einen jungen protestantischen Geistlichen, Balthasar Becker, kennen, und bei den theologischen Disputationen, in die wir bald gerieten, regten sich in mir zum erstenmal Zweifel an den Dogmen der katholischen Kirche, es fehlte wenig, so hätte er mich zur Lehre Luthers bekehrt. In das Konvikt zurückgekehrt, verfiel ich in Trübsinn und Grübeln, und als mich einer der Lehrer, der mich stets besonders bevorzugte, nach dem Grunde meines veränderten Wesens fragte, gestand ich ihm endlich, was mich bewegte und bedrückte. Er versuchte nicht, meine Zweifel zu widerlegen, denn er war, wie ich jetzt erfuhr, ein noch ärgerer Zweifler als ich selbst; ihm, dem begeisterten Verehrer der großen heidnischen Philosophen, war alle Religion nur die zufällig gewordene Form des ewigen Gottesbegriffs, und für den erbitterten Meinungsstreit der katholischen und protestantischen Theologen hatte er nur ein mitleidiges Achselzucken. Er riet mir, wie auch er es gethan, äußerlich den Normen und Formen der Kirche, zu deren Dienst ich doch nun einmal bestimmt war und in der allein der arme, namenlose Findling eine gesicherte Stellung finden konnte, mich zu fügen, und mich, soweit es meine Muße zuließ, aus der öden, grauen Wirklichkeit des Lebens in die schöne Welt der Griechen zu flüchten, deren Dichter und Schriftsteller er mich nun erst recht kennen lehrte. Er war ein so überlegener Geist, daß ich mich blindlings von ihm leiten ließ, ohne zu erkennen, welcher Lüge ich, dem Plato und Aristoteles eine so viel höhere Autorität als alle Kirchenväter waren, mich schuldig machte, indem ich die Weihen empfing und das Priestergelübde ablegte. Nach Elbhausen zurückgekehrt, sah ich dich wieder, meine Beatrix, und das Gefühl unruhiger Sehnsucht und leiser Wehmut, das mich bald in deiner Nähe beschlich, und für das der Träumer, der so viel besser in toten

Büchern als in dem eigenen Herzen Bescheid wußte, keine Erklärung finden konnte, entfernte ich immer mehr von dir, und je bitterer ich die Leere und Öde meines verfehlten Lebens empfand, um so eifriger versenkte ich mich in das Studium der Alten. Mit all meinem Sehnen und Denken flüchtete ich in die schöne Welt der Griechen, und mein Auge war blind, mein Ohr war taub für die Welt, die mich umgab. Aber der Augenblick kam doch, wo die Binde von meinen Augen fiel und ich mit Schrecken erkannte, daß du, Beatrix, mir teurer warst, als der katholische Priester es sich gestehen durfte. Gedenkst du noch jenes Tages, als du vor dem Gewitter in das Pfarrhaus flüchten mußtest und wir eine Stunde allein, ganz allein waren . . . O wie habe ich damals mit meiner Leidenschaft gerungen, wie habe ich alle meine Willenskraft aufbieten müssen, um dich nicht an mein Herz zu ziehen und dir zu sagen, wie heiß es für dich schlug ... aber dein Frieden war mir heilig, heiliger als mein Priestergelübde, das allein mir nimmer die Lippen geschlossen hätte ... Doch als dann in der Frühe des Tages, an dem man später die Unglückliche vor Gericht schleppte, deine Amme mir nach und nach die ganze Tiefe deiner Liebe enthüllte, als ich von ihr hörte, daß du bereit seiest, dein reiches Erbe zu opfern, um meine Freiheit zu erkaufen, da durchbrach meine Leidenschaft alle Schranken, und ich wollte sofort zu dir eilen, um dir zu sagen, daß nun keine Macht der Erde mehr mich von dir und meinem Glücke trennen sollte, aber Löper kam, und als ich mich endlich von ihm losmachen konnte und zu dir eilte, warst du mit deinem Ohm, dessen Schutz ich für die arme Brigitte anrufen wollte, verreist. Mit Entsetzen hörte ich, als ich vom Schlosse zurückkam, daß die bösen Zungen der Bauernweiber schon deinen Namen mit dem deiner Amme zusammen nannten. Mir war zu Mute wie jemand, der sein Liebstes von Todesgefahr bedroht sieht und mit gebundenen Händen daneben stehen muß ..."

Während Wolfram sprach, leuchteten Beatrixens matte Augen immer heller auf, und ein seliges Lächeln spielte um ihren blassen Mund. „O, sag es mir noch einmal, daß du mich liebst!" flüsterte sie.

„Ich liebe dich mehr, als Worte sagen können!" rief er glühend. „Ja, Beatrix, der ‚Träumer' ist endlich erwacht, und mit starkem Arme wird er dich tragen und stützen in allen Stürmen und Kämpfen des Lebens. Rang und Reichtum mußt du freilich auf der Schwelle dieses Kerkers zurücklassen, du kannst kein fürstliches Vermögen mehr auf die Stufen des päpstlichen Thrones niederlegen, um damit meine Freiheit zu erkaufen, denn die Kirche hat schon ihre räuberische Hand auf alles gelegt, was du dein eigen nanntest, aber es bedarf auch solcher Opfer nicht mehr, um meine Kette zu brechen. Der neuen Lehre, der ich, wie ich seit heute weiß, schon durch meine Taufe angehöre, wenden wir uns beide zu, und — ein freier Mann — führe ich dich heim als mein ehrlich, ehelich Weib. Nicht wahr, Geliebte, du wirst nicht Armut und Entbehrung fürchten, wenn wir sie zusammen tragen? Ich wenigstens trotze freudig allem, was da kommen mag, halte ich dich nur an meinem Herzen!" In aufflammender Leidenschaft schlang er die Arme fest um Beatrixens bebende Gestalt, und zum erstenmal berührten seine Lippen in heißem Kusse den Mund des geliebten Mädchens.

Da öffnete sich die Thür der Zelle, und Meister Hans trat herein. „Es ist Zeit," sagte er, „Ihr müßt fort, damit der Morgen Euch nicht mehr in Paderborns Bannmeile findet."

„Ich danke Euch, Meister Hans, daß Ihr Euer Wort so treu gehalten," sagte Wolfram, indem er Beatrix die Hand reichte und sie von ihrem Strohlager emporzog. Während er ihr den Mantel, der in einer Ecke des Kerkers lag, überwarf und den Schleier um ihr Haupt knüpfte, schüttete der Henker ein gelbes Pulver auf eine Schaufel mit glühenden Kohlen, die er in der Hand hielt, worauf ein starker Schwefelgeruch die ganze Zelle erfüllte.

„Was thut Ihr da?" fragte Wolfram erstaunt und trat mit Beatrix heraus.

„Ich sorge dafür," grinste Meister Hans, und schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu, „daß der Löper glaubt, der Teufel habe ihm die Hexe entführt, die er so gern verbrennen wollte, auf daß mein Schwager Kilian nicht durch ihr Verschwinden in Ungelegenheiten gerät."

Nach wenig Minuten traten sie aus den düsteren Mauern des Gefängnisses ins Freie, und eine Weile schritt Meister Hans schwei-

gend durch die nachtstillen Straßen neben Wolfram hin, an dessen Arme Beatrix, wie von einem seligen Traume befangen, lehnte. Endlich sagte der erstere, zu diesem sich wendend: „Ihr müßt Sorge tragen, Herr Vikar, daß das Fräulein von niemand gesehen wird, bis unsere Gegend hinter Euch liegt. Meidet daher alle Menschenwohnungen, denn der Arm des Pater Löper reicht weit, und wehe Euch und ihr, wenn seine Späher Eure Spur fänden!“

„Eine Wanderung voll Mühen und Entbehrungen liegt vor dir, mein Lieb,“ flüsterte Wolfram, sich zärtlich zu Beatrix niederbeugend, „durch die einsame Wildnis müssen wir unsern Weg suchen, und in mehr als einer Nacht wird dir dein Lager unter freiem Himmel auf dem Moose des Waldes bereitet sein.“

„Immer noch ein besseres Lager als das feurige Bett, das meine Knechte dort für Euch schichten,“ sagte der Henker, der die letzten Worte Wolframs gehört hatte, indem er in eine Querstraße deutete, an der sie eben vorüberkamen. Am Ende derselben sah man vor dem Dome dunkle Gestalten beschäftigt, große Scheite zu einem Holzstoße kunstgerecht zu schichten. Beatrix schauerte zusammen und schmiegte sich fester an Wolfram, indem sie leise sagte: „Nicht wahr, Geliebter, du glaubst nicht, daß deine Beatrix je böse Zauberkünste getrieben, wenn sie sich auch in der Todesangst dazu bekannte?“

„Nein,“ sagte Wolfram, „wie sollte ich an solchen Wahnsinn glauben! Du bist so unschuldig wie alle die armen Opfer, die ein finsterer Aberglaube so zahllos auf dem Holzstoße verbrennt.“

„So war auch meine arme Brigitte keine Hexe?“ sagte Beatrix mit einem tiefen, erleichternden Atemzuge.

„Nein, weder sie, noch irgend eine der Unglücklichen, die man als Hexen mit Folter, Feuer und Schwert verfolgt,“ war Wolframs im Tone fester Überzeugung gegebene Antwort.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte Meister Hans, indem er die Thür seines Hauses öffnete, in dessen Rückwand, die an die Stadtmauer stieß, sich ein verborgenes Pförtchen befand, durch welches man unbemerkt aus der Stadt gelangen konnte. Durch dieses Pförtchen ließ er jetzt Wolfram und Beatrix schreiten, und als dann die schwere eiserne Thür hinter ihnen zufiel und sie allein draußen im freien Felde waren, rief Wolfram jubelnd: „Jetzt bist du wirklich gerettet!“ und preßte Beatrix an sein stürmisch klopfendes Herz. Sie schlang die zarten Arme so fest um seinen Hals, als fürchte sie immer noch, daß feindliche Mächte sie von dem Geliebten trennen könnten. In diesem Augenblick jagte ein großer Hund, ein Stück einer Kette nachschleifend, ächzend mit fliegenden Flanken auf Beatrix zu und sprang winselnd an ihr empor. „Mein Tyras, mein treues Tier!“ sagte sie, sich feuchten Auges zu dem Hunde niederbeugend, „so hast du dich von der Kette losgerissen, um der Spur Deiner Herrin zu folgen.“

„Der treue Hund wird uns ein guter Schutz sein auf unserer Wanderung,“ sagte Wolfram, indem er das Tier von der Kette befreite. „Und nun komm, Geliebte, wir wollen eilen, den Wald dort zu erreichen, in dessen dunklem Schatten kein Verfolger unsere Spur finden wird.“

Fast ein Jahr war seit den oben erzählten Ereignissen vergangen ..... In einem abgelegenen, stillen Thale des Odenwaldes stand an einem heißen Julimorgen ein junger Mann und schaute einem Knechte zu, der beschäftigt war, zwei stattliche Pferde an einen hoch mit Heu beladenen Wagen zu spannen. In den dichten Locken des Mannes gewahrte man keine Spur mehr von einer Tonsur, und das gebräunte, von einem blonden Barte beschattete Antlitz, aus dem die blauen Augen heiter und energisch leuchteten, sowie die hochaufgerichtete, kraftvolle Gestalt ließen in ihm nur schwer den ehemaligen Vikar Wolfram Köhler erkennen. Als er damals nach einer mühevollen Wanderung mit Beatrix an die Thür des greisen Pfarrers Jeremias Nautilus klopfte, nahm dieser seinem Versprechen gemäß das junge Paar gastlich bei sich auf und gab ihrem Bunde die Weihe der Kirche. Auf seinen Rat blieb Wolfram in der ihm fremdgewordenen und ihn doch so traut anmutenden Heimat, und der Erlös der Perlen, die Beatrix, von dem Fest in Hohenborn kommend, bei ihrer Verhaftung noch um den Hals geschlungen trug, reichte hin, um ihm den Ankauf eines kleinen Meierhofes zu ermöglichen. Dort am Ausgange des Dorfes lag das niedrige, sich nur wenig von den übrigen Bauernhäusern unterschei-

dende Haus, das all sein Glück umschloß. Eine Linde breitete ihre Zweige über das Strohdach und beschattete den kleinen Garten, in welchem Holunder und Syringen neben Rosen und Rosmarin blühten. Wolframs Augen hingen an den in der Abendsonne hell blinkenden Fenstern, hinter deren weißen Vorhängen er eine schlanke Frauengestalt zu erkennen meinte. Da erklangen vom Walde her Jagdhörner, in deren helle Fanfaren sich das Gebell der Meute mischte. Der Hund, der bisher ruhig zu seinen Füßen gelegen, sprang bellend auf und jagte davon, aber auf den Ruf seines Herrn: „Ruhig, Tyras, die Jagd dort geht dich nichts an!“ kam er gehorsam zurück.

„Es ist der Wildensteiner, der dort jagt,“ sagte der Knecht, mit dem Peitschenstiele nach dem Saum des Waldes deutend, dem entlang man jetzt eine glänzende Kavalkade, von Pikeuren und Hunden begleitet, dahin sprengen sah. Wolfram nickte. „Der Wildensteiner,“ wie ihn der Knecht nannte, war der Agnat, welcher nach dem Tode seines Vetters und dem spurlosen Verschwinden von dessen Sohne die Wildensteinschen Güter geerbt hatte; Wolfram erinnerte sich jetzt daran, daß er einst seinen Vater mit einem ebenso glänzenden Gefolge in jenem Walde hatte jagen sehen, doch neidlos gönnte er dem Fremden den Besitz, dessen Erbe er zwar war, aber auf den er doch keinen anderen Rechtstitel geltend machen konnte, als die eigene Erinnerung und die Ähnlichkeit mit seinem Vater, Beweise, die von keinem Gericht anerkannt worden wären, hätte er sie geltend machen wollen, was ihm aber nie in den Sinn gekommen. Rang und Reichtum waren Güter, die ihm weder wünschens- noch erstrebenswert erschienen; das bescheidene Los eines wohlhabenden Landmannes genügte ihm vollkommen, denn er teilte es ja mit dem Weibe seines Herzens.

Dunkle Wolken waren inzwischen am Himmel heraufgezogen; der Donner grollte vernehmlich in der Ferne, Wolfram befahl dem Knechte, sich zu beeilen, da das Wetter bald losbrechen werde, und schritt selbst rasch seinem Hause zu. Als er dort die Thür zu seinem Studierzimmer öffnete, blieb er wie gebannt auf der Schwelle stehen. Dasselbe Bild, das sich jetzt seinen Augen bot, hatte er schon einmal gesehen in jener Stunde, da Beatrix, mit ihm vom Gewitter überrascht, im Pfarrhause zu Elben Schutz gesucht hatte. Wie damals erfüllte grünes Dämmerlicht das Gemach, zuckten Blitze vor dem Fenster hin und mischte das Rollen des Donners sich mit dem Brausen des Sturmes, und wie damals saß Beatrix an seinem Schreibtisch, die glühende Wange halb verhüllt von den dunklen Locken, das feine Profil über beschriebene Blätter gebeugt, die sie in der Hand hielt. Gerade so hatte er sie gesehen, als er, das Herz von hoffnungsloser Leidenschaft erfüllt, damals an ihrer Seite gestanden, ihr so nah und doch so fern, ein unseliger, an Gott und Welt verzweifelnder Mann! „Beatrix!“ sagte er leise, und in seiner Stimme klang ein Ton jubelnden Glückes.

Sie wandte den Kopf und sah mit glänzenden Augen, an deren Wimpern aber große Thränen hingen, zu ihm auf. „Was beschäftigte deine Gedanken so sehr, daß du weder das Gewitter noch meinen Eintritt bemerktest?“ fragte er, liebkosend über ihren Scheitel streichend.

Sie deutete auf die Papiere, die sie in der Hand hielt. „Eine Streitschrift gegen den Hexenglauben war es also, woran du seither so eifrig schriebst! Warum hast du mir diese Blätter, die ich heute zufällig entdeckte, nicht früher gezeigt, mein Geliebter?“

„Weil ich die traurigen Erinnerungen fürchtete, die sie in dir wecken mußten,“ sagte er, die Blätter wieder in den Schreibtisch zurücklegend, „mir aber, dem ein gnädiges Geschick vergönnt hat, mein Liebstes aus Kerkernacht und Todesgrauen zu retten, erschien es als eine heilige Pflicht, den Kampf gegen den unseligen Wahnglauben zu wagen, dem schon mehr Opfer gefallen sind, als einst dem blutigen Moloch der Heiden dargebracht wurden.“

„O, Wolfram,“ sagte Beatrix, „wie haben die Worte, die du da geschrieben, mir das Herz bewegt! Mit so klarer, so überzeugender Beredsamkeit weisen sie den Unsinn des Hexenglaubens nach, daß sie einen begeisterten Widerhall finden müssen in der ganzen Welt. Diese Schrift wird deinen Namen mit unsterblichem Ruhme umkleiden.“

„Meinen Namen!“ sagte Wolfram lächelnd, „ich habe ja eigentlich keinen. Den Namen, den ich führe, gab mir der Zufall, und auf den Namen meiner Väter habe ich vor dem Gesetz kein Recht. Auch bin ich nicht

ehrgeizig und dürste nicht nach Ruhm, mir gilt's nur um die Sache. Ich möchte den Pfeil schmieden, mit dem der Drache dieses Wahns erlegt werden kann, aber die Hand eines anderen soll ihn vom Bogen schnellen. Diese Schrift sende ich an Balthasar Becker, mit dem ich oft über den Hexenglauben gesprochen und der gleich mir von der völligen Grundlosigkeit desselben überzeugt war. Er soll meine Streitschrift durchsehen, soll von dem Seinigen hinzuthun, was ihm noch nötig dünkt, und sie unter seinem Namen herausgeben. Meiner aber soll er gedenken wie eines Gestorbenen, dessen Spur der Sand verweht hat."

Beatrix schüttelte den Kopf. „Aber warum dich in Dunkel hüllen, warum die Anerkennung der Welt verschmähen, die deiner mutigen Geistesthat, ich bin es gewiß, in höchstem Maße zu teil werden wird?"

„Weil," versetzte er ernst, „uns das Dunkel der Verborgenheit frommt. In diesem abgelegenen, stillen Thale sind wir vollkommen sicher, aber der Arm der katholischen Kirche reicht weit, und es wäre vermessen, den Blick unserer Feinde auf die Spur zu lenken, die sie verloren haben."

Sie sah ihn erschrocken an. „Nein," sagte er, „du brauchst nichts zu fürchten, wir schweben in keiner Gefahr, doch ist es besser, wenn die Augen der Welt sich nicht auf unsern verborgenen Winkel richten."

Er legte seinen Arm um ihren schlanken Leib und zog sie an das Fenster, das er öffnete. Das Wetter war vorübergezogen und die Sonne längst zur Rüste gegangen. Ein berauschender Duft von Lindenblüten, Holunder und Rosen erfüllte die warme Luft, Leuchtkäfer schwirrten umher, und einer fing sich in Beatrixens Locken, so daß er über ihrer Stirn wie ein Demant glänzte. Im Osten war der Vollmond heraufgestiegen und beleuchtete mit seinem milden Lichte die rauchgeschwärzten, hier und da schon mit Epheu übersponnenen Trümmer der Burg Wildenstein, die sich auf einer nahen Bergkuppe erhob. Beatrix gewahrte, daß die Augen ihres Gatten mit einem sinnenden Ausdruck an der Ruine hingen, deren Umrisse sich scharf vom Nachthimmel abhoben, und sie fragte leise: „Bedauerst du es, mein Wolfram, daß du nicht, wie deine Väter, dort oben in Glanz und Herrlichkeit hausen kannst?"

„Nein," erwiderte er, sie fester an sich ziehend, „ich bedaure und vermisse nichts, wenn ich dich in meinen Armen halte. Dieses Haus," fuhr er mit einem heiteren Lächeln fort, „ist zwar ein ärmliches Heim für den Grafen Wildenstein und die Enkelin der Gonsalvos, aber mir dünkt es köstlicher, als ein Palast, da du als Hausfrau darin waltest. Dich vor Gott und Menschen mein ehelich Weib nennen zu dürfen, ist ein Glück so unaussprechlich süß, so groß, wie ich es nimmer zu hoffen gewagt, und mir bleibt kein *persönlicher* Wunsch mehr übrig."

„Also doch noch ein Wunsch?" fragte sie.

„Ja, der Wunsch, daß meine Schrift wider den Hexenglauben ein lautes Echo in der Welt finden, und daß es meinem Worte vergönnt sein möchte, den Dämon jenes finsteren Wahnes zu bannen, der schon so unsäglichen Jammer, so furchtbares Elend über die Menschheit gebracht hat....!"

Und dieser Wunsch sollte erfüllt werden. Nach Jahren drang in das einsame Thal des Odenwaldes, wo Wolfram mit seiner Beatrix in ungetrübtem Glücke die Tage hingingen, die Kunde von einem Werke, das unter dem Titel: „De betoverde Weereld" (die bezauberte Welt) von Balthasar Becker, dem protestantischen Seelsorger von Oberlitten, herausgegeben war, und als Wolfram diese Schrift las, da fand er sie von seinem eigenen Geisteshauch durchweht, fand auf ihren Seiten die flammenden Worte wieder, mit denen er in der Abhandlung, die er an Becker gesandt, das Absurde und Wahnsinnige des Glaubens an Hexen und Dämonen bekämpft und zugleich die Art, in welcher geistliche und weltliche Richter bei den Hexenprozessen verfuhren, einer vernichtenden Kritik unterzogen hatte.

Das Erscheinen der „betoverden Weereld" erregte ein ungeheures Aufsehen, namentlich in gelehrten Kreisen, und wurde besonders von geistlicher Seite scharf angegriffen. Die Synode, welche Becker selbst um ihren Urteilsspruch ersuchte, verwarf die Schrift als ketzerisch und unchristlich und entsetzte den Verfasser seines Amtes, aber sie vermochte dadurch die ungeheure Wirkung derselben auf die Geister der Zeitgenossen nicht abzuschwächen. Beckers „betoverde Weereld" war die Morgenröte, die den Anbruch des Tages verkündet, sie vermochte den Hexenglauben, dem sie so kühn den Fehdehandschuh hinwarf, noch nicht aus der Welt zu schaffen, aber sie erschütterte

denselben so sehr, daß von ihrem Erscheinen an die Zahl der Hexenprozesse beträchtlich abnahm. In die Fußstapfen Beckers trat dann später ein deutscher Gelehrter, Christian Thomasius, der mit seiner Schrift: „Lehrsätze von dem Laster der Zauberei“ (1707) den Hexenglauben so erfolgreich bekämpfte, daß Friedrich der Große von ihm sagte: „Dem Thomasius danken es die Weiber, daß sie in Ruhe alt werden dürfen.“

Neue Hausmittel.

Von Julius Stinde.

Die Gesundheitspflege von heute hat sich die Aufgabe gestellt, den Schädigungen des Körpers vorzubeugen, die Einflüsse abzuwehren, deren Angriffe bei mangelnder Widerstandsfähigkeit trotz ihrer scheinbaren Geringfügigkeit die verderblichsten Folgen haben. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Vernichtung ansteckender Lebewesen auf dem Wege der Desinfektion, die Absperrung verseuchter Brunnen, Kanalisations- und Ventilationsanlagen und andere Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege auf dem oben genannten Grundsatze fußen. Das tägliche Leben in Haus und Werkstatt jedoch entzieht sich in vielen Fällen der öffentlichen Hygieine, und da gilt es, den Übeln, welche Unkenntnis oder Fahrlässigkeit verschuldeten, durch Selbsthilfe rechtzeitig entgegenzutreten. Schon jetzt finden sich in den Hausapotheken die beiden kräftigen Desinfektionsmittel Salicyl und Karbol, die in geeigneter Lösung bei der Wundbehandlung angewandt werden, um bösartigen Verschlimmerungen zu wehren. Wie gefährlich unachtsame Behandlung von Wunden werden kann, geht aus folgendem, von Dr. Middeldorpf berichteten Falle hervor. Ein sechzehnjähriger Zimmermannslehrling, ohne jede tuberkulöse Anlage, hatte sich eine Beilhiebwunde im rechten Kniegelenk zugezogen und dieselbe mit einem „reinen“ Taschentuch verbunden. Die Wunde heilte freiwillig zu; jedoch vierzehn Tage nach der Verletzung schwoll das Gelenk unter großen Schmerzen an, und das rechte untere Bein magerte stark ab. Es trat Fieber ein, und als sechs Wochen nach der Verletzung eine Operation der Kniegeschwulst notwendig wurde, ergab die Untersuchung das reichliche Vorhandensein von Tuberkelbazillen. Das vermeintlich reine Taschentuch mußte daher mit dem Auswurfe eines Schwindsüchtigen behaftet gewesen sein, der die Tuberkelbazillen auf die Wunde übertrug. Salicyl- oder Karbolwasser, namentlich aber das Anlegen eines durch diese keimtötenden Substanzen desinfizierten Verbandes würde die Vergiftung verhindert haben.

Dem Salicyl und Karbol ist neuerdings ein Mittel an die Seite gestellt worden, das sich sowohl durch seine Unschädlichkeit als auch durch mannigfaltige Wirksamkeit auszeichnet. Es ist dies das kürzlich in den Arzneischatz aufgenommene Ichthyol, das in keiner Hausapotheke fehlen sollte. Die Herkunft dieses Stoffes ist eine höchst interessante, da das Rohmaterial durch die Destillation eines Gesteines gewonnen wird, das nicht nur die versteinerten Überreste vorweltlicher Fische enthält, sondern auch deren Fettsubstanz, welche einen Teer liefert, aus dem man auf chemischem Wege das Ichthyol darstellt. Dieses Erzeugnis, dessen Name von dem griechischen Ichthys d. i. Fisch abgeleitet ist, bildet eine tiefbraune, dickliche Flüssigkeit von petroleumartigem, nicht gerade angenehmem Geruche und enthält einen großen Teil chemisch gebundenen Schwefels. Dieser Schwefelgehalt veranlaßte die Ärzte, das Mittel zunächst bei Hautleiden in Anwendung zu bringen, gegen welche der Schwefel sich bisher heilkräftig erwies. Die Resultate waren überraschender Art, Ausschläge von unbezwingbarer Hartnäckigkeit, Rötung der Haut u. a. m. wichen dem äußerlich und innerlich angewandten Ichthyol in kurzer Frist. Besonders bemerkenswert ist jedoch, daß es Dr. Unna in Hamburg gelang, eine in Europa Hilfe suchende Dame aus Brasilien hauptsächlich durch Ichthyol vom Aussatz zu befreien. Noch im Jahre 1879 erklärte ein hervorragender Arzt: „Die einzige wirkliche Beendigung des Aussatzprozesses ist der Tod,

es gibt kein Heilmittel, das irgend welche Aussicht auf Besserung bietet.“

Ferner ergab sich, daß das Ichthyol in vielen Fällen rheumatische Leiden beseitigt, wenn auch der Erfolg zuweilen ausblieb, wie ja überhaupt nicht alle Arzneien bei verschiedenen Personen die gleiche Wirkung entfalten. Professor Schweninger nennt das Ichthyol ein wertvolles, geradezu unentbehrliches Heilmittel, das namentlich bei verschiedenen Formen von Rheumatismen, Lumbago (Hexenschuß), Kontusionen, Haut- und Muskelblutungen und Hautaffektionen angewandt wird. Se. Durchlaucht der Fürst von Bismarck gestattete bereitwilligst, daß der Ichthyolgesellschaft Cordes, Hermanni & Komp. in Hamburg Mitteilung über die günstige Wirkung des Präparates bei den lumbagoartigen und rheumatischen Affektionen, die den Reichskanzler zeitweilig heimsuchen, gemacht wurde.

Die entzündungswidrigen Eigenschaften machen das Ichthyol zu einem Hausmittel ersten Ranges. Auf Reiß- und Quetschwunden gebracht, bewirkt es rasche und glatte Heilung, bei Verbrennungen lindert es den Schmerz auffällig und beschleunigt den Vorgang des Heilens sowie der Hautbildung.

Die Schmerzlinderung bei Verbrennungen scheint auf eine spezifische Wirkung des Ichthyols gegenüber der Hitzeeinwirkung auf die Nerven und Gefäße der Haut hinzudeuten, da auch ohne Verbrennung der Schmerz, welchen die strahlende Ofenwärme auf die Haut ausübt, durch Aufpinselung einer Ichthyolsalbe auf die Haut wesentlich gemildert werden kann. Dr. Unna hat mehrfach die Erfahrung gemacht, daß Personen, welche sich bedeutender, strahlender Hitze aussetzen, den dadurch entstehenden Hautreizungen entgehen, wenn sie es sich zur Regel machen, die Haut vorher mit einer mittelstarken Ichthyolsalbe einzufetten. Aus diesen Gründen und um Brandblasen zu vermeiden, dürfte es sich den heftiger, strahlender Glut ausgesetzten Heizern, Maschinenarbeitern, Schlossern 2c. empfehlen, stets etwas reines Ichthyol zur Hand zu haben, wie es in einigen Fabriken bereits eingeführt ist.

Vor allen Dingen sei jedoch darauf hingewiesen, daß Ichthyol sich trefflich bei den Fingerentzündungen (Panaritien) bewährt, welche durch Wundvergiftung entstehen und diejenigen befallen, welche häufig mit Spülwasser, verdorbenen Speiseresten und ähnlichen, in der Zersetzung begriffenen Stoffen zu thun haben. Ein von Dr. Ackermann in Weimar mitgeteilter Fall möge dazu dienen, sowohl die Art der Vergiftung wie deren Heilung zu erläutern.

Die Patientin, ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen, hatte sich beim Spicken eines bereits in Fäulnis übergegangenen Rehbratens in den linken Zeigefinger geschnitten, und es waren allem Anschein nach faulige Stoffe ins Blut aufgenommen worden. Die Wunde heilte zwar in einigen Tagen zu, jedoch entstand längs des Zeigefingers eine durch rote Streifen und Schmerzhaftigkeit charakterisierte Geschwulst. Trotz kalter Umschläge ging dieser Prozeß auf die Mittelhand über, es stellte sich Fieber und Frösteln mit gestörtem Allgemeinbefinden ein. Am fünften Tage bestand eine starke Schwellung des linken Zeigefingers, übergehend auf den Mittelfinger und den Daumen, auf die ganze Mittelhand und teilweise den Handrücken; überall war die Haut stark gerötet, die Temperatur sehr erhöht, und auf Druck bestand durchweg große Schmerzhaftigkeit. Es wurden zunächst Eisbeutel auf beide Seiten der Hand gelegt. Die Temperaturerhöhung war so stark, daß in kaum einer halben Stunde nachher das Eis geschmolzen war und durch anderes ersetzt werden mußte. Dr. Ackermann berichtet weiter: „Als am achten Tage die Erscheinungen immer zugenommen hatten und vor allem die Entzündung bis aufs Handgelenk weitergekrochen war, ließ ich die Hand längere Zeit in eine mit Eisstückchen gefüllte Waschschüssel legen, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Da kam ich auf den Gedanken, das Ichthyol zu versuchen, und rieb noch selbigen Abends einige Stunden nach der Eisbehandlung eine größere Portion 25prozentiger Ichthyolsalbe in die Haut der ganzen Hand ein, was um so schwieriger war, da schon die leiseste Berührung als ungeheurer Schmerz empfunden wurde. Nichtsdestoweniger gelang es bei sanftem Reiben. Es wurde außerdem je ein mit Ichthyolsalbe bestrichenes Leinwandläppchen auf die Hohlhand und den Handrücken gelegt, darüber einige Lagen Watte, und die Hand auf einem Handbrett festgebunden. Als ich am anderen Morgen zu der Patientin kam, hatte ich wiederum die Freude und den überraschenden Erfolg, daß bereits nach wenigen Stun-

den die Schmerzen fast völlig nachgelassen hatten, so daß sie beinahe die ganze Nacht hatte schlafen können, was die früheren Nächte, trotz Anwendung von großen Gaben Morphium, nicht gelungen war. Ferner hatte aber auch die Rötung bedeutend abgenommen, der Prozeß war nicht weitergegangen, und auch die Schwellung war geringer geworden. Die ganze Haut hatte sich, wohl infolge der dauernden Einwirkung der Ichthyolsalbe, gänzlich in kleine, runzlige Falten gelegt. Nun wurde noch vier Tage täglich einmal die Ichthyolsalbe eingerieben, und diese vier Einreibungen waren hinreichend, um den Entzündungsprozeß völlig zu beseitigen. Die Rötung, Schwellung und Schmerzhaftigkeit waren geschwunden, nur bestand noch Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des linken Zeigefingers, die nach dreitägiger Massage schwanden."

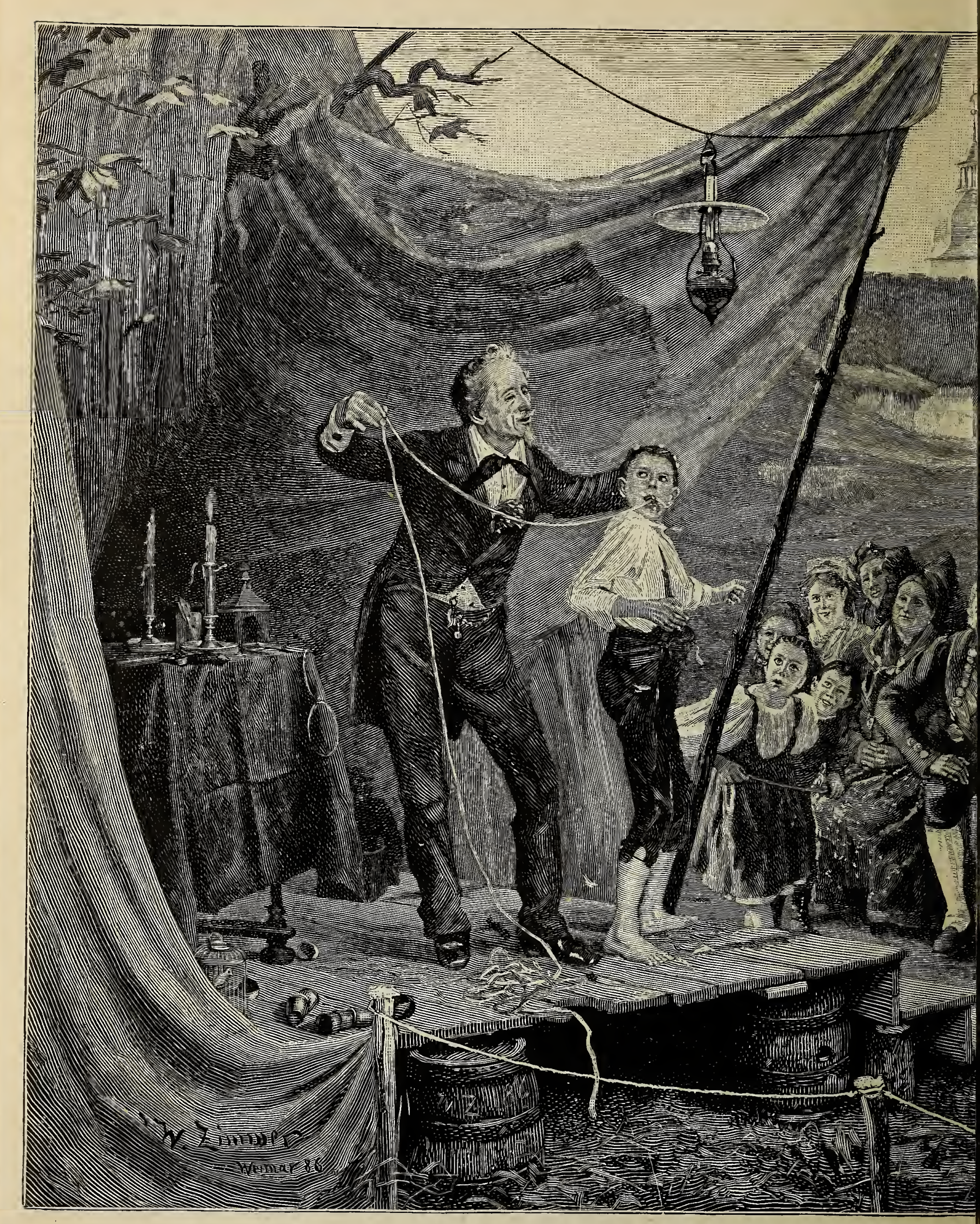
Diese Hinweise dürften ausreichen, die Empfehlung des Ichthyols als eines Hausmittels zu begründen; seine Unschädlichkeit gestattet die unbedenkliche Anwendung als erste Hilfe in vielen Fällen, wenn es auch zu weit gehen hieße, wollte man dasselbe als ein Universalmittel hinstellen, denn Universalmittel gibt es ebensowenig wie ein Kraut, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das zweite Hausmittel, von dem hier die Rede sein soll, verdanken wir nicht den Überresten vorsintflutlicher Fische, sondern den Bestrebungen, unsere Kolonieen nutzbar zu machen. Es handelte sich nämlich darum, das Fett der Kokosnuß und der Palmkerne an Ort und Stelle der Gewinnung in Seife zu verwandeln und zwar direkt aus den Nüssen selbst, allein es stellten sich diesem Vorhaben zu große Schwierigkeiten entgegen: unsere schwarzen Landsleute sind noch nicht als Seifensieder zu gebrauchen. Das Verfahren jedoch, welches Professor Oskar Liebreich, den genialen Entdecker der schlafmachenden Wirkung des Chloralhydrats zum Urheber hat, gestattet die Herstellung einer durchaus neutralen, d. h. von jeder Lauge freien Seife, und wird, nachdem dieselbe patentiert worden, jetzt von C. Heine in Charlottenburg im großen ausgeführt. Da die Seife mit Hilfe von Schleudermaschinen (Zentrifugen) erhalten wird, ist ihr der Name zentrifugierte Seife beigelegt.

Bei der Hautpflege handelt es sich hauptsächlich darum, die Haut und Haare von Unreinigkeiten zu befreien, ohne die zarte Haut selbst anzugreifen. Während man früher annahm, daß die Fettigkeit der Haut durch die Talgdrüsen auf die Haut gebracht würde, hat Professor Liebreich gefunden, daß auch die Haut und die Haare selbst ein eigentümliches Fett absondern. Dieses Fett, in Verbindung mit der Absonderung der Schweißdrüsen, ist die Unreinigkeit, welche von der Haut durch Seife entfernt werden soll. Andere Unreinigkeiten, welche äußerlich daraufkommen, durch den Staub der Luft und durch die Substanzen, mit denen man sich beschäftigt, sind mit diesem eigentümlichen Hautfette zusammen auf der Haut verteilt. Die Aufgabe der Seife besteht nun darin, diese Masse nicht etwa chemisch aufzulösen, sondern in eine feine milchartige Mischung überzuführen. Gewöhnliches Wasser würde das Fett auf der Haut nicht zerteilen. Wenn wir dies festhalten, so sehen wir, daß wir zur Reinigung der Haut nur ein ganz mildes Produkt brauchen können, nämlich eine neutrale Seife, die durchaus kein freies Alkali (Lauge) haben darf. Professor Liebreich hat nachgewiesen, daß Lauge in der außerordentlichen Verdünnung von eins zu zehntausend die Hornzellen der Hautschicht durchdringt, wieviel mehr muß daher eine Seife einwirken, welche absichtlich mit großen Mengen von Lauge, Wasserglas oder Sodalösung versetzt ist? Wenn in einer Stelle der Haut ein Riß entstanden ist, so dringt die Lauge in die tiefere Schicht ein, und es bilden sich rissige Sprünge, welche immer wieder durch laugenhaltige Seifen erweitert werden.

Nicht nur zu kosmetischen Zwecken, wo es sich um Erhaltung von Gesundheit und Schönheit handelt, sind daher die neutralen zentrifugierten Seifen am Platze, sondern hauptsächlich da, wo Seifenwaschungen oder Bäder als Heilmittel verordnet werden. Hier kann verfälschte Seife geradezu Unheil anrichten.

Besonders sind es die billigen Toiletteseifen, die heutzutage den unerhörtesten Verfälschungen und Vermischungen unterliegen. So werden durchscheinende Glycerinseifen verkauft, die statt des Glycerins Zucker oder gar Melasse enthalten, in anderen finden sich große Mengen von Wasserglas, ein für die Hautpflege absolut zu verwerfendes Surrogat, in wieder anderen Stärkekleister und Kartoffelsirup.

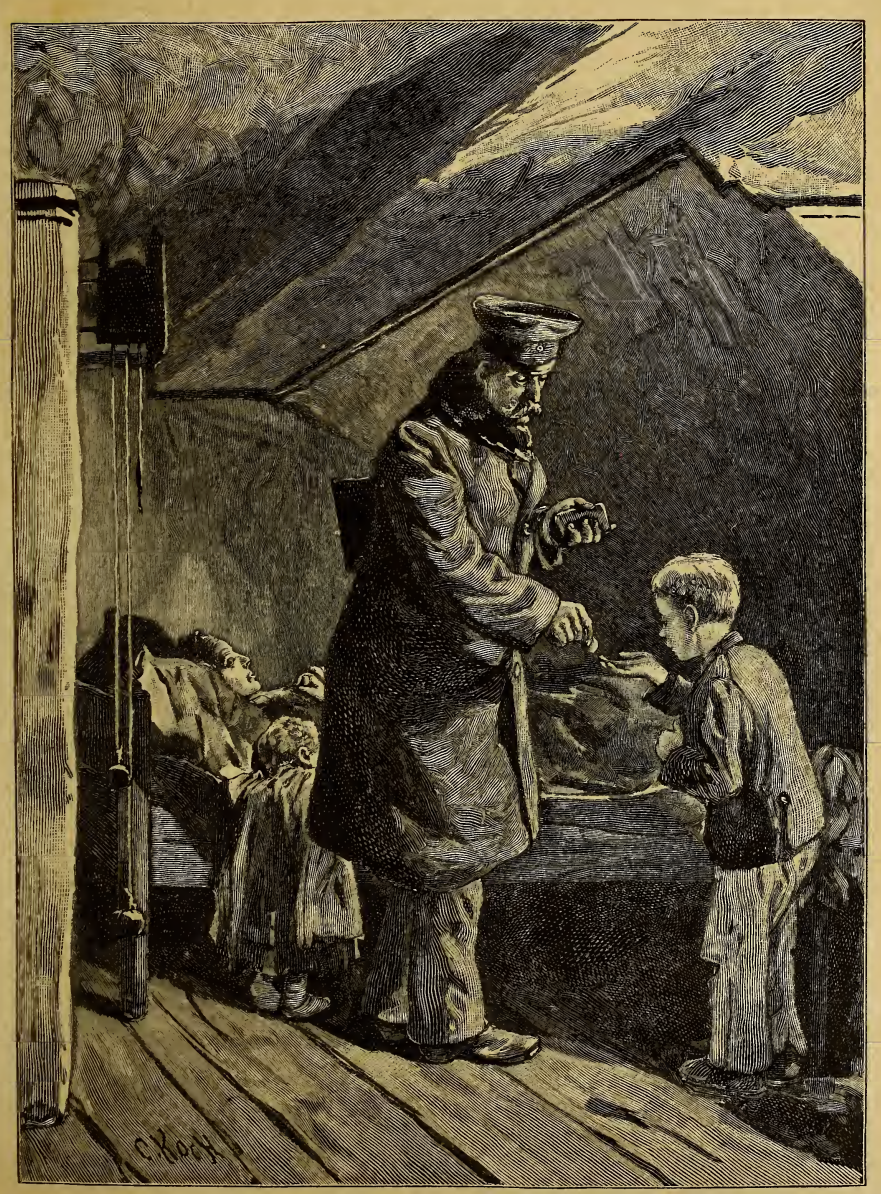


Der Zauberer auf dem Lande.



von W. Zimmer.





Der Gerichtsvollzieher als barmherziger Samariter. Ein Bild aus der Großstadt.
Nach dem Leben. Gezeichnet von C. Koch.

Da die zentrifugierte Seife keine zerstörend auf die beigemischten wohlriechenden Substanzen einwirkende Lauge enthält, kommt dieselbe den teuren französischen Toiletteseifen an Wohlgeruch gleich, während sie dieselben an Milde übertrifft, ohne im Preise die gewöhnliche billige Toiletteseife zu überbieten.

Das vorhin erwähnte eigentümliche Fett findet sich in der menschlichen Haut, den Haaren, im Fischbein, Schildpatt, im Hufe der Pferde, in den Federn von Gänsen, Hühnern, Tauben, den Stacheln des Igels und Stachelschweines sowie vielen anderen hornartigen Geweben und läßt sich in größeren Mengen aus der Schafwolle gewinnen. Es stellt sich in wasserhaltigem Zustande als ein zähes gelbliches Fett dar mit einem deutlich ausgesprochenen Geruche nach roher Schafwolle. Nach Professor Liebreichs Ermittelungen schützt dieses „Lanolin“ genannte Fett die Federn der Vögel vor der Durchnässung.

Früher nahm man an, daß die Bürzeldrüse dazu diene, die Federn einzufetten, damit das Wasser von denselben abfließe, jedoch ist Liebreich zu der Ansicht gekommen, daß die von dieser Drüse abgesonderte Flüssigkeit den Zweck habe, die Federn entweder von zu starkem Fettreichtum zu befreien oder das Fett an denselben gleichmäßig zu verteilen. Es gibt nämlich Vögel, welche keine Bürzeldrüse besitzen, viele Papageienarten und die Pfauentaube, und dennoch fettige Federn zum Schutze gegen Durchnässung haben.

Das Lanolin findet in der Medizin Anwendung als Salbenmasse, in der Kosmetik bildet es einen Bestandteil der Lanolinpomaden, welche den Haaren dasjenige Fett zuführen, welches sie im normalen Zustande zur Genüge enthalten. Bedürfen dieselben jedoch eines Fettes, so eignet sich das nicht ranzig werdende Lanolin in Verbindung mit einem geringen Zusatze Mandelöl und Parfüm am besten. Die Haare nehmen dasselbe in sich auf und werden geschmeidig, ohne, wie durch das leicht verderbende Ochsenmark, Wachspomaden und Öle in einen schmierigen Zustand zu geraten. Auch ist beobachtet worden, daß Lanolin die Haare dunkler macht, wahrscheinlich weil dasselbe eindringt.

Den Römern war das Wollfett ein geschätztes Arzneimittel, dessen damalige von der heutigen sehr abweichende Bereitung Plinius angibt. Man nannte es Oesipum und gebrauchte es bei entzündeten Augen und schwieligen Backen. Jetzt ist es aufs neue in reinstem Zustande wieder in die Heilkunst eingeführt.

Soviel von den neuen Hausmitteln, welche die Chemie in den letzten Jahren lieferte und über welche berichtet werden konnte, nachdem sie von maßgebender Seite vielfältig geprüft wurden.

Die deutsche Mission in Afrika.

Von A. Merensky.

Afrika mit seinen dunkelfarbigen Bewohnern, seiner reichen Tierwelt, dem Gegensatz, in welchem seine Wüsten zu fruchtbaren, mit üppiger Tropenvegetation bedeckten Gegenden stehen, und mit seinen noch der Lösung harrenden geographischen Problemen hat auf uns Deutsche von jeher eine große Anziehungskraft ausgeübt, daher sind auch unsere afrikanischen Kolonieen schnell populär geworden. Nicht wenig haben deutsche Entdeckungsreisende zu der Erforschung des Erdteils beigetragen, und die deutsche geographische Wissenschaft hat die Resultate der afrikanischen Forschungen aller Völker in gediegenster Weise gesammelt und gesichtet. Auch dem Sklavenhandel, der Behandlung der Sklaven und ihrer endlichen Befreiung hat man in Deutschland besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So ist es natürlich, daß auch die evangelische Kirche Deutschlands Afrikas und seiner Bewohner nicht vergessen hat. Mit besonderem Eifer hat die deutsche Mission sich der afrikanischen Völker angenommen, so daß die Hälfte aller unserer Missionare in Afrika arbeitet, und der Segen, welcher dieser Arbeit folgt, ist so bedeutend, daß man sagen kann: In Afrika hat die deutsche Mission ihre größten Erfolge errungen.

Der erste Versuch, eine deutsch-evangelische Mission in Afrika zu begründen, wurde bereits vor 150 Jahren, und zwar auf der

Goldküste, gemacht. Hier hatten damals fast alle seefahrenden europäischen Völker Befestigungen und Handelsplätze, hier hatte auch Dänemark ein Fort „Christiansborg," wie die Brandenburger etwas früher ihr „Friedrichsburg," errichtet, und durch seine Verbindungen mit Dänemark wurde Graf Zinzendorf im Jahre 1737 bewogen, Missionare nach diesem Teile Afrikas zu senden. Nach und nach langten zehn seiner Sendboten in Christiansborg an, aber bereits 1771 waren sie alle von den dort herrschenden tödlichen Fiebern hingerafft. Die Brüdergemeinde ließ es bei diesem Versuch bewenden, sang aber im Blick auf die Gräber der Entschlafenen:

„Es wurden viele ausgesät,
Als wären sie verloren,
Auf ihren Beeten aber steht:
‚Das ist die Saat der Mohren!'"

Der Glaube, welcher aus diesen Worten spricht, ist nicht zu schanden geworden, denn gerade Christiansborg wurde der Ausgangspunkt für die neuere deutsche Mission an dieser Küste. Hier landeten 1828 vier Baseler Missionare, und die Baseler Missionsgesellschaft hat die Missionsarbeit in diesem ungesunden Lande mit den ungeheuersten Opfern an Geld und Menschen bis heute festgehalten und fortgesetzt. Obwohl in den 58 Jahren, welche seither verflossen sind, 61 Männer und 30 Frauen, welche im Dienste der Mission dies Land betraten, dem Klima erlagen, so stehen hier doch gegenwärtig 34 ordinierte Missionare mit 17 Missionarsfrauen und einer Lehrerin in der Arbeit.

Christiansborg ist jetzt Sitz eines englischen Gouverneurs, und als solcher ist der Ort zu einer ansehnlichen Größe herangewachsen. Außer der europäischen Stadt und der Negerstadt finden wir hier die Missionskolonie Salem, von wo aus die Umgegend bedient wird. Einige Meilen von Christiansborg entfernt liegt Abokobi, wohin die Christengemeinde der Hafenstadt sich geflüchtet hatte, als diese im Jahre 1852 von den Engländern beschossen wurde. Abokobi ist ein Christendorf, von dem wir wünschen, daß es von allen denen besucht werden könnte, welche an dem Erfolge der christlichen Mission unter afrikanischen Völkern zweifeln. Während in den Küstenorten unter dem dort herrschenden Geräusch des Handels und Wandels die Arbeit der Missionare oft kaum zu spüren ist, so daß Reisende, welche solche Orte besuchen, häufig keine Ahnung davon haben, daß daselbst deutsche Mission getrieben wird, ist auf einer Missionsstation wie Abokobi der Erfolg mit Händen zu greifen. Kaum wohnen hier noch Heiden; um die reinlichen Gehöfte der Missionare herum haben sich die christlichen Eingeborenen in regelmäßigen Straßen angebaut. Ein „Stadtvater" mit seinen „Ältesten" leitet die Gemeinde und wacht über christliche Sitte und Zucht. Die Bürger sind Bauern, welche das Missionsland pachten und mit verschiedenen Getreidearten bebauen. Die Missionsfeste, welche hier gefeiert werden, sind wahre Volksfeste geworden. Und diese Christengemeinde von 1160 Seelen ist nicht die einzige, welche uns den Erfolg der deutschen Missionsarbeit auf der Goldküste in so überzeugender Weise vor die Augen führt; weiter im Inneren finden wir das Dorf Dato, wo 855 Christen wohnen, welche von einem eingeborenen Pfarrer, dem ein Katechet und zwei Schullehrer zur Seite stehen, bedient wird. Auch hier liegt die Pflege des öffentlichen Lebens und die Erhaltung christlicher Sitte in den Händen der Dorfältesten.

Erstaunliches haben die Baseler Missionare auf dem Gebiete der afrikanischen Sprachwissenschaft geleistet. Zwei Sprachen der Eingeborenen, die Gā- und die Tschi-Sprache, sind zu Schriftsprachen umgewandelt worden, letztere besonders durch Christallers wertvolle Arbeiten. Dem Fleiße und der Begabung dieses Mannes (geboren 1827 in der Nähe von Stuttgart), welcher seine wissenschaftliche Ausbildung im Baseler Missionshause empfangen hat, verdankt die Mission auf der Goldküste unendlich viel. Kaum hatte er im Jahre 1853 den afrikanischen Boden betreten, als er sich mit solchem Eifer und Geschick auf die Erforschung der Gā- und Tschi-Sprachen warf, daß er bereits nach neun Monaten seine erste Straßenpredigt halten konnte. Das Fieber unterbrach seine Arbeiten; um sich zu erholen, besuchte er Fernando Po und Kamerun, wo er schon damals, vor dreißig Jahren, eingeborene Christen antraf. Bald mußte er für einige Jahre europäisches Klima aufsuchen, arbeitete aber von 1862 bis 1868 wieder in Afrika. Seither hat er in der Heimat durch sprachliche Arbeiten der afrikanischen Mission gedient, zeitweilig durch afrikanische Eingeborene dabei unterstützt, welche zu ihrer Ausbildung

herüber gekommen waren. Im Jahre 1871 hat Christaller die Bibelübersetzung im Tschi fertig gestellt. Außerdem übersetzte er die Religionslehre von Kurtz, eine Weltgeschichte, das Herzbüchlein, Bunyans Pilgerreise, verfaßte Schulbücher und schrieb eine Grammatik und ein Wörterbuch der Tschi-Sprache. Die bedeutenden Verdienste, welche Christaller sich durch diese Arbeiten erworben hat, sind durch die Verleihung einer goldenen Medaille von seiten des Institut de France anerkannt worden. Die treue, leidens- und todesmutige Arbeit der deutschen Missionare auf der Goldküste hat herrliche Früchte gezeitigt.

Etwa siebentausend Christen sind zu Gemeindeverbänden gesammelt, im letzten Jahre haben 644 Heidentaufen stattgefunden. Das Schulwesen ist in blühender Entwickelung. 2000—3000 Kinder besuchen die Schulen; in einem Predigerseminar werden einundzwanzig, in einem Lehrerseminar zweiundzwanzig Zöglinge unterrichtet. Von hoher Bedeutung ist die Thatsache, daß bereits neunzehn eingeborene Pastoren, unter Beihilfe von hundertundzwanzig anderen eingeborenen Arbeitern an Kirche und Schule, den Gemeinden vorstehen. Der Einfluß, den hier das Christentum auf größere Kreise des Volkes gewonnen hat, ist auch den Heiden auffallend. „In früheren Zeiten," sagte ein alter Heide im Akemlande, „hat man hier die Fetische etwas gelten lassen. Keine Plantage wurde angelegt, ohne die Fetische wegen des Ortes und dessen, was man pflanzen solle, zu befragen; auch fragte man den Fetisch, ob man Schafe, Ziegen oder Schweine halten solle. Seit aber das Christentum, von dem man früher nichts wußte, nach Akem gekommen ist, fragen nicht nur die Christen die Fetische nicht mehr, sondern auch viele Heiden, namentlich des jüngeren Geschlechtes, mißachten den Rat der Fetische. Deshalb ist es das beste, wenn die jungen Leute Christen werden und die Schulen besuchen." — Auch dafür, daß die Eingeborenen Handwerke lernen können, hat die Baseler Missionsgesellschaft gesorgt. In Christiansborg ist eine Schlosserei zu diesem Zwecke errichtet, in Salem eine Tischlerei, in welcher die jungen Leute das harte afrikanische Holz zu Möbeln und zum Häuserbau verarbeiten lernen. Handelsunternehmungen stehen mit der Mission in Verbindung und haben dadurch eine große Bedeutung erlangt, daß durch sie erwiesen ist, wie auch ohne den leidigen Branntweinverkauf solche Geschäfte an der Westküste Afrikas guten Erfolg und Fortgang haben können. — Neben dem von Baseler Missionsarbeitern besetzten Gebiete arbeiten im Ewelande, mit dem in neuerer Zeit vielgenannten Küstenorte Keta als Ausgangspunkt, die Missionare der norddeutschen Missionsgesellschaft, welche in Bremen ihren Sitz hat. Hier ist das Klimafieber den Europäern noch gefährlicher als auf der Goldküste. Von 71 Missionaren und 39 Missionarsfrauen, welche seit 1847 dorthin gesendet wurden, sind 36 Männer und 18 Frauen in ein frühes Grab gesunken; von 56 Kindern, welche den Missionarsfamilien geboren wurden, haben die



Die deutschen Missionsgebiete in Afrika.

Eltern 30 in zartester Jugend verloren und in die afrikanische Erde gebettet. Von den Überlebenden kehrten die meisten krank und siech in die Heimat zurück, so daß nach den gemachten Erfahrungen die Arbeitszeit für einen Mann dort nur fünf bis sechs Jahre beträgt. „Es sind Männer hinausgegangen," so heißt es in der Festschrift, welche in diesem Jahre zu dem fünfzigjährigen Jubiläum dieser Gesellschaft erschien, „nicht um Arbeit, sondern um ihr Grab nach wenig Wochen zu finden, oder beschädigt von dem Gift, welches Luft und Wasser zu erfüllen scheint, mit gebrochener Gesundheit heimzukehren. Es sind Bräute hinausgezogen, und sie fanden den Bräutigam nicht am Leben, oder sie waren nach wenig Wochen des Ehestandes Witwen geworden, auch ältere Arbeiter, die man für gefestigt hielt, wurden von dem Klima hingerafft." Durch die Jubelfeier zog deshalb ein tiefes Weh der Trauer über die schweren Verluste, die man Jahr für Jahr erlitten hatte, auf welche Pastor Funcke das Wort anwendete: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört."

Dabei hat die Mission unter dem Ewevolke dieses Landes den Kampf mit dem Heidentum ohne jeden Rückhalt zu führen. Keine andere Macht bahnt vereint mit ihr eine Umwandlung des Volksgeistes an. Hier hält keine Kolonialregierung ihre schützende Hand über die Missionare, schirmt ihre Stationen in Kriegsgefahr oder weist die rohesten Ausbrüche des heidnischen Wesens in ihre Schranken zurück. Noch im Jahre 1869 verwüsteten die Aschanti das Land weit und breit. Ein gewissenloser Branntweinhandel, von den Europäern an der Küste betrieben, ruiniert Unzählige, ja ruiniert ganze Dörfer. Hier hat es der ganzen Macht weltüberwindenden Glaubens bedurft, um nicht zu verzagen, und es hat diese Mission ein besonderes Anrecht auf die teilnehmende Fürsorge und Fürbitte der deutschen Christen.

Die Opfer, welche hier standhafter Glaube und todesmutige deutsche Treue gebracht haben, wollten manchmal fast zu groß erscheinen, sie sind aber nicht vergeblich gewesen. Die Ewesprache ist besonders durch die Arbeit des begabten Missionars Schlegel (gestorben 1859) zu einer Schriftsprache erhoben worden, in welcher bereits das Neue Testament, die Psalmen, die Geschichtsbücher des Alten Testaments, Lesebücher, Rechenbücher und ein Gesangbuch, sowie eine biblische Geschichte erschienen sind. „Die Missionare," sagt ein Bericht der Gesellschaft, „haben sich unter dem Ewevolk ihr Bürgerrecht erkauft. Das Volk hat in ihnen seine Freunde erkannt, früher waren sie hier ebenso verdächtigt und verhaßt wie alle Europäer. Das Volk will die Missionare unter sich haben." Es finden sich auch 400—500 Christen im Lande hin und her zerstreut, nicht nur auf den vier Hauptstationen wohnen sie. Zu der Station Ho halten sich Bekehrte aus acht verschiedenen Ortschaften. Das Gehöft des Noah Yawo in Kpengoe wird von acht Christenfamilien bewohnt, welche eine Kapelle und ein Wohnhaus für den Missionar erbaut haben, den sie erbeten haben und erwarten. In Afatimo ist ein Christendorf gegründet und von den Bewohnern „Neu-Jerusalem" genannt worden. Das alles wäre nicht erreicht worden, wenn nicht den oft wechselnden europäischen Arbeitern auch hier eine treue Schar von über zwanzig eingeborenen Gehilfen zur Seite stände, von denen einer bereits ordinierter Geistlicher ist. In Keta ist ein Predigerseminar gegründet. Drei Meilen von Keta ist die Grenze des deutschen Togolandes. Möchte es der norddeutschen Gesellschaft bald möglich sein, ihre gesegnete Thätigkeit auch auf dieses Gebiet auszudehnen! — —



Missionar J. G. Christaller.

Ganz andere Verhältnisse als an der Westküste Afrikas finden wir an der Südspitze des Erdteils, wo vier große deutsche

Gesellschaften das Missionswerk kräftig und mit gesegnetem Erfolge betreiben. Obwohl auch hier die Mission mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatte, sich erst bei den Eingeborenen einzuführen, obwohl auch hier erst die Sprachen erforscht und zu Schriftsprachen umgebildet werden mußten, obwohl auch hier eifersüchtige Häuptlinge das Werk oft hinderten, oder Kriegsstürme seine Erfolge zeitweilig verwischten, so fehlte doch das Hindernis, welches den Arbeiten der Missionare an der Westküste so unsägliche Schwierigkeiten bereitet hat. Das Klima ist für Europäer gesund, es fehlt das böse Fieber, nur wenn man von Süden her dem Wendekreise naht, muß man auch hier mit diesem Feinde rechnen. Außerdem hatte die Ausbreitung des Christentums in Südafrika eine starke Förderung und einen beständigen Rückhalt an der Kolonisation, welcher, da diese Kolonisation zum großen Teil niederdeutschen Charakter trägt, vornehmlich der deutschen Mission zu gute kam. Wenn die Missionare auch manchmal über die Vorurteile der Kolonisten zu klagen hatten oder den selbstsüchtigen Interessen derselben im Wege standen, so sind sie doch meist in Frieden vor und neben den weißen Ackerbauern, Jägern, Händlern, Gold- und Diamantgräbern hergegangen, ja manchmal konnten sie mit ihnen Hand in Hand gehen. Mit Riesenschritten hat sich in Südafrika die Kolonisation während der letzten Jahrzehnte ausgebreitet, mit Riesenschritten hat sich hier ein europäisches Kulturleben entwickelt. Das Eisenbahnnetz des Landes hat eine Länge von 350 deutschen Meilen; regelmäßige Posten und Telegraphen befördern Briefe und Telegramme bis in das Innere der Transvaalrepublik, und es erscheinen dort im Süden des „dunklen" Erdteils bereits 90 bis 100 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften.

An dieser günstigen Entwickelung Südafrikas hat die Mission, insonderheit aber die deutsche Mission, keinen geringen Anteil. Die deutschen Missionare konnten die Eigenart der Kapkolonisten, der Buren, welche zu gutem Teil holländischer und deutscher Abstammung sind, verstehen, stellten sich freundlich zu ihnen und konnten deshalb auf die Vermittelung des Gegensatzes zwischen Kolonisten und Eingeborenen günstig einwirken. Wenn in der eigentlichen Kapkolonie der Haß zwischen Schwarz und Weiß fast ganz geschwunden ist, wenn die früheren Sklaven und die Hottentotten mit den weißen Eindringlingen auf freundschaftlichem Fuße leben und nicht mehr daran denken, Aufstände zu machen, so hat man das zunächst dem Einflusse der Mission und zwar besonders der deutschen Mission zu verdanken.

Unter den Hottentotten hat zuerst die Brüdergemeinde gearbeitet. Es war das Bestreben der Brüderkirche, ganz besonders in der Zeit der ersten Liebe, sich der ärmsten und elendesten unter den Völkern anzunehmen. Dies führte ihre Sendboten im vorigen Jahrhundert zu den Sklaven Westindiens und zu den Bewohnern Grönlands, aber auch zu den verachteten, verrufenen und schmutzigen Hottentotten, welche noch in alter Faulheit und Wildheit lebten, als sich der erste Missionar, Georg Schmidt, im Jahre 1737 in der Paviansklust, fünfzehn deutsche Meilen von Kapstadt entfernt, niederließ. Heute steht an dieser Stelle der christliche Ort Gnadenthal, welcher 4000 Einwohner zählt; in den ordentlichen, gesitteten, reinlich gekleideten Bewohnern würde niemand die Nachkommen der stumpfsinnigen, schmutzigen Burensklaven des vorigen Jahrhunderts vermuten. Hier besteht seit Jahrzehnten eine Gehilfenschule, aus welcher viele treue Nationalhelfer hervorgegangen sind, hier findet sich Buchdruckerei und Buchbinderei, hier haben sich auch Handwerke bei den Farbigen bereits wirklich eingebürgert. Außer in Gnadenthal arbeitet die Brüdergemeinde in der eigentlichen (alten) Kapkolonie noch auf acht Stationen. 9500 Seelen zählen diese Gemeinden, deren Schulen von mehr als 2000 Kindern besucht werden.

Auch die Berliner Missionsgesellschaft arbeitet unter den „Farbigen" des Kaplandes, dem Mischvolk, welches aus der Verschmelzung der Hottentottenbevölkerung mit den von der Ostküste Afrikas eingeführten schwarzen Sklaven („Mosambiker" genannt) und mit „Bastards" entstanden ist. Bei Riversdale und Mosselbay wird die Arbeit vielfach von frommen Kolonisten unterstützt; sie trägt reiche Frucht, ebenso die Arbeit in Anhalt-Schmidt, Ladysmith und Amalienstein. Letzteres liegt am Fuße der hohen „Schwarzenberge." Diese Berliner Gemeinden zählen zusammen 4500 Seelen mit etwa 600 Schulkindern. Aber noch bedeutender ist in diesem Teile Südafrikas die Arbeit der Rheinischen (Barmer) Missionare. Die von ihnen in der

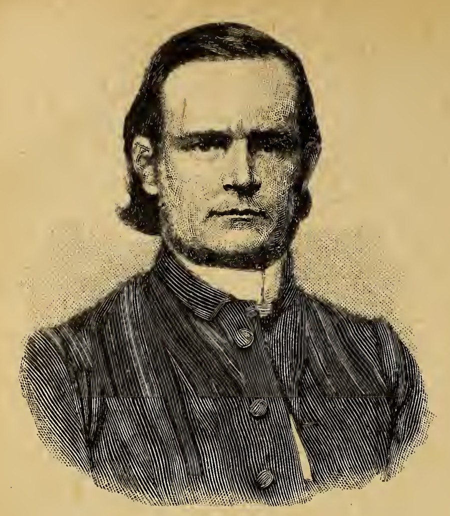
Kapkolonie gesammelten Gemeinden zählen 11 000 Seelen, und die Schulen der Stationen werden von etwa 2500 Schülern besucht. In Stellenbosch, Worcester und Tulbagh arbeitet diese Mission an den farbigen Bewohnern von Dörfern, die eigentlich von Weißen und für Weiße errichtet sind; Wupperthal, Ebenezer und andere Orte sind von Farbigen und für Farbige angelegt. Die Leute, welche sich auf diesen Stationen in der Kapkolonie um die Missionare sammeln, sind durchweg ordentliche und gesittete Menschen. Die Schulen sind meist in einem überraschend guten Zustande; die Kinder geweckt und aufmerksam, geben an Fleiß, Gesittung und Kenntnissen den Schulkindern unserer Dörfer nichts nach. Unter Leitung von Missionarsfrauen werden die Mädchen in Nähschulen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet, durch Jünglingsvereine gibt man der männlichen Jugend einen Halt, und die Liebe zum Gesange, welche diesen „Farbigen" eigen ist, ermöglicht es, in allen Gemeinden Gesangchöre trefflich zu schulen. Besonders schöne Stimmen hat das weibliche Geschlecht. Glockenhell klingt besonders der Sopran, in welchem diese Frauen unsere höchsten Töne erreichen. Überall bringen die Gemeinden bedeutende Beiträge zum Unterhalt von Kirchen und Schulen auf.

Weiter nach Norden hin finden wir im „kleinen" und „großen" Namaqualande, an der Westküste hinauf, noch Hottentotten, die Nama, welche ihre Eigenart und wunderbare Sprache sich bewahrt haben. Unter ihnen zerstreut leben einige Haufen von „Bastards," d. h. von Mischlingen, und auch kleine Horden von Buschleuten finden sich hier. Das Land nimmt nach Norden hin bis zur Walfischbai einen wüsten Charakter an. Steinige, wild zerklüftete, öde und kahle Gebirge wechseln mit dürren, sandigen Ebenen. An dem unteren Laufe des Oranjeflusses ist die Einöde so alles Lebens bar, daß die Eingeborenen sagen: „Hier muß selbst eine Schildkröte verhungern." Die sogenannten Flüsse führen Wasser nur in der Regenzeit, sonst findet man es nur hier und da in diesen tief eingeschnittenen Rinnsalen in Tümpeln, oder wenn man im Sande danach gräbt. Die noch etwa 40 000 Seelen zählenden Nama sind unsteten und leichtlebigen Charakters. Ihr Reichtum ist ihr Vieh. Sie sind faul und unreinlich. Die Jagd lieben sie, und als berittene Schützen waren sie eine Zeitlang ihren im Norden lebenden schwarzen Nachbarn so überlegen, daß sie deren Vieh raubten und sie zu Knechten machten.

Unter diesem Volke haben vor sechzig Jahren deutsche, in englischen Diensten stehende Missionare die Missionsarbeit angefangen, später hat die Rheinische Mission diese Arbeit übernommen und die Christen dieses Volkes südlich vom Oranjeflusse auf fünf, nördlich, in dem deutschen Schutzgebiete, auf neun Stationen gesammelt. Die Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Etwa sechstausend Seelen stark sind die Gemeinden, und Missionar Olpp bezeichnet das ganze Volk der Nama als im Stadium der Christianisierung begriffen.

Unsägliche Mühen, Entbehrungen und Gefahren haben die Missionare in diesem Lande erdulden müssen. Hunger und Durst, Gefahren in den Wüsten, die sie wieder und immer wieder auf den Ochsenwagen oder auf den Reitochsen und Pferden durchziehen mußten, Gefahren, denen sie ausgesetzt waren bei dem unsicheren, zerfahrenen Verhältnis der einzelnen kleinen Stämme untereinander, Mißerfolge und Rückschläge, die bei dem leichtlebigen Charakter der Bevölkerung nicht ausbleiben konnten, alles das machte die Missionsarbeit in diesem Lande zu einer unendlich mühevollen und schweren. Die hier sich findenden Stationen sind Denkmäler deutschen Fleißes und deutschen, treuen Ausharrens. Ein Denkmal hat sich der Fleiß der Missionare auch dadurch gesetzt, daß es ihnen gelungen ist, die Hottentottensprache zur Schriftsprache zu machen. Es kann diese Sprache neben der Sprache der Buschleute als diejenige menschliche Sprache bezeichnet werden, welche für Europäer am schwersten zu erlernen ist. Nur eisernem Fleiße ist es gelungen, die Natur der Laute, besonders der schwierigen Schnalzlaute, zu ergründen, die Gesetze des Baues dieser Sprache festzustellen und endlich Bücher in dieser Sprache zu verfassen. Jetzt sind in der Namasprache gedruckt: Das Neue Testament, die Psalmen, eine biblische Geschichte, der Katechismus und ein Gesangbuch. Unsere deutschen Lieder werden in dieser Sprache gesungen, und die Schnalzlaute stören dabei nicht, sondern tönen wie besonders markierte Konsonanten kräftig durch den mehrstimmigen Gesang.

Nördlich von den Nama wohnen die Herero, welche zu den kaffernähnlichen Völkern, den sogenannten Bantuvölkern gehören.

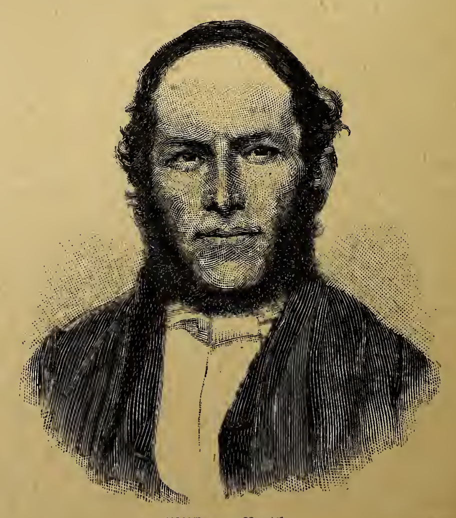


Missionar Hahn.

Das Land ist in diesen Breiten nicht mehr so öde wie südlich von der Walfischbai; trotzdem sind auch die Herero keine Ackerbauer, sondern Viehzüchter, für ihre großen Herden wissen sie durch das Graben von Brunnen Wasserplätze zu schaffen. Unsere deutschen Missionare waren die ersten Weißen, welche mit den Herero in Berührung kamen, hatten aber hier während der ersten zwanzig Jahre ihrer Arbeit mit unsäglichen Mühen und Gefahren zu kämpfen. Der im Jahre 1841 ausgesendete, trefflich vorgebildete Missionar H. Hahn (geboren am 18. Oktober 1816 in Riga) legte 1844 die erste Missionsstation unter diesem Volke an, welche er „Neu-Barmen" nannte. Mit Entbehrungen und Gefahren aller Art hatte der mutige Mann auf diesem Vorposten reichlich zu kämpfen; schwerer noch als diese zu ertragen war die stumpfe Gleichgültigkeit des Heidenvolkes. Im Jahre 1845 kam ihm der junge Missionar Rath zu Hilfe. Während Hahn im Anfang der fünfziger Jahre in Deutschland die erste Grammatik der Hererosprache und die ersten in dieser Sprache verfaßten Lehrbücher drucken ließ, hielt Rath treulich in dem von den Raubzügen der Nama schwer heimgesuchten Lande aus. Die Nama mißbrauchten nämlich die Gewalt, welche ihnen der Besitz von Feuerwaffen über die Schwarzen gab, in der allerschändlichsten Weise. Tausende von fast wehrlosen Männern, Weibern und Kindern wurden kalten Blutes von ihnen gemordet. Der schwergeprüfte, selbst thätlich mißhandelte Missionar mußte es dazu erleben, daß auf einer Reise sein treues Weib mit vier Kindern bei einem Schiffbruch in der Walfischbai im Jahre 1859 ertrank. Bald darauf verließ er diese nördlichen Gegenden und lebt seitdem als Pastor einer kleinen farbigen Gemeinde in Sarepta bei Kapstadt.

Endlich erhoben sich im Jahre 1863 die Herero unter der Führung einiger Europäer gegen ihre Unterdrücker und erkämpften sich im Verlauf mehrerer Jahre ihr Land und ihre Freiheit wieder. Die Missionsarbeit nahm einen neuen Aufschwung. Freilich war auch Hahn bald gezwungen, um der Krankheit seiner Frau willen das Land zu verlassen, er ging nach Deutschland und dann als Pastor der deutschen Gemeinde nach Kapstadt, allein die Arbeit der beiden Bahnbrecher hat seither schöne Früchte getragen. Auf acht Stationen arbeiten jetzt unter den Herero neun Missionare, unterstützt von neunundzwanzig Gehilfen, und die Zahl der aus diesem Volk gesammelten Christen ist bereits auf 2000 Seelen angewachsen. Auch die Herero haben sich unter deutschen Schutz gestellt. Lange Jahre hatten die deutschen Missionare darüber geseufzt, daß England, welches vor Jahren auch dieses Gebiet für annektiert erklärte, nichts that und nichts thun wollte, um Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen.

Deutschland konnte damals seinen Kindern in der Fremde keine Hilfe bringen. An der Walfischbai, wo die rheinischen



Missionar Rath.

Sendboten mit vieler Mühe den Sand der Lagune zusammengeschaufelt hatten, um ihre Packhäuser darauf zu errichten, wehte die englische Flagge und wurde ein englischer Zollbeamter eingesetzt. Freilich ist diese Bucht auch heute noch in englischen Händen, aber die Küste vom Oranjeflusse bis zum Cunene, in der Ausdehnung von 1300 Kilometern, ist deutsch geworden, und auch im Hinterlande haben sich die bedeutenderen Namastämme und endlich am 22. Oktober 1885 auch die Herero unter deutschen Schutz gestellt. Nachdem eben wieder der Angriff eines Namahaufens auf Otyimbingue blutig abgewiesen worden war, erklärte sich der dort wohnende Häuptling, Maherero, bereit, auf die Vorschläge, welche ihm von der Kommission unsers Reiches gemacht wurden, eingehen zu wollen. Die deutsche Flagge wurde geheißt und dann von seiten des neuen deutschen Vasallen das Geschenk Sr. Majestät des Kaisers, ein reich vergoldeter, mit rotem Samt überzogener Thronsessel, in Empfang genommen. An dem günstigen Ausgange der Verhandlungen hatte der frühere Missionar **Büttner**, welcher von 1872—1880 auf demselben Otyimbingue ein Seminar für eingeborene Helfer geleitet hatte, einen nicht geringen Anteil. Er hatte seither in Wormditt, in seiner preußischen Heimat ein Pfarramt bekleidet, war aber gern dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt und hatte im Auftrage des Reiches noch einmal Südwestafrika bereist. Einen schönen Abschluß seiner



Missionar **Posselt.**

und seiner Gefährten Arbeit bildete das Friedens- und Freudenfest im Hererolande, bei welchem die Hoffnung laut wurde, daß nun endlich die Zeit des Blutvergießens vorüber und die langersehnte Ruhe gekommen sei. Auf der Missionsstation Okahandja wurden deshalb unsere Landsleute mit dem Gesange des Psalms: „Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken“ und des Liedes: „Ich will streben nach dem Leben, wo ich selig bin“ bewillkommnet und geehrt, und zwar trugen die Eingeborenen diese Gesänge in deutscher Sprache vor.



Missionar **Büttner.**

Wenn uns schon hier die Ausdehnung der deutschen Missionsarbeit, die sich von Kapstadt aus 200 deutsche Meilen an der Westküste hinauf erstreckt, mit Bewunderung erfüllt, wenn wir der Treue und dem aufopfernden Mut der Missionare, durch welche diese Ausdehnung ermöglicht wurde, unsere volle Anerkennung zollen müssen, so zieht der Erfolg, den deutsche Missionsarbeit im Osten Südafrikas gehabt hat, unsere Aufmerksamkeit in noch höherem Maße auf sich. Hier hat sie unter den kriegerischen und trotzigen Kafferstämmen ganz bedeutende Siege errungen. Mit Hottentotten hat hier nur noch die Berliner Mission im heutigen Freistaat zu thun gehabt, wo unsere Missionare schon in den dreißiger Jahren auf dem Gebiete der jetzigen Diamantfelder unter den Koras oder Korannas arbeiteten, welche den Namas der Westküste sehr verwandt sind.

Wer ahnte in jener Zeit, daß die dürren

Ebenen oder steinigen unwirtlichen Klüfte, durch welche sich hier der Vaalfluß seinen Lauf gegraben hat, in welchen die kleinen Horden des schnalzenden gelben Völkchens mit ihren Herden von Ort zu Ort zogen, die Stätten seien, wo die größten Reichtümer der Welt verborgen im Schoße der Erde ruhten. Sind doch in den letzten vierzehn Jahren hier Jahr für Jahr für 45 bis 60 Millionen Mark Diamanten gegraben und gefunden worden. Heute arbeiten die Berliner Missionare noch an drei Orten in dieser wunderbaren Gegend. Von Wichtigkeit ist besonders die Arbeit in den eigentlichen Diamantstädten, Kimberley und Beaconsfield, denn hier sind zu Zeiten bis zu 15000 schwarze Arbeiter aus allen Stämmen von nah und fern versammelt. Da viele dieser Leute 100 bis 200 Meilen weit aus dem Inneren kommen, so ist leicht zu ermessen, wie wichtig es ist, daß sie hier nicht nur Dampfmaschinen und elektrische Beleuchtung kennen lernen, sondern auch das Wort des Lebens hören, daß sie nicht nur neue Laster kennen lernen, sondern es vernehmen, wie diese Laster von der Religion der Weißen verurteilt werden.

Auch unter den eigentlichen Kaffern, im östlichen und im freien Kafferlande, haben die deutschen Missionare, die Brüdergemeinde, die Berliner und weiter nördlich unter den Sulu in Natal auch die Herrmannsburger, treulich gearbeitet. Hier ist der Boden seit sechzig Jahren mit Blut gedüngt. Kriege der Stämme untereinander wechselten mit Kriegen gegen die weißen Nachbarn in der Kapkolonie. Obgleich die Stationen öfter verlassen werden mußten und manche zu wiederholten Malen ein Raub der Flammen wurden, ist die Arbeit auch hier nicht vergeblich gewesen. Die Brüdergemeinde hat jetzt sechs Stationen im englischen Kafferlande mit über dreitausend Getauften, während die hier liegenden fünf Berliner Stationen zwölfhundert Getaufte zählen. Unter den von Berliner und Herrmannsburger Missionaren in dem herrlichen Natallande gegründeten Missionsstationen sind besonders Neudeutschland und Neu-Herrmannsburg zu erwähnen. In Neudeutschland waltete bis vor kurzem der Berliner Missionar Posselt, welcher seit 1839 fünfundvierzig Jahre lang unter den Heiden dieser Länder gearbeitet hat und als „Uposeliti“ unter ihnen weit und breit bekannt und beliebt war. Mit der Sulusprache und den Sulusitten in höchstem Maße vertraut, dabei von Liebe zu dem Volk erfüllt, mußte es ihm möglich sein, einen tiefgehenden Einfluß auf größere Kreise und einen ebensolchen auf einzelne zu gewinnen. Wie ein Vater waltete der lebendige, fröhliche Mann bis an sein Ende († 1885) unter seinen Schwarzen und Deutschen, denn er hatte auch eine deutsche Gemeinde mit dem Worte des Lebens zu versorgen. Etwa zwanzig deutsche Höfe liegen hier unter Bambus- und Bananengebüschen versteckt, und lange Zeit benutzte die deutsche Gemeinde mit der Kaffergemeinde zusammen ein Gotteshaus. Andere (fünf) Stationen haben die Berliner am Fuße des prächtigen, luftigen Drakengebirges angelegt. Die Herrmannsburger schufen sich im Jahre 1856 in Neu-Herrmannsburg auf den Mittelstufen des Landes einen Zentralpunkt, von welchem aus sie ein Stationsnetz über Natal, Sululand und weiter ins Innere hinein ausbreiteten. Neu-Herrmannsburg zeigt große niedersächsische Strohdächer und ein schönes Gotteshaus mit einer Orgel, welche dort als ein seltener Schatz betrachtet werden muß, dient einer Gemeinde von Deutschen und Kaffern zu gleicher Zeit.

Am letzten von den europäischen Kolonieen Südafrikas ist Transvaal dem Werke der Heidenbekehrung erschlossen worden. Die aus der Kapkolonie hierher ausgewanderten Buren hatten ein gewaltiges Mißtrauen gegen England mitgenommen, deshalb sollte in der neuen Republik kein Europäer Bürgerrecht erwerben können, und Missionare, welche man als Parteigänger der Engländer und englische Spione ansah, sollten im Lande keinen Zutritt haben. Kein besseres Zeugnis konnte deshalb dem bisherigen Wirken der deutschen Mission in Südafrika ausgestellt werden, als daß im Jahre 1858 durch den Präsidenten der Transvaalrepublik, Martinus Pretorius, an die Herrmannsburger Missionare in Natal der Ruf erging, sie sollten bei dem an der Westgrenze Transvaals wohnenden Betschuanenhäuptling Sechele die Mission übernehmen, welche, seit Livingstone dort seine Station verlassen und ins Innere gezogen war, verwaist dastand. Seither hat die Herrmannsburger Mission unter den Betschuanen, besonders innerhalb der Grenzen von Transvaal, sich kräftig entwickelt, 10000

Getaufte sind auf mehr als zwanzig verschiedenen Stationen gesammelt, und in Bethanien besitzt die Herrmannsburger Missionsgesellschaft eine Station, welche sich dem Gnadenthal der Brüdergemeinde, dem Amalienstein und Botschabelo der Berliner würdig an die Seite stellen läßt. — An diesem Orte hatte ein alter Mann, David mit Namen, der in der Kapkolonie getauft worden war, unter dem Volke des Häuptlings Mamagali in aller Einfalt und Treue das Evangelium jahrelang verkündet; die Bekehrten riefen den Missionar Behrens herbei, der sich im Jahre 1864 unter ihnen niederließ. Bethanien nannte er den Ort, welcher jetzt 1500 christliche Einwohner zählt. Ein christlicher Häuptling oder Dorfschulze steht der äußeren Verwaltung vor, zweihundert Kinder besuchen die Schule, in einem Seminar werden eingeborene Zöglinge zu Lehrern unterrichtet, die Christen wohnen in reinlichen kleineren oder größeren Hütten und Häusern. Es sind gesittete, arbeitsame, freundliche, strebsame Leutchen, welche einen guten Teil ihrer Volkssitten sich bewahrt haben, und deren Fortschritte in äußerlichen Dingen und deren Wohlstand für die Zukunft der Betschuanen- und Bassuthostämme dieses Landes das beste hoffen läßt.

Zu solchen Hoffnungen für diese Stämme berechtigt auch der große Segen, welcher die Arbeit der Berliner Missionare in diesem Lande begleitet hat. Im Jahre 1860 betraten als die ersten Missionare die beiden Schlesier Merensky und Grützner, jener 1837 in der Oberförsterei Panten bei Liegnitz, dieser 1834 in Strehlen geboren, das neue Feld. Die Buren Transvaals empfingen sie mit Mißtrauen, unter den Eingeborenen wüteten Kriege, dabei war die Herrschaft der heidnischen Häuptlinge noch ungebrochen.

Nachdem die jungen Sendboten auf gefahrvollen Reisen das Land erkundet hatten, ließen sie sich im Jahre 1860 bei dem Bakopahäuptling Maleo nieder. Schwer waren die Mühen bei der Anlegung dieser ersten Station, denn Missionar Grützner hatte den Arm gebrochen, und Merensky war am Fieber erkrankt, aber trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten hat sich die Berliner Mission in Transvaal im Laufe der Jahre zu herrlicher Blüte entwickelt.

In den Verfolgungen, welche die Christengemeinde des Bapedilandes durch den König Sekukuni zu erdulden hatte, haben die jungen bekehrten Eingeborenen einen Glaubensmut bewiesen, durch welchen sie sich würdig der Märthrerzahl, die die Kirche aus allen Zeiten aufzuweisen hat, an die Seite stellen. In Botschabelo fanden die Vertriebenen im Jahre 1865 eine Zufluchtsstätte. Heute ist dieser Ort eine blühende Pflanzstatt eigentümlicher Kultur. Unter einem Höhenzuge, welcher von dem durch die Bewohner zum Schutze des Platzes erbauten Fort Wilhelm gekrönt ist, liegen die Missionsgebäude, sämtlich aus gebrannten Ziegeln aufgeführt. Die Eingeborenen, 2000 an der Zahl, wohnen in einem großen Dorfe; die Häuser tragen zum großen Teil noch das eigentümliche Gepräge der Bauart der Eingeborenen, sie sind rund und tragen kegelförmige Dächer, Pfirsichgärten umgeben und durchziehen das Ganze, und wohlbestellte Felder erstrecken sich stundenweit ins Land hinaus. In der mit einem Turm geschmückten Kreuzkirche sammeln sich sonntäglich etwa tausend Eingeborene, welche die übersetzten deutschen Kirchenlieder vierstimmig singen, die Schule wird von vierhundert Kindern besucht. Laden, Mühle, Werkstätten zeugen von der Betriebsamkeit der Leute, Druckerei und Seminar fördern die Missionsarbeit in weiteren Kreisen. Ein aus solcher Anstalt hervorgegangener schwarzer Schullehrer, welcher außer seiner eigenen Sprache auch holländisch und deutsch liest, das Harmonium und die Geige spielt, ist wie ein Angeld auf die Zukunft dieser Völker. Auch andere Stationen der Berliner in Transvaal sind sehr bedeutend, so Pretoria, Leydenburg, Neu-Halle, Heidelberg. Im Norden des Landes aber steht der Superintendent Knothe inmitten einer Schar eifriger, für ihren Dienst begeisterter Männer und eingeborener Gehilfen, welche hier den Vorpostendienst an den Grenzen der christlichen Welt versehen.

Ein Geisteswehen läßt sich spüren, Evangelisten ziehen von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm, es fehlt freilich auch jetzt nicht an Verfolgungen von seiten der Heiden, aber auch nicht an heldenmütigem Leiden und Kämpfen für den christlichen Glauben. Selbst in der Fiebergegend des Nordens, unter den Bawenda, stehen treue Streiter, die Missionare Schwellnus und Beuster, welche die Sprache dieses Volkes nach ernster Mühe bewältigt und unter die Schriftsprachen ein-



Missionar Behrens inmitten getaufter Betschuanen.

gereiht haben. Auch hier wie im Lande des ermordeten Sekukuni steht bereits einer Gemeinde ein ordinierter schwarzer Geistlicher vor.

Wenn irgendwo in Südafrika, so hat in Transvaal das Evangelium unter der Masse der Eingeborenen eine Macht gewonnen. Wenn von ihnen in fünfundzwanzig Jahren etwa 20 000 für das Christentum gewonnen werden konnten, so ist in diesen 20 000 nun eine Schar vorhanden, welche den Einfluß des christlichen Glaubens und Lebens überall im Lande zur Geltung kommen läßt und zu der Hoffnung berechtigt, daß in weiteren zwanzig Jahren diese Bassuthostämme zum Christentum bekehrt sein werden.

Wir haben unsere Rundschau beendet. Unser Blick ruht erfreut auf einem Gottesgarten, welchen deutsche Frömmigkeit und deutscher Fleiß mitten in den Wüsten Afrikas durch Gottes Gnade hat schaffen können. Schon gehören in Summa 75000 farbige Afrikaner deutsch-christlichen Gemeinden an, obwohl die deutsche Mission bei ihrer Arbeit sorgfältig und gründlich zu Werke geht. Die deutschen Missionare lassen es sich angelegen sein, ohne methodistische Treiberei, durch lebendige Predigt des Evangeliums in den Landessprachen auf die Eingeborenen zu wirken. Nur nach längerem Unterricht, und wenn der Wille des Katechumenen, ein neuer Mensch zu werden, sich auch bereits im Wandel offenbart, wird die heilige Taufe erteilt; auf mehreren Gebieten verlangt man sogar von allen nicht zu bejahrten Leuten, daß sie lesen können, wenn sie getauft sein wollen. Und diese gründliche Arbeit hat, wie wir gesehen haben, herrliche Früchte getragen. Nicht, daß es den Missionaren unbekannt sei, daß den jungen Christen noch viele Fehler und Schwächen anhaften, sie selbst leiden zunächst unter solchen und seufzen oft genug über sie, aber das, was man als vornehmsten Prüfstein für den Wert jeder Missionsarbeit in erster Linie im Auge haben sollte, ist erreicht: das Heidentum, Polygamie, heidnische Zauberei und heidnischer Aberglaube sind in den Gemeinden, die unter der Pflege unserer Missionare stehen, soweit Menschen sehen können, völlig überwunden. Es haben die christlichen Farbigen auch gelernt, ein arbeitsames Leben zu führen, in bezug auf Fleiß

und rastloses Schaffen hatten sie an den Missionaren gute Vorbilder. Sie wurden auch nicht verwöhnt durch ein übel angebrachtes Geben und Schenken. Was sie an neuen Bedürfnissen kennen lernten, mußten sie sich durch Verdienen beschaffen. Man forderte von ihnen im Gegenteil Gemeindeabgaben und Stolgebühren, und da, wo die Leute auf Grund und Boden der Gesellschaft wohnen, auch Platzabgaben. Im Jahre 1885 haben die Berliner südafrikanischen Gemeinden ihrer Gesellschaft 79591 Mark 86 Pfennig gezahlt, unter denen über 20000 Mark ganz freiwillig dargebrachte Gaben waren. Die Gemeinden der Rheinischen Mission brachten 42238 Mark auf. Eine ganz besonders erfreuliche Wahrnehmung ist, daß in Südafrika sowohl wie in Westafrika sich ein deutliches Streben der Eingeborenen erkennen läßt, selbständige christliche Gemeinwesen zu bilden. In nicht wenigen Gemeinden ruht die Pflege der christlichen Zucht und Sitte und die polizeiliche Aufsicht im Dorfe in den Händen eines christlichen Gemeinderats, mit einem Gemeindevorsteher an der Spitze. Dies ist möglich, weil sich — ein anderes sehr erfreuliches Zeichen — überall in den Gemeinden gereifte christliche Charaktere finden, welche geschickt dazu sind, die betreffenden Ämter zu übernehmen.

Die deutsche Mission hat ein Recht darauf, mehr als bisher von der Liebe und Teilnahme des deutschen Volkes getragen zu werden. Die Missionare werden freilich ihre



Missionar Merensky.



Missionar Grützner.

Arbeit still und treu weiterführen, auch wenn dieselbe im Vaterlande noch nicht die Anerkennung findet, auf die sie Ansprüche machen kann, denn sie dienen nicht Menschen, sondern dem Herrn, der zu ihnen sein: „Gehet hin in alle Welt!“ gesprochen hat. Wir aber sollten derer mit mehr Liebe gedenken, welche auf diesem Schlachtfelde willig ihr Leben ließen, oder die an ihrer Gesundheit geschädigt nach Hause zurückkehren mußten, wir sollten durch unsere Gebete solche tragen, welche einsam und allein unter den Heiden schwere und oft zunächst wenig Früchte zeitigende Anfangsarbeit thun, wir sollten besonders auch der Missionarsfrauen nicht vergessen, welche oft recht schwer unter den vielen Entbehrungen zu leiden haben und doch dabei treu und still, für Heiden und Christen ein segensreiches Vorbild, in Haus und Gemeinde walten.

Auch dafür sind wir unsern Missionaren in Afrika Dank schuldig, daß sie der Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet haben. Sieben afrikanische Sprachen sind durch ihre Arbeit Schriftsprachen geworden, und die Völkerkunde wie die Länderkunde verdankt ihnen unendlich viele Aufschlüsse und beständige Bereicherung ihres Wissens. Unsere Missionare haben auch deutsche Sprache und deutsche Sitte in ihren Kreisen gepflegt zu einer Zeit, da unendlich viele Deutsche — vielleicht waren es die meisten — sich im Auslande des deutschen Namens schämten. Möchte das deutsche Volk hinfort die Arbeit dieser Männer kräftiger unterstützen als bisher

und den Missionsgesellschaften die Hände stärken, damit das Werk weiter ausgebreitet werden kann. Baseler Sendboten sind eben nach dem Kamerungebiet gezogen, bayrische und ein Missionar der neugegründeten ostafrikanischen Missionsgesellschaft nach Ostafrika, möchte es auch Barmen, Berlin, der Brüdergemeinde und Herrmannsburg bald möglich sein, ihre Arbeit in Afrika weiter auszudehnen!

Die Pflege akut fieberhafter Kranker.

Von Dr. H. Dippe in Leipzig.

Die Krankenpflege ist das Gebiet der Frauen. Nur die Frauen besitzen jenen hohen Grad von Selbstlosigkeit und Geduld, der dazu gehört, die beständig wechselnden Wünsche und Bedürfnisse eines Kranken, soweit es möglich und erlaubt ist, zu befriedigen, nur die Frauen besitzen jenes volle Pflichtbewußtsein, welches die übernommene schwere Verantwortlichkeit ganz empfinden und mit nie ermüdendem Eifer alle Anordnungen des Arztes streng und richtig ausführen läßt, und nur die Frauen besitzen jenen glücklichen Instinkt, der stets das Rechte findet, um den armen Kranken ihr schweres Los mit oft recht unbedeutend scheinenden Handreichungen zu erleichtern. Die nachfolgenden Ratschläge richten sich daher an die Leserinnen der Monatshefte im besonderen an die Gattinnen und Mütter unter ihnen.

In jeder Familie kehrt einmal Krankheit ein, und dieser unwillkommene Gast verläßt nicht immer das Haus nach wenigen Tagen. Oft setzt er sich fest und kann erst nach langem, schwerem Kampfe wieder fortgeschafft werden, nach einem Kampfe, den der Arzt nicht allein führen kann, bei dem er eine gute, tapfere Bundesgenossin, eine gute Krankenpflegerin braucht. Gerade bei denjenigen Krankheiten, gegen die wir Ärzte kein spezifisch sicher wirkendes Mittel kennen, bei denen wir der Natur die eigentliche Heilung überlassen müssen, und bei denen es darauf ankommt, alles fortzuschaffen, allem vorzubeugen, was diese Naturheilung stören könnte, bei denen es gilt, die Krankheit Tag für Tag, Stunde für Stunde sorgsam zu verfolgen und alle Abweichungen von dem erwünschten Gange zu verhindern, gerade da ist eine gute Krankenpflege besonders wertvoll, und gerade da kann aus Unkenntnis oft in bester Absicht schwer gefehlt und viel geschadet werden. Zu diesen Krankheiten gehören zur Zeit noch fast alle akut fieberhaften Leiden, die verschiedenen Formen des Typhus, Scharlach Masern, Pocken 2c., und mit der Pflege der akut fieberhaften Kranken wollen wir uns darum beschäftigen.

Wir wollen als bestimmtes Beispiel den Fall setzen, jemand aus der Familie erkrankt an einem Unterleibstyphus, jener unter den Laien meist als „Nervenfieber“ bekannten, in den meisten Fällen drei bis fünf Wochen dauernden, schweren, fieberhaften Krankheit. Der gewöhnliche Verlauf ist zu Anfang folgender. Der betreffende Patient klagt einige Tage über Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit, allgemeine Mattigkeit, dann treten Fiebererscheinungen, Frösteln abwechselnd mit Hitzegefühl dazu. Der Arzt wird geholt und stellt bei der ersten oder zweiten Untersuchung fest, daß es sich um ein beginnendes Nervenfieber handelt. Jetzt ist es Zeit, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Während der bevorstehenden langen Krankheit muß sich doch alles der Rücksicht auf den Patienten unterordnen, und es ist viel besser, alles Nötige von vornherein ordentlich herzurichten, als mit halben Maßregeln anzufangen und zwischendurch Änderungen zu treffen.

Zunächst muß unter den vorhandenen Zimmern dasjenige ausgesucht werden, welches sich am besten zum Krankenzimmer eignet. Ein gutes Krankenzimmer soll geräumig, hell und still sein. Es muß durch einen guten (Berliner) Ofen gleichmäßig zu erwärmen sein und muß anderseits durch Öffnen der Fenster oder durch Öffnen der Thür nach einem daneben gelegenen gut ventilierten Raume leicht zu lüften sein. Die Temperatur sei, solange der Kranke fiebert, im Winter etwa 13 Grad Réaumur, im Sommer muß man durch fleißiges Öffnen der Fenster, durch häufiges Anfeuchten des Fußbodens und durch Aufstellen großer Gefäße mit Eis für eine möglichst frische, kühle Luft sorgen. Rekonvalescenten haben es gern etwas wärmer,

bis gegen 15 Grad. In dieses Zimmer wird zunächst das Krankenbett geschafft, ein nicht zu schmales festes Holzbett mit einer guten, nicht zu ausgelegenen Sprungfedermatratze, über die eine große wasserdichte Unterlage aus Gummistoff (in allen Gummiwarengeschäften zu haben) gebreitet wird, auf die ein glattes, nicht geflicktes Betttuch zu liegen kommt. Weiche Unterbetten sind entschieden zu verwerfen, auch Kranke, die dieselben in gesunden Tagen vorgezogen haben, gewöhnen sich sehr bald an die feste Matratze. Die Kopfkissen können so angeordnet werden, wie der Kranke es wünscht, zum Zudecken eignen sich am besten wollene Decken, deren unterste in einen leinenen Überzug gehüllt wird. Sehr angenehm ist es, wenn dieses so ausgestattete Krankenbett auf Rollen steht, die eine Veränderung seiner Stellung jederzeit gestatten, und wenn sich in dem Zimmer noch ein anderes ähnlich ausgestattetes Bett befindet, in welches der Kranke während der nötigen Toilette seines eigentlichen Bettes gelegt werden kann. Das Krankenbett soll nur mit dem Kopfende an der Wand, sonst frei, von allen Seiten zugänglich, in das Zimmer hinein stehen. Die übrige Ausstattung des Zimmers sei möglichst einfach. Polstermöbel, Teppiche ꝛc. gehören nicht hinein, weil sie einmal die Luft nicht verbessern und anderseits den durch das Zimmer verteilten Krankheitsstoff sehr festhalten und dadurch zu einer späteren Weiterverbreitung der Krankheit Anlaß geben können. Es ist gut, den Arzt gleich zu fragen, ob der Kranke voraussichtlich wird gebadet werden müssen. Ist letzteres wahrscheinlich, dann muß sofort eine der Größe des Patienten angemessene Badewanne besorgt und in das Krankenzimmer gestellt werden. Die sonst nötigen besonderen Apparate — Fieberthermometer ꝛc. — bestimmt der Arzt.

In dieses so ausgestattete Zimmer wird nun der Kranke gebracht. Derselbe darf von den verschiedenen Vorbereitungen möglichst wenig merken und darf den Namen seiner Krankheit nicht erfahren. „Der Doktor meint, du würdest doch etwas länger fiebern, und du liegst dort viel besser.“ Es ist so leicht, einem Kranken das Zweckmäßige der verschiedenen Anordnungen verständlich zu machen und ihm jede Angst vor dem Umfang derselben zu benehmen. Das ist Sache der Pflegerin, die jetzt in ihre volle Thätigkeit tritt und nächst dem Arzt unbeschränkt in dem Krankenzimmer schalten und walten soll. Eine Person soll die eigentliche Pflege übernehmen, aber sie muß sich von vornherein einer zuverlässigen Genossin versichern, die ihr bei allen schwereren Vornahmen — Umbetten, Baden ꝛc. — geschickt zur Hand geht und die sie am Tage, und vor allem in der Nacht, für Stunden vertreten kann. Kein übertriebener Eifer am Anfange! Die Krankheit dauert lange, und auch der willensstärkste Mensch verfügt nur über ein begrenztes Maß von Kraft. Die Pflegerin soll womöglich jeden Tag an die Luft gehen und unter keinen Umständen öfter als eine Nacht um die andere wachen. Daß die Stellvertreterin dem Kranken sympathisch sein muß, daß sie ihn nicht durch ungeschicktes oder unfreundliches Wesen beständig aufregen darf, versteht sich von selbst.

Was hat nun die Pflegerin hauptsächlich zu thun?

Sie hat dem Kranken durch die nötigen Handreichungen seine Lage so angenehm als möglich zu machen und alles fern zu halten, was ihm schaden könnte, sie hat die Anordnungen des Arztes pünktlich und genau auszuführen, und sie hat endlich den Verlauf der Krankheit sorgfältig zu beobachten und dem Arzte bei seinem Besuche über alle eingetretenen Veränderungen Bericht zu erstatten. Das Erstgenannte umfaßt die eigentliche „Pflege.“ Der Kranke soll sich möglichst behaglich fühlen, seine berechtigten Wünsche müssen, auch wenn sie etwas schnell aufeinander folgen, mit unermüdlicher Geduld erfüllt werden, unberechtigte muß die Pflegerin ihm in aller Güte, aber fest und eindringlich abschlagen. Der Kranke muß mit seinem Lager zufrieden sein. Sein Bett muß mindestens einmal am Tage frisch gemacht werden, die Überzüge müssen sauber sein, und namentlich ist darauf zu achten, daß das Betttuch stets glatt liegt und keine drückenden Falten bildet. Die Lage des Körpers muß öfters gewechselt werden, der Kranke soll nicht beständig auf dem Rücken, sondern abwechselnd auch auf den Seiten liegen, damit nicht immer dieselben Körperstellen gedrückt werden und damit sich auch die hinteren Lungenteile ausgiebig an der Atmung beteiligen. Der Kranke soll sauber gehalten werden. Gesicht und Hände müssen öfters gewaschen werden. Besondere Sorgfalt ist auf ein häufiges Reinigen des Mundes zu verwenden, derselbe

muß mit einem feuchten Tuch oder mit einer weichen Bürste öfters ausgewischt werden, und solange die Kranken klar sind, sollen sie sich morgens und nach jedem Trinken den Mund mit frischem Wasser ausspülen. Besondere Pflege verlangen auch diejenigen Körperteile, auf denen der Kranke vorwiegend liegt, dieselben müssen öfters mit frischem Wasser gewaschen und mit spirituösen Flüssigkeiten eingerieben werden. Der Kranke soll in richtigen Zeitabständen und in schmackhafter Form — nicht zu heiß und nicht zu kalt! — seine Nahrung erhalten, die Menge und Art derselben bestimmt der Arzt. Zum Trinken wird der Patient etwas aufgerichtet, das Trinken geschieht langsam mit kürzeren und längeren Unterbrechungen, dabei darf die Wäsche des Kranken oder das Bett nicht verunreinigt werden. Der Kranke muß in guter Stimmung erhalten werden. Seine Ungeduld oder übergroße Ängstlichkeit müssen mit Ernst, zuweilen auch durch einen Scherz beschwichtigt werden, durch regelmäßige Zeiteinteilung muß die Langeweile verscheucht werden, und vor allem gilt es, alles fernzuhalten, was den Kranken beunruhigen oder aufregen könnte. In einem Krankenzimmer soll es still und ruhig, wenn auch durchaus nicht trübselig zugehen, was nicht zur Krankheit gehört, soll nicht hereinkommen. Der Verkehr zwischen dem Patienten und der Außenwelt ist möglichst zu beschränken, quälende Geschäfts- oder andere Sorgen müssen dem Kranken geschickt ausgeredet werden, auch das geringste Nachgeben ist hier falsch.

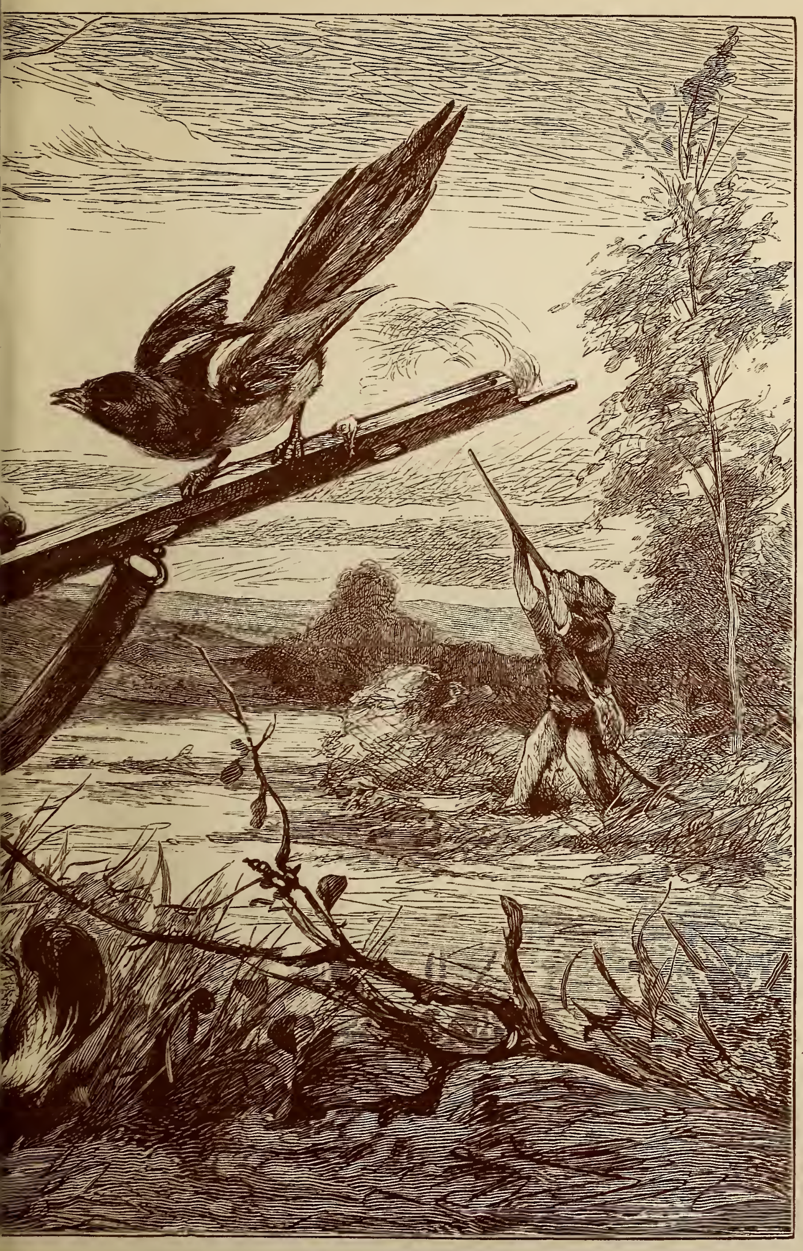
So viel über die eigentliche Pflege, von der der Kranke selbst so wenig wie möglich empfinden soll. Alle die verschiedenen Handreichungen müssen ruhig wie etwas Selbstverständliches gemacht werden, der Kranke braucht nicht zu oft nach seinen Wünschen oder nach seinem Befinden gefragt zu werden. Daß bei benommenen oder sehr aufgeregten delirierenden Kranken eine ganz besondere Sorgfalt notwendig ist, daß diese jeden Augenblick streng überwacht werden müssen, versteht sich von selbst. Die verschiedenen Prozeduren, wie Reinigung, Speisung müssen selbstverständlich auch hier regelmäßig vorgenommen werden.

Die Ausführung der ärztlichen Verordnungen ist in dem oben Gesagten zum Teil schon mit einbegriffen, es kommt nur noch die pünktliche Verabreichung der Medikamente hinzu und die Ausführung besonderer Manipulationen. Unter den letzteren wollen wir nur auf das Baden etwas näher eingehen. Das Baden muß im Krankenzimmer selbst stattfinden! Der Kranke wird im Bett entkleidet und dann von zwei Menschen in die Wanne getragen, dort wird er bequem gelegt, wenn nötig an Kopf und Rücken etwas unterstützt. Muß das Bad sehr kalt genommen werden, so ist es gut, das Wasser beständig etwas zu bewegen und dem Kranken während des Badens etwas Wein zu geben. Werden kalte Übergießungen des Kopfes und Rückens im Bade gemacht, so vergesse man nicht, dem Kranken vorher Watte in die Ohren zu stecken. Während nun der Patient im Wasser ist, wird sein Bett sorgfältig zurechtgemacht, und über Betttuch und Kopfkissen weg wird ein großes Laken gebreitet, in das der Kranke eingehüllt und mit dem er sofort trocken gerieben wird. In diesem Laken kann man ihn ruhig ein paar Minuten liegen lassen, dann wird das etwas, nicht zu stark, gewärmte Hemd übergezogen, das feuchte Laken wird entfernt, und falls der Kranke sehr stark nachfriert, erhält er noch etwas Wein oder ein warmes Getränk. Das Badewasser kann, falls es nicht verunreinigt ist, zugedeckt stehen bleiben, es genügt dann, bei dem nächsten Bade so viel abzuschöpfen und warmes Wasser zuzuschütten, bis die vorgeschriebene Temperatur erreicht ist.

Endlich die genaue Beobachtung des Krankheitsverlaufes. Hierzu gehört das regelmäßige Messen der Körpertemperatur des Kranken und das Zählen des Pulses, oft auch der Atmung, — Fertigkeiten, die außerordentlich leicht zu erlernen sind; hierzu gehört ferner sorgsames Beachten aller eintretenden Veränderungen, sei es daß sich dieselben in dem subjektiven Befinden des Kranken geltend machen oder daß sie eintreten, ohne daß der Kranke selbst etwas davon wahrnimmt. Die Pflegerin muß sich eine Art Krankenjournal anlegen, d. h. einen zusammengelegten Bogen Papier, auf den sie unter Voranstellung der Stunde Temperatur, Puls und Atmung aufträgt und mit kurzen Notizen eventuelle Veränderungen danebenschreibt. Ohne diese Notizen wird zu leicht das Wichtigste vergessen. Sehr zu raten ist auch, daß die Pflegerin auf einem anderen Blatt Papier alles das anmerkt, was sie den



Verkehrte Welt. Gemalt von Pa



Neyerheim.



Frischer Anstich. Zeichnung von Conrad Beckmann.

Arzt bei seinem Besuche fragen will, auch hier läßt das beste Gedächtnis bei den mancherlei Dingen, die zu bedenken und zu erwägen sind, nur zu oft im Stich.

Das wären die hauptsächlichsten Punkte, die wir besonders hervorheben wollten, so einfache und doch so wichtige Dinge, von denen oft genug der endliche Ausgang der Krankheit mit abhängt. Auf alle Einzelheiten einzugehen ist unmöglich und auch unnötig. Wer mit wahrhaft gutem Willen herangeht, wird im Einzelfall unter Berücksichtigung des oben Gesagten schon wissen, was er zu thun hat, die meisten Frauen haben ja von Natur eine glückliche Anlage zum Krankenpflegen. Sollte eine oder die andere der verehrten Leserinnen sich vorkommendenfalls obiger Zeilen mit Dankbarkeit erinnern, so wäre uns das der schönste Lohn. Wir können zum Schluß nur wünschen, daß recht wenige von ihnen in die Lage kommen möchten, die erhaltenen Ratschläge zu verwerten.

Orientgrüße im deutschen Heim.

Von Wilhelm Anthony.

„Ich für meinen Teil bin nun gänzlich abgekommen von der Kultur aller Palmen; in meine Stuben kommt keine mehr! Ich kehre zur Epheuwand zurück, die ist schließlich ebenso poetisch.“ Also schloß unsere liebe Nachbarin, die Frau Sanitätsrat F., eine längere und ziemlich erregte Mitteilung über die nun seit zwei Jahren von ihr erfolglos erstrebte Zimmerkultur von Palmen, welche die kleine, etwas nervöse Dame ehedem als den schönsten und wünschenswertesten Schmuck der „guten Stuben“ (sie hatte den „Salon“ aus ihrem Lexikon mit Fug und Recht gestrichen) gepriesen hatte! Diesmal hatte sie der Liebhaberei zwei Jahre gehuldigt, und das war ohnehin für die stets von neuen Einrichtungen und Versuchen begeisterte und solchen zuneigende Frau alles Mögliche. Ich will gleich verraten, daß die Überschrift dieser Plauderei aus jener Zeit stammt, da Frau F. zum erstenmal den Plan aufgriff, ihre Zimmer lediglich mit Palmen zu zieren! Sie war schon vordem oft genug mit den „Orientgrüßen“ geneckt worden, wenn sie in exaltierter Weise das Absterben einer Seaforthia oder Kentia, die ihr so und so viele Mark gekostet hatte, bei uns anzumelden kam. Nun endlich war auch die letzte, eine Areca Chamae dorea, eingegangen, und zugleich mit dieser Trauerbotschaft verband die Besitzerin die obige Erklärung.

Es mag mancher Leserin ganz ebenso ergangen sein wie meiner Nachbarin, und da ich der Ansicht bin, daß man den Palmenschmuck doch nicht so ohne weiteres von sich weisen, sondern vielmehr alles aufbieten sollte, um „dieser Königin der Pflanzen“ (wie Humboldt sie getauft!) einen dauernden Platz in unsern Stuben einzuräumen, so will ich hier wieder erzählen, was ein alter Pflanzenfreund und Pflanzenkenner, der bei jener Erklärung der Sanitätsrätin just zugegen war, anführte, um dieselbe zu neuen Versuchen zu bestimmen.

„Zunächst,“ so bemerkte er in seiner ruhigen Weise, „zunächst ist es mir leider unmöglich, Ihnen irgend ein Trostwort zu spenden, denn diese Verluste hätte ich Ihnen voraussagen können! Die Arten, welche Sie als Ihre Verstorbenen nennen, gehören in unserm Klima stets zu den Toten, sobald sie dem Treibhause entfremdet werden! Beim Ankaufe von Zimmerpalmen muß man ja nicht bloß das Auge und das Schönheitsgefühl zu Rate ziehen, sondern auch einen wirklich tüchtigen Fachmann. Von irgend einer Verkäuferin, die höchstens einen geschmackvollen Blumenstrauß binden kann, im übrigen aber von Blumenzucht nicht das mindeste versteht, sollte man überhaupt solche Zierpflanzen nicht erhandeln, sondern lediglich von den Herren Kunstgärtnern selber, die dann dem Käufer zugleich Anweisungen über die Behandlung geben können!“

Die Frau Sanitätsrat fühlte den kleinen Stich, den der alte Herr ihr durch diese Vorlesung versetzte, natürlich wohl, allein sie war klug genug, davon nichts merken zu lassen, und bat ganz harmlos um eine Fortsetzung derselben.

„Meine Palmen,“ fuhr der Doktor fort, „gedeihen vortrefflich! Freilich machen sie

mehr Mühe als einheimische Gewächse, das ist wohl wahr, allein in der Fremdartigkeit ihrer reizenden Gestaltung liegt etwas ganz Besonderes, und Ihre ‚Orientgruß-Bezeichnung,‘ gnädige Frau, drückt das ganz allerliebst aus! Der alt-nationale Sehnsuchtsdrang aus dem Lande der Tannen zur Heimat der Palmen liegt dieser unserer Vorliebe unbewußt zu Grunde!“

„Nicht wahr?“ meinte mit schwärmerischem Augenaufschlag die kleine Dame, so daß der Doktor sich fast ängstlich in seine Stuhllehne zurückbog.

„Doch nicht allein aus poetischem Schwärmersinne,“ begann er absichtlich recht trocken und gedehnt aufs neue seine Rede, „pflege und hege ich Blumen überhaupt in all meinen Zimmern, sondern ebensosehr auch aus Gesundheitsrücksichten. Ein berühmter Naturforscher hat einmal die Baumanpflanzungen in großen Städten deren ‚Lungen‘ genannt. Eine ähnliche Rolle spielen die Gewächse in meiner Stube. Der Sauerstoff —“

„Nein, liebster Doktor, nur nicht gelehrte Auseinandersetzungen. Wir glauben es Ihnen auch ohne diese, daß es äußerst nützlich für die Stubenluft ist, wenn man sie durch Pflanzenausdünstungen reinigen und kräftigen kann! Sie wollten von Ihren Palmen reden; das liegt uns heute näher! Bitte! Bitte...!“

„Nun also: Zunächst kaufe ich nur solche Arten, die sich als Zimmerpflanzen schon bewährt haben und eine härtere Beschaffenheit besitzen als die vorhin von Ihnen genannten, welche sich in unserm Klima nur zu leicht und schnell bis auf den Tod erkälten. So empfindliche und empfindsame Orientprinzessinnen können wir nicht gebrauchen. Versuchen Sie es einmal mit abgehärteteren Gewächsen!“

„Und welche Arten würden Sie da empfehlen?“

„Nun, vor allem Phoenix tenuis oder farinifera, die sogenannte Dattelpalme. Die Pflanze macht sich pompös, ist äußerst dekorativ und mit ihren langen, zart gefiederten Wedeln ein überaus anmutsvolles Gebilde! Auch Rhapis flabelliformis zählt zu den als Zimmerpalmen zu empfehlenden; sie macht sich ganz besonders schön, wenn unten sogenannte Ausläufer sich ansetzen. Sehr verbreitet und hart sind Livistona chinensis und ebenso die australis; beide halten sich trefflich und sind äußerst dankbar für ein wenig aufmerksame Pflege. Ich werde Ihnen die Namen hernach aufschreiben, gnädige Frau. Auch die Chamaerops humilis, die Zwergfächerpalme, deren Wedel fingerartig geteilt sind, macht sich auf dem Blumenständer im Salon — Verzeihung, in der ‚guten Stube‘ — ganz vorzüglich! Wer nach diesen Arten fragt und Gewähr hat, daß man ihm diese auch wirklich echt und recht gibt und nicht etwa andere, weil jene zufällig nicht ‚auf Lager‘ sind, der kann sicher sein, daß ihm seine Palmen bei ein klein wenig Pflege, Aufmerksamkeit und Sorgfalt nicht eingehen werden!“

„Ein klein wenig Pflege, Aufmerksamkeit und Sorgfalt!“ wiederholte ich. „Doktor, ich fürchte, daß dies ‚ein klein wenig‘ sehr verschiedene Auslegung finden dürfte. Vielleicht geben Sie uns aus dem Schatze Ihrer Erfahrungen noch einige Andeutungen?“

„Sehr gern, und Sie werden sehen, es ist wahrlich nicht so arg mit der Mühe. Zunächst sorge man im Interesse seiner Palmen für zweierlei. Erstens lasse man die Zimmer täglich lüften; frische Luft ist Lebensbedürfnis für diese Pflanzen, aber beileibe nicht Zugluft. Die schadet ihnen just so gewaltig, wie den armen Kanarienvöglein, von denen auch so mancher daran glauben muß, weil ihn die Jungfrau Köchin vor dem Aufräumen nicht an einen geschützten Ort stellte. Sodann ist zumal im Winter auf die Luftwärme in der Nacht zu achten; wo Palmen stehen, müssen zum mindesten 5 bis 6 Grad sein. Weniger bringt Gefahr, mehr ist dagegen nicht unangenehm!“

„Da wären wohl Sonnenlichtbäder diesen Fremdlingen besonders willkommen,“ meinte meine Frau. „In ihrer Heimat dürften sie wohl ohne Frage an solche Glutküsse gewöhnt sein!“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Ich habe immer gefunden, daß durch zu starken Sonnenschein die Wedel ein fleckiges Aussehen erhalten, und deshalb rücke ich meine Palmen stets vom Fenster fort und stelle sie schattig. Das thut ihnen wohl!“

„Wie aber steht's denn mit dem Durste dieser Pflanzen?“ fragte die Rätin. „Ich fürchte, die meinigen sind in diesem Punkte sehr vernachlässigt worden. Aber die Dienstboten heutzutage! Die Dienstboten!“

„Ein echter und rechter Blumenfreund

— verzeihen Sie, meine gnädige Frau, aber Sie wissen ja, ich rede immer frisch von der Leber weg — ein echter Blumenfreund, sage ich, begießt seine kleinen Schützlinge selbst und besorgt überhaupt deren ganze Pflege! Was nun den Durst der Palmen anlangt, so sind sie freilich durch die Bank sozusagen Säufer, und davon darf man sie nicht heilen wollen. Sobald man merkt, daß sie trocken sind, müssen sie sofort begossen werden, auch abends spät. Sehr nützlich ist's auch, die Palmen im Sommer öfter zu überbrausen; es wird dadurch neben frагloser Kräftigung der Pflanzen auch die notwendige Reinigung erzielt. Im Staub und Schmutz setzt sich bald Ungeziefer an, Pflanzenläuse aller Art. Sobald man diese schlimmen Gäste wahrnimmt, heißt es: fort damit!"

„Aber wie, lieber Doktor? Mit den Händen kann man doch die häßlichen Dinger nicht ablesen!"

„Freilich nicht! Ein weicher Schwamm voll Schmierseife (die man in lauwarmem Wasser aufgelöst hat) wird genügen. Nach dem Seifenbade dann noch eins mit reinem Wasser, und der Patient ist kuriert! Apropos, Wasser! Es ist durchaus nicht gleichgültig, welches Wasser Sie die Palmen trinken lassen; Fluß- und Teichwasser ist am besten; das aus Brunnen gewonnene genügt nur im Notfalle!"

„Aber im Sommer will ich sie mir doch in den Garten hinausstellen, und das ist ihnen immer so schlecht bekommen! Woran liegt das?"

„Wahrscheinlich daran, daß Sie Ihren Pfleglingen nicht einen möglichst schattigen, sondern einen der Sonne stark ausgesetzten Platz angewiesen haben! Das ist aber durchaus zu meiden! Nur in ganz geschützter Lage darf man Palmen im Garten dulden!"

Meine Frau warf ein, daß ihr ein allerliebstes Exemplar der Dattelpalme infolge von schlechter Verpflanzung eingegangen sei, und fragte um die dabei nötigen Vorsichtsmaßregeln.

„Hauptsache ist auch dabei," meinte der Alte, „daß man eben selbst zugreift und sich niemals auf Gärtnergehilfen oder gute Freunde verläßt, welche so etwas gewöhnlich wenig sorglich betreiben, manchmal auch gar nicht recht verstehen, obschon sie's behaupten! Sobald die Wurzeln den Topf (der stets der Größe der Pflanzen angemessen und stets mit Abzug versehen sein muß!) ganz anfüllen, scheint ein Umpflanzen geboten, und das ist im Frühjahre zu bewerkstelligen. Vor allem schneide man nun alles Krankhafte an der Wurzel mit scharfem Messer glatt weg und lege Holzkohle als Verband rings um die Wunden in das Erdreich hinein. Letzteres mischt ein kluger Gartenfreund für alle exotischen Gewächse aus zwei Teilen Laub-, zwei Teilen Heideerde, einem Teil weißen Flußsand und einem Teil Lehm! Hab's oft probiert. Probatum est!"

„Da möcht' ich's am Ende doch noch einmal mit den Palmen versuchen. Ihr mögt spotten, wie Ihr wollt: so ein exotisches Gewächs hat seinen absonderlichen Reiz! Sein Anblick weckt Träume, die weit hinausfliegen! Weit hinaus!"

Der Doktor schnitt ein bedenkliches Gesicht; er wußte, wohin unsere gute Sanitätsrätin durch derlei sentimentale Anfälle geraten konnte, und fuhr mit scharfem Einsatz seiner vollen Baßstimme fort: „Ich bin noch nicht zu Ende, gnädige Frau! Eine Hauptsache für die Pflege der Zimmerpalmen ist noch übrig. Freilich ist das eine recht prosaische Sache — aber was hilft's? Es betrifft nämlich — den Dung der Pflanze! Will man dem Wedel eine frische Farbe verschaffen und den Gewächsen überhaupt ein recht kräftiges Wachstum, so sind derlei reizende Mittel durchaus nötig. Freilich soll man's damit auch nicht übertreiben. Ein Dungguß in jeder Woche genügt! Ich hab' den frischen Kuhdünger — gnädige Frau, in meinem Kolleg ist das zu sagen gestattet! — und zwar ein Liter Dünger auf fünf Liter Wasser, immer sich gut bewähren sehen. Andere ziehen Guano vor (der aus Peru gilt als der beste!), und davon gebe man in fünf Liter Wasser nur einen halben Eßlöffel, warte aber ja ab, bis er sich vollständig aufgelöst hat! — Sie sollen mal sehen, gnädige Frau, wie die Kerlchen sich wohl fühlen, wenn man ihnen das anthut! Wie Büblein nach dem kalten Abreiben! Wie frisch glänzt ihr Grün am anderen Morgen, und wie stramm und straff tragen sie ihre Wedel in die Höhe, es ist eine Lust und eine Freude! Also? —"

„Morgen kaufe ich drei Exemplare Phoenix tenuis!"

„Mir auch eins," bat meine Frau und streichelte mir schmeichelnd die Wangen. „Ein Orientgruß an deinen Schreibtisch!"



Die Kinder des Prinzen Wilhelm beschenken die Schildwache am Marmorpalais in Potsdam mit Ostereiern.

Ein Ostergruß.

Unser anmutiges Bildchen stellt eine Szene nach dem Leben dar. Die drei Söhnchen des Prinzen Wilhelm, die kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm (geb. 1882), Eitel Friedrich (geb. 1883) und Adalbert (geb. 1884) tummelten sich am Nachmittag des zweiten Osterfeiertages auf ihrem Spielplatz am Marmorpalais und spielten mit den Eiern, die sie am Tage zuvor hatten suchen dürfen. Als sie nach Hause zurückkehrten, kam dem Ältesten der Gedanke, daß der Posten doch auch seinen Teil an der allgemeinen Freude haben müsse. Alsogleich eilt er, gefolgt von den jüngeren Brüdern, auf den präsentierenden Posten zu, salutiert und reicht ihm ein Ei. Der Füsilier gerät einigermaßen in Verlegenheit, denn er darf ja auf Posten keinerlei Geschenk annehmen, der kleine Prinz aber läßt ihm gar nicht die Zeit dazu, darüber nachzudenken, ob dieses Gesetz wohl auch einem fünfjährigen kleinen Prinzen gegenüber gilt, sondern zwingt dem Manne das Ei in die freie Hand. Der zweite Bruder macht es ebenso, und auch der dritte hebt sein Ei immer wieder empor, bis er es gleichfalls in der Hand des Soldaten untergebracht hat. Diesem werden die Eier eine liebe Erinnerung

bleiben, die Spender haben daher ihre Absicht, ihm auch eine Osterfreude zu bereiten, ganz und voll erreicht.

Die drei blühenden, vielversprechenden Knaben sind nicht nur um ihrer Eltern willen die Lieblinge der Potsdamer Bevölkerung, und jedermann freut sich, wenn der Zufall es so fügte, daß er ihnen begegnete und in die frischen klugen Gesichtchen schauen konnte.

Vorbereitungen auf die Eröffnung der Saison.

Jedem Berliner ist die Hasenheide bekannt. Einen großen Teil ihrer Anziehungskraft zwar hat diese Stätte billiger Volksbelustigungen verloren, seitdem Stadtbahn und Pferdebahn die entfernteren Vororte und vor allem den Grunewald auch dem minder gut situierten Publikum in kurzer Zeit erreichbar machen. Ihr gänzliches Verschwinden läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen. Noch vor einem Jahrzehnt trennten sie weite Strecken kümmerlich mit Gemüse bebauten oder gänzlich brach liegenden Landes von der Stadt, heute schon führen regulierte Straßenzüge bis in den Kernpunkt der Hasenheide, und schon erheben sich dort, wo früher nur lustige Schaubuden standen, ganze Quartiere vierstöckiger Mietskasernen. So tapfer sie auch ihre Existenz verteidigt, von Südwesten und von Süden dringt die Riesenstadt auf sie ein, und sie muß dieser Umklammerung erliegen, — noch ein Jahrzehnt oder zwei, und nichts als der Name mehr wird von ihr übrig sein. Das Völkchen fahrender Leute, welches hier allsommerlich seine Hütten baut, sorgt sich freilich nicht um die Zukunft. Mit dem ersten warmen Frühlingstage halten die großen gedeckten Wagen ihren Einzug, die Wohnung und Transportmittel zugleich sind, und die Vorbereitungen auf die Eröffnung der Saison beginnen. Noch gibt es keine Eifersucht zwischen den Parteien, denn noch gibt es kein Publikum, dem die Nickelgroschen aus der Tasche gezogen werden können. Die behäbige Eigentümerin des Wandelpanoramas, das sich als luftiges Zelt nebenan erhebt, hält es nicht unter ihrer Würde, zu dem Kannibalen zu treten, der sich eben über der Thür seiner Hütte selbst festnagelt, und sie ergötzt sich an seinem gebrochenen Deutsch, ohne Furcht, daß der Menschenfresser sie oder ihre drei Rangen allzu appetitlich finden könnte. Die Riesenjungfrau und die Töchter des Zwergadmirals Piccolomini, die sich in der letzten Saison so verfeindet hatten, daß die Riesin einen fürchterlichen Schwur leistete, schreckliche Rache zu nehmen, feiern in Eintracht das Wiedersehen, und der Mann mit den seltsamsten getrockneten und in Spiritus gesetzten Naturwundern huldigt der elektrischen Dame ohne Rücksicht darauf, daß ihr Zelt sich dicht neben dem seinen erhebt und daß ihre Anziehungskraft seine Einnahmen empfindlich schädigen wird. Mit dem ersten Sonntage, an dem Sonnenschein und Frühlingsluft die „kleinen Leute" zu Tausenden nach der Hasenheide hinauslocken, hat dieses freundschaftliche und sogar hilfsbereite Einvernehmen allerdings sein Ende erreicht. Da beginnt der Kampf um die Existenz, und der Heerrufer in diesem Streit ist der „Rekommandeur". So lautet nämlich der Kunstausdruck für den Menschen mit fabelhafter Zungenfertigkeit und außerordentlicher Lungenkraft, der am Eingange jeder Schaubude postiert ist, meist in ziemlich abenteuerlichem Kostüm, und dessen Aufgabe darin besteht, durch lautes Lobpreisen der künstlerischen Kräfte der eigenen und boshaftes Herabziehen derjenigen in den anderen Schaubuden das Publikum in die eigene hineinzulocken und von dem Besuch der anderen abzuschrecken. „Nicht zu dem Kannibalen, meine Herrschaften; in jeder Destille können Sie ihn gratis sehen und noch dazu mit 'nem Affen. Hier herein, meine Herrschaften, immer hier herein! Erstes und einziges Wandelpanorama! Sehenswert! Noch nie dagewesen!" Und dem Rekommandeur der Töchter des Admirals Piccolomini, der die Jugend, die Anmut und die Kleinheit seiner Zwergfräulein nicht genug herausstreichen kann, antwortet der Rekommandeur der elektrischen Dame: „Achtzehn Jahre sollen sie sein!? Seit sechsunddreißig Jahren kommen sie jeden Sommer! Hier herein, meine Herrschaften! Die elektrische Dame! Jung, schön, elektrisch bis in die Fingerspitzen! Von Professor Virchow untersucht und die Echtheit garantiert!"



Einleitung zur Sommerkampagne. Ein Frühlingsbild aus der Hasenheide bei Berlin.

Bei so viel lobhudelnder Übertreibung auf der einen und mißgünstiger Herabsetzung auf der anderen Seite kann sich natürlich die im Frühlingssonnenschein geschlossene Freundschaft nicht bis zur Hundstagshitze halten, Kannibale und Panoramafrau, Riesen und Zwerge, Karusseleigentümer und der Besitzer der russischen Schaukel gehen wortlos und feindselig aneinander vorüber, im Kampf ums Dasein ersticken alle zarteren Regungen. Sie sind wahrlich nicht auf Rosen gebettet, diese „Künstler" der Hasenheide. Das großstädtische Publikum ist mißtrauisch gegen die außerordentlichsten Sehenswürdigkeiten, und vielen macht es mehr Vergnügen, sich den Trubel umsonst von außen anzusehen, als die fragwürdigen Merkwürdigkeiten in den Buden selbst gegen Erlegung des Eintrittsgeldes in Augenschein zu nehmen. Dazu ist der Besuch der „Heide" an den Wochentagen selbst im Hochsommer ein sehr mäßiger, und von den Sonntagen muß beinahe die Hälfte gestrichen werden, weil der Regen den Leuten die Ausgehlaune verdirbt. Da heißt es, die wenigen wirklich ergiebigen Tage der Saison auszunützen, ohne Rücksicht und selbst auf Kosten des Nachbars, wenn man nicht, ein keineswegs seltener Fall, wegen nichtbezahlter Standmiete dem Gerichtsvollzieher in die Hände fallen will. Nur der Mann mit den „warmen Wienern" und der „Bonbonfritze" halten auch während der Hochsaison gute Nachbarschaft miteinander. Sie haben keine gegenseitige Konkurrenz zu befürchten, denn Bonbonappetit und das Bedürfnis nach einer Knoblauchswurst pflegen sich selten in demselben Magen zu vereinen.

Der Hund im Kriegsdienste.

In der Regel bildet die Reiterei den Vorposten unsers Heeres. Bewegt sich eine deutsche Armee auf feindlichem Boden, so gehen Schwärme von Reitern meilenweit vor ihr her, behalten stete Fühlung mit dem Feinde und machen jeden unerwarteten Angriff auf die marschierende Infanterie unmöglich. Man weiß, was unsere Reiter in dieser Beziehung während des Feldzuges gegen Frankreich geleistet haben. Nicht immer aber kann die Kavallerie diese Aufgabe erfüllen. In sehr zerrissenem Terrain, in großen Waldungen ist sie machtlos. Da treten dann die Jäger an ihre Stelle. Diese rekrutieren sich ja vorzugsweise aus den Kindern des Waldes, aus Söhnen von Förstern und Forstbeamten, die selbst einst den grünen Rock tragen wollen. Von Jugend auf daran gewöhnt, sich im Walde zurecht zu finden, mit der Büchse vertraut und geübt, sich an das scheue Wild anzupirschen, geben sie ein vorzügliches Material für den Patrouillendienst ab. Nun sieht man aber den Förster mit gutem Grunde nie ohne seinen Hund. Dieser ist ihm nicht nur auf der Jagd ein unentbehrlicher Gefährte, er dient ihm vielmehr auch als Gehilfe auf seinen einsamen Gängen im Interesse des Waldschutzes, denn der Wildschütze, der Holzdieb kann sich wohl vor dem Auge des Menschen verbergen, nimmermehr aber verhindern, daß der Hund seine Witterung wahrnimmt. Da ist man denn auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Hund auch im Kriegsdienste zu verwenden. Man bedient sich hierzu vorzugsweise deut-



Vorpostendienst mit Hunden: Patrouille.



Vorpostendienst mit Hunden: Übung vor Obrist von der Goltz in der Nähe der Treppendorfer Windmühle bei Lübben.



Vorpostendienst mit Hunden: Hund mit Meldung am Halse, von Kavallerie verfolgt.

scher Schäferhunde, weil diese durch keine angeborene Jagdpassion von der Erfüllung ihrer Pflicht abgelenkt werden und zugleich starke, schnelle und treue Tiere sind. Ein solcher Hund wird einem einzelnen Manne zugeteilt, in dem er seinen Herrn sieht. Geht nun eine Patrouille vor, so nimmt ein anderer den Hund an der Leine mit. Sobald es jetzt gilt, eine Meldung nach rückwärts zu befördern, wird diese schnell aufgeschrieben und in ein am Halsbande des Hundes befestigtes Täschchen gethan. Dann wird das Tier von der Leine gelöst und eilt alsogleich im schnellsten Lauf seinem Herrn und der Feldwache zu. Gegenwärtig bedienen sich die Lübbener (3.), Goslarer (10.) und Zaberner (8.) Jäger der Hunde im Vorpostendienste. Die Hunde der Lübbener Jäger haben bereits das vorjährige Manöver mitgemacht und sich dabei vorzüglich bewährt. Einige dieser klugen Tiere, wie z. B. der mit Recht viel gefeierte Karo und der kluge Apollo, lassen sich sogar hin- und herschicken, vermitteln also einen Wechselverkehr. Unsere Abbildungen verdanken einer Übung ihre Entstehung, welche neulich vor dem zur Zeit in türkischen Diensten stehenden Obrist von der Goltz in Lübben stattfand. Je zwei Kompanieen standen sich in Feldwach-Aufstellung in etwa 3 Kilometer Entfernung gegenüber. Die vorgehenden Patrouillen, von denen jede einen Hund mit hatte, trafen in der Nähe der Treppendorfer Windmühle, wo die Zuschauer ihren Platz eingenommen hatten, aufeinander. Alsogleich wurden die Meldungen geschrieben, den vierbeinigen Boten anvertraut und von diesen mit Windeseile ihrem Ziele zugeführt. Ein Ulan, der mit der gleichen Meldung abgeschickt wurde, traf zehn Minuten später auf der Feldwache ein als der Hund. Die Offiziere folgten den Tieren in gestrecktem Galopp und überzeugten sich von der erstaunlichen Sicherheit, mit der die Hunde ihren Weg fanden. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß diese Einrichtung sich im Ernstfalle vorzüglich bewähren wird.

August der Starke.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepański.

Die ehrsame Witfrau Karoline Plock beschleunigte ein wenig ihre festen und gleichmäßigen Schritte, als sie auf ihrem einsamen, über freies Feld führenden Wege von dem Potsdamer nach dem Kreuzberg-Viertel auf der über die Bahnschienen führenden Kolonnenbrücke angelangt war und von der hinter ihr liegenden Kaserne des Eisenbahnregimentes zehn hell klingende Schläge der Kasernenuhr die Zeit verkündeten. Sie fürchtete sich nicht, obgleich manchem Manne der Weg in solcher winterlicher Abendstunde unheimlich erschienen wäre; sie freute sich vielmehr der Hunderttausende von Lichtern, die aus der zu ihren Füßen ruhenden Weltstadt aufblitzten und einen roten Dunstschleier über das Häusermeer warfen, aus dem ein gedämpftes Rauschen wie fernes Rollen der See zu ihr herauftönte. Frau Karoline Plock wußte sehr gut, daß das Gesindel, welches im Sommer unter freiem Himmel nächtigt, sich im Dezember längst in wärmere Schlupfwinkel zurückgezogen hat, und sie war eine kräftige und resolute Frau, die sich nicht

fürchtete, mit einem ihr vielleicht zufällig begegnenden harmlosen Betrunkenen fertig zu werden. War sie doch Zeit ihres Lebens auf sich allein angewiesen gewesen, und selbst in ihrer kurzen Ehe hatte sie an ihrem Manne keine Stütze gehabt. Denn kaum daß sie den Schuster Plock geheiratet und sich gefreut hatte, zum erstenmal in eigener Wirtschaft zu schalten und zu walten, hatte ihren Ehemann der Gelenkrheumatismus auf das Krankenlager geworfen, und sie hatte einen Siechen pflegen und ihre sauer verdienten Spargroschen zusetzen müssen. Tausend andere hätten nicht aus noch ein gewußt, als der Mann auf den Kirchhof hinaus getragen wurde. Aber Frau Plock verlor den Kopf nicht. Sie stellte sich an das Waschfaß und wusch, und die schneeige Weiße ihrer Wäsche und der Glanz ihrer Plättarbeit verschafften ihr einen Ruf, daß sie in kurzer Zeit die Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte und ein halbes Dutzend Frauen und Mädchen zu ihrer Hilfe annehmen mußte. Aus dem Schusterkeller in der Solmsstraße, in dem sie mit ihrem Manne gehaust hatte, war ein Waschkeller geworden, und statt der Schusterfirma prangte ein Schild daran mit der Inschrift: „Plocks sel. Witwe, Neuwäsche und Glanzplätte.“ Frau Plock aber hatte nicht zu klagen, nachdem sie den Schmerz um den Seligen überwunden hatte. Nicht aus ängstlichem Herzen faßte sie den mit schmutziger Wäsche hochgefüllten Korb fester, den sie auf der Schulter trug, und beschleunigte ihren Schritt, als sie zehn Uhr schlagen hörte, sondern weil es an einem Sonnabend war und sie ihren Arbeiterinnen versprochen hatte, um diese Zeit vom Wäscheaustragen zurück zu sein und den Wochenlohn zu zahlen. Frau Plock wußte, wie die Frauen nach Hause verlangten, die in den Weihnachtswochen ihrer gewöhnlichen Arbeitszeit noch einige Stunden hatten zulegen müssen. Frau Plock wurde auch nicht ängstlich, als sie am „Türmchen“ vorüberkam, einem zur Sommerszeit von den unteren Schichten der Berliner Bevölkerung vielbesuchten Gartenlokale mit Kegelbahnen, Freikonzert und Weißbier, das seinen Namen von einem turmartigen Dachaufsatze führt, und als gleichzeitig fünf Männer lärmend und gestikulierend aus dem dunklen Garten traten. Sie ging ruhig ihres Weges weiter, obgleich sie allerhand Bemerkungen hinter sich hörte, die ihr galten und aus denen sie entnehmen konnte, daß die Männer in jener Alkoholstimmung waren, in welcher der Berliner Arbeiter einen guten Witz und eine Roheit für dasselbe zu halten geneigt ist. Sie hatte nur noch wenige Schritte zurückzulegen, um die ersten Häuser und regulierte Straßen mit regelmäßiger Beleuchtung zu erreichen, wo sie annehmen durfte, daß die Schreier von selbst still werden würden. Aber sie fand die Straßen menschenleer, und die Schreier folgten ihr immer schneller.

„Den Korb hält se uf de rechte Seite, un mit de linke drickt se sich an't Jemäuer,“ sagte der eine, der ihr auf den Fersen folgte. „Natirlich, et wird nischt dran sind an det Jesichte.“

„Du solltest ihr doch mal revidieren, Nante,“ meinte ein anderer. „So scheint det ja'n janz manierliches Mächen zu sind.“

Frau Plock merkte, daß es ohne Handgreiflichkeiten wahrscheinlich nicht abgehen werde, und sie nahm den Korb auf die linke Achsel. Nicht etwa, weil sie meinte, daß sie sich ihres gesunden und immer noch hübschen Gesichtes nicht zu schämen brauche, sondern weil sie die Rechte frei haben wollte, im Falle sie einer derben Gegenwehr bedürftig wäre.

Der Mensch aber, der ihr ein wenig schwankend zunächst folgte, verstand die Bewegung unrichtig und sah nichts anderes darin, als eine Aufforderung, kühner zu werden. Er legte seinen linken Arm um Frau Plocks rundliche Taille, und als diese ihn unwillig abschüttelte und ihn mit den Worten: „Lassen Sie eine anständige Frau in Ruhe, Sie Stiesel,“ abzuschrecken suchte, packte er sie mit der Rechten in derber Zärtlichkeit unter das Kinn und zwang sie, ihm ihr Gesicht zuzuwenden.

„Nich jleich fuchtig werden, Sie olle Kratzbürschte,“ sagte der Mensch, während sein heißer, schnapsduftender Atem Frau Plock in das Gesicht wehte und ihr Unbehagen erregte, „ohne ein Küß'ken jeht det hier nu nich weiter.“ Frau Plock erwiderte nichts darauf; aber als der Kußbedürftige dem Ziele seiner Wünsche schon ganz nahe zu sein glaubte, taumelte er vor einem kräftigen Schlage zurück, den ihm Frau Plocks wohlgezielte Rechte in das Gesicht appliziert hatte. Die vier Begleiter des frechen Menschen lachten zuerst, während Frau Plock in den Thorbogen des nächsten Hauses flüchtete und sich an dem Schlüsselloche zu schaffen machte, um die

Leute, wenn sie ihr etwa folgen sollten, dadurch abzuschrecken, daß sie in ihnen den Glauben erweckte, sie wohne hier im Hause. Dann aber schlug die Stimmung der Betrunkenen um, und sie fanden es empörend, daß eine Frau sich energisch ihrer Haut gewehrt hatte.

„Det wäre ja noch scheener, wenn so eine anständige Leute bei sternklarer Nacht maulschellieren dürfte," meinte einer, und unter Schimpfen und Fluchen begab sich die Bande an die Verfolgung. Bald hatten sie auch die eng in den Thorbogen gedrückte Frau entdeckt, der die Sache doch ängstlich zu werden begann und die daher mit gellender Stimme nach dem Wächter rief, der natürlich, wie meist bei solchen Gelegenheiten, sich gerade am entgegengesetzten Ende seines Reviers befand. Ohne einige derbe Püffe wäre Frau Plock an diesem Abende wahrscheinlich nicht nach Hause gekommen, wenn ihr nicht unerwartet ein Retter erstanden wäre. Der wiederholte Hilferuf und das Geschrei der Betrunkenen veranlaßte einen Menschen, der auf dem jenseitigen Trottoir seines Weges ging, still zu stehen. Er hatte eigentlich gar nicht die Absicht, sich in die Sache hineinzumischen, aber als echter Berliner glaubte er zu all dem Geschrei seinen Senf auch hinzugeben zu müssen. So rief er denn mit einer Stentorstimme, welche die Betrunkenen sofort aufhorchen machte, von der gegenüberliegenden Straßenseite herüber: „Immer stille, Radaubrieder! Seit wenn haben denn die Dalldorfer*) Sonnabend Abend ihre Freistunde?"

Die Herausforderung blieb natürlich nicht ohne Antwort, die Kampfreden schallten wie bei den homerischen Helden hinüber und herüber, und als dem von drüben die Sache zu toll wurde, kam er mit einigen langen Schritten über den Fahrdamm, packte zwei von der Bande und stieß sie mit den Köpfen gegeneinander, daß ihnen Hören und Sehen verging, machte mit zwei Faustschlägen auf die Nase zwei andere kampfunfähig und ergriff den fünften an der Brust und hantelte mit ihm, daß alle Nähte seiner Arbeitsjacke krachten.

„So, Jungeken, dir lasse ick in' steifen Arm verhungern," keuchte er dazu. Als er sich genug gethan zu haben glaubte, ließ er das Spielzeug mit einem kräftigen Stoß über die Bordschwelle des Trottoirs auf das Straßenpflaster taumeln und sah sich nach den vieren um, die er zuerst abgefertigt. Die aber mochten von den ersten Püffen genug haben oder das Herannahen des Wächters fürchten — es war nichts mehr von ihnen zu erblicken.

„Die Brieder sind verduftet," sagte er ohne sonderliche Aufregung zu Frau Plock, die mit steigender Bewunderung für ihren Retter dem ungleichen Kampfe zugeschaut hatte, „von die Sorte wird man mit'n janzes Dutzend fertig. Jetzt können se ihre Knochen in't Schnuptuch nach Hause dragen. Wat wollten se denn eijentlich von Sie, junge Frau?"

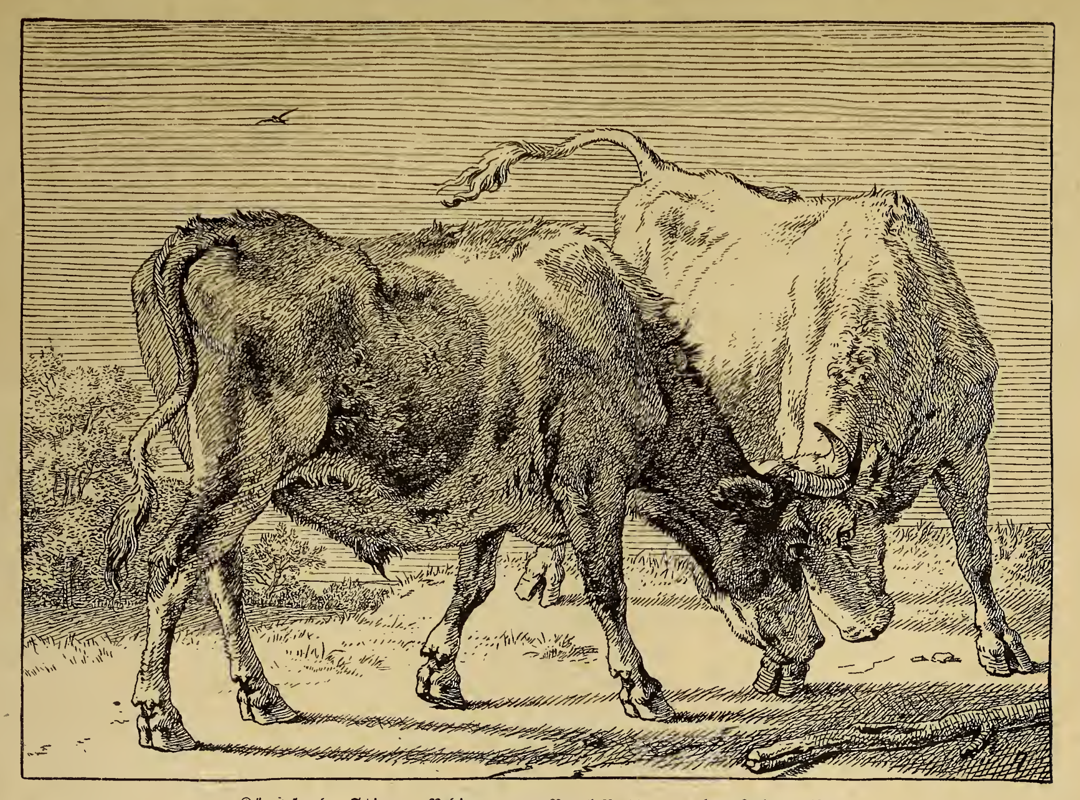
Frau Plock dankte mit wenigen Worten, wurde aber redseliger bei der Erzählung ihres Erlebnisses, die ihr Retter mehrfach mit den Worten unterbrach: „Nee, aber so was!" und hatte schließlich nichts dagegen, als derselbe sich anheischig machte, ihren Korb zu tragen und sie bis an die Thür ihrer Wohnung zu begleiten. „Denn die Brieder is nich zu trauen," meinte er, „die könnten am Ende retourkommen."

Die Unterhaltung zwischen den beiden stockte nicht, als Frau Plock die Erzählung ihres Abenteuers beendet hatte. Der Mann erfuhr von ihr, daß sie allein stehe in der Welt, seit sie ihren Seligen begraben, daß sie aber nicht daran denke, den Witwenstand aufzugeben, in dem sie über nichts zu klagen habe, und daß ihr Geschäft „Jott sei Dank" die Frau ernähre, so daß sie sich um keinen Menschen in der Welt zu kümmern brauche. Und ihr Begleiter erzählte mit derselben Offenherzigkeit, daß er August Wiese heiße, schon seit drei Jahren in der Tivoli-Brauerei sein sicheres Brot als Braugehilfe habe, und daß er des Junggesellenstandes von Herzen überdrüssig sei. Frau Plock redete ihm darauf beinahe mütterlichen Tones zu, er solle sich mit dem Heiraten nur nicht übereilen und die Augen offen halten, „denn eine Frau könne mehr verthun, als zehn Männer im stande seien zu verdienen." Als sie vor der Thür zu Frau Plocks Waschkeller anlangten, waren sie gute Freunde geworden, die beide darauf rechneten, sich nicht zum letztenmal gesehen zu haben. Da Frau Plock durch die Kellerfenster ihre Frauen wartend sitzen sah, war es ihr nicht unlieb, daß August Wiese keine Miene machte, sie hinunter zu begleiten.

---

*) Insassen des städtischen Irrenhauses in Dalldorf.

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.



Kämpfende Stiere. Radierung von Paul Potter aus dem Jahre 1650.

„Sie sollten mir mal nach Feierabend besuchen, Herr Wiese," sagte sie, als er den Korb von seinen Schultern nahm, „mit 'ne Weiße und 'ne Butterstulle kann ick Ihnen immer ufwarten, und Jesellschaft treffen Sie ooch — da is die Anna, mein Plättmädchen, die könnte Ihnen am Ende nich schlecht jefallen."

Der Hinweis auf eine andere that Frau Plock schon leid, als sie ihn eben erst ausgesprochen hatte, und es beruhigte sie nicht wenig, daß August Wiese verschmitzt lächelnd den dunklen Schnurrbart strich und ihr dabei aus seinen schwarzen Augen einen zärtlichen Blick zuwarf.

„Det soll nich unjesagt sind, Frau Plock, besuchen due ick Ihnen, da können Sie Jift druf nehmen," sagte August Wiese und drückte der Frau zur Bekräftigung die Hand, „aber mit die Anna is et nich so eilig. Det Heiraten muß iberlegt sind, meinen Se nich, Frau Plock?"

August Wiese schloß mit einem kurzen, vergnügten Lachen und schritt die Straße hinunter, nicht ohne den Kopf noch einmal zurückzuwenden. Aber Frau Plock war schon in ihrem Keller verschwunden und eben daran, die ihr mit mürrischen Gesichtern gegenüberstehenden Frauen durch die ausführliche und in grellen Farben gehaltene Erzählung ihres Abenteuers über den Grund ihrer Verspätung aufzuklären. Sie erreichte damit auch vollkommen ihren Zweck. Die Frauen, die erst ungeduldig gewesen waren, nach Hause zu kommen, brannten jetzt vor Neugierde, die Geschichte zu hören, und der Erzählung folgte noch erst ein allgemeines Räsonnement über Berliner Sicherheitszustände, wobei den Schutzleuten nicht das beste nachgeredet wurde, Am aufmerksamsten aber folgte der Erzählung Fräulein Anna, das von Frau Plock vorher erwähnte Plättmädchen, eine hoch aufgeschossene Dame Ende der Zwanziger, mit „Pony-Franjen" und einem rosaseidenen „Amibändchen," mit steter Männerfeindschaft auf den beredten Lippen, und romantischen Neigungen und liebebedürftigem Herzen in der verschwiegenen Brust. Als Frau Plock schilderte, wie August Wiese die Strolche auseinandergesprengt hatte, „immer zu zwei und zwei mit die Köppe jejeneinander" — in der Erzählung waren aus den fünfen ein ganzes Dutzend geworden — da flammten Fräulein Annas für gewöhnlich ziemlich ausdruckslose Augen in einem leidenschaftlichen Feuer, und ihre bleichen Wangen färbten sich mit einer hektischen Röte. „Jerade wie Aujust der Starke," sagte Fräulein Anna und holte zur Bekräftigung einen Band eines Kolportageromans aus ihrer Rocktasche, der die Abenteuer des Polenkönigs behandelte und auf dessen koloriertem Titelbilde man den Helden sehen konnte, wie er einen Ochsen mit bloßer Faust zu Boden schlug.

August Wiese hielt sein Wort. Sauber gewaschen, in einem nagelneuen englischledernen Arbeitsanzuge, den dunklen Krauskopf etwas mehr geölt als notwendig und die Spitzen des Schnurrbarts aufgewichst, trat er eines Abends in die Thür des Waschkellers. Fräulein Anna, welche der Thür zunächst an ihrem Plättbrett hantierte, hatte, wie sie selbst einer intimen Freundin gestand, bei dem ersten Anblicke des stattlichen Mannes das Gefühl, „als ob ihr Herz mit puppern ufjehört hätte." Trotzdem behielt sie Geistesgegenwart genug, ihm einen Silberblick zuzuwerfen und Frau Plock, die hinten in der Küche das Feuer unter dem riesigen Waschkessel schürte, nicht sofort zu benachrichtigen. Sie war keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß der Eintretende August Wiese sei, und wenn dem zu glauben ist, was die fünf anderen Frauen beobachtet haben wollten, benutzte sie die fünf Minuten, welche vergingen, ehe Frau Plock in den Vorderkeller zurückkehrte, dazu, um „ihren Aujust den Starken unverschämt die Kur zu schneiden." Ähnlich beurteilte auch Frau Plock die Situation, und da sie keineswegs ernsthaft ihr Plättmädchen für die Frau hielt, welche einen August Wiese glücklich machen könne, glaubte sie klug zu handeln, wenn sie sich nicht selbst entfernte, sondern Fräulein Anna ersuchte, „von die Ecke nebenan" zwei Weiße und ein halbes Pfund „jemischten Aufschnitt" zu holen. Fräulein Anna konnte sich dem Auftrage nicht entziehen, wenn sie auch die Absicht durchschaute; aber im Fortgehen sah sie sich nach August Wiese noch um, wie die geknechtete Königstochter nach ihrem Märchenprinzen. „Nanu, wat hat denn die!" meinte eine der Frauen, die mit nackten roten Armen in dem Seifenwasser herumarbeitete, und eine andere glaubte das Augenspiel richtig zu übersetzen, indem sie mit einer bezeichnenden Geste auf August Wiese sagte: „Vor dir durch die Wicken!"

August Wiese spielte diesen Aufmerksamkeiten gegenüber mit der Routine eines Weltmannes den Unbefangenen. Für ihn konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, wem sein Herz sich zuzuwenden habe, der drallen, rundlichen Frau Plock mit ihrem solide arbeitenden Waschkeller oder dem romantisch angelegten Fräulein Anna, die das Plätten zwar aus dem Grunde, aber auch als einzige Wissenschaft verstand, und die so viel auf Putz und Tand gab, daß sie sogar bei ihrer Arbeit am Plättbrett die Tournüre für ein unentbehrliches Kleidungsstück hielt. August Wiese müßte kein junger Mann gewesen sein, wenn ihm Fräulein Annas Lächeln nicht geschmeichelt hätte, als sie vom „Einholen" zurückkehrte und mit wirtschaftlicher Emsigkeit sich Frau Plock behilflich zeigte, dem Gaste alles mundgerecht zu machen. Aber er ermutigte sie durch kein Gegenlächeln, und Frau Plock hatte ihre Freude an ihm, wie er ernsthaft und ohne viel Worte große Bissen zum Munde führte und dazwischen in kräftigen Zügen von der schaumigen Weißen trank — gerade wie ihr Seliger in seinen guten Tagen.

Nach diesem Abende wurde August Wiese ein häufiger, endlich ein täglicher Gast bei Frau Plock. Die junge Witwe machte ihm ein immer freundlicheres Gesicht — ihre früher so gelobte Selbständigkeit erschien ihr schon längst nicht mehr in rosigem Lichte, und sie klagte nicht selten über die Ungebühren, denen eine alleinstehende Frau ausgesetzt sei — und Fräulein Anna schaffte sich Halsbänder an von allen Farben, die sie dem Gaste zu Ehren täglich wechselte, so daß die Waschfrauen hinter ihr zischelten und Frau Plock aus dem stillen Ärger nicht herauskam. Und als Fräulein Anna eines Tages sogar mit einer Schleife im Haar zur Arbeit kam, machte Frau Plock kurzen Prozeß. Sie könne keine Dame im Waschkeller brauchen, sagte sie ihr, und vor allen Dingen keine, die den Männern nachliefe, und Fräulein Anna möge machen, daß sie hinauskomme, „aber'n bißken schleunigst."

Frau Plock wußte, welcher üblen Nachrede sie sich von der bösen Zunge ihrer Feindin zu versehen habe, und ebenso, daß Fräulein Anna jetzt erst recht alles aufwenden würde, August Wiese in ihre Netze zu ziehen. Die resolute Frau faßte einen schnellen Entschluß, dem vorzubeugen. Als August Wiese noch am Abend desselben Tages kam, führte sie ihn zum erstenmal in ihre „gute Stube" und nötigte ihn mit einer gewissen Feierlichkeit auf das altväterische Sofa mit grünem Ripsüberzuge. Dort setzte sie ihm auseinander, aus welchen Gründen sie Fräulein Anna habe die Thür weisen müssen, ging dann zur Schilderung ihrer geordneten Verhältnisse über, klagte ein weniges über ihr Alleinstehen in der Welt und fragte schließlich gerade heraus, ob es nicht auch August Wiese als das beste erscheine, wenn sie beide ein Paar würden und Glück und Unglück in Zukunft gemeinschaftlich trügen. Und da August Wiese ebenso offen antwortete, daß er ja nur darum alle Tage gekommen sei, und beide darin übereinstimmten, daß ein langer Brautstand niemals und besonders nicht für eine Witwe zu etwas Gutem führe, beschlossen sie, sich baldmöglichst ihre Papiere zu beschaffen und spätestens in vier Wochen Hochzeit zu machen.

Die beiden lebten in den ersten Wochen ihrer Ehe wie im Himmel. Wenn August Wiese abends von seiner Arbeit kam, lächelte ihn seine Frau an und richtete ihm das Abendbrot zu, und er lächelte wieder und ließ sich's gut schmecken. Eines Tages aber wurde ihr hinterbracht, daß Fräulein Anna ihrem Manne auf dem Wege nach der Brauerei begegnet sei — jedenfalls hatte sie ihm aufgelauert — daß sie ihn freundlich gegrüßt und er freundlich gedankt, und daß er schließlich gar das Mädchen ein Stückchen Weges begleitet hatte. Frau Karoline Wiese war erst sprachlos vor Zorn und gedachte, ihrem Manne tüchtig den Kopf zu waschen. Dann aber überkam sie die Furcht, daß er gerade durch eine Szene auf Abwege geführt werden könne, und sie meinte, es sei das beste, ihn im Hause zu wissen, wo sie ihn kontrollieren und vor Seitensprüngen bewahren konnte. So erwähnte sie nichts von seiner Begegnung, als er von der Arbeit kam, sondern machte ihm den Vorschlag, er solle seine Beschäftigung in der Brauerei aufgeben, und sie wußte den Vorschlag mit guten Gründen zu unterstützen. Von den sechzig Mark, die er verdiene, ginge doch die größere Hälfte für seine Bedürfnisse während des Tages auf, und im Hause würde es für ihn genug zu thun geben, Wäsche zählen, Holz und Wasser tragen und die Kundengänge besorgen, so daß sie eine Frau entlassen könne und noch dazu einen Mann im

Hause habe, der ihr in ihrer oft schwierigen Position mit seinem gewichtigen Ansehen zur Seite stehe. August Wiese sträubte sich anfangs; eine solche Beschäftigung stehe einem gelernten Brauer nicht an, und die Leute würden sagen, er lasse sich von seiner Frau ernähren. Aber schließlich gab er den Bitten und Gründen seiner Frau auch um des bequemeren und angenehmeren Lebens willen nach, und damit hatte Frau Wiese selbst ihr Unglück heraufbeschworen.

August Wiese machte sich ja nützlich im Hause, wo er konnte, aber für den kräftigen Menschen reichte die Arbeit nicht aus. Und wenn er manchmal stundenlang in der feuchtwarmen Luft des Waschkellers unthätig gesessen und dem Klatsch zugehört hatte, mit dem die Frauen sich bei ihrer Arbeit die Zeit verkürzten, dann überkam es ihn oft wie eine Sehnsucht, mit den vollen Bierfässern zu spielen, und der Fleischtopf seiner Frau erschien ihm reizlos, wenn er an die ewig sprudelnde Bierquelle in der Brauerei zurückdachte. Die Folge war, daß August Wiese immer mehr Zeit dazu gebrauchte, die Kundengänge zu besorgen, und daß er in den Ausreden seiner Frau gegenüber, was ihn so lange aufgehalten habe, immer waghalsiger wurde. Frau Karoline gab sich den Anschein, als glaubte sie ihm, daß er das Unglück hatte, niemals einen Menschen zu Hause zu treffen und stundenlang warten zu müssen — sie ließ sich auch ruhig die Abzüge am Waschgelde gefallen, die ihr Mann machte; das wäre ja noch schöner, wenn er gar kein Geld in der Tasche haben sollte, und ihre Schuld wäre es ja, daß er sich das, was er brauche, nicht selbst verdiene, hatte er ihr wenig freundlich erwidert, als sie ihn zum erstenmal schüchtern nach dem Verbleib des Geldes gefragt hatte. Frau Wiese schwieg auch immer noch, als sie längst wußte, daß ihr Mann in den langen Stunden, welche er vorgab auf die Kunden warten zu müssen, bei Puhlmann in der Friedenshalle saß und mit Leuten, die auch nichts zu thun hatten, „Schafkopp" spielte, Bier trank, Zigarren rauchte und das große Wort führte. Fräulein Anna sorgte schon dafür, daß Frau Wiese erfuhr, wie ihr Mann es trieb, und auch, in welchem Rufe Puhlmanns Friedenshalle stand. In dem Lokale sei der Spektakel noch toller geworden, seit „Aujust der Starke" dort verkehrte, und die Nachbarschaft hätte sich schon an die Polizei gewendet, Abhilfe zu schaffen.

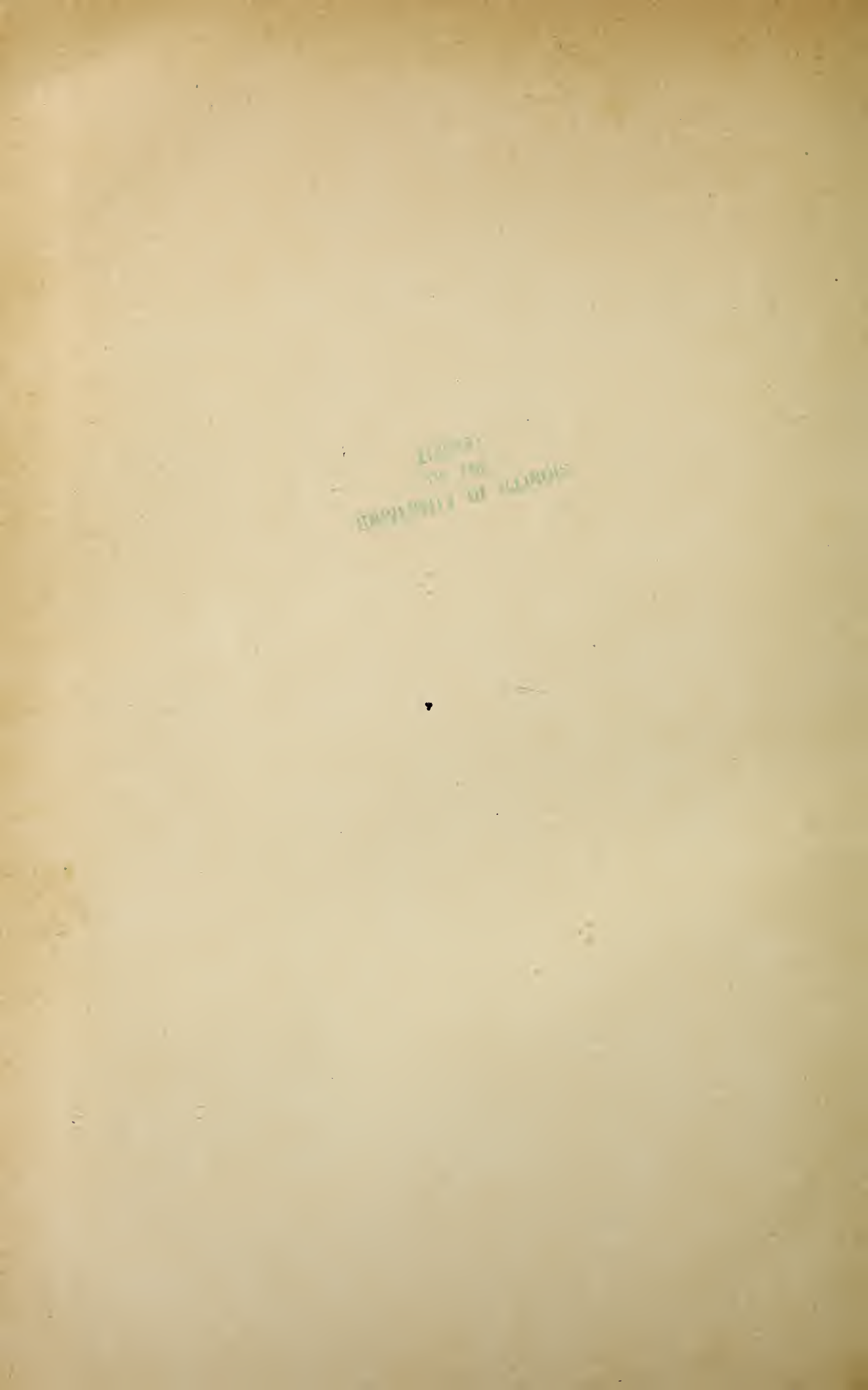
Fräulein Anna hatte nicht übertrieben. Puhlmanns Friedenshalle, eine Destillation mit Bierausschank, einige Straßen von Frau Wieses Waschkeller entfernt, war wirklich der Sammelpunkt einer Gesellschaft von Leuten, die man in Berlin eine „böse Sorte" nennt, und August Wiese auf dem besten Wege, der Wortführer derselben zu werden, trotzdem er eigentlich weder Neigung noch Talent zum Krakeeler hatte. — So kam der von Herzen gute August Wiese ernstlich in Gefahr, an seiner Frau und an sich zu einem schlechten Kerl zu werden. Frau Wiese hielt eine geraume Zeit an sich, weil sie durch Gezänk mit ihrem Manne nicht bei den Leuten in das Gerede kommen wollte. Als aber eines Nachmittags August Wiese gegangen war, Wäsche abzutragen, und als abends um acht Uhr die Leute, für die sie bestimmt war, einen Boten schickten, zu fragen, warum sie nicht zur versprochenen Zeit gekommen wäre, da faßte sich Frau Wiese ein Herz. Sie fürchtete, ihre Kundschaft zu verlieren, die nächsten Tages verreisen wollte und auf eine sichere Einhaltung des Ablieferungstermines gerechnet hatte. Frau Wiese nahm ihr Umschlagetuch über den Kopf und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg nach Puhlmanns Friedenshalle. Wie sie erwartet, saß August der Starke in einem Kreise zechender Gesellen, und der Wäschekorb stand neben ihm in der Fensternische, der Inhalt glücklicherweise sauber mit einem Laken verdeckt. August Wiese verfärbte sich ein wenig, als er seine Frau eintreten sah, aber er faßte sich schnell und glaubte, die Sache am besten humoristisch zu nehmen.

„Det is recht, Olle; det du kommst," rief er ihr entgegen. „Ick sitze jrade beim letzten, da kannst du helfen." Damit zog August Wiese seine Frau auf den Stuhl neben dem seinen, und reichte ihr das halbgeleerte Glas.

Aber Frau Wiese wehrte entschieden ab und deutete entrüstet auf den Wäschekorb, und während die Trinkkumpane halb amüsierte, halb verlegene Blicke auf das Ehepaar warfen, ergoß sich eine Flut von Vorwürfen über Augusts des Starken Haupt. August Wiese meinte in seinem alkoholumdüsterten Zustande, seine Würde unter allen Umständen wahren zu müssen, und er bestand darauf, seine Frau solle trinken, „nu erst recht, und wenn ick dir die Briehe inpumpen müßte." —



Mutterpflichten. Gemalt von M. Schneidt.



Es gab eine widerliche Szene. Frau Wiese sträubte sich, August der Starke faßte sie mit unsanfter Faust in das Genick und hielt ihr das Glas an die Lippen, dabei von dem Inhalt verschüttend, die Tischgesellschaft lachte und johlte dazu, und mit gleichgültigem Gesicht, an solche Auftritte gewöhnt, stand hinter dem Buffett der Wirt der Friedenshalle.

An einem Nebentische saß ein junger Mensch, der der Szene unbeteiligt zugeschaut hatte. Augenscheinlich angewidert, stand er auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und rief nach dem Wirt. Einer von Wieses Gesellschaft hatte den verächtlichen Blick aufgefangen, den der sich zum Aufbruch rüstende hinübergeworfen hatte. Er stieß August Wiese mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Du, Aujust, dem scheint det hier nich zu jefallen. Wahrscheinlich jeht er jetzt bei Hillern dinieren."

August der Starke schaute auf, im Grunde seines Herzens froh darüber, daß er von seiner Frau abgelenkt wurde.

„Sie haben doch nischt dajejen, Jungeken, wenn ick meine Frau mal mittrinken lasse?" rief er zu dem Unbekannten hinüber.

„Wenn Sie so wenig Achtung vor Ihrer Frau haben, mir kann's egal sein," replizierte der Fremde, statt sich, wie August Wiese erwartet hatte, still zu entfernen. August der Starke taxierte die kleine, aber breitschultrige Figur des Fremden. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß er mit ihm fertig werden würde.

„Achtung!? Sie, Jungeken, wat sind Sie denn, det Sie mir Achtung lehren wollen!?"

„Schneider," sagte der andere ruhig, „wenn Sie was zu nähen haben."

August der Starke brach in ein schallendes Gelächter aus.

„'n Schneider, nee so was!" Und dann erhob sich August Wiese und ging auf den Fremden zu. „Na, denn werd' ick Ihnen mal zeijen, wie man in die Friedenshalle die Schneiders an die Atmosphäre befördert."

Aller Augen richteten sich auf den Schneider, der den Angreifer ruhig erwartete. August der Starke langte nachlässig über die Schulter desselben, um ihn am Rockkragen zu fassen, umzudrehen und ihn zur Thür hinauszudirigieren. Aber kaum hatte er den Rockkragen erfaßt, als des Schneiders Faust sich blitzschnell erhob und ihn zwischen den Augenbrauen mit so gewaltigem Schlage traf, daß er halb bewußtlos zurücktaumelte. Überrascht sprangen die Gäste von ihren Sitzen auf, und August der Starke stürzte sich mit einem Wutgebrüll von neuem auf seinen Gegner, der ihn ruhig erwartete. Wahrscheinlich wäre die Hauerei eine allgemeine geworden, wenn sich nicht der polizeilich mehrmals verwarnte und mit Konzessionsentziehung bedrohte Wirt dazwischen geworfen hätte. Nur mühsam und erst nachdem der Fremde die Friedenshalle verlassen hatte, gelang es, August den Starken zu beruhigen; als er dann aber, die Scharte bei seinen Trinkkumpanen auszuwetzen, eine neue Auflage Bier bestellte, erhob sich Frau Wiese, und in ihrem Antlitze war deutlich zu lesen, daß es keine Widerrede mehr gab.

„Aujust, wenn ein Schneider mit dir fertig jeworden is, denn wird es deine Frau nu auch," sagte sie ruhig. „Mit die Kneiperei is det nu für alle Ewigkeit zu Ende."

August Wiese ärgerte sich über das Gelächter seiner Freunde, und auch der Faustschlag übte noch eine so gewaltige Nachwirkung auf ihn aus, daß er nach einiger Widerrede den Wäschekorb auf seine Schulter nahm und von seiner Frau geleitet den Heimweg antrat. Und den mit Schneiders Hilfe erfochtenen Sieg nutzt Frau Wiese noch heute zu Augusts des Starken Segen redlich aus. Denn wenn Herr Wiese einmal wieder sich beim Wäscheaustragen ungebührlich verspätet hat, dann empfängt sie ihn lächelnd mit der Frage: „Aujust, dir is doch kein Schneider bejejnet?" und sie kann sicher sein, daß ihr Ehegatte dann für einige Zeit die Kunden stets zu Hause trifft.



Pfingsten.

Als zu seiner Heimat Thoren
Aufgewallt der Heiland war,
Blieb in tiefes Weh verloren
Seiner Treuen kleine Schar.
Ihre Hoffnung lag im Staube,
Seit sein Scheidewort verklang, —
Matt und müde war ihr Glaube,
Ohne That und ohne Sang.

Wie das Licht in Blütentagen
Aber Nebelnacht zerreißt,
Flammte in ihr tiefes Zagen
Der Erleuchtung heil'ger Geist. —
Wie von Glück und Glaubensgluten
Ward ihr müdes Sein erhellt,
Und sie gingen — zu verbluten
Selig für das Heil der Welt. — —

Wieder liegt das Herz und wieder
In des Zweifels dunkler Haft. —
Geist der Liebe, flamme nieder,
Gib uns Licht und gib uns Kraft!
Wehe mit den Blütenwinden
Rauschend in die Seelen ein,
Zu entketten, zu entbinden,
Zu begeistern, zu befrei'n!

Grüner wird die Welt und freier;
Und es schlingt der Winde Schar
Weiche, weiße Blütenschleier
Um der Schöpfung Festaltar.
Goldenroter Blumenkerzen
Duftumhauchte Flamme gleißt:
Ziehe ein in unsre Herzen,
Hoher Liebe heilger Geist!

Frida Schanz.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Das Liebespärchen auf unserem Titelbild: „Im wunderschönen Monat Mai" wirkt ungemein erheiternd. Erscheint es doch in seiner naiven Derbheit wie ein getreues Abbild eines ländlichen Paares, das sich liebeselig im Frühlingswalde ergeht. Dabei ist die Landschaft vorzüglich wiedergegeben: der sonnige Wald, die in vollster Üppigkeit emporsprießenden Blumen. Es ist dem Beschauer, als ob er den berauschenden Duft der Blüten und Blätter einatmete.

Blumenduft erfüllt auch das schöne Piltzsche Bild mit seinen Pfingstvorbereitungen. In der traulichen Kirche eines oberhessischen Dorfes ist die Jugend damit beschäftigt, das Gotteshaus mit Lenzesgrün zu schmücken. Wie sonnig und freundlich ist hier alles, wie froh und farbenbunt! Das versteht unser Meister unübertrefflich.

Einige Daten über diesen, der uns und unsere Leser schon durch so manches treffliche Bild erfreute, werden allseitig willkommen sein.

Otto Piltz wurde im Jahre 1846 zu Allstedt im Großherzogtum Weimar geboren. Schon als Knabe hatte er einen unüberwindlichen Drang zum Zeichnen, aber der frühe Tod des Vaters ließ die Möglichkeit einer künstlerischen Laufbahn ganz ausgeschlossen erscheinen. So mußte der Knabe froh sein, nach seinem Austritt aus der Schule als Lehrling bei einem Zimmermaler eintreten zu können. Vier Jahre lang war er als solcher in Halle a./S. thätig, dann ging er auf die Wanderschaft nach Süddeutschland. Hier übte naturgemäß München die gewaltigste Anziehungskraft, und es gelang dem unermüdlich Strebenden, sich hier zunächst wenigstens im Zeichnen fortzubilden.

Im Winter 1866 eröffnete sich Piltz die Kunstschule zu Weimar, und er fand an dem damaligen Direktor, dem Grafen Kalkreuth, einen warmherzigen Protektor. Mit Vorliebe wurden nun Motive aus dem thüringischen Volksleben behandelt und fanden reichen Beifall. Auch äußere Ehren blieben nicht aus. So erhielt Piltz im Jahre 1883 den Professortitel. Seit dem vorigen Jahre lebt Professor Piltz in Berlin.

Zu den Blumen gesellen sich in der Pfingstzeit die Maien. Sie bringen ein Stück Frühlingswald bis in die Straßen der Stadt, bis in unsere Zimmer.

Das Leistensche Bild „Der Fehdebrief" führt uns in die letzten Tage der „Fehde." Während es früher das Normale war, daß der wirklich oder vermeintlich Geschädigte zu den Waffen griff und sein Glück wider den Gegner versuchte, haben die Anstrengungen der Kirche, die Entwickelung der fürstlichen Gewalt, die Fortschritte der Kultur bewirkt, daß seit dem Ausgange des XV. Jahrhunderts die Fehde verboten ist. Damit aber war sie noch lange nicht endgültig beseitigt. Götz von Berlichingen rechnet dem Kaiser mit einer uns heute wunderlich berührenden Naivetät nach, um wie viele tausend Gulden ihn das Fehdeverbot, das ihn verhinderte, Kaufleute „niederzuwerfen," gebracht habe; die Fehde Ulrichs von Württemberg wider Reutlingen, die der Hut-

ten wider Ulrich, die Franz von Sickingens wider den Erzbischof von Trier wurden von den meisten Zeitgenossen als natürliche Vorgänge angesehen.

In unserm Falle scheint übrigens der Fehdebrief keineswegs willkommen zu sein, wenigstens macht der eine der beiden Herren ein gar sorgenvolles Gesicht, und der andere schaut auch nicht gerade munter drein. Es mag halt ein übermächtiger Gegner sein, der den beiden, die es vielleicht allzu bunt trieben, da „absagt," ein Mann wie Richard von Trier oder Philipp von Hessen.

Wir kommen nun zum „Zauberer auf dem Lande." In Buchenroda, oder wie unser thüringisches Dörfchen sonst heißt, verleben die Leute heute einen aufregenden Tag. Am Morgen kamen die Studenten aus dem nahen Jena — ein höchst willkommenes Ereignis, denn die „Herren Studenten" sind im Saalthal höchst beliebte Persönlichkeiten. Wer irgend einen plausibeln Vorwand finden konnte, in ihre Nähe zu gelangen, machte gewiß von ihm Gebrauch. Die jungen Herren sind ja auch gar zu lustig und die bunten Mützen passen so hübsch zu den jugendfrischen Gesichtern. Dazu der frohe Gesang und das seltsame Hantieren mit den Seideln! Am Abend aber gibt es erst recht eine fröhliche Stunde, denn mittlerweile hat der „Zauberer" sein Podium errichtet und führt nun die seltsamsten Zaubereien vor. Augenblicklich zieht er einem ahnungslosen Jungen ein viele Ellen langes Band aus dem Munde. Und was kann er nicht sonst noch alles! Uhren, die er in die Tasche steckte, finden sich nach einiger Zeit in einem entfernt stehenden Kästchen vor; unter einem leeren Hut wird plötzlich ein Käfig mit einem Kanarienvogel darin gefunden; Münzen machen die seltsamsten Wanderungen 2c. Man weiß ja als aufgeklärter Thüringer, daß wirkliche Zauberei ausgeschlossen ist, aber man blickt doch mit offenem Munde auf den „Zauberer."

In eine ganz andere Welt führt uns: „Der Gerichtsvollzieher als barmherziger Samariter." Das Elend in der Dachstube, in welcher die Witwe des Arbeiters ihre Wohnstätte aufschlug, hat den äußersten Grad erreicht. Auch der beste Wille hält den siechen Leib nicht mehr aufrecht, sie kann nicht mehr arbeiten, nicht mehr erwerben. Ein Blick auf das Krankenbett zeigt dem Gerichtsvollzieher, daß er den Gläubigern der unglücklichen Frau hier nicht zu ihrem Rechte verhelfen kann. Von tiefem Mitleid ergriffen, reicht er dem Knaben ein Geldstück aus der eigenen Tasche, damit derselbe wenigstens die notwendigste Nahrung beschaffen kann. Er wird aber noch mehr thun, er wird den Armenpfleger auf die unglückliche Familie aufmerksam machen und ihr so bleibend helfen, bis die Lebensuhr der kranken Mutter abgelaufen ist und das Waisenhaus sich den Kindern öffnet. Darin liegt ja leider die größte Schwierigkeit für die heute meist so vorzüglich organisierte Armenpflege, daß gerade die würdigsten Armen sich in zu weit getriebenem Ehrgefühl im Verborgenen halten, so daß der Pfleger des Bezirks nichts von ihnen erfährt.

So war denn in diesem Falle der Besuch des sonst so gefürchteten Gerichtsvollziehers ein Glück für unsere Armen.

Unsere „Verkehrte Welt" ist ganz geeignet, dem Beschauer eine Vorstellung von der Weise zu geben, in der Paul Meyerheim mitunter seine Tierstudien in den Dienst der Satire oder der guten Laune zu stellen weiß. Meyerheim kennt die Affen, wie kein zweiter, und hat das Menschenähnliche dieser Tiere oft in der drolligsten Art zu verwenden gewußt. Seine „Gerichtssitzung der Affen," seine „Affenakademie" haben bei allen Freunden des Humors ein herzliches Gelächter wachgerufen. In unserm Falle handelt es sich um ein paar vierhändige Jäger. Das verblüffte Gesicht des einen, dem die Elster so unerwartet zuleibe geht, wirkt höchst komisch.

Die übrigen Bilder: die anmutige „westfälische Dorfbraut", die liebliche, kleine Strickerin, die am „ersten Paar" schafft, der probierende Wirt auf dem Bilde „Frischer Anstich" und die sorgende Vogelmutter in Ausübung ihrer „Mutterpflichten" erklären sich selbst. Nur zu den „kämpfenden Stieren" noch ein paar Worte.

Unter den holländischen Tiermalern ist keiner schon so frühzeitig populär geworden wie Paulus Potter. Schon zu einer Zeit, wo die Bilderpreise noch weit von der erschreckenden Höhe entfernt waren, die sie heute erreicht haben, im Jahre 1815, wurde ein Viehstück von Potter trotz des wenig salonfähigen Benehmens einer auf demselben dargestellten Kuh von dem Kaiser Alexander I von Rußland für 190 000 Franks gekauft, und noch höher wird sein berühmter „junger Stier" in der Gemäldegalerie des Haag geschätzt, obwohl gerade die in naturgroßem Maßstabe ausgeführten Bilder des Meisters unter auffälliger Leere und interesseloser dekorativer Behandlung leiden. Der Schwerpunkt seiner künstlerischen Bedeutung liegt auch nicht in solchen Dekorationsstücken, sondern in seinen fein beleuchteten, durch Eleganz der Zeichnung und Anmut der Bewegung ausgezeichneten Kabinettsbildern, auf welchen Landschaft und Tiere zu einer äußerst gefälligen Harmonie des Tons verschmolzen sind. Paulus Potter wurde am 20. November 1625 zu Enkhuizen getauft und bildete sich unter seinem Vater Pieter in Amsterdam und bei Jakob de Wet in Haarlem zum Maler aus. Schon 1646 wurde er in die Malergilde zu Delft aufgenommen, und 1649 finden wir ihn im Haag, wo er am 3. Juli 1650 die Tochter des Bauunternehmers Balckeneynde, Adriana, heiratete. Es wird erzählt, daß der Vater Adrianas gegen die Heirat gewesen, weil Potter nur ein Tiermaler war. Aber diese Anekdote entbehrt wahrscheinlich, wie die meisten über die holländischen Maler, der Begründung, da Balckeneynde bei seinem erstgeborenen Enkel Pate stand. Er hatte auch keine Ursache, mit den Erwerbsverhältnissen seines Schwiegersohnes unzufrieden zu sein, da dieser vom Grafen Johann Moritz von Nassau, von der Gemahlin des Statthalters der Niederlande, Friedrich Heinrich von Oranien, und anderen Edelleuten Hollands Aufträge erhielt. Im Jahre 1653 siedelte Potter nach Amsterdam über, wo er jedoch schon im Januar 1654 starb. Es scheint, daß übermäßige Anstrengung seinem Leben ein frühes Ziel gesetzt hat. Auch wenn wir gegen die Gemälde, die seinen Namen tragen, eine strenge Kritik üben,

bleiben immer noch mindestens hundert übrig, welche sicher von seiner Hand sind. Diese Bilder, unter denen sich mehrere sehr umfangreiche befinden, müssen also in einem Zeitraume von knapp zehn Jahren entstanden sein. Zu seinen Hauptwerken gehören außer den oben erwähnten noch eine Bärenjagd im Museum zu Amsterdam, zwei Kühe und ein Stier im Buckingham-Palast zu London, drei Ochsen und drei Schafe im Louvre zu Paris und der Aufbruch zur Jagd im „Bosch" beim Haag mit dem Prinzen von Oranien und seinem Gefolge im Berliner Museum. Potter hat auch achtzehn sehr geistreich und lebendig behandelte Radierungen hinterlassen, unter denen die „kämpfenden Stiere" seine Eigentümlichkeit sehr treffend charakterisieren. Unsere Nachbildung gibt das Original mit diplomatischer Treue wieder, so daß jeder Strich der Radiernadel erkennbar ist.

Ein Stammbuchvers von Uhland.

Der folgende Stammbuchvers von Ludwig Uhland, den uns ein Freund unsers Blattes gütig zur Verfügung stellte, wird unsere Leser interessieren:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen.

Tübingen, den 19. August 1861.

Zu freundlichem Andenken L. Uhland.

Chinesen in Australien.

Erst vor einigen Jahren haben sich die Amerikaner vor der furchtbaren Konkurrenz des „John Chinaman" durch das drastische Mittel einer hohen Kopfsteuer auf alle Einwanderer aus dem himmlischen Reiche schützen müssen: und schon sehen sich auch die australischen Kolonieen, besonders Viktoria und Neu-Südwales, gezwungen, dem amerikanischen Beispiele zu folgen. Selbst christliche Menschenfreunde dort halten die massenhafte Einwanderung der Chinesen für ein entsetzliches Übel, gegen welches auf gesetzgebendem Wege Front gemacht werden müsse, wenn nicht die ganze christliche Bevölkerung ruiniert werden solle. Dem gemeinen Volke aber und besonders den Arbeitern sind diese mongolischen Eindringlinge ein Gegenstand des erbittertsten und wütendsten Hasses. Der bezopfte Einwanderer ist ein merkwürdiges Gemisch von Tugenden und Lastern, und der europäische Kolonist fürchtet die ersteren fast noch mehr als die letzteren. Der Chinese ist geschickt und außerordentlich ausdauernd. Er arbeitet gediegener, länger und oft besser als ein Europäer um einen Lohn, bei dem ein Europäer verhungern müßte, denn er selbst scheint keine Bedürfnisse zu haben und macht bei seinem geringen Verdienste noch Ersparnisse. Ganze Horden von chinesischen Kulis werden fortwährend von europäischen Kapitalisten besonders nach der Umgegend von Melbourne und Sydney dirigiert. Dieselben sind durch einen schändlichen Kontrakt verpflichtet, vierzehn, fünfzehn, ja sechzehn Stunden des Tages, auch am Sonntag, zu arbeiten, was kein europäischer Einwanderer, vollends bei so schlechter Bezahlung, fertig bringt. Wenn jetzt unter den australischen Arbeitern teilweise wirkliche Not herrscht, so ist dieser Umstand einzig und allein dem nichtswürdigen Kulisysteme und der unwiderstehlichen Konkurrenz chinesischer Handwerker zuzuschreiben. In Melbourne und Sydney befindet sich die Möbeltischlerei ganz in chinesischen Händen, und schon fangen sie an, die europäische Arbeit auch auf anderen Industriegebieten zu verdrängen. Der Gemüse- und Obstbau und die Milchwirtschaft in der Nähe großer Städte wird fast ausschließlich von Chinesen betrieben. Sie sind ferner überall zu finden, als Lastträger, Eisenbahnarbeiter und Kellner. Sie geben auch billige und geschickte, wenn auch nicht gerade sehr reinliche Dienstboten ab. Sogar die Waschfrauen haben ihnen das Feld räumen müssen. Unter diesen Umständen kann man sich kaum wundern, wenn gegenwärtig Chinesenhetzen in Sydney und Melbourne ebensosehr an der Tagesordnung sind, wie früher in San Franzisko.

Es wäre allerdings noch die Frage, ob die weißen Kolonisten das Recht hätten, aus diesem Grunde allein der weiteren Einwanderung der Chinesen ein Ziel zu setzen; aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Die schauderhafte sittliche Verkommenheit der heidnischen Fremdlinge macht es den Kolonialregierungen geradezu zur Pflicht, die christliche Bevölkerung gegen den vergiftenden Hauch der „gelben Pest" zu schützen. Die Chinesen wurden zuerst durch die Entdeckung der Goldfelder nach Australien gelockt; auf ihnen setzten sich oft Tausende von ihnen fest, an vielen Orten die Europäer ganz verdrängend. Eine Niederlassung chinesischer Goldgräber ist eine wahre Hölle auf Erden. Ohne die Kontrolle, welche das Vaterland immer ausübt, dahinlebend, in Schmutz versunken, den unnatürlichen Lastern, welche der gewohnheitsmäßige Opiumgenuß mit sich bringt, ergeben, sind diese Leute eine Quelle sittlicher Fäulnis für die Gegend, in der sie ihre Zelte aufschlagen. Ein chinesischer „Mining Camp" ist der Sammelpunkt des Abschaums der australischen Gesellschaft. Dorthin flüchten sich Pferde- und Viehdiebe, Banditen und Gauner jeder Art. Dort sieht man arme, auf das tiefste gesunkene Frauen europäischer Abkunft, darunter Mädchen von nicht mehr als zwölf oder vierzehn Jahren, welche trotz ihres zarten Alters in ihrem traurigen Gewerbe schon Meisterinnen sind. Dort begegnet man auch Männern und Frauen aus den australischen Binnenstädten, welche sich durch den stieren Blick sofort als gewohnheitsmäßige Opiumraucher verraten und durch ihre unselige Gewohnheit gleichfalls an Leib und Seele zu Grunde gerichtet worden sind. Dies nur die hervorspringendsten Züge eines dem Landtage von Viktoria vorgelegten nüchternen offiziellen Berichtes. Von Zeit zu Zeit erheben sich die anständigen Bewohner der umliegenden Ortschaften gegen die Chinesen und jagen sie fort; aber das Übel erhält dadurch nur eine noch weitere Verbreitung. Gelegentlich marschiert die Heilsarmee gegen einen solchen „Mining Camp;" jedoch dem opiumrauchenden Mongolen ist natürlich durch exaltiertes Schwenken von Taschentüchern und lärmendes Singen von Liedern in einer Sprache, die er kaum versteht, nicht beizukommen. Auch ernstlichere Missionsbestrebungen haben bisher nur geringen Erfolg gehabt, und so bleiben die chinesischen Goldgräberniederlassungen nach wie vor eine besorgnis-

erregende Gefahr für die junge Kolonie. Auch in den Städten steht es nicht viel besser. Die chinesischen Quartiere von Sydney und Melbourne wimmeln von Gesindel jeder Art, so daß sich bei Nacht sogar die Polizei nur in starken Patrouillen hineinwagt. Jedes zweite Haus ist entweder eine gemeine Schenke oder eine Spielhölle, oder eine Opiumhöhle, oder sonst ein Sündenpfuhl, wo oft genug zugleich getrunken, gespielt und Opium geraucht wird. Eine alljährlich zunehmende Anzahl von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen sinkt in diesen chinesischen Spelunken zeitlichem und ewigem Verderben in die Arme. Die Alarmrufe, welche fast täglich in der australischen Presse laut werden, und der Ton, in welchem die Frage immer wieder von den Kolonial-landtagen besprochen wird, beweisen, wie tief alle Kreise der australischen Gesellschaft das Übel fühlen. Es ist nur zu wünschen, daß sich bald eine Abhilfe finden möge, welche zugleich der Menschlichkeit und der Sicherheit der australischen Kolonie Rechnung trägt. B. A. Schleicher.

Die Zahl der Sterne.

Der Anblick des gestirnten Himmels erweckt im Menschen mit ahnungsvollem Schauer den Gedanken an die Unermeßlichkeit des wunderbaren, unbegreiflichen Weltalls. Der schrankenlose Himmelsraum mit seinem zahllosen Sternenheer ist aber doch nur ein schwaches Abbild von der Unendlichkeit und Allmacht des Schöpfers. Die Astronomie, deren Aufgabe es ist, die Gesetzmäßigkeit in der Ordnung der Himmelskörper zu erforschen, mußte auch danach streben, einen Überblick der Sternenwelt zu gewinnen, und deshalb die Sterne nach Gruppen und Klassen ordnen. Mit Bezug darauf lehrt die Astronomie die Sterne nach ihrer scheinbaren Größe oder nach ihrem Glanze unterscheiden. Für diese scheinbare Größe der Sterne sind aber drei Bedingungen maßgebend: erstens deren wirkliche Größe; zweitens deren wirkliche Lichtausstrahlung; drittens deren Entfernung.

Mit Rücksicht auf den nach diesen drei Bedingungen sich regelnden scheinbaren Glanz der Sterne sind — soweit es sich um wirkliche Wahrnehmung handelt — von den Astronomen bis jetzt siebzehn Sternenklassen unterschieden worden, von denen aber nur die ersten sechs für gewöhnlich dem bloßen Auge sichtbar sind. Die Zahl der in diese ersten sechs Klassen gerechneten Sterne beträgt für den ganzen die Erde umspannenden Himmel 6000 bis 7000, von denen etwa ein Drittel auf die nördliche Hälfte und zwei Drittel auf die südliche Hälfte des Himmels kommen.

Bedient man sich aber zur Verschärfung der natürlichen Sehkraft künstlicher optischer Hilfsmittel, so mehrt sich die Zahl der Sterne mit der wachsenden Vollkommenheit dieser Mittel ganz bedeutend. So kann man mit einem sogenannten Feldstecher bester Art schon etwa die dreifache der mit bloßen Augen sichtbaren Sternenzahl wahrnehmen. Mit Hilfe eines kleinen astronomischen Fernrohrs steigert die Zahl der sichtbaren Sterne sich auf 150 000, und mit den neuesten größten Fernrohren erblickt man im ganzen Himmelsraume mehr als 100 Millionen Sterne, welche ungeheure Zahl durch abschätzende Rechnung bestimmt worden ist. In der That wächst die Zahl der den steigenden Größenklassen zugehörigen, das heißt der immer schwächer blinkenden Sterne annähernd nach einem bestimmten Gesetz, nämlich nach einer steigenden Progression und zwar nach der folgenden Regel:

Die Zahl der Sterne erster Klasse, das ist der größten, glänzendsten, beträgt insgesamt 19 bis 20. Nimmt man 19 an und multipliziert man mit 3, so erhält man die Zahl der Sterne zweiter Klasse gleich 57; multipliziert man diese Zahl wieder mit 3, so ergibt sich die Zahl der Sterne dritter Klasse gleich 171, und so geht es weiter. Es ist also leicht, die Zahl der Sterne irgend welcher Klasse zu bestimmen. Allerdings stimmen die so berechneten Zahlen nicht ganz mit denen durch wirkliche Zählung gewonnenen überein, aber die Annäherung an die Übereinstimmung ist sehr auffällig, so daß man dieser einfachen Rechnung zur Abschätzung der Sternenzahl sich wohl bedienen kann. Bei der Summierung dieser Zahlen zur Gesamtzahl gleichen sich auch die Abweichungen aus, weil man bald etwas zu viel, bald etwas zu wenig für die Zahlen der einzelnen Sternenklassen nach der obigen Rechnung erhält. Nach der Berechnung erhält man zum Beispiel für die Zahl der Sterne sechster Größe 4617, während die wirkliche Zählung etwa 4800 ergeben hat; dagegen ergibt die Berechnung der Sterne achter Größe 41 553, der Zählung nach sind es aber nur etwa 40 000 und so weiter.

Mit Bezug auf das Sternenlicht und zwar auf die Gesamtleuchtkraft der zu einer Größenklasse gehörigen Sterne ergibt sich ebenfalls ein merkwürdiges Gesetz, aus welchem im allgemeinen folgt, daß die Gesamtleuchtkraft einer Sternenklasse um so stärker ist, je kleiner die Sterne erscheinen und einer je höheren Klasse dieselben folglich angehören.

Dieses zweite, auf die Leuchtkraft der Sterne bezügliche Gesetz ist in der Regel ausgedrückt: Stellt man die Zahlen der Gesamtlichtstärken der verschiedenen Größenklassen der Sterne in der Reihenfolge nebeneinander, so erhält man eine geometrische Progression, deren erstes Glied 19 und deren Multiplikator 1,1719 ist. Hiernach wird also die Leuchtkraft der Sterne erster Klasse gleich Eins gesetzt und die Gesamtleuchtkraft jeder anderen Sternenklasse in Sternen erster Größe ausgedrückt.

Es folgt aus diesem Gesetze, daß vom Himmel alle dem bloßen Auge sichtbaren Sterne, deren Gesamtleuchtkraft 175 Sternen erster Größe entspricht, verschwinden könnten, ohne daß die vom Sternenlichte herrührende nächtliche Helligkeit merklich verringert werden würde, weil beispielsweise schon die 30 Millionen Sterne vierzehnter Größe für sich allein so viel Licht der Erde zustrahlen, wie 148 Sterne erster Größe.

In der That gibt das für unser Auge dunkle Licht der unsichtbaren Sterne bei heiterem Himmel eine solche Helligkeit, daß man unter günstigen Umständen die Zeit auf einer Taschenuhr ablesen kann.

Es sind das alles wohlbegründete, unbestreitbare Thatsachen. Sehen wir, welche Schlußfolgerungen sich daraus ziehen lassen.

Bekanntlich kann man eine zunehmende Zahlenreihe bis in das Unendliche fortsetzen, und danach dürfte man wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß nach dem ersten der oben aufgestellten Gesetze die Zahl der Sterne eine unendlich große ist. Dagegen spricht aber ein gewichtiger, aus dem zweiten Gesetze sich ergebender Grund.

Bei einer unendlich großen Sternenzahl müßte auch die Gesamtleuchtkraft der Sterne eine unendlich große werden. Es muß somit eine Ursache geben, nach welcher das erste Gesetz abgeändert wird. Diese Ursache steht in engster Beziehung zur Bildungsweise des Universums.

Wir wissen, daß alle am Himmel leuchtenden Sonnen, einschließlich der unsern mit allen ihren Planeten, Teile einer ungeheuren Sternengruppe, eines zahllosen Sternenhaufens sind. Diese Sternenanhäufung wird nach ihren dichtesten Stellen hin in der für das Auge als Lichtnebel erscheinenden, im Fernrohre in Sterne sich auflösenden Milchstraße wahrnehmbar, welche unser Sonnensystem ringförmig umgibt.

Die Zusammensetzung des Universums aus einzelnen, selbständigen, aber doch wohl durch unzerreißbare Bande miteinander verknüpften Lichtnebeln erklärt auf natürliche Weise die Begrenzung der Sternenzahl. Thatsächlich sind keineswegs, wie nach dem Gesetze der steigenden Progression sich wohl annehmen ließe, die Sterne gleichmäßig im Raume verteilt, sondern dieselben sind zu lichtnebelartigen Sternenhaufen vereinigt, zwischen denen unermeßliche leere Zwischenräume sich befinden.

Immerhin ist aber die Entdeckung jenes Gesetzes wertvoll für die Erkenntnis des Universums, und zwar durch den Hinweis auf die folgenden beiden Fragen, deren Beantwortung zu versuchen ist.

Bei welcher Sternenklasse hört die Sternenwelt unsers Milchstraßensystems auf?

Wie groß ist die Sternenzahl in den unser Sonnensystem als Milchstraße umschließenden Sternenhaufen?

Die Beantwortung dieser beiden Fragen ist nur dann möglich, wenn wir über zwei Bedingungen klaren Aufschluß erhalten können und zwar erstens über die genaue Umgrenzungsform des Milchstraßensystems und zweitens über die Lichtstärke, mit welcher alle Sterne dieses Systems die Erde beleuchten.

Über die genaue Form des Milchstraßensystems ist kein Aufschluß zu erlangen; unzweifelhaft ist diese Form keine regelmäßige, wahrscheinlich sogar eine sehr unregelmäßige. Auch bezüglich der Lichtwirkung dieses Sternenhaufens ist keine genaue Bestimmung möglich; man muß sich mit einer ziemlich unsicheren Abschätzung begnügen, die aber doch einigen Aufschluß ergibt.

In dieser Beziehung ist anzunehmen, daß die von der Milchstraße der Erde zugestrahlte Lichtmenge etwa dreimal so groß ist, wie das von uns wahrnehmbare Licht, weil nicht alles Licht senkrecht auf jeden Punkt der Erdoberfläche fällt und das schräg auffallende Licht weniger Helligkeit ergibt, als die senkrecht wirksamen Strahlen. Die von uns wahrnehmbare Sternenhelligkeit beträgt aber ungefähr ein Zehntel des Vollmondlichtes. Nun ist nach William Herschel das Licht des Vollmondes gleich dem Lichte von 27 400 Sternen erster Größe, und danach würde das die Erdoberfläche beleuchtende Sternenlicht gleich dem Lichte von 2740 Sternen erster Größe sein.

Zur Abgabe dieser Lichtmenge würden 21 Größenklassen der Sterne erforderlich sein, bis zu welcher Größe auch die Sterne der Milchstraße ihrer Helligkeit gemäß anzunehmen sind. Durch weitere Benutzung der angegebenen Regeln würde sich die Zahl der Sterne in dem unser Sonnensystem in sich einschließenden Sternenhaufen auf 60 Milliarden abschätzen lassen. Möglicherweise ist durch die Anwendung der Sternphotographie noch einiger Aufschluß über jene interessanten Fragen zu erwarten.

Th. Schwartze.

Die Kameruner unter sich.

Als interimistischer Vertreter des Deutschen Reiches hat Dr. Max Buchner zehn Monate in Kamerun geweilt, bis ihn ein tückisches Fieber zur Rückkehr in die Heimat zwang. Da er bereits anderweitig bedeutende Reisen in Afrika gemacht, so brachte er gute Erfahrungen mit, die ihn auch zur Herausgabe eines sehr inhaltreichen und flott geschriebenen Buches (Kamerun, Skizzen und Betrachtungen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887) befähigten, worin die Natur und die Eingeborenen, die Europäer und der Handel, sowie die Zukunft und Entwickelung der neuen Kolonieen besprochen werden. Stimmen wir auch keineswegs mit allem Gesagten überein, so ist dieses Buch doch gegenüber manchem schlechten Machwerke über Kamerun als ein hervorragender Originalbeitrag darüber zu begrüßen.

Köstlich und von tiefer psychologischer Kenntnis des Negers zeugend sind namentlich die Schilderungen über die Eingeborenen, und aus diesem Kapitel wollen wir einiges hier unseren Lesern mitteilen. Die eigentlichen Kameruner oder Dualla zählen nur 20 000 bis 30 000 Köpfe, welche bewundernswert große Kähne (bis 20 Meter lang und fünfzig Menschen fassend) bauen, die eine eigene Signalsprache mittels Trommelschlag erfanden und ritterliche Kampfspiele ausführen, wobei nach ganz bestimmten Regeln gerungen wird. Auch sind sie reinlich, baden gewissenhaft, selbstbewußt, kraftvoll und wohlgenährt. Die Kameruner, welche nur teilweise sich bekleiden, haben sonst bereits zu vielen europäischen Bedürfnissen gegriffen. Ihre Zimmer bezeugen den Einfluß unserer Kultur: Tische, Stühle, Spiegel und Petroleumlampen kommen aus Europa, ebenso Bilder, Gläser, Flaschen und eine eiserne Bettstelle. So viele europäische Dinge im Hausstande eines Negers zu finden gewährt Befriedigung, sind doch diese Bedürfnisse dem schwarzen Menschenbruder beigebracht zum Besten unsers Industrieelendes. Allerdings befinden sich

unter den Bedürfnissen auch Hinterlader, die gelegentlich den Europäern recht unangenehm werden. Wenn nun das Äußere unserer Schutzgenossen im allgemeinen vorteilhaft beschaffen, so zeigt das Innere nach Buchner ein weniger angenehmes Bild. „Aufgeblasenheit, Jähzorn und Rachsucht, Neigung zu Raub und Gewalt sind ungemein stark ausgeprägte Züge, die den Verkehr mit ihnen unangenehm und gefährlich machen, und als englisch erzogene Neger gehören sie zu den schlechtest erzogenen Halbwilden, die der Erdball kennt." Durch den Zwischenhandel sind sie reich geworden, so daß die Arbeit ihnen als eine unerwünschte Erfindung erscheint. Ihr Ackerbau ist dadurch verfallen, und als Folge hat sich die wunderbare Thatsache herausgestellt, daß die Kameruner einen Teil ihrer Lebensbedürfnisse aus Europa beziehen! Mancher lebt bloß von Zwieback, Salzfleisch und Stockfisch, die aus Hamburg kommen. Der Kameruner nimmt die afrikanischen Produkte des Inneren an sich und verhandelt sie an die Weißen an der Küste; dabei macht er 200 bis 300 Proz. „Nur so läßt sich auch bei soviel Müßiggang der relative Wohlstand unserer Dualla erklären und einsehen, wie diese wohlgenährten, niemals arbeitenden Taugenichtse monatelang vegetieren können, ohne etwas anderes zu treiben als um Weiber herumzuschachern, Schnaps und Palmwein zu zechen, Tänze, Wettkämpfe und Palaver abzuhalten." Weiberschacher ist eine Hauptbeschäftigung, und in Buchner sind darüber merkwürdige Dinge nachzulesen; sie haben die Haus- und Feldarbeit zu besorgen, während der Herr der Schöpfung faulenzt. Wie das Weib den Verkauf aufnimmt, mag aus folgender Stelle zu ersehen sein: „Wenn auch die Sklavin dutzendmal ihren Herrn wechselt, es macht ihr das bei ihrer glücklichen, heiteren Gemütsart viel weniger Kummer als unsern Dienstmädchen das Antreten einer neuen Stelle."

Auch bei den Kamerunern gibt es Vornehme und Geringe, „Könige," verschiedene Sorten von Häuptlingen, Freie und Sklaven. Unter den Königen erhält „King Bell," unser Verbündeter, ein bedingtes Lob als Kamerungentleman, während „King Akwa," der ihm an Macht gleich, in den schwärzesten Farben gemalt wird. „King Akwa ist ein Schuft von Geburt, aus Instinkt, Gewohnheit und Überzeugung. Ein kurzer, gedrungener Dickwanst; je mehr man ihn kennen lernt, desto mehr lernt man ihn verachten. Sein Gesicht ist gemein und sagt weiter nichts als bornierte Gefräßigkeit. Spricht man mit ihm, so wechselt er zwischen Unvernunft und Unverschämtheit hin und her. Sein englisches Kauderwelsch versteht niemand. Er liebt es, die Faktoreien zur Essenszeit zu besuchen und setzt sich dann dreist mit zu Tisch. Sein widerliches Schmatzen, überhaupt sein gänzlich ungebildetes Benehmen, wie er sich gierig den Teller häuft und zuweilen gleich mit der Hand in die Schüssel greift oder den Inhalt seines Tellers wieder in die Schüssel zurückwirft, weil es ihm nicht mundet, sind dabei harte Geduldsproben für alle Anwesenden." Es muß allerdings kein Vergnügen sein, mit einem solchen „Könige" zu verkehren.

Stammbuchblätter.*)

Die Zeiten des „Folio-Stammbuchs" sind vorüber, längst auch verewigen sich Universitätsfreundschaften nicht mehr in Stammbuchblättern. Zu den Kleinen und ins Kleine hat sich die gute alte Sitte gewandt, daran erinnert uns ein Büchlein, das sich bescheiden schon den poetischen Gaben des vorigen Jahres einreihte. Im Schulgarten sind die Blüten aufgegangen und gewartet, die uns der Dichter unter dem angegebenen Titel darbietet — anspruchslos und eben deshalb ansprechend. Seit Jahren hat er es so gehalten, daß er seinen abgehenden Schülerinnen ein kleines poetisches Angebinde als Andenken mitgab, und ein Schulfest hat schließlich die Anregung gegeben, aus der Fülle, die sich so nach und nach zusammengefunden hat, eine Auslese (nicht über hundert Nummern stehen auf diesen 46 Blättern) zu veranstalten. Das meiste hat die Form des Sinngedichts, des Denkspruchs, auch einige rein lyrische Stücke sind eingeflochten; die umgebende Natur wird zum Symbol inneren Lebens: Vögel und Blumen, Sonne, Mond und Sterne. Ob ganz Eigenartiges, und wie viel dessen darunter ist? Der Wert der kleinen Sammlung ist davon unabhängig: das Lehrhaft-Poetische ist seit Jahrhunderten bei uns in reichster Mannigfaltigkeit vertreten; und hinter Goethe und Rückert wird es dem Spruchdichter sauer, seine eigenen Wege zu gehen. Was unser Büchlein erquicklich und anmutend macht, ist, daß es aus dem Leben, dem persönlichen Wirken hervorgegangen ist: immer vernehmen wir den Lehrer, der in dem persönlichen Wesen, dem Naturell seiner Schülerinnen Anhalt und Anlaß zu dem Spruchwort findet. Zu manchem fühlt man sich versucht, in diesem Sinne eine Überschrift zu setzen. In immer neuer Wendung und Fassung begegnen uns so die Lehren, denen unsere großen Dichter ein ewiges Gepräge gegeben haben. — „Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein die echte Perle deines Wertes hin" — „Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden" — „Dienen lerne beizeiten das Weib" — solche Worte klingen hindurch, und ebenso oft ein frommer Spruch, ein „Sei fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal." Zu dem Einen, was not thut, in aller Weise hinzuleiten, ist im Grunde Absicht dieser Denksprüche. Um dieser Gesinnung willen wird das Büchlein überall willkommen sein, wo man das Wesen dem Scheine vorzieht: es weht ein guter Geist darin. Kindeshand ist bald gefüllt, und wo Kindessinn und kindliche Bescheidenheit sich erhalten hat über das schulpflichtige Alter hinaus, da werden diese „Stammbuchblätter" gern zur Hand genommen werden. Gern werden auch Eltern in dem Dichter einen Lehrer kennen lernen, der als ein rechter und echter Jugendfreund über die Seelen wacht, die ihm befohlen sind, dem es eine liebe Pflicht ist, sie noch zu leiten, nachdem er sie aus der Hand gegeben hat. Sein Be-

*) Stammbuchblätter von B. Gloeden. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing 1886.

kenntnis darüber steht in dem Büchlein selbst zu lesen, gegen Ende:

Glücklich, wer mit lautrem Triebe,
Wär's auch nur im engen Kreis,
Unermüdlich treu in Liebe
Seine Kraft zu nützen weiß. B. S.

Ein Kind.

Von Harriot Wolff.

Welch tiefe Weihe birgt das Wörtlein „Kind!“
Ein Hauch der Unschuld weht uns frisch entgegen,
Aus diesem Laut, so lieblich, rein und lind,
Als ruhte drauf ein milder Gottessegen.

Ein Wörtlein ist's von wunderbarem Klang,
Geheimen Zauber hält es tief verborgen,
Ans müde Ohr ertönt's wie Vogelsang,
Wie Zephyrsweh'n am jungen Maienmorgen.

Ein Kind — dem Blümlein gleicht's im Wiesenthal,
Von Tau bekränzt — von Morgenlicht umgeben,
Eh' noch, versengt vom heißen Sonnenstrahl
In Mittagsgluten Duft und Schmelz entschweben.

Ein Kind — dem Sternlein gleicht's am Himmelszelt,
Am keuschen Glanz darf jedes Herz sich freuen;
Die Kindlein sind's, die uns im Drang der Welt
Auf Dornenpfaden duft'ge Blüten streuen.

Ein Kind — o solcher ist das Himmelreich!
Vernehmt das Wort, ihr Pilger all' auf Erden,
Und laßt uns werden kleinen Kindern gleich,
Auf daß wir einstens Kinder Gottes werden!

Eine Konzertanzeige.

Im Frankfurter Stadtarchive befindet sich ein Exemplar einer Konzertanzeige vom 30. August 1763, welche für die damaligen Leistungen des jugendlichen Mozartschen Geschwisterpaares von großem Interesse ist. „Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der zwey Kinder des Hochfürstlich Salzburgischen Kapellmeisters Leopold Mozart in den Gemütern aller Zuhörer erwecket, hat die bereits dreimalige Wiederholung des nur für einmal angesetzten Konzertes nach sich gezogen. Ja, diese allgemeine Bewunderung und das Anverlangen verschiedener großer Kenner ist die Ursach, daß heute Dienstag den 30. August im Scharffischen Saal auf dem Liebfrauenberg abends um 6 Uhr, aber ganz gewiß das letzte Konzert sein wird; wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab, der im siebenten Jahre ist, nicht nur Konzerten auf dem Clavessin oder Flügel, und zwar ersteres die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird: sondern der Knab wird auch ein Konzert auf der Violin spielen, bey Synfonien mit dem Klavier accompagnieren, das Manual oder die Tastatur des Klaviers mit einem Tuche gänzlich bedecken und auf dem Tuche so gut spielen, als ob er die Klaviatur vor Augen hätte; er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln, oder Accorde auf dem Klavier, oder auf allen nur erdenklichen Instrumenten, Glocken, Gläsern und Uhren anzugeben im stande ist, genauest benennen. Letzlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf einer Orgel, so lange man zuhören will, und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm benennen kann, vom Kopfe phantasieren, um zu zeigen, daß er auch die Art, die Orgel zu spielen, versteht, die von der Art, den Flügel zu spielen, ganz unterschieden ist. Die Person zahlt einen kleinen Thaler. Man kann Billets im goldenen Löwen haben.“ R. F.

Gesundheitsrat.

N. in B. Kann eine nervenschwache Frau von fünfzig Jahren infolge von Aufregung an einer Lungenentzündung erkranken?

Die gewöhnliche Lungenentzündung, die sich mehr oder weniger plötzlich in einer bis dahin gesunden Lunge entwickelt, gehört höchst wahrscheinlich zu denjenigen Krankheiten, die durch das Hineingelangen eines bestimmten Krankheitskeimes in den Körper entstehen (Infektionskrankheiten). Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß Aufregungen, Ärger 2c. ebenso wie z. B. Erkältungen, den Körper schwächen, denselben in seiner Widerstandsfähigkeit gegen den Krankheitskeim beeinträchtigen und so zur mittelbaren Veranlassung der Krankheit werden. Besser bekannt ist ein derartiges Verhältnis bei dem Unterleibstyphus (Nervenfieber). Wo der Typhus herrscht, erkranken die durch geistige oder körperliche Erschöpfung geschwächten Menschen am leichtesten, weil sie nicht im stande sind, wie die Gesunden die in ihren Körper eingedrungenen Krankheitskeime zu überwältigen, unschädlich zu machen.

Eine langjährige Abonnentin. Bleichsüchtige junge Mädchen sollen Milch, Eier, Fleisch, gutes Brot, zarte Gemüse zu sich nehmen, genügend lange schlafen und, ohne sich durch weites Gehen anzustrengen, viel an der Luft sein. Nicht zu starker Kaffee am Morgen ist nicht gerade schädlich, aber auch nicht nützlich, Milch, Kakao sind besser. Roher Reis, Kaffeebohnen und derartige Dinge sind entschieden zu verbieten, weniger weil sie an sich schädlich sind, als weil sie den Appetit für andere gute Nahrungsmittel benehmen. Es entspricht auch nicht der bei bleichsüchtigen Mädchen notwendigen, etwas strengeren, verständigen Erziehung, wenn man ihnen erlaubt, derartigen krankhaften Gelüsten nachzugehen.

Langjähriger Abonnent in Berlin. — Nein!

Dr. N. Wir nennen Ihnen die Anstalten von Dr. Erlenmeyer in Bendorf bei Koblenz und von Dr. Burkart in Bonn.

A. B. in T. Wahrscheinlich hat diese Erscheinung keine ernste Bedeutung; sollte sie aber nach einiger Zeit nicht von selbst schwinden, so fragen Sie Ihren Arzt um Rat.

Langjährige Abonnentin in H. Überbeine an der Hand verschwinden nicht selten von selber dadurch, daß sie bei einer starken Bewegung bersten. Ein gewaltsames Zerdrücken derselben — selbstverständlich ohne Verletzung der äußeren

Haut — dürfte nur der Arzt vornehmen. Versuchen Sie tägliches Aufpinseln von Jodtinktur.

A. M. Den meisten Erfolg verspricht eine gut geleitete, längere elektrische Behandlung. Sollten Sie mit Ihrem Töchterchen einmal nach Leipzig kommen, so stellen Sie letzteres Herrn Dr. Sänger, Lindenstraße, vor, der ein neues, anscheinend sehr erfolgreiches Verfahren gegen dieses Übel anwendet.

K. M. in Liebenwerda. Ihr Zustand ist ohne Untersuchung nicht zu beurteilen, nur soviel kann man wohl sagen, daß eine Ableitung auf die Füße keinen Erfolg haben dürfte.

A. K. Unter denjenigen Heilanstalten für Lungenkranke, die auch Unbemittelteren zugänglich sind, nennen wir Ihnen: die Anstalt der Gräfin Marie Pückler in Görbersdorf und die schön gelegene Anstalt Reiboldsgrün im sächsischen Vogtlande. Anfragen sind betreffs ersterer an Frau Gräfin Marie Pückler, Görbersdorf, betreffs letzterer an den Besitzer Dr. Driver zu richten.

R. H. in Berlin. Ein besonders stark ausgebildeter Adamsapfel (stärkeres Hervorragen des Kehlkopfes) hat an sich keine übele Bedeutung. Augenscheinlich ist in dem betreffenden Falle die große Magerkeit schuld daran; mit dem Eintreten eines reichlicheren Fettansatzes und mit einer stärkeren Entwickelung der Muskulatur wird der Schönheitsfehler geringer werden. Dem entsprechend sind die besten Mittel: gute Pflege, reichlicher Genuß von Milch, mehligen Speisen und Fett, neben Fleisch, Eiern 2c. Alle Maßnahmen an Ort und Stelle sind zu widerraten.

A. in M. Wir halten es für eine unserer Hauptaufgaben, unsere Leser dringend vor allen Geheimkuren zu warnen, und raten auch Ihnen, unter allen Umständen von den angegebenen „Heilmethoden" abzusehen. Das Gute, Wirksame, was alle diese Kuren und Methoden enthalten, ist Gemeingut aller Ärzte; das eigentliche Geheimnis ist immer ein kostspielig und nicht selten ein gar gefährlich Ding. Wer mit vollem Vertrauen an die neue Kur herangeht, glaubt oft zu Anfang eine gute Wirkung zu spüren. Die geistige Erregung, das Wiederaufleben der gesunkenen Hoffnung verscheuchen oder vermindern wenigstens die vorhandenen Beschwerden, aber diese scheinbare Besserung hält nicht lange an, gar bald stellen sich die früheren Erscheinungen in verstärktem Maße ein, die Krankheit schreitet stetig fort und unter dem Weitergebrauch des Geheimmittels wird die kostbare Zeit vergeudet, wird der Augenblick verpaßt, in dem die ärztliche Kunst vielleicht noch hätte helfen können. Die Zahl derartiger Fälle ist wahrscheinlich eine erschrecklich große, aber dieselben bleiben unbekannt, während die wenigen Fälle, in denen das Geheimmittel wirklich „half" — Fälle, in denen die Heilung so wie so von selbst eingetreten wäre, oder Fälle, in denen der oft große Einfluß der Wunderkur auf das Gemüt des Kranken zur Heilung genügte — marktschreierisch ausposaunt werden.

H. K. in C. Ziehen Sie Ihren Arzt zu Rate, wir können Sie selbstverständlich nicht behandeln.

J. T. G. Mittel gegen einzelne Krankheiten können wir nicht angeben.

Rechtsrat.

Ich habe einen großen, von Gebäuden eingeschlossenen Hühnerhof, und es macht mir Vergnügen, meine Hühner auf dem Hofe selbst zu füttern. Sobald ich nun aber das Futter ausstreue, kommen von der nahen und entfernten Nachbarschaft eine große Menge fremder Tauben und stürzen sich begierig auf das Futter und fressen es trotz öfterem Verscheuchen leider mindestens zur Hälfte meinen Hühnern weg. Wie kann ich mich nun von diesen geflügelten Dieben befreien, ist mir hier Selbsthilfe gestattet, indem ich die beharrlichen ungebetenen Gäste einfangen oder erschießen lasse? natürlich ohne mit dem Gesetz in Widerspruch zu kommen. Hier haben wir das preußische Landrecht.

Das Einfangen oder Töten der Tauben würde Sie mit dem Gesetze in Konflikt bringen, und es bleibt Ihnen kein anderes Mittel, als entweder durch entsprechende Einrichtungen die fremden Tauben abzusperren oder, wenn dieses nicht geht, die Futterstelle zu verlegen.

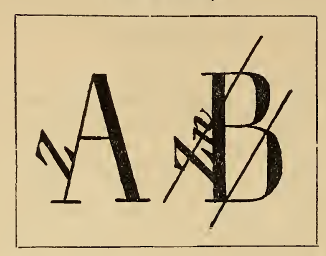
Aus der Redaktion.

Ein paar Worte über unsere Preisaufgaben. Unter jeder Preisaufgabe steht die Mitteilung: „Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los." Da es nun auf der Hand liegt, daß eine Aufgabe, an deren Lösung sich ein so großer Abonnentenkreis beteiligt wie der unsrige, fast immer von mehreren, oft aber von sehr vielen Einsendern richtig gelöst werden wird, so leuchtet es ein, daß in der Regel nur das Los darüber wird entscheiden können, wem unter den Einsendern richtiger Lösungen der Preis zufällt. Daß wir nicht in der Lage sind, allen, die sich mit Erfolg an der Lösung der Preisaufgabe versuchten, je 20 Mark auszuzahlen, ist doch wohl selbstverständlich. Trotzdem erhalten wir immer wieder Briefe, deren Absender sich darüber beklagen, daß sie den Preis nicht erhalten haben, obgleich die von ihnen eingesandte Lösung sich als richtig erwies. Man wird es uns nicht übelnehmen dürfen, wenn wir solche Zuschriften unbeantwortet lassen.

Noch eine Bitte an die Freunde der Spielecke. Es kommt häufig vor, daß die Korrespondenten derselben die Lösung der Preisaufgabe auf dasselbe Blatt schreiben, das auch Einsendungen neuer Aufgaben oder anderweitige Mitteilungen an die Redaktion enthält. Es erschwert uns das die Verteilung der Eingänge ungemein, und wir bitten dringend, die Lösung der Preisaufgabe immer auf ein besonderes Blatt zu schreiben.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Homonym.

Den nenn' ich, der Zwietracht und Kämpfe stets schlichtet,
Der Recht und Gerechtigkeit heget und pflegt,
Doch den auch, deſſ' Sinn nur auf Zwietracht gerichtet,
Der Haß und Verbitt'rung im Volke erregt,
Und den, der uns Ernſtes und Heitres gedichtet,
Durch gemütvolle Worte die Herzen bewegt.

E. W.

3. Kreuzrätsel.



Die Buchſtaben des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die ſenkrechte Reihe, von unten nach oben geleſen, eine Stadt in der Schweiz, die wagerechte Reihe, von links nach rechts geleſen, einen fürſtlichen Titel nennt. Erſetzt man dann das Fragezeichen durch den betreffenden Buchſtaben, ſo bezeichnet die ſenkrechte Reihe, von unten nach oben geleſen, einen Schweizer Kanton, und die wagerechte Reihe, von links nach rechts geleſen, einen Hund.

4. Buchſtabenrätſel.

Rein kommt's zur Hütte in Gebrauch,
Doch findet man's mit Zuſatz auch;

Mit H pocht es und glüht oft heiß,
Doch iſt es oft auch kalt wie Eis.

Mit Sch iſt's wohl zu leiden,
Doch nicht unzart und unbeſcheiden.

Mit St braucht's der Ackersmann,
Daß er den Pflug regieren kann.

Mit N iſt es im deutſchen Land
Als edles Pelzwerk wohlbekannt.

Pf. F.

5. Damespielaufgabe.

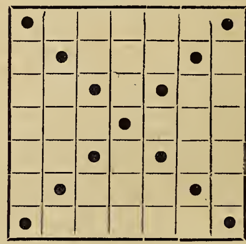
a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

6. Diagonalrätſel.



Die 49 leeren Felder des Quadrats ſind ſo auszufüllen, daß die ſchräge Reihe von links oben nach rechts unten einen Feſttag, die ſchräge Reihe von links unten nach rechts oben eine beliebte Oper nennt, und daß die ſieben wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

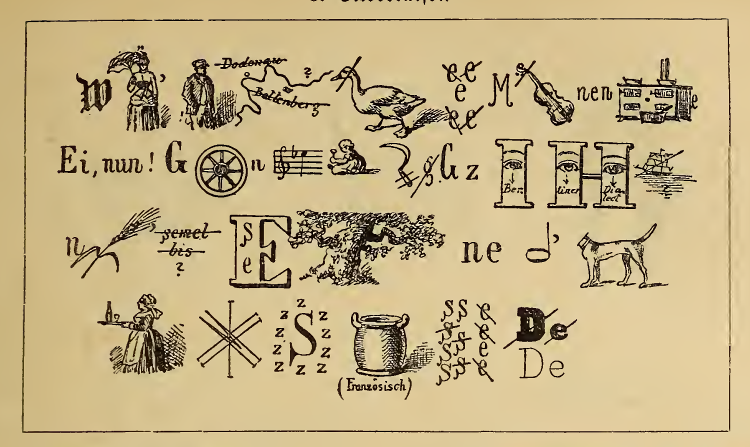
1. Einen Sonntag zwiſchen Oſtern und Pfingſten,
2. einen Feldherrn des VI. Jahrhunderts n. Chr.,
3. eine der Töchter des Atlas,
4. einen gefeierten Sänger,
5. einen namhaften (nicht mehr lebenden) Schauſpieler unſers Jahrhunderts,
6. eine Republik in Südamerika,
7. die Gemahlin eines Kaiſers des XVIII. Jahrhunderts.

7. Dreiſilbige Scharade.

Folgerung und Art und Weiſe zeigt die erſte Silbe an,
Und damit erſchöpft ſich alles, was man davon ſagen kann.
Einen, der ſich weiſe nannte, läßt das letzte Silbenpaar
Dich erkennen, und das Ganze einen, der es wirklich war.

R. F.

8. Bilderrätsel.



9. Viersilbige Scharade.

Was irgendwo, was irgend je geschehen,
Des Friedens Werke, Krieg und Kriegsgeschrei,
Der Völker Arbeit, ihrer Geister Wehen,
Ausführlich künden dir's die letzten drei.

Den Schauplatz dir die erste Silbe nennet;
Das Ganze ist ein wunderbares Bild,
In dem des Herrn allmächt'ge Hand erkennet,
Wer nur die Augen aufzuthun gewillt.

Der Eine läßt's vom Schlosser sich erschließen,
Der Andre sieht sich's gern beim Weber an,
Wie durch den Aufzug hin die Fäden schießen,
Und auch der Müller bringt es an den Mann.

D. H.

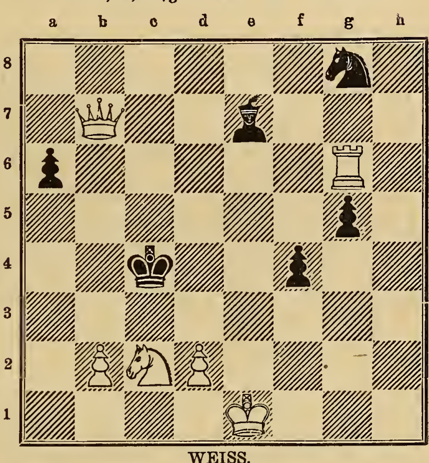
10. Quadraträtsel.

*	*	h	*	*	f	*	*
*	*	a	*	*	s	*	*
*	*	n	*	*	v	*	*
*	*	*	r	a	*		*
*	*	*	l	w	*	*	*
*	*	t	*	*	a	*	*
*	*	p	*	*	e	*	*
*	*	u	*	*	u	*	*

Die Sternchen in den Feldern dieses Quadrats sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß in den wagerechten Reihen bekannte Wörter entstehen, und daß jede der äußeren senkrechten Reihen einen berühmten Komponisten nennt. Die Wörter der wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen deutschen Dichter der Neuzeit,
2. einen der bedeutendsten deutschen Lyriker,
3. eine preußische Provinz,
4. ein Gestein,
5. einen Schlachtort in Schlesien,
6. eine Stadt an der Ostküste des Adriatischen Meeres,
7. den Namen mehrerer französischer Herrscher,
8. eine Stadt an der Saale.

11. Schachaufgabe von M. D. Klark.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

12. Worträtsel.

Zu einem Ganzen sind verbunden
Zwei Worte in der jüngsten Zeit,
Zwei Worte, die es klar bekunden,
Daß Not sich naht und blut'ger Streit.

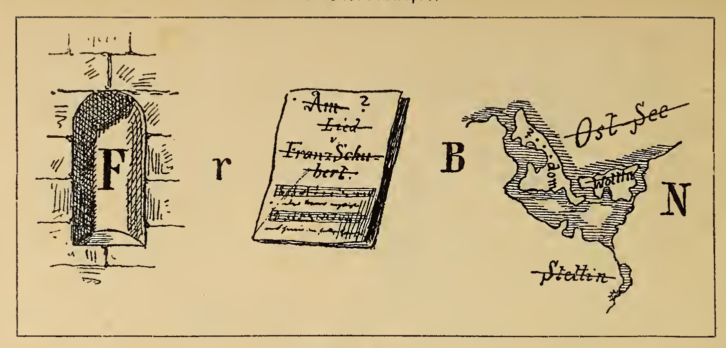
Das erste Wort seit Josephs Tagen
Voll Wohllaut uns zu Herzen dringt;
Das zweite wecket Sorg' und Klagen,
Wo es als Schreckensruf erklingt.

Das Erste, sowie auch das Zweite
Wird angelegt an manchem Ort,
Damit es Wohl und Weh bereite —
Aus Vorsicht hier, aus Bosheit dort.

Das Ganze — weh' ihr armen Mütter! —
Zu Boden eure Hoffnung schlägt,
Wie Hagelwetter beim Gewitter,
Wenn brausend es die Eb'ne fegt.

Pf. J.

13. Bilderrätsel.



14. Königszug.

	man	schein	nen	sit	be	nicht	
und		rauft	son	zen	doch		aus
trägt's	aus	es	kann	im	man	was	lich
nach	haus	stehn	laß	les	die	er	bärm
steht	wo's	und	ge	sieht	es	so	blüht
und	dich	dran.	trock	net	und	auf	rain
freu		jo	jan	im	weg		dem
	han	nes	tro	korn	am	feld	

15. Kapselrätsel.

Im Sachsenland war's vor nicht langer Zeit,
Da stürzt' im Kohlenwerk ein Schacht zusammen,
Und all', die bei der Arbeit unten waren,
Begraben und verloren waren sie.
Als nun erkannten sie, daß keine Hilfe
Von oben kommen werde, sie zu retten,
Und als mit ihnen es ans Sterben ging,
Gedacht' von ihnen einer an sein Weib
Noch aufzuschreiben einen letzten Gruß.
Sein kleines Taschenbuch zog er hervor
Und hielt den Bleistift in der Hand und sann.
Bedenkend, daß so nah ihm sei der Tod,
Sucht' er in dieser feierlichen Stunde
Nach einem feierlichen Wort und fand es.
„Liebe Gemahlin, lebe wohl!“ So schrieb er
Und wandte sich zu sterben — und so süß
War selten wohl ein letztes Wort wie dies!

Die obigen Verse von Johannes Trojan enthalten, aber in anderer Reihenfolge: 1. eine Pflanze, 2. einen Fluß, 3. einen anderen Fluß, 4. einen Vierfüßler, 5. einen anderen Vierfüßler, 6. ein kleines Hüsing, 7. einen Dichter, 8. eine Zahl, 9. einen Schwur, 10. ein Mineral, 11. einen Teil des Baumes, 12. einen Verbrecher, 13. eine Note.

16. Rätsel.

Ganz nahe bei Jerusalem
Werd' einzeln ich genannt
Und bin so lang' wie Bethlehem
Gewiß dir schon bekannt.

Nimmst Deutschlands Karte du zur Hand,
So findest du mich nicht,
Obgleich es auch im Vaterland
Wohl nicht an mir gebricht.

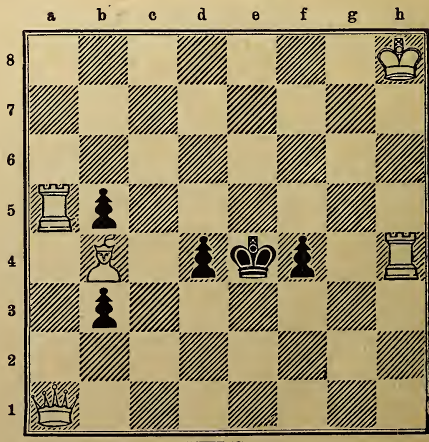
Wer Ordnung liebt und Reinlichkeit,
Der sieht mich nirgends gern
Und hält daher auch jederzeit
Mich peinlich von sich fern.

Fr. St.

17. Rätsel.

Es liegt als schlachtberühmter Ort
Fern im Lombardenlande;
Doch nehmt ihr Kopf und Fuß ihm fort,
So zählt's zum Handelsstande.

18. Schachaufgabe von G. Spencer.

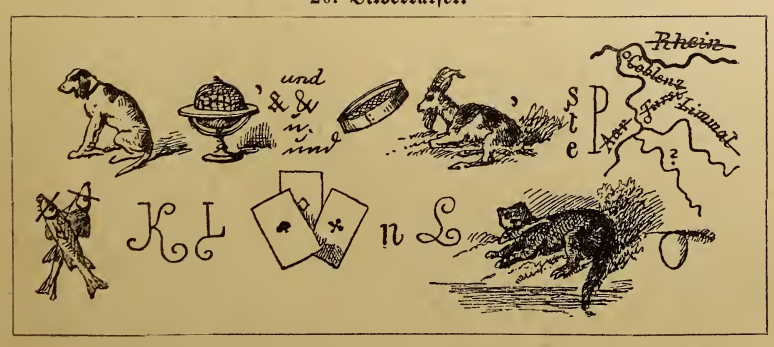


Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

19. Pfingst-Rösselsprung.

			der	der	fri	gen			
			er	her	blu	dig			
			der	schet	re	hold			
gen	zur	gen	des	men	nie	sa	gnä	e	flor
wie	vom	sti	wie	misch	von	ju	ger	te	schlag
dur	flur	per	re	tert	bal	so	wie	wie	li
let	au	dam	te	ners	durch	zit	belt	schem	ström
			und	pfet	har	tri			
			e	düf	ge	gar			
			vom	ten	lek	mo			
			ge	ge	de	li			
			schen	himm	nisch	ber			
			ben	mi	schen	be			
		wie	se	rau	die	schet	wal		
	gen	so	durch	ha	len	tert	tal	der	
lüf	ge		tag	auf	sich	wie		tur	ge
rings	früh	te	sten	blau	am	krys	wit	le	vö
rok	ten	chor	schon	tig	pfing	nes	na	es	wie
rer	um	rei	fei	mun	er	der	lich	ge	te
nig	Wie	te	die	ge	er	lein	quick	glänzt	hat

20. Bilderrätsel.



21. Dechiffrieraufgabe.

Tögxy cg xyg Byltyg ueeyg,
Mnlube xyl Izcgamnyg, Aycmn xym Byllg!
Mnyca yfihl cg Nyfiyebueeyg
Uem xyl Qublbycn Fhlayg mnylg;
Xumm phl xycgyf Ecwbn pylmwbqcgxy,
Qum pylxogdyegx mcwb xolwbqybn,
Xumm cg xcl mcwb gyo pylvcgxy,
Qum mcwb zycgxecwb zylgy mnybn!
Uxu Ecgxyg.

22. Buchstabenrätsel.

Was — hart — fliegt,
Schwimmt und lügt,
Gibt köstlichen Braten.
Weich — machst du's dem Rätsel,
Wenn du es erraten. R. F.

24. Rätsel.

Wir zählen's mit Luther zum täglichen Brote;
Oft ist's auch der wechselnden Witterung Bote;
Es huldigt der Schönheit, dem Reichtum, der Macht,
So wie es seit alters ist hergebracht.

Ob glatt auch der Boden und eisig die Lüfte,
Ob breit auch und tief sind die trennenden Klüfte:
Ist's dennoch der heißesten Wünsche Ziel,
Ein Tummelplatz für der Intrigue Spiel.

Gar manche dort straucheln und kommen zu Falle,
Doch sind es auch viele, so sind's doch nicht alle,
Denn fest ist der Boden und sicher der Stand
Im Städtlein dort unten im Frankenland.
Pf. F.

25. Zweisilbige Scharade.

Die Erste stieg einst aus dem hohen Saale
Der ew'gen Götter nieder auf die Welt,
Daß neugestaltend sie zum Ideale
Umforme, was der Jahre Lauf entstellt;
Die goldne Zeit, die längst schon ruht im Grabe,
Erweckt sie neu mit ihrem Zauberstabe.

Die Zweite hat voll Huld ein Gott gespendet,
Damit den Geist, wenn uns das Schicksal schlug,
Zur lichten Höhe, wo das Leiden endet,
Empor sie trage im Begeist'rungsflug.
Wer treu der Ersten dient, dem leiht sie Schwingen
Und gibt ihm Mut, das Höchste zu vollbringen.

Verbinden sich zu einem Wort die Beiden,
So ist's ein trügerischer Scheingenuß;
Wer ihn ersann, verdient die Qual zu leiden,
Mit der einst Zeus bestraft den Tantalus:
Indem wir andern uns am Zweiten laben,
Soll er allein stets nur das Ganze haben.

26. Buchstabenversetzung.

Welche Stelle aus einem Gedichte von Uhland kann man durch Umstellen der Buchstaben erhalten, aus denen die Wörter „des," „Spree," „Newa," „Dunst," „Gift," „Reff," „Rad" bestehen?

27. Ergänzungsrätsel.

N . . — . f . n . t — . e . t — . i . — . f . . t . n
. e . — . e . r — . m — . i . . e . s . e . t —
. . n — w . . e t — . . l . r — . r . . n —
S . . n — . d . . — . u . . h — . . e — . . l . —
. u . — b . i . . t — . u — . n . . r . — . ü . . e .
H . . a . . — . e . — . l . u . — . e . —
. . d — . r . h . . n . s . o . e . — g . ü . . . n —
. . r . b — . u s — . i . h . e . — H . . =

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in II. Band, Heft 2.

1. Zweisilbige Scharade.

Ölbaum — Baumöl.

2. Dechiffrieraufgabe.

(Schlüssel: In der Aufgabe steht a für x, b für y, c für z, d für a rc.)

Neuer Frühling ist gekommen,
Neues Laub und Sonnenschein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge saugt ihn ein;
Und das ist ein Blüh'n und Sprießen,
Waldesduften, Quellenfließen,
Und die Brust wird wieder weit,
Frühling, Frühling, goldne Zeit!
Otto Roquette.

3. Rätselfrage.

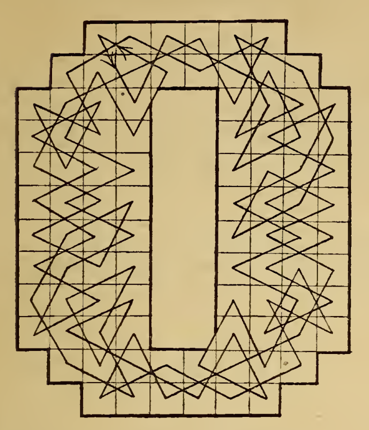
Aus den vier Wörtern „Rigi," „Auge," „Daus," „Mut" erhält man durch Umstellung der Buchstaben: Gaudeamus igitur.

4. Kreuzrätsel.

			D	O	S			
			E	S	I			
			F	T	E			
D	E	F	R	E	G	G	E	R
O	S	T	E	R	F	E	S	T
S	I	E	G	F	R	I	E	D
			G	E	I			
			E	S	E			
			R	T	D			

5. Rätsel. Ischia — Ischias.

6. Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Wald und Strom in Silberduft,
Glockenklang in sonn'ger Luft;
Durch die Lande frisches Wehen;
Quellensingen, Auferstehen! —
Über Trümmern, Todesgrüften
Froh' Erwachen, erstes Düften!
Erstes Grün in Feld und Au —
Lerchenjauchzen hoch im Blau.

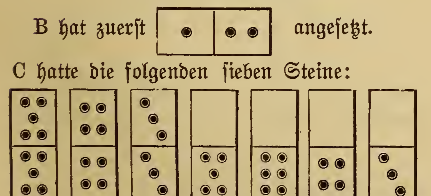
Aus der Stadt im Morgenschleier
Strömt's und wogt's zur Frühlingsfeier:
Neu die Erde, neu das Herz —
Kinderjubel allerwärts!

Julius Lohmeyer.

7. Dominoaufgabe.

B hat zuerst [1|2] angesetzt.

C hatte die folgenden sieben Steine:



8. Arithmetische Aufgabe.

Am 1. Juli 18° und am 10. Juli $22\frac{1}{2}$°.

9. Bilderrätsel.

Statistische Tabellen.

10. Dreisilbige Scharade. Handarbeit.

11. Homonym. Ausfall.

12. Dreisilbige Scharade. Kaiserstuhl.

13. Rätsel. Zobel.

14. Arithmetische Aufgabe.

A gewinnt; denn B hat im ganzen 28 560 Schritt, also 4560 Schritt (über $^3/_8$ Meile) mehr als A zu machen, das 240malige Bücken nicht gerechnet.

15. Schachaufgabe.

1. Db7—b1 Es droht nun Matt durch Db1—f5†	1. Ke6—d7
2. Db1—b5†	2. Kd7—c7: oder —e6
3. Db5—b7 oder f5‡	

A.

1. . . .	1. Ke6—f7
2. Db1—f5†	2. Kf7—e8: oder Le7—f6
3. Df5—b5 oder h5‡	

B.

1. . . .	1. Ke6—d5
2. Db1—b5†	2. Beliebig
3. D‡	

C.

1. . . .	1. Sf5 beliebig
2. Db1—e4†	2. Ke6—d7
3. Te8—e7‡	

16. Arithmetische Aufgabe.

$98^{17}/_{21}$ kg Lindenholz, $21^{4}/_{21}$ kg Kupfer.

17. Aufgabe.

Aller Anfang ist schwer.
Gedanken sind zollfrei.
Stille Wasser sind tief.
Undank ist der Welt Lohn.

18. Zweisilbige Scharade. Stichwahl.

Auflösungen der Preisaufgaben in II. Bd. Heft 2.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe.

Laue Frühlingslüfte wehen,
Und in wunderbarer Pracht
Duftend rings die Bäume stehen,
Wieder neu vom Schlaf' erwacht.

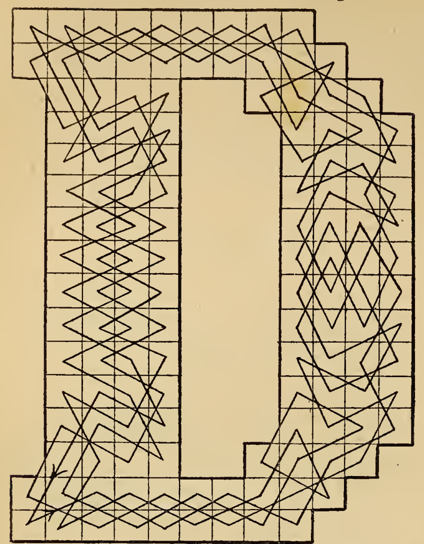
Jung ersproßte Blumen schmücken,
Gelb und weiß und lieblich blau,
Uns're Augen zu entzücken,
Heut die frisch ergrünte Au.

Lieblich grüßen tausend Lieder
Aus der frohen Vögel Schar;
Nun beglückt der Lenz uns wieder,
Der so lang uns ferne war!

„Ludwig Uhland."

Die Prämie von 20 Mark erhielt: Frau Marta Knispel in Schwerin.

Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Wir versuchen nur immer mehr das Glück,
Je mehr ein Anderer Schaden nimmt;
Wir meinen, es sei der Gewinn noch zurück,
Und der sei natürlich für uns bestimmt.
Fr. Rückert.

Die Prämie von 20 Mark erhielt: Herr J. Hillger in Odenkirchen.

Preisaufgabe.

Zweisilbige Scharade.

Die Erste ist ein Plagegeist,
Der niemals Gutes uns verkündet,
Der oft als Lügner sich erweist,
Sich oft auf schlimme Wahrheit gründet.

Süß ist fürwahr der Zweiten Frucht,
Die meist nur mäßig wird genossen;
Manch Übel schlug sie in die Flucht,
Wenn man sie duldet unverdrossen.

Wo es an Rat und Mut gebricht,
Pflegt wohl das Ganze zu erscheinen,
Drum kann's mit Siegeszuversicht
Und Heldenmut sich nicht vereinen.

Preisaufgabe.

Citatenrätsel.

Ein geflügeltes Wort besteht aus acht Silben, welche der Reihe nach in den folgenden acht Citaten enthalten sind, also die erste Silbe in 1, die zweite in 2 u. s. f.

1.

Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor.

2.

Sei unverzagt
Bald der Morgen tagt.

3.

Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

4.

Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

5.

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

6.

Aus der Wolke
Ohne Wahl
Zuckt der Strahl.

7.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart, Schütze, so will ich schweigen.

8.

Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.

Welches geflügelte Wort ist gemeint?

Für die Lösung jeder dieser beiden Aufgaben setzt die Redaktion einen Preis von je 20 M. aus. Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los über den Preis. Auflösung und Preisverteilung im nächsten Hefte.

Zur Prämiierung werden nur solche Lösungen zugelassen, die auf der Adresse den Vermerk „Spielecke“ tragen.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



König August der Starke als Jüngling.
Marmorbüste von Guill. Coustou in der kgl. Antikensammlung
zu Dresden.



König August der Starke in älteren Jahren.
Marmorbüste von P. Coudray in der kgl. Antikensammlung zu Dresden.



Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87. II. Band. Heft 4, Juni 1887.



Abb. 2. Medaillonbildnis Augusts, auf einer Denkmünze im Königl. Münzkabinett zu Dresden.

Abb. 1. Reiterstandbild August des Starken auf dem Markte zu Dresden-Neustadt.

August der Starke und Dresden.

Von
Richard Steche.

Mit nach der Natur gezeichneten Abbildungen.

Bald nach dem Antritte seiner Regierung verlangte der jugendliche Fürst eine genaue Angabe der in seiner Residenzstadt Dresden noch befindlichen hölzernen Häuser; er beschloß, die Stadt seiner Ahnen zu erweitern, reich mit Bauten zu schmücken, sie zu einer fürstlichen Stätte der Künste und Wissenschaften umzuwandeln. Indem er seinen Entschluß mit rastloser Liebe durchführte, hat

August II Dresden seinen eigensten Stempel aufgedrückt, sein Wesen untrennbar mit Dresden verbunden. Die Natur hatte den Fürsten an Körper und Geist reich ausgestattet; viele erstaunliche Beispiele sind uns über seine außergewöhnliche Körperkraft überliefert, wesentlich diese machte den Fürsten volkstümlich, ihrer bemächtigte sich die Mythe. Über seine jugendliche Erscheinung belehrt uns die Marmorbüste des französischen Meisters Coustou, sie zeigt den Fürsten-Jüngling majestätisch voll ungestümer Naturkraft, mit geschlitzten, mandelförmigen Augen, überwölbt von mächtigen Augenbrauen, lebhaft schwellenden Lippen, hoher Stirn und wallendem, dichtem Haupthaar. Voll idealer Hoheit, berauschender Jugendfrische zeigt den Fürsten das Wiedemann zugeschriebene Reitermodell, welches August in der Tracht seiner Zeit darstellt. Die feurige Männlichkeit des Fürsten zeigen die Marmorbilder von François und Pierre Coudray, die Gemälde von Rigaud, Sylvestre u. a., gebieterisch, fürstlich schön, unwiderstehlich für Männer und Frauen. Die Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrich des Großen, welche den Fürsten im Jahre 1728 sah, sagt von ihm: „Il avait le port et la physiognomie majestueuse, un air affable et poli accompagnait toutes ses actions.“ (Seine Haltung und seine Physiognomie waren majestätisch; eine wohlwollende und höfliche Miene begleitete jede seiner Handlungen.) Mit diesen persönlichen Vorzügen verband der Fürst glänzende, durch sorgfältige Erziehung ausgebildete geistige Anlagen. In seinen Niederschriften zeigt sich Sicherheit der Beobachtung und Auffassung, geschätzt wurden seine militärischen Kenntnisse. Seine eingehende Beschäftigung mit militärischen, vorwiegend artilleristischen Arbeiten beweist eine reiche Anzahl eigenhändiger Zeichnungen, seine künstlerische Neigung solche von Schloßanlagen, „Chevalerien“, Grotten und dergleichen. Der Fürst führte auch zu Pferd den Zeichenstift sicher, wie er das Schwert und den Thyrsosstab zu schwingen verstand. Hierzu trat die phantastische Künstlernatur des Fürsten und sein Bedürfnis fortwährenden Genusses. Eine ganze volle, tiefursprüngliche Persönlichkeit großen Gepräges, überstrahlte August alle Fürsten seiner Zeit.

„Eine geheime Kraft ging aus seiner Seele heraus, welcher die Herzen und Augen aller anderen Menschen an sich zog“, urteilt ein Zeitgenosse.

Unerwartet, 24 Jahre alt, bestieg August den Thron seiner Väter. Kursachsen war trotz der vorangegangenen Kriege und anderer Schwächungen der mächtigste deutsche protestantische Staat. Einer derartigen Persönlichkeit unter derartigen Verhältnissen, im Vollgefühle ungestümer Jugendkraft und des Wollens, getragen von künstlerisch repräsentativen Absichten, über fast unbeschränkte Mittel verfügend, ihr war der überkommene Hofhalt zu eng, zu dürftig, zu altväterisch, sie verlangte eine geräumigere Bühne, glänzendere Kulissen für das Prachtstück seines Lebens.

In schneller Folge versammelte August eine reiche Reihe glänzender Kräfte, seinen künstlerischen Neigungen und Prachtäußerungen zu dienen. Alles, was den Fürsten umgab, sollte fürstlich und schön sein. Bekannt ist die Pracht und kunstreiche Ausstattung seiner Gewänder, seiner Waffen, alles dessen, was mit seiner Person in Verbindung stand. So entstanden die phantastischen Werke des kunstreichen Goldschmiedes Dinglinger und seines Bruders, des Schmelzkünstlers, die unvergleichlichen Juwelenarbeiten und Nippes, die Diamantensammlung des selbst als gewiegter Edelsteinkenner geschätzten Fürsten, seine Diamanten-, Türkis-, Karneol- und Schildpattgarnituren, bei welchen kunstreichste, geschmackvollste Fassung wetteifert mit der Pracht und dem Werte der Steine und Stoffe. So entwickelte sich der unvergleichliche Schatz des „Grünen Gewölbes“ zu Dresden an Juwelen, Edelmetall, Kristall, Elfenbein ꝛc., dessen eigentlicher inspirierender Schöpfer der Fürst selbst war, er selbst leitete und überwachte die Einrichtungen, und seine Leutseligkeit machte — ein seltener Fall für jene Zeit — die Schätze auch dem weiteren Publikum zugänglich.

Kunstreich war die Ausstattung seiner Gemächer und Festräume. Für die Anfertigung von Prunkgefäßen und Tafelgeschirr gab der Fürst teilweise eigenhändige Skizzen als Unterlage für den Wettbewerb, zu welchem er die verschiedenen Künstler mit dem Wunsche aufforderte, jeder möge arbeiten „suivant son génie.“ Als Rat in allen künstlerischen Angelegenheiten stand dem Fürsten der Baron Leplat zur Seite; dieser



Abb. 3. Entwurf von Alessandro Mauro für eines der Prachtschiffe, wie sie August der Starke bei den Festlichkeiten auf den Moritzburger Teichen und auf der Elbe benutzte.

hatte die Aufgabe, ihn auf dem Laufenden zu erhalten, was im Haag, zu Amsterdam, Paris, Mailand, Wien sich auf dem Gebiete der Künste und Gewerbe zutrug; seine Beobachter waren an allen Orten. Er entschied und schuf stets durchaus selbständig, er ahmte nicht nach und strebte im eigenen Lande das Kunstgewerbe zu heben durch Anlagen von Gobelins-, Seiden-, Posamenten-, Spiegel- und anderen Manufakturen, welche in der des Meißner Porzellans gipfelten. Hinzu trat der von seinem Ahnen, Kurfürst August, ererbte Sammelsinn, aber in großartigerem, weiterem Sinne. So entstanden die Sammlung der fremden Porzellane und Münzen, die naturgeschichtlichen Sammlungen, die Erweiterung der Bibliothek. Kostbare und kunstreiche Werke jeder Art sammelten sich um den Fürsten, schier unerschöpflich schienen seine Kassen.

Diese vielseitigen Thätigkeiten treten aber erst in das rechte Licht in Verbindung mit den Festen des Fürsten; diese entsprangen seiner künstlerischen Phantasie, seinem Drange nach Genuß, seiner Liebe verlangenden Ritterlichkeit. Die Feste des Fürsten bildeten das Tageswort, er selbst war deren selbständiger unnachahmlicher Erfinder und Leiter, sie gipfelten in seiner Person als erstem Festspieler, sie erhielten durch die Individualität des Fürsten, welche sich stets mit der beabsichtigten Wirkung deckte, nahezu den Wert von Kunstwerken; die Verherrlichung der persönlichen Liebe im galanten Sinne, im Sinne der Zeit war mit ihnen eng verflochten. Der Fürst entwarf nicht allein die Pläne, sondern er führte diese auch bis in die kleinsten Einzelheiten persönlich durch, er gab die Figurinen mit eigenem Stifte an, bestimmte Formen und Farben.

Alessandro Mauro, aus Venedig berufen, schuf hierbei in erster Linie die szenischen Unterlagen, Maschinen und Dekorationen, ein großer Reichtum seiner prächtigen Zeichnungen ist uns erhalten (Abb. 3). Die Feste des Königs zu Moritzburg, im Dresdener Zwingerhofe, die Planeten- und Saturnfeste sind es, welche seinen Namen weltberühmt gemacht. Voll dieser Feststimmung zeigt uns den Fürsten Dinglingers Schmelzbild im Grünen Gewölbe: freudig erregt, einem Halbgott gleich, im idealen Zwinger-Waffenschmuck, umwallt vom Pantherfell und Straußenfedern (Abb. 4). Die Welt war dem Fürsten ein ununterbrochenes Fest. Ein fremder Edelmann schreibt gelegentlich des Dresdener Karnevals, welchem er im Jahre 1714 beiwohnte: „Puisque, quoique présent aux differens spectacles qui ont paru par ses ordres, à peine les ai-je pu comprendre, tant ils se sont présentés avec rapidité, et tant il y a de différence du moindre de ces Cadeaux, à ceux que les autres souverains de l'Allemagne font éclater. — — Il est vrai que l'amour est presque toujours le maître de



Abb. 4. Dinglingers Emailbildnis August des Starken (natürliche Größe) im Grünen Gewölbe zu Dresden.

Herzen einnehmen kann, dabei verwendet.) Diese sorglose, fröhliche Pracht beherrscht das gesamte Leben des Fürsten in glücklicher, uns unfaßbarer Selbsttäuschung trotz politischer fortwährender Unwetter und Mißerfolge. Bezeichnend sind die Strophen des Festgedichtes, mit welchem am 3. Mai 1728 Rektor und Senat der Universität Leipzig den aus Polen zurückkehrenden König empfing:

Doch Sachsen hört vor Freuden nicht,
Was hier und da vor Donner knallen,
Sein aufgeräumtes Angesicht
Entdeckt nur Lust und Wohlgefallen.

Noch wenige Jahre vor seinem Tode (gest. 1733) veranstaltete August im Jahre 1730 das großartigste Fest, welches wohl jemals Europa gesehen, das Campement bei „Radewitz“ oder wie das Volk es nannte, das Zeithainer Lustlager. Wenngleich durchaus militärischen Charakters und gewiß politischen Gründen entstammend, zeigte dieses vom 31. Mai bis 27. Juni dauernde Fest doch wiederum und zugleich zum letztenmal die ganze berauschende Eigenart des Fürsten an Erfindung, Kunstsinn und verschwenderischer Pracht. Kein Geringerer als Pöppelmann, der Erbauer des Dresdener Zwingers, führte hierbei die kolossalen Pläne in baulicher Beziehung aus.

Cérémonie des plaisirs du Roi de Pologne. Le Dieu les occassionnant les dirige, et comme ils ne sont imaginés et executés que pour plaire, on ne doit pas trouver extraordinaire qu'il employe le magnifique, le merveilleux, l'étonnant et tout ce qui peut flater, et prévenir les coeurs.“ (Denn, obgleich bei den verschiedenen Schauspielen, welche auf seinen Befehl zur Aufführung kamen, zugegen, habe ich sie kaum verstehen können, so schnell kamen sie zur Erscheinung, und so groß war der Unterschied zwischen dem geringsten dieser Feste und denjenigen, welche die anderen deutschen Fürsten veranstalteten. — — Es ist wahr, daß die Liebe fast immer der Zeremonieenmeister bei den Lustbarkeiten des Königs von Polen ist. Der Gott, welcher sie ins Leben ruft, leitet sie auch, und da sie nur ausgedacht und ausgeführt werden, um zu gefallen, darf man es nicht auffällig finden, daß er das Prachtvolle, das Wunderbare, das Überraschende und alles, was schmeicheln und die

Doch all das Skizzierte ist immerhin mehr oder weniger äußerlich gegenüber dem, was August auf dem Gebiete der hohen Künste geschaffen hat, mit welchen ihm eine tiefere innerliche Liebe verband. Selbst Kenner der Malerei, gründet er im Jahre 1697 die Malerakademie zu Dresden unter der Leitung von Fehling, er beruft Sylvestre, Schüler von Charles le Brun, als Hofmaler, er legt den Grund zur Dresdener Antikensammlung und den Sammlungen der Kupferstiche und Handzeichnungen, und unterstützt Künstler und künstlerische Unternehmungen

jeder Gattung in der vornehmsten Weise. Viele noch vorhandene, ihm gewidmete Werke der Kunst und Wissenschaft legen hierfür glänzendes Zeugnis ab.

Bildete der Fürst den gesuchten und fördernden Mittelpunkt für alle mit Kunst und Wissenschaft verknüpften Interessen, so gipfeln seine Thätigkeit und schöpferischer Sinn auf dem Gebiete der Baukunst, diese zu fördern bildete einen wesentlichen Teil seines Lebensberufes, die bauliche Thätigkeit hatte für ihn den Wert von Staatshandlungen. Über die Bedeutung dieses Zweiges künstlerischer Thätigkeit geben uns die Briefschaften des Fürsten, andere seiner Niederschriften, die Entwürfe und die Bauten selbst eine das Wirken des Fürsten ebenso ergänzende wie ihn adelnde Auskunft. Reiches, doch sehr zerstreutes Material ist vorhanden und wächst durch die noch nicht abgeschlossene Forschung.

Die bauliche Thätigkeit bildet den würdigen Hintergrund der prächtigen Lebensführung des ruhelosen, meteorartigen Fürsten; sie erreicht ihre reichste Entfaltung in seiner vaterländischen Hauptstadt Dresden.

Um die Tragweite der bauschöpferischen Thätigkeit des Fürsten in Dresden schätzen zu können, muß man den Blick auf das werfen, was derselbe vorfand.

Mehr als andere deutsche Länder hatte Sachsen während des großen deutschen Krieges gelitten, langsamer erhob es sich wieder. Seit der letzten Kunstblüte am Schlusse des XVI. Jahrhunderts hatte sich der bauliche Charakter Dresdens wenig verändert, kein einziges bedeutenderes Bauwerk war bis in die Mitte der siebziger Jahre des XVII. Jahrhunderts in der Stadt entstanden, welche ein schwerer Festungsgürtel umfing, der bürgerliche Bau hatte sich nicht wie in anderen deutschen Residenzen glänzender ausbilden können, die Baukunst hatte hier fast hundert Jahre geruht. Der Umschwung vollzog sich mit der Anlage des „Großen Garten“ vor der Stadt und des in demselben gelegenen kleinen Palastes unter den Kurfürsten Johann Georg II und III während der Jahre 1676—1680. Dieses im italienischen Villenstil unter französischen Einflüssen errichtete fröhlich-prächtige Bauwerk steht hart an der Schwelle der neuen Zeit, es kündet gewissermaßen die beginnende bauschöpferische Thätigkeit Augusts mit schmetternder Fanfare an und bildete in Verbindung mit der Gartenanlage das einzige geeignete, wenn auch räumlich nicht genügende Podium für die Prachtentfaltungen des Fürsten. Dieser beginnt deshalb sofort mit nicht ausgeführten Erweiterungsplänen, Vergrößerung und Durchbildung der Gartenanlagen im Stile des le Nôtre und Bereicherung derselben mit Meisterwerken der gleichzeitigen deutschen, italienischen und französischen Bildhauerkunst. Immerhin schloß der beschränkte Rahmen der Anlage Feste des großen Maßstabes, in welchem der Fürst zu wirken beabsichtigte, aus. Er wünschte und gebrauchte eine größere Bühne, welche alles vereinigen sollte, was in Beziehung auf prächtige Repräsentation von seiner Person ausging.

Diesen Wunsch zur That zu gestalten, verbanden sich äußere Anregungen verschiedener Art.

Im Jahre 1698 besteigt der Kurfürst als König August II den Thron der polnischen Adelsrepublik, verbindet mit dem Kurhute den trügerischen Glanz der phantastischen polnischen Königskrone und erreicht hierdurch die trügerische Macht- und Gebietserweiterung des Hauses Sachsen. — Im Jahre 1699 entsteht durch Schlüter der gewaltige Schloßbau zu Berlin, welcher Augusts schon gefaßten Plan, in seiner Residenz ein neues Schloß zu errichten, wesentlich förderte. Längst hatte dem Prachtsinn des Fürsten das altväterische Schloß seiner Ahnen nicht mehr genügt, und gewiß fühlte er sich in dem alten ehrwürdigen Baue des öfteren fast unheimlich, in welchem die Überlieferungen seiner Väter ihm täglich entgegentraten, mit welchen er durch seine Glaubensveränderung gebrochen hatte. Im Jahre 1701 verzehrte das Feuer einen Teil des Dresdener Schlosses, seine Glut fachte zugleich den Wunsch des Fürsten, ein neues Schloß zu errichten, zur vollen Flamme des Beschlusses.

Der Planung eines derartigen Neubaues kam die Umgebung des Schlosses entgegen, westlich von demselben dehnte sich bis zu den Festungswerken Lynars eine ungeordnete, zum Teil leere Fläche aus, einen Teil derselben nahm der alte, schon unter Herzog Georg dem Bärtigen vorhandene kurfürstliche Z w i n g e r g a r t e n ein, einen weiteren das von v. Klengel errichtete Reit- und Schießhaus mit zugehörigen Anlagen. Hier in Verbindung mit dem alten Schlosse war der Baugrund für einen neuen Palast vorgebildet. Schon vor

Erbauung des jetzigen Zwingerhofes benutzte der König diesen Platz gern für Kampfjagen, Damenringelrennen und andere Vergnügungen. Es war indessen nicht allein die Absicht, ein neues Schloß mit den üblichen Prachthöfen nach französischer Sitte zu errichten, mit diesem sollten vielmehr Räume und Hallen für Kunstsammlungen, Garten- und Lustwasser-Anlagen und ein Tummelplatz für ritterliche und galante Spiele vereinigt werden. Die Planungen beginnen nachweisbar im Jahre 1701. Die ersten, von untergeordneten Künstlern gefertigten, noch erhaltenen, nüchternen Entwürfe konnten dem außerordentlichen Wesen des Königs durchaus nicht genügen, wenngleich dieselben schon das bestehende Schloß als abgetragen mit in den Rahmen der neuen Anlage zogen. Bei der Lösung der großartigen Aufgabe bildete stets die Frage den Angelpunkt, ob das bestehende Schloßgebäude beizubehalten, beziehentlich umzuändern oder völlig zu beseitigen sei. Die früher mit den kurfürstlichen Bauten betrauten Baukünstler, wie v. Klengel und Starke waren verstorben oder alterten wie Karger. Die Erfüllung der Pläne des Fürsten verlangten gesunde Kräfte, geübt und vertraut mit dem Hofstil Ludwigs XIV, dessen Prachtbauten der König auf seiner Kavaliertour durch Frankreich 1687—1688 kennen und lieben gelernt hatte.

Unter den damaligen Landbaubeamten befand sich der Kondukteur Mathäus Daniel Pöppelmann (1662—1736), welcher noch im Jahre 1700 bei, ihm gewiß wenig zusagenden, Elb- und Muldenstrom-Regulierungen zu Torgau, Wittenberg und Eilenburg beschäftigt war. Wir haben keine Kunde, auf welche Weise der damals in voller Manneskblüte stehende Künstler zu den Schloßplänen gezogen wurde, gewiß ist, daß die um 1702—1703 entstandenen bezüglichen Pläne Kopf und Hand desselben zeigen und daß ihm die hauptsächlichste Bearbeitung anvertraut war. In schneller Folge läßt der König den Künstler zu vollster Geltung kommen, er benutzt ihn für den Bau des jetzigen Taschenberg- oder Prinzenpalais, als erster Architekt des Königs errichtet er Paläste für diesen und die Großen des Hofes wie den Bürgerstand. Zum Oberlandbaumeister ernannt, unterstanden ihm die königlichen Bauten zu Dresden, Übigau und Moritzburg, Pretzsch, Elsterwerda 2c., dies schloß seine Beteiligung an den Arbeiten für die Feste Königstein, die Schlösser Sedlitz und Pillnitz nicht aus. Pöppelmann hatte Sitz und Stimme in dem Oberbauamts-Kollegium, welches der König sorgfältig durchgebildet und in welchem er gelegentlich selbst den Vorsitz führte. Keiner der verschiedenen Hofarchitekten hatte die alleinige, ganz selbständige Durchführung des ihm übertragenen Baues, es wurde vielmehr jeder Plan gemeinschaftlich von allen Künstlern beurteilt; gerade diese königliche Anordnung beweist, wie sorgsam der Fürst bestrebt war, allen seinen vielseitigen Bauunternehmungen die möglichste Vollendung zu verleihen. Es ist eine Reihe von Zwingerplänen vorhanden, welche sämtliche Oberlandbaumeister unterzeichnet haben. Wie hoch Pöppelmann von seinem Fürsten geschätzt war, beweist, daß dieser dem bürgerlichen Künstler die Würde eines Geheimen Kämmeriers verlieh; sie war geeignet, den Verkehr des Künstlers mit dem Fürsten wohl bedeutend zu erleichtern. Pöppelmann war die geborene Kraft für die phantastischen Baupläne des Fürsten, dies beweisen seine erhaltenen Pläne für Arenen, Theater, Gartenlustbauten 2c. Hoch gingen die Planwogen des Königs, dies zeigen die Hilfsmittel, welche aus den betreffenden Plansammlungen, den Arbeitsstätten der Künstler uns überkommen sind, Kupferwerke über die Bauten des Palladio zu Vicenza, über die Schlösser Escurial, Versailles u. a.

Die erhaltenen Pläne Pöppelmanns (Abb. 6) und andere mit ihm mittelbar zusammenhängende Bearbeitungen des neuen Schloßbaues ergeben, daß alle fast denkbaren Lösungen erwogen wurden und daß die Planungen sich nicht allein nach dem Zwingergarten zu erstreckten, sondern auch die angrenzenden Straßen östlich und südlich des alten Schlosses in das Bereich des Gesamtplanes gezogen wurden. Und daß noch im Jahre 1711 der König beabsichtigte, einen der großartigsten Pläne zu verwirklichen, beweist die Thatsache, daß in diesem Jahre das Modell natürlicher Größe für die Ehrenpforte des zu errichtenden neuen Schlosses aufgestellt wurde. Bemerkenswert bleibt für die Künstlerschaft Pöppelmanns, daß auf allen Planungen der jetzige Zwingerhof sich in den Umfassungen und der Architektur verzeichnet findet, wie er im wesentlichen ausgeführt ist. Desgleichen

Abb. 5. Vom westlichen Teile des Zwingerhofes.

PÖPPELMANN'S SCHLOSSPROJEKT. DRESDEN.

Abb. 6. Eines der Pöppelmannschen Schloßprojekte.

Abb. 7. Panfigur aus dem Zwingerhofe.

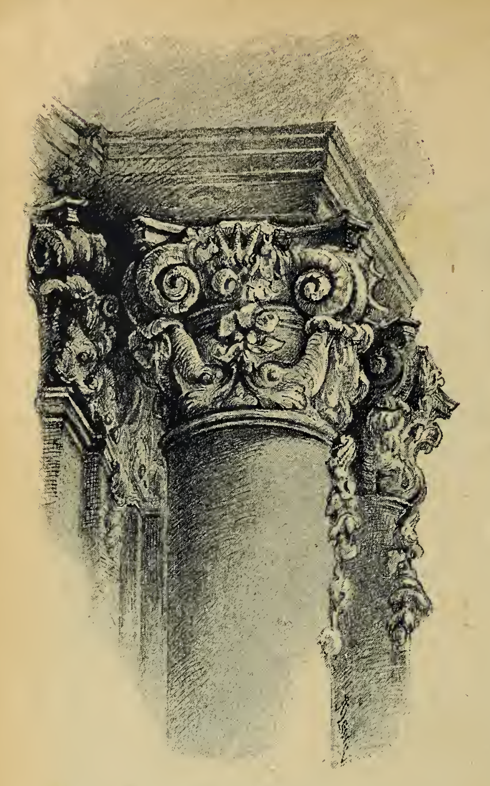


Abb. 8. Säulenkapitäl aus dem westlichen Mittelbau des Zwingers.

zeigen sämtliche Pläne die Bebauung des Platzes nördlich bis an das Elbufer. Die bis jetzt an das Tageslicht gezogenen Pläne, etwa dreißig an der Zahl, ergeben die mannigfaltigste Ausnutzung des Platzes, und die auf denselben befindlichen eigenhändigen Umänderungen und Beischriften des königlichen Bauherrn zeigen dessen sorgfältiges Durchdenken des Gesamtplanes und Zaudern der Billigung eines bestimmten Planes, er glaubte stets, die Schönheit und das Großartige der Anlage noch steigern zu können.

Der endliche Entschluß der Ausführung nach zehnjährigen Vorarbeiten wurde durch den vom König im Jahre 1709 erfochtenen Scheinsieg über Karl XII von Schweden gezeitigt und durch die Annahme der Würde des Reichsverwesers von seiten des Königs im Jahre 1711; in letzteres Jahr fällt der Beginn des Baues des jetzigen Zwingerhofes, die weiteren Arbeiten wurden im Jahre 1722 eingestellt, sehr bedeutende Summen waren verschlungen, hinzutraten noch die Kosten für die begonnenen Arbeiten am Japanischen Palais, Schloß Hubertusburg, Moritzburg, die Gartenanlagen zu Sedlitz, ungerechnet die reichen Warschauer Bauten durch Pöppelmann. Gewiß entschloß sich der König nur schwer, den Zwingerbau einzustellen; um dem Werke einen, wenn auch nur scheinbaren Abschluß zu geben, wurde die Nordseite vorübergehend durch eine gemalte Bretterdekoration geschlossen. Erst Sempers monumentaler Museumbau schuf die Versöhnung.

Pöppelmann hat uns ein Kupferwerk hinterlassen, welches die ausgeführten Teile seines Baues behandelt und zeigt, daß der Künstler, nach allmählicher Vereinfachung der Anlage, diese nördlich durch Hallen schließen wollte, welche bis zur Elbe führen sollten, ein gloriettenartiger Bau sollte die Hallen am Ende krönen. Eine gleiche Anordnung zeigt die zur Verherrlichung des Zwingerbaues gefertigte Denkmünze. Über den Zweck der anfänglich offiziell als „kurfürstliche Orangerie“ bezeichnete Anlage, welche etwa nur den fünften Teil der Gesamtplanung vertritt, belehrt uns die Vorrede des genannten Kupferwerkes. Römische Anlagen „Thermen, Cirken Palestren, Kolosseen, Gärten der Hesperiden“ sind als Vorbilder aufgeführt, hinzu traten Räume für Erfüllung damaliger fürstlicher Prachtbedürfnisse wie Ritterspiele und dergleichen. In erster Linie aber sollte der Bau der Verherrlichung Kursachsens — im Kupferwerke Saxonia superior bezeichnet — und der Person dessen Herrschers als Königs von Polen dienen und nur als Vorhof die Einleitung zur Pracht des sich anschließend gedachten Palastes bilden.

Der künstlerische Reiz des Dresdener Zwingerhofes liegt in dem Ebenmaß seiner Verhältnisse, der monumentalen Einfachheit des Entwurfes, der Abgeschlossenheit und den perspektivischen Überschneidungen, der westliche, terrassenartige Abschluß mit seinen Baumgruppen bildet die glückliche Verbindung von Kunst mit Natur. Meisterlich schmiegte der Künstler dem vorgefundenen Motiv einer zum Einfahren der Wagen bestimmten Kurvenbahn die Anlage seiner Segmentbauten an, jener „portions de cercle“, welche die französisch-italienische Kunst ausgebildet hatte und dann als Stichworte in die Gartenarchitektur übergehen, um zu „fers à cheval“ vermindert, allmählich zu versiechen. Vier längere und höhere Eckbauten

bilden die Ruhepunkte für die Hallenanlagen, deren Wirkung in den mitteren Pavillonbauten gipfelt, zwischen diesen als Veduten dienenden Bauten lagert die mächtige Bühne für die Feste des Königs, — eine riesige Theaterarchitektur.

Diese Gesamtbehandlung vollendet die Durchführung der einzelnen Teile in sehr bezeichnender Weise, jedem stellte der Künstler seine besondere Wirkungsaufgabe, dem Gesamtzwecke einigend zu dienen, und erhielt demgemäß die entsprechende architektonische Durchbildung.

Der östliche Mittelbau war für den Haupteingang bestimmt, er sollte mit Freitreppen versehen werden und einen thronsaalartigen Empfangsraum erhalten. Der westliche Mittelbau mit seiner unvergleichlichen, perspektivisch wirkungsvollen Treppenanlage (Abb. 5) diente als Vermittler des Zwingerwalles. Der Aufbau dieser Teile ist im reichsten, ausschweifendsten Barockstil abgeschlossen, während in der beweglichen kartenhausartigen Gestaltung der Umfassung der Rokoko vorzuwehen beginnt. Reichster bildnerischer Schmuck umgibt alle Teile (Abb. 8), weite Lambrequinschwünge und Gesimse umziehen mit der Geschmeidigkeit des Porzellans die Flächen, in das Kolossale übersetzte Panhermen decken die Pfeiler. Aus köstlichem Blumen- und Fruchtgewinde blikken fast ideal anmutige Frauenköpfe, den Abschluß bilden lebhaft bewegte Götterfiguren, auf dem First des gebrochenen Daches die des Atlas mit der Weltkugel, nach Westen schaut harmlos die entzückende Figur eines kindlichen Trommelschlägers. Die untere Halle, für Springbrunnen berechnet, erhält ihren feuchten Grottenreiz durch die Behandlung der Flächen nnd der architektonischen Einzelheiten. Schilf und Wasserblumen, Seestern, Muschel und Koralle sind in die Ornamentik leicht verwoben, die Wände rieseln fast im Gestein. Halle und Treppe bilden (Abb. 9) das dekorative Meisterstück des Künstlers neben dem Brunnenaufbau des nahen „Dianabades“ (Abb. 10).

Künstlerisch verwandt den großen Mittelbauten, aber noch gesteigerter ist der kioskartige Südportalbau (Abb. 12, 13 u. 15), gebildet mit kühner Benutzung römischer Triumphbogenmotive, straff emporeilenden Säulenverhältnissen und ausschweifender Ver-

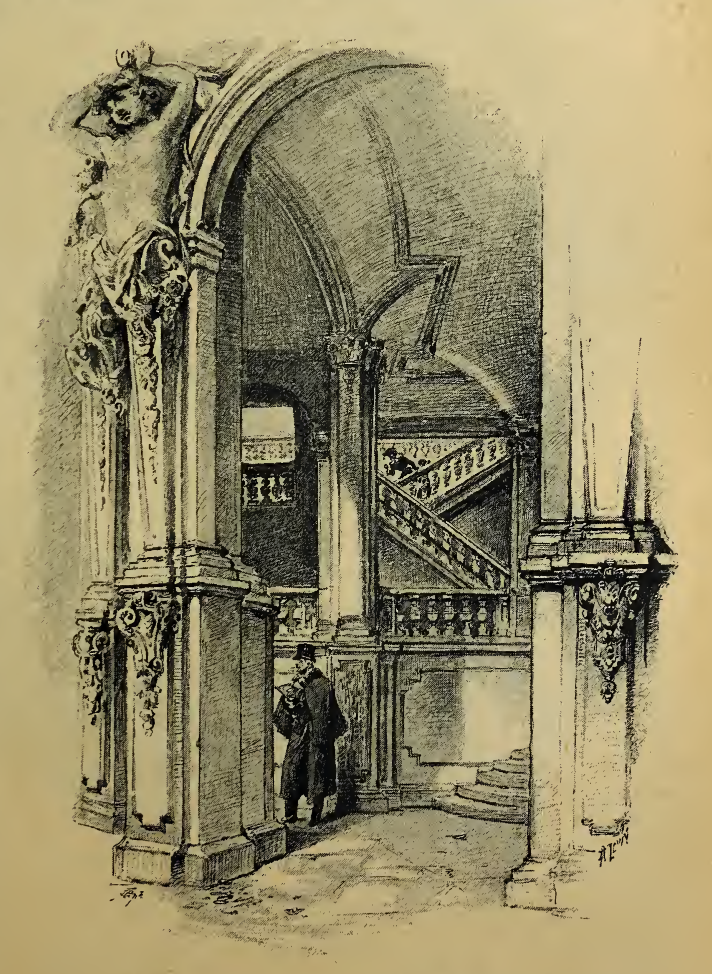


Abb. 9. Einblick in die Halle des westlichen Mittelbaues des Zwingers.



Abb. 10. Das Dianabad im Zwingerhofe.

Dekoration durch Sylvestre, Grono, Fehling, Permoser u. a. im Stile Ludwigs XIV erhalten sollte, welchen der Meister Pöppelmann im Jahre 1715 für diese und ähnliche Zwecke in und um Paris in sich aufnahm. — Die Hallenarchitektur ist sparsam geschmückt, ja die einfachste Gliederung der Rundbogen verschmähte der Künstler; das schöne Motiv selbst genügte ihm, den ganzen Bau einheitlich zusammenzufassen. Nur die inneren Hallenfronten begleiten abwechselnd von natursinnlichen (Abb. 7) Panfiguren und reichen Konsolen getragene Platten, welche zur Aufnahme von Orangenbäumen und Blumenvasen bestimmt waren; wesentlich in dieser Anordnung beruht die reiche, prächtige Wirkung der offen gedachten Hallen. Ein Zeitgenosse sagt im Jahre 1718 über das Werk: „Man kann nicht leicht etwas Schöneres und Prächtigeres sehen als den neuen Zwinger oder Schloßgarten. Dieses Gebäude würde etwas Vollkommenes sein, wenn es nach dem Plan des Königs sollte ausgeführt und demselben



Abb. 11. Die Frauenkirche im vorigen Jahrhundert, nach Canalettos Gemälde in der Dresdener Galerie.

Abb. 12. Südliches Zwingerportal.

gewaltigung statischer Bauglieder. Im oberen Teile unter dem orientalisierenden Abschlusse sollte ursprünglich ein chinesisches Glockenspiel eine Stelle finden, seitlich sollten lebendige Wassertreppen herabrauschen, deren quellendes Wesen in den Springbrunnen der südlichen Hallenfront ausklingen sollte (Abb. 14).

Der Meister hatte nicht fruchtlos im Jahre 1710 die Villa d'Este und ähnliche italienische Gartenarchitekturen besucht.

Viel gebundener sind die Eckbauten behandelt, deren Erdgeschoß sich dem Rhythmus der Hallen unmittelbar anschließt und denselben im Hauptgeschoß wiederholt. Sparsamerer Schmuck begleitet diese vornehmen Architekturen, während ihr Inneres die reichste

der neue Schloßbau sollte mit beigefügt werden, wie ich davon bei dem Oberlandbaumeister Pöppelmann die bewundernswürdigen Risse gesehen habe.“ — Die Zwingerarchitektur, welche ihr volles Leben erst durch die sich innerhalb derselben bewegende glänzende Hofgesellschaft und die fürstlichen Spiele erhielt, hat nichts, wie noch moderne Ästhetiker behauptet, mit dem Rokoko zu thun, sie ist eine vom Künstler geistreich eigenartig verarbeitete Renaissanceschöpfung toskanisch=französischer Richtung, die großartige Durchführung eines unvergleichlichen Gedankens. August hatte in Pöppelmann die entsprechende geistesverwandte Kraft gefunden. Beide deckten sich künstlerisch. Es ist mehr als ein laxes Schmeichelwort, wenn Pöppelmann über die

Abb. 13. Südliche Zwingerfassade.

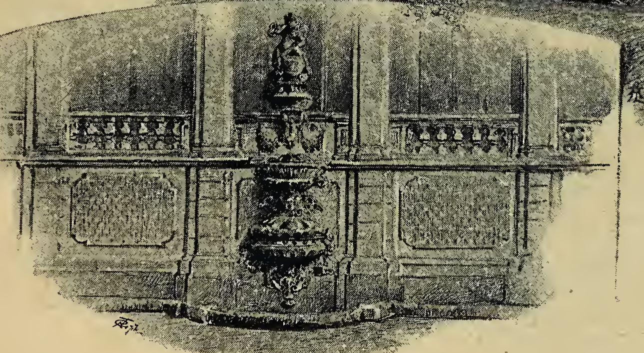


Abb. 14. Einer der Springbrunnen im Zwingerhofe.

königliche Mitwirkung sagt, der Zwingerhof sei „un monument éternel de sa (d. h. des Königs) parfaite connaissance dans les beaux arts“ . . . Das Werk zeigt eine ganz eigene Verbindung von einfacher Würde und ausgelassenstem Taumel, von Pathos und bacchantischem Luftschrei, die Hallen voll feierlicher Menuett=Etikette sind wie plötzlich durchsetzt von den jubelnden, üppigen Pavillons. Dieser Triumph künstlerischer Phantastik ist eine meisterhafte Verkörperung des „car tel est notre plaisir“, er schildert unbewußt den Jugendrausch des Königs in europäisch=asiatischem Sinne.

Ein orientalischer Zug weht durch das Wesen des Königs, der sich in der Stadt einen völlig türkisch ausgestatteten Palast errichtet hatte. Der Zwingerhof zeigt im großen die orientalische Richtung des Königs, welche

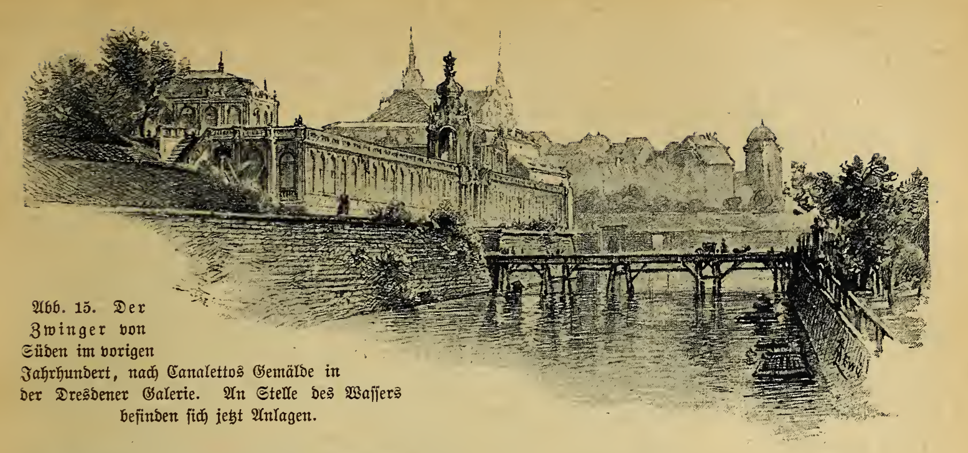


Abb. 15. Der Zwinger von Süden im vorigen Jahrhundert, nach Canalettos Gemälde in der Dresdener Galerie. An Stelle des Wassers befinden sich jetzt Anlagen.

im kleinen die Dinglinger in dem Tafelaufsatz des „Hofhalts zu Delhi" zum prächtigsten künstlerischen Ausdruck brachten. Für dieses bekanntlich im Grünen Gewölbe aufbewahrte Werk zahlte der König nicht weniger als 58485 Thaler.

Schneller als man meinen sollte, änderten sich die Anschauungen und künstlerischen Stimmungen, denen das Werk entsprang. Nach wenigen Jahrzehnten schon konnte es ein Künstler über sich gewinnen, dem Werke die Flügel verschneiden, ihm seine Eigenart nehmen zu wollen zu Gunsten einer Wiederaufnahme des von ihm veränderten Gesamtplanes. Die Vollendung der Anlage geht — einem Vermächtnis gleich — wie ein roter Faden durch das Leben von Augusts Sohne. Alle bedeutenden, Pöppelmann folgenden Dresdener und auswärtige Künstler, wie Chiaveri und Cuvilliés, haben sich mit Vollendungsplänen beschäftigt, glücklicherweise nur auf dem Papier. — Von Lessing, Winckelmann, Goethe besitzen wir kein Wort über das Werk. Die Klassizität ging an dem öde liegenden, sphinxartigen Bruchstücke mit Mißbehagen vorüber.

Neben dem Zwingerbau beschäftigte den König die bauliche Verschönerung seiner Residenz Dresden. Mit der Anlage breiter Straßen daselbst stand die monumentaler Bauten in Verbindung, sie gipfeln im Japanischen Palais. Für diese Anlage waren verschiedene Zwecke des Königs maßgebend, denen andere Umstände entgegenkamen. Waren Teile des Zwingerbaues zur Aufnahme verschiedener Kunst- und naturgeschichtlicher Sammlungen bestimmt, so suchte der Fürst nach einer würdigen Stätte für seinen reichen Schatz an fremdem und kostbarem einheimischen Porzellan. Zu diesem Zwecke erwarb er im Jahre 1717 einen Palast, welchen der Generalfeldmarschall Graf Flemming während der Jahre 1715—1717 auf der Stelle des jetzigen Japanischen Palais durch Pöppelmann errichtet hatte. Gewiß reizte den König zugleich die herrliche Lage der Baulichkeit am Ufer der Elbe. Flemmings Anlage bestand aus einem herrschaftlichen Hauptgebäude und zwei Nebengebäuden, zwischen ihnen ein nach der Hauptseite offener Hof. Die Anlage entsprach genau den in Frankreich damals für derartige Zwecke ausgebildeten Regeln. Vor der Elbseite breitete sich eine prachtvolle Gartenanlage aus im Stile des le Nôtre mit den üblichen mit Rasen und Verzierungen umränderten Beeten, kleinen Osketts, Rasenteppichen und Rabatten sowie den „bowling-greens", den damals von England aus auch in Deutschland eindringenden Rasenplätzen; seitlich waren zwei große Halbrunde, die fers à cheval, durch Gartenkunst angeordnet. Treffliche Stiche belehren uns über die prächtige Anlage, welche den Namen „Palais de Hollande" erhielt. Obgleich die Anlage durch den König bald erweitert wurde, genügte sie ihm nicht, und mit teilweiser Verwendung der vorhandenen Baulichkeiten ließ der König ein neues Schloß während der Jahre 1727—1731 errichten.

Dieser Neubau kennzeichnet die Wandlungen, welche sich seit dem Zwingerhofbau auf architektonischem Gebiete vollzogen hatten, und erweitert unsere Kenntnis des künstlerischen Wesens des Fürsten.

Mit dem Tode des Königs Friedrich I

von Preußen (1713) wandte sich allmählich eine große Anzahl von Künstlern von Berlin weg. Der sparsame König Friedrich Wilhelm I, dem Waffenausbau seines Reiches sich widmend, stand den künstlerisch prächtigen Neigungen seines Vaters fern. König August II nahm eine Reihe jener Künstler mit offenen Armen auf; unter ihnen sind Johann von Bodt und Zacharias Longuelune, beide in Paris gebildet, die wichtigsten; mit ihrer Thätigkeit ändert sich stilistisch die Dresdener Architektur. Beide treten als Oberlandbaumeister neben Pöppelmann und Knöffel in das oberste Baukollegium, welches der König sorgfältig immer weiter ausgebildet hatte; im Jahre 1728 bezifferten sich allein die Gehalte des Hofbauamts auf fast 14000 Thaler. Daß beide Künstler bei dem Neubau des Japanischen Palais gemeinschaftlich mit Pöppelmann, welcher ihn bis zu seinem Tode leitete, vorwiegend thätig waren, läßt die künstlerischen Anschauungen des königlichen Bauherrn erkennen, wiederum zeigen die erhaltenen verschiedenen Pläne sein überlegendes, zauderndes Vorgehen, er wollte das Zweckentsprechendste und Schönste. Bodt und Longuelune ergänzten sich bei diesem Bau.

Den Grundriß des Neubaues bilden vier einen länglichen Hof umschließende Flügel, der vordere umfaßt im Erdgeschoß eine weite Eingangshalle und ist mit einem meisterhaft ausgeführten Vorbau geziert, vier vorgekröpfte Eckbauten beleben die Fronten im Sinne frühfranzösischer Schloßbauten. Die Gartenfront (Abb. 16) schmückt ein reicher, von Säulen getragener Mittelbau mit dem Reliefbildnis des königlichen Erbauers. Die sorgfältigste Ausführung des Baues mit ausschließlicher Benutzung des vorzüglichsten Elbsandsteins läßt Bodts Stärke erkennen. Die architektonische Behandlung ist licht und groß, die schmuckliche überraschend zurückhaltend. Da ist nichts mehr von dem fröhlich rankenden Leben der Zwingerplastik. Pöppelmanns eigenartige Phantastik ist hier auf wenige Einzelheiten eingeschränkt: auf Fenstervordachungen, Schlußsteine, einige Kapitelle, die Ausbildung des Dachwerks und der Schornsteinköpfe. Die reiche Folge der Pläne läßt erkennen, wie der König die ursprüngliche phantastisch-asiatische Behandlung (Abb. 18) Teil für Teil herabminderte, nur in der Hofarchitektur erlaubte er seinem Jugendkünstler noch einmal durch Chinesenhermen (Abb. 19) und Brunnen seine Eigenart zu zeigen: das Äußere atmet in der schmucklosen Regelmäßigkeit der Lisenen-Anordnung offizielle fürstliche Repräsentanz, es zeigt in Verbindung mit den Verhältnissen diejenige Einfachheit, in welcher die damalige französische Architekturrichtung die wahre Größe und Schönheit erblickte. Die Wogen der Zwingerzeit haben sich gelegt, das Schiff treibt ruhig seinem Hafen zu, das individuell Groteske ist der französischen Bienséance gewichen. Ein Zeitgenosse sagt gelegentlich des Baues: „Die Franzosen wissen das Gemächliche mit dem Schönen zu vermengen, sie verstehen sich unvergleichlich auf die Verhältnisse der Teile im Ganzen, welche man Symetrie nennt.“ Das Japanische Palais zeigt den vollendeten künstlerischen Wandel des Königs, die vollendete Herrschaft der französischen Schule in Dresden. Die eigentliche Bestimmung des Baues, das schon damals an Wert auf eine Million Thaler geschätzte Porzellan des Königs aufzunehmen, drückt schon das Giebelfeld-Relief des Vorbaues aus: Japan und Meißen bieten der Saxonia ihre Gefäße dar, andere beabsichtigte Relieffe gleichen Inhaltes wurden nicht ausgeführt. Einen weiteren Ausdruck des Baues als Porzellanstätte sollte der Hof erhalten. Der König und Pöppelmann — noch einmal gleich fühlend — beabsichtigten, ihn phantastisch mit Porzellan zu füllen. Abwechselnd mit Orangenbäumen sollten die größten Vasen von China und Japan den Hof umstehen, auf Konsolen sollten dergleichen sämtliche, teilweise mit Porzellanfließen zu verkleidende Hoffassaden schmücken; die bezügliche farbige Zeichnung ist erhalten. Dies die Einleitung der Porzellanpracht des Innern. Nach Berichten eines Zeitgenossen enthielt im Hauptgeschosse die vordere Galerie die aus Meißener Porzellan gefertigten Tierfiguren, die entsprechende Elbgalerie war gleichfalls ausschließlich für Meißener Porzellan in Verbindung mit im Lande gefertigten Spiegeln bestimmt, an dem einen Ende sollten eine 6 Fuß hohe Porzellanuhr und ein Glockenspiel ihren Platz haben, am anderen auf drei Stufen der porzellanene, 28 Fuß hohe Audienzthron des Königs, mit aus Spiegelglas gefertigten je 34 Fuß hohen und $1^1/_2$ Fuß im Durchmesser haltenden Säulen. Über die Ausstattung der Kapelle berichtet man uns von einem 24 Fuß hohen Altaraufbau, von Kanzel und



Abb. 16. Gartenseite des Japanischen Palais zu Dresden.

Abb. 17. Ursprünglicher Plan des Blockhauses (Hauptwache) am Ende der Augustusbrücke in Dresden-Neustadt.

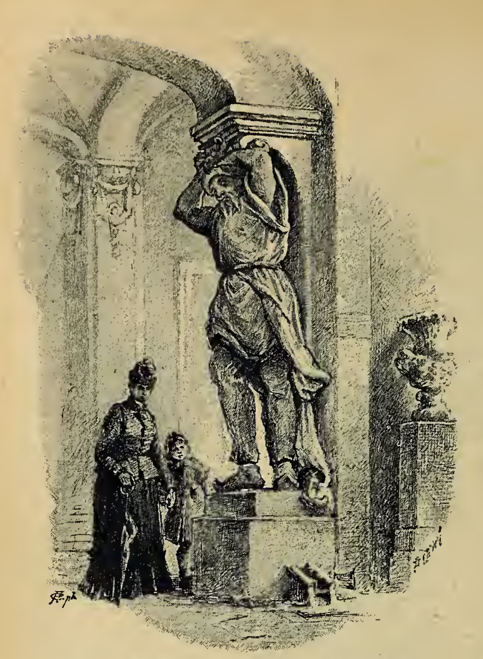


Abb. 18. Aus dem Treppenhause des Japanischen Palais.

Orgel aus weißem, mit Gold gehöhtem Porzellan, sowie von lebensgroßen Figuren der Apostel gleicher Herstellung, Relieffe aus Meißener Biskuit, sollten die Wände zieren. Die einzelnen Gemächer waren je durch die Farbe der zu verwendenden Porzellangeschirre unterschieden: Seladon hochgelb, dunkelblau, grau, Pfirsichblütenfarbe, im Tafelzimmer bleu-mourant, das Büffett enthielt grünes Porzellan; sämtliche Farben waren durch Gold bereichert. Denken wir uns hierzu die Teppiche, Möbelstoffe, Gobelins, Bronzen, Spiegel, Kristallkronen, so gewinnen wir wieder ein Bild des fürstlichen Schöpfers von berauschender eben Augusteisch-eigenartiger Pracht. Ja noch mehr, der König wollte das kostbare Motiv auch auf das Äußere übertragen. Den Garten sollten Figuren großen Maßstabes aus seiner Lieblingsmasse zieren, vor der Anlage auf dem freien Platze beabsichtigte sich der König selbst in des Wortes verwegenster Bedeutung als Porzellankönig figürlich darstellen zu lassen.

Das Japanische Palais erfüllte aber für seinen Erbauer noch einen Zweck im weiteren künstlerischen Sinne. Es stand in Verbindung mit dem Erweitern und Verschönern der jetzigen Neustadt-Dresden. Der Bau sollte den Kernpunkt der neuen Anlage bilden, mit welcher die Königstraße ebenso zusammenhängt, wie mit dem Palaste selbst, denn diese neue Straße nebst Freiplatz sollte ihm als Vervollständigung seiner Wirkung dienen; man folgte hierbei den französischen Vorschriften für Anlagen fürstlicher Schlösser. Auf des Königs Befehl mußten die Häuser dieser Straße in gleicher Höhe errichtet werden und zwar „solcher Gestalt, daß das holländische Palais selbige übersehe“. Die Gebäude durften nur im Mittel architektonisch ausgezeichnet werden und „nur eine Devise“ erhalten. Auf diese Weise entstanden die Bürgerhäuser der Königstraße „zum Adler“, Einhorn, Strauß, Roß ꝛc., von denen nur einige noch ihre ursprüngliche Gestaltung bewahrt haben. Schon im Jahre 1714 hatte zwecks der Erweiterung dieses Stadtteils der König den Bürgern bedeutende Bauerleichterungen gewährt, welche 1724 und 1732 wiederholt wurden.

Den zweiten Schwerpunkt der baulichen Erneuerung von Neustadt-Dresden unter August bezeichnet die die Verlängerung der Augustusbrücke bildende Hauptstraße. An ihrem Anfange vor der alten Brücke, welche der König während der Jahre 1727—1731 durch Pöppelmann verschönern ließ, begann der Fürst, gewissermaßen als Stichwort für Straße und Brücke, im Jahre 1732 den Bau des sogenannten „Pyramidengebäudes“, jetzt Blockhaus genannt, Zacharias Longuelune (1669—1748) ist der Künstler desselben (Abb. 17). Das Gebäude sollte als Hauptwachgebäude der Neustadt und zugleich als monumentaler Hauptmeilenstein für das gesamte Kurfürstentum dienen. Die zu diesem Zwecke geplante eigenartig auffallende, aber wegen Unzuverlässigkeit des Baugrundes unterbliebene obere Gestaltung ist nur als Zeichnung erhalten. Die vornehmen Verhältnisse des ausgeführten quadratischen Unterbaues mit seiner offenen Halle wie die künstlerische Durchführung des nach Longuelunes Tod von Knöffel in dem Jahre 1748 bis 1752 vollendeten Baues zeigen, wie vollendet der erstere die französische Schule beherrschte, um so bedauerlicher bleibt, daß der obere künstlerisch eigenartigste Teil wegfiel. Es war geplant, über dem Hauptgesims mit nach allen vier Seiten abfallenden Stufen einen gewaltigen Obelisk mit dem kolossalen Reliefbildnis des Königs

zu errichten. Wenn für diesen Teil Longuelune nicht weniger als 26 verschiedene Pläne anfertigte, so haben wir wiederum einen Beweis, wie ernst und überlegend der Fürst bei Bauwerken vorging, anderenteils wie phantasievoll Longuelune angelegt war und welche Zeichenkraft diesem feinen Künstler inne wohnte. Das vollendete Werk würde neben dem Zwingerhof das eigentümlichste und phantastischste geworden sein und eine Höhe von 40 Meter erreicht haben. Das Obeliskmotiv war der Liebling Longuelunes, schon am Japanischen Palais hatte er beabsichtigt, es zu benutzen. Von einem der Longueluneschen Entwürfe ist der im kgl. Grünen Gewölbe befindliche sogenannte Obeliscus Augustalis unmittelbar beeinflußt, welchen der Goldschmied und Günstling des Königs J. M. Dinglinger (1661 bis 1731) in Gemeinschaft mit dem Hofjuwelier Döring und dem Edelsteinschneider Hübner verfertigte. Das fast überreich mit Juwelen, Schmelz, Böttgerporzellan, mit allein 240 Kameen und Intaglien bedeckte, reich mit Figuren und Prunkvasen ausgestattete Werk gehört zu den schönsten des Künstlers. — In der Neustadt errichtete ferner durch Bodt und Longuelune der König die neue Kaserne und die Ritterakademie. — Die großartigste Thätigkeit würde Longuelune aber entfaltet haben, wäre dessen Plan für die Anlage des Lustschlosses zu Pillnitz an der Elbe ausgeführt worden. Die erhaltenen Pläne zeigen ein mit Obeliskkuppel gekröntes quadratisches Schloß („Chevalerie“) im Mittel, vier weitere Schlösser in den Eckflächen der Gesamtanlage, nur eines der letzteren ist ausgeführt worden: das jetzige Wasserschloß Pillnitz. Die Pläne zeigen die großartigsten Parkanlagen und Lustwässer welche, wenn ausgeführt, die Sedlitzer Anlage weit übertroffen haben würden. Seiner künstlerischen Phantasie ließ Longuelune hier freien Lauf, wie die Pläne für bauliche kleinere Werke beweisen, welche im Parke errichtet werden sollten.



Abb. 19. Karyatiden im Hofe des Japanischen Palais.

Großartiges beabsichtigte der König endlich bei der Erweiterung von Neustadt-Ostra, welches den Namen Friedrichstadt erhielt, das Geplante ist in der Anlage dieses Stadtteils noch völlig zu erkennen. Auf seine Veranlassung entstand hier die Friedrichstädter Kirche durch Pöppelmann (1724 bis 1730), in welcher der Künstler ruht, ebenso wie die Neustädter Dreikönigskirche durch Pöppelmann und Bähr wieder aufzubauen begonnen wurde (1732).

So konnte der König am Abend seines Lebens, wie kein anderer der zeitgenössischen deutschen Fürsten mit Stolz und Freude auf all das blicken, was ihm zu Dresden Künste und Wissenschaften zu danken hatten. Mit gewissem Rechte konnten die Zeitgenossen von einer erneuten Augusteischen Zeit sprechen, und schon im Jahre 1718 konnte ein Zeitgenosse schreiben:

„Die Stadt Dresden scheint gleichsam nur ein bloßes Lustgebäude zu seyn, worinne sich alle Erfindungen der Baukünste angenehm miteinander vermischen und doch besonders betrachten lassen. Ein Fremder hat schier ein paar Monathe damit zuzubringen, wann er alles, was dieser Ort schönes und prächtiges hat, in Augenschein nehmen will; und doch sieht er nichts als mit einem flüchtigen Auge." — — —

Die gegebene Skizze der umfassenden und rastlosen bauschöpferischen Thätigkeit des Königs in seiner sächsischen Residenzstadt würde aber ohne Erwähnung eines Werkes mangelhaft sein, welches zwar nicht unmittelbar dem Fürsten seine Entstehung, wohl ihm aber seine plangemäße Durchführung verdankt.

Mit diesem Werke tritt ein wie Pöppelmann durchaus eigenartiger Künstler auf, in dessen Thätigkeit die dritte der architektonischen Richtungen gipfelt, welche unter König August zu künstlerischen Ausdrucke gediehen: George Bähr (1666—1738), der Erbauer der Frauenkirche zu Dresden (Abb. 20 u. 21).

Bähr entwuchs, wie viele große Männer, dem urkräftigen Schoße der einfachsten, unberührtesten Volkskreise als Sohn eines Landmanns zu Fürstenwalde bei Lauenstein im Erzgebirge. Gering ist unsere Kunde über Jugend und äußeres Leben dieses merkwürdigen Mannes, der sich seine künstlerische Nahrung, seine Kenntnisse auf eigenen Wegen suchte, und dessen Fuß nie über die Grenzen Sachsens schritt. Seine Zeit nennt ihn bezeichnenderweise einen kraftvollen, von dunklen Idealen erfüllten Geist und einen Mann von großer Wissenschaft. Bähr lernte das Zimmererhandwerk und wurde, „nachdem er sich hierauf auch auf andere mechanische Wissenschaften geleget und es darin ziemlich weit gebracht", des Rates Zimmermeister zu Dresden. In rascher Folge errichtete er die Kirchen zu Loschwitz, Schmiedeberg, Königstein sowie Hohenstein und erwarb sich hierbei allgemeines Vertrauen und Anerkennung. Schon diese kirchlichen Arbeiten zeigen das Streben des Künstlers, die Zentralität an Stelle des Langbaues zu setzen, sie sind sämtlich als Vorstudien für die höchste Frucht seines Wirkens, den Neubau der Frauenkirche, aufzufassen, welcher lange Zeit geplant war und die städtischen Kreise lebhaft beschäftigte.

Wenige Bauwerke haben eine so bemerkenswerte Entwickelungsgeschichte, sie zeigt uns den Kampf zwischen staatsbeamtlichen und bürgerlich-städtischen Anschauungen und Kompetenzen, sie bildet zugleich das Martyrium des Künstlers.

Daß der städtische Zimmermeister, nicht aber einer der Staatsarchitekten mit Verfertigung der Pläne für den bedeutendsten Bau betraut wurde, welchen die Stadt seit Jahrhunderten unternahm, veranlaßte die Angriffe auf Bährs Können und seine Person. Die letzte Entscheidung und Oberaufsicht über alle zu errichtenden städtischen Gebäude lag offiziell in den Händen der königlichen Behörden und im gegebenen Falle in denen des Generalfeldmarschalls Grafen Wackerbarth. Dieser hatte gehofft, den Bau dem Oberlandbaumeister Knöffel übertragen zu sehen, ja hatte diesen, aus eigenem Antrieb, wohl gleichfalls zur Anfertigung von Plänen veranlaßt. Die ersten von Bähr im Jahre 1723 eingegebenen Pläne wurden als zu kostspielig und nicht völlig genügend zurückgewiesen, desgleichen die zweiten und dritten. Oberlandbaumeister Knöffel erklärte, daß er vom Grafen Wackerbarth beauftragt sei, die Pläne Bährs zu bearbeiten, als man sich städtischerseits wegen der Nichtgenehmigung der Bährschen Pläne beschwerte. Gezwungen durch die Erregtheit der Bürgerschaft, welche in einem Schreiben des städtischen Syndikus ihren berechtigten Ausdruck erhielt, erfolgte die Baugenehmigung des Grafen Wackerbarth endlich

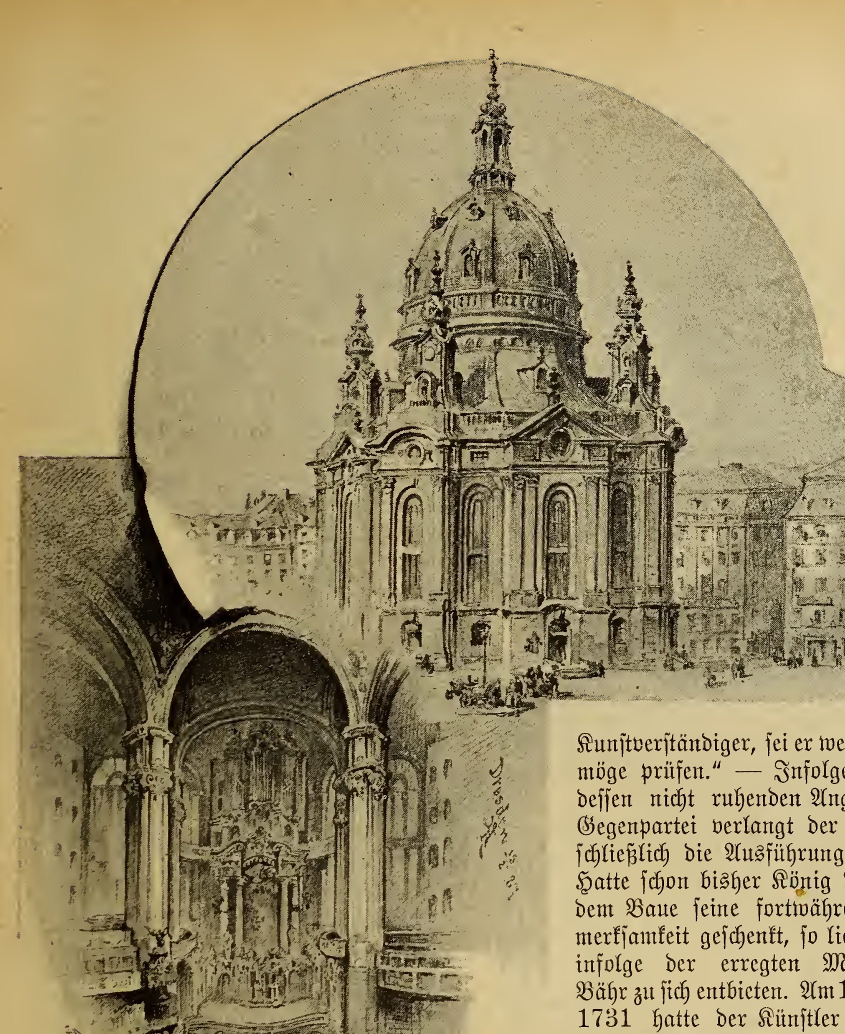


Abb. 20 u. 21. Frauenkirche, Äußeres und Inneres.

Kunstverständiger, sei er wer er wolle, möge prüfen." — Infolge der indessen nicht ruhenden Angriffe der Gegenpartei verlangt der Rat doch schließlich die Ausführung in Holz. Hatte schon bisher König August II dem Baue seine fortwährende Aufmerksamkeit geschenkt, so ließ er jetzt, infolge der erregten Meinungen, Bähr zu sich entbieten. Am 17. August 1731 hatte der Künstler die Ehre einer ersten Audienz, welcher bezeichnenderweise noch vier weitere folgten. Der König, nur umgeben vom Grafen Rutowski und Oberstleutnant Pöppelmann, dem Sohne des Architekten, besichtigte die Pläne auf das genaueste und erklärte schließlich nicht allein seine völlige Zufriedenheit mit diesen und der Ausführung, sondern er befahl sogar den Abbruch des erst sechzehn Jahre vorher errichteten kögl. Hauptwachgebäudes, welches vor der Kirche seine Stelle hatte, „denn es wäre schade, wenn das Werk verstecket bliebe, und man müßte dem Bau unter die Arme greifen." Der Erfolg dieser Audienz war gerade der gegenteilige von dem, welchen die Gegner Bährs erstrebt hatten, er sicherte vielmehr mit Aufopferung eines königlichen Gebäudes, welches indessen erst später

im Jahre 1726, und wenige Wochen darauf beginnt der Bau. Der Schwerpunkt von Bährs Werke ruht in der großartigen Anlage der steinernen Kuppel der Kirche (Abb. 20). Mit Recht überzeugt, die Erlaubnis zu diesem kühnen Werke nur allmählich erringen zu können, zeigten die genehmigten Baupläne einen hölzernen Kuppelbau, und erst im Jahre 1728, als das Werk bis zum Beginn des Kuppelbaues aufgeführt, bittet der Künstler, ihm zu gestatten, diesen im unteren Teile aus Stein herzustellen, „da er gleich anfangs sich alles wohl überdacht; ein

abgebrochen wurde, Bährs Werk. Nichts zeigt mehr als diese wahrhaft königliche Handlungsweise des Fürsten, welcher den Glauben seiner Väter verlassen hatte, die hochherzige Größe, das Kunstverständnis und die ideale Kunstliebe Augusts.

Wesentlich durch des Königs Beihilfe, welcher noch wenige Monate vor seinem Tode, aus Polen zurückkehrend, hocherfreut den Bau besichtigte, vermochte Bähr seinen Bau nunmehr in der Weise auszuführen, wie er es im geheimen von Anfang an geplant und im Jahre 1737 schließt der 71jährige Künstler seine steinerne Kuppel. Nicht aber war es ihm vergönnt, seinen Bau mit der von ihm geplanten Laterne zu krönen — am 16. März 1738, am Tage nach seinem Geburtstage, starb der Künstler, vermutlich infolge eines unglückseligen Sturzes vom eigenen Werke. Daß, wie die Sage geht, Bähr sich absichtlich herabgestürzt habe, ist nicht anzunehmen: ein Mann, welcher mit Freude und berechtigtem Stolze sein Hauptwerk trotz aller Widersacher vollendet sah, tötet sich nicht. Das in dem Gewölbe unter dem Altar der Kirche befindliche Grabmal des edlen Künstlers trägt die tiefbedeutende Inschrift:

Nun hab ich genug gelebt, gebaut, gelitten,
Mit Satan, Sünd' und Welt genug gestritten,
Jetzt leb ich in dem Bau, der droben prangt,
Hab' vollen Sieg und Ruh' und Fried' erlangt.
Nehmt Liebste Gott zum Mann und Vater an,
In dessen Treu niemand verderben kann.

Doch noch nach dem Tode des Schwergeprüften wäre sein Werk fast wieder zerstört worden, eine Kommission von Staatsbeamten sowie ein Gutachten von Chiaveri, dem Erbauer der katholischen Hofkirche empfahlen die Abtragung der Kuppel „zu unumgänglich nötiger Sicherheit für die jetzt Lebenden und ihre Posterität", und nur das kraftvolle Eintreten bürgerlicher Werkleute und das einsichtige Gutachten des Landbaumeisters David Schatz zu Leipzig retteten das Werk. —

Ohnmächtig prallten im Jahre 1760 die Bomben von dem Steinpanzer des herrlichen Werkes, ebenso ohnmächtig wie sich früher die Intriguen vor der Wahrhaftigkeit des Künstlers und seines Werkes zurückziehen mußten. Ebenbürtig reiht sich die Frauenkuppel ihren großen Schwestern von Rom, Florenz und London an; Georg Bähr glänzt neben Michel Angelo, Brunnelleschi und Christopher Wren — die Namen seiner Zweifler sind vom Strome der Zeit verschlungen. Der Wert der Frauenkirche beruht in der Harmonie des Grundrisses und Höhenentwicklung, in der strengen Einfalt des Gedankens wie der angewendeten Mittel. Ihr Ruhm ist ihre Wahrhaftigkeit, schon im Jahre 1760 sagte der Prediger am Ende mit Recht von ihr: Sie ist von Grund aus bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein.

Bähr war ein Geistesgenosse Beethovens, seine Kämpfe, sein Triumph, sein Werk, sie klingen wider in den Tönen der C-moll-Symphonie.

Die unveränderte Ausführung von Bährs Frauenkirche allein genügt, das innerste große Wesen Augusts zu offenbaren, sie hat für alle Zeiten den Lorbeer um das Haupt des Künstler-Königs gewunden.

Im Berliner Leichenschauhaus.

Von Oskar Klaußmann.

Sie hat sie gefunden! Dort auf dem Tische, bedeckt mit dem weißen Tuche, ruht die Leiche des jungen Mädchens, welche als „unbekannt" vor einigen Tagen aus dem Wasser gezogen wurde. Sie hat sie gefunden!

Nachdem die verzweifelte Mutter tagelang umhergeirrt ist, begab sie sich, gebrochen von Aufregung, Angst und Seelenqual, hierher, in der festen Überzeugung, sie hier nicht zu finden, und sie fand sie doch! Einen Blick nur warf sie durch die dicke Glasscheibe, welche die Zuschauer in der Morgue von den Leichen scheidet, und in dem leichenblassen Gesicht, an dem das Wasser die aufgelösten Haare festgeklebt hat, erkannte sie ihr Ein und Alles, ihre Tochter. Fast mußte sie es erwarten, daß dieser Anblick ihrer harren würde, und doch — sie bricht zusammen, und nur mühsam hält der Sohn, den der Anblick ebenso wie die Mutter erschüttert, die alte Frau aufrecht.



Eine Erkennungsszene. Bild nach dem Leben aus dem Berliner Leichenschauhause.

Daß es dort tot liegt, das blühende Mädchen, daß es aus dem Leben scheiden mußte, daß es zu Ende ist mit diesem Geschöpfe voll Lebenskraft, es mag die Mutter noch nicht so sehr angreifen, als der Gedanke, was das arme Kind gelitten hat, bevor es zu dem verzweifelten Ertschlusse kam, im Wasser den Tod zu suchen. In dem grauenvollen Kampf ums Dasein, der in der Großstadt jährlich Hunderte dem Selbstmord oder dem Wahnsinn in die Arme treibt, empfindet diese Frau, die nach des Himmels unerforschlicher Fügung den Kelch menschlichen Leidens schon so oft geleert hat, den Gedanken an den Tod weniger schrecklich als vielleicht andere Leute. Sie sah ja den Tod als eine Erlösung für den Gatten kommen, den jahrelanges Siechtum auf das Krankenlager streckte, und der in seiner Hilflosigkeit und Erwerbsunfähigkeit sich selbst und der Familie zur Last wurde. Sie empfindet vor dem Tode weniger Grauen und Furcht als tausend andere, denn sie hofft auf ihn, wie auf den Erlöser. Sie hofft auf das Jenseits, in dem ihr vergolten werden soll mit tausend Freuden all das Leid, das sie im Diesseits tragen mußte. Aber vergehen möchte sie vor Wehmut, wenn sie daran denkt, was dieses unglückliche Kind gelitten haben mag, auf dessen aschgrauen Leichenzügen noch jetzt soviel bitterer Trotz, soviel verzweifeltes Weh sich abspiegelt.

Sie sieht ihr Kind im Geiste umherirren, von den Dämonen der Leidenschaft und der Verzweiflung getrieben, vor sich den Tod, hinter sich ein unerträgliches Leben, das durch verschmähte Liebe diesem einfachen Mädchen nach ihrer Ansicht und nach ihrem unseligen Glauben für immer vernichtet ist. Sie sieht ihr Kind umherirren, einsam, als ob es in der Wüste wäre, während es dahinschreitet durch die Menschenmassen, die in ihrem rastlosen Hasten und Drängen die Straßen der Stadt durchfluten. Sie sieht im Geiste ihr Kind dahingehen wie eine Bewußtlose, wie eine Nachtwandlerin, wie eine Wahnsinnige, in der nur ein Gedanke lebt, ein Gefühl, das ihr zuruft mit der Unerbittlichkeit, mit der Schrecklichkeit des Wahnsinns: „Stirb! Stirb!"

Sie sieht im Geiste ihr Kind abbiegen von der Hochflut des Menschenverkehrs nach dem einsamen Kai, wo jetzt in der Abendstunde nur spärliche Laternen brennen und wohin nur wie ein dumpfes Brausen der Pulsschlag des Verkehrs herübertönt. Mit schrecklicher Deutlichkeit sieht, wie in einer Vision, die unglückliche Mutter ihr Kind zum letztenmal zögernd auf der Krone der Kaimauer stehen, sie hört im Geiste den fürchterlichen Schrei der Verzweiflung und Angst, das Klatschen des ins Wasser stürzenden Körpers, das Gurgeln des Wassers und unterdrückte, stöhnende Hilfelaute . . .

Mehr als 350 Menschen sterben jährlich in Berlin durch Selbstmord. Die schreckliche soziale Krankheit der Selbstentleibung greift mehr und mehr um sich, nicht nur entsprechend der Zunahme der Bevölkerungsfrequenz, sondern auch entsprechend der Überkultur unserer Zeit, welcher der furchtbare Tod durch die eigene Hand wie ein dunkler, unerbittlicher Schatten folgt. Selbst da draußen im Grunewald, wo Tausende von Berlinern Erholung suchen, gibt es einen eigenen „Friedhof für Selbstmörder", welcher den Scharen von Hunderttausenden, die jubelnd durch den Wald ziehen, ein furchtbares Memento zurufen könnte, wenn sie es nur hören wollten.

In der Straße, welche „Kommunikation am Neuen Thor" heißt, liegt die Berliner Morgue oder, wie das Institut offiziell heißt, „das Leichenschauhaus". In einem Parterreraum sind die Tische aufgestellt, auf denen die entkleideten Leichen von aufgefundenen Selbstmördern oder auf der Straße plötzlich Verstorbenen oder Verunglückten liegen, um von den Angehörigen rekognosziert zu werden. Mit Tüchern überdeckt, liegen die nackten Leichname da, von denen nur die Gesichter zu sehen sind, während zu Häupten der Leichen an besonderen Pflöcken die Kleidungsstücke der betreffenden Persönlichkeit aufgehängt sind. Gelingt doch zumeist die Rekognoszierung gerade durch die Kleidungsstücke. Der Gang, den das Publikum zu passieren hat, um die Leichen zu rekognoszieren, ist gegen den inneren Raum durch dicke Glasscheiben abgesperrt. Herzzerreißende Szenen spielen sich fast täglich vor diesen Glasscheiben ab.

Die Jesuiten.

Von Professor Dr. Gottlob Egelhaaf.

Im Jahre 1872 ist der Jesuitenorden samt den ihm verwandten Orden der Redemptoristen und Ligorianer aus dem ganzen Gebiete des Deutschen Reiches ausgewiesen worden, und die Maßregel ist damals von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes — durchaus nicht bloß von dem protestantischen Teile desselben — mit Beifall begrüßt worden. Ein katholischer Schriftsteller, der Professor Dr. Johannes Huber an der philosophischen Fakultät der Münchener Hochschule, fällte damals das Urteil, daß die Jesuiten das Evangelium eines innerlichen Reiches der Freiheit und der Liebe, wie es Christus verkündigte, in die Predigt eines äußerlichen Reiches der geistigen Knechtung und des unduldsamen und gewaltthätigen Hasses verwandelt hätten, und daß ihr Triumph eigentlich nur auf den Leichen der Völker möglich gewesen wäre.*) Wir haben nun erlebt, daß die Stimmungen, welche 1872 die Nation bewegten, allmählich fast in ihr Gegenteil umgeschlagen sind. Die Gründe dieses Nachlasses und Umschlages haben wir hier nicht im einzelnen zu untersuchen; wir stellen nur fest, daß auch der Jesuitenorden einigen Vorteil von dieser rückläufigen Bewegung gehabt hat. Janssen hat es wagen dürfen, im vierten Bande seines bekannten Werkes den Jesuiten ein Loblied zu singen, wobei nach erprobter Manier die Protestanten teilweise selbst die Noten haben setzen müssen, und die Katholikenversammlung in Breslau hat die Aufhebung des Gesetzes vom Jahre 1872 und die Rückführung der Jesuiten offen auf ihr Banner geschrieben.

Eine unmittelbare Gefahr, daß dieser Wunsch erfüllt werde, besteht nun freilich nicht. Fürst Bismarck hat im Dezember 1885 sich im Reichstage unzweideutig dahin ausgesprochen, daß die Jesuiten vermöge ihres Mangels an nationalem Empfinden, vermöge ihres internationalen und kosmopolitischen Charakters eine Gefahr für jedes Volkstum, vor allem für das erst so kurze Zeit organisierte deutsche Volkstum bilden, und daß deshalb von Zulassung ihrer Missionen im deutschen Kolonialgebiete und von Aufhebung des sie ausschließenden Gesetzes nicht die Rede sein könne. Kann man sie aber in Kamerun nicht brauchen, so kann man sie in Deutschland selbst erst recht nicht dulden: das ist gewiß ein zwingender Schluß. Aber Fürst Bismarck lebt nicht ewig, ist nicht ewig der treue Eckart, welcher uns vor Schaden behütet. Deshalb ist es notwendig, daß wir alle uns mit der Jesuitenfrage befassen und uns darüber klar werden, ob wir auch späterhin und für alle Zeit fest bleiben wollen bei dem Satze: Ceterum censeo Jesuitas esse arcendos — „die Jesuiten müssen unter allen Umständen ferngehalten werden," oder ob wir von diesem Satze etwa auch abgehen können.

Wir glauben, die Antwort der deutschen Protestanten kann nur lauten: wir bleiben bei dem Satze. In anbetracht aber, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches zu zwei Dritteln protestantisch ist, werden auch alle wirklich friedliebenden Katholiken sich diesem Urteile anbequemen. Sie werden es nicht wollen können, daß etwas durchgedrückt werde, was von der großen Mehrheit ihrer Mitbürger mit Entschiedenheit verworfen wird. Die katholische Kirche hat über ein Jahrtausend bestanden, ehe vom Jesuitenorden die Rede war, und sie hat in dieser Zeit sich groß und reich entwickelt, obschon es ihr an Gegnern auf Leben und Tod niemals gefehlt hat. Sonach kann die Ansicht nicht abgewiesen werden, daß ihr auch künftig weder das Dasein noch erfolgreiches Wirken unmöglich gemacht sein werden, auch wenn sie der Beihilfe des Jesuitenordens entraten muß.

Weshalb aber sagen wir deutschen Protestanten nein zur Zurückführung der Jesuiten?

Nicht deshalb, weil wir für den Augenblick uns davon große Vorteile versprechen dürften. Wir wissen es leider nur zu genau, daß die große Mehrzahl der heutigen katholischen Geistlichen mit den Jesuiten eines Sinnes ist, daß sie mit einem Worte vom jesuitischen Geiste durchdrungen und angesteckt ist. Aber wie dies allmählich so geworden ist — am Anfang des XIX. Jahrhunderts war es noch ganz anders und zwar

*) Siehe: Die kirchlich-politische Wirksamkeit des Jesuitenordens. Von Dr. Johannes Huber. Berlin, Carl Habel, 1873. S. 79.

besser — so kann es allmählich auch wieder abgethan werden. Das jesuitische Gepräge, das dem römisch-katholischen Klerus aufgedrückt worden ist, kann und muß wieder von ihm genommen werden. Und dann: ob diese Hoffnung sich erfülle oder nicht, es ist für jeden protestantischen Staat eine Daseins- und eine Ehrenfrage, sich die Jesuiten vom Leibe zu halten.

Weshalb dies?

Weil der oberste Grundsatz des Jesuitenordens, der Zweck, um dessen willen er überhaupt ins Leben gerufen worden ist, mit ausdrücklichen Worten der ist: einen beständigen und heftigen Kampf gegen die Ketzerei zu führen. Man braucht nichts weiter als diese Worte, und das Urteil steht fest. Wir sind Ketzer und wollen es bleiben. Wenn der Jesuitenorden seinen Namen davon hat, daß er eben dem Namen nach für Jesus Christus kämpfen will, daß ihm aber ausgesprochenermaßen der Papst als der Stellvertreter Jesu Christi eben derjenige ist, für den er sich mit ganzer Kraft einsetzt, so erklären wir, daß wir diese Ineinssetzung Jesu Christi und des Papstes heute so wenig annehmen können, als unsere Väter dies vor vierthalb Jahrhunderten konnten. Wenn aber ein Orden uns zuruft: entweder ihr unterwerft euch meinen Zielen, oder ich mache euch einen „beständigen und heftigen Krieg“: dann sind wir vor Gott und Welt befugt zu sagen: der Zulassung eines solchen Ordens im Deutschen Reiche würden wir mit Recht auch dann widerstreben, wenn wir nur eine Minderheit wären; wir widerstreben aber mit doppeltem und dreifachem Rechte, weil wir die große Mehrheit sind. Um unsertwillen und um des ganzen Vaterlandes willen verwahren wir uns gegen die Rückkehr eines Ordens, der entweder überflüssig ist, wenn er seine Statuten nicht ausführt, oder grundverderblich, wenn er sie ausführt; ein paritätisches Reich kann mit dem Jesuitenorden nicht auskommen.

Wir wissen wohl, daß die Jesuiten sagen, ihr Kampf solle ein bloß geistiger sein; nicht mit Kanonen, geschweige denn mit Scheiterhaufen, wollten sie ihr Ziel erreichen; lediglich durch die Macht ihrer Gründe wollten sie die in Irrtum verfallenen Protestanten wieder dem römischen Stuhle unterwerfen. So hat auch ihr Onno Klopp erklärt, daß es den Jesuiten durchaus nicht willkommen gewesen sei, daß der dreißigjährige Krieg ausbrach; inter arma silent Musae, durch die Wut des Kampfes wurde ihr Werk der moralischen Eroberung nur gestört, nicht gefördert. Was sagt aber die beglaubigte Geschichte zu solchen Schönfärbereien? Freilich hat der Stifter des Ordens, Ignatius von Loyola, im Anschluß an die Hauptbildungsanstalt des Ordens, das 1551 geschaffene Collegium Romanum, 1552 das Collegium Germanicum gegründet, zum Zweck, daselbst deutsche Jünglinge zu Bekehrern der deutschen Protestanten auszubilden. Aber der Orden hat sich durchaus nicht an dieses friedliche Bekehrungswerk gehalten. Wir sehen dem Zwecke dieses Artikels gemäß ganz von den Dingen ab, welche etwa in außerdeutschen Ländern von den Jesuiten behufs gewaltsamer Ausrottung der Ketzerei ins Werk gesetzt worden sind, so namentlich von der blutigen Verfolgung der Waldenser in Piemont und Kalabrien während des Jahres 1561. Wir führen nur den Ausspruch des Jesuiten Windeck an, welcher kurz und bündig die Aufgabe des Ordens gegenüber den Lutheranern so bestimmt: „Oportet Lutheranos et omnes alios haereticos mortis supplicio exterminandos, interficiendos, propulsandos, reprimendos, delendos, ustionibus et sectionibus exscindendos, tollendos, explodendos, viriliter exstirpandos, trucidandos, internecione delendos; d. h. man muß die Lutheraner und alle anderen Ketzer mittelst der Todesstrafe ausrotten, töten, abwehren, unterdrücken, vernichten, mit Brennen und Schneiden austilgen, beseitigen, wegschaffen, Mann für Mann ausrotten, abschlachten, mit Stumpf und Stiel ausrotten“ — die deutsche Sprache reicht kaum aus, so reich sie auch ist, um alle lateinischen Wendungen des Jesuiten, welche das Vernichten bezeichnen, mit eigenen Worten wiederzugeben. Es war nur folgerichtig, daß die Jesuiten den Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555, welcher die Stände des Reiches zur Achtung der beiden Hauptkonfessionen verpflichtete, als unverbindlich bezeichneten, weil er der Sache der Kirche schädlich sei; „wenn wir aber von der Kirche reden,“ sagt der Jesuit Gretser, „so meinen wir den Papst.“ Dem Kaiser Ferdinand I, welcher den Religionsfrieden vereinbart hatte, sprachen die Jesuiten eben um deswillen die ewige Seligkeit ab.



Des Vagabunden Sonntagstoilette. Ein Wiesenidyll nach dem Leben aus der Umgegend Berlins.
Originalzeichnung von C. Koch.

Angesichts dessen muß man in der That sagen: brauchen wir weiter Zeugnis? Die Jesuiten erklärten es für Pflicht, die Lutheraner und andere Ketzer, um 1555 nach venetianischen Berichten neun Zehntel der deutschen Nation, mit Stumpf und Stiel und Mann für Mann auszurotten; sie fochten die Grundlage des öffentlichen Lebens, den feierlich abgeschlossenen religiösen Frieden, an. Sie waren eine von Grund aus revolutionäre Verbrüderung, welche, wenn das Reich noch mehr gewesen wäre als ein leerer Schall, keinen Augenblick in Deutschland geduldet worden wäre. Was war es bei solchen Grundsätzen, wenn man sich doch den Schein gab, daß man nichts wolle als mit geistigen Waffen fechten und siegen? Was anders als schnöde Heuchelei?

Die Geschichte gibt darauf auch sonst tausendfache Antwort; wir wollen aber nicht unterlassen hervorzuheben, daß nach neueren Ermittelungen der Jesuitenorden bei der Gründung der katholischen Liga im Jahre 1608, welche Erhaltung des katholischen Besitzstandes und weiterhin Rückgewinn des Verlorenen bezweckte, mit Geldzahlungen eingesprungen ist. Waren dies etwa auch geistige Waffen?

Indessen sind es nicht bloß national-deutsche Gesichtspunkte, welche gegen den Jesuitismus geltend gemacht werden können und müssen. Von den frömmsten Katholiken ist schon vor Jahrhunderten die das Gewissen geradezu erstickende Sittenlehre des Ordens verdammt worden, und was zur Rechtfertigung desselben beigebracht worden ist, wiegt federleicht. Man braucht nur in die Moralbücher eines Sanchez, Escobar, Busenbaum und neuestens Gury hineinzusehen, um überall die Beweise hierfür zu finden. Busenbaum hat erklärt: „Es ist erlaubt, Wächter zu täuschen, indem man sie durch Speise und Trank betäubt, oder auch Ketten und Kerker zu erbrechen; denn wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt“ (cum finis est licitus, etiam media sunt licita). Das heißt also: Wer gefangen gesetzt ist, darf auch unter Anwendung bedenklicher Mittel entfliehen; das Gesetz, auf Grund dessen seine Verhaftung erfolgte, hindert ihn nicht; maßgebend ist nur die individuelle Selbstsucht, welcher natürlich das Eingesperrtsein nicht behagt. Sokrates verschmähte es sogar einem ungerechten Todesurteil durch Flucht aus dem Gefängnis sich zu entziehen; denn, so war seine Überzeugung, er würde dadurch die Gesetze des Staates mißachten, unter denen er siebzig Jahre lang ohne Beschwerde gelebt hatte. Der jesuitische Moralist ist also weniger bedenklich als der „blinde Heide.“ Weiter haben die Jesuiten die Geltung des Gewissens erschüttert durch ihren Probabilismus, welcher wieder eine Frucht davon ist, daß das Prinzip der jesuitischen Moral die persönliche Selbstsucht ist. Das Gewissen schreibt überall *eine* Handlungsweise vor, und das ist freilich oft recht unbequem; deshalb, sagt der Probabilismus, darf man auch das thun, was nur probabel, nur wahrscheinlich ist, nicht bloß, was wahr ist.

Ein Reicher sieht einen Armen an der Straße, und sein Gewissen schreibt ihm vor, daß er ein Almosen geben soll. Er möchte aber sein Geld gar zu gern behalten und sagt sich: Wahrscheinlich ist, daß noch andere Reiche als ich vorbeikommen, daß *sie* etwas geben und also dem Armen geholfen wird; also kann ich es unterlassen: so entschlüpft er dem Netze des Gewissens.

Wir wissen nun recht wohl, daß die Jesuiten nicht die ersten und nicht die einzigen gewesen sind, die solche moralische Grundsätze aufgestellt haben. Aber das war doch noch nicht vorgekommen, daß Leute, welche sich ganz besonders nach Jesus Christus nannten, auf solche Abwege gerieten und andere sich nachziehen wollten. Das löscht wahrlich vieles, ja, alles aus, was etwa zum Lobe des Ordens oder einzelner seiner Mitglieder gesagt werden mag. Im übrigen ist dieses Lob selbst vielfach unverdient. Da Janssen sorgfältig von diesen Dingen schweigt, so möge es gestattet sein, die Lücke einigermaßen auszufüllen.

Man rühmt namentlich die Thätigkeit des Ordens auf dem Felde der Erziehung. Aber was Professor Kluckhohn in Göttingen (früher in München) im 30. Bande der Historischen Zeitschrift, in den Abhandlungen der Münchener Akademie vom Jahre 1875 und in der Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1877 Nr. 139 ff. darüber aus den Quellen beigebracht hat, das ist sehr geeignet, den ganzen Ruhmeskranz zu zerpflücken. Die Jesuiten hielten in ihren Gymnasien vor allem auf äußerliche Übungen; die Knaben mußten während des Unterrichts beim Glockenschlag

niederknieen und beten, die einen still, die anderen laut, während man sich früher begnügt hatte, am Anfang der Lektionen zu beten. Ferner sollten die Schüler, wenn sie etwas herzusagen oder zu übersetzen hatten, erst das Zeichen des Kreuzes machen und „im Namen Gottes“ sagen. Solcher äußerlicher Formeldienst erregte bei manchen Ordensbrüdern selbst Bedenken.

Schon ums Jahr 1600 klagte der ob seiner Gelehrsamkeit in Oberdeutschland und darüber hinaus hoch gepriesene Jesuit Pontanus, daß die ungebildeten Oberen des Ordens sich nicht um die humanistischen Studien bekümmerten, daß sie aus Geiz keine Bücher anschafften außer theologischen, und daß bloß die am wenigsten begabten Brüder als Lehrer verwendet würden. „Die, welche Novizen werden, verstehen vom Griechischen meist bloß das Alphabet und können keinen lateinischen Vers machen; als Novizen bekommen sie drei Jahre lang kein Buch zu Gesicht und werden hinlänglich stumpf; und dann soll ein einziges Jahr Vorbereitungszeit genügen, um aus solchen Leuten Lehrer zu machen! Haben sie aber angefangen, zu unterrichten und sich einzuarbeiten, so läßt man sie nicht im Berufe, sondern ruft sie ab und ersetzt sie wieder durch Neulinge.“ „Eine Stadt,“ sagt Pontanus, „würde nicht einmal ihren Büttel und Henker alle Jahre wechseln wollen, und wir halten diesen Wechsel beim Studium der Weisheit für ersprießlich!“

Das lautet ganz anders als die üblichen Lobpreisungen jesuitischer Pädagogik. Wäre dieselbe so erfolgreich gewesen, so würden nicht Staaten und Städte sich veranlaßt gesehen haben, von sich aus Gymnasien mit Mühe und schweren Kosten zu gründen, deren Wettbewerb dann die Jesuiten erlegen sind. Von einem Hauptschaden der jesuitischen Anstalten können wir hier nur andeutungsweise reden, von dem unsittlichen Treiben so vieler Patres. Was der Ritter von Lang hierüber in den Amores Marelli expositi, Monachii 1815, aus den Akten der bayrischen Jesuiten selbst zu Tage gefördert hat, das ist in der That so beschaffen, daß niemand die Thatsache weit verbreiteter schrecklicher Sittenverderbnis unter den Jesuiten auch nur von weitem bezweifeln kann. Aber nicht diese sittlichen Fehltritte an sich sind das Empörendste, sondern die Gelindigkeit, mit welcher sie geahndet werden. Der erste Grundsatz ist: es darf um keinen Preis Aufsehen gemacht, Ärgernis erregt werden; namentlich dürfen die Lutheraner nichts erfahren. Deshalb straft man nicht exemplarisch; das Ende vom Liede ist regelmäßig, daß der Schuldige ad remotius collegium remissus est, daß er in ein entfernteres Jesuitenkollegium verschickt wird, so etwa von München nach Wien; rector pro fama societatis rem silentio texit, der Rektor bedeckte mit Rücksicht auf den Ruf des Ordens den Vorfall mit Stillschweigen. Dabei kann es vorkommen, daß die Akten von einem an ein anderes Kollegium Verwiesenen lakonisch und naiv bemerken: ibi male audire pergebat, dort trieb er's nicht besser.

Von den Universitäten wird den Jesuiten kein besseres Zeugnis ausgestellt als von den Gymnasien. Karl Prantl sagt in seiner von Janssen wohlweislich nicht benutzten „Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut und München“ I, 220: Das Eingreifen des Jesuitenordens sei „ein unermeßliches Unglück für die Universität gewesen.“

„Sicher nämlich konnte der einzelne Jesuit im allgemeinen einen sittenreinen Lebenswandel führen oder sich Monate und Jahre hindurch auf wissenschaftlichem Gebiete selbst in erfolgreicher Weise bethätigen; aber sobald der Jesuit als Mitglied des Ordens wirkte, mußte er infolge des gelobten Gehorsams zum unsittlichen Werkzeug eines verwerflichen Zweckes werden.“ Das sind Worte, welche den Nagel auf den Kopf treffen und haarscharf die Grenzlinie ziehen, bis zu welcher man den Jesuiten gegenüber in der Anerkennung gehen kann, in der Verurteilung gehen muß. Prantl führt dann massenhafte Belege dafür an, wie entschieden sich die ohne Ausnahme sehr gut katholischen Lehrer der Universität gegen das Eindringen der Jesuiten und ihre ungezügelte Herrschsucht zur Wehr gesetzt haben. Selbst Herzog Albrecht, der große Gönner der Jesuiten, äußerte im Juli 1567 sein Erstaunen darüber, „daß sie sich so sehr in weltliche Dinge schlagen;“ die Universität aber ließ 1572 durch den wackeren Nikolaus Eberhard Beschwerde führen, „daß die Jesuiten im innersten Eingeweide ihrer seitherigen Beschützer wühlen, daß sie den Ruhm der Jugenderziehung allein für sich haben wollen und Rektor und Professoren der

Universität nur Büttel und Schergen der Jesuiten sein sollen; das ganze sei auf das Verderben der Hochschule abgesehen; es stehe so, daß wir aut expulsi aut mancipia, entweder vertrieben oder Sklaven sein müssen; sie wollen den anderen Teil der Universität unter die Bank schieben und alle Lehrstühle für sich haben; die Tyrannis der Jesuiten sei Gegenstand allgemeiner Befürchtung." — Von diesem Orden aber sagte ihr Vorstand Ricci: sint ut sunt, aut non sint. Die Lehre für uns ist einfach: innerhalb Deutschlands non sint.

Ein Feldidyll vor den Thoren der Großstadt.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Die Liebe zum Lande und dem Landbau ist dem Menschen so angeboren, daß es auch unter den Bewohnern der Großstadt nie an Personen fehlt, welche große Opfer an Geld und Bequemlichkeit bringen, um nur ein Stück Land ihr eigen nennen und wenigstens ein paar Beete selbst bepflanzen zu können. Diese Neigung geht tief hinab in die unteren Volksklassen. Da hier das Land nicht erworben werden kann, sucht man es wenigstens zu pachten, und die Besitzer der die Stadt umgebenden Landstrecken können nichts Besseres thun, als ihren Grund und Boden in kleinen Parzellen zu vergeben.

In Berlin hat sich der Magistrat der Sache angenommen und verpachtet alljährlich umfangreiche ihm gehörende Landstrecken in kleinen Parzellen an arme Leute. Da geht denn der „kleine Mann" nach Feierabend oder Sonntags nachmittags vergnügt mit Weib und Kind hinaus auf seinen Acker und schafft buchstäblich im Schweiße des Angesichts. Eine primitive Bude dient als Gartenhäuschen und Küche. Und wie köstlich schmeckt das Abendbrot in ihr nach gethaner Arbeit, während die Lerche ihr Abendlied singt! Sinkt dann die Nacht herab, so zieht alles zufrieden dem fernen Heim zu. Wie froh aber ist man erst, wenn man die Früchte der Arbeit mit nach Hause nehmen, selbstgezogene Kartoffeln essen kann! Dieses System ist eine überaus segensreiche Einrichtung, welche die Leute von der Kneipe fernhält und ihr Leben nicht wenig verschönert.

Die Seidenindustrie.

In den meisten älteren naturwissenschaftlichen Werken ist der Seidenwurm, die wackere, fleißige Raupe des ziemlich unscheinbaren Schmetterlings Bombyx mori, als der nützlichste seiner Genossen bezeichnet — neuerdings hat Darwin ihn ja allerdings durch seine epochemachende Verherrlichung der Regenwürmer einigermaßen depossediert. Es soll nun freilich einige Ehemänner geben, die den armen Seidenwurm für ein ganz gefährliches Subjekt erklären, aber das sind selbst böse Menschen, die weder von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Seidenzucht und Seidenfabrikation, noch von den Erforderniſſen einer eleganten Frauentoilette eine Ahnung haben, sondern mit ihrem Verdammungsurteil lediglich dem Ärger über die letzten Rechnungen von Gerson oder Heese Ausdruck geben wollen. Ich möchte das Erzeugnis des emsigen Spinners um keinen Preis missen, ich finde, es gibt keine schönere Tracht für eine edle Frauengestalt als ein schweres, rauschendes, mildschimmerndes Seidengewand — freilich bin ich selbst meine bessere Hälfte, da die zweite mir leider immer noch fehlt.

Wenn die Herren Gatten aber wüßten, welche Mühe und Sorgfalt, welche Arbeit und Kosten zu einem einzigen Meter Seidenstoff gehören, würden sie vielleicht über die argen Rechnungen milder urteilen. Ich möchte es daher versuchen, ihnen einmal einen flüchtigen Überblick über die Entstehung eines Seidenkleides zu geben — meine Leserinnen wird es ja sicher interessieren, aus dem Kokon, in dem die Raupe sich einspinnt, ihren prächtigen Lieblingsstoff werden zu sehen. Vielleicht fällt auch der eine oder andere praktische Fingerzeig ab, der von ihnen beim nächsten Einkauf verwendet werden kann.

Der Seidenspinner, jener obengenannte



Bestellung von erpachtetem Feld nach Feierabend vor einem Thore Berlins.

Bombyx mori, legt im Herbst 500—700 Eier, die erst im nächsten Sommer auskriechen und bis dahin als schwungvoller Handelsartikel über die ganze Welt versendet werden können. Die Unze dieser Eier, von denen eine halbe Million auf ein Pfund gehen, kostet etwa 15 Mark, die Eier und die Würmer, sobald dieselben das Licht der Welt d. h. in einem dunklen, warmen Raume erblicken, werden daher natürlich mit der größten Sorgfalt, Fürstenkindern gleich, behandelt und gepäppelt. Für das letztere haben die Würmer besondere Neigung; die 40 000 Stück, die auf eine Unze entfielen, verzehren, bis sie sich einpuppen, über 1200 Pfund Maulbeerblätter, sie spinnen dafür aber auch jeder einzelne in seinem Kokon einen Faden von 400—900 Meter Länge — alle vierzigtausend zusammen freilich kaum mehr als fünfzehn Pfund Seide. Wer sich für die Seidenraupenzucht interessiert, findet, nebenbei bemerkt, in dem anerkannt vortrefflichen Buche von Brinkmeier: „Der Seidenbau als Nebengewerbe eine Quelle des Volkswohlstandes" (Verlag von Schroeter in Ilmenau) eingehendere Angaben.

Kaum hat sich der arme Wurm eingesponnen, so ist es mit der Fürstenkinderherrlichkeit zu Ende; er wird sofort erbarmungslos und zwar meist durch heiße Wasserdämpfe getötet, da sich die Puppe sonst zum Schmetterling ausbilden und ihre Hülle zerbrechen würde. Die Kokons werden darauf sorgfältig nach ihrer Güte sortiert, und es beginnt nun der erste Akt der Fabrikation, der häufig noch von den Seidenzüchtern selbst ausgeführt wird, das Abhaspeln der Fäden, wobei die Kokons zunächst in heißem Wasser eingeweicht und tüchtig mit dem Reisbesen geklopft werden, damit es möglich wird, aus dem zusammengeklebten Knäuel den Fadenanfang zu finden. Da aber die Würmer ein Gespinst spinnen, das für uns grobkörnige Menschenkinder viel zu fein ist — der Faden hat nämlich nur etwa 0,013 Millimeter Stärke — so werden gleich beim Abhaspeln, während sie mehrere durchbohrte Glaslinsen passieren, mehrere Fäden zu einem Faden zusammengedreht.

Die von den Kokons abgehaspelte Rohseide, Grezeseide wird sie im Handel meist genannt, ist für die meisten Verwendungsarten aber immer noch zu fein, es werden daher noch einmal zwei oder mehr Fäden durch das Zwirnen (Moulinieren) zu einem gemeinsamen Faden zusammengedreht. Die Güte der Kokons und die Art der Behandlung ergibt dann sehr verschiedene Seidensorten: die edle, starke Organsin-, die weichere, dichte Trama-, die feste, gedrungene Maraboutseide, die Näh- und Häkelseide 2c. Für einzelne Zwecke, bei denen der Faden straff und glanzlos bleiben soll, sind mit dem Zwirnen die Vorarbeiten vollendet, für das Beuteltuch der Mühlen, für Krepp und Gaze wird die Rohseide z. B. unmittelbar weiter verarbeitet. Soll sie jedoch ganz farblos und geschmeidig werden, soll sie zugleich jenen milden Glanz erhalten, den wir meist an ihr besonders schätzen, so müssen die Fäden von dem ihnen noch vom Kokon her anhaftenden leimartigen Überzug befreit, sie müssen durch Kochen „entschält" und, wenn man sie später ganz weiß oder in den zartesten Farbentönungen gebrauchen will, gebleicht werden.

Neben der Gewinnung des idealen Kokonfadens läuft jedoch noch ein anderer Fabrikationszweig her, der heute mindestens die gleiche Wichtigkeit besitzt. Bei weitem nicht alle Kokons lassen sich in der beschriebenen Weise abhaspeln, die schlechteren und die Abfälle der guten, besonders die sie umhüllende Flockseide, müssen in anderer Weise behandelt werden; bei ihnen kommt es nicht auf die langen, gleichmäßigen Fäden an, sondern sie werden zunächst en masse in großen Behältern gereinigt, zerrissen, dann durch eine Wattenmaschine zu Wattentafeln geformt, gekrämpelt und schließlich gleich Baumwolle zum Seidengarn gesponnen. So entsteht die Florettseide, die zwar an Güte selbst in ihren besten Sorten kaum mit der gehaspelten Seide konkurrieren kann, aber ihrer größeren Wohlfeilheit halber besonders als Einschlag beim Weben solcher Stoffe, deren Kette jene bildet, oder als Kette für halbseidene Stoffe, deren Einschlag Wolle oder Baumwolle ist, ausgebreitete Verwendung findet. Natürlich besteht auch die Nähseide, bestehen die geringerwertigen Seidenbänder zum großen Teil aus Florettseide, und es wird aus dem Gegensatze zwischen ihr und den gehaspelten Sorten schon der gewaltige Preisunterschied klar, der zwischen den einzelnen Seidensorten vorhanden sein muß. Auch die Florettseidenspinnerei liefert aber noch Abfälle, die im sogenannten Bourettverfahren weiter verarbeitet werden.

Auf das Weben der Seidenstoffe brauche ich hier nicht näher einzugehen, es stimmt im wesentlichen mit der Weberei von Baumwoll- oder Leinenstoffen überein, die Mischung der Rohmaterialien zu Kette und Einschlag bestimmt die Güte der Ware, die als solche eigentlich fertig ist, wenn sie vom Webstuhle kommt. Die Stücke werden meist nur noch schnell über glühendes Metall hinweggezogen, um die feine Behaarung an der Oberfläche abzubrennen, und dann zwischen Walzen gepreßt, um ihnen einen höheren Glanz zu geben. Mohair erhält durch Druck auf den teilweise angefeuchteten Stoff seinen wellenartigen Schimmer, während bei Samt und Plüsch die haarartige Decke in der Weberei durch eine zweite Kette, die sogenannte Polkette, hervorgebracht wird; durch dieselbe bilden sich nämlich auf der Oberfläche kleine aufrechte Schleifen, die später aufgeschnitten werden.

Wenn ich sagte, die Seidenstoffe sind fertig, sobald sie vom Webstuhl kommen, so ist dies jedoch nur bei den besseren Sorten zutreffend. Die leichteren Stoffe werden häufig noch durch eine dünne Tragantlösung gummiert und dann nochmals zwischen heißen Walzen gepreßt, um ihnen den Anschein größerer Schwere — nicht gerade zum Vorteil der Solidität zu verleihen. Welche weiteren Kunstgriffe besonders bei gefärbten Seidenstoffen zu gleichem Zwecke angewendet werden, ist nur zu bekannt, man darf aber wahrlich nicht auf die Fabrikanten allein den Stein werfen, da sie geradezu gezwungen werden, dem Begehr des Publikums nach billigem und immer billigerem Materiale zu entsprechen. Unsere Großmütter besaßen allerdings Seidenkleider, die wir noch heute in ihren Resten bewundern, aber das ist gewiß: sie legten auch entsprechende Preise für dieselben an, Preise, die wir erst dann richtig schätzen, wenn wir den anderen Geldwert jener Tage und den bedeutend gesunkenen Preis der rohen Seide mit in Rechnung stellen.

Es ist vielleicht nicht unwesentlich, bei den mannigfachen Mischungen der verschiedenen Webstoffe Mittel kennen zu lernen, um Seide von Wolle und Alpaka einerseits, von Baumwolle und Jute anderseits sicher unterscheiden zu können. Der Unterschied zwischen den letztgenannten pflanzlichen Stoffen und den Produkten aus der tierischen Faser ist unschwer herauszufinden: Fäden von Wolle und Seide verbreiten entzündet den allbekannten, wenig angenehmen Geruch nach verbrannten Fäden, brennen jedoch nur so lange fort, als man sie in der Flamme läßt, während Baumwoll- und Leinenfäden jenen Geruch nicht entwickeln und fortbrennen. Schwieriger ist bisweilen die Unterscheidung eines Seidenfadens von einem Wollfaden — man muß wohl oder übel etwas Chemie zu Hilfe nehmen; am einfachsten ist unsers Wissens immer noch von den vielen vorgeschlagenen Prüfungsmethoden diejenige, welche sich auf die Anwendung einer wässerigen Lösung von Bleioxyd-Natron (Natriumplumbat) gründet: in derselben bleiben Seidenfäden unverändert, während Wollfäden sich schwarz färben. Am sichersten ist die Untersuchung unter dem Mikroskop. Während der Wollfaden wie mit dachziegelartigen Oberhautschuppen bedeckt ist, und der Baumwollfaden platt, bandförmig und gedreht erscheint, ist der Seidenfaden gleichmäßig rund, glatt und glänzend, strukturlos und ohne Innenhöhlung. Für den Laien sind leider alle diese Untersuchungsmethoden nur selten brauchbar, gerade für ihn empfiehlt es sich daher, beim Ankauf von Seidenstoffen hauptsächlich auf die bekannte Solidität des Lieferanten zu sehen.

Die Seidenindustrie ist eine weit bedeutendere, als man gewöhnlich annimmt. Nach Dr. R. von Scherzers mit größter Sorgfalt zusammengetragenen Aufstellungen produziert Europa an Rohseide jährlich etwa 4 Millionen Kilogramm, Asien etwas über 14 Millionen Kilogramm, wozu noch ein nicht genau nachweisbarer, aber vorläufig nicht allzubedeutender Beitrag Nordamerikas tritt, dessen Seidenzucht indessen stetig an Bedeutung wächst. Fabrikmäßig verarbeitet werden dagegen in Europa jährlich etwa 12 Millionen Kilogramm Seide im Werte von über 1100 Millionen Mark, in Nordamerika Rohmaterial im Werte von 175 Millionen; die sehr bedeutende asiatische Fabrikation entzieht sich jeder statistischen Nachweisung — dagegen wird man kaum allzusehr fehlgehen, wenn man annimmt, daß die übrigen Weltteile jährlich gegen 250 Millionen Mark für Rohseide und Kokons an Asien zahlen.

Besonders interessant für uns ist natürlich der Anteil Deutschlands am Seidenhandel und an der Seidenwarenfabrikation —

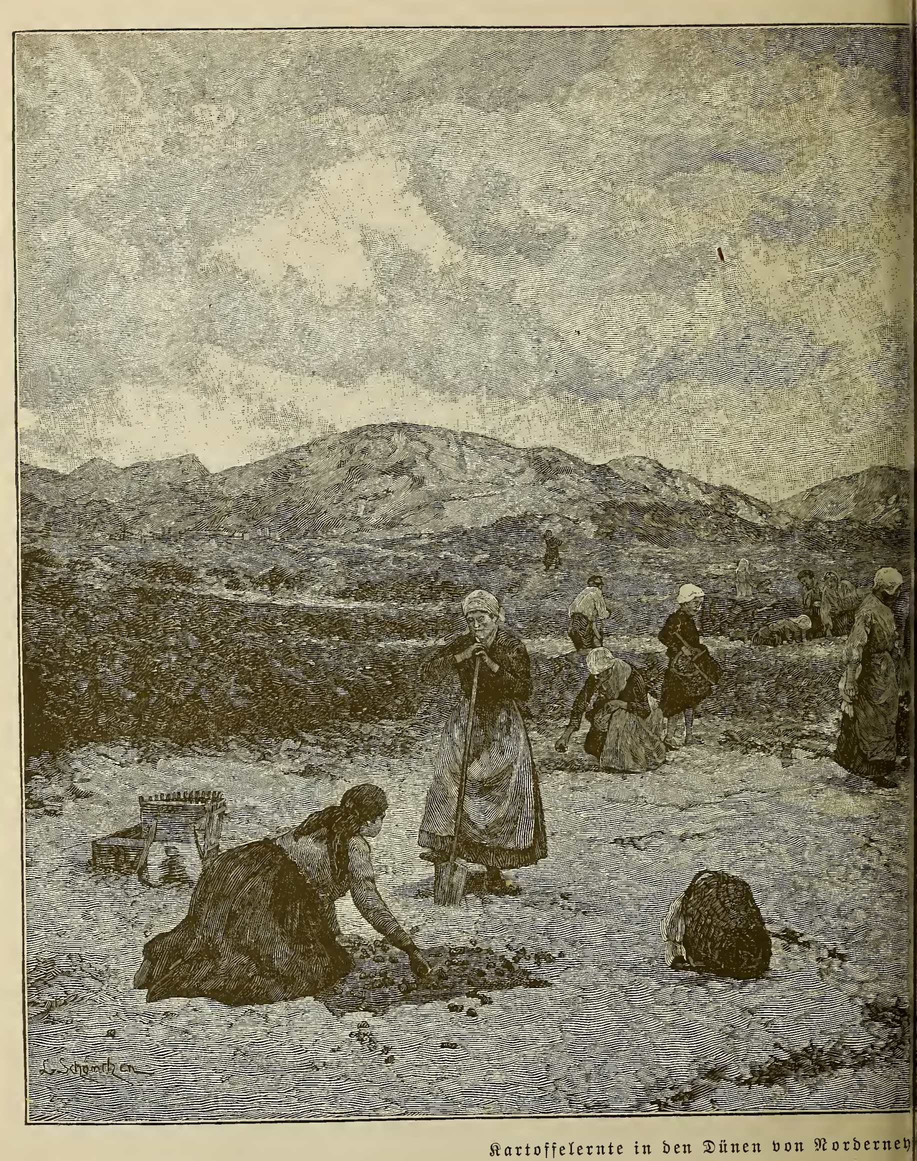
die Leser werden es mir daher gewiß verzeihen, wenn ich, um denselben seiner Bedeutung nach zu kennzeichnen, noch einige Zahlen ins Treffen führe. Deutschland nimmt nächst Frankreich den ersten Rang unter den Seidenstoffe und seidene Posamentierwaren fabrizierenden Ländern ein; die hochentwickelte Industrie in den Bezirken von Krefeld, Elberfeld, Düsseldorf und Gladbach, von Plauen und Chemnitz, sowie von Säckingen im Großherzogtum Baden, welches besonders durch Seidenbandfabrikation hervorragt, hat in den letzten Jahrzehnten den altberühmten französischen Waren auf dem Weltmarkte eine empfindliche Konkurrenz bereitet. Die Einfuhr von Kokons und Rohseide vervierfachte sich seit dem Jahre 1860, und die Ausfuhr an seidenen Geweben und halbseidenen Waren Deutschlands übersteigt bereits bedeutend den Betrag von 200 Millionen Mark. Die deutsche Industrie hat diese Fortschritte wesentlich dem Umstande zu danken, daß sie es verstand, den schnell wechselnden Strömungen der launischen Mode, die sich mehr und mehr den gemischten Stoffen zuwandte, gerecht zu werden, während die französischen Fabrikanten bis vor kurzem starr an dem Althergebrachten festhielten. Thatsache ist aber, daß die deutschen Fabrikate auch in den edelsten Sorten den französischen völlig gleichwertig sind. Unsere deutschen Frauen mögen daraus die Mahnung schöpfen, den vaterländischen Erzeugnissen den Vorzug zu geben.

Sp.

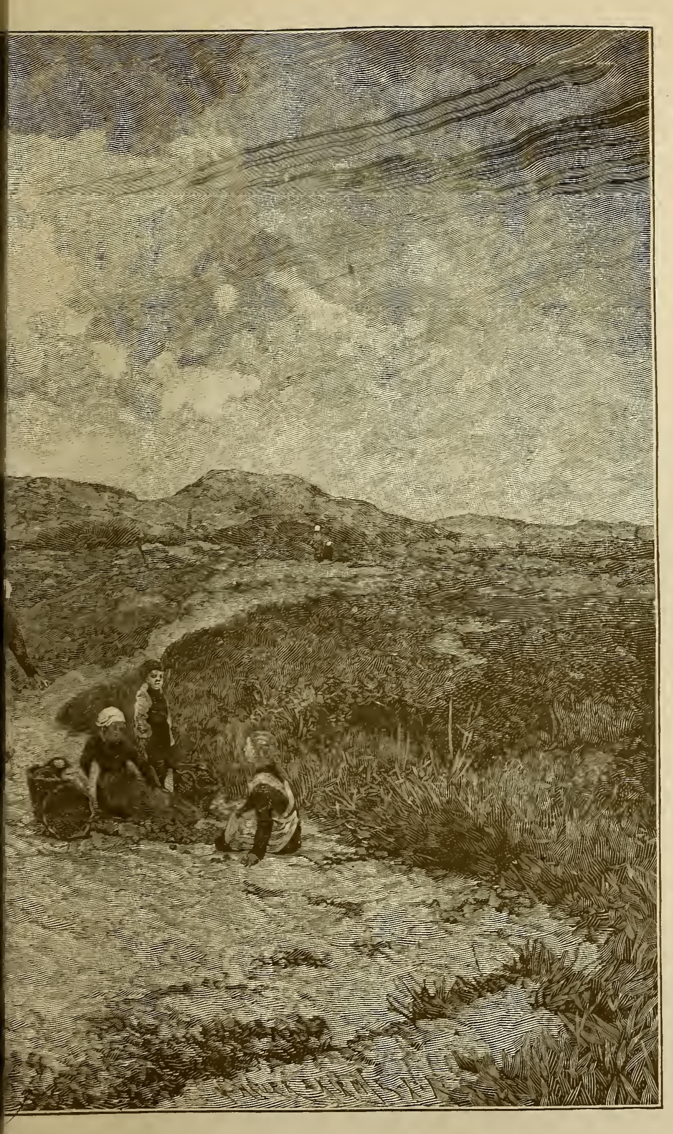
Prinz Rupprecht von Bayern.

Am 18. Mai fand am Hoflager des Prinzregenten von Bayern in München eine bedeutungsvolle Feier statt: Prinz Rupprecht, der älteste Enkel des Prinzregenten, beging sein achtzehntes Geburtstagsfest und trat damit zugleich in das Alter der Großjährigkeit ein. — Prinz Rupprecht ist der älteste Sohn des Prinzen Ludwig, der seinerseits das älteste Kind des Prinzregenten ist. Seine Mutter, mit der Prinz Ludwig seit dem 20. Februar 1868 in glücklichster, kinderreicher Ehe lebt, ist die Prinzessin Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich aus der Linie Modena (geb. 1849). Voraussichtlich wird der Prinz einmal im natürlichen Erbgange die Krone Bayerns tragen. — Nach einer religiösen Feier im Luitpold-Palais fand im Wittelsbacher-Palais die Gratulation statt. Auch die bisherigen Lehrer des Prinzen waren zu derselben befohlen worden. In ihrem Namen richtete Hofstiftskanonikus Kögel die folgende Ansprache an den Prinzen: „Königliche Hoheit geruhen, daß Ihre ehemaligen Lehrer an Ihrem hohen Geburtsfeste ihre aufrichtigsten Glückwünsche Ihnen zu Füßen legen. Königliche Hoheit! Es ist das erste Mal, daß wir Sie mit diesem Titel begrüßen; denn bisher waren Sie uns der liebenswürdige Prinz Rupprecht, mit dessen geistiger Ausbildung wir uns zu beschäftigen die Ehre und das Glück hatten. Wir streuten den Samen aus und hatten uns einer günstigen Ernte zu erfreuen; denn das Absolutorium im vergangenen Jahre fiel ja höchst günstig aus. Das ist eine Ehre und Auszeichnung für Sie, für uns eine ehrende Genugthuung. Möge nun Ihre künftige militärische Laufbahn mit noch reicheren Lorbeeren gesegnet sein! Mögen Sie durch immer reichere

Prinz Rupprecht, ein zukünftiger König Bayerns.



Kartoffelernte in den Dünen von Norderney



[ge]malt von L. Schönchen.



Entfaltung Ihrer vorzüglichen Geistes- und Herzensanlagen die berechtigten Hoffnungen und Erwartungen Ihrer allerdurchlauchtigsten Eltern in einer glänzenden Weise rechtfertigen! Mögen Sie ein Fürst sein in des Wortes ganzer Bedeutung, ein Fürst, von dem wahre königliche Hoheit und Würde widerstrahlt, ein Fürst, auf welchen die Worte des Dichters in „Torquato Tasso" anwendbar sind, welche er dem Antonio in den Mund legt: Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn, der überzeugt, indem er uns gebietet! ein Fürst, zu welchem wir stets mit Hochachtung und warmer Verehrung, ja, ich darf wohl sagen, mit gerechtem Stolze aufzublicken uns gedrängt fühlen! Das walte Gott!"

Zwei Tage später trat Prinz Rupprecht aktiv in die Armee ein, um sich auf den Spuren seines Vaters und Großvaters zu einem tüchtigen Kriegsherrn auszubilden, Deutschland zur Wehr' und Ehr'.

Dorothee.

Erzählung von L. F. Born.

„Dornau," sagte der Kutscher und wies träge mit der Peitsche auf ein großes Gebäude, das wie ein riesiger Würfel aus der grünen, flachen Flußniederung aufragte, weit hinaus über das kleine Dorf und die alten Eichen der Umgebung. „Schloß Dornau," wiederholte der Livreebediente und griff an den Hut, indem er sich zu der jungen Dame in modernem Reiseanzuge zurückwandte, welche den Vordersitz des Fuhrwerks einnahm. Wunderlich genug paßte das Fräulein mit ihrem Bedienten zu der alten, schmutzigen Chaise und zu dem Stallknechte, der als Kutscher fungierte, aber in dem kleinen Städtchen, wo die Reisende die Eisenbahn verlassen hatte, war kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben gewesen. So mußte sie sich jetzt von dem mageren, struppigen Pferde langsam nach Dornau befördern lassen. Doch das schien das schöne Mädchen in dem großen, malerischen Federhut, mit dem dunklen Haarknoten im Nacken wenig zu bedrücken. Der weiche Frühlingswind spielte mit dem kurzen Haar auf ihrer Stirn und färbte das bewegliche Antlitz noch wärmer und frischer als sonst, die lebhaften Augen schauten unternehmend nach allen Seiten hin und maßen die mächtigen Verhältnisse von Schloß Dornau. Es war im vorigen Jahrhundert von einer ausländischen Fürstin, die einem kleinen deutschen Herzogtume entstammte, erbaut worden, auf dem Boden ihrer ehemaligen Heimat. Eben passierte der Wagen die Grenze des Ländchens, und vor der Reisenden lag das Schloß in einsamer Größe da, ein fremdartiger Anblick in der ländlichen Umgebung.

Die Dame im Wagen kannte seine Geschichte, aber ihre Gedanken beschäftigten sich auch nicht mit historischen Erinnerungen oder nachdenklichen Betrachtungen über die Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe, sondern ganz und gar mit der Gegenwart und der nächsten Zukunft, welche sich für sie an diesen steinernen Koloß knüpfen sollte.

Die Chaise fuhr jetzt ins Dorf ein, an einer uralten Feldsteinkirche vorüber. Daneben lag das bescheidene Pfarrhaus mit seinen grünen Sonnenläden, über dessen Gartenmauer ein paar Kinderköpfe neugierig der Kutsche nachschauten. Noch ein paar Häuser weiter, dann that sich rechts ein Thor auf, durch das man auf einen großen Wirtschaftshof und ein stattliches Wohnhaus sah. „Das Amt," erklärte der Kutscher, und sein Pferd schien nicht übel Lust zu haben, hier einzukehren, nur mit Mühe wurde es noch einmal angetrieben. Jetzt folgten zur Rechten die Mauer des Schloßhofes, zur Linken die steile grüne Wand eines großen Gartens im Versailler Stil, welcher ganz aus geradlinigen, beschnittenen Hainbuchenhecken bestand. Der Wagen lenkte in den öden, weitläufigen Hof ein, vorbei an zwei großen Vertiefungen, in denen nur noch ein paar Wassertümpel daran erinnerten, daß es ehemals Teiche gewesen, und hielt auf einer mächtigen Rampe, die mit kolossalen steinernen Vasen besetzt war und mit schäkernden Genien, deren Kinderhände die Größe einer Männerfaust hatten.

Der Diener sprang vom Bocke und rührte den großen Klopfer an der mittleren Ein-

gangsthür, erst leise, dann immer lauter — vergeblich. Er rüttelte am Schlosse und versuchte dann durch eine Nebenthür sich Eingang zu verschaffen, der Kutscher knallte kräftig mit der Peitsche — alles umsonst. Schloß Dornau schien unter Bann und Zauber zu stehen, nichts regte sich hinter den großen, verhängten Fenstern, kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören. Mit ratlosem Gesichte kehrte der Diener an den Wagenschlag zurück. Seine Herrin hatte sich unterdes aufgerichtet, den Kopf im Nacken, die feinen Nasenflügel ein wenig geöffnet, wies sie auf ein Fenster im Souterrain, wo sich die bunte Gardine leise bewegte: „Klopfen Sie dort an, Friedrich, aber kräftig. Mir scheint, sie wollen uns nicht hören!"

Friedrich ließ sich das nicht zweimal sagen und trommelte gegen die Scheiben, daß es klirrte. Da wurde das Fenster aufgerissen, ein grauer Kopf erschien, und eine Flut von kräftigen Schimpfworten ergoß sich über den Störenfried, so daß dieser ganz bestürzt zurückwich. „Friedrich," rief die junge Dame mit lauter Stimme, „sagen Sie dem Menschen meinen Namen und befehlen Sie ihm, augenblicklich zu öffnen."

Ehe noch Friedrich den Mund aufthun konnte, wurde das Fenster wieder zugeschmettert, und eine Zeitlang blieb alles still, man vernahm nur das laute Durcheinanderzwitschern verschiedener Vogelstimmen hinter dem Fenster. Dann hörte man drinnen Thüren schlagen, und schlürfende Schritte schienen sich dem Eingange zu nähern. Die Dame saß wartend, mit vorgeneigtem Kopfe und blitzenden Augen, bis sich ein Flügel der Eingangsthür knarrend und widerwillig einen Fuß breit aufthat und sich die hagere, wunderliche Figur eines alten Mannes in Uniform durch die Öffnung schob. Der abgetragene Waffenrock war schief zugeknöpft, die grauen, borstigen Haare starrten unordentlich in die Höhe, die lahmen Füße steckten in ein paar ungeheuren Filzschuhen, und die eingesunkenen Augen blinzelten unter den buschigen Brauen hervor, als könnten sie das Tageslicht nicht vertragen. Die Dame ließ sich mit Würde von Friedrich aus dem Wagen helfen. „Sind Sie der Kastellan Borchert?" Ein unverständliches Geknurr war die Antwort, sie aber fuhr ruhig fort: „Ich komme, um die Zimmer zu besichtigen, die Se. Hoheit der Herzog meinem Vater, Herrn von Sorge, zur Verfügung gestellt hat. Haben Sie die Güte, mir dieselben sofort zu zeigen."

„Das geht mich nichts an," war die mürrische Antwort, und er begann die Thür wieder zuzuschieben. Aber die Dame machte eine gebieterische Bewegung — Friedrich sprang vor, riß den Flügel so heftig auf, daß der Invalid beinahe zur Erde gestürzt wäre — und siegreich trat Fräulein von Sorge mit erhobenem Haupte in den weiten, hallenden Steinflur.

Zwei Paar neugierige Augen hatten vom Amtsgarten aus den ganzen Vorgang beobachtet. Dicht an der Mauer, welche Schloß- und Amtsgebiet trennte, stand ein alter, vielverzweigter Apfelbaum, und auf seinen niedrigen Ästen hatten sich's zwei junge Mädchen bequem gemacht trotz der gebauschten und faltigen Gewänder, die beide vor noch nicht sehr langer Zeit mit den kurzen Röckchen vertauscht haben mochten. Die eine, klein und untersetzt im grellrosa Kleid, balancierte in kühner Stellung auf dem großen Aste, der fast die Mauer berührte, die andere, ein zartes Figürchen in grau, hatte sich einen Sitz dicht am Stamme gesucht, wo der feine, dunkelhaarige Kopf eine Stütze fand. Ihr farbloses Gesicht war nicht ganz gleichmäßig gebildet, einer Pflanze gleich, welche nie in der vollen Sonne gestanden hatte, aber über den großen, tiefbeschatteten Augen durfte man die Unvollkommenheit vergessen.

„Sie ist es — sie ist es!" rief das Mädchen in rosa, „hurra, das muß ich den Eltern sagen." Und mit einem kühnen Satze landete sie auf dem Rasen und stürzte auf das Amtshaus zu. Die Gefährtin folgte ihr sehr viel langsamer bis nach dem Kiesplatze zwischen dem Hause und den Frühlingsbeeten, wo der Amtsrat Feldhausen bei Kaffee und Zigarre eine behagliche Nachmittagsitzung hielt, ein blonder, dicker Herr, dessen Mund etwas zu groß geraten und dem das Töchterchen in rosa wie aus dem Gesichte geschnitten war. Seine Frau, klein, rund und beweglich, mit klugen, grauen Augen, schenkte eben den Gästen ein, welche sicher aus dem Pfarrhause an der Kirche stammten. Der große, magere Mann mit dem feinen kränklichen Gesichte konnte nur der Ortsgeistliche sein, und die Dame in dem knappen braunen Kleide, mit den hübschen aber früh gealterten Zügen und den verbrauchten, rastlos strickenden Händen niemand

anders als die Frau Pastorin. Der jüngere Herr neben ihr trug auch den schwarzen geistlichen Rock, aber mit seiner breiten, großen Gestalt und den kräftigen, grob geschnittenen Zügen würde er einen ganz stattlichen Landsknecht abgegeben haben. Er verhielt sich schweigsam und beobachtete mit hellen Augen und humoristischem Lächeln die übrige Gesellschaft, welche durch die Mitteilung von Röschen Feldhausen in einige Aufregung geriet und lebhaft durcheinander redete. Nur das kleine graue Fräulein nahm still ihren Platz unten am Tische ein.

„Sie wissen wohl noch gar nicht, von wem die Rede ist, Herr Kandidat, da Sie erst gestern bei uns angekommen sind," wandte sich der Amtsrat jetzt an den jungen Mann. „Es handelt sich um unsere künftigen Nachbarn, Herrn von Sorge und seine Tochter, denen unser Herzog hier eine Wohnung im Schlosse angeboten hat. Seinen Vater, den alten seligen Bankier Sorge, meines Vaters Freund und Duzbruder, habe ich noch wohl gekannt, und mit den beiden Jungen bin ich in die Schule gegangen. Der Älteste war ein tüchtiger Mensch und sollte einmal das Geschäft übernehmen, aber er starb unverheiratet ein Jahr vor seines Vaters Tode. Der Jüngere stand bei der Garde in Berlin und erbte das ganze große Vermögen, zog sich aus dem Geschäfte, wurde geadelt und machte eine vornehme Heirat. Ich habe ihn dann und wann wiedergesehen, wenn er beim Herzog war und hier in der Gegend die Jagden mitmachte. Unser Herzog hatte ihn sehr gern — er war ein geistreicher Mensch und eine Art Allerweltsgenie: Künstler, Schriftsteller, brillanter Reiter und Schütze. Er nahm den Abschied und redete immer davon, sich anzukaufen, aber er fand nie genau das, was er gerade suchte, und im Grunde war's ihm auch wohl nicht Ernst damit. So lebte er mit seiner Familie meist in Berlin oder auf Reisen, in Paris, in Italien und in den Bädern. Die Frau war kränklich und konnte nur eine ganz aparte Sorte Luft vertragen. Vor etwa zehn Jahren ist sie gestorben. Er galt für ungeheuer reich, und ich denke, mich rührt vor Erstaunen der Schlag, als ich neulich höre, daß er bei dem großen X.schen Bankerott sehr viel verloren hat und sich einschränken muß. Unser Herzog hat die Gnade gehabt, ihn hierher einzuladen, und seine Tochter wird ihn begleiten. Der älteste Sohn will Maler werden, wie ich höre, und der jüngste ist im Kadettenkorps untergebracht. Sie können sich denken, daß es uns nicht einerlei ist, was für eine Nachbarschaft uns so dicht vor die Thür hingesetzt wird — es soll eine verwöhnte Gesellschaft sein, und wer weiß, mit was für Prätensionen sie uns hier kommen werden. Ja, ja, Pastorchen, wissen Sie noch, wie ruhig und gemütlich es sonst in Dornau zuging, ehe die Mädchen aus der Pension kamen, als wir Alten das Reich für uns allein hatten? Jetzt aber —"

Eben erschien der Kopf des fremden Bedienten in der Glasthür, die vom Garten ins Haus hineinführte, und die Frau Amtsrat sprang erschrocken auf — es fiel ihr ein, daß die Mädchen heute alle bei der Wäsche waren und der Mann das Haus leer gefunden hatte. Er überreichte ihr eine Karte mit dem Namen: „Dorothea von Sorge," und mit hoher Spannung sahen die übrigen die Hausfrau in der Glasthür verschwinden. Schon nach einer halben Minute kam sie mit dem schlanken blühenden Mädchen zurück, „der Sorge in Person" — wie der Pastor lächelnd zu sich sagte, als er mit den anderen aufstand, um sie zu begrüßen. Der Amtsrat stellte vor: „Herr und Frau Pastor Friedener, Herr Kandidat Nordmann, meine Nichte — Fräulein Falk, meine Tochter." Dann nahm der neue Gast Platz und erklärte dem Amtsrat mit einiger Befangenheit, daß sie als Hilfesuchende zu ihm komme. Sie sei von Berlin aus herübergefahren, um die neue Wohnung in Augenschein zu nehmen. Da sie ganz unbekannt mit der Örtlichkeit sei, habe sie sich Dornau nicht ganz so klein und ländlich, das Schloß nicht ganz so öde und leer vorgestellt. Den Eingang habe sie sich zwar erzwungen, aber der alte Borchert weigere sich standhaft, ihr nur im geringsten behilflich zu sein und leugne bestimmt ab, ihretwegen aus der Residenz eine Instruktion empfangen zu haben.

„J — so soll ihn doch" — fuhr der Amtsrat auf, „verstockte alte Kanaille! Natürlich ist das eine unverschämte Lüge. Ich werde gleich 'mal hinüber und ihm den Standpunkt klar machen." Er hatte diesen glänzenden Augen gegenüber schon ganz vergessen, daß er sich eben selbst noch mißtrauisch über die neue Nachbarschaft ausgesprochen hatte.

„Bleib sitzen, Männchen," mahnte seine Frau, „du kannst erst noch in Ruhe mit Fräulein von Sorge eine Tasse Kaffee trinken."

Fräulein von Sorge ließ sich auch nicht lange nötigen, sondern langte mit gesundem Appetite munter zu, der freundliche Empfang schien jede Beklemmung ganz und gar verscheucht zu haben. Rose und ihre Kousine wandten kein Auge von ihr. Wie war sie schön und reizend, und wie geschmackvoll gekleidet! Das scheinbar so einfache Reisekleid von einem Stoff und einem Faltenwurf, wie ihn Dornau noch nie gesehen hatte — alles, von den Marseiller Handschuhen mit den unzähligen Knöpfchen bis herab zu den Spitzen der Stiefelchen in den Augen der Mädchen ganz unbeschreiblich vornehm und gewählt. Jetzt schilderte sie den Kampf, den sie am Eingang des Schlosses mit dem alten Borchert bestanden hatte, mit dramatischer Lebendigkeit, und dazu lachte sie so herzlich und melodisch. Ihr Gelächter aber war wie Musik, es glich einer silberhellen Tonleiter und wirkte ansteckend — alles lachte mit, am lautesten der Kandidat.

„Ich werde ihn noch zahm machen, den Alten," behauptete Fräulein Dorothee kecklich, aber der Pastor schüttelte den Kopf.

„Gott gebe, daß es Ihnen gelingt," sagte er mit seiner milden, etwas matten Stimme. „Zehn Jahre lang habe ich mich vergeblich bemüht, auch nur den geringsten Einfluß auf ihn zu erlangen. Bei den Leuten hier gilt er für verrückt. Ganz allein haust er drüben in seinem Gelaß, dessen Wände von oben bis unten mit Vogelkäfigen bedeckt sind. Die Vögel und anderes kleines Getier sind seine einzigen Gefährten, nur selten kommt ein Mensch über seine Schwelle. Seinen kleinen Haushalt besorgt er allein und geht nur abends zuweilen aus, um seine Einkäufe zu machen. Dabei führt er die Aufsicht über das Schloß gewissenhaft und hält die Säle und Zimmer in musterhafter Ordnung."

„Ist er immer so wunderlich gewesen?"

„Das nicht. Als ich herkam, lebte seine Frau noch, und von einer Schar Kinder waren ihm ein kleines Mädchen und ein Sohn geblieben. Schon damals war er ein schroffer, eigensinniger Mensch, aber es ließ sich doch mit ihm auskommen. Nach zwei Monaten mußte ich die Frau und bald darauf das Kind begraben, der letzte Schlag aber traf ihn durch den Sohn, der seinen eigenen Vater betrog und beschwindelte und endlich ganz ins Elend geriet, als der Vater die Hand von ihm abzog. Zuletzt hatte er hier im nahen Steinbruch Arbeit gefunden, und der Vater that, als ob er von seiner Existenz gar nichts wisse. Vor einigen Wochen wurde er durch einen Unfall im Steinbruch schwer verletzt und starb jämmerlich. Er hinterließ eine Frau mit fünf kleinen Kindern, von denen eins seit der Geburt gelähmt und verkrüppelt ist. Das Elend ist groß, aber ob die Schwiegertochter auch dicht an seiner Thür, nur ein paar Schritt vom Schlosse entfernt, wohnt, so ignoriert er sie doch gänzlich und thut nicht das Geringste, um der Not zu steuern. Allmählich ist er immer erbitterter und unzugänglicher geworden, und wir dürfen uns nicht wundern, daß er Ihren Einzug ins Schloß als eine unerträgliche Störung seines Hausfriedens ansieht. Man sagt, er will deswegen um seinen Abschied beim Herzog einkommen."

Dorothee zuckte mit den Schultern: „Er wird thun, was er nicht lassen kann, wir aber werden seinetwegen schwerlich auf unsere Rechte verzichten."

Damit waren der alte Borchert und seine Geschichte abgethan, und sie plauderte weiter von den Einrichtungen, welche sie für den Sommer zu treffen gedachte, ganz als ob es sich in Dornau nur um eine vorübergehende Sommerfrische für sie und ihre Familie handle. In vierzehn Tagen etwa dachte sie mit ihrem Vater und ihren Brüdern einzuziehen, der Kadett sollte Urlaub für das Pfingstfest bekommen, und Fedor, der ältere Bruder, sei krank gewesen und hoffe sich in Dornau zu erholen.

„Und Ihr Herr Vater hat Sie ganz allein in die Welt hinausgeschickt, um hier Quartier zu machen?" fragte Frau Feldhausen kopfschüttelnd.

„Ei, ich bin gewohnt, unsere häuslichen Angelegenheiten selbständig zu besorgen," lachte Dorothee, und dann erzählte sie, daß sie noch nie einen Sommer in Norddeutschland erlebt habe — „ich bin neugierig, ob ich's aushalten werde?"

„Aber Sie sind doch hier in Ihrer Heimat," bemerkte die Amtsrätin verwundert.

„Eine Heimat habe ich nie gehabt — ich bin nichts als ein Vagabunde, gnädige Frau, und mein Wahlspruch heißt: ubi bene,

ibi patria. Wenn ich eine Vorliebe habe, so ist's für das Leben im Süden, aber nicht für Deutschland. Ich war schon zehn Jahre alt, als ich zum erstenmal nach Norddeutschland gebracht wurde, und sehr gern lasse ich mir noch jetzt sagen, daß ich italienisch und französisch geläufiger spreche als die deutsche Sprache."

„Und dessen rühmen Sie sich," platzte der Kandidat heraus, der, seine großen Hände auf die Kniee gestemmt, weit vornüber gebeugt, das Mädchen schon eine ganze Zeitlang rücksichtslos angestarrt hatte. Sie machte eine kleine Bewegung des Erstaunens, als ob ihr Herrn Nordmanns Gegenwart zum erstenmal auffiele: „Dessen rühme ich mich," wiederholte sie nachlässig, „ich liebe die romanischen Sprachen und würde sehr in Verlegenheit geraten, wenn ich meine Gedanken immer nur im plumpen Deutsch ausdrücken sollte."

„Ha, ha, ha," lachte der Kandidat mit kräftigem Baß. „Was mögen das für Gedanken sein, und wie tief muß das gnädige Fräulein trotz ihrer mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache in den Geist derselben eingedrungen sein, um sich ein so reifes Urteil über dieselbe gebildet zu haben!"

Einen Augenblick lang stand auf Dorotheens Gesicht geschrieben: „Soll ich dem Menschen überhaupt noch einmal antworten?" Dann aber sagte sie: „Ich dächte, wir ließen die Diskussion ruhen, da Ihnen meine Lieblingssprachen vermutlich noch etwas fremder sind als mir das Deutsche."

Er verbeugte sich ironisch. „Allerdings will ich nicht behaupten, daß ich mich italienisch besser ausdrücken kann als deutsch, indes würde es mir doch nicht ganz unmöglich sein, mich auch in dieser Sprache mit dem gnädigen Fräulein zu verständigen. Ich bin vor drei Wochen aus Rom zurückgekehrt und hatte den Vorzug, mich zwei Jahre lang in Paris und in Italien aufzuhalten als Lehrer in der Familie des Grafen Enstorff."

Jetzt lachte der Amtsrat aus vollem Halse, und der Pastor stimmte ein. Dorotheens sichtliche Verblüffung aber dauerte nur einen Augenblick: „Gut, daß Sie mir das mitteilen," sagte sie mit ihrem freundlichsten Lächeln, „wahrhaftig, ich hätt' es Ihnen sonst nicht angemerkt, Herr Kandidat."

Das freut mich unendlich zu hören, denn ich lege keinen Wert darauf, meine deutschen Eigentümlichkeiten zu verleugnen."

Der Amtsrat rieb sich die Hände; wenn diese beiden in Zukunft sich öfter an seinem Tische zusammenfanden, so war für seine Unterhaltung gesorgt.

„So war der Vorzug, Paris zu betreten und die Luft des Südens atmen zu dürfen, wirklich an Ihnen verschwendet?" fragte Dorothee jetzt mit Eifer, aus ihrer nonchalanten Ruhe aufgestört.

„Ich hoffe, nein," war die Antwort, „ich würde um keinen Preis der Welt diese zwei Jahre aus meinem Leben streichen mögen."

„Und Sie werden künftig in einem Winkel Deutschlands Ihr Leben verbringen, gebunden an die Scholle, zufrieden mit einer blassen Erinnerung? Wissen Sie, wie mir dann zu Mute sein würde?" sie wies lebhaft mit der Hand nach dem Rasen jenseit der Blumenbeete, wo Rosens zahme Schafe weideten — „wie dem Schafe, das dort angebunden ist und, immer im Kreise herumgehend, vergeblich am Stricke zerrt, um ein einziges Blümlein jenseit der Grenze zu erlangen."

„Ich bin überzeugt, daß dem Tiere sehr wohl zu Mute ist," war die gemächliche Antwort, und Herr Nordmann bemühte sich mit Eifer, die ausgegangene Zigarre wieder in Brand zu bringen. Über Dorotheens Stirn flog ein leichtes Rot, und der Pastor nahm das Wort: „Mein liebes Fräulein, ich hoffe, Sie werden in Dornau nie den Strick fühlen, der Sie bindet, und ich hoffe, Sie werden lange genug bei uns bleiben, um sich an uns plumpe Barbaren und an unsere karge Weide zu gewöhnen. Ich glaube, daß dies unser aller herzlicher Wunsch ist." Er reichte ihr die Hand hin, und sie schlug kräftig ein, eifrig versichernd, daß Dornau ihr einen ganz reizenden Eindruck gemacht habe, und daß sie sich durchaus nicht vor dem Leben hier fürchte. Nun wurde verabredet, daß Dorothee ihren Wagen nach Walwitz, der kleinen Station, zurücksenden und nebst ihrem Diener die Nacht im Amtshause zubringen solle. Mit lebhaftem Danke nahm sie das freundliche Anerbieten an, dann brachen die Bewohner der Pfarre auf, und Dorothee kehrte mit ihren Gastfreunden noch einmal in das Schloß zurück.

Der Invalide schien sich vorläufig ins Unabänderliche fügen zu wollen, denn auf des Amtsrats Ruf erschien er mit seinem

großen Schlüsselbunde und ging stumm und verdrossen daran, die Zimmer zu zeigen. Die weiten Räume waren nur dürftig mit Resten verschossener Draperieen und einigen wackligen, steifen Möbeln ausgestattet, und nach Ansicht der Amtsrätin war es ganz unmöglich, in diesen öden, himmelhohen Sälen mit den breiten Fenstern und riesigen Kaminen jemals einen wohnlichen Zustand herzustellen. Aber Dorothee war gewohnt, mit großen Maßen zu messen. Sie fand das Ganze herrlich, vornehm und romantisch und hatte bald mit praktischem Blicke einige kleinere Räume mit großen Kachelöfen sich ausersehen, die auch für kühlere Tage Behagen versprachen, daneben einen großen Raum mit schönem Kamin und kostbaren Stuckverzierungen, als zum Salon passend. „Arm und klein ist meine Hütte,“ deklamierte sie mit Pathos und maß den Raum aus, welchen ihr Flügel nächstens einnehmen sollte. Dann faßte sie Röschen um die Taille und walzte lustig mit ihr über das Parkett. Der Amtsrat pfiff den Takt dazu, und der Kastellan folgte mit verwirrten Blicken den wirbelnden Gestalten, wie jemand, der plötzlich aus einem Traume aufgeschreckt wird. Wie verzaubert aber hingen die Augen der kleinen Lisbeth Falk an Dorotheen, wie an einer ganz neuen Offenbarung von Schönheit, Kraft und Leben. Dann ging es hinunter ins Souterrain, wo die künftigen Wirtschaftsräume besichtigt wurden, und zuletzt ins obere Stockwerk, das niemals ausgebaut worden war. Nur kahle Backsteinmauern fanden sich dort, aber aus den wüsten Räumen trat man hinaus auf das weite, flache Dach, von wo aus Dorothee ganz Dornau übersehen und weit darüber hinweg ins Land hinaus schauen konnte. Da lag der Schloßhof und der große Heckengarten, der von hier oben gesehen wie ein großes dachloses Gebäude voll grüner Säle und lauschiger Zimmer erschien, daran schlossen sich dann auf der anderen Seite des Schlosses ein paar verwilderte Terrassen mit Bosketts, Treppen und Sandsteinfiguren, die sich bis hinunter an einen kleinen See zogen, der, von herrlichen alten Eichen umgeben, zugleich die Terrassen und den Garten des Amts bespülte. Weiter hinaus die Wälder und Wiesen, Dörfer und Städtchen des gesegneten Ländchens, schimmernd im Frühlingsgrün, und zwischen ihnen, aufblitzend in den Strahlen der untergehenden Sonne, der nahe große Strom mit seinen weißen Segeln. Dorotheens Augen glänzten vor Lust, übermütig kletterte sie zu einer der mächtigen steinernen Gestalten hinauf, welche den Rand des Daches schmückten, und jodelte mit frischer, reiner Stimme hinaus in den Frühlingsabend.

Unten gingen zwei Herren am See entlang auf eine Anzahl armseliger Häuser zu, welche, vom übrigen Dorfe abgesondert, nahe an der Mauer des Schloßhofes lagen — sie schauten auf und lüfteten die Hüte, als sie Dorotheens Jauchzer vernahmen. „Unser Pastor will den Kandidaten mit dem Spitzbubenquartier von Dornau bekannt machen,“ sagte der Amtsrat, „dort wohnen die schlimmsten Leute der ganzen Gegend, welche in die Steinbrüche und Fabriken hier herum auf Arbeit gehen. Der Nordmann sieht mir aus, als könne er es mit der Bande, die darin haust, besser aufnehmen als unser guter Freund Friedener. Der Mann ist zu fein und zu gelehrt für die Dornauer,“ wandte er sich erklärend an Dorothee, „er quält sich ab und richtet doch nichts aus bei dem Volke hierzulande. Es thut not, daß ihm der Kandidat unter die Arme greift und auch die Kinder in der Pfarre ein wenig in Zucht nimmt. Friedener hat erst spät geheiratet, eine junge, unerfahrene Gouvernante, nun hat er sieben Kinder wie die Orgelpfeifen zu erziehen, von denen das jüngste noch nicht laufen kann! In diesem Winter lag er wochenlang am Tode und mußte sich endlich dazu bequemen, einen Hilfsprediger anzunehmen. Von Glück kann er sagen, daß er einen tüchtigen Menschen wie den Kandidaten bekommen hat. Der Graf, bei dem Nordmann Hauslehrer gewesen ist, hat ihn durchaus nicht loslassen wollen und hat ihn ganz als Hausfreund behandelt, obwohl er nur der Sohn eines Handwerkers ist. Aber das Leben in der gräflichen Familie soll ihm zu bequem gewesen sein, er sehnte sich heraus nach Arbeit unter Lumpen und Spitzbuben. Ein sonderbarer Schwärmer — aber es scheint, daß sich mit ihm leben läßt.“ Also sprach der Amtsrat, während er Fräulein von Sorge galant die Treppe herunterführte. Er hatte eine gute Meinung von den neuen Nachbarn gewonnen und gedachte mit Behagen an einen künftigen Verkehr.

Am Tage nach Pfingsten ging der Kandidat ins Amtshaus hinüber, um eine Ge-

schäftsangelegenheit mit dem Amtsrat zu erledigen. Herr Feldhausen war nicht zu Hause, und man wies ihn nach dem Gartenhäuschen hinaus. Dies lag hinten im Garten auf einem Hügel, und über die Spiräen und den Flieder hinweg konnte man von dort aus die Schloßterrassen so gut übersehen, wie den Schloßhof vom Apfelbaum aus. Die beiden Mädchen saßen dort mit ihrem Nähzeug, und Rose lud Herrn Nordmann ein, Platz zu nehmen. Die Eltern seien ins Feld gegangen, würden aber bald zurückkehren. Er begann eine freundlich scherzende Unterhaltung mit ihnen, aber sie schienen nur Augen und Gedanken zu haben für die Terrasse drüben, auf der die Nachbarn den Sommernachmittag genossen. Die Sorges waren am Tage vor dem Feste angekommen, und das Haupt der Familie, ein noch schlanker Herr von sehr eleganter Figur mit eben ergrauenden Haaren, ruhte jetzt im Schaukelstuhle neben dem Kaffeetische und las die Zeitung. Nicht weit davon stand der frische, rotbäckige Kadett und schoß mit der Armbrust nach den Trümmern einer steinernen Diana, an deren lächelndem Antlitz die Bolzen harmlos abprallten. Im hohen verwilderten Grase streckte sich ein junger Mann in hellem Sommeranzuge, den schönen Kopf auf die Hand gestützt, den Strohhut schief auf den dunklen lockigen Haaren. Vor ihm lag ein Skizzenbuch und mit lässigen Strichen schien er die Diana zu zeichnen samt dem kleinen Schützen im preußischen Waffenrocke, der die Kinder der Niobe an der furchtbaren Göttin rächte. Dorothee aber hatte sich den Nacken des steinernen Seepferdes zum Ruheplatz erwählt, das in der Mitte der Terrasse aus dem ausgetrockneten Fontänenbecken aufragte. Dort oben schwebte sie sehr anmutig, und hinter ihr stieß der Triton in sein abenteuerliches Muschelhorn. Gegen die Sonne hatte sie sich mit einem tellerförmigen, italienischen Strohhütchen geschützt, dessen Bänder leicht nach hinten um den dunklen Haarknoten geschürzt waren, und vom Gartenhäuschen aus konnte man deutlich die Zigarette zwischen ihren roten Lippen erblicken, deren sanfte Rauchwölkchen sich um die Mähne des Pferdes kräuselten.

„Sehen Sie nur, sie raucht,“ flüsterte Röschen beklommen. Sie wollte so gern alles bewundern, was das schöne Mädchen aus der Fremde that und sagte, aber bei diesem ungewohnten Anblicke fühlte sie sich ganz verwirrt. „Haben Sie gehört, was für schöne Sachen die Sorges mitgebracht haben, Herr Kandidat?“ fuhr sie fort. „Viele Wagen voll — und drei Dienstboten. Vater sagt, wenn Herr von Sorge auf diese Weise zu sparen denkt, so kann es nicht schlimm um ihn stehen.“

Der Kandidat nickte zerstreut, er stand mit untergeschlagenen Armen und schien ganz vertieft in das reizende Bild drüben auf der Terrasse, bis Röschen vorschlug, jetzt hinunter an die Wiese zu gehen, um dort dem Papa zu begegnen. So gingen sie bis zum See, von wo aus man die ganze Wiese überblicken konnte, aber der Amtsrat war nicht zu sehen, und da der Kandidat keine Miene machte, sich zu entfernen, so blieb nichts übrig, als am Rande des Wassers auf und ab zu gehen. Nicht lange, so ließen sich Stimmen ganz in der Nähe vernehmen — die Sorgeschen Geschwister kamen durch die verwilderten Bosketts, welche beide Gärten trennten, herab bis an die Stelle, wo in einer kleinen Bucht die Gondel des Amtsrats lag.

„Wie schade, wenn wir doch auch eine Gondel hätten!“ ließ sich Dorotheens Stimme vernehmen. Mit einem plötzlichen Entschluß sprang Röschen vor: „Bitte, benutzen Sie unsern Kahn so oft Sie wollen, Papa hat gesagt, daß er Ihnen denselben ganz zur Verfügung stellen will.“

Der junge Herr von Sorge zog den Hut. „Nur unter der Bedingung, daß die Herrschaften uns begleiten,“ sagte er artig. Dorothee stellte ihre Brüder vor, und der Maler half den jungen Mädchen ins Boot.

„Sie rudern doch, Herr Kandidat? Ich überlasse Ihnen und meinem Bruder Fritz gern das Geschäft. Meine Schwester läßt sich natürlich das Steuer nicht nehmen.“

Er sah allerdings aus, als ob er noch keiner großen Anstrengung gewachsen sei, bleich und durchsichtig mit einer trägen Anmut in allen Bewegungen. Seine Züge waren noch regelmäßiger als die seiner Schwester, und das Gesicht mit den dunklen Augen und langen schwarzen Wimpern hatte den schwermütigen Ausdruck eines Südländers. Die Kousinen auf dem Sitze ihm gegenüber drückten sich verlegen gegeneinander, Lisbeth Falk hatte, seit sie in Dornau war, die Scheu vor dem Wasser noch nie überwinden können, aber der Maler sah ihr so freundlich lächelnd

in die ängstlichen Augen, und die Ruder des Kandidaten schlugen mit so festem, sicherem Takte ins Wasser, daß sie anfing Mut zu fassen. Jetzt flogen sie aus dem Schatten der Eichen hinaus auf die sonnige Fläche des Sees. Es war herrlich heut auf dem Wasser, die Mücken tanzten gleich Goldfunken um die Gondel her, und goldene Tropfen rannen von den Rudern und von Dorotheens Hand herab, die in der Flut umherplätscherte. Jetzt bog sie sich weit zurück und schaute in den Himmel hinein:

„Himmel oben — Himmel unten
Stern und Mond in Wellen lacht —“

sang sie. „Komm, Fedor, laß uns etwas singen. Sie können wohl nur geistliche Lieder, Herr Kandidat?“ fügte sie hinzu.

„O nein,“ erwiderte er gelassen, und schon im nächsten Augenblicke stimmte er mit klangvollem, wohlgeschultem Baß an:

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ —

Fedor, der Maler, und die übrigen fielen ein. Dorothee sah verdrossen drein, weil man sie nicht noch einmal gefragt hatte, aber als das „Juvivallera“ jauchzend über das Wasser klang, hatte sich die Wolke auf ihrer Stirn verzogen, sie sang lustig mit. Andere Studentenlieder folgten, und dann ruderte der Kandidat zu den Seerosen hinüber, die ihre weißen Kelche in einer schattigen Ecke des Sees aufthaten. Unter Jubel und Lachen wurde nach den weißen Blumen gefischt, auch die beiden jungen Mädchen tauten auf, Lisbeth stimmte in das tolle Gelächter mit ein, und Rose hielt Fritz, den Kadetten, am Rockzipfel fest, wenn er allzuweit über den Rand des Bootes hinaushing. Nordmann eroberte die erste weiße Blüte für Dorothee, dann that auch Fedor einen glücklichen Fang und beschenkte die Kousinen damit. Dorothee schüttelte die Wassertropfen von ihrem Kleide, nahm den Hut ab und steckte die Seerose ins Haar — dann stimmte sie ein neues Lied an. Diesmal fiel nur eine Mädchenstimme ein, die übrigen schwiegen und lauschten. Als sie geendet, klatschte der Maler lebhaft Beifall, und seine Schwester rief: „Mein liebes, einziges Fräulein, thun Sie uns den Gefallen und singen Sie uns noch ein Lied vor, aber allein, wenn ich bitten darf.“

Lisbeth, die Sängerin, war feuerrot geworden, aber auf vieles Bitten und Drängen entschloß sie sich zu singen, unter der Bedingung, daß Rose ihr Beistand leiste. Rosens unbedeutendes Stimmchen aber verschwand bald unter den tiefen, weichen Tönen der anderen:

„Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei.
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

Es lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Kerkers Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und alles ist erfreut,
Doch keiner fühlt die Schmerzen
Der Brust, das tiefe Leid.“

Nachdem der erste, schreckliche Anfang überstanden war, hatte Lisbeth selbstvergessen, aus voller Brust gesungen, nur einmal sah sie schüchtern zum Maler hinüber, der rücksichtsvoll den Kopf abgewendet hatte. Als sie geendet, war es einen Augenblick ganz still im Boote, bis Rose sagte: „Die Melodie hat Lisbeths Vater komponiert, es ist ihr Lieblingslied.“

„Eine wunderbare Stimme und ein wunderbares Lied,“ sagte Fedor, „die Nachtigallen können wir füglich in Dornau entbehren.“

Dorothee nickte. Die Stimme hatte einen eigentümlich thränenvollen Klang, und die schwermütige Weise im Verein mit der zarten, unscheinbaren Gestalt der Sängerin und ihren tiefen, träumerischen Augen hatte auch für sie etwas seltsam Rührendes.

„Hat Ihr Herr Vater noch mehr Lieder komponiert?“ fragte Fedor.

„O ja, er machte die Melodieen zu Mamas Lieblingsliedern, und sie sang dieselben. Jetzt sind beide schon lange tot.“

Wieder schwiegen die anderen und schauten auf Lisbeth, welche gedankenvoll über das Wasser blickte, ganz und gar befangen von den Erinnerungen, welche das Lied in ihr geweckt hatte. Auf einmal aber schnellte Dorothee von ihrem Sitze in die Höhe und schlug freudig in die Hände. „O, Fedor, wie herrlich, wir können ein Quartett arrangieren. Es lebe Dornau! Gleich heute muß ich mit der Frau Amtsrätin darüber sprechen. Wir richten regelmäßige Übungszeiten ein und veranstalten Sängerfahrten und Konzerte. Sie sind doch dabei, Herr Kandidat?“ wandte sie sich eifrig zu ihm.

„Ich weiß nicht, ob ich die Zeit zu regelmäßigen Übungen finden werde."

„Ei was, dann kommen Sie, so oft Sie können. Sie müssen durchaus beitreten." Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über die Kompositionen, welche man zunächst wählen, und die Stunden, in denen man zusammenkommen wollte. Lisbeths Wangen färbten sich rosig — mit den Sorges zusammen zu singen, dünkte ihr eine Seligkeit ohnegleichen, und Fedor und Dorothee behandelten sie ganz als die Hauptperson bei der Sache. Nordmann erwies sich als sehr bewandert in klassischer und moderner Musik, und sobald er einmal eingewilligt hatte, an den Übungen teilzunehmen, äußerte er seine Meinungen und Wünsche in sehr bestimmter Weise. Es dauerte nicht lange, so war er mit Dorothee in einen lebhaften musikalischen Streit verwickelt, dem Fedor mit ironischem Lächeln zuhörte. Er machte den Vorschlag, das Quartett solle in Zukunft „die harmonische Gesellschaft" heißen. Am Ufer zeigten sich indes Feldhausens mit dem älteren Herrn von Sorge, und das Schifflein mit der heiteren Ladung flog dem Landungsplatze zu.

Herr von Sorge und seine Tochter hatten bereits am Tage vorher ihren Besuch im Amtshause und in der Pfarre abgestattet, so machte es sich ganz von selbst, daß alle zusammen zum Schlosse hinaufgingen, um auf der Terrasse die Statuten der „harmonischen Gesellschaft" festzustellen. Herr von Sorge machte den liebenswürdigsten Wirt und versetzte seine Gäste bald in trauliche Stimmung. Gegen jeden wußte er den rechten Ton zu treffen, auch mit dem Kandidaten fehlte es ihm nicht an Beziehungen, da er mit der Enstorffschen Familie wohl bekannt war, in welcher Nordmann als Lehrer und Freund gelebt — und Lisbeth erglühte vor Bewegung, als Herr von Sorge ihres verstorbenen Vaters, des Professor Falk, gedachte, mit welchem er auf Reisen mehrfach zusammengetroffen war.

Erst nach längerem Zusammensein empfanden die Dornauer an ihrem neuen Nachbar eine gewisse Ruhelosigkeit und Zerstreutheit, die er mit all seiner Gewandtheit und gesellschaftlichen Sicherheit nicht ganz zu beherrschen vermochte. Die eingesunkenen Augen sahen zuweilen wie abwesend ins Leere, und die immer noch schönen Züge nahmen dann einen gespannten Ausdruck an. Es ergab sich im Laufe des Gesprächs, daß er für jetzt nicht dauernd in Dornau zu bleiben gedachte, sondern auf längere Zeit zum Herzoge eingeladen sei.

Rose erinnerte Fräulein von Sorge an ihr Versprechen, der Gesellschaft ihre neue Einrichtung im Schlosse zu zeigen, und erstaunlich schien den Dornauern die Wandlung, die in den öden Räumen vor sich gegangen war. Jedes Stück der Einrichtung war ein kleines Kunstwerk, meistens auf Reisen erworben, die Farben und Stoffe von Herrn von Sorge mit raffiniertem Schönheitssinn bedacht und ausgewählt, und alles von Dorothee und ihrem Bruder mit Künstlerhänden geordnet. Daß die Einrichtung nicht ursprünglich für die Dornauer Räume bestimmt gewesen und nur ein Rest des Luxus war, mit dem sich die Sorges früher umgaben, empfand niemand, denn wo hier und da eine Lücke entstanden, hatte sich Dorothee mit Geschick und Geschmack zu helfen gewußt. Selbst die Farren und wilden Blumen, die Ähren und Schilfblätter ihrer eigenen Wiesen und Wälder erkannten die Dornauer kaum wieder in den malerischen Gewächsen, mit denen Dorothee seltsam geformte Vasen und Krüge gefüllt hatte. Besonders war es Lisbeth, die wie im glücklichen Traume durch die Zimmer wandelte — war es hier nicht prächtig wie im Märchen, und dennoch voll alter Erinnerungen für die Waise, die sich im philisterhaft behaglichen Haushalt der Verwandten niemals heimisch fühlen konnte? Da hingen die Madonnen, welche Lisbeth als Kind mit ihren sanften Augen angesehen, wenn sie in ihrer Mutter Zimmer spielte, die Abbilder der Säulenpaläste und Tempelruinen, zu denen ihr der Vater Götter- und Heldengeschichten erzählt hatte, und da standen dieselben weißen Gestalten, die sie oft zärtlich mit ihren Händen gestreichelt, wenn der Vater sie auf den Arm genommen, um ihr seine schönen griechischen Lieblinge ganz in der Nähe zu zeigen. Nach dem frühen Tode der Eltern war das alles verkauft worden und für Lisbeth eine ganze Welt der Wunder und der Schönheit versunken, von der man in der Mädchenpension und im Amtshause keine Ahnung hatte, und von der sie mit sehnendem Verlangen im stillen weiterträumte. Zuletzt wurden sie von Dorothee in einen nach Norden gelegenen Raum geführt

— er war noch kahl und leer, aber eine Staffelei und einige Gipsabgüsse kennzeichneten ihn bereits als Fedors Atelier. Rose fand nichts darin zu bewundern, aber für Lisbeth war es als künftige Werkstatt des Künstlers ein ahnungsvoller, geweihter Ort, den sie mit Entzücken betrachtete.

Das war der erste von einer langen Reihe heiterer Sommertage, welche über Dornau aufgingen. Die Älteren freuten sich der Lust der Jugend, und Dorothee war unerschöpflich in Plänen und Unternehmungen. Es wurde zusammen gesungen und gelesen, gefahren, geritten und gewandert. Selbst die Frau Pastorin ließ sich zuweilen aus der Kinderstube herauslocken, denn seit der Kandidat im Hause war, sorgte und seufzte sie weniger als sonst. Ihr Gemahl kräftigte sich zusehends, und die wilde Kinderschar in der Pfarre hatte in dem Kadetten einen Freund gefunden, der bald ganz und gar unzertrennlich von ihr war. Dorothee bekümmerte sich nicht viel um den jungen Bruder, überhaupt schienen die Sorges in keinem nahen Verhältnisse zu einander zu stehen, sie gingen ein jeder seinen eigenen Weg. Auch die lange Abwesenheit des Vaters hatte für die Kinder nichts Auffallendes, obwohl sie seinen Aufenthaltsort oft kaum kannten. Fedor schlief gewöhnlich bis tief in den Morgen hinein und pflegte den Tag über seine Gesundheit. Dorothee schien nicht sehr an seine Leiden zu glauben, sie zuckte mit den Achseln, wenn die Rede darauf kam, und rührte keine Hand, um für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Aber der schöne, blasse Junge hatte das Herz der Frau Amtsrat gewonnen, und bald verbrachte er den größten Teil des Tages im Amtshause, ließ sich pflegen und verziehen, las und musizierte mit Rose und Lisbeth. Feldhausens gönnten ihren „Kleinen“ den bildenden Umgang mit den Sorges, denn sie betrachteten die beiden noch ganz als Kinder. Fedor hatte seines Vaters Fähigkeit geerbt, sich ganz und gar den Menschen und Zuständen anzupassen, mit welchen er lebte, und wenn zuweilen ein Scherz oder eine blasierte Redensart seine wohlwollenden Freunde fremd und unverständlich berührte, so war das nur ein vorübergehender Eindruck. Zwischen ihm und dem Kandidaten aber war die Zuneigung nicht groß.

Mit Dorothee hatte Pastor Friedener von der ersten Stunde an Freundschaft geschlossen, so groß der Unterschied zwischen ihm und dem übermütigen Weltkind auch war — er hatte seine Freude an ihrer jugendlichen Schönheit und Lebenslust, und sie begegnete ihm allezeit mit Rücksicht und Ehrerbietung. Er mußte immer wieder Frieden stiften zwischen ihr und dem Kandidaten, denn es war eine ausgemachte Sache, daß beide nie fünf Minuten lang zusammen sein konnten, ohne in einen Streit auf Leben und Tod zu geraten. Dorothee hatte es längst aufgegeben, ihn mit Hochmut und Verachtung zu strafen, und fast immer zog sie ihm gegenüber den kürzeren. Aber die Schlappe, die sie heute empfangen, wünschte sie morgen wieder auszuwetzen, so rückten die Kämpfer, zum Ergötzen der Zuhörer, immer wieder aufeinander los. Oft spielte der Streit auf die ernstesten Gebiete über, aber Nordmann war selten geneigt, seine Gedanken über die höchsten Dinge in geselliger Unterhaltung preiszugeben, er fertigte die Gegnerin zu ihrem Ärger dann meist kühl und humoristisch ab und lud sie ein, statt zu disputieren, in die Kirche zu kommen oder ein gutes Buch zu lesen. In die Kirche aber ging keiner der Sorges, außer etwa der Kadett, der so unzertrennlich von des Pastors Söhnen geworden war, daß er ihnen sogar auf die Orgelbank folgte, und Lisbeth mußte sich mit Kummer eingestehen, daß die bewunderten und geliebten Nachbarn mit sehr wenig Religion glücklich durchs Leben zu kommen schienen. Feldhausens vermißten das wenig, denn nach Papa Feldhausens Ansicht konnte ein jeder nach seiner Façon selig werden, aber Lisbeth hatte aus dem elterlichen Hause einen unverletzten Kinderglauben mitgebracht, und mit diesem Schatze hatte sie sich bisher durch eine fremde und verwirrende Welt mit stiller, zäher Treue durchgeschlagen. Sie grübelte zuweilen über dem Problem, daß Fedor, der für alles Schöne Begeisterte, so gar nichts von den höchsten Idealen des Lebens zu halten schien oder wohl gar mit halbversteckter Verachtung und Ironie davon zu reden wagte.

Wenn er den Schreck darüber auf ihrem Gesichte las, so suchte er wohl das unvorsichtige Wort wieder gut zu machen, und klagte halb wehmütig die böse Welt und das Leben an, die ihm zu früh die glücklichen Träume der jungen Seele zerstört hatten. Das klang beweglich, und Lisbeths Augen

sahen ihn dabei halb mitleidig, halb forschend an. Fedor aber fand ein steigendes Interesse daran, in diesen nachdenklichen Augen zu lesen und die Gedanken, die sich darin abspiegelten, über die schüchternen Lippen zu locken. Die Freundschaft mit Rose wurde deshalb nicht benachteiligt, und Fedor fühlte sich bei den harmlosen Freuden seines Sommerquartiers zu seinem eigenen Erstaunen täglich wohler und ganz zufrieden.

Der alte Borchert zog sich vor den fremden Dienstboten grollend in seine Höhle zurück, aber zuweilen saß er beobachtend hinter seiner Gardine, wenn der Kadett sich mit seinen Kameraden auf dem früher so lautlos stillen Schloßhofe tummelte, und halb verlegen, wie zufällig legte er grüßend den Finger an die Stirn, wenn Dorothee singend und trällernd durch die Halle schritt und ihm freundlich zunickte. Sein Abschiedsgesuch hatte er noch nicht eingereicht, trotzdem die Sorges schon wochenlang das Schloß bewohnten.

Dorothee behauptete, daß mit ihr das Wetterglück in Dornau eingezogen sei. Nachdem der Amtsrat sein Heu hereingebracht hatte, tränkte ein reichlicher Regen die durstigen Felder, an ihrem Geburtstage dagegen schien die Sonne, als sei sie extra bestellt, um das Picknick zu verherrlichen, das dem Tage zu Ehren im Eichwalde stattfinden sollte.

Es mußte alles dabei sein, so hatte sie befohlen, die beiden Jüngsten im Pfarrhause ausgenommen, und der Kandidat hatte versprochen, sich der Schwachen unterwegs anzunehmen. Außerdem wurde des Amtsrats dicker Ponny mit einem Damensattel ausgerüstet, der aus dem herzoglichen Marstall stammte, und den Dorothee, wie sie sagte, mit vielen diplomatischen Künsten dem Drachen Borchert aus den Zähnen gezogen hatte. Der Alte lauschte wieder hinter der Gardine, als sich die lustige Gesellschaft im Schloßhofe versammelte und in Bewegung setzte. Die größeren Kinder voran, dann der Ponny, auf welchem der Kandidat zwei kleine Mädchen festhielt, Dorothee und Fedor mit Rose und Lisbeth, hinter ihnen, langsam wandernd und plaudernd, die Älteren. Tief im Eichwalde unter mächtigen Bäumen zwischen den grauen Steinen eines alten Hunnengrabes flammte schon ein großes Feuer, als die letzten Nachzügler eintrafen, und die Knaben schleppten dürres Holz in Massen herbei, um die Flammen zu schüren. Im Hintergrunde waren Diener und Mägde mit großen Körben voll Geschirr und Eßwaren beschäftigt. Dorothee machte beim Kaffee eine bezaubernde Wirtin und versetzte sogar den Amtsrat trotz der Mücken und des unbequemen Polsters von Moos und Steinen in die menschenfreundlichste Stimmung. Die Herren rückten mit ihren Zigarren zusammen, und die Damen zogen das Strickbeutelchen hervor. Dorothee versammelte die Kinder zu „Katz und Maus" und „Kämmerchenvermieten," Rose und der Kandidat waren voll Eifer dabei. Dorothee hatte die Dame heute ganz und gar ausgezogen, ihre Wangen glühten und ihre Augen strahlten vor hellem Vergnügen, sie lachte und jubelte und jagte sich mit den Kindern um die Wette. Zum besonderen Entzücken der Kleinen hatte der Kandidat im tollen Spiele es ganz besonders auf sie abgesehen, und ob sie auch mit großer Gewandtheit ihm stets wieder zu entschlüpfen suchte, so „war er ihr doch immer über, trotz ihrer Schliche" — wie Pastors Karlchen mit Befriedigung bemerkte.

Fedor hatte sich bald mit seinem Skizzenbuche zurückgezogen und strich zwischen den hohen Farren und Brombeerranken umher bis an einen kleinen, dunklen, im Dickicht halbverborgenen Teich. Dicht am Ufer schimmerte etwas Weißes im grünen Gestrüpp, und Lisbeth, die dort träumend gelegen und den summenden Bienen und schillernden Libellen zugeschaut hatte, richtete sich erschrocken auf. Zusammen saßen sie nun am dunklen Wasser. Sie blätterte in seinen Zeichnungen — meist flüchtig hingeworfenen, lebendig bewegten kleinen Gruppen, in denen auch ein strengerer Kritiker als Lisbeth viel Talent entdeckt haben würde. Etwas Fertiges war nicht darunter zu finden, aber gerade diese halb angedeuteten Formen und abgebrochenen Linien übten auf sie einen besonderen Zauber aus. Die Zeit verging den beiden allzu rasch in der grünen Einsamkeit — nicht lange, so erschallte des Kandidaten lautes „Halloh" durch den Wald, und die Gäste sammelten sich wieder beim Hunnengrabe, wo der Amtsrat schon vor der auf den Steinen gedeckten Tafel saß. Seine Frau und Dorothee hatten reichlich dafür gesorgt, daß er für seine Anstrengungen belohnt wurde, und die Gläser klangen lustig zusammen auf das Wohl des

Geburtstagskindes. Disputiert wurde heute gar nicht, Nordmann und Fedor wetteiferten in lustigen Studentengeschichten, bis auch Pastor Friedener warm wurde und mit seinen eigenen Erinnerungen an Witz und Heiterkeit die jungen Leute noch weit übertraf.

Die schrägen Sonnenstrahlen küßten zum letztenmal die Wipfel, und Dämmerung und Kühle stahlen sich durch den Wald; die Frau Pastorin hing ihrem Manne das Plaid um und begann unruhig hin und her zu trippeln.

„Nun singen wir noch ein Abendlied mit den Kindern," sagte Nordmann, und die kleinen Friedeners, Rose und Lisbeth stellten sich andächtig um ihn herum, thaten ihre Mäulchen weit auf und sangen des Wandsbecker Boten Abendlied, wie sie es vom Herrn Kandidaten gelernt hatten:

„Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel,
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter ab vom Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's bauen,
Nicht Eitelkeit uns freun;
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein."

Fedor bemühte sich, mit ein paar schnellen Strichen die singenden Kindergesichter festzuhalten, Dorothee aber saß während des Gesanges gegen einen der mächtigen grauen Steine gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen, und sah nachdenklich vor sich nieder.

Als man den Wald verließ, stieg schon der feuchte Nebel in weißen phantastischen Wolken aus den Wiesen auf, von der Mondsichel zart beleuchtet. Die Kleinen waren müde geworden und auch Lisbeth ging mit gesenktem Kopfe und schleppenden Schritten, sie war das Gehen wenig gewohnt, und Dorothee bemerkte, daß sie nahe daran war, in Thränen der Ermüdung auszubrechen. Sie rief Fedor herbei, der mit Rose frisch heranschritt. Lisbeth wurde auf den Ponny gesetzt und Fedor beordert, ihn am Zügel zu führen. Die kleinen Mädchen aber wurden abwechselnd vom Kandidaten getragen und von Dorothee geführt, und freundlich unterzog sie sich der ungewohnten Mühe. Während sie in der tiefen Dämmerung mit der gemeinschaftlichen Last dahin schritten, erzählte ihr Nordmann zum erstenmal von seinem elterlichen Hause, von den einfachen und nüchternen Verhältnissen, in denen er groß geworden, von dem gestrengen Vater und der verstorbenen Mutter, welche als eine feine und vornehme Natur im Hause ein stilles und verborgenes Leben geführt hatte, und deren sehnlicher Wunsch, den Sohn auf der Kanzel zu sehen, nicht mehr erfüllt worden war.

Dorothee hörte aufmerksam zu. „Ich glaube, daß ich das, was man ein Familienleben nennt, nie gekannt habe," sagte sie nach einigem Stillschweigen.

„So haben Sie Ihre Mutter noch früher verloren als ich?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Mamas Tod hat für mich nicht viel Unterschied gemacht. Solange ich zu Hause war, lebte ich mit der Gouvernante, dann kam ich früh in eine Schweizer Pension. Mama war immer durch Geselligkeit in Anspruch genommen und sehr kränklich. Solange ich denken kann, lag für uns der Schwerpunkt des Lebens nie innerhalb der Familie, sondern nach außen hin."

„Aber jetzt haben sich Ihre Verhältnisse geändert," wandte er ein. „Sie werden Ihr bisheriges Leben nicht mehr fortführen."

Es war das erste Mal, daß jemand in Dornau wagte, vor Dorothee von einer „Änderung der Verhältnisse" zu reden, aber die Worte wurden nicht im Tone einer neugierigen Frage ausgesprochen, sondern als ruhige Bemerkung, der nicht widersprochen werden konnte. Sie stieß mit dem Fuße einen Stein aus dem Wege. „Glauben Sie, daß mein Vater und mein Bruder jemals Geschmack an einer sogenannten einfachen Häuslichkeit finden könnten?"

„Aber Ihr jüngster Bruder?" wandte er ein.

„Fritz? — Ja, ich glaube, der arme Junge fühlt sich sehr glücklich hier. Für ihn ist unser Wanderleben kein Segen, er schlägt nach dem seligen Großpapa Sorge und ist der Bravste von uns — der einzige, aus dem noch einmal etwas Gescheites werden wird."

Nordmann räusperte sich, und Dorothee lachte über den vielsagenden Laut. Sie standen vor dem Eingange zum Schloßhofe, und man wünschte sich eine gute Nacht.

Für Lisbeth ging der gute Wunsch erst spät in Erfüllung. Sie lag noch lange in dem dämmerigen Lichte der Sommernacht und hörte neben sich Rosens ruhige Atem-

züge. Alle ihre Pulse klopften, und mit wachen, gespannten Sinnen lebte sie den langen goldenen Tag noch einmal durch und wiederholte sich die Abendgespräche im Mondscheinnebel, als Fedor dicht neben ihr herschritt und die Hand schützend an den Zügel legte, wenn sie bei einer unerwarteten Bewegung des Pferdes ängstlich zusammenfuhr.

Nach einer solchen Nacht ging sie mit blassem, überwachtem Gesicht an ihre Tagesarbeit, und es wollte ihr damit noch weniger als sonst zur Zufriedenheit der Tante gelingen, deren ungeduldige Stimme die Säumige immer wieder aus ihren Träumen ins alltägliche Leben zurückrufen mußte. So sehr sich auch Frau Feldhausen bemühte, an der verwaisten Bruderstochter ihre Schuldigkeit zu thun, sie blieben einander fremd und unverständlich — die Tante ärgerte sich täglich an ihrem unzugänglichen Wesen, und Lisbeth zog sich immer scheuer in sich selbst zurück.

Auf Fedor schien die Dornauer Luft allmählich heilsam einzuwirken. Am folgenden Tage war er schon früh beschäftigt, eine Leinwand aufzuspannen, dann wurden Rose und Lisbeth ins Atelier hinübergeladen. In überraschend kurzer Zeit hatte er die beiden Mädchenköpfe auf die Leinwand gebracht. Rosen frisch und kindlich, geradeaus in die Welt schauend, Lisbeths blasses Gesichtchen gegen die Schulter der Gefährtin geneigt, mit dem sehnsüchtig-fragenden Blick in den tiefen Augen. Er malte mit einem Feuer und einer Ausdauer an dem Bildchen, wie es Dorothee noch nie an ihm erlebt hatte, und Feldhausens dankten ihm für das Geschenk von Herzen, obwohl Frau Amtsrätin ihre Rose noch lieber allein gehabt hätte.

Die Musika wurde in der „harmonischen Gesellschaft“ eifrig gepflegt. Nordmann hatte mit gewohnter, unwiderstehlicher Energie die Leitung des Quartetts übernommen, und es fehlte ihm, wie Dorothee bemerkte, wenigstens nicht an der notwendigsten Eigenschaft eines tüchtigen Musikdirektors — an der ausreichenden Grobheit. Daß er eine ungewöhnliche musikalische Bildung besaß, dem konnte sie freilich nicht widersprechen, aber sie schalt ihn einen unerträglichen Pedanten, und er nannte dagegen ihr Musiktreiben eine oberflächliche Spielerei.

„Wohin taugt Ihr Spielen und Singen anders als in den Salon?“ fuhr er sie einmal an. „Nur in den Salon, samt all Ihren übrigen Kunstfertigkeiten.“

„Und wozu soll es sonst taugen?“ fragte sie dagegen und zog die Augenbrauen in die Höhe mit hübsch gespielter, harmloser Verwunderung. „Wem meine Musik mißfällt, der braucht nicht zuzuhören.“

„Ich möchte einmal wissen, wie es Ihnen gefallen würde, wenn sich keine Zuhörer mehr fänden.“

„Wenn der Fall eintritt, werde ich's Ihnen melden,“ sagte sie schnell.

Friedeners und Feldhausens hatten das Gespräch mit angehört, und als Dorothee und ihr Bruder gegangen waren, sagte der Pastor: „Die Frage hat mich schon oft beschäftigt, was Dorothee beginnen wird, wenn sie noch lange ohne Salon weiter existieren soll. Haben Sie eine Idee davon, Herr Amtsrat, was Herr von Sorge für Zukunftspläne hat?“

Feldhausen zuckte die Achseln. „Man sagt, daß er darauf rechnet, vom Herzog mit einer Hofcharge betraut zu werden oder die Leitung eines fürstlichen Kunstinstituts zu bekommen. Und Dorothee soll zur Hofdame bei der Herzogin Witwe bestimmt sein. Es würde ihr freilich schlecht gefallen, sich in dem kleinen, stillen Hofhalt begraben zu lassen.“

„Nein, nein,“ fiel die Amtsrätin ein, welche gestern in der Residenz gewesen war und allerlei Nachrichten mitgebracht hatte, „Dorothee wird sicher auf andere Weise versorgt werden, und an einem Salon wird es ihr in Zukunft nicht fehlen. Ihr Vetter, der Rittmeister Strehle, soll ihr im Winter sehr die Kour gemacht haben, und der ist so unmenschlich reich, daß es ihm auf eine vermögende Frau nicht ankommt. Sie sollen so gut wie verlobt sein. Dorothee hat mir neulich selbst erzählt, daß sie mit seiner Schwester Lucie — weißt du, Männchen, mit der, welche den Oberst von Werther geheiratet hat — sehr befreundet und dringend nach Berlin eingeladen ist.“

„Das glaube ich nicht,“ erhob plötzlich Lisbeth die Stimme mit ungewohnter Bestimmtheit. „Neulich hat uns Dorothee das Bild des Rittmeisters in ihrem Album gezeigt. Er sieht sehr albern aus, gerade wie —“ sie stockte.

„Nur heraus damit, Kleine,“ lachte der Amtsrat.

„Wie der lange, dünne Kommis mit den gebrannten Locken bei Rösicke und Söhne," fiel Rose ein, „da, wo wir immer das Strickgarn holen. Wir sagten das Dorothee, und sie lachte ganz unmäßig, klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief einmal über das andere: O, wenn er das doch wüßte! Das werde ich ihm erzählen!"

„Fräulein von Sorge lacht über alles," sagte Frau Feldhausen, „und auf Photographieen sehen die klügsten Leute am albernsten aus. Darin liegt noch kein Beweis gegen das, was ich gestern hörte."

Im Juli sollte des Amtsrats Geburtstag mit einem Mittagessen feierlich begangen werden, wozu ein Teil der großen Feldhausenschen Verwandtschaft und die Gutsbesitzer der Nachbarschaft geladen waren. Dorothee schien sich nur ungern zur Teilnahme an dem Feste zu bequemen, aber aus Rücksicht für die freundlichen Nachbarn sagte sie zu und erschien mit Vater und Bruder zusammen in glänzender Toilette und liebenswürdiger Laune. Schon wenige Minuten nach ihrem Eintritt war sie zum Mittelpunkt der Gesellschaft geworden und eifrig von den Herren umdrängt. Zu Tisch wurde sie von einem Vetter der Feldhausens geführt, einem reichen, jungen Landwirt, der ganz in der Nähe begütert war, und zu ihrer Rechten saß ein Bruder desselben, ein gescheiter Jurist mit blasiertem Gesicht und unangenehmem Lächeln. Schräg gegenüber hatte Nordmann seinen Platz gefunden, neben ihm Lisbeth, dann folgte Fedor mit einem hübschen Mädchen aus der Nachbarschaft. Er machte einige matte Versuche, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber die wasserblauen Augen sahen ihn so ausdruckslos an, und der kleine Mund brachte nichts heraus als „Ja" und „Nein," daß er sehr bald, wie nach gehorsam vollbrachter Pflicht, sich in seinen Stuhl zurücklehnte und sich damit unterhielt, die übrige Gesellschaft zu beobachten. Es ging in derber Weise sehr laut und lustig zu, Dorothee und ihre Herren waren die belebtesten, der Landwirt machte ihr in täppischer Weise den Hof, sobald ihm sein Bruder Zeit dazu ließ. Dieser aber zog Dorotheen ein über das andere Mal in einen lebhaften Streit und erlaubte sich dabei so dreiste Bemerkungen, daß Lisbeth ihm gegenüber ein halb verwundertes, halb verlegenes Gesicht machte. Dorothee fertigte ihn einige Male energisch ab, aber forderte ihn dennoch immer wieder zu neuem Angriff heraus. Das Spiel mit beiden Herren schien ihr zu gefallen, sie lachte und sprach sehr laut, ihre Augen glänzten, und ihre Wangen röteten sich immer tiefer, sie ging allmählich weit über das Maß ihrer gewohnten Haltung hinaus. Um so stiller war es ihr gegenüber — einige Male begegnete sie den ernsthaften Blicken des Kandidaten, und fast schien es, als ob seine stumme Nachbarschaft ihre Ausgelassenheit noch steigerte. Lisbeth verstand das wilde Wesen der schönen Freundin heute ganz und gar nicht, sie fühlte sich in der Gesellschaft unbeschreiblich fremd und unbehaglich. Dabei sprach Fedor neben ihr kein Wort, er schien sie ganz und gar vergessen zu haben. Der Kopf begann ihr vor dem Lärm und der Hitze zu schwindeln, sie kam sich elend und einsam vor, und die Thränen stiegen ihr in die Augen, als sie plötzlich Fedors weiche Stimme dicht an ihrem Ohr vernahm: „Was ist Ihnen, Fräulein Lisbeth, fühlen Sie sich nicht wohl?"

Sie wandte sich nach ihm um — o weh, die Thränen fielen nieder, und er hatte sie erblickt, ehe sie das Tuch verstohlen an die Augen bringen konnte. Er griff nach einer Wasserflasche und schenkte ihr ein: „Unter Larven die einzige fühlende Brust," deklamierte er leise mit komischem Pathos, „nehmen Sie sich ein Beispiel an mir und lassen Sie das Schicksal mit philosophischer Ruhe über sich ergehen. Noch einige wenige Stunden, und wir haben alles überstanden — wir werden wieder Menschen sein!"

Sie lächelte ihn an, die Empfindung ihres Elends war wie mit einem Zauberschlage überwunden. „Ich weiß nicht, warum mir die Gesellschaft so unangenehm ist," sagte sie, „sehen Sie, Dorothee amüsiert sich so gut, und Rose ebenfalls."

„Meine Schwester ist in ihrem Elemente: zwei Kourmacher, mit deren Qualität sie es niemals sehr genau nimmt, etwas Champagner, so und so viel Ellen Seide und Spitzen, und dazu das Bewußtsein, heute ganz und gar die erste zu sein. Sie würde sich noch glücklicher fühlen, wenn ihr der Sieg nicht gar zu leicht gemacht würde."

Lisbeth senkte den Kopf — Fedor und Dorothee sagten zu ihrem Kummer zuweilen sehr lieblose Sachen von einander, denen sie doch nicht zu widersprechen wußte.

„Aber Dorothee hatte gar keine Lust, hierher zu kommen," wandte sie ein. „Sie that es nur, weil wir so sehr darum baten."

„Bah — sie glaubte, es würde nicht der Mühe wert sein — sobald sie den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, war sie aber wie das Schlachtroß, welches Pulver riecht."

„Ich verstehe Sie nicht," und Lisbeth warf einen scheuen Blick hinüber, wo die Lustigkeit ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien.

„Sie werden dergleichen auch nie verstehen," und mit warmer, reiner Bewegung schaute er auf die kindliche Gestalt neben sich herab. Nun konnte das Diner seinen Fortgang nehmen, Lisbeth war ganz zufrieden, still zu sitzen, während Fedor seine lustigen, nur für seine Nachbarin bestimmten Bemerkungen über die Gesellschaft machte. Es war süß, sich mit ihm in der lauten, fremden Umgebung allein zu fühlen.

Später wurde getanzt, und Fedor forderte pflichtschuldigst Rose auf, welche seelenvergnügt umhersprang, ohne Ahnung, wie sehr sie sich gegen Maß und Takt versündigte. Nachdem er sich von ihr verabschiedet hatte, dachte er sich behaglich zurückzuziehen. Da sah er Lisbeth zwischen den Zuschauern stehen, welche mit melancholischen Augen den tanzenden Paaren folgte. Sofort machte er Kehrt und trat mit einer spaßhaft tiefen Verbeugung auf sie zu. Wie es freudig über ihr Gesicht blitzte, wie glücklich sie vor sich hin lächelte, als er sie in den Kreis führte! Sie tanzte so wie sie sang, mit Leib und Seele, als sei es ihr angeboren, ohne eine einzige überflüssige und ungeschickte Bewegung. Auch andere Tänzer waren jetzt auf sie aufmerksam geworden, und von nun ab blieb sie in fast beständiger Bewegung. Fedor tanzte nicht wieder, aber er lächelte ihr freundlich zu, wenn sie schnell atmend in seiner Nähe stand, und sie war sicher, seinen Augen zu begegnen, wenn sie im Tanze an ihm vorüberglitt.

Nordmann hatte die Gesellschaft früh verlassen, welche nach ländlicher Sitte bis tief in die Nacht hinein dauerte.

Am nächsten Morgen gab es in Dornau verschlafene Gesichter, nur Dorothee erschien noch frischer und lebenslustiger als sonst. Zugleich aber war ein Geist des Widerspruches und der Unruhe in sie gefahren; „der Löwe hatte wieder einmal Blut geleckt," wie Fedor sagte, und die Zeit schien gekommen, wo der Reiz des Dornauer Lebens für sie zu erblassen begann. Der Kandidat ließ sich in den folgenden Tagen seltener sehen, und in der „harmonischen Gesellschaft" kam es zu unerfreulichen Auftritten. Als Dorothee die übrigen Mitglieder eines Tages fast eine Stunde lang hatte warten lassen und sich dann in ungezogener Weise Nordmanns Anordnungen widersetzte, stand er auf, schloß das Klavier und erklärte ihr kurz und bündig, in dieser Art lasse er weder sich noch die Kunst behandeln. Er werde nicht wieder an den Zusammenkünften teilnehmen, bis Fräulein von Sorge geneigt sein würde, ihren Ton zu ändern.

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde, Herr Kandidat," war die schnelle Antwort, „eben wollte ich Ihnen dasselbe sagen. Ich bin sehr froh, dieser lästigen Übungen überhoben zu sein, von denen ich mir einmal Unterhaltung versprach, ehe ich wußte, mit wem ich es zu thun hatte. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend!" Und damit rauschte sie zur Thür hinaus.

Nordmann ging nach der anderen Seite hinab, und die Zurückgebliebenen sahen sich verblüfft an, bis Fedor in ein lautes Gelächter ausbrach und die erschrockenen Mädchen damit tröstete, daß Dorothee wahrscheinlich aus Langeweile schon morgen andere Saiten aufziehen würde. Dann holte er den „Trompeter von Säckingen" und lud sie hinaus ins Gartenhaus. Von dort sahen sie Dorotheen zwischen den Bosketts auf und ab wandeln, und der Duft ihrer Zigarette stahl sich bis zu ihnen herauf.

Nach einer Weile fuhr im Schloßhofe ein leichter eleganter Wagen vor, und Fedor rekognoszierte vorsichtig: „Herr Eilers, so wahr ich lebe! Er macht Dorotheen seinen Besuch! Geschwind, geschwind lassen Sie uns davonlaufen, denn sie wird ihn ohne Zweifel annehmen."

Herr Eilers war der junge Landwirt, Dorotheens neulicher Tischnachbar. Lachend flüchteten die Mädchen mit Fedor hinunter an den See in den Schatten der Eichen, wo sie über Werner und Margarete bald die übrige Welt vergaßen.

Fedor hatte richtig gerechnet — Dorotheen hätte in ihrer jetzigen Stimmung nichts Angenehmeres begegnen können als der Besuch des Herrn Eilers. Er wurde auf die Ter=

rasse zu Dorothee und ihrem Vater genötigt und kehrte berauscht von Sorgescher Liebenswürdigkeit erst am Abende zurück. Dorothee würde noch zufriedener gewesen sein, hätte sie gewußt, daß auch Nordmann vom Heckengarten aus den Wagen des Herrn Eilers hatte vorfahren sehen. Der Kandidat hatte nämlich eine besondere Vorliebe für die einsamen Buchengänge gefaßt, und wenn er, wie eben jetzt, sich die Grillen aus dem Kopfe zu schlagen wünschte, wandelte er mit starken Schritten zwischen den grünen Mauern auf und ab.

Fedors Prophezeiung traf nicht ein; es vergingen mehrere Tage, und Dorothee zeigte keine Neigung zum Nachgeben — die „harmonische Gesellschaft" konnte sich als aufgelöst betrachten. In Dornau war man jetzt mitten in der Ernte, jedermann war beschäftigt, selbst Fedor malte fleißig, trotz der Hitze, nur Dorothee langweilte sich, rauchte und las Romane.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, ganz Dornau lag in tiefem Schlafe, aber Dorothee ließ die Hitze nicht zur gewohnten Ruhe kommen. Kurz nach Mitternacht schreckte sie plötzlich auf und sah, daß ihr Zimmer von einem seltsam rötlichen Lichte erfüllt war. Durchs offene Fenster vernahm sie ein sonderbares knatterndes, knisterndes Geräusch, dazwischen lautes Rufen und Schreien, und schon begannen die Kirchenglocken darein zu tönen in schauerlich unregelmäßigen Schlägen. Feuer! Dorothee war im Fluge aus dem Bette und in den Kleidern, ein Blick hinaus auf die phantastisch beleuchteten Bäume zeigte ihr, daß der Feuerschein nicht vom Amte, sondern von der anderen Seite herkam, dort, wo die Arbeiterhäuser lagen. Sie verlor keine Sekunde, sondern flog durchs Haus und weckte die sämtlichen Schloßbewohner, soweit sie nicht schon auf den Füßen waren. Unten an der Thür wäre sie fast mit dem alten Borchert zusammengestoßen, der leichenblaß und an allen Gliedern zitternd hinaushumpelte. Sie hielt ihn am Rocke fest — war die Gefahr so nahe, daß sie den alten harten Mann, der so wenig zu verlieren hatte, ganz aus dem Gleichgewichte brachte?

„Mein Gott, was ist Ihnen denn, Borchert?"

Aber er riß sich los: „Die Kinder, die Kinder!" stieß er halb schluchzend heraus und eilte, so schnell ihn seine lahmen Füße trugen, hinunter an den See, auf die Häuser zu, von denen schon mehrere in Flammen standen. Dorothee folgte ihm — ein Blick genügte, um ihr zu zeigen, daß vorläufig keine Gefahr für das Schloß vorhanden war, der Wind trieb die Flammen nach der anderen Seite hin. Eben kam noch eine Spritze angerasselt — der Amtsrat mit seinen Leuten war schon in voller Thätigkeit. Borchert machte an einem kleinen Hause Halt, dessen Dach auf der einen Seite lichterloh brannte. Auf der anderen Seite lehnte am Giebel eine Leiter, und eine Frau lief jammernd und händeringend davor auf und ab, während ein paar Kinder sich an ihren Rock klammerten. Dorothee erinnerte sich jetzt plötzlich, daß Borcherts Schwiegertochter mit ihren Kindern in diesem Häuschen wohnte. „Der Herr Kandidat ist oben auf der Giebelkammer, er will das kleine Wurm herunterholen, das die Borcherten vergessen hat!" rief eine aufgeregte Stimme neben ihr.

Der alte Mann stand wie versteinert, und seine Augen hingen starr an dem Fenster, in das die Leiter mündete. Dorothee, dicht neben ihm, hatte in der atemlosen Aufregung des Augenblicks seine Hand gefaßt und drückte sie heftig. Die wenigen Sekunden des Wartens dünkten beiden eine Ewigkeit. Da erschien Nordmanns Kopf am Fenster, langsam drängte er sich durch die schmale Öffnung hindurch und stieg die Leiter hinab, ein schreiendes Bündel im Arm. Die Mutter stürzte darauf los und zog es an sich, Nordmann lehnte sich an den Fuß der Leiter, und Dorothee fühlte ihr Herz bis an den Hals schlagen. Mit Anstrengung brachte sie die Frage heraus, ob er verletzt sei.

„Nicht im geringsten, es ist nur der Rauch, der mich betäubt hat — da oben war eine nette Atmosphäre! — Ich muß jetzt weiter. Fräulein von Sorge, ich bitte, nehmen Sie sich der Kinder an. Die Frau ist ja wie von Sinnen." Und fort war er, ehe Dorothee antworten konnte. Sie sah sich um, Frau Borchert hatte das Kind ins Gras gelegt und sich unten ins Haus gestürzt, wo man dabei war, ihre Sachen zu retten. Das Häuflein der übrigen Kinder kauerte neben dem kleinsten auf dem Boden, der Großvater stand unschlüssig dabei. Dorothee wandte sich zu ihm: „Borchert," sagte sie, „wir müssen die Kinder in Ihre Wohnung bringen. Schnell zugefaßt!" Dabei legte sie ihm ohne Umstände das jüngste in den Arm, belud



Morgenandacht. Gemalt von A. Strobentz.

sich selbst mit dem gelähmten Knaben und befahl den anderen, ihr zu folgen. So ging es dem Schlosse zu. Borchert gehorchte ohne Widerrede. Es war lange her, seit ein fremder Fuß seine Wohnung betreten hatte, und die Vögel an den Wänden zwitscherten erschrocken durcheinander, als er Licht schlug und Dorothee die beiden hilflosen Kinder auf des Alten Bett legte. Dann lief sie eilig nach der Brandstätte zurück — Großvater und Enkel konnten inzwischen sehen, wie sie miteinander fertig wurden. Das ganze Dorf war allmählich auf die Beine gekommen, und alle Hände waren beschäftigt; selbst Fedor stand unten am See und half Wasser schöpfen. Frau Feldhausen versorgte die Leute mit Kaffee und anderer Erquickung, und Dorothee fand überall viel zu thun. Mitten im Getümmel begegnete sie hin und wieder dem Kandidaten, der stets einen neuen Auftrag für sie hatte, und sie weigerte sich keiner Hilfeleistung. Zuletzt wurde sie von Nordmann angetroffen, wie sie eben voll Eifer einem halb bekleideten Jungen half, seine störrische Ziege aus dem Stalle zu bringen. Er lachte über das ganze Gesicht, und ihre Augen blitzten ihn ebenso lustig an, während sie einen Augenblick atemlos still stand, um ihre gelösten Haare wieder zu befestigen.

Als die Sonne über Dornau aufging, beleuchtete sie nur noch die verkohlten Trümmer der Häuser am See, aus denen noch immer die Flammen aufs neue herausschlugen. Aber die Gefahr für das übrige Dorf war vorüber, die Abgebrannten waren mit dem, was sie gerettet hatten, alle unter Dach und Fach gebracht, und die Dornauer, soweit sie nicht zur Bewachung der Brandstätte zurückbleiben mußten, zerstreuten sich, um noch eine Stunde Morgenschlaf zu suchen. Zu diesen aber gehörte Dorothee nicht. Im frischen, weißen Morgenkleid, jede Spur der angreifenden Nachtarbeit getilgt, ging sie leichtfüßig durch das Treppenhaus und trat ungescheut beim alten Borchert ein. In dem großen, wunderlich eingerichteten Gemach stand Frau Borchert mit den Kindern um den Frühstückstisch mit der dampfenden Kaffeekanne. Großvater obenan, heute wieder mit dem seltsamen Gesicht eines Menschen, der aus einem tiefen Traum aufzuwachen strebt, und neben ihm der Kandidat, von Ruß geschwärzt, mit zerrissenen, beschmutzten Kleidern und versengten Haaren. Dazu spazierte auf dem Tische zwischen den Tassen ein zahmer Star erwartungsvoll umher, und die Vögel an der Wand schmetterten ihre Morgenlieder.

Als Dorothee die Thür öffnete, hatten sich aller Hände, auch die des Großvaters, gefaltet, neugierig sahen die Kinder zu ihr auf, aber sie senkten die Augen wieder, als Nordmann sprach: „Lasset uns beten.“ Und er dankte für die soeben erfahrene gnädige Hilfe und bat um Beistand und Erleuchtung, daß die so wunderbar Bewahrten der Güte Gottes immerdar eingedenk bleiben und in Liebe zu Gott und zu einander fortan fröhlich wachsen möchten, „bis Er uns in Gnaden aushelfe zur ewigen Seligkeit. Amen.“ Der Großvater hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt und fuhr sich mit dem Ärmel über das Gesicht, auf Dorotheens Wange stand eine helle Thräne. Sie schüttelte allen die Hände, zuletzt auch dem Kandidaten, der aber that einen kleinen Aufschrei, als sie seine rußigen Finger kräftig drückte. Da sah sie, daß die Hände mit Brandblasen bedeckt und arg zerschunden waren.

„Ich werde nach Hause gehen und sehen, was die Frau Pastorin für mich thun kann,“ sagte er.

„Nein, kommen Sie mit mir,“ bat Dorothee, „Sie werden es mir nicht glauben, aber ich versichere Ihnen, daß ich mich sehr gut auf die Behandlung von Brandwunden verstehe. Einer unserer Dienstboten hat sich kürzlich stark verbrannt, und ich habe alles Notwendige im Hause.“

Sie führte ihn ins Wohnzimmer und rief den Diener herbei, der ihr Handreichung thun mußte, während sie mit leichten, geschickten Fingern die Hände reinigte und verband. Nordmann mußte zugeben, daß der Schmerz recht heftig gewesen, und daß ihm der Verband sehr wohlthätig sei.

Als er sich darauf dankend verabschiedete, griff Dorothee nach ihrem Sonnenhute: „Ich muß durchaus etwas frische Luft schöpfen nach dieser Nacht — kommen Sie, wir gehen durch den Heckengarten.“

Es war ein herrlicher Morgen und das grüne Labyrinth still und friedlich, die Luft klar und rein, trotz der Nähe der wüsten Brandstätte, denn der leichte Wind trieb Rauch und Brandgeruch nach der anderen Seite hinüber. Auf den Hainbuchen funkelte

der Tau, und je nachdem die Sonne ihren Weg zwischen den lebendigen Mauern zu finden vermochte, wandelten sie im hellen Morgenlichte oder im kühlen Schatten. Noch nie waren die beiden so lange stillschweigend zusammen gewesen. Dorothee schien etwas auf dem Herzen zu haben und wußte offenbar die rechten Worte dafür nicht zu finden, die ihr sonst so reichlich zuströmten.

„Glauben Sie, daß Borchert sich wirklich dauernd mit der Schwiegertochter aussöhnen wird?“ fragte sie endlich.

„Gott gebe es! Ich vermute, daß er sich schon längst im stillen nach Annäherung gesehnt hat und nur den Weg dazu nicht finden konnte. Die Borchert ist eine gutmütige, fügsame Person, aber die Kinder müssen das Beste dabei thun. Wie kam es, daß sie so schnell Aufnahme bei ihm fanden?“

Dorothee erzählte in der Kürze den Hergang, und er sah sie lächelnd an. „Sie dürfen mit Ihrer Arbeit heute Nacht zufrieden sein, gnädiges Fräulein.“

„Und Sie mit der Ihrigen — war es nicht ein tollkühnes Wagnis, in den brennenden Dachraum hinauf zu steigen?“

„Es war eine gnädige Bewahrung. Hätte ich es einige Minuten später versucht, so wäre ich schwerlich mit dem Kinde glücklich davon gekommen.“

Sie näherten sich dem Mauerpförtchen, welches auf den angrenzenden Kirchhof und von dort zur Kirche und Pfarre führte. „Sie werden einige Zeitlang nicht Klavier spielen dürfen,“ sagte Dorothee jetzt mit stockender Stimme, „aber wenn die ‚harmonische Gesellschaft‘ wieder einmal zusammenkommt, so kann ich die Begleitung übernehmen. Ich werde fleißig üben und sehr artig sein.“

Und sie hob die gesenkten Augen schelmisch lächelnd zu ihm auf, bis sie seinen hellen Blicken begegnete: „Sie sind sehr gut, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, auch an mir soll es in Zukunft nicht liegen, wenn die ‚harmonische Gesellschaft‘ ihrem Namen keine Ehre macht.“

Er hielt ihr zur Besiegelung des Friedensvertrages selbstvergessen die verbundene Hand hin, sie legte die ihre leicht darauf. Dann öffnete sie ihm die Pforte: „Nun bitte, seien Sie vorsichtig und verständig und zeigen Sie sich heute nachmittag dem Doktor, ich traue meiner Kunst doch nicht genug. „Ich desto mehr,“ sagte er und schwenkte mit seinen ungeschickten Fingern den Hut zum Abschied. Auf dem schmalen Wege zwischen den Gräbern stand er noch einmal still und blickte zurück. Da sah er sie im Rahmen der Pforte stehen, freundlich grüßend, frisch und licht wie der Sommermorgen, ein Anblick, der nicht leicht zu vergessen war.

Für Dorothee hatte die ländliche Bevölkerung von Dornau bisher kaum existiert, aber der Brand hatte ihr plötzlich die Leute aus den kleinen Arbeiterhäusern näher gerückt, und mit Lebhaftigkeit nahm sie teil an der Sorge für die Obdachlosen. Freilich hatte sie so wenig Begriffe von den Bedürfnissen der Leute, daß sie von Nordmann oftmals weidlich ausgelacht wurde, aber willig ließ sie sich von Pastor Friedener und Frau Feldhausen belehren. Den Borcherts durfte niemand eine Unterstützung anbieten, Großvater Borchert würde das sehr übel genommen haben. Die Familie wohnte immer noch bei ihm, und er war bei der herzoglichen Verwaltung um die Erlaubnis eingekommen, sie ganz zu sich nehmen zu dürfen. Er blieb schweigsam und wunderlich, aber die Kinder wurden täglich zutraulicher gegen ihn, zuletzt durften sie sich alles gegen ihn herausnehmen, und den kleinen lahmen Peter pflegte und hegte er mit derselben Sorgfalt wie bisher seine Vögel. Die Schwiegertochter schickte sich im ganzen geduldig in seine vielen Eigenheiten, und der Kandidat und die Sorges gingen jetzt ungehindert bei ihm aus und ein. Allmählich bildete sich ein ganz freundschaftliches Verhältnis zu ihnen, besonders zum Kandidaten und zu Dorothee. Sie belustigte sich damit, „ihn zahm zu machen,“ wie sie sagte, und er unterlag bald ganz und gar ihrem gewinnenden Zauber.

Die „harmonische Gesellschaft“ blühte neu auf, und es ging jetzt etwas friedlicher darin her, obwohl die stille Abneigung zwischen Fedor und Nordmann immer fühlbarer wurde, und obwohl der Kandidat mit Dorothee noch immer für Abwechselung sorgte. Die Streitigkeiten der beiden verwandelten sich jetzt zuweilen in Gespräche, bei welchen Dorotheens Augen den ernsten, nachdenklichen Ausdruck annahmen, der ihnen so wohl stand. Aber dann warf sie wieder unversehens, gleich einem übermütigen wilden Pferde, trotzig den Kopf auf und nahm ihre alte kriegerische Haltung wieder ein.

Der erste, welcher aus Dornau scheiden

mußte, war der Kadett, und er that es mit männlich unterdrückter Rührung. Aber auch Fedor hatte jetzt, im September, keinen Vorwand mehr zum Bleiben, und Pastor Friedener hatte sich soweit gekräftigt, daß Nordmann zum Herbst die Stelle eines Hilfsgeistlichen an einer der großen Gemeinden in der Hauptstadt hatte annehmen können. Auch ihm stand der Abschied nahe bevor. Von der ganzen Jugend wurde Fritz an die Bahn geleitet, und der Rückweg durch die Wiesen und Wälder genommen. Wie oft waren sie zusammen diesen Weg gegangen, aber reizender als heute, an dem stillen, klaren Septembertage, war er ihnen noch nie erschienen mit den buntgefärbten Wäldern, der duftigen Ferne und dem Schleier der glänzenden Sommerfäden über den Wiesen. Die Kinder waren heute weniger laut als sonst, als wären auch sie von der Abschiedsstimmung angesteckt, welche die Erwachsenen befangen hatte. Man lagerte sich an einem Lieblingsplätzchen am Waldrande, von wo aus sich Dornau mit Schloß und See und Kirchturm besonders anmutig zeigte. Dorothee forderte zum Singen auf, aber wenn sie damit die herbstliche Wehmut verscheuchen wollte, so war das Lied nicht glücklich gewählt, obgleich es ein Lieblingslied der „harmonischen Gesellschaft“ war:

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet:
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Ruder auch sich regen
In taktgemäßen Schlägen,
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande.
Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

„Um Gotteswillen, werdet nicht noch sentimentaler!“ rief Dorothee unwillig und stand auf, „was vorbei ist, ist vorbei, der Sommer war hübsch, und wir haben ihn genossen, damit laßt es gut sein. Morgen schlagen wir unser Zelt wo anders auf und nehmen nichts mit als die angenehme Erinnerung.“

„Wo und wann werden Sie Ihr neues Zelt aufschlagen?“ fragte Nordmann. „Wollen Sie zu Ihrer Freundin nach Berlin gehen?“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Ich habe noch keine Lust, mich zu entschließen. Papa will vorläufig Dornau als Hauptquartier beibehalten.“

Keines von ihnen sprach davon, daß sie sich in Berlin wieder zu sehen hofften — „was vorbei ist, ist vorbei,“ hatte Dorothee gesagt, und vielleicht dachte auch der Kandidat in seinem Herzen, daß es so am besten sei.

Eine Woche später kam auch für ihn und für Fedor der Abschiedstag. Beide wollten mit ein und demselben Zuge abreisen. Fedor hatte verheißen, zu Weihnachten wiederzukommen, und Nordmann hoffte im Frühjahre Frieden ers zu besuchen, die mit großer Liebe an ihm hingen. Dorothee fuhr den Bruder im Ponywagen des Amtsrats an die Bahn, der Kandidat war schon früher in einem bescheideneren Gefährte aufgebrochen. Er nahm den lahmen kleinen Peter Borchert mit nach Berlin, welcher in einem Diakonissenhause eine Kur durchmachen sollte. Fedor schaute noch mehr als einmal nach Dornau zurück und setzte sich dann mit einem Seufzer bequem im Wagen zurecht: „Gesteh's, Dora, der Sommer war nett!“ Dann fügte er nach einer kleinen Pause plötzlich hinzu: „Weißt du, ob die kleine Lisbeth Falk einiges Vermögen hat, oder ob sie ganz von Feldhausens abhängt?“

„Das will ich dir sagen,“ war die sehr bestimmte Antwort. „Sie hat ein kleines Erbteil von ihrem Vater her, etwa zweihundert Thaler jährlich, und Feldhausens werden um Lisbeths willen Roses Erbe sicher nicht sehr verkürzen.“ Sie versetzte dem Pony einen Hieb, als könnte sie ihren Bruder nicht schnell genug über die Dornauer Grenze befördern.

„Zweihundert Thaler!“ Fedor seufzte noch einmal auf und begann nach einer nachdenklichen Pause aufs neue: „Was fehlt dem Papa? Gestern bitte ich mir Geld von ihm aus — eine ganz bescheidene Summe —

30*

und er macht mir eine Szene, als ob ich etwas ganz Unerhörtes verlangt hätte. Er ist seit einiger Zeit entsetzlich reizbar geworden."

„Gab er dir das Geld?" fragte Dorothee gespannt.

„Nicht so viel, als ich brauche, aber er versprach mir, das übrige nachzuschicken. Wenn er nicht Wort hält, wirst du mir ein wenig aushelfen müssen, Dora."

„Meinst du? Meine Rechnungen vom Winter her sind noch lange nicht bezahlt, und ich warte umsonst auf das Geld, welches mir der Vater seit Monaten versprochen hat. Hast du eine Idee davon, wie es mit seinen Angelegenheiten steht?"

Fedor zuckte verdrossen die Achseln: „Mir ist's viel lieber, ich weiß nichts davon, und ich rate dir, Dora, zerbrich dir den Kopf nicht um Dinge, welche du doch nicht verstehst und die du nicht ändern kannst."

„Ich würde es vorziehen, wenn mir reiner Wein eingeschenkt würde," sagte sie scharf, „und ich bin es müde, immer mit beruhigenden, zuversichtlichen Reden getröstet zu werden, an die ich nicht mehr glauben kann. Ich begreife dich nicht, Fedor, daß du nicht ähnliches empfindest."

„Wir sind eben verschieden," erwiderte er leichthin und brach das Gespräch ab, da sie jetzt auf dem Wallwitzer Pflaster einher rasselten.

Sie hatten sich ein wenig verspätet. Während Fedor eilig in ein Koupee zweiter Klasse sprang, rief aus der dritten Klasse eine bekannte Stimme Dorotheen ein Lebewohl zu. Sie hatte eben noch Zeit, Nordmanns Gruß zu erwidern, welcher den kleinen Peter auf dem Knie hielt und es ihm an seiner breiten Schulter bequem machte, dann sauste der Zug davon, und sie fuhr mit nachdenklichem Gesichte nach Hause.

Es war Herbst geworden in Dornau, und das Leben zog sich in engem Kreise zusammen. Dorothee bot der winterlichen Langeweile und Eintönigkeit tapfer die Stirn, obgleich sie jetzt oft ganz allein mit den Dienstboten und Borcherts im Schlosse hauste. Sie spazierte mit dem Amtsrat bei Regen und Schnee durch die Felder und spielte am Abend mit ihm Karten. Sie malte und musizierte mit Rose und Lisbeth, sie kehrte auch in der Pfarre ein und brachte Leben und Heiterkeit in die dort oft gedrückte Atmosphäre. Ja, sie drang bis in Frau Feldhausens Küche und Speisekammer und behauptete, die Wirtschaft lernen zu wollen, obwohl es vorläufig bei einem lustigen Spiele blieb.

Von ihrem Vater wurde sie einmal mit in die kleine Residenz genommen, um ihrer Pate, der Herzogin Mutter, ihre Aufwartung zu machen, aber der Aufenthalt dort schien ihr wenig behagt zu haben. Herr Eilers kehrte um diese Zeit öfter im Amtshause ein, und Frau Feldhausen verschaffte ihm gern Gelegenheit, mit Dorothee zusammenzutreffen. Fräulein von Sorge war freilich nicht so höflich gegen ihn wie im Anfange ihrer Bekanntschaft, aber das hatte nur zur Folge, daß er sich bei jedem Wiedersehen immer tiefer in ihre Bande verstrickte. Vor allem aber hing Lisbeth mit schwärmerischer Zärtlichkeit an Dorothee. Die Dämmerstunden am alten Kamin im Schlosse waren ihr höchster Genuß. Dann saßen die Mädchen auf dem Teppiche vor dem flackernden Feuer, plaudernd oder lesend, und Lisbeth durfte den Kopf in Dorotheens Schoß legen, welche liebkosend die weichen schwarzen Haare streichelte. War es nur das Vergnügen an einem anmutigen Spielzeuge, welches Dorothee zu dem Kinde hinzog, auf das sie eine belebende, beglückende Macht ausübte, wie die Sonne auf eine verkümmerte, halb entwickelte Pflanze? Dorothee stellte sich keine solchen Gewissensfragen, aber mit wirklicher Sorge war sie sich bewußt geworden, daß ein anderer unverantwortlich lange mit Lisbeth gespielt hatte, und gern wollte sie dem Mädchen über die Trennung von Fedor hinweghelfen. Sie wußte nicht, wie sicher Lisbeth auf das Wiedersehen im Winter rechnete, und sie dachte nicht daran, daß der Schwester Freundschaft und Zärtlichkeit das sicherste Mittel war, die Neigung zum Bruder zu nähren.

Dorothee hatte auch ihre einsamen Stunden, und dann schritt sie mit den Händen auf dem Rücken und zusammengezogenen Augenbrauen auf und ab und überlegte.

„Ich habe noch keine Lust, mich zu entschließen," hatte sie zu Nordmann gesagt, als er sie fragte, ob sie nach Berlin zu gehen gedächte. Ob er wohl ahnte, warum ihr der Entschluß so schwer wurde?

Die leichtblütige Dorothee hatte doch ein gutes Teil von Großvater Sorges, des Ge-

schäftsmannes, praktischer Natur und nüchternem Scharfblick geerbt. Es war ihr unmöglich, die Augen zu schließen vor dem bedenklichen Rückgange in ihres Vaters Verhältnissen. Zwar hatte er ihr nichts weiter darüber mitgeteilt, als daß er durch den Bankerott einer großen Aktiengesellschaft einen Teil seines Vermögens verloren habe, nach einzelnen Andeutungen aber mußte sie annehmen, daß er sich mit dem Reste in andere gewagte Spekulationen eingelassen habe, und allmählich war sie zu der Überzeugung gelangt, daß es mit diesen Unternehmungen sehr mißlich stehen müsse. Sie wußte aus Erfahrung, daß auf seine sanguinischen Reden nicht zu bauen war und daß auch die erhoffte Anstellung durch hohe Vermittelung, auf die er so sicher zu rechnen schien, vorläufig noch sehr problematisch war. Immer mehr drängte sich ihr die Erkenntnis auf, daß sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen müsse, und zwar je eher, je besser. Dann tauchte der lange Vetter Strehle vor ihr auf, derselbe, den Rose und Lisbeth den „Garnkommis“ genannt hatten, eine von frühester Jugend an sehr wohlbekannte Gestalt, der schon in der Kinderstube ihr ergebenster Verehrer gewesen. Es war sonderbar, wie wenig sie den ganzen Sommer über an ihn gedacht hatte. Wußte sie doch, daß es im Winter nur an ihr gelegen hätte, ihn zu einem Geständnisse seiner Neigung zu bringen, und daß Frau von Werther, seine Schwester, nichts sehnlicher wünschte, als den Bruder bald verheiratet zu sehen. Dorothee hätte im Grunde nichts gegen ihn einzuwenden gehabt, aber sie hatte sich bisher recht glücklich gefühlt ohne den Rittmeister, und warum sollte sie sich überhaupt jetzt schon binden, da ihr die Freiheit so wohl behagte? So hatte sie im Winter gedacht, jetzt aber standen die Sachen anders — der Rittmeister würde ihr die sicherste, einfachste Lösung aller Sorgen und Befürchtungen bieten können — warum nur war ihr seit einiger Zeit der Gedanke an den gutmütigen, etwas faden Vetter so abstoßend geworden? Sie sah sich nach einem anderen Auswege um: Herr Eilers — nein, da war der Rittmeister denn doch weit vorzuziehen. Und die Hofdamenstelle bei der verwitweten Herzogin? Unmöglich!

Der Gedanke an eine abhängige Existenz in dem kleinen, engen Hofkreise war für Dorothee ganz und gar unerträglich. Andere Bilder drängten sich dazwischen, Erinnerungen an den Sommer, Eindrücke, gegen die sie sich heftig gewehrt und die dennoch in ihrer Seele haften geblieben waren. Mit der ganzen Kraft ihres Willens kämpfte sie dagegen an. Es hatte ihr gefallen, im Dornauer Idyll mitzuspielen, solange der Sommer währte, aber das war vorüber, und mit heilem Herzen, in voller Freiheit wollte sie in die Zukunft treten. Ihr graute im Vorgefühle dessen, was ein gewisser jemand einmal von der Gefährtin fordern würde, die er unauflöslich an sich gebunden hatte — und wenn Dorothee einmal heiraten mußte, dann wollte sie wenigstens einen angenehmen und verständigen Mann wählen, neben dem sich's frei und behaglich leben ließ, so wie sie es bisher gewohnt gewesen war, keinen Tyrannen, dem sie das unerhörte Opfer ihres ungebrochenen Willens, ihres ganzen heiteren und selbst genügsamen Daseins bringen mußte.

Noch brauchte sie den Entschluß zur Reise nach Berlin nicht zu fassen: „Kommt Zeit, kommt Rat,“ tröstete sie sich. Aber die Zeit kam und ging und brachte nichts als eine neue peinliche Erfahrung, eine beständig zunehmende Geldverlegenheit. Bisher hatte sie von ihrem Vater immer soviel erhalten, um die täglichen Ausgaben, welche im Dornauer Leben verhältnismäßig gering waren, zu bestreiten, jetzt wurde er bei jedem neuen Anspruche heftig und gereizt, oder er bat sie freundlich, sich noch ein wenig zu gedulden, jetzt gerade sei es ihm unmöglich, ihr zu willfahren, aber in ganz kurzer Zeit werde er alles ausgleichen können. Dazu im Hintergrunde ein Gebirge unbezahlter Rechnungen von früher her — Dorotheens Ehrgefühl empörte sich gegen einen solchen Zustand, und jeder Tag brachte ihr neue Demütigung. Sie begann das Zusammensein mit ihrem Vater zu fürchten, zugleich aber beängstigte sie seine Abwesenheit. Sie wußte, daß er in früheren Zeiten gespielt hatte, wenn auch mit Maßen, und der Verdacht stieg in ihr auf, daß die alte Leidenschaft wieder Gewalt über ihn bekommen habe. Wie unheimliche Gespenster standen diese und andere Sorgen nachts an ihrem Bette und saßen mit ihr am Tische, Dorothee wollte und konnte ihnen nicht länger standhalten. Wenn sie sich selbst auf ein sicheres Boot rettete, würde es ihr

dann nicht möglich sein, auch ihrem Vater behilflich zu werden?

Eben jetzt kam ein neuer dringender Einladungsbrief von Frau von Werther, ein scherzhafter Befehl, sich bei Strafe völliger Ungnade sogleich nach Weihnachten in Berlin einzustellen — und Dorotheens Entschluß war gefaßt. Sie ging sogleich zu ihrem Vater und machte mit ihm den Plan für die nächste Zukunft. Die Dienstboten sollten entlassen werden, Dorothee würde nach Weihnachten abreisen, und Herr von Sorge versprach, sich in Berlin eine kleine Wohnung zu nehmen. Es schien ihm eine Last vom Herzen genommen, er legte den Arm um Dorotheens Schulter und küßte sie mit demselben schwermütigen Lächeln, das Fedor zuzeiten so unwiderstehlich machte: „Ich werde alt, mein liebes Kind, und du mußt dir die Freundschaft mit Werthers erhalten, denn es kann sein, daß du sie bald einmal sehr nötig hast.“

Danach ging Dorothee in ihr Zimmer, schloß Schränke und Kästen auf und musterte nachdenklich ihre luxuriöse Garderobe und ihr überreiches Schmuckkästchen. Vieles davon legte sie zurück, um es in Berlin zu Gelde zu machen. Davon wollte sie die nötigsten Rechnungen bezahlen und sich einigermaßen für die Residenz ausrüsten. Lucie von Werther war sehr elegant, und Dorothee wollte selbstverständlich neben ihr nicht nur in vorjährigen Toiletten erscheinen. Das Herz schlug ihr leicht und frei, wie seit Wochen nicht, schon der sorglose, scherzhafte Ton von Luciens Brief wirkte wie ein Bannwort gegen die beängstigenden Gespenster, und vom Bruder Rittmeister war gar nicht die Rede darin. „Kommt Zeit, kommt Rat,“ dachte Dorothee wieder, mit einem Besuche bei der Schwester war die Verlobung noch lange nicht unterzeichnet.

In Dornau war große Betrübnis, als Dorotheens Entschluß bekannt wurde, aber das Weihnachtsfest mit seinen Freuden trat zunächst in den Vordergrund und brachte den Besuch der Sorgeschen Brüder. Fedor war sehr wohl auf, und Feldhausens bemerkten mit Vergnügen, daß er viel von seinem trägen, blasierten Wesen abgelegt hatte. Er machte einen weit tüchtigeren Eindruck als bei der ersten Bekanntschaft, konnte vom Verkaufe mehrerer Arbeiten und von neuen Bestellungen berichten. Am ersten Abend saß er mit Rose und Lisbeth am Kamin, zeigte ihnen die Photographieen seiner Bilder, las die schmeichelhaften Rezensionen vor, die sie ihm eingetragen, und schwelgte fröhlich in neuen Plänen und Entwürfen.

„Wissen Sie, Fräulein Lisbeth, daß ich dies alles nur Dornau verdanke? Alles, was ich seit dem Sommer gemacht, atmet Dornauer Luft und Sonnenschein, und darum gefällt es den Leuten so gut.“ Er sagte „Dornau,“ aber indem er ihr dabei in die Augen schaute, mußte sie verstehen, daß er „Lisbeth“ meinte, daß sie es sei, der er dies alles zu verdanken habe. „Bekomme ich jetzt ein Lied als Revanche für meine Bilder?“ fragte er, und sie sang:

„O danke nicht für diese Lieder,
Mir ziemt es, dankbar dir zu sein.“

Und indem sie sang, schaute sie in die Zukunft hinein wie in ein Zauberland, in einen beglückenden Zustand der Gemeinschaft, wo es zwischen ihr und ihm nichts Eigenes mehr geben sollte, nur noch ein seliges Nehmen und Geben der edelsten Gaben.

„Sie sollen ein neues Lied lernen, das ich kürzlich für Sie entdeckt habe,“ sagte er dann, und er holte ein Notenblättchen hervor, setzte sich ans Klavier und begann:

„Wo ich am allerliebsten
Begraben möchte sein,
Das wär' in deinen kühlen,
Braundunklen Äugelein.

Jahraus, jahrein, da wird es
Auf meinem Grabe blüh'n,
Und Sonnenblick auf immer
Voll Duft darüber zieh'n.

Gedenk' ich so recht tief mich
Und inniglich darein,
So möcht' ich, ach, zur Stunde
Jetzt gleich begraben sein.“

Lisbeths Augen aber schauten nicht mehr so schwermütig drein wie im vorigen Frühjahre, sie bewegte sich schneller und elastischer, hielt sich gerader, und das Gesicht hatte einen Hauch gesunder Röte bekommen. Nie im Leben hatte sie lieblicher ausgesehen, als in ihrem Pelzkäppchen am zweiten Weihnachtsfeiertage, da Fedor sie zu Dorothee in den Schlitten hob und beide in den tief verschneiten Wald hineinfuhr. Im Schlitten war nur Platz für zwei Damen, und Rosen hätte natürlich die erste Fahrt gebührt, aber Lisbeth sollte nicht zu kurz kommen. Weit, weit hinein ging es in die funkelnde, glänzende Einsamkeit, wo sich kein Ton vernehmen ließ

als das silberne Geläute der Schlittenglocken und ein leises Rascheln, wenn eine schwere Schneemasse sich von den Ästen der Bäume ablöste.

Fedor sah sich zuweilen um: „Gefällt es Ihnen, Fräulein Lisbeth? Sind Sie vergnügt? Recht vergnügt?" Und die Antwort ihres strahlenden Blickes machte sein Herz warm und fröhlich schlagen.

Dorothee konnte unmöglich gerade jetzt den Spielverderber machen, und sie fragte sich allen Ernstes, ob denn die Thorheit der beiden wirklich ganz so grenzenlos sei, wie sie ihr anfangs erschienen. Sie hatte Fedor nie so wahrhaft liebenswürdig, so aufrichtig bewegt gesehen, und wenn er wirklich jetzt einen neuen Anfang machte, wenn Feldhausens etwas Rechtes für Lisbeths Zukunft zu thun gedachten — Dorothee begann unwillkürlich ein hübsches Luftschloß auf den schwankenden Grund dieser Voraussetzungen zu bauen. Jetzt freilich mußte sie doch auf die Heimkehr dringen, die letzten roten Sonnenstrahlen verglommen im weißen Gezweige, und als sie den Wald verließen, fegte ihnen ein kalter Wind entgegen, der Lisbeth eisig durchschauerte. Am nächsten Tage lag sie erkältet zu Bett, und als sie zu Neujahr zum erstenmal wieder ihr Zimmer verließ, hörte sie, daß dies Fedors letzter Tag in Dornau sei.

Am Nachmittage lag sie still und blaß auf dem Sofa in der Tante Wohnzimmer, draußen klingelten wiederum die Schlittenglocken, Fedor fuhr mit Rose davon, und Lisbeth fühlte sich namenlos elend und unglücklich. War es denn möglich, daß Fedor jetzt mit demselben Lächeln sich zu Rosen umwandte, die Decke um ihre Füße legte und in demselben Tone zu ihr sprach wie vor wenig Tagen mit ihr selbst? Im Sommer waren ihr diese mißgünstigen Gedanken nie gekommen, da war sie noch bescheiden und anspruchslos gewesen und hatte gern alles mit Rosen geteilt, jetzt weinte sie um die verlorenen Stunden des Zusammenseins heiß und leidenschaftlich wie um ein unersetzliches Glück, das Rose ihr geraubt, bis sie unter Thränen vor Ermüdung einschlief. Sie hörte nicht das Geläute des zurückkehrenden Schlittens, nicht Fedors leises Klopfen und den vorsichtigen Schritt, mit dem er sich dem Sofa näherte. Es dämmerte schon ein wenig, und im Zwielicht sah das verweinte Gesicht der Schläferin unbeschreiblich rührend aus — dazu die Thränenspuren auf dem weißen Kissen.

Jetzt öffnete sie die Augen und sah fragend und verwirrt zu ihm empor — dann richtete sie sich mit glühendem Erröten auf. Sie wußte nicht wie ihr geschah, sie fühlte nur, daß er ihre Hände festhielt und etwas von Abschied und Sehnsucht und vom Wiedersehen im Frühjahre sprach, und daß er zuletzt vor dem Sofa niederkniete und sie einen Augenblick lang fest an sich drückte. Schritte und Stimmen näherten sich, und als Lisbeth wieder ganz zu sich kam, war er verschwunden. Sie aber fühlte noch seinen Kuß auf ihren Lippen, und in ihren Ohren tönte die wundervolle Verheißung: „Auf Wiedersehen im Frühjahre!"

Am folgenden Tage kam Herr von Sorge mit seiner Tochter in Berlin an. Auf dem Perron wurden sie von einem Livreediener erwartet, dazu von einer blonden, etwas starken, aber noch recht jugendlichen Dame in schwarzem Pelze mit funkelnder Schmelzstickerei. Neben ihr stand lächelnd und grüßend das Original der Photographie in Dorotheens Album, das übrigens in seiner kleidsamen Uniform heute nicht an den Kommis bei Röslicke und Söhne erinnerte, sondern von Kopf bis zu Fuß ganz wie ein Mann aus der besten Gesellschaft aussah.

Die Begrüßung war sehr munter von beiden Seiten, und als man im offenen Landauer beim Wintersonnenschein durch die Straßen rollte, plaudernd und lachend, als Frau Lucie mit einem koketten Seufzer sich über das aufreibende Berliner Leben beklagte, und Herr von Sorge ihr leidendes Aussehen bedauerte, als der Rittmeister ihr einen Sommeraufenthalt in Dornau verordnete, der bei der Kousine so erfreuliche und bezaubernde Resultate geliefert, da hätte Dorothee aufjauchzen mögen vor Vergnügen. Es war ihr zu Mute wie dem Fische im Wasser, sie kehrte in ihr natürliches Element zurück. Und die entzückende Empfindung dauerte an, als sie in der Villa im Tiergarten vom Obersten mit umständlicher, ritterlicher Höflichkeit empfangen wurde, und am behaglich luxuriösen Theetische die Abendstunden rasch verflogen, während Werthers von ihren Sommerreisen und von zahllosen alten Bekannten berichteten, der Rittmeister aber, eine wandelnde Chronik der Berliner Gesellschaft, seine neuesten Anekdoten auskramte. Wie seltsam hei-

misch war das alles, wie genußreich, sich niederzulegen ohne die vielen kleinlichen Sorgen, mit welchen sie in letzter Zeit hatte einschlafen und aufstehen müssen. Wie wohlthuend das späte Frühstück im eleganten Negligee, das Plänemachen für die nächsten Tage, die Besorgungen in den wohlbekannten Läden, die Fahrt im Tiergarten, die Oper am Abend waren!

Auch Herr von Sorge, den Werthers noch einige Tage lang bei sich festhielten, schien ganz der Alte und war heiter und liebenswürdig wie in früheren Zeiten. Frau Lucie klagte über ihre Gesundheit und sprach beständig davon, wieviel sie sich versagen müsse. Aber das, was sie ein eingezogenes Leben zu nennen beliebte, war in Wirklichkeit eine nichtabreißende Kette von Geselligkeit und geschäftigem Nichtsthun. Werthers waren kinderlos, der Oberst ein feingebildeter, verwöhnter Mann, ohne viel militärische Passion, dem der Reichtum seiner Frau früh gestattet hatte, den Abschied zu nehmen, als die Aussicht auf eine gute Karriere zweifelhaft wurde. Mit seinen vielseitigen Interessen, mit ihrem Gelde und ihrem munteren, naiven Wesen bildeten sie überall, wo sie auf ihrem Wanderleben vor Anker gingen, den Mittelpunkt eines angenehmen und belebten Kreises. Dorothee war mit der nur wenig älteren Kousine zusammen aufgewachsen, und auch nach Luciens Verheiratung hatten beide Familien in nahem Verkehr gestanden, beide an ein gleiches, zwangloses Dasein gewöhnt. Aber die Sorges wußten ihr Leben des Müßigganges mit mehr Geist und Behagen zu führen, Werthers dagegen sahen sich oft aus der Ferne von dem Gespenste der Langeweile bedroht, und sie hatten die Freunde in diesem Sommer aufrichtig vermißt.

„Gott sei Dank, daß ich dich wieder habe," seufzte Lucie wohl zehnmal am Tage, „jetzt sollst du mir so leicht nicht wieder entschlüpfen."

Ja, festgehalten sollte Dorothee unter allen Umständen werden, auch um des einzigen Bruders willen, der zu Luciens Schrecken bereits alle Anlagen zum Junggesellen zeigte. Aber sie wollte nicht mit der Thür ins Haus fallen, die Sache sollte sich allmählich entwickeln, und für den Anfang schien sich alles gut anzulassen. Die beiden hatten das Verhältnis vom vorigen Jahre schnell wieder aufgenommen: der Rittmeister als getreuer, aber nicht allzu ungestümer Ritter, Dorothee als neckende, launische Gebieterin. Er war den Wünschen seiner Schwester durchaus nicht entgegen, aber er fürchtete sich ein wenig vor Dorothee, es lag ihm im Grunde nicht viel daran, mit ihr vorwärts zu kommen, der jetzige Zustand behagte ihm ganz wohl. Ein wenig Entgegenkommen von Dorotheens Seite aber würde ihn bald ans Ziel bringen, das glaubte Lucie ganz bestimmt, und Dorothee mußte bald Ernst machen, ja, sie mußte — wußten doch Werthers ziemlich genau, wie die Sorgeschen Verhältnisse lagen. Es war undenkbar, daß Dorothee dem märchenhaften Glücke einer solchen Partie den Rücken kehrte — und Lucie war sehr gutmütig, es that ihr wohl, daß durch ihren Bruder der Freundin dies Glück zu teil werden sollte.

Vier Wochen lang schon schwamm diese im Strome des Berliner Lebens. „Ganz die alte Dora," sagten Werthers, ohne zu ahnen, daß in Dorotheens unruhiger Seele wieder allerlei Erinnerungen auflebten und die Freude am jetzigen sorglosen Dasein sich bereits wieder abstumpfte.

Eines Sonntags fand Lucie die Freundin morgens beim Frühstück den Kirchenzettel studierend. „Ich möchte heute in den Nachmittagsgottesdienst gehen," kündigte Dorothee ihr mit Gelassenheit an.

Lucie machte große Augen. „Heute bei dem wundervollen Wetter? Wir werden doch natürlich Schlittschuh laufen, Otto kommt auch herüber."

„Ich werde mir diesmal Urlaub nehmen, wenn du erlaubst."

„Aber, Dora, warum bist du denn nicht in die Vormittagskirche gegangen?"

„In der neuen Kirche predigt heute nachmittag der Pastor Nordmann, unser Dornauer Kandidat."

„In der neuen Kirche? Mein Gott, Dora, das ist ja am Ende der Welt, wie willst du denn dahin kommen?"

„In einer Droschke, und du gibst mir den Bedienten mit," erklärte Dorothee. Sie blieb auf ihrem Willen bestehen trotz Luciens Verstimmung, und erst beim späten Diner fand man sich in gewohnter Weise mit dem Rittmeister zusammen.

„Nun, Dora, war es der Mühe wert?"

„Was soll der Mühe wert gewesen sein?"

„Deine Expedition nach der neuen Kirche. War die Predigt gut?"



Spielkameraden. Gemalt von C. Fröschl. Nach einer Photographie aus dem Verlage von V. A. Heck in Wien.

„Ich glaube, ja."

„Sie glauben, Dora?" fragte der Rittmeister, „so haben Sie gar nicht zugehört?"

„Ich maße mir kein Urteil darüber an."

„Wie außerordentlich bescheiden! Aber wenn Sie in so andächtiger Stimmung waren, warum gingen Sie denn nicht zu einem unserer berühmten Prediger?"

„Weil ich Pastor Nordmann zu hören wünschte."

„Nordmann — ist das nicht der musikalische Kandidat aus Dornau?" fragte der Oberst. „Lucie, die Sache wird mir bedenklich — ich empfehle dir in Zukunft größere Wachsamkeit."

Die anderen lachten, aber der Scherz wurde nicht weiter verfolgt — der Kandidat lag zu weit außerhalb des Wertherschen Gedankenkreises, um auch nur als Scherz zu interessieren.

Einige Tage darauf ging Dorothee die Jägerstraße entlang, um Besorgungen zu machen. Es war Tauwetter eingetreten, und einer jener lieblichen Februartage mit lauer Luft und blassem Sonnenschein, welche die Menschen vergessen machen, daß der eigentliche Frühling noch weit entfernt ist, daß Schnee und Stürme und Frost sich ihr Recht noch nicht werden nehmen lassen. Sie schritt rüstig vorwärts, aber sie träumte, trotz des Menschengewühles, das sie bei dem schönen Wetter umdrängte, trotz des tosenden Straßenlärmes — und wie eine Träumende fuhr sie auf, als eine große Gestalt im schwarzen Rocke ihr plötzlich den Weg vertrat. Ehe sie sich besinnen konnte, hielt Ernst Nordmann ihre Hand schon zwischen den seinigen und ihre Augen und Wangen leuchteten auf — ihr Traumbild hatte plötzlich Fleisch und Blut angenommen. Er fragte gar nicht an, ob er sie begleiten dürfe — nach wenigen Augenblicken gingen sie im eifrigsten Gespräche schon nebeneinander her. Er war sehr mitteilsam und gab sich keine Mühe, seine frohe Bewegung über das Wiedersehen zu verbergen. Dorothee, stiller als sonst, hörte ihm aufmerksam zu, als er von seinem Leben und Thun auf dem neuen weiten Arbeitsfelde berichtete und von seinen Mitarbeitern erzählte. Offenbar fühlte er sich in der großen Stadt mit ihrem rasch pulsierenden Leben, mit ihrem hellen Lichte und ihren dunklen Schatten weit mehr in seinem Elemente als draußen in der kleinen Landgemeinde. Wie damals in der Feuernacht empfing Dorothee einen lebhaften Eindruck von seiner rücksichtslosen, begeisterten Hingabe und seiner frischen Thatenlust, der ihr die Seele weit machte und das Herz schneller schlagen ließ. Was hatte sie ihm dagegen aus ihrem Leben zu erzählen? Wie klein und inhaltlos erschien es ihr jetzt. Er begleitete sie bis an die Werthersche Wohnung, und nach und nach kamen auch die Dornauer Erinnerungen an die Reihe, die gegenseitigen Fragen nach den gemeinschaftlichen Freunden. Dorothee erkundigte sich nach dem lahmen kleinen Peter Borchert, und Nordmann konnte berichten, daß er Fortschritte mache und daß Aussicht vorhanden sei, ihn in einigen Wochen wesentlich gebessert zu entlassen. „Wollen Sie ihn nicht einmal im Diakonissenhause besuchen?" bat er. „Der Junge hat Heimweh und würde sich unsäglich freuen, ein Dornauer Gesicht zu sehen. Ich werde es möglich machen, Sie zu begleiten."

Dorothee überlegte, ob es ihr gelingen würde, Lucien zu der Expedition zu bereden, und versprach, ihm Nachricht zu geben, wenn sie mit ihren Gastfreunden Rücksprache genommen haben würde; dann schieden sie. Wie vorauszusehen, wollte Lucie von einem Besuche im Krankenhause nichts wissen und fand die Idee abgeschmackt, aber ihr Widerstand bestärkte Dorothee erst recht in dem Vorhaben, das sie sonst über anderen Ansprüchen und Zerstreuungen vielleicht würde haben fallen lassen. Sie erinnerte sich an das alte Fräulein von Wittmann, eine Bekannte von Lucie. Diese würde sich glücklich schätzen, bei der Fahrt ins Diakonissenhaus Dorothee unter ihre Flügel zu nehmen, besonders in der Begleitung des lieben jungen Pastor Nordmann. Oft schon hatte Dorothee selbst boshaft genug über die Schwärmereien der frommen alten Jungfer gescherzt, diesmal aber glitten Luciens kleine spöttische Bemerkungen über die neue Freundschaft wirkungslos an ihr ab, und zur verabredeten Zeit hielt der Wagen mit beiden Damen vor dem Krankenhause, wo sie von Nordmann erwartet wurden. Eine neue Welt that sich vor Dorothee auf, als sie, von einer freundlichen Schwester geleitet, in die Kinderstation eintraten. Nie in ihrem Leben hatte sie dergleichen gesehen, und noch vor einem Jahre wäre sie vielleicht mit verschlossenem Herzen und entschiedenem Widerwillen daran vorbeigegangen. Aber heute,

mit Nordmann zusammen, der hier zu Hause war, konnte sie sich dem tiefen Eindrucke nicht entziehen, welchen dies hilfsbedürftige, elende Häuflein mit seinen Pflegerinnen auf sie machte. Mit strahlendem Gesichte kam Peter auf sie zu gehumpelt, voller Freude, dem gnädigen Fräulein seine Fortschritte zeigen zu können, beglückt durch das Spielzeug, das sie ihm mitgebracht, und noch mehr durch die Grüße und Erzählungen aus der Heimat. Immer mehr seiner kleinen Leidensgefährten sammelten sich um Dorothee, streichelten ihren weichen kostbaren Winterpelz und schmiegten sich zutraulich an ihre Kniee. Wiederum übte ihre Schönheit und Frische die unwiderstehliche Anziehungskraft auf alles Schwache und Gebrechliche aus, welche Lisbeth so oft empfunden hatte. Sie ließ sich die Zudringlichkeit der Kinder geduldig gefallen, spielte und scherzte mit ihnen, und im Augenblicke des Abschiedes kam es über sie mit zwingender, herzbewegender Gewalt, sie beugte sich nieder und küßte einen der kleinen Kranken auf das abschreckend entstellte Gesichtchen. Als sie sich aufrichtete, begegnete sie Nordmanns Augen, die mit einem Ausdrucke von Glück und Entzücken auf ihr ruhten, wie noch nie zuvor. Dorothee erschrak vor dem Blicke — sie drängte zum Aufbruche, riß sich hastig von den Kindern los und zog in fast unfreundlicher Weise Fräulein von Wittmann mit sich hinaus. Draußen leuchtete ihnen heller Sonnenschein entgegen.

„Wollen wir nicht zu Fuß gehen?" fragte Nordmann. Dorothee zauderte, aber ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er den Kutscher bereits fortgeschickt; so traten sie miteinander den weiten Weg an. Fräulein von Wittmann verbreitete sich in gefühlvoller Weise über die segensreiche Thätigkeit der Diakonissinnen. Nordmann aber schien ihre Gegenwart ganz und gar zu vergessen, er hatte nur Augen und Ohren für Dorothee, er wollte die unverhoffte Stunde des Zusammenseins auskosten. Dorothee fühlte Fräulein von Wittmanns prüfende Blicke auf sich ruhen, sie begann Nordmann zu zürnen, der ihrer Meinung nach sich selbst und sie rücksichtslos der Neugier einer alten Jungfer preisgab, der überhaupt seit dem Wiedersehen in der Jägerstraße so viel anspruchsvoller geworden war, als hätte er ein Recht auf Dorothee, das sie ihm unmöglich zugestehen konnte. Sie eilte rascher und immer rascher vorwärts, bis das arme Fräulein von Wittmann kaum noch soviel Atem hatte, um mit matter Stimme die liebe Dorothee zu bitten, nächstens einen Abend bei ihr zuzubringen. Dorotheens abweisende Antwort wurde durch ihren Vater unterbrochen, der ihnen in der Nähe der Wertherschen Wohnung begegnete und den Pastor höflich, aber etwas erstaunt begrüßte. Er sah hohläugig und angegriffen aus, zog Dorotheens Arm durch den seinen und fragte sie, ob sie kürzlich von Fedor Nachricht bekommen habe. Ihre Gefährten mußten fühlen, daß sie Herrn von Sorge lästig waren, und der Pastor erbot sich, Fräulein von Wittmann nach ihrer Wohnung zu geleiten, die nur einige Minuten weiter entfernt war. Er nahm Dorotheens Hand und hielt sie einen Augenblick fest. „Darf ich sagen: Auf ein baldiges Wiedersehen?"

„Ich weiß nicht — ich bin nicht Herr über meine Zeit," erwiderte sie und wandte sich schroff und hastig ab.

Herr von Sorge ließ sich, nachdem er gehört, daß Dorothee seit Wochen keinen Brief von Fedor erhalten, vergeblich bitten, mit zu Werthers heraufzukommen. Sein unstetes Wesen vermehrte ihr Unbehagen. Oben wurde sie von Lucie ziemlich ungnädig empfangen. Um auf andere Gedanken zu kommen, streckte sie hastig die Hand nach den zwei Briefen aus, welche für sie bereit lagen, aber die Zerstreuung, nach der sie verlangte, gewährten sie ihr nicht. Der eine war von Lisbeth, lang und eng geschrieben. Dorothee legte ihn halb gelesen beiseite: die Erinnerung an Dornau war ihr heute peinlich, und peinlicher noch Lisbeths schmerzliche Sehnsucht nach dem Frühjahr, das die Sorges wieder nach Dornau bringen sollte. Fedors Brief war um so kürzer, er enthielt außer einigen unwesentlichen Nachrichten nur die Bitte um Geld, er befände sich in einer augenblicklichen Verlegenheit und würde in einigen Wochen alles zurückzahlen. Diesen Brief beantwortete Dorothee sofort, sie schickte ihm eine kleine Summe, aber mit dem Bemerken, daß dies das erste und letzte Mal sei, wo sie ihm einen ähnlichen Gefallen erweisen könne. Die Antwort an Lisbeth wurde vorläufig aufgeschoben, obwohl sie wußte, wie lange das Kind schon vergeblich auf eine freundliche Zeile wartete. Warum war sie mit ihrem Bruder jemals nach Dornau gekommen! Warum waren sie dort unter so

seltsame Menschen geraten, die das müßige Spiel für Ernst genommen und durchaus nicht vergessen wollten! Wie gern hätte Dorothee in ihrer heutigen Stimmung den letzten Sommer aus ihrem Leben getilgt, denn es war ihr unerträglich, aus den leichtsinnig ausgestreuten Samenkörnern unwillkommene Frucht ernten zu sollen. Wie eine Erlösung erschien ihr die Gesellschaft, mit welcher dieser Tag endete. Wie würde sich Fräulein von Wittmann entsetzt haben, hätte sie dieselbe Dorothee, welche am Morgen die kranken Kinder geliebkost hatte, am Abend sehen können, umgeben von ihren Verehrern und in einer Laune, deren Ausgelassenheit selbst Luciens Mißbilligung erregte.

Am nächsten Tage fanden sich Pastor Nordmanns Karten auf Luciens Tisch und ein Briefchen von Fräulein von Wittmann an Dorothee.

„Sieh da, dein Pastor," sagte Lucie, „nun werden wir ihn einmal einladen müssen."

Ein neuer Bekannter war immer ein erwünschter Gegenstand für Frau von Werther, und sie war heute wieder bei guter Laune.

„Du brauchst dich damit nicht zu übereilen," erwiderte Dorothee und zerknitterte Fräulein von Wittmanns Epistel und warf sie in den Papierkorb. Es war eine Einladung zum folgenden Abend — Dorothee würde einen kleinen Kreis gleichgesinnter Freunde treffen, vor allem den lieben Pastor Nordmann, ihren gemeinschaftlichen Freund, der bereits zugesagt habe. Unglücklicher hätte Fräulein von Wittmann die Einladung kaum fassen können, keine Macht der Welt sollte Dorothee zwingen, sich wieder mit der alten Klatschschwester einzulassen. Unter einem durchsichtigen Vorwand erfolgte schleunigst eine kurze Ablehnung. Danach hörte und sah sie eine Zeitlang nichts von Nordmann, desto mehr aber hörte er von ihr — durch Fräulein von Wittmanns Vermittelung. Was half's ihm, daß er sich gleichgültig stellte — sie ersparte ihm kein Wort von den Gerüchten, welche über die Sorges im allgemeinen und Dorothee im besonderen umgingen. Daß die baldige Verlobung mit dem Rittmeister nahe bevorstand, glaubte sie als Luciens Hausfreundin ganz sicher behaupten zu können. Dazu schienen Werthers gesonnen, Nordmann ganz zu ignorieren, und Dorothee schien unnahbar geworden zu sein.

Der Winter war noch einmal mit Kälte und glatter Eisbahn zurückgekehrt. Dorothee war eine leidenschaftliche Schlittschuhläuferin und kehrte jetzt täglich gegen Abend mit einer kleinen Schar Bekannter durch den Tiergarten von der Bahn zurück. Dabei sah sie eines Tages die große, schwarze Gestalt auf sich zukommen, die sie unter Tausenden gleich würde erkannt haben — mit weiten Schritten, die langen Arme beim raschen Gange wie zwei Perpendikel hin- und herbewegend. Dicht vor der Gesellschaft angekommen, stutzte er plötzlich und sah auf, denn er hatte den Ton des melodischen Gelächters vernommen, an dem er Dorothee unter Tausenden würde herausgefunden haben. Er zog den Hut, aber Dorothee an der Seite des schlanken Rittmeisters plauderte und lachte noch lauter als zuvor und neigte nur flüchtig den Kopf, ohne Nordmann anzusehen. Lucie, die hinter ihr herging, berührte mit dem Fächer ihre Schulter: „War das dein Pastor, Dorothee? Wie drollig er aussieht und wie er läuft! Den müssen wir bald einladen, um zu sehen, wie er sich in zivilisierter Gesellschaft ausnimmt."

Am nächsten Abend war Dorothee mit Werthers und Herrn von Strehle im Theater gewesen und hatte sich allem Anschein nach sehr gut amüsiert. Noch war sie zu munter und wach, um schlafen zu gehen, und zögerte eine Weile in Luciens Zimmer. Sie stand vor dem großen Toilettenspiegel und betrachtete ihr eigenes, leuchtendes Bild mit den tiefgeröteten Wangen und der dunklen Rose im Haar.

„Sieh, da liegt noch ein Brief für dich," sagte Lucie, und Dorothee streckte lässig die Hand danach aus, die Augen noch immer auf das schöne Spiegelbild geheftet.

„Leg' doch ab und setze dich, es ist noch schrecklich früh," fuhr Lucie fort und versenkte sich selbst behaglich in den Lehnstuhl, während ihr die Jungfer die Brillantnadeln aus den Haaren zog.

„Ich danke, ich möchte lieber gleich zu Bett." Jetzt starrte Dorothee auf den Brief in ihrer Hand, ihr Gesicht war blaß geworden — wie im Traum hörte sie noch ein paar Minuten lang Luciens Geplauder mit an, wie im Traum sagte sie: „Gute Nacht," ging hinauf in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Sie wußte, wer die Adresse mit der festen, zierlichen Theologenhand geschrieben, sie wußte, was darin stand, und sie wußte auch, was sie darauf antworten

wollte, und dennoch dauerte es lange, bis sie sich entschließen konnte, den Brief zu öffnen. Über dem Briefe und der Antwort auf ihn verbrachte sie zum erstenmal in ihrem Leben eine ganz schlaflose Nacht. Stundenlang starrte sie hinaus in das kalte Mondlicht und die schwarzen Schatten drunten im Hofraum, während der Mond wie ein irdisches Abbild des ewigen, allsehenden Auges herunterschaute auf die große Stadt in all ihre Ecken, Winkel und Abgründe, hinein in Dorotheens warmes, duftiges, luxuriöses Gemach, und hinein in eine kalte, frostige Studierstube, weit weg im Norden der Stadt, wo noch ein anderer eine schlaflose Nacht durchlebte und sich zum Stillesein und Harren, zur willigen Ergebung in Gottes Willen zu zwingen versuchte. Aber war es nach Gottes Willen gewesen, daß er jetzt schon von Dorothee das letzte Wort verlangt hatte? Als er damals in Dornau von ihr schied, hatte er die Absicht gehabt, zu entsagen und zu vergessen, aber das unverhoffte Wiedersehen mit ihr hatte diese Vorsätze vernichtet. Unerträglich dünkte ihn jetzt die Unsicherheit, die ihm in den letzten Wochen alle Freiheit der Seele geraubt und ihn zu seinem Tagewerk untüchtig gemacht hatte. Nicht länger sollte es währen, das demütigende Hoffen und Bangen um einen leuchtenden Blick, um ein warmes, gütiges Lächeln — die unwürdige Abhängigkeit von ihren eigenwilligen Launen. War es frevelhafte Kühnheit, daß er so gewaltsam dies fremdartige Dasein an das seine zu fesseln versuchte — fremd seinem Glauben, seinem Streben, fremd der selbstverleugnenden, herben Lebensführung, wie er sie von sich und seinem Weibe verlangen mußte? Er hatte die Entscheidung in ihre Hand gelegt, und wenn sie den Mut dazu fühlte, ein neues Leben mit ihm anzufangen, so sollte es an ihm nicht fehlen — für sie und mit ihr wollte er kämpfen und ringen in der Hoffnung, durch Gottes Gnade eine wahrhafte Gemeinschaft mit ihr sich zu erstreiten.

„Mein Gott, du mußt, du wirst sie mir schenken!" hatte er leidenschaftlich gefleht, aber während des Gebetes zogen peinigende und erkältende Zweifel durch seine Seele.

Am nächsten Morgen schlüpfte Dorothee, in Schleier und Mantel gehüllt, hinaus, um ihre Antwort an Nordmann selbst in den Kasten zu stecken. Halb furchtsam sah sie die Straße hinauf und hinunter, als ob sie eine Ahnung davon habe, daß er seit dem Grauen des Tages unter den dürren Bäumen des Tiergartens auf und ab gegangen, Thür und Fenster der Villa beobachtend, bis Amt und Pflicht ihn zur Heimkehr gezwungen hatten. Dann ging sie schnell auf den Kasten zu und schob den Brief mit Hast in den Schlund, der sich unerbittlich über ihm schloß — unwiderruflich war es geschehen, und während sie langsam zurückkehrte, folgten ihre Gedanken dem Briefe auf seinem Wege zu Nordmann. Sie sah im Geiste die großen, starken Hände, wie sie das Blatt entfalteten, um die Worte zu lesen, welche sie und ihn auf immer schieden. Wie der Blitz plötzlich eine dämmerige Landschaft erleuchtet, so stand in diesem Augenblicke klar und deutlich vor ihrer Seele das, was hätte werden können zwischen ihr und ihm, und was sie von sich gewiesen und unmöglich gemacht hatte. Oben auf ihrem Zimmer schloß sie sich ein, warf sich aufs Bett und weinte bitterlich.

Als sie beim späten Mittagessen zum Vorschein kam, war die letzte Thräne verschwunden, und damit sollte auch der letzte Zoll an die Dornauer Erinnerungen bezahlt sein. Von dieser einen peinigenden Verwirrung wenigstens hatte sie sich jetzt mit einem Rucke befreit, und was die übrigen Zukunftsfragen anging, so hieß es wiederum bei ihr: „Kommt Zeit, kommt Rat." Aber im Laufe der Tage empfand Lucie einen gewissen Wechsel im Wesen der Freundin. Dorothee war nicht mehr so „anregend" wie früher. Sie zog sich mehr zurück und erschien in Gesellschaft entweder zerstreut oder übermäßig laut und lustig. Selbst ihr Lachen hatte nicht mehr den alten natürlichen Klang, und Frau Lucie empfand die Veränderung um so mehr, als sie selber den Aufenthalt in Berlin jetzt satt hatte, und ihre Nerven demgemäß täglich reizbarer wurden. Die Angelegenheiten ihres Bruders standen noch genau auf demselben Flecke wie bei Dorotheens Ankunft, und Lucie wußte nicht, ob sie sich mehr über den Bruder oder über die Freundin ärgern sollte.

An einem kalten, stürmischen Aprilabende war der Rittmeister herübergekommen und leistete den Damen Gesellschaft. Die Saison war vorüber, der Oberst war verreist, und ein paar erwartete Gäste hatten abgesagt. Die Unterhaltung war lahm und einsilbig, und Lucie kämpfte nur noch matt gegen die erdrückende Langeweile an. Sie hatte das

Reisehandbuch hervorgesucht und machte Pläne für das Frühjahr. In drei Wochen wollte sie nach Ems gehen, und Dorothee sollte sie begleiten.

Dorothee saß heute über eine Handarbeit gebeugt — ein ungewohnter Anblick — Herr von Strehle, ihr gegenüber, spielte mit ihren Seidenknäuelchen und versuchte zuweilen einen kleinen Angriff mit Worten oder Blicken, aber sie antwortete nur mit „Ja“ oder „Nein“ und nähte eifrig weiter.

„Fehlt dir etwas, Dora?“ fragte Lucie endlich in gereiztem Tone.

„Was soll mir fehlen?“ war die Antwort.

„Du bist jetzt oft so sonderbar — findest du nicht auch, Otto, daß Dora — hm —“

„Von unerklärlichen Stimmungen beherrscht wird,“ ergänzte Otto seufzend und schoß noch einen schwermütigen Blick aus seinen blauen Augen ab. Aber Dorothee schwieg beharrlich, und Lucie ärgerte sich noch mehr, denn das Schmachten und Seufzen stand Otto abscheulich schlecht. Er sah jetzt nach der Uhr — und seufzte abermals. „Ich muß machen, daß ich fortkomme, wenn ich den Neunuhrzug noch erreichen will.“

„Aber du wolltest doch bis zum nächsten Zuge bleiben,“ wandte Lucie ein. Noch ein flehender Blick auf Dorothee, aber sie rührte sich nicht, also stand der Rittmeister auf und empfahl sich. Seine Schwester trommelte mit ihren runden, rosigen Fingerspitzen auf der Sofalehne einen Marsch, Dorothee hatte die Arbeit fallen lassen und stieß mit der Fußspitze nach Luciens kleinem Seidenspitze, der sich zuerst knurrend zurückzog, dann aber immer mehr in Wut geratend in ein keifendes Gebell ausbrach.

„Pfui, Dora,“ fuhr seine Herrin auf, „schämst du dich nicht, das arme liebe Tierchen so zu peinigen. Komm her, Tiny, mein Süßer, ich will das nicht länger mit ansehen. Du quälst alles, was mir lieb ist, Dora, aber du wirst sehen, daß meine Geduld auch einmal ein Ende hat.“

Dorothee schlug die Augen auf und sah die Freundin mit einem Blicke an, den diese in allen Gliedern fühlte. „Bitte, erkläre dich einmal näher — wen habe ich gequält, und seit wann setze ich deine Geduld auf die Probe?“

„Als ob du nicht recht gut wüßtest, was ich meine!“ Lucie begann zu weinen, und Tiny bellte von seinem sicheren Platze auf ihrem Schoße aus noch immer auf Dorothee los. „Du mißbrauchst meine Gastfreundschaft, und du spielst mit dem armen Jungen wie eine herzlose — ja wie eine ganz herzlose Kokette,“ schluchzte Lucie.

Dorothee hatte sich in ihrer ganzen Höhe aufgerichtet und schaute finster auf Lucie herab. „Wenn dein Bruder etwas von mir wünscht, warum thut er den Mund nicht auf?“

„Du weißt recht gut, was er wünscht, aber du bist so abschreckend und wunderlich — er wagt sich nicht damit hervor.“

Dorothee zuckte die Achseln: „So ist's am besten, ich packe morgen ein und reise ab, ich wünsche deine Gastfreundschaft nicht länger zu mißbrauchen.“

Luciens weiche Lippen verzogen sich hämisch: „Und wohin willst du reisen, wenn ich fragen darf?“

„Das ist meine Sache!“ war die kühle Antwort. Damit wünschte sie eine gute Nacht und ging auf ihr Zimmer.

Am nächsten Mittag kündigte sie Herrn von Werther an, daß sie jetzt lange genug seine und Luciens Güte genossen habe und sobald wie möglich nach Dornau abreisen werde. Der Oberst war sehr verwundert und unzufrieden, er hatte keine Neigung, seine Frau nach Ems zu begleiten, und rechnete darum auf Dorothee. Nun lenkte auch Lucie ein, ihr Zorn war verraucht, sie wollte es nicht mit Mann und Bruder zugleich verderben, und Dorotheens Begleitung war auch ihr sehr wünschenswert. Ihren Bitten konnte Dorothee nachgeben, ohne ihr Selbstgefühl allzusehr zu verletzen. So griff sie denn zum zweitenmal tief in das Schmuckkästchen, um die Emser Toilette bestreiten zu können. Sie durfte keine Beihilfe von Lucie annehmen, wozu diese nur allzu gern bereit gewesen wäre, um die Freundin noch abhängiger von sich zu machen. Aber das Schmuckkästchen war nicht unerschöpflich, und Dorothee wußte, daß dies ihre letzte Gnadenfrist sei. Zum erstenmal in ihrem Leben sah sie sich jetzt ernstlich genötigt, ihre Launen zu beherrschen, um den Aufenthalt in Ems erträglich zu gestalten. Sie nahm sich sehr zusammen, aber sie fühlte sich allmählich zur abhängigen Gesellschafterin herabsinken, und Lucie streckte jetzt ein Mal über das andere die scharfen Krallen aus den Samtpfötchen heraus, welche Dorothee bis dahin gestreichelt hatten.

In den Tagen, da Dorothee Berlin ver=

ließ, saß Pastor Friedener mit Feldhausens im Garten wie vor einem Jahre, und teilte ihnen einen Brief mit, den er soeben von ihr empfangen hatte.

Mit weitgeöffneten, hungrigen Augen saß Lisbeth ihm gegenüber — es war wenig genug, was sie zu hören bekam, und doch genug, um die reizenden Luftschlösser, welche sie den Winter über gebaut, zusammenzustürzen. Dorothee redete in unbestimmten Ausdrücken von einem Wiedersehen im Sommer — Fedor und sein Vater wurden überhaupt nicht erwähnt, und von Fritz hieß es, daß er die nächsten Ferien bei den Eltern eines Kameraden zubringen würde.

Lisbeth war leise davongeschlüpft, unter des Amtsrats lautem Bedauern, der wie alle Dornauer die Sorges so gern wiedergesehen haben würde. Nur Pastor Friedener hatte ihre Flucht bemerkt — er war der einzige, welcher eine Ahnung davon hatte, was in ihrer Seele vorging. Hätte er sie sehen können, wie sie jetzt unten am Seeufer kauerte, thränenlos und verlassen, er würde versucht haben, eine barmherzige, hilfreiche Hand nach ihr auszustrecken — aber in gewohnter, zartfühlender Zurückhaltung scheute er es, sich in des Kindes Vertrauen einzudrängen, und hoffte, daß die bittere Enttäuschung noch zu rechter Zeit gekommen, um sie gründlich zu heilen von einem süßen, thörichten Wahn. Auch er selbst war enttäuscht worden durch Dorotheens Brief, denn er hatte im vorigen Jahre seine stillen Beobachtungen an den jungen Leuten gemacht, und es schmerzte ihn, daß nicht allein die Sorges ausblieben, sondern daß auch Nordmann seinen versprochenen Frühjahrsbesuch ins Unbestimmte hinausschob.

Gegen Ende Juni ging Frau von Werthers Kur zu Ende, und der Oberst kam nach Ems, um die Damen zu einer Tour nach Wiesbaden abzuholen. Wohin man sich von dort aus wenden wollte, sollte erst noch beschlossen werden. Wechsel und Bewegung machten es Dorotheen möglich, noch einmal das Drückende ihrer Lage zu vergessen. Bei herrlichem Wetter streifte man durch die Wiesbadener Anlagen, die in voller Sommerpracht standen. Auf einmal that Lucie einen kleinen Schrei des äußersten Erstaunens: „Sieh Dorothee, sieh den Herrn, der dort gegenüber am Teiche steht, ist das nicht dein Bruder Fedor! Wahrhaftig — und was für einer kleinen hausbackenen Schönheit macht er da die Kur?"

Dorothee traute ihren Augen nicht — ja, der schlanke Herr mit dem malerischen Künstlerhute war ohne Zweifel Fedor, und die junge Dame niemand anders als Rose Feldhausen. Beide fütterten miteinander die Schwäne, und Röschens Lachen schallte über das Wasser herüber.

Lucie klatschte vor Vergnügen in die Hände — Fedor war immer ihr besonderer Liebling gewesen, sie fand das Zusammentreffen reizend und schlug vor, sie sollten sich heimlich durch die Büsche schleichen, um das Paar plötzlich zu überfallen. Ihr kleiner Anschlag gelang vollkommen. Als Fedor die bekannten Stimmen hinter sich vernahm, fuhr er hastig herum und machte ein Gesicht wie ein ertappter Sünder. Er faßte sich indes bald wieder so weit, um sich gegen Luciens Neckerei zu wehren, Rose knixte errötend und hing sich mit strahlendem Gesicht an Dorotheens Arm. Ihre Eltern fand man am Kaffeetisch vor dem Kurhause, und es dauerte keine halbe Stunde, so war die Freundschaft zwischen ihnen und Werthers in vollem Gange. Der Oberst und der Amtsrat fanden großes Gefallen aneinander, Fedor scherzte mit Lucien, und Frau Feldhausen setzte Dorotheen auseinander, wie es gekommen, daß sie sich so fern von der Heimat zusammengefunden. Der Amtsrat hatte sich mit saurem Gesicht zu einer Vergnügungsreise entschlossen, die er Röschens Bildung schuldig zu sein glaubte, und Lisbeth war unterdes zu einer Tante geschickt worden, welche schon längst um ihren Besuch gebeten hatte, und bei der sie als erwünschte Stütze der Hausfrau sich in einer großen Wirtschaft nützlich machen sollte. Dann berichteten Feldhausens und Fedor wechselseitig, wie sie sich vor zwei Tagen in Frankfurt am Main getroffen, wo Fedor die Dornauer Freunde im Hotel eingeregnet fand, in Sorgen um einen verlorenen Koffer und in einer so unglücklichen Stimmung, daß sie nahe daran waren, wieder umzukehren. Am Tage darauf war durch Fedors Bemühungen der Koffer wieder aufgefunden, und unter seiner gewandten Leitung machten sie die Entdeckung, daß Frankfurt eine ganz nette Stadt sei, in der sich's ein paar Tage lang recht angenehm leben ließ. Überhaupt war der Amtsrat seit Fedors Dazwischenkunft zu der Ansicht ge-

kommen, daß das Reisen auch seine Lichtseiten habe, und ließ sich bereit finden, den Rhein hinunterzufahren. Fedor benahm sich ganz als Reisemarschall, und schien weiter nichts zu thun zu haben, als Feldhausens zu begleiten. Werthers entschieden sich noch an demselben Abend, dieselbe Tour zu machen, beiden Teilen erschien die Aussicht auf ein häufiges Zusammensein angenehm.

Als man sich zur Nacht trennte, hielt Lucie die Freundin noch einen Augenblick lachend fest. „Weißt du, daß wir Aussicht haben, unterwegs in einem Romane mitzuspielen? Dora, was machst du für ein Gesicht! Hast du mir nicht gesagt, daß Feldhausens sehr wohlhabend sind? Das einzige Töchterchen wäre eine immense Partie für Fedor."

„Dummes Zeug! Fedor darf nicht daran denken. Die Eltern würden außer sich sein."

„Nous verrons!" lachte Lucie, und Dorothee ging zu Bett mit dem Gefühl, daß das Leben nachgerade ganz unerträglich geworden sei.

Am anderen Tage schien es, als habe noch nie eine sorglosere Gesellschaft den Rhein befahren. Dorotheens schweigsames Wesen fiel bei der allgemeinen Heiterkeit und Gemütlichkeit nicht sehr auf, und außerdem wußte Lucie triftige Gründe dafür anzugeben, indem sie Frau Feldhausen im Vertrauen erzählte, daß sie Dorotheen schon ganz als ihre künftige Schwägerin betrachten dürfe. In Bingen verweilte man einige Tage — der Amtsrat willigte gern ein, länger zu bleiben als er anfangs beabsichtigt hatte, und für Werthers erhielt der schon bekannte Aufenthalt einen frischen Reiz durch die Gesellschaft so gutmütiger und so gar nicht blasierter Gefährten. Für Lucie war der Roman die Hauptsache, und Dorothee hätte ebenso harmlos sein müssen wie Papa und Mama Feldhausen, um nicht zu bemerken, wie Fedor ganz aufging in Röschens Dienst, wie er nur für Feldhausens lebte und sich in seiner beweglichen Weise ganz und gar ihren Wünschen und ihrem Ideenkreise anpaßte. Von Bingen aus hatte man eine Mondscheinfahrt auf dem Rheine gemacht und dann bei einer Bowle auf der weinumzogenen Veranda den Abend beschlossen. Als sich die Gesellschaft trennte, zog Fedor die Schwester noch einmal hinaus auf die Veranda. Sie sah ihm kühl und forschend in das erhitzte, erregte Gesicht — was kümmerte die beiden der Zauber der lauen Juninacht über den Rebenhügeln und die eben noch besungene und bewunderte Mondscheinpracht.

„Wir müssen uns verständigen," begann er hastig, „du benimmst dich sehr wenig schwesterlich gegen mich, Dora."

„Was willst du von mir?" fragte sie.

„Ich dächte, das brauchte ich dir nicht erst auseinanderzusetzen."

„Was gehen mich deine Angelegenheiten an. Sei froh, Fedor, daß ich mich nicht hinein mische, es könnte dir sehr unlieb werden."

„Aber du mischest dich hinein! Das ist's, worüber ich mich beklagen will. Dein mürrisches Gesicht und dein gleichgültiges Wesen schaden mir, Dora! Um Rose ist mir nicht bange — aber siehst du denn nicht, daß für mich jetzt der kritische Moment kommt, wo den alten Feldhausens ein Licht aufgehen wird? Wieviel könntest du dazu thun, mir glücklich darüber hinweg zu helfen! So nimm dir doch ein Beispiel an Lucie, sie ist die Güte und Gefälligkeit selber, und wenn ich mein Schifflein glücklich in den Hafen bringe, so werde ich's ihr zu danken haben."

„Seit wann gehst du mit diesem Gedanken um, Fedor?"

„Findest du ihn so dumm, den Gedanken?"

„O, Fedor, im Winter lag dir nichts ferner als eine solche Spekulation!"

Er machte eine heftige, ungeduldige Bewegung. „Was weißt du vom Winter — die Zeiten haben sich eben geändert."

„Fedor, ich liebe Feldhausens, und ich sage dir, daß ich mit der Sache nichts zu schaffen haben will."

„Als ob ich ihnen etwas Böses thun wollte, indem ich ihre Tochter heirate!"

„Sie kennen dich nicht — und wenn sie dich kennten —"

„Glaubst du, daß ich Rosen unglücklich machen würde?"

„Ja."

„Wahrhaftig, recht nett und schwesterlich gedacht, Dora!"

„Laß mich los, Fedor, ich will zu Bett gehen."

Aber er preßte die Hand fest um ihren Arm, in seinen Augen flackerte ein unruhiges Licht. „Glaubst du, daß ich dich loslassen werde, damit du morgen zur Amtsrätin

gehen und sie vor deinem Bruder warnen kannst. Weißt du denn, du liebevollste aller Schwestern, daß von einer Heirat mit Rose für mich so ziemlich alles abhängt — Ruf und Name und Brot? Ich stecke tief in Schulden, habe gar keine Aussicht auf Beschäftigung, und wenn ich mich nicht auf irgend eine Art herausreißen kann, so wirst du mich auf diese Weise vermutlich zum letztenmal im Leben gesehen haben."

„Fedor!" rief sie heftig, er aber stand mit untergeschlagenen Armen an die Veranda gelehnt und zuckte mit den Achseln. „Du übertreibst," fuhr sie fort, „hattest du nicht Bestellungen?"

„Zum Teil zerschlugen sie sich — zum Teil — Dora, was hast du für ein Recht, über mich zu Gericht zu sitzen? Ich kann so wenig von der Luft wie von der Kunst leben. Selbst wenn ich aus meinen jetzigen Verlegenheiten heraus wäre, ich müßte unter allen Umständen eine wohlhabende Frau heiraten. Denkst du etwa daran, in Zukunft ums Brot zu arbeiten? Dir ist vieles möglich, Dora, aber das glaube ich denn doch nicht, daß du dich noch sehr lange wirst von Werthers ins Schlepptau nehmen lassen, ohne mit Strehle Ernst zu machen. Ich bewundere Lucie, daß sie sich das bis jetzt gefallen ließ. Wärst du schon Strehles Frau, so stünden auch für mich die Dinge ganz anders, es würde ihm eine Kleinigkeit sein, mich aus der Not zu reißen."

Dorothee antwortete nicht, sie lehnte neben ihm an der Veranda, starrte hinaus und seufzte. Er änderte instinktmäßig seine Angriffsweise. „Dora," sagte er mit weicher Stimme, „sei gut gegen mich. Siehst du denn nicht, daß mir das Wasser bis an die Kehle geht? Ich will mich nicht besser machen als ich bin — aber du weißt, daß ich nicht allein durch eigene Schuld in diese Lage gekommen bin. Wer hat mich mit großartigen Aussichten und Versprechungen zum Nichtsthuer und Tagedieb erzogen, statt mich zu lehren, meine Kräfte zu brauchen, da es noch Zeit war?"

„Du bist erst sechsundzwanzig Jahre alt, Fedor!"

„Und ich sage dir, das Alter rechnet nicht nach Jahren. Es ist für mich zu spät, um noch einmal von vorn anzufangen — ich bin der ich bin, und ich kann mich nicht auf einmal zu einem armseligen, ehrbaren, philisterhaften Dasein herabschrauben. Aber glaube mir, es wird anders mit mir werden, sobald mich nur Feldhausens einmal in die Hand genommen haben. Wer weiß, ich kann noch umsatteln, kann Landwirt werden oder Soldat — sie sollen über mich bestimmen, wenn ich sie nur erst so weit habe. Vergib mir, Dorothee, und vertraue mir, ich bedarf des Vertrauens und der Nachsicht in dieser Krisis — soll ich vergebens darum bei dir betteln gehen?"

Er streichelte sanft die Hand, welche auf der Brüstung der Veranda lag, und sie schaute ihm nachdenklich in die schönen Augen, deren hilfesuchender, hingebender Ausdruck in diesem Augenblick keine Lüge war. Ihre kräftigere Natur sträubte sich freilich gegen seine Art, sich ganz und gar ins Armenrecht zu werfen, aber sie fühlte, daß in der Klage über seine Erziehung und über die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, eine gewisse Wahrheit lag. Sie wußte, wie diesem schwachen, beweglichen Sinne von Anfang an der Halt und die Zucht gefehlt hatten — und sie empfand wirklich etwas von dem Mitleid, das er von ihr forderte.

„Muß es denn gerade Rose sein," sagte sie endlich zögernd, und als er sich schweigend abwandte, fuhr sie mutiger fort: „Im Winter glaubte ich, daß Lisbeth Falk — Feldhausen ist sehr gutmütig, er würde ohne Zweifel etwas für euch thun, und du *kannst* Beschäftigung finden, wenn du willst, Fedor."

„Ich glaube, du bist von Sinnen?" war die bittere Antwort. „Daß du mir jetzt, nachdem ich dir meine Lage auseinandergesetzt habe, mit solch einem Vorschlag kommen kannst. Sagte ich dir nicht, daß ich mich selbst nicht mehr über Wasser halten kann, und du meinst, ich soll daneben eine arme und kränkliche Frau ernähren? Willst du uns etwa zu Hilfe kommen, wenn sie in Hunger und Kummer zu Grunde geht?"

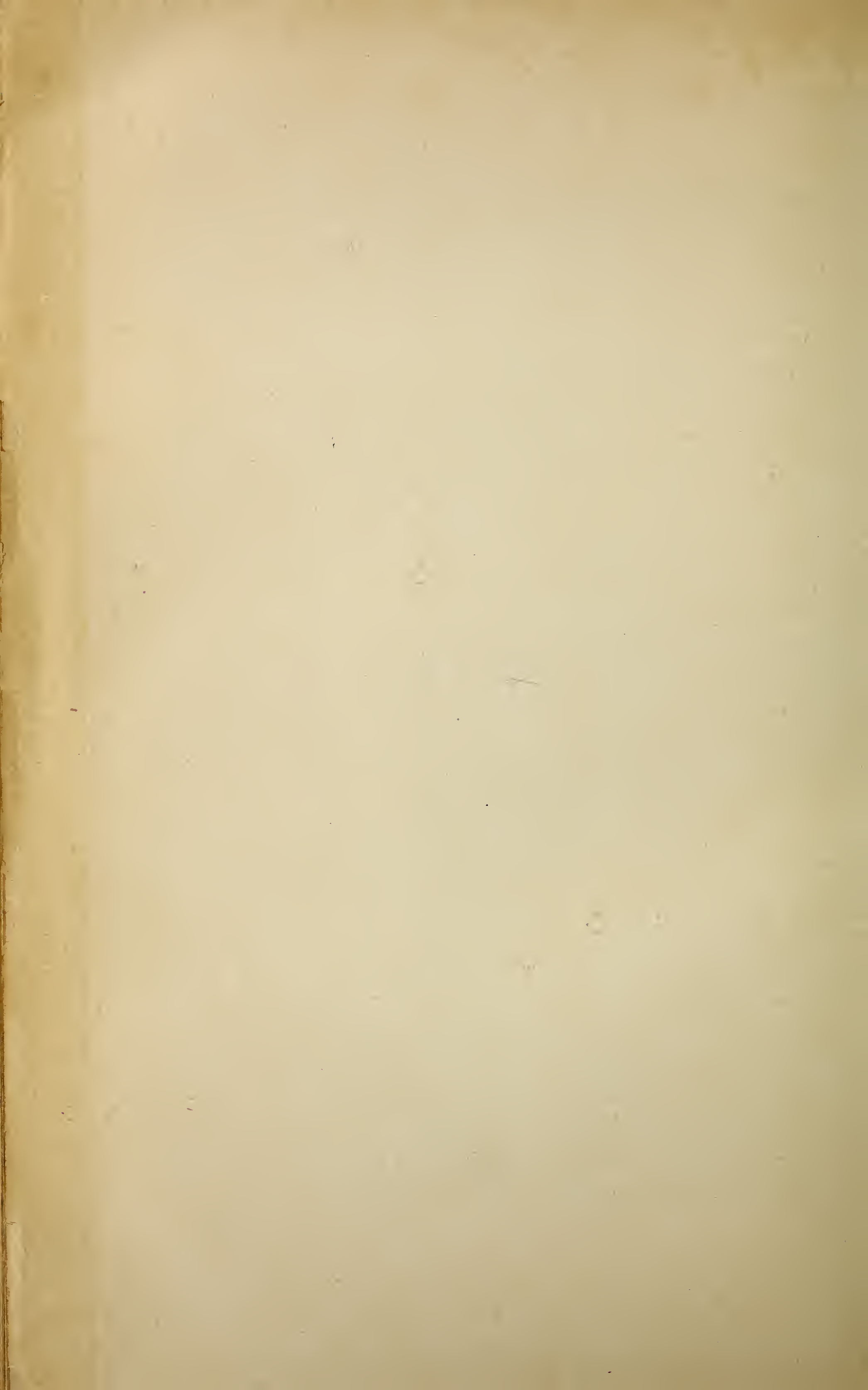
Er nahm einen welken Blumenstrauß, den Rose vergessen hatte, vom Tische auf, und schleuderte ihn mit heftiger Bewegung in die silberglänzende Flut, Dorothee seufzte, wahrlich — sie fühlte es selbst, daß sie sehr thöricht gesprochen hatte! Nach einer Weile kehrte sich Fedor wieder zu ihr und reichte mit bittendem Blicke die Hand — zögernd legte sie die ihre hinein. „Ich sehe, daß du in einer schlimmen Lage bist, Fedor. Halte dich denn an Lucie, meinetwegen. Ich will



Ein Schnadahüpfl. Gemalt



Adolf Eberle.



versuchen, dir nicht entgegen zu sein, mehr kannst du nicht von mir verlangen.“ Damit schieden sie.

Langsam stieg sie zu ihrem Zimmer hinauf und kauerte sich neben dem flackernden Lichte auf ihr Bett nieder. Ein Gefühl unbeschreiblichen Ekels an Fedors Leben und Treiben und an ihrem eigenen erfüllte ihre Seele — jawohl, er war im Rechte, wenn er sagte, daß sie einander nichts vorzuwerfen hätten. In früheren Zeiten würde sie nicht daran gedacht haben, seine Spekulation auf Rose niedrig und unehrenhaft zu schelten, hatte sie sich schon so ganz daran gewöhnt, mit Nordmanns strengen Maßen zu messen? Ach nein, sie fühlte heute, daß die Kluft zwischen ihr und ihm sich weiter und tiefer als je ausbreitete, es graute ihr vor dem steilen, mühsamen Wege, der hinauf führte in die lichteren und reineren Regionen, in denen er zu Hause war, und doch fand sie die Luft hier unten unerträglich und erstickend.

Sie mußte das Versprechen halten, welches sie Fedor gegeben hatte, und als die Rheinreise zu Ende ging, hatte er sein Ziel erreicht. Er versicherte sich Rosens, ehe er den Sturm auf die Eltern wagte, so gab es zwar eine große Erschütterung, Thränen, Kämpfe und peinliche Verhandlungen, aber er setzte seinen Willen durch und trug den Preis davon. Den armen Feldhausens hätte selbst die Einwilligung zur sichersten Heirat einen schweren Entschluß gekostet, wenn sie eine so frühe Trennung von dem Kinde bedeutete, und bei aller Zuneigung für Fedor war ihnen diese Partie denn doch gar zu abenteuerlich. Aber an Rosens Thränen scheiterten schließlich alle Einwendungen. Sie hatte das Köpfchen eines verwöhnten Kindes, und Fedor war für sie ein Ideal an Liebenswürdigkeit und Schönheit, so daß sie es noch kaum zu fassen vermochte, daß er sie im Ernste zu seiner Frau begehrte. Auch mußten sich die Eltern eingestehen, daß sie selbst Schuld trugen an dem beständigen, zwanglosen Verkehre der beiden, und Fedor war so weich, so hingebend und so aufrichtig dankbar. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er weniger als nichts habe, um einen Hausstand anzufangen. Er war ganz bereit, seine Künstlerlaufbahn, die dem Amtsrate doch gar zu fremdartig und bedenklich erschien, Rosen zum Opfer zu bringen, natürlich in der Voraussicht, daß der Schwiegervater in Zukunft anderweitig mit Rat und That für ihn sorgen werde.

Lucie war eine gewaltige Verbündete, sie wußte Feldhausens so gut zu nehmen und gab sich solch ein allerliebst vertrauenerweckendes Ansehen, wenn sie der Mutter Herzensergießungen mit anhörte und des Amtsrats Aufregung zu beschwichtigen suchte. Der Oberst verhielt sich so passiv wie möglich, aber er konnte mit Wahrheit sagen, daß er nichts besonders Nachteiliges über Fedor wisse. Dorothee fiel der Frau Amtsrat mit Thränen um den Hals, als ihr die schließliche Erfüllung von Fedors Wünschen mitgeteilt wurde, und ihre sichtliche, ungewohnte Bewegung konnte seine Sache nur fördern. Natürlich sollte von einer Hochzeit noch lange, lange nicht die Rede sein, und Fedor hütete sich, gleich im Anfang zu viel zu fordern. Er fügte sich verständig und demütig in eine Prüfungszeit und rechnete im stillen sicher darauf, daß Rosens Eltern dem Kinde doch zuletzt keine zu lange Wartezeit auferlegen würden. Die Verlobung sollte zwar anfangs noch geheim gehalten werden, aber Fedor und Rose wußten es dennoch durchzusetzen, daß bald nach Feldhausens Heimkehr die Anzeigen des Ereignisses in alle vier Winde flogen zu den kopfschüttelnden Nachbarn und Vettern, zu Lisbeth und ihrer Tante, zu Herrn von Sorge, der eiligst nach Dornau kam, um sein Schwiegertöchterchen in seine Arme zu schließen. Und Dorothee sah mit einem Gemisch von Mitleid und Widerwillen, wie wenig er im stande war zu verbergen, welch eine grenzenlose Erleichterung und Beruhigung ihm die Verlobung gewährte. Sie und ihr Vater bezogen noch einmal die Zimmer im Schlosse, im übrigen aber lebten sie als Gäste des Amtsrats. Es sollte das nur eine provisorische Einrichtung sein, und Lucie sorgte dafür, daß jedermann wußte, Dorothee sei so gut wie verlobt mit ihrem Bruder. Zu des Amtsrats Geburtstag waren Werthers nach Dornau eingeladen, und Lucie hatte um Erlaubnis gebeten, ihren Bruder mitbringen zu dürfen, damit er sich endlich Dorotheens Jawort holen könne.

Pastor Friedener war überrascht und beunruhigt worden durch die Verlobung — und das alte Freundschaftsverhältnis zum Amtshause hatte sich verdunkelt, denn Feldhausens scheuten sich davor, sich mit gewohntem Vertrauen gegen ihn auszusprechen.

Auch Dorothee fanden Friedeners verändert, schweigsam und zurückhaltend. Mit Eifer stürzte sie sich in die Festvorbereitungen, denn zugleich mit des Amtsrats Geburtstag wollte man Röschens Verlobungsfest begehen: in den Räumen des Schlosses sollte am Abend getanzt und soupiert, und auf der Terrasse ein Feuerwerk abgebrannt werden. Rose war wie berauscht von den Ehren und Freuden der Brautzeit und eine weit anspruchsvollere kleine Herrin, als Fedor erwartet hatte. Er wehrte sich vergebens gegen die Feuerprobe, welche er an dem festlichen Abend vor dem ganzen Feldhausenschen Anhang bestehen sollte, der ihm vom vorigen Jahre in unangenehmer Erinnerung war, aber Rose verzog ihr Mündchen so schmerzlich, und Frau Feldhausen machte ein so erstauntes Gesicht, daß er bald den fruchtlosen Widerstand aufgab.

Am Tage vor dem Feste kehrte Lisbeth zurück. Zwar hatte sie gebeten zu bleiben, weil die Tante sie dringend zu behalten wünschte, aber Feldhausens verlangten bestimmt, daß Rosens Pflegeschwester den Tag mit ihnen feiern solle. Sie fand das Haus bereits voll Gäste, außer dem Bräutigam und den Seinen waren auch Werthers mit dem Rittmeister, und des Amtsrats Bruder mit Frau und Kindern angekommen. Die ganze Gesellschaft zusammen mit Friedeners nahm den Kaffee im Amtsgarten ein, aber noch sah Dorothee sich vergeblich nach Lisbeth um, welche vor einer Stunde schon angekommen sein mußte. Sie ging hinunter in die Vorratsräume, da stand Lisbeth in einer weißen Schürze vor einem großen Berg von Kuchen, mit erhitzten Wangen, und Schatten unter den Augen, welche von der Ermüdung durch die Reise zeugten. Sie zählte die Kuchenstücke, welche die Amtsrätin ihr zuteilte, in einen Korb. Dorothee aber schloß sie samt dem Korbe warm in ihre Arme und hielt sie fest an sich gedrückt.

„Wie geht es dir, mein Liebling? Du bist ja kaum angekommen und schon so entsetzlich fleißig!“

„Mir geht es gut,“ war Lisbeths Antwort, und sie kehrte zu ihrem Kuchen zurück.

„Lisbeth ist mir heute wie ein hilfreicher Engel erschienen,“ meinte die Tante freundlich, „ich wüßte gar nicht, wie ich fertig werden sollte ohne sie, da Fedor Röschen nicht herausgibt. Nicht eine Minute hat sie seit ihrer Ankunft vertrödelt,“ fügte sie, zu Dorothee gewandt, befriedigt hinzu, während Lisbeth die Schürze ablegte und sich die Hände wusch, „die Lehrzeit bei Tante Riekchen scheint gut angeschlagen zu haben.“

Lisbeth nahm einen Teller mit Kuchen auf, und Dorothee legte den Arm um ihre Schulter. So traten sie zur Gesellschaft — das Brautpaar ging ihnen ein paar Schritte entgegen, und Lisbeth reichte beiden zur Begrüßung die freie Hand.

„Nun darfst du nicht wieder davonlaufen,“ sagte Rose eifrig, „du bleibst jetzt bei uns — Frau von Werther hat schon soviel nach dir gefragt.“

Lucie und ihr Bruder waren gleich bei der Hand und sehr liebenswürdig gegen die ‚kleine Nachtigall‘, von der Dorothee ihnen erzählt hatte. Aber: „Lisbeth, sieh nach den Kindern,“ rief die Frau Amtsrätin dazwischen, und sie schlüpfte fort an den Nebentisch, wo die fremden Kinder zusammen mit den Friedenerschen aufs Abendbrot warteten. Sie war so umsichtig und hilfreich heute, immer bei der Hand, so oft man sie brauchte, und es gab so viel zu thun, daß sie den ganzen Abend über kaum Zeit zur Unterhaltung mit den Gästen fand.

„Du arbeitest dich halb zu Tode,“ sagte Dorothee, als Lisbeth am anderen Morgen erhitzt und glühend ins Schloß herüber kam mit einem schweren Korbe voll Silberzeug am Arme. Sie hatte den Weg vom Amtshause zum Schlosse schon oft gemacht — Dorothee zog sie auf einen Stuhl und nahm ihr die Last ab. Sie war dabei, den großen leeren Saal neben dem Wohnzimmer für den Abend zu schmücken, und der Rittmeister in einem unwiderstehlichen Zivilanzuge half ihr dabei. Er fühlte sich schon ganz als Hausfreund im Amtshause sowohl wie im Schlosse: „Trinken Sie ein Glas Wein, gnädiges Fräulein,“ rief er gutmütig, „damit Sie heute abend noch Kräfte zum Tanzen haben.“

Lisbeth leerte das dargebotene Glas mit sichtlicher Begier, Dorothee begleitete sie bis an die Thür und hielt ihre Hand fest. „Ich wollte, wir hätten den Tag erst überstanden, Lisbeth, ich wollte —“

Was Dorothee außerdem noch wollte, blieb unausgesprochen, Lisbeth fragte auch nicht danach, sie stand still, und ihre Augen starrten mit einem so seltsamen Ausdrucke ins Leere, daß Dorothee sich eines unheim=

lichen Gefühles nicht erwehren konnte. „Dorothee," rief der Rittmeister dazwischen, „bitte, bewundern Sie den Effekt dieser bekränzten Wandleuchter!"

Lisbeth schreckte zusammen und riß sich los, Dorothee aber kehrte zurück zu ihren Guirlanden und Wandleuchtern. Es war ein Festwetter ohnegleichen, ein leuchtender, klarer Sommertag, aber um Mittag wurde die Hitze drückend, das Eichenlaub und die Rosen, mit welchen Dorothee und der Rittmeister die Wände des Saales bedeckten, dufteten betäubend. Sie war wie von einem bösen, lähmenden Traume befangen, des Rittmeisters halb ausgesprochene, zart verblümte Liebeserklärungen verhallten unbeantwortet vor ihren Ohren. Trotzdem war er über die Maßen glücklich bei der gemeinsamen poetischen Arbeit, und ihre ungewohnte Sanftmut und Stille flößte ihm die schönsten Hoffnungen ein. Er war vorläufig vollkommen zufrieden und rechnete nach einem Gespräche mit Herrn von Sorge sicher darauf, daß seine Angelegenheit im Laufe des Abends zu einem erwünschten Abschlusse gelangen würde.

Allmählich versammelten sich die Gäste, und aus den weitgeöffneten Thüren und Fenstern strömte der Lichterglanz hinaus auf die Terrasse. Draußen und drinnen begann es zu plaudern, zu rauschen und zu lachen. Das Brautpaar im großen Saale nahm sich sehr gut aus, Rose mit strahlendem Gesichte in der frischen, geschmackvollen Toilette, welche ihr Dorothee ausgesucht, ein hübscher Kontrast zu dem schlanken, bleichen Fedor, der ganz anders als im vorigen Jahre sich mit lebhafter Anmut um die Gunst der neuen Vetterschaft bemühte. Nur Dorotheens kritischer Blick bemerkte den gespannten Zug um Mund und Auge, ein Zeichen, daß ihm seine Bräutigamsrolle nicht ganz leicht wurde.

Allmählich flammten um das Becken der alten Fontäne zahllose Flämmchen auf und zogen sich wie funkelnde Perlenschnüre an den Stufen und Absätzen der Terrasse hinunter. Zwischen den Bäumen glühten buntfarbige Lampen, die Tritonen, Apoll und Diana schienen in der magischen Beleuchtung zum Leben zu erwachen und nahmen sich seltsam aus zwischen den lichten Toiletten, weißen Halsbinden und blitzenden Uniformen; oben über dem Gewimmel aber hing am stillen Himmel die silberne Mondsichel. „Entzückend, nicht wahr? Die reine Zaubernacht! Famos arrangiert," sagte der Rittmeister zum Pastor Friedener, der mit seiner kleinen Schar auf der Terrasse stand. „Wie die Sorges dergleichen zu machen verstehen!"

„Wir Dornauer nennen Fräulein Dorothee um ihrer wunderbaren Gaben und Eigenschaften willen das Mädchen aus der Fremde," lächelte der Pastor.

„Famos —

Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder geht beschenkt nach Haus —"

deklamierte Herr von Strehle, dessen glückliche Aufregung sich immer mehr steigerte, trotzdem er noch keinen Tropfen von des Amtsrats Champagner gekostet hatte. Aus dem Saale lockten jetzt die Töne des ersten Walzers, und er stürzte fort, um Dorothee zu suchen. Bald flogen die Paare an den offenen Fenstern vorüber, und der Pastor beobachtete sie mit nachdenklichen Blicken. Voran Fedor und Rose — sie tanzte noch immer schlecht, und es bedurfte seines ganzen Geschickes, um sich mit ihr leidlich im Takte zu erhalten. Dorothee und der Rittmeister dagegen gaben ein tadellos elegantes Paar, das sich in ruhigem Gleichmaße umherbewegte. Dann folgte Lisbeth am Arme eines flotten Vetters, sie sah im Tanze noch zarter und leichter aus als vor einem Jahre.

Jetzt standen die beiden ersten Paare nebeneinander still, zu Rosens Verdruß, die gern noch länger umhergesprungen wäre.

„Alle Wetter, Dorothee, Ihre kleine Freundin schwebt ja umher wie eine Elfe," sagte der Rittmeister.

Fedor hatte die Worte gehört und seine Augen folgten dem dritten Paare, das keine Ermüdung zu kennen schien, bis Lisbeths Partner zuletzt doch lachend und bewundernd innehielt. „Laß uns einen Augenblick heraustreten, mir wird ganz schwindlig bei der entsetzlichen Hitze," sagte er zu Rose, die ihm ziemlich widerwillig folgte. —

Die Instrumente wurden eben zum letzten Tanze vor der Pause gestimmt, und dann sollte das Feuerwerk abgebrannt werden. Lisbeth saß in einer der tiefen Fensternischen, halb versteckt von der Gardine. Sie lehnte das bleiche Gesicht gegen die Wand, und ihre Lippen flüsterten etwas, das wie ein Stoßgebet um Kraft und Geduld klang. Lange Stunden noch sollte das Fest dauern, und sie wollte bis zuletzt ausharren. Da wurde die

Gardine zurückgeschoben — Rose und Fedor standen vor ihr.

„Bist du nicht engagiert, Lisbeth? Wie schade! Sie darf nicht sitzen bleiben, Fedor, und du hast noch gar nicht mit ihr getanzt.“

„Ich bin so müde, Rose, laß mich still hier sitzen bleiben, ich kann nicht mehr tanzen.“

Aber Rosens Ohren waren taub für die flehenden Worte — so mußte sich's Lisbeth gefallen lassen, daß Fedor schweigend, ohne sie anzusehen, den Arm um sie legte. Und dann tanzten sie und tanzten, als ob die ganze übrige Welt um sie her versunken sei, als ob sie in alle Ewigkeit allein miteinander forttanzen wollten. Der Rittmeister sah ihnen wiederum bewundernd nach und begann Rosen zu necken: „Er mißbraucht Ihre Erlaubnis, mein gnädiges Fräulein, ich würde das nicht länger dulden. Halten Sie den Flüchtling fest, sobald er wieder in unsere Nähe kommt.“

Und Rose war wirklich schon nahe daran, ungeduldig und ärgerlich zu werden — da stand das Paar mit einem plötzlichen Ruck vor ihr still, und Lisbeth war im Umsehen zwischen den Zuschauern verschwunden. Dorothee hatte alles aus der Ferne mit angesehen, sie versuchte ihr zu folgen, aber in demselben Augenblicke trat ihr der Vater in den Weg und hielt sie am Arme fest. Er hatte ein Glas Bowle in der Hand — auf seinen mageren Wangen brannten zwei rote Flecke.

„Dorothee, ich habe eben mit Strehle gesprochen, der Amtsrat wird nachher beim Souper die Güte haben und eure Gesundheit als Brautpaar ausbringen. Du hast doch nichts dagegen, daß die Sache auf diese Art veröffentlicht wird?“

„Nein,“ sagte Dorothee, und er zog sie heftig an sich, ihre Stirn zu küssen. Da sah sie den Rittmeister auf sich zukommen — hastig riß sie sich los und schlüpfte hinaus über die Terrasse, wo sich die Gäste in Erwartung des Feuerwerks zusammendrängten, in einen dämmerigen Winkel neben der steinernen Diana. Es war schwül geworden, der Mond hatte sich mit einem silbernen Duft verschleiert, und über den dunklen Wäldern wetterleuchtete es von Zeit zu Zeit. Dorothee fuhr zusammen, als Schloß und Bäume plötzlich von dem grünen unheimlichen Lichte des bengalischen Feuers beglänzt wurden, und die ländlichen Zuschauer, welche sich jenseits des Gartens in dichter, dunkler Masse zusammendrängten, laut aufschrieen vor Entzücken. Das grüne Licht verblaßte, dann strahlte es rot und glühend von neuem auf. Sie legte den Kopf gegen das kühle Steinbild, das mit ewig lächelndem Antlitz über sie hinwegsah, und drückte die Hände vors Gesicht, um das wilde Licht und mit ihm die Erinnerung an die Feuernacht im vorigen Sommer auszuschließen. Ein erstickendes, verzweiflungsvolles Verlangen nach Freiheit nahm ihr fast den Atem und die Besinnung — wie würde es ihr möglich sein, noch weiter zu leben nach dieser Nacht? —

Da hörte sie Rosens klagende Stimme neben sich: „Fedor — wo ist Fedor? Ich suche ihn schon seit zehn Minuten, Dora, hast du Fedor nicht gesehen?“ Rose hing an ihres Vaters Arm, und Lucie ging neben ihnen.

„Ei, so laß ihn laufen,“ lachte der Amtsrat, bei dem die festliche Stimmung heute abend die Wolken vertrieben, welche seit Rosens Verlobung seinen Horizont verdüsterten.

„Aber er wollte mit mir an den See gehen,“ sagte Rose, „damit ich den Feuerschein im Wasser sehen könne, und nun ist er ganz und gar verschwunden!“

„So gehen wir mit dir,“ tröstete der Vater. „Begleiten Sie uns nicht auch, Dora?“ Und Dorothee folgte ihnen, nachdem sie sich vorher überzeugt hatte, daß der Rittmeister nicht in der Nähe sei.

Sie gingen den schmalen, dunklen Weg zwischen den Gebüschen hinunter an den Landungsplatz der Gondel. Es war ganz einsam hier, der Lärm von der Terrasse klang nur wie fernes Rauschen herüber. Aber als sie sich dem Wasser näherten, schallte es wie ein heftiger Wortwechsel zwischen zwei Streitenden zu ihnen herauf, und schon unterschied man deutlich die eine Stimme.

„Fedor!“ rief Rose, „was hat er nur vor?“

Im selben Augenblicke hörte man einen kurzen Aufschrei, und die Lauschenden bogen hastig um das letzte Boskett. Eben leuchtete das rote Feuer noch einmal auf, und von der grellen Glut übergossen, sahen sie Lisbeth auf dem äußersten Rande der kleinen Landungsbrücke, beide Arme abwehrend weit vor sich gestreckt. Fedor stand dicht vor ihr: „Höre mich, Lisbeth, höre mich an!“ rief er wie außer sich. Er bemerkte die Schritte der

Nahenden nicht, aber Lisbeth sah mit entsetztem Blicke in die versteinerten Gesichter der anderen. Sie schrie noch einmal auf, wich zurück, trat mit dem Fuße ins Leere, und im nächsten Augenblicke schlug das Wasser über ihr zusammen. Eben da Dorothee sich auf die Brücke stürzen wollte, wurde sie von Fedor zurückgerissen, und er sprang an derselben Stelle ins Wasser, da Lisbeth versunken war. Die nächsten Sekunden schienen eine Ewigkeit, der Amtsrat stand wie erstarrt, Rose klammerte sich aufschreiend an ihren Vater, und Lucie drückte beide Hände vors Gesicht. Dorothee kniete auf den Brettern und reichte ihrem Bruder beide Hände entgegen, als es ihm nach einigen vergeblichen Versuchen gelungen war, Lisbeth zu erfassen. Mit ihrer Hilfe erreichte er das Land, Lisbeth fest in den Armen haltend, und vergeblich bemühte sich Dorothee, ihm die Last abzunehmen und ihn fortzudrängen. Er war mit ihr auf den Rasen niedergekniet, rief ihren Namen mit leidenschaftlichen Schmeichellauten, küßte ihr feuchtes Haar und flehte in abgerissenen Worten um Verzeihung. Lisbeth aber, überwältigt von Todesangst und Wonne, in halb erwachendem Bewußtsein, lag willenlos, den Kopf an seine Brust gedrückt. — Dorothee stampfte zornig mit dem Fuße auf: „Fedor, ich rufe um Hilfe, wenn du mir nicht augenblicklich beistehst, sie ins Haus zu tragen."

Bei dem Klange ihrer Stimme versuchte sich Lisbeth aufzurichten und von Fedor loszumachen, aber sie sank hilflos und schwindelnd zurück. Er hob die leichte Gestalt auf und schlug den Weg nach dem Schlosse ein, ohne sich nur einmal nach den übrigen umzusehen. Dorothee sprang auf Lucie zu, faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie kräftig, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben: „Lucie, ich bitte dich, nimm dich zusammen. Sprich mit dem Amtsrat, rede Rosen vernünftig zu. Sieh zu, daß oben kein Lärm entsteht. Wenn du willst, kannst du das recht gut machen. Sage ihnen, daß Lisbeth ins Wasser gefallen ist, daß Fedor sie herausgezogen hat und bald wieder zum Vorschein kommen wird." Und damit eilte sie Fedor nach.

Dieser hatte soviel Besinnung gehabt, Lisbeth durch eine Seitenthür ins Schloß und in Dorotheens Zimmer zu bringen. Er hatte sie aufs Sofa niedergelegt und sich vor ihr auf die Kniee geworfen, schluchzend wie ein Kind. Sie streckte die Arme nach Dorothee aus: „Hilf mir, um Gottes willen hilf mir, Dorothee," rief sie in Tönen durchdringender Angst..

Dorothee stieß ihn zornig zur Seite: „Bist du wahnsinnig geworden, Fedor. Du wirst sie töten, wenn du jetzt nicht gehst!" Und sie schlang die kräftigen Arme fest um die bebende Gestalt und das triefende Gewand.

Fedor richtete sich auf und drückte die Lippen auf Lisbeths eiskalte Hand. „Sage, daß du mir verzeihst," flehte er noch einmal, aber ihre weißen Lippen konnten kein Wort mehr hervorbringen, und im nächsten Augenblicke hatte ihn Dorothee hinausgeschoben und die Thür hinter ihm verriegelt.

Die folgende halbe Stunde verging für Dorothee in angestrengtem Bemühen um Lisbeth — heimlich schlüpfte sie hinunter zu Borcherts, um dort Hilfe und Mittel zur Erwärmung und Belebung zu suchen, war sie es doch Feldhausens schuldig, jedes Aufsehen zu vermeiden. Der alte Mann saß noch wachend in seinem Lehnstuhle und starrte die Erscheinung im weißen Spitzenkleide und funkelnden Schmucke verdrossen an, als sie ihm aber ihr Begehren auseinandersetzte, erhob er sich brummend, um seine Schwiegertochter zu rufen und Feuer anzuzünden. Eben da Lisbeth unter ihren und Frau Borcherts Händen sich zu erholen schien, klopfte es heftig an die Thür, und Dorothee trat unwillig über die Störung hinaus. Lucie stand draußen und fuhr hastig auf sie los. „Dora, Dora, wo steckst du denn, wir sitzen schon alle bei Tische. Otto wartet mit Schmerzen auf dich, und mein Mann hat es übernommen, den Toast auf euch auszubringen, denn der Amtsrat ist nicht im stande dazu und hält sich nur mit Mühe auf seinem Posten."

„Erst sage mir, wie es mit Feldhausens steht," unterbrach Dorothee die eilige Rede.

„Dein Vater und Mama Feldhausen ahnen, Gott sei Dank, noch nichts Schlimmes, die arme kleine Rose habe ich von meiner Jungfer zu Bett bringen lassen, sie wird sich wohl bald in den Schlaf geweint haben. Fedors Heldenthat haben wir möglichst ausposaunt, aber es munkelt schon allerlei unter den Gästen, Gott sei Dank, daß wir beim letzten Akte angelangt sind. Geschwind, geschwind, laß mich dir das Haar aufstecken. Wie siehst du aus, Dorothee!"

„Ich werde heute abend nicht mehr zum Vorschein kommen, Lucie, ich kann Lisbeth unmöglich verlassen.“

„Dora, bist du toll? Was soll Otto von dir denken? Wie kann deine Verlobung veröffentlicht werden, wenn du nicht dabei bist!“

„Die Veröffentlichung muß unterbleiben, ich werde mit deinem Bruder morgen reden und mich entschuldigen.“

„Dora!“ — weiter kam Frau Lucie nicht, sie stand stumm vor Zorn und Überraschung, aber ehe sie die Sprache wiedergefunden hatte, war Dorothee schon verschwunden. Sie pochte aufs neue, aber Dorothee öffnete nicht wieder, und ein Diener, den sie nach einer Weile absandte, brachte nichts als eine kurze Entschuldigung zurück. Unterdes war das Souper schon in vollem Gange, der Rittmeister hatte sich niedergeschlagen einen Platz zwischen den Junggesellen gesucht, und Lucie mußte zitternd vor heimlichem Ärger sich ins Unvermeidliche ergeben.

Mitternacht war vorüber — Dorothee hatte Frau Borchert fortgeschickt, sie saß jetzt allein an Lisbeths Lager und horchte auf ihre ängstlichen Atemzüge. Draußen hörte man die Wagen der Gäste vorfahren, dann wurden die Thüren zugeschlagen, man rief nach den Dienern, helles Lachen und Abschiedsrufe ertönten im Treppenhause. Bei jedem Geräusch fuhr Lisbeth schreckhaft zusammen, und Dorothee fühlte, wie sich die zitternde Hand fester um die ihrige klammerte. Endlich verstummte das Rollen der Räder, noch lief die Dienerschaft eine Weile hin und her, klapperte mit den Geschirren und rückte an den Möbeln, dann verhallten auch diese Töne, es wurde totenstill im Schlosse. Lisbeth war ruhiger geworden, und mit der Zeit konnte Dorothee bemerken, wie der barmherzige Schlaf ihr die Glieder löste. Noch eine Zeitlang beobachtete sie das bleiche Gesicht in seiner todesähnlichen Ruhe, dann entzog sie ihr leise die Hände, faltete sie über dem Knie und lehnte sich in ihren Stuhl zurück.

Schon vor einigen Stunden hatte sie die goldenen Nadeln aus ihrem Haar gelöst und das Spitzenkleid mit einem losen Morgengewande vertauscht — so saß sie still wie eine schöne Statue, nur die leicht zusammengezogene Stirn und die geschürzten Lippen zeugten von der heimlichen Arbeit des inwendigen Menschen. Die Stunden vergingen — leise stahl sich das Frühlicht durch die geschlossenen Gardinen, und auf dem Amtshofe krähten die Hähne. Sie saß noch immer in Gedanken versunken, bis die ersten Menschenstimmen, welche draußen laut wurden, sie aufweckten. Da richtete sie sich mit einem tiefen, leisen Seufzer auf, streckte und schüttelte sich, sah nach der Uhr, betrachtete noch einige Minuten lang die Schläferin und schritt dann leise ordnend im Zimmer auf und ab. Da lag das Spitzenkleid nebst Schmuck und Blumen nachlässig über das Sofa geworfen, gespenstig sah es aus im fahlen Lichte des dämmerigen Zimmers, und zwar wie das Gespenst eines Lebens, das für sie in dieser Nacht auf immer versunken war. Kaum konnte sie glauben, daß es nur wenige Stunden waren, welche sie von dem Gestern trennten. Sie nahm die Sachen auf und verschloß sie in Schrank und Kasten, dann trat sie leise in den anstoßenden Salon. Dort sah es wüst und unordentlich aus, noch wüster unter den herabgebrannten Lichtern und welken Guirlanden des Festsaales. Sie schauerte fröstelnd zusammen und trat an ihres Vaters Thür, welche ebenfalls in den Salon führte. Noch regte sich nichts dahinter, und sie atmete erleichtert auf. Es war immerhin gut, daß die unvermeidlichen Kämpfe dieses Tages erst nach und nach ausgefochten werden konnten.

Zuerst mußte sie ihren Haushalt bedenken: Sie und ihr Vater durften nicht länger Gäste des Amtsrats bleiben, auch Lisbeth mußte versorgt werden, und Dorothee befand sich in der sonderbaren Lage, daß sie keine Hand zum Wasserholen und Feueranmachen hatte, ja nicht einmal ein eigenes Stück Brot im Hause. Wiederum waren es Borcherts, welche aus der Not helfen mußten. Sie saßen alle beim Frühstücke wie damals am Morgen nach dem Feuer, rein gewaschen und munter, ein erfrischender Anblick für Dorotheens Augen. Der alte Borchert hörte ohne ein Zeichen von Verwunderung ihre Bitte um Beistand mit an und nickte einverstanden, als seine Schwiegertochter sich erbot, Kaffee zu kochen, Milch und Brot zu besorgen. Der alte Mann war klug und beobachtend, und vielleicht hatte die Kunde von dem Geschehenen sich schon teilweise unter den Leuten verbreitet. Dorothee in ihrem tapferen Sinne wußte, was sie vom Urteile der Welt zu erwarten hatte, und dieser

Bittgang zu Borcherts war der erste Vorgeschmack dessen, was ihr an Demütigungen bevorstand.

Als das Nötigste besprochen war, trat sie einen Augenblick vor die Thür, um sich mit einem Atemzug frischer Morgenluft zu stärken. Da sah sie den Rittmeister im Hofthor stehen, er schien unentschlossen, ob er vorwärts gehen sollte, besann sich aber eines besseren, kehrte um und trat in den gegenüberliegenden Heckengarten ein. Mit schnellem Entschluß eilte sie über den Hof, ihm nach. Wiederum kam ihr die Erinnerung an den herrlichen Sommermorgen nach dem Feuer: ein leichter Gewitterregen war in der Nacht gefallen, und die Regentropfen funkelten im Sonnenlicht auf den Hainbuchen.

Otto Strehle kam ihr entgegen — trotz der frühen Stunde in tadellosem Morgenanzug. Im Zivil erinnerte er immer an den Garnkommis — aber daran dachte Dorothee jetzt nicht, sondern an die Schuld, welche sie ihm abzubitten hatte, während seine guten, ehrlichen Augen sie in unglaublicher Verwirrung anstarrten. Sie that es mit rücksichtslosem Freimut, aber es war unendlich schwer, ihm den Sinn ihrer Worte begreiflich zu machen. Er stand wie angewurzelt vor Erstaunen: Dorothee gab ihm einen Korb, einen deutlichen, handgreiflichen Korb — und zwar weil sie einem anderen ihr Herz geschenkt hatte. Diesen anderen aber konnte sie nicht heiraten — sie wollte überhaupt nicht heiraten, jedenfalls nicht ihn, den Rittmeister, mit seinen Hunderttausenden. Es bedurfte viel Zeit und vieler Worte, bis er sich überzeugt hatte, daß er es diesmal nicht mit einer ihrer schillernden Launen zu thun hatte. „Aber was soll denn aus Ihnen werden, Dorothee,“ platzte er endlich heraus, „wovon wollen Sie denn leben?“

Die Röte stieg in ihre Wangen: „Das ist meine Sorge — es gibt mehr als eine Frau in der Welt, die von ihrer Hände Arbeit leben muß.“

„Sie wissen nicht, was das heißt! Und verzeihen Sie mir“ — auch sein Gesicht färbte sich dunkelrot — „Sie haben keinen Begriff — Sie können keinen Begriff haben von den Unannehmlichkeiten, welche Ihnen Ihres Vaters eigentümliche Handlungsweise bereiten wird. Erlauben Sie mir, daß ich offen mit Ihnen rede: — als meine Frau, unter meinem Namen werden Sie vor den peinlichen Zuständen geschützt sein, die leider mit Gewißheit Ihrer warten. Ihr Vater hat es so weit kommen lassen, daß sich für Sie so leicht keine andere Gelegenheit finden wird, sich den Platz zu sichern, den Sie gewohnt sind in der Gesellschaft einzunehmen, wenn Sie meine Hand ausschlagen.“ Er hatte mit ungewohntem Ernst gesprochen, und Dorothee empfand zum erstenmal Achtung vor der Männlichkeit, der Güte und Selbstlosigkeit, welche so treu an ihr, der Tochter des Schwindlers, festzuhalten suchte.

Sie reichte ihm die Hand: „Ich bin nicht so unvorbereitet auf die Zukunft, wie Sie glauben, Otto, und Sie müssen einsehen, daß unsere unsicheren und zweifelhaften Verhältnisse nur ein Grund mehr sind, um mich von der Verbindung mit Ihnen abzuhalten. Sie wollen meinetwegen eine so große Last auf sich nehmen, soviel opfern, und ich habe Ihnen nichts dafür zu bieten, nicht einmal eine ruhige und stetige Zuneigung. Ich bin deren nicht fähig. Otto, lassen Sie uns ein Ende machen!“ Aber er hielt die Hand fest, die sie ihm entziehen wollte, und versicherte mit Thränen in den Augen, daß er nun und nimmer dies als ihre endgültige Entscheidung ansehen würde, er gehöre ihr auf immer an, und gern wolle er aufs neue warten und harren, bis sie den geheimnisvollen, unbegreiflichen „anderen“ vergessen haben würde. Dorothee fühlte reuige Thränen in ihre Augen steigen, und mit Mühe machte sie sich los, nicht ohne daß Herr von Strehle ihr nochmals versichert hatte, er würde dennoch wiederkommen und unterdes mit sehnlicher Geduld auf ihre Sinnesänderung hoffen. Mit einem letzten Kuß auf ihre Hand wandte er sich zögernd zum Gehen, während Dorothee, wie der Vogel, der dem Netz entflieht, dem Schlosse zueilte.

Lisbeth öffnete beim Ton ihrer Stimme die Augen, aber sie schien sehr krank, und Dorothee schickte einen der Borchertschen Knaben nach dem Arzte aus. Dann suchte sie im Wohnzimmer den Vater auf. Fedor war bei ihm, blaß und verstört, und sprach lebhaft und heftig auf Herrn von Sorge ein, aber er verstummte, als er Dorotheens Blicken begegnete. Fritz stand mit verstörtem Gesicht im Fenster, sein Vater saß mit gebeugtem Haupt, ganz zusammengesunken in der Sofaecke. Die Tochter trat zu ihm und legte mit einer ungewohnten zärtlichen Bewegung die

Hand auf seine Schulter. Er sah mit hilflosem Blick zu ihr auf, sie gedachte daran, daß er noch nichts genossen hatte, und ging hinaus, ihm das Frühstück zu holen, welches Frau Borchert bereitet hatte. Als sie zurückkehrte, begegnete ihr Fedor vor der Thür.

„Dora,“ sagte er, „ich reise mit dem nächsten Zuge ab, das heißt, wenn du mir ein paar Mark vorstrecken willst. Ich habe kein Geld, mein Billet zu bezahlen.“

Sie gab ihm eine geringe Summe: „Es ist das Äußerste, was ich thun kann, Fedor — leb' wohl.“

Er hielt ihre Hand zögernd fest und sah sie schmerzlich an. „Sei gut gegen sie, Dora,“ bat er in großer Bewegung. „Du bist der einzige Mensch, der ihr helfen kann. Sie ist ohne alle Schuld an dieser entsetzlichen Verwirrung.“

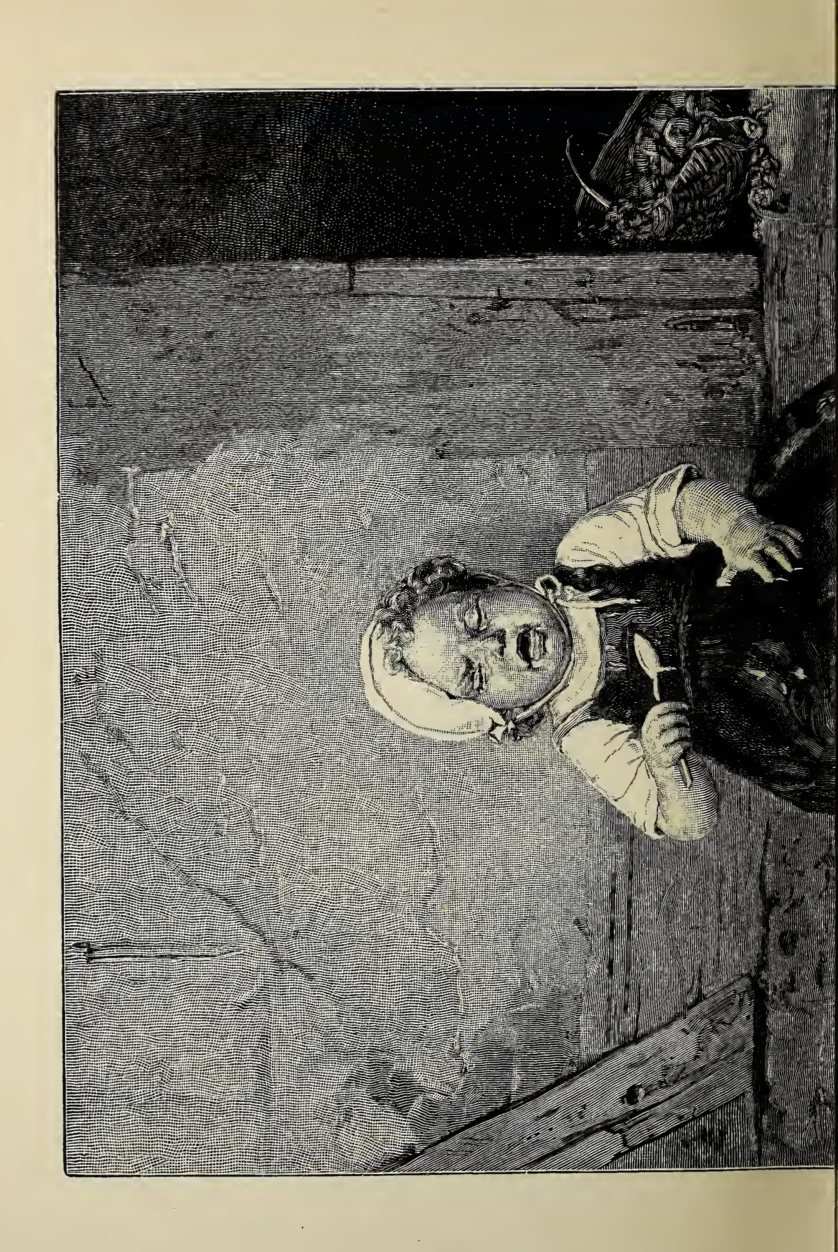
„Das brauchst du mir nicht erst zu versichern,“ erwiderte sie hart — für ihn hatte sie keine Barmherzigkeit mehr übrig — und er ging seines Weges.

Den Fritz schickte sie hinüber ins Pfarrhaus. Kaum war er gegangen, so pochte Lucie an die Thür. Die hübsche Frau hatte sich heute in eine Furie verwandelt und überschüttete Dorothee und ihren Vater mit einer Flut von gehässigen Vorwürfen und Bitterkeiten. Er schien unter ihren heftigen Angriffen ganz und gar zusammenzuschrumpfen, Dorothee hielt ohne ein Wort der Erwiderung stand, und das Schweigen der beiden reizte Lucie zu immer maßloseren Reden auf. Doch blieb ihr schließlich nichts übrig, als sich wieder zurückzuziehen, als sie ihrem Herzen genügend Luft gemacht hatte. Die Vorwürfe, die Dorothee von ihrem Vater in bezug auf den Rittmeister erwartet hatte, blieben aus, nach der Szene mit Lucie blieb er den Tag über, in eine Art Apathie versunken, in seinem Zimmer sitzen. Drüben im Amtshause sah es traurig aus. Rose [illegible]it der Mutter auf ihrem Zimmer, d[illegible]tsrat ging umher wie ein geschlagener Mann. Die noch übrigen Logiergäste, denen der Stand der Dinge nicht mehr verborgen bleiben konnte, drückten sich in den Ecken umher und warteten sehnlichst auf den Augenblick, wo es Zeit sein würde, nach der Bahnstation zu fahren. Lucie und ihr Mann blieben noch bis zum nächsten Tage. Der Amtsrat hatte sie selbst darum gebeten. Ihr Takt und ihre Weltkenntnis zusammen mit der wirklichen Zuneigung, die sie für Feldhausens gefaßt hatten, machten sie zu hilfreichen Tröstern, und Lucie that den klugen und freundschaftlichen Vorschlag, man möge ihnen Rose auf die Reise nach Tirol und Oberitalien mitgeben, wo Werthers die nächsten Monate zu verleben gedachten. Das Mädchen würde dadurch allen peinlichen Begegnungen und dem Gerede der Nachbarschaft entgehen und unter neuen, zerstreuenden Eindrücken schneller wieder ins Gleichgewicht kommen. Mit schwerem Herzen willigten die Eltern ein, und Rose ließ in hilfloser Verzweiflung alles über sich ergehen. Mit dem Schlosse sollte von jetzt ab aller Verkehr abgebrochen sein, und Lisbeths Name wurde nicht mehr genannt, denn während der Amtsrat seinen Zorn gegen Fedor wandte, schob seine Frau die ganze Schuld der traurigen Verwickelung auf Lisbeth. Ihre stille Abneigung gegen das Mädchen hatte sich in bitteren Haß verwandelt, und sie nahm sich nicht die Mühe, Lisbeths Verhalten zu prüfen. Hatte sich die Nichte einmal an die Sorges fortgeworfen, so mochte sie auch bleiben wo sie war — Frau Feldhausen wünschte in Zukunft so wenig wie möglich mit ihr zu thun zu haben.

Am Nachmittag saß Pastor Friedener mit Dorothee im Wohnzimmer, mit trüben Augen sah sie zu ihm auf, und große Thränen liefen über ihr Gesicht.

Herr von Sorge hatte ihn nicht sehen wollen, so war sie allein mit ihm. Diesem milden und treuen Freunde gegenüber durfte sie sich zum erstenmal gehen lassen und ihm einen Teil ihres vollen Herzens ausschütten. Sie erzählte ihm, daß der Arzt Lisbeth recht krank gefunden habe — kein Wunder, nach der monatelangen heimlichen Seelenqual, nach der Erkältung und all den Schrecken des gestrigen Tages. Dorothee wünschte nichts anderes, als sie bei sich zu behalten, und Pastor Friedener versprach, dies im Amtshause zu vermitteln.

„Erinnern Sie sich, Herr Pastor, wie wir vor einem Jahre im Walde tafelten und Sie im Trinkspruch auf die Sorges uns die Frühlings- und Freudenboten für Dornau nannten? Uns und anderen zum Unglücke sind wir hierhergekommen, nichts als Elend und Verwirrung haben wir gebracht! Feldhausens können uns nie vergeben, und Lisbeth wird den Schlag nicht überwinden.“





Mitesser. Gemalt von C. Böker.



Sie hing den Kopf und fügte in Gedanken den Namen noch eines anderen hinzu, den die Sorges um ein Glück betrogen hatten. Vielleicht dachte der Pastor ebenfalls an ihn, aber er redete ihr tröstlich zu und wies sie auf die Liebesarbeit hin, die Gott ihr für jetzt zugewiesen habe. Auch überlegte er mit ihr Mittel und Wege, wie der Haushalt im Schlosse für die nächste Zeit mit möglichst geringen Mitteln zu gestalten sei. Nie hatte er sie herzlicher geliebt als heute, die schöne, übermütige Dorothee, da sie vor ihm saß mit dem verweinten Gesicht und dem stillen, gebrochenen Wesen, und während ihre Blicke traurig von der Thür des Krankenzimmers hinüber zu der ihres Vaters glitten, dahinter ein noch größeres Elend wohnte, sagte er sich, daß in diesem Mädchen eine Fülle von Kräften schlummere, die ihr selbst noch fremd und unbekannt, sich jetzt mächtig zu regen begonnen hatten. Er traute ihr zu, daß sie die Trümmer ihres alten Lebens mutig zerschlagen würde, um über denselben ein neues und festes Gebäude zu errichten. Hoffend und bittend legte er zum Abschiede seine Hand auf das gesenkte Haupt, und Dorothee zog die Hand demütig und dankbar an die Lippen.

Als sie den Vater zur Abendmahlzeit rufen wollte, fand sie seine Thür verschlossen — er rief ihr zu, daß er keinen Appetit habe und nicht gestört sein wolle. So nahm sie mit Fritz zusammen ein schweigsames Mahl ein, und der fragende, verschüchterte Ausdruck auf des Knaben offenem Gesichte machte ihr das Herz noch schwerer. Gern hätte sie ihn zur Ruhe geschickt, aber sein Bett stand in des Vaters Zimmer — so gab sie ihm ein Buch zur Unterhaltung und hieß ihn warten. Dann ging sie hinüber zu Lisbeth, die fiebernd und von Schmerzen gepeinigt dalag, aber ganz bei Bewußtsein war. Als Dorothee ihr die Arznei gereicht hatte, bat sie leise: „Lies mir aus meinem kleinen Buche vor, Dora, ich thue es jeden Abend. Mama hat die Sprüche selbst hineingeschrieben, auf alle Tage des Jahres."

Dorothee griff nach einem abgegriffenen Büchelchen, das auf dem Tische neben Lisbeths Bett lag — Frau Feldhausen hatte die Sachen ihrer Nichte ohne ein Wort der Begleitung herübergesandt — schlug das Datum des Tages auf und las: „Herr, hilf uns, wir versinken.

Wenn der Wellen Macht
In der trüben Nacht
Will des Herzens Schifflein decken,
Woll'st du deine Hand ausstrecken,
Habe auf mich acht,
Hüter in der Nacht."

Lisbeth wiederholte leise die Worte und kehrte dann das Gesicht gegen die Wand. Dorothee saß still, mit dem Buche in der Hand. Thränen fielen in ihren Schoß und auf das Vermächtnis der Mutter, deren Stimme nach Jahren heute noch tröstend und mahnend zu dem verlassenen Kinde sprach, das Vermächtnis, welches durch alle Kämpfe und Ängste der letzten Monate hindurch der goldene Faden gewesen, daran Lisbeth festgehalten, als andere Hilfe versagte. Und dann gedachte Dorothee ihrer eigenen Not: Ein verwirrter Ruf um Beistand drang aus ihrer Seele heraus, gleichsam fragend und tastend nach dem Helfer, an dessen Gegenwart Lisbeth so sicher glaubte.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als Dorothee ins Wohnzimmer zurückkehrte — Fritzens blonder Kopf lag auf der Sofalehne, er war fest eingeschlafen, und des Vaters Zimmer war noch immer verschlossen. Sie lauschte an der Thür und klopfte erst leise, dann lauter, kein Laut ließ sich drüben vernehmen und keine Antwort erfolgte. Nun ging sie hinaus auf den Korridor und versuchte die Thür zu öffnen, welche von dort aus Einlaß gab, aber vergeblich. Eine erstickende Angst nahm ihr fast die Besinnung, da kam ihr ein helfender Gedanke, und hastig eilte sie in den Garten hinunter. Die Fenster von ihres Vaters Zimmer gingen auf die Terrasse — wie sie gehofft hatte, stand eines derselben weit offen, ein matter Lichtschein drang heraus. Mit hastigen, lautlosen Schritten ging sie darauf zu, die Brüstung war sehr niedrig, sie konnte das ganze Gemach übersehen. Auf dem Schreibtische ihres Vaters flackerte ein einsames Licht, eine Anzahl von Papieren lag umher, zum Teil auf dem Boden verstreut. Herr von Sorge saß am Tische, die Arme auf die Platte gelegt und das Gesicht darauf gedrückt, er rührte sich nicht. „Vater!" rief Dorothee. Er fuhr so heftig auf, daß die Gegenstände auf dem Tische klirrten, und starrte mit irrem Ausdrucke in die Dämmerung hinein.

Im nächsten Augenblicke hatte sich Dorothee durchs Fenster geschwungen und trat auf ihn zu: „Hast du mein Klopfen nicht

gehört, Vater? Warum läßt du mich nicht zu dir ein?"

Er wandte sich stöhnend von ihr ab. „O mein Gott — Dorothee, kannst du mich nicht in Ruhe lassen! Ich fühle mich krank und will allein bleiben — hörst du?"

„Papa, Papa, so schenke mir um Gottes willen endlich dein Vertrauen! Sage mir, was dich quält — ist etwas Neues geschehen, das dich unglücklich macht?"

„Etwas Neues? Wahrhaftig, Dorothee — du und Fedor, ihr habt dafür gesorgt, daß wir genug Neues zu hören bekommen haben in den letzten vierundzwanzig Stunden! Du willst mein Vertrauen haben? Meinetwegen lies das Zeug hier durch, wenn dir etwas daran liegt, deines Vaters Unglück und Jammer ans Tageslicht zu zerren" — er schob ihr einen Haufen Papiere zu —, „ich werde das alles bald hinter mir gelassen haben und den Weg dorthin zu finden wissen, wo mir keines Menschen Zunge etwas wird anhaben können. Ihr aber sollt den Trank trinken, den ihr euch gebraut habt — es hätte sich alles, alles aufs beste ordnen lassen mit Feldhausens und Strehles Hilfe, und nun" — er wand sich auf dem Stuhle hin und her, wie von körperlichem Schmerz gepeinigt, und Dorothee fühlte, wie sich ihr alles Blut zum Herzen drängte. Ihre Glieder bebten vor Zorn und Scham beim Anblick seiner trostlosen Erniedrigung. Aber sie überwand sich, beugte sich zu ihm nieder, nahm seine eiskalten Hände und suchte sie in den ihrigen zu erwärmen. Ihre Nähe, der warme, kräftige Druck ihrer Hand verschaffte ihm ein augenblickliches Gefühl der Beruhigung, und wie ein hilfloses Kind griff er in die Falten ihres Kleides, sie zurückzuhalten, als sie eine Bewegung nach der Thür hin machte: „Laß mich nicht allein, Dorothee, laß mich nicht allein!"

„Ich gehe nur, um dir ein Glas Wein zu holen," sagte sie und zwang die zitternden Lippen zu sanfter Rede — es gehörte all ihre Vernunft und Willenskraft dazu, um ihn auch nur einen Augenblick zu verlassen. Welch einer Zukunft ging sie entgegen, mit welcher Qual und Angst würde sie von heute ab ihre Tage zubringen müssen als Hüterin eines Menschen, dem ein schneller Sprung in den dunklen Abgrund der Ewigkeit das einzige Mittel geblieben, sich seiner Schuld und Schande zu entziehen. Sie flog ins Nebenzimmer, holte den Wein und fand ihn bei der Rückkehr noch in demselben Zustande, nur noch mehr in sich zusammengesunken. Der Wein schien ihn zu erquicken, und nach einiger Zeit willfahrtete er ihrer Bitte, sich zur Ruhe zu legen, und ging mit schwankenden Schritten auf sein Lager zu.

Bald darauf fand sie ihn schlafend, aber es war nichts Ruhendes in seiner Lage, er murmelte im Traume allerlei vor sich hin und warf sich von einer Seite auf die andere.

Wieder hielt Dorothee Nachtwache — sie saß im Wohnzimmer, um die beiden Kranken hinter den leicht angelehnten Thüren zu behüten, und las die Papiere durch, welche sie auf ihres Vaters Schreibtisch gefunden hatte und zu deren Prüfung sie sich in dieser Stunde berechtigt glaubte. Sie verstand den Inhalt nur teilweise, aber das, was sie begreifen konnte, genügte, um ihr seine hoffnungslose, schimpfliche Lage klar zu machen und die ehrlosen Mittel, welche er angewandt hatte, um sich derselben zu entziehen. Unter anderem fand sie ein Blatt mit einem ungnädigen Bescheid des herzoglichen Kabinetts, die Antwort auf eine letzte Bitte um Anstellung und Unterstützung, zugleich die Kündigung der Wohnung im Schlosse. Dem Datum nach hatte er diesen Brief erst heute erhalten, und er war es gewesen, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte.

Dorothee vergrub das Gesicht in die Hände, es war, als ob der Boden unter ihren Füßen wiche, die Wasser der bittersten Demütigung schlugen über ihr zusammen. Da bewegte sich Fritz im Traume, sie schaute in das redliche, friedlich schlummernde Kindergesicht und faltete die Hände. Sie gelobte sich, ihm wenigstens den Lebensweg zu ebnen nach Kräften und von seiner Jugend, soweit es ihr möglich sein würde, die verderblichen Einflüsse abzuhalten, welche seines Bruders Leben zerstört hatten. Pläne und Sorgen drängten und jagten sich in ihrem Hirn — welch eine übermenschliche Aufgabe war ihr zu teil geworden, und wie war es möglich, sie zu lösen? Einen einzigen Ausweg gab es für sie aus der grausen Not, ein Mittel, Fritzens Zukunft sicherzustellen und ihren Vater vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren. Was war's, das der Rittmeister ihr heute morgen noch gesagt hatte: „Dora, es kostet Sie nur ein einziges Wort, ein

kleines Zeichen, und ich kehre sofort zu Ihnen zurück."

Noch war es Zeit, ihn zu rufen, aber das Opfer, das ihr vor vierundzwanzig Stunden widerwärtig und unmöglich gedünkt hatte, erschien ihr jetzt furchtbarer als der Tod. Sie begann der langen Spannung zu erliegen, mechanisch und halb bewußtlos flüsterte sie ein über das andere Mal vor sich hin: „Herr, hilf uns, wir verderben!"

Gegen Morgen wurde Lisbeth ruhiger, und die Erschöpfung siegte über Dorothee, ihr Kopf sank gegen die Lehne des Stuhles, und sie schlief fest ein.

Mit einem heftigen Schreck fuhr sie auf, als die Morgensonne schon hell ins Zimmer schien. Fritz stand neben ihr und zupfte sie ängstlich am Kleide. „Dora, komm zu Papa, ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist."

Sie stürzte hinüber — Herr von Sorge saß halb angekleidet auf dem Lehnstuhle neben seinem Bette, der Kopf hing zur Seite, die Augen waren geschlossen. Sie warf sich neben ihm nieder, griff nach dem Pulse und prüfte den Herzschlag. Er schien bewußtlos, aber nicht ohne Leben, und eben da sie ihre Gedanken zu sammeln suchte und überlegte, auf welche Weise sie ihm zu Hilfe kommen sollte, hörte sie den Wagen des Arztes auf den Hof fahren. Er konnte nur bestätigen, was ihr selbst schon durch den Sinn gegangen war — Herr von Sorge war vor kurzer Zeit vom Schlage gerührt worden, aber noch war das Leben nicht entflohen. Im Laufe des Tages erwachte er wieder zu teilweisem Bewußtsein, doch blieb die eine Seite gelähmt, Sprache und Denkkraft hatten stark gelitten. Dorothee und Borcherts teilten sich fortan in die Pflege des Kranken, auch Friedeners leisteten nach Kräften Beistand. Auf Dorotheens Wunsch teilte ihr der Arzt mit, daß Hoffnung auf Genesung für Herrn von Sorge ausgeschlossen sei, doch würde er möglicherweise noch viele Monate lang in gleichem Zustande, hilflos und halb kindisch, fortleben können. Er bewunderte die Fassung und Tapferkeit, die sie bei dieser Unterredung zeigte; ihm erschien ihre Lage verzweiflungsvoll, denn der gänzliche Zusammenbruch der Sorgeschen Verhältnisse war kein Geheimnis mehr, und über die Vorgänge der letzten Tage im Dornauer Schlosse gingen die abenteuerlichsten Gerüchte um. Er wußte nicht, daß Dorothee diese Wendung der Dinge als eine Gnade und Erlösung für sich und ihren Vater betrachten mußte — das Schwerste hatte Gott von ihr abgewendet, jetzt atmete sie auf und sammelte ihre Kräfte, um mutig die schwere Last auf ihre Schultern zu nehmen, die ihr verordnet worden war.

Aus Lisbeths Tagebuch.

September 18..

Dorothee hat mir heute erlaubt, mein altes, liebes Tagebuch wieder vorzunehmen, das seit so langer Zeit mein Freund und Tröster gewesen ist. Wie unendlich weit erscheint mir die Kluft, welche mich von dem Tage trennt, da ich es zum letztenmal in der Hand hatte! Wenn ich sterbe, wird es Dorothee gehören, sie wird gern darin lesen, weil sie mich lieb hat, und solange ich noch schreiben kann, möchte ich jede Seite mit Liebesgrüßen für sie anfüllen, als ein Vermächtnis ihrer kleinen Schwester.

Gestern bin ich zum erstenmal wieder im Freien gewesen, Dorothee und der alte Borchert trugen mich hinaus auf die Terrasse, ich durfte im warmen Herbstsonnenschein liegen und die klare Luft mit Wonne einatmen. Borchert verzerrte sein Gesicht in so komischer Weise, daß Dorothee mit Mühe das Lachen unterdrückte, ich glaube fast, er wollte mich anlächeln. Dora und ich erinnern uns oft der Zeit, da er wie ein feuerspeiender Drache in seiner Höhle hauste, jetzt ist er nach Friedeners unser bester Freund geworden.

Der Herzog hat Dorothee und ihrem Vater gestattet, in Dornau zu bleiben: „Um Papas willen muß ich es lernen, von der Gnade anderer Menschen zu leben," sagte sie, und sie läßt es sich nicht merken, wie schwer ihr das wird. Ihr schöner Salon steht leer, und wir bewohnen die kleinsten Zimmer im Schlosse; ihr Flügel ist verkauft, ebenso die Möbel, Bilder und Statuen. Sie hat nur behalten dürfen, was ihr persönlich gehörte, damit und mit den Resten der alten herzoglichen Einrichtung hat sie es dennoch verstanden, uns ein behagliches Nest zu bauen. Heute schickte der Onkel eine bequeme Chaiselongue für mich herüber, das erste Zeichen der Versöhnung seit seinem Geburtstage. Ich zittere noch so vor Freuden darüber, daß ich kaum schreiben kann. Dora sagt, daß er zuweilen vom Gartenhäuschen aus uns

beobachtet, wenn ich auf der Terrasse liege und sie fleißig arbeitend neben mir sitzt.

Der Doktor macht mir jetzt Hoffnung auf endliche Genesung, aber Dorothee schweigt ganz still dazu, sie glaubt nicht daran.

Gestern sah ich, daß meine Dora rotgeweinte Augen hatte, und sie zeigte mir einen Brief von Herrn von Strehle, in dem er ihr in sehr gutmütiger und zartfühlender Weise ein Darlehen anbietet. Sie sagte mir, daß sie es annehmen will, und bei der Gelegenheit erfuhr ich erst, daß die Summe, welche Dora für ihre letzten Schmucksachen löste, schon sehr zusammengeschmolzen ist. „Wenn diese Hilfe nicht gekommen wäre, so hätte ich dich nicht länger bei mir behalten dürfen, mein Liebling!" sagte sie, und der Gedanke, wie nah die Gefahr der Trennung uns gewesen, hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Gott ist den Schwachen gnädig, Er weiß, wie schwer mir das Leben und das Sterben werden würde ohne Dora. Heute sandte mir der Onkel eine kleine Rolle mit Goldstücken, mein Taschengeld für die beiden letzten Monate. Ich schüttete es alles in Doras Schoß, wir freuten uns an den schönen, blanken Stücken wie die Kinder und überlegten, wie wir am besten damit haushalten. Wenn das Nötigste angeschafft ist, will sie mit dem Reste einen Rollstuhl mieten für Herrn von Sorge, und der alte Borchert oder die Friedenerschen Kinder werden ihn fahren.

Oktober.

Gestern erzählte mir der Pastor, daß Rosens Briefe immer länger und vergnügter werden, sie ist jetzt mit Werthers am Comer See, und der Rittmeister bringt seinen Urlaub mit ihnen zu. Ich kann es mir nicht denken, daß Rose jemals wieder recht von Herzen froh werden kann, aber der Herr Pastor hofft und glaubt es um ihrer Eltern willen.

Fedor hat neulich einen ganz kurzen Brief an Dora geschrieben, zum erstenmal. Er sei von einem vornehmen Herrn als Reisebegleiter in den Orient engagiert, und es ginge ihm wohl. Sie zerdrückte den Brief zornig in ihrer Hand, noch immer kann sie ihm nicht vergeben. Ich glaube, sie hätte fast lieber gehört, daß es ihm schlecht ginge.

Wenn ich an Fedor denke, so ist's mir zuweilen, als stände ich auf einem hohen Berge und sähe ihn unter mir in der Tiefe umherschweifen. Meine Augen können ihm kaum noch folgen, auch nicht die Gegend unterscheiden, in der er sich befindet. Die Gewalt, welche mich vorwärts, nach oben zieht, wird immer stärker — und doch, wie könnte ich Fedor vergessen! Ich müßte vergehen vor Leid um ihn, wenn ich sein Schicksal nicht täglich in Gottes Hand legen dürfte. Pastor Friedener redet öfter mit mir von Gottes unergründlicher Gnade und Barmherzigkeit und von den verborgenen Wegen, auf denen Er in Seiner Langmut den Seelen der Menschen nachgeht. Auch wenn er Fedor nicht nennt, so weiß ich doch, daß er dabei seiner gedenkt. Mit Dora darf ich von ihrem Bruder nicht sprechen, sie will, daß ich ihn ganz vergessen soll, wie Rose ihn vergißt, und meine Kräfte sind zu schwach, um mit ihr darüber zu streiten. Vielleicht kommt die Zeit einmal, wo sich ihr Herz gegen ihn erweicht — dann wird sie an mich denken und mich verstehen.

Heute besuchten mich Onkel und Tante — wie glücklich und dankbar bin ich dafür. Besonders der Onkel war sehr freundlich gegen mich und hatte die Augen voll Thränen, als er von mir Abschied nahm. Er findet mich sehr verändert. Freilich bin ich so mager und leicht geworden, daß Dora mich wie ein kleines Kind auf ihren Armen trägt. Sie brachten mir Grüße von Rose — bald wird sie zurückkehren.

Dezember.

Jetzt bin ich so wohl und kräftig, daß ich an Doras Arm kleine Spaziergänge machen kann, sie selbst redet hoffnungsvoll von der Zeit, da ich gesund sein werde, und der Onkel reibt sich vergnügt die Hände. O mein Herr und Gott, gib mir Kraft, diese Aussicht zu ertragen! Mir ist zu Mute, wie einem Kinde, dem eine Ferienreise versprochen war, der Koffer stand schon bereit — nun soll es wieder auspacken und aufs neue an die Schularbeit gehen. Herr, wie du willst! Lehre mich ganz und gar gehorsam und geduldig sein.

Heute habe ich eine lange Unterredung mit dem Onkel gehabt, wie ich sie mir längst gewünscht hatte: Wenn ich sterbe, so gehört das Geld, welches mir Papa hinterlassen, der Tante, aber Feldhausens sind so reich, sie brauchen es nicht, und ich habe dem Onkel gesagt, daß ich gern einen Teil davon an Dorothee schenken möchte. Er wurde nicht

zornig, wie ich gefürchtet hatte, sondern war nur ärgerlich, daß ich mich mit Todesgedanken beschäftigte. Endlich versprach er mir, daß er sich der Sache annehmen will, und daß alle meine Wünsche erfüllt werden sollen.

Neulich stand Dora vor dem Spiegel und betrachtete sich mit nachdenklichen Blicken: „Ich bin alt und garstig geworden, findest du das nicht auch, mein Schatz?“ sagte sie zu mir. Ich mußte ihr zugeben, daß sie sich verändert hat in den letzten Monaten, aber ich finde sie schöner als jemals. Ihre Augen sind nicht mehr so glänzend, aber sie leuchten wie zwei ruhige Sterne. Sie ist unbeschreiblich fleißig und sehr geschickt. Von Frau Borchert lernt sie kochen und haushalten, und daneben malt sie herrliche Sachen auf Porzellan und Holz. Früher hat sie diese und andere Künste zu ihrem Vergnügen erlernt, jetzt hofft sie Geld damit zu erwerben — befreundete Damen in Berlin haben ihr Bestellungen verschafft. Herr von Sorge ist oft sehr verdrießlich und schlecht gelaunt, aber sie wird nie ungeduldig gegen ihn. Stundenlang liest sie ihm aus der Zeitung vor, scherzt mit ihm und erzählt ihm kleine Geschichten, die er verstehen kann.

Februar.

Lange Zeit ist vergangen, seit ich zuletzt geschrieben habe, ich bin noch einmal sehr krank gewesen. Sie sind alle so gut gegen mich, die Tante schickt mir täglich die schönsten Sachen aus ihrer Küche und hilft mich pflegen — Rose ist gut und freundlich wie sonst —

Ich bin so müde, so unbeschreiblich müde, bald werde ich schlafen dürfen und gesund erwachen! Selbst zum Beten bin ich zu müde, aber ich habe auch nichts mehr zu bitten und zu fragen. Gott hat mir alles abgenommen, auch die Gedanken an Fedor — ich darf ganz still liegen, eingehüllt in Gottes Gnade und in Seinem Frieden.

Lisbeths Freunde trösteten sich mit der Hoffnung aufs Frühjahr, aber als die ersten warmen Tage kamen, wurde sie vom alten Borchert nicht mehr auf die Terrasse in den Sonnenschein getragen, sondern hinaus auf den grünen Kirchhof neben dem Heckengarten. Friedeners Kinder gruben Veilchen und Schneeglöckchen in ihrem Gärtchen aus und pflanzten sie auf den frischen Hügel. Dorothee aber ging abends hinüber in die Pfarre, setzte sich an das alte heisere Klavier und sang:

„Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' dich nicht.
Trotz! Eil' daher mit schnellem Schritt.
Werd' ich auch verletzet, so werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir alle warten.
Freu' dich, du schön's Blümelein!“

Es war im September — gerade sieben Jahre nach jenen Herbsttagen, in denen die „harmonische Gesellschaft“ zu Dornau sich aufgelöst hatte. In Berlin tagte eine Versammlung von Theologen, die sich aus allen Teilen Deutschlands dort zusammengefunden. Die Arbeit des Tages war beendet, und in den Nachmittagsstunden schritten zwei der geistlichen Herren über den Dönhofsplatz auf die Kommandantenstraße zu. Seit sieben Jahren hatten sie sich nicht wiedergesehen, der Pastor Friedener und sein ehemaliger Kandidat. Der erstere hatte sichtlich gealtert, die dünnen Haare um die hohe Stirn waren stark gebleicht, und das feine Gesicht hatte noch mehr als früher den Ausdruck geduldiger Sehnsucht und stillen Heimwehs. An seines Gefährten kräftiger Gestalt waren die Jahre ziemlich spurlos vorübergegangen, und es kostete ihn wie ehemals in Dornau einige Mühe, seine langen Schritte dem langsamen Gange des anderen anzupassen. Nur wenig von der ehemaligen studentischen Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatte sich verloren. Sie waren in das eifrigste Gespräch vertieft und mit ihren Gedanken noch ganz bei den heute in der Versammlung behandelten Fragen, kaum hatten sie seit dem Wiedersehen Zeit gefunden, ihrer persönlichen Angelegenheiten zu gedenken. Nur eins hatte Nordmann erfahren, nämlich, daß der Freund vor drei Jahren seine Frau hatte begraben müssen, während er von sich selbst nichts weiter berichtet hatte, als daß er als Geistlicher in einer großen Fabrikstadt angestellt, noch als Junggeselle in der dortigen Pfarre einsam hause. „Wohin schleppen Sie mich denn eigentlich, alter Freund?“ sagte Nordmann endlich, der bisher mit Händen und Armen lebhaft gestikulierend, nicht im geringsten auf den Weg geachtet hatte.

„In die permanente Kunstausstellung“ — und als ihn der andere verwundert an-

sah — „ich habe Dorothee versprochen, mir dort ein Bild ihres verstorbenen Bruders anzusehen; auch Sie wird das interessieren, Nordmann.“

Nordmanns Gesicht nahm einen noch erstaunteren Ausdruck an — schon öffnete er die Lippen, um die vielen Fragen auszusprechen, die sich ihm aufdrängten, aber er verschluckte sie wieder und folgte seinem Führer durch die Räume der Ausstellung bis vor ein kleines Bild, vor dem sich eine Gruppe Menschen zusammendrängte. Der Gegenstand mußte etwas besonders Anziehendes für das Publikum haben: eine junge blasse, mädchenhaft zarte Frau neben einer leeren Wiege, die schmalen Hände im Schoße gefaltet, der Blick ihrer dunklen, tief beschatteten Augen schwermütig dem Sonnenstrahle folgend, welcher sich durch das verhängte Fenster stahl und auf dem welken Blumenschmucke des leeren Bettchens spielte. Das Ganze war sehr einfach, aber mit überwältigender Wahrheit dargestellt, bis hinab zu dem umgestürzten Schemelchen und dem Kinderspielzeuge am Boden. In der Ecke stand der Name des Malers: F. von Sorge.

„Habe ich Sie recht verstanden? Fedor lebt nicht mehr?“ fragte Nordmann den Freund, der ganz versunken in Betrachtung des Bildes dastand.

„Wissen Sie das nicht? Ja so, ich habe ganz vergessen, wie lange es her ist, daß Sie nichts von uns hörten.“

„Meine letzten Nachrichten aus Dornau brachte der Brief, darin Sie mir Lisbeth Falks Tod und Rose Feldhausens Verlobung mit Herrn von Strehle meldeten.“

„Da haben wir freilich viel nachzuholen!“

Aber noch konnte sich Friedener nicht von dem Bilde trennen, das lebhafter als jedes Porträt ihm Lisbeths eigentümlich liebliche Erscheinung zurückrief.

„Frau von Sorge will das Bild verkaufen, zu Doras Empörung,“ sagte er, indem er sich seufzend abwandte.

„War Fedor verheiratet?“

„Ja, mit der Tochter eines reichen Fabrikbesitzers; ihr einziges Kind, ein kleines, zartes Mädchen, starb nach einem Jahre. Er nahm sich den Verlust sehr zu Herzen und söhnte sich in jener Zeit mit seiner Schwester aus. Dies Bild ist wohl ein Denkmal der beiden reinsten und tiefsten Empfindungen, die er in seinem Leben gekannt hat. Seit dem Tode des Kindes lebte seine Frau meistens bei ihren Eltern; krank und gebrochen kam er im letzten Frühjahr zu uns ins Pfarrhaus, und dort hat ihn Dorothee bis zum Tode gepflegt. Sie führt mir nämlich seit dem Tode meiner lieben Frau den Haushalt und erzieht meine Kinder.“

„Und ihr Vater?“

„Drei Jahre lang hat sie ihn mit unendlicher Geduld gepflegt, bis der Tod ihn aus einem elenden Zustande erlöste. Eben da sie sich in unserm Hause etwas erholt hatte und sich nach einer passenden Stellung umsah, erkrankte meine Frau, und wiederum trat Dorothee als treue Pflegerin ein. An vier Sterbebetten hat sie in den letzten Jahren gestanden, und wir haben uns in Dornau so an ihre allezeit bereite, freudige Hilfe gewöhnt, daß uns der Gedanke sehr schwer wird, sie von uns ziehen zu lassen. Aber meine älteste Tochter ist jetzt achtzehn Jahre alt, und Dorothee behauptet, sie sei überflüssig geworden bei uns, es sei Zeit, daß Minchen selbständig wirtschaften lerne. Unsere Frau Herzogin hätte sie uns schon längst gern genommen, um ihre Kräfte für die neueingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten unsers Ländchens zu verwenden. Dorothee freut sich auf den neuen Wirkungskreis und wird schwerlich länger als bis Ostern bei uns bleiben.“

Die Herren waren, nachdem sie flüchtig die anderen Bilder gemustert hatten, wieder hinaus auf die Straße getreten, schweigend ging Nordmann neben dem Freunde her, innerlich bemüht, das Bild der Dorothee, welches mit deutlichen Zügen in seinem Gedächtnis eingegraben stand, mit demjenigen zu vereinigen, das Friedener mit wenigen Worten ihm gezeigt hatte. Es wollte ihm nicht gelingen.

„Was ist aus Fritz geworden?“ fragte er endlich.

„Ein neugebackener Leutnant, den wir in einigen Tagen, nach dem Manöver, mit unserm Freiwilligen zusammen bei uns erwarten. Er ist dem Bruder sehr unähnlich, aber ich darf ihn nicht loben, denn er ist mir ans Herz gewachsen so fest wie meine eigenen Jungen und wird bei uns gehalten wie ein Kind des Hauses.“

„Und Feldhausens?“

„Sind rüstig und wohlauf und freuen sich an Rosens kleinen Buben. Das Erleb=

nis mit Fedor ist wie ein schweres Gewitter an ihnen vorübergezogen, und die Spuren davon sind fast getilgt. Es hat sie sehr beglückt, daß Herr von Strehle das Rittergut Steinbeck, nur eine Meile von Dornau entfernt, gekauft hat. Der Rittmeister ist ein eifriger Landwirt geworden und fühlt sich so glücklich wie möglich unter Rosens energischem Zepter."

„Warum hat er das Fräulein von Sorge nicht geheiratet?"

„Weil sie ihn nicht wollte. Nein, machen Sie kein so ungläubiges Gesicht, Nordmann. Er ist nicht der einzige, den Dora abgewiesen hat."

„Das heißt, ehe ihr Vater Bankrott machte."

„Nachher, wenn Sie erlauben. Aber warum erzähle ich Ihnen das alles? Kommen Sie selbst nach Dornau und lernen Sie uns alle aufs neue kennen. Sie sind uns den damals versprochenen Besuch schuldig geblieben."

Nordmann sagte nicht „Ja," nicht „Nein" — aber als die Berliner Tage zu Ende gingen, schied er vom Amtsbruder mit dem Versprechen, ihm bald nachzufolgen. Er hatte eine Ferienreise in den Harz geplant, und es gehörte nur eine kleine Abweichung von seiner Reiseroute dazu, um einen Tag in Dornau zuzubringen. Daß ihn der Entschluß dazu Kampf gekostet hatte, ahnte kein Mensch.

Niemand, der den rüstigen Pastor Nordmann kannte, hatte ihn je im Verdacht einer unglücklichen Liebe gehabt — keiner wußte es, daß eine große und bittere Enttäuschung einen schwarzen Strich durch sein Jugendleben gemacht, und daß eine einzige, farbenfrische, unauslöschliche Erinnerung ihm die Empfänglichkeit genommen für die keimende Zuneigung mehr als eines guten Mädchens, das ihm seitdem begegnet war. „Ich habe keine Zeit zum Heiraten," damit hatte er sich oft lachend gegen die Ratschläge und Vorstellungen wohlwollender Freunde gewehrt und war bei seinem Sinn geblieben.

Als er nachmittags im Herbstsonnenschein von Wallwitz aus den wohlbekannten Fußsteg durch Wald und Wiese ging, glaubte er mit wachenden Sinnen zu träumen, und die sieben Jahre schienen ausgelöscht aus seiner Erinnerung. Wie damals schimmerte das Laubholz goldbraun gegen den blauen Himmel, und über die Wiesen waren funkelnde Netze gespannt. Er glaubte Fedors wohllautende, schwermütige Stimme zu hören, welche Lisbeths Lieblingsdichter zitierte.

„Wie sind wir doch im Wandern
Seitdem so weit zerstreut,
Fragt einer nach dem andern,
Doch niemand gibt Bescheid.
Doch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und gibt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit."

Die Pfarre mit den grünen geschlossenen Läden lag still im Sonnenschein, die Leute waren auf dem Felde — das Dorf wie ausgestorben — der Bann und Zauber, welcher Nordmann umfing, löste sich erst, als ihm die Thür von einem jungen, frischen Mädchen geöffnet wurde, welches durchaus nicht in seinen Traum hineinpaßte. Verblüfft schaute er sie an, und erst als sie verlegen errötend fragte, ob sie die Ehre habe, mit Herrn Pastor Nordmann zu sprechen, fiel ihm ein, daß dies Minchen sein müsse, welches als Wildfang von elf Jahren mit ihren Brüdern an seinem Schultisch geseufzt hatte. Sie entschuldigte den Papa, welcher den Herrn Pastor erst mit dem Abendzuge erwartet habe und nach dem Filial gegangen sei. Tante Dorothee und die übrigen seien drüben bei Feldhausens und würden bald zurückkehren. Dann führte sie ihn hinauf in das alte Giebelstübchen, darin er als Kandidat gehaust hatte. Es war noch ebenso klein und einfach wie sonst, aber hier sowohl wie unten im Wohnzimmer wehte ein anderer Geist des Behagens als zu den Zeiten der guten Pastorin, die stets unter der Last des Lebens zu erliegen drohte. Hier gab es keinen zerrissenen Teppich und keine wackligen Stühle mehr, kein Staub lag auf den Möbeln, Blumen blühten an den Fenstern, und über die duftenden Geranien hinweg schaute Nordmann wie ehemals hinüber nach dem Schlosse, wo er so oft am Abend vor dem Schlafengehen das Licht in Dorotheens Fenster beobachtet hatte. Es litt ihn nicht im Hause, er ging bald wieder hinunter, und Minchen war gern bereit, mit ihm dem Vater entgegenzugehen, und zwar über den Kirchhof und durch den Heckengarten, so wie er es wünschte.

Auf dem Kirchhof war manch ein neuer Hügel entstanden seit seiner Zeit: „Dort ist Mamas Grab und da Tante Lisbeths, und

dort drüben liegt Herr von Sorge mit seinem Sohne," erklärte Minchen, aber er hielt sich nur so lange auf, als nötig war, um sie nicht zu betrüben, es drängte ihn fort von den Gräbern hinein in den wohlbekannten Heckengarten. Sie gingen den breiten Mittelgang hinab, und siehe, da tönte wieder wie vor sieben Jahren das silberne, klare Lachen hinter der grünen Wand hervor. Dorothee bog um die nächste Ecke, die ganze jugendliche Gesellschaft aus der Pfarre in ihrem Gefolge. Ein kleines Mädchen von acht Jahren hing an ihrem Arme, an ihrer anderen Seite ging ein schlanker blonder Leutnant. Nordmann reichte ihr die Hand, und eine schnelle, tiefe Röte bedeckte ihr Gesicht. Einen Augenblick lang sah sie erwartungsvoll zu ihm auf, als wenn sie fragen wollte, ob er Krieg oder Frieden bringe, aber der kurzen Verwirrung wurde schnell durch die jungen Leute ein Ende gemacht. Eins nach dem anderen wurde ihm vorgestellt, Fritz, der Leutnant, dann der Freiwillige, der Sekundaner und die Zwillinge — Onkel Nordmann hatte in kurzer Zeit alle alten Bekanntschaften erneuert und wurde im Triumph dem Vater entgegengeführt. Er ging neben Dorothee, und beide hatten schnell einen sicheren freundlichen Ton gegeneinander gefunden. Er schaute sie an: Sie trug noch das einfache Trauerkleid um Fedor, und ihre Schönheit hatte den Schmelz und Glanz der ersten übermütigen Jugend verloren, aber um Lippen und Wangen spielte noch die alte Grazie, und in den Augen schimmerte noch das alte Licht, das Lisbeths letzte Lebenszeit erhellt hatte.

Am Abendtische saß Nordmann ihr gegenüber, der Hausherr zwischen ihnen. Es ging laut und lustig zu bei der sehr einfachen Mahlzeit. Dorothee führte mit Sicherheit das Regiment, das ihr der stille Hausherr gern zu überlassen schien. Zugleich aber war sie die Seele der munteren Unterhaltung, und wenn Nordmann ihr Lachen hörte und die schlagfertige Rede, so kam es ihm wiederum vor, als ob er träume. Dennoch empfand er die Zurückhaltung, in der sie sich ihm gegenüber bewegte, ohne daß es den anderen auffallen konnte. Nach dem Essen zog sie sich mit den beiden jüngsten Kindern, die früh zur Ruhe gebracht wurden, zurück und kehrte erst nach längerer Zeit wieder. Unterdes hatte Onkel Nordmann mit der Jugend ein lustiges Gesellschaftsspiel begonnen, und Dorothee saß unter dem schallenden Gelächter fleißig arbeitend als Zuhörerin daneben. Ihre Nadel flog mit unglaublicher Geschwindigkeit hin und wieder, bis der Vater um etwas Musik bat und sich alles ums Klavier versammelte. Pastor Friedener erinnerte lächelnd an die Konflikte in der ehemaligen „harmonischen Gesellschaft," aber Dorothee und Nordmann gingen nicht darauf ein und ließen alle alten Erinnerungen auf sich beruhen.

Fröhlich wie der erste Abend vergingen die folgenden Tage; Onkel Nordmann wurde immer aufs neue bestürmt, zu bleiben, und er fügte sich, die Harzreise wurde endlich ganz aufgegeben. Fritz und die jungen Friedeners nahmen ihn ganz in Beschlag für die Stunden, die er nicht in des Pastors Studierstube verbrachte. Doch hatte er Gelegenheit genug, Dorothee zu beobachten, ihr arbeitsvolles, aber reiches und harmonisches Dasein, als fleißige Stütze des Pastors, als schwärmerisch geliebte Freundin der heranwachsenden Kinder, mütterlich sorgend für die Kleinen. Ebenso befriedigt und ruhig, wie sie in der Gegenwart lebte, schien sie auch vorwärts in die Zukunft zu sehen, ausführlich besprach sie mit ihm und Pastor Friedener die Pläne der Herzogin, die Möglichkeit ihrer Ausführung, ihre eigene zukünftige Stellung dazu. So konnte er sich mit ihr verbunden fühlen als Arbeiter auf gemeinsamem Felde, auf gemeinsamem Grunde eines fröhlichen und sicheren Glaubens. Alles das, was er in heftigem, jugendlichem Eifer für sie erwünscht hatte, schien erfüllt, und so war es wohl thöricht von dem alten Freunde Friedener, daß er dem freundlichen Verkehr der beiden mit einer Art Enttäuschung zusah und sich nur zu gern der stürmischen und lustigen Tage der „harmonischen Gesellschaft" erinnerte.

Am Sonntag nach der Nachmittagskirche fand sich Nordmann zum erstenmal mit Dorothee allein; sie gingen zusammen durchs Dorf nach dem Schlosse zu, hier und da Begrüßungen austauschend mit alten Bekannten, welche den Pastor von früher her noch in gutem Andenken hatten. Das Schloß lag ebenso still und öde mit geschlossenen Fensterläden wie damals, als Dorothee zuerst mit kühnem Mute an die verzauberte Pforte klopfte, aber der Drache, der ihr einst

den Eingang gewehrt, saß friedlich auf der Rampe draußen im Sonnenschein, weißköpfig und altersschwach. Er erzählte von dem Wohlergehen der Enkel mit knappen Worten und häufigem Knurren, aber mit innerlichem Behagen. Dann wanderten die beiden auf der Terrasse auf und ab, und Dorothee redete zum erstenmal mit ihm von Fedor und Lisbeth und von den letzten Zeiten ihres Vaters. Doch die unsichtbare Schranke, die sie zwischen ihm und sich gezogen, stand auch heute noch aufgerichtet. Ihre Mitteilungen kamen nicht recht in Fluß, und als jetzt ein ferner Gesang vom See herauf schallte, schlug sie ihm vor, hinunter ans Ufer zu gehen. Die jungen Leute machten eine Wasserfahrt und sangen:

Der Kahn stößt auf am Strande —
Man trennt sich in die Lande.
Wann fahren wir, ihr Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"

Nordmann lehnte sich an einen Baum und zeichnete mit dem Stocke Figuren in den Sand, sie stand neben ihm, schweigend mit gesenktem Haupte. Um ihre Lippen zuckte es, sie sah blaß aus. Gedachte sie derer, die vor sieben Jahren mit ihnen dies Lied gesungen? Da wurde sie sich bewußt, daß seine Augen scharf und durchdringend auf ihr ruhten. Sie fuhr mit der Hand schnell über das Gesicht und sagte halb scherzend: „Hören Sie, wie die neue Generation unsere alten Lieder singt? Man kommt sich alt und würdig vor, wenn man das hört, nicht wahr, Herr Pastor?"

Er antwortete nicht darauf, denn mit Grüßen und Winken näherte sich die Gesellschaft im Kahne und schloß sich den beiden an, um den Abend bei Feldhausens zu verbringen. Der folgende Tag war der letzte, den Pastor Nordmann für Dornau übrig hatte. Am Nachmittage machte sich Dorothee auf, um einiges in Wallwitz zu besorgen. Minchen und ihr Bruder wollten ihr zwar den Weg durchaus abnehmen, aber sie bestand darauf, selbst zu gehen, wie es schien, wollte sie den Kindern das letzte Zusammensein mit Freund Nordmann nicht verkürzen. Aber bald nachdem Dorothee weggegangen, war auch Nordmann verschwunden, niemand wußte, wohin er sich gewandt hatte. Etwa um die Zeit, da sie zurückkehren mußte, ging er mit starken Schritten durch den Wald nach Wallwitz zu. Das Wetter hatte sich seit gestern geändert, der Wind sauste oben in den Bäumen und schüttelte kalte Tropfen und gelbe Blätter auf den Eilenden nieder. Auf einmal stand er still und lauschte — zwischen dem Rauschen und Sausen vernahm sein scharfes Ohr einen Ton gleich dem Weinen einer Frau — rasch und leise schwenkte er vom Wege ab und spähte zwischen den Stämmen umher. Da sah er Dorotheens Körbchen zwischen dem welken Farnkraut liegen, und nicht weit davon kauerte sie selbst auf einem verwitterten Baumstumpfe, halb versteckt vom roten Brombeergestrüpp. Sie hatte den Kopf bis auf die Kniee gebeugt, und ihr ganzer Körper erbebte unter heftigem Schluchzen. „Dorothee!" rief er. Sie richtete sich erschrocken auf, und im nächsten Augenblicke hatte er sie zu sich emporgezogen und in seine Arme geschlossen. Sie schluchzte an seiner Brust, als müsse sie die ganze Qual dieser langen Woche, die stille Sehnsucht dieser langen Jahre jetzt bei ihm ausweinen. Er ließ ihr Zeit dazu, dann, als er ihr das feuchte Haar aus der Stirn gestrichen, und sie wieder lächelnd, scheu und fragend zu ihm aufschauen konnte, löste sich das Band ihrer Zunge und sie stammelte das Bekenntnis ihrer Liebe, der Liebe, nach der er vor Jahren mit ungeduldiger Hand vergebens gegriffen hatte, und welche ihm heute als eine reife und herrliche Frucht in den Schoß fiel.

Es dämmerte schon, und am Himmel jagten finstere Sturmwolken, als Nordmann und Dorothee aus dem schützenden Walde heraustraten. Wind und Regen ergriff sie mit so heftiger Gewalt, daß sich Dorothee an seinen Arm klammerte, um nicht in die Kniee zu sinken. Aber sie lachten dazu, Dorothee schüttelte die Regentropfen aus dem Gesichte, und fest aneinander geschmiegt schritten sie, tapfer ankämpfend gegen den sausenden Sturm, fröhlich ihres Weges weiter.

Die Grundsteinlegung zum Nord-Ostseekanal.

Ein Akt von weittragendster Bedeutung für das ganze Verkehrswesen der späteren Zeit spielte sich am 3. Juni in Holtenau bei Kiel ab, wo unser greiser Heldenkaiser den ersten Hammerschlag auf den Grundstein zu der Verbindungsstraße der beiden deutschen Meere that. Die Vorteile eines Wasserweges von der Nord- zur Ostsee sind schon in früheren Jahrhunderten voll erkannt worden. In einem Schreiben, welches der Herzog Adolf von Gottorp an den Kaiser Maximilian II richtete, lesen wir zuerst von dem Plane eines großen Schiffahrtskanals zwischen den beiden Meeren. Von dieser Zeit an tauchen solche Projekte wiederholt auf. Wir erwähnen nur kurz, daß Wallenstein, als Oberbefehlshaber einer in Aussicht genommenen Ostseeflotte, ebenfalls ernstlich mit dem Gedanken umging, den Kanal zu bauen: ein Beweis, daß es nicht nur Handelsinteressen waren, die diese Wasserstraße für notwendig erklärten, sondern daß man auch strategische Vorteile von ihr erwartete. Aus gleichem Grunde wird auch Cromwell den Vorschlag an das englische Parlament gerichtet haben, die Engländer sollten Wismar besetzen, um von der Elbe aus den Kanal zu graben. Daß die dänischen Könige von dem Nutzen eines solchen Verbindungsweges gleichfalls überzeugt waren, davon geben die vielen Projekte, die sie entwerfen ließen, hinreichend Zeugnis. Es ist bekannt, daß der Eiderkanal, der eine Wasserbahn zwischen Nord- und Ostsee herstellte, die freilich nur ungenügend ist, seine Entstehung Friedrich VI von Dänemark verdankt. Alle anderen großartigen Pläne aber blieben unausgeführt: Kräfte und Mittel reichten nicht an die Größe des Unternehmens heran. Erst als ein einiges deutsches Reich sich bis an die Küsten der beiden Meere ausdehnte, und die Kräfte der einzelnen kleinen Staaten sich in der gewaltigen Macht eines großen Staates konzentrierten, konnte das Werk, das jahrhundertelang geplant war, zur Ausführung gelangen. Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß er dem ersten Kaiser des neuen Reiches noch Kraft und Gesundheit schenkte, selbst die Hand an den großartigen Bau legen zu können. — Der Kanal, wie er projektiert ist und ausgeführt werden wird, ist schon oft beschrieben worden und darf als bereits bekannt angenommen werden. Gegenstand unserer heutigen Ausführungen sind die Feierlichkeiten, welche die Grundsteinlegung begleiteten. — Wir betreten den Festplatz an der Holtenauer Mündung. Hier begegnet unsern Blicken zuerst die große Tribüne für die Ehrengäste, deren Mitte das Vorderteil eines Schiffes mit aufgesetzten Ankern bildet. Am Fuße desselben ist eine Nische mit Spitzbogen in roter Drapierung



Schule auf dem Wege nach dem Festplatze.


Kieler Studenten auf der Fahrt zum Feste.

zu schauen, vor der sich der mit Gold und Frangennetz geschmückte Thronhimmel befindet, unter welchem der Kaiser seinen Platz einnehmen wird. Unmittelbar vor dem Kaisersitz liegt der Grundstein. Diesem gegenüber erheben sich kleinere Tribünen für den Sängerchor und das Orchester, in der Mitte dazwischen steht der Predigtstuhl für den den Segen sprechenden Geistlichen. Alles prangt im schönsten Festesglanze, Guirlanden, Wappen und Fahnen sind im fast überreichen Maße verwendet. — Schon am frühen Morgen rüsten sich die Dampfschiffe, um die schier endlose Zahl der Festteilnehmer nach dem denkwürdigen Platze zu bringen. Vollbeladen keuchen die Dampfer unter der Last ihrer Passagiere, und einer folgt dem anderen. Auf unserm Bilde schauen wir am Bord eines derselben die Studenten im vollen Wichse, denen auf den Tribünen ein besonderer Platz eingeräumt ist. — Um $9^1/_2$ Uhr vormittags trafen die ersten Ehrengäste auf dem „Adler" und der „Augusta Viktoria" ein und füllten die Tribünen. Die Mitglieder des Bundesrates, der Präsident und die Vizepräsidenten des Reichstages und das Seeoffizierkorps standen rechts, die Staatsminister, die Präsidenten der beiden Häuser des Landtages und die Spitzen der schleswig-holsteinschen Provinzialbehörden links vom Grundstein. Dahinter reihten sich Offiziere, hohe Beamte und Abgeordnete des Reiches. Die Besten des Volkes waren erschienen, um Zeugen des bedeutsamen Momentes zu sein! Da kommt plötzlich Leben in die dichtgedrängte Menge, begeistertes Hurra durchbraust die Reihen: der Kaiser ist auf dem Festplatz erschienen. Die Kaiserliche Majestät war am Abend vorher in Kiel eingetroffen und hatte im K. Schlosse Wohnung genommen. Auf dem Wege vom Bahnhofe nach demselben, vom Kaiser im offenen Wagen zurückgelegt, erfolgte eine ununterbrochene Reihe von enthusiastischen Kundgebungen der begeisterten Menge, die zu fassen die Kieler Straßen zu eng waren. Unser Bild hat den Moment festgehalten, in dem der Kaiser eine der Hauptstraßen der altehrwürdigen Stadt durchfährt. Doch zurück auf den Festplatz.

Nachdem der Kaiser am Kaiserpavillon angelangt war, gab er dem Staatsminister von Bötticher die Erlaubnis zum Beginn der Feierlichkeiten, die durch Chorgesang eingeleitet wurden. Als die letzten Töne des 20. Psalmes von Händel verklungen waren, trat Exzellenz von Böttícher vor und verlas die zur Versenkung in den Grundstein bestimmte Urkunde. „Ein Bauwerk von gewaltiger Ausdehnung," heißt es in ihr, „soll damit unternommen, ein bleibendes Denkmal deutscher Einigkeit und Kraft geschaffen und in den Dienst nicht nur der vaterländischen Schiffahrt und Wehrhaftigkeit, sondern auch des Weltverkehrs gestellt werden. Keine menschliche Voraussicht vermag die zukünftige Bedeutung dieses Baues in vollem Umfange zu ermessen; die Wirkungen desselben ragen über das lebende Geschlecht und über das zur Rüste gehende Jahrhundert hinaus. Möge der Bau dem deutschen Vaterlande zum Heil und Segen gereichen! Möge durch ihn das Gedeihen der deutschen Schiffahrt und des deutschen Handels, die friedliche Entfaltung des Weltverkehrs, die Stärkung der vaterländischen Seemacht und der Schutz unserer

Küsten kräftig gefördert werden! Das walte Gott in Gnaden!"

Nunmehr tritt der Kaiser von seinem Platze, auf welchem er bisher stehend verweilte, sicheren Schrittes an den Grundstein heran, nimmt aus der Hand des bayrischen Gesandten, des Grafen von Lerchenfeld, die silberne Kelle und bestreicht die Fugen des Steines mit Mörtel. Der Reichstagspräsident übergibt ihm hierauf mit einigen Worten den Hammer. Der Kaiser aber entblößt sein ehrwürdiges Haupt — die ganze Festversammlung folgt seinem Beispiele — und gibt die drei Hammerschläge auf den Stein mit den Worten: Zur Ehre Deutschlands, zu seinem Wohle, zur Größe und zur Macht des Reiches. In diesem weltgeschichtlichen Augenblicke herrschte atemlose Stille ringsum. Als aber der Kaiser geendet hatte, brach von allen Seiten brausender Jubel los, der nicht enden wollte. Der Kaiser gab dann noch drei Schläge für die Kaiserin ab, dann traten die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Friedrich Leopold, die in



Ankunft des Kaisers in Kiel am Abend des 2. Juni.

unmittelbarer Nähe des Kaisers gestanden hatten, an den Stein, um auch ihrerseits die Hammerschläge auszuführen. Prinz Wilhelm that sie zuerst für den Kronprinzen des Deutschen Reiches. Dann wanderte der Hammer in die Hände der anderen Ehrengäste, bis er zum letztenmal in der Hand des Baurat Fülscher aufschlug.

Jetzt bestieg Oberhofprediger Dr. Kögel die Kanzel, um den Segen über das angefangene Werk, zu sprechen. „Vom Fels zum Meer! So dankt, im Morgensonnenschein des verjüngten Reichs, unser neunzigjähriger Kaiser beim Rückblick auf den Wunderweg, der von der Burg im Süden hierher zum Nordgestade führt! Auf ewig ungeteilt! Der Nordprovinzen Spruch soll Losung und Gelübde des gesamten Vaterlandes sein. Nicht trennen, was zusammengehört, will der Kanal; nein, was getrennt ist, will er verbinden in freier, ungehemmter Bahn, ein Werk deutscher Kraft, ein Spiegel deutscher Einheit. An Gottes Segen ist alles gelegen! Diese Weisheit der Väter soll das Erbe der Söhne bleiben. Der Kirche und der Schule stille Arbeit im Bilden und im Bauen, der redliche Fleiß am Steuer, Hammer und Pflug, die deutsche Unternehmungskraft auf Märkten und in Häfen, die Waffen unsers Heeres und die Flagge unserer Flotte, deren Anker im deutschen Herzen sicheren Grund gefunden hat —— all das sei heute in feierlicher Stunde aufs neue in die Obhut der göttlichen Barmherzigkeit gestellt. Das Meer brause, und was darinnen ist, vor dem Herrn! so ruft der Psalmen einer. Und wenn die Wogen der Ostsee und der Nordsee sich grüßen und ineinander rauschen, dann soll auf ihr Frohlocken unsere Antwort sein: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!" „Halleluja," fiel der Chor in vierstimmigem Gesange ein. Tausendstimmig aber hallte das Hoch auf Deutschlands Heldenkaiser wider, welches Staatsminister von Böttiher ausbrachte, tausendstimmig erklang das „Heil dir im Siegerkranz!" über die weite Fläche, tausendstimmig dröhnte das Hurra, als der Kaiser den Platz verließ und die Brücke bestieg, die ihn an Bord der „Pommerania" führte, auf welcher er die Parade der Flotte abnahm. Über die Flottenparade selbst berichtet ein Augenzeuge folgendes: Um 10 Uhr 45 Minuten setzte S. M. Aviso

„Pommerania“, dessen Deck Se. Maj. der Kaiser nunmehr betreten, von der Brücke ab. Hurras verkündeten auch den entfernter Stehenden diesen Moment. Nachdem die „Pommerania“ die Torpedoboot-Flottille passiert, geht auf dem zunächst liegenden Schiffe, S. M. Panzerschiff „König Wilhelm,“ das Signal hoch und die Mannschaften sämtlicher Schiffe entern auf. Hui! wie strebt alles nach oben. Bald leeren sich die Wanten, alles steht zusammengedrängt in der Mitte der Raaen und nun: Lieg aus! Schnell verbreiten sich die Raagasten auf den einzelnen Raaen. Umrauscht von den über alle Toppen geheißten Flaggen und Wimpeln bietet die so belebte Takelage einen wirklich stolzen Anblick. Jetzt blitzt es auch in einer der Pforten des „König Wilhelm“ auf, tausendfaches Echo findend hallt der erste Schuß über den Hafen, und als sei er Signal gewesen, dröhnt und kracht es nun von allen Schiffen, ein schier endloses Donnern und Rollen, als würde eine große Seeschlacht geschlagen, $17 \times 33 = 561$ Schuß. So fährt der Kaiser an der ganzen Reihe der Geschwader entlang. Auf dem jedesmaligen Schiff, welches Se. Majestät passiert, schweigt so lange der Salut, desto lauter und freudiger aber donnern die Hurras aus der Takelage und den Decken. Keiner ruft, nein, jeder jubelt es hinaus, daß der geliebte Kaiser es hören, daran die Liebe und Verehrung seiner „blauen Jungens“ erkennen möge. — Die Freude der Einwohnerschaft über die Anwesenheit des Kaisers und deren ehrfurchtsvollsten Dank brachte der Landtagsmarschall Graf von Rantzau-Rastorff zum Ausdruck bei dem Festdiner, welches die Provinzialstände von Schleswig-Holstein auf Bellevue dem Kaiser gaben. Während desselben äußerte Se. Majestät, zu dem obersten Vertreter der Provinz gewandt, die folgenden Worte: „Mit Demut erkennen wir, daß die



Schiffsdekoration auf dem Festplatz, unter dem Bug des Schiffes der Kaiser am Grundstein.



Der Kaiser thut die drei Hammerschläge.

segensreiche Hand der Vorsehung sichtbar über unserm vergangenen Leben gewaltet hat. In meinem Alter war es sehr schwer vorherzusehen, daß ich diesen Tag mit Ihnen würde feiern können. Mit Freuden sind alle meine höchsten Beamten des Staates Ihrer Einladung gefolgt. Das gereicht uns zur größten Zufriedenheit. Das Werk, das wir unternehmen, ist so großartig, daß man es den hervorragendsten Unternehmungen der Neuzeit an die Seite stellen kann. Mit großem Danke für Ihre Einladung trinke ich jetzt auf das Wohl der Schleswig-Holsteinischen Lande und auf das Gedeihen eines Werkes, welches wir nur mit Gottes Hilfe unternehmen konnten, daß es fortgesetzt zum Wohle, zur Größe, zur Macht Deutschlands und Preußens beitragen möge. Die Provinz Schleswig-Holstein lebe hoch!"

Um vier Uhr traten der Kaiser, die Großherzogin von Baden und die Prinzen Wilhelm und Leopold die Rückreise nach Berlin an.

Daheim.

Von Harriot Wolff.

Mir träumte einst von einem Land,
Fern, fern vom heimatlichen Strand,
Vom engen Vaterhaus,
Und über Berge, Thäler weit,
In gläubiger Glückseligkeit
Trieb's mächtig mich hinaus.

Hinaus, nach der erträumten Welt,
Von ew'gem Sonnenglanz erhellt
Und lichtem Frühlingsschein —
Wo in dem Busen ewig jung
Der Freuden Übersättigung
Nie keimt mit düst'rer Pein.

Ich bin gewandert fort und fort;
An manchem sonnig grünen Ort
Mein flücht'ges Wanderzelt
Schlug froh ich auf — doch niemals fand
Mein Herz das heißersehnte Land,
Das Eden dieser Welt.

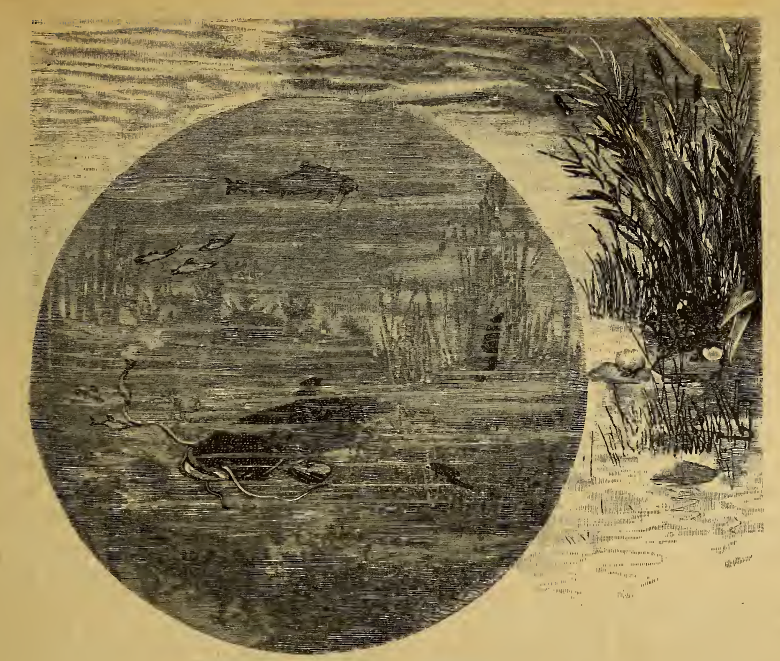
Wohl Erdengüter bald gewann
Im fremden Land der fremde Mann —
Fortuna lachte hold;
Paläste hab' ich mir erbaut,
Doch ach, die Heimatsbande traut,
Sie sind nicht feil um Gold!

Nicht schlingt um Marmorsäul' und Bild
Sich die Erinn'rung leis und mild,
Mit innig zartem Band —
Denn ob auch gütig mein Geschick,
Fremd starrt mich an mit kaltem Blick
Des Reichtums eitler Tand.

Erinnerungen werden wach,
Ich seh' das väterliche Dach,
Den alten Lindenbaum.
Tief schlürf' ich ein der Blüten Duft,
Die süße heimatliche Luft
In meinem gold'nen Traum.

Ich seh' — doch nein, nichts seh' ich mehr,
Die Thränen blenden mich zu sehr,
Das Herz wird wieder jung — —
Mir träumt von einem fernen Land,
Es trägt zum teuren Heimatstrand
Mich die Erinnerung.

Auf, auf, ins Vaterland zurück!
Mich dürstet nach der Mutter Blick,
Dem Druck der Vaterhand —
Schweig, laute Welt, mit deiner Lust,
Daheim an meiner Lieben Brust
Ist das erträumte Land!



Welsfischerei: Der Wels im Schlamm liegend.

Welsfang in den kärntnischen Gebirgsseen.

Von Thomas Schlegel.

Der Wels oder Waller, der größte europäische Süßwasserfisch, ist in den kärntnischen Gebirgsseen eine ziemlich häufige Erscheinung; er scheint hier ebensogut zu gedeihen wie im Wasser der unteren Donau, indem er nicht selten eine Länge von 2—2½ Meter und ein Gewicht von hundert bis zweihundert Kilogramm erreicht. Wohl nur wegen dieser außerordentlichen Größe hat ihn der alte Ausonius „Flußdelphin" genannt, denn sonst existiert wenig Ähnlichkeit zwischen dem plumpen, trägen, schlammliebenden Wels (Silurus glanis) und dem lebhaften, intelligenten Fischsäuger im Meere. Der Kopf des Welses ist breit und unförmlich, das Auge klein, das Maul weit. Viele kleine, spitze, hechelförmige Zähne stehen in Binden gereiht auf seinen Zwischen-Unterkiefer- und Pflugscharbeinen.

An jeder Seite der Oberkinnlade trägt er einen langen, wurmförmigen Bartfaden, den er willkürlich bewegen kann; an der Unterkinnlade jederseits zwei kürzere ebensolche Fäden. Der walzenförmige Leib verjüngt sich allmählich gegen das Ende, die nackte, glänzende Haut ist oben dunkel olivengrün, mit wenig unterscheidbaren dunkleren Bändern oder Flecken gezeichnet; nach den Seiten hin wird die Färbung heller und verliert sich gegen den Bauch zu ins Gelbweiße. Die kleine stachellose Rückenflosse hat fünf Strahlen, seine ungemein lange Afterflosse zählt deren neunzig.

Man hat selten Gelegenheit, den Wels im Freileben zu beobachten, wie andere Raubfische, da er sich meistens am Grunde des Sees aufhält und sich noch dazu zwischen Wasserpflanzen, versunkenem Holzwerk ꝛc. verbirgt; nur seine täuschenden Bartfäden läßt er frei spielen, um harmlose Weißfische und Barsche anzulocken; ist ihm das gelungen, dann schnappt er plötzlich zu — und nie entkommt ein Fisch, den er einmal gefaßt hat, seinem furchtbaren Gebisse.

Wie alle Grundfische ist der Waller ein schlechter Schwimmer. Wenn er seinen Standort ändern will, wälzt er sich langsam im Schlamme weiter.

Nur wenn ein Gewitter im Anzuge ist, wird der träge Bursche unruhig und schwimmt



Welsfischerei: Fang mit der Angel.

der Oberfläche des Wassers zu. Da die Fischer diese Gewohnheit kennen, stellen sie ihm an schwülen Gewittertagen mit dem Zugnetze nach, und man hat dann öfter Gelegenheit, sie bei einem so glücklichen Fange zu beobachten, wie unser Bild einen darstellt.

Gewöhnlich aber wird nach dem Waller geangelt, und zwar auf zweierlei Art.

Die einheimischen bäurischen Fischer benutzen Legangeln zum Fange, lange, starke Leinen, an denen in Zwischenräumen von höchstens einem Meter stark Haken, an festem Gimp befestigt, angebracht sind.

An jedem der Angelhaken wird ein lebender Köderfisch befestigt. Die Leine, die durch Bleigewichte beschwert ist, wird dann an schilfreichen Stellen des Sees, die der Waller besonders liebt, auf den Grund gelassen.

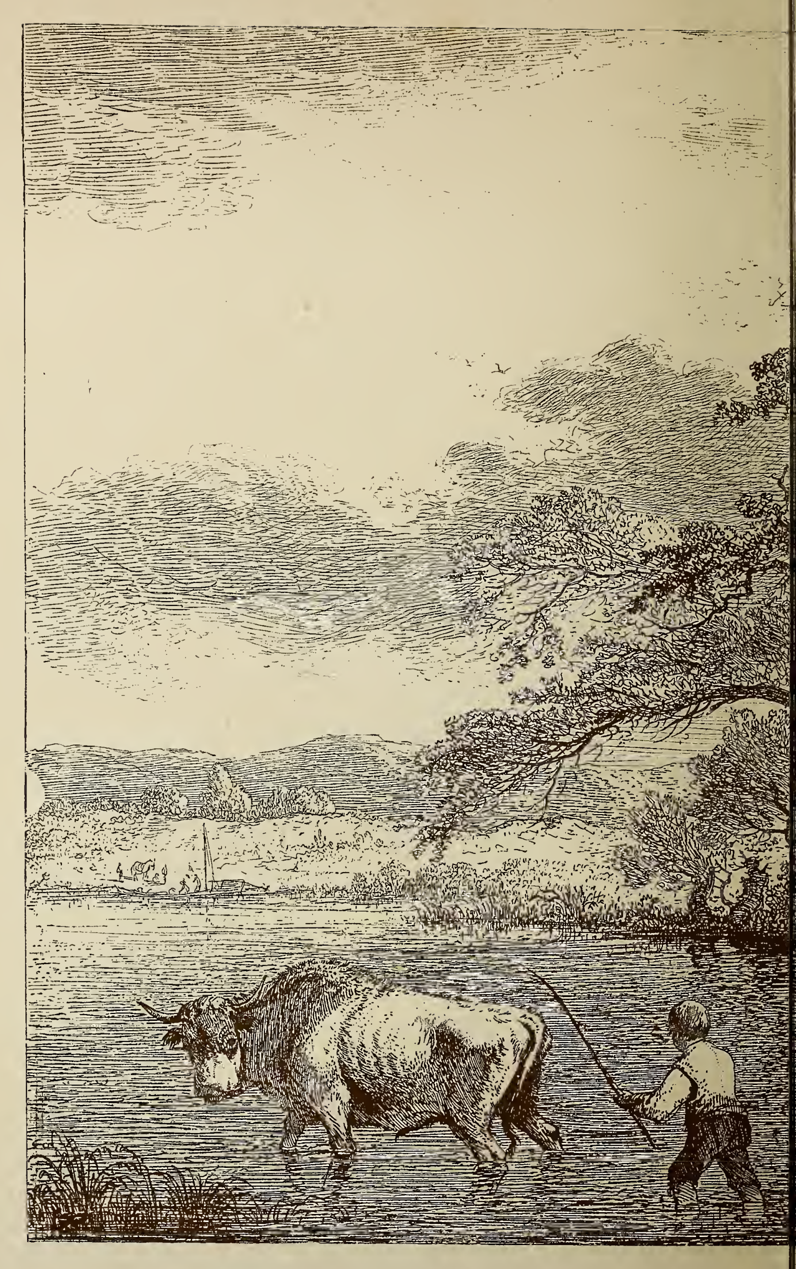
Bei dieser Art der Fischerei ist man eines guten Erfolges ziemlich sicher, doch wird der gefangene Fisch, der sich unablässig bemüht loszukommen, unnötigerweise gequält, da die Fischer erst am nächsten Morgen die Leine herausziehen.

Viel interessanter ist der sportsmäßige Fang des Wallers, den zuerst Sommergäste aus München auf dem Wörther See betrieben, und der dann von den intelligenteren zünftigen Fischern bald nachgeahmt wurde.

Auf dem Vorderteil eines lenksamen Bootes wird eine Rolle angebracht, auf der eine lange Leine aufgewunden ist; der lebende Köderfisch wird durch eine vor seinem Kopfe an der Schnur angebrachte Bleikugel beschwert, so daß er auf dem Grunde bleibt, wenn der Ruderer durch leichte Ruderschläge das Boot langsam vorwärts bewegt und der Fischer



Welsfischerei: Fang mit dem Zugnetz.



Eine holländische Landschaft. Gezeichne
Radierung von Jean-Jacques de Boissieu, einem sehr geschätzten Zeichner u



n Jakob Ruysdael.
Radierer (geb. zu Lyon 1736, gest. daselbst 1810).





Welsfischerei: Triumphzug mit der Beute.

die Leine ablaufen läßt. Der Wels gewahrt die Beute und verschlingt sie gierig.

Ein leidenschaftlicher Fischer kann sich die angenehme Aufregung und das lebhafte Vergnügen vorstellen, welche das Angreifen, das Heranziehen und Einheben eines so gewaltigen Burschen gewähren!

Das Vergnügen wird natürlich dadurch noch erhöht, wenn sich junge lebhafte Damen an dem Sporte beteiligen, wie es auf dem Wörther See oft geschieht und wie es unser Bild darstellt.

Wenn die ländlichen Fischer einen besonders großen Wels fangen, so pflegen sie ihn mit Blumen zu schmücken, auf einen Leiterwagen zu legen und ihn in förmlichem Triumphzuge durch ihr Dorf und dann in die Stadt zu führen. Der Leichenzug eines solchen Seeungeheuers erweckt große Heiterkeit. Die liebe Dorfjugend rennt schreiend hinter dem Wagen her, und ihr Lärmen lockt auch die Bauern aus dem Hofe und die Sommergäste aus den Villen: alles staunt den erschlagenen Riesen an. Schmunzelnd winkt der behäbige Landwirt den glücklichen Fischern zu, weil er weiß, daß diese in Hoffnung auf einen guten Erlös aus ihrer Beute bald sein gastliches Dach und seine Kreide in Anspruch nehmen werden.

Das Fleisch des Wallers ist mit Recht sehr geschätzt. Jüngere Tiere in der Größe von einem Meter sind, gut gebraten, so wohlschmeckend wie die Äsche. Brehm sagt, daß das Fleisch der Welse von einem Alter wie die, welche manchmal in der Donau gefangen werden, von schlechtem Geschmack sei; dies war aber bei den seebewohnenden, von denen wir gegessen, nicht der Fall. Vielleicht trägt zu der Güte ihres Fleisches das reine Wasser der kärntnischen Seen bei, vielleicht auch die Zubereitung, die man im Kärntnerlande besonders gut versteht.



Königin Viktoria bei ihrer Thronbesteigung im Jahre 1837.

Fünfzig Jahre auf dem Throne.

Es war im Morgengrauen des 20. Juni im Jahre 1837, als die Kunde vom Tode Wilhelms IV von England in den Kensington Palast drang, wo die Prinzessin Viktoria, die Tochter Eduards von Kent und der Prinzessin Viktoria Maria Luise von Sachsen-Koburg, residierte. Der Erzbischof Howley, der Marquis von Conyngham und Sir Henry Halford überbrachten der jugendlichen Prinzessin die Trauernachricht, welche für sie die Bedeutung hatte, den verwaisten Thron Großbritanniens besteigen zu müssen. Nur wenige Augenblicke war die zukünftige Königin über die Todesbotschaft bestürzt und fassungslos, dann aber regte sich in ihr das königliche Blut: ruhig und hoheitsvoll empfing sie wenige Stunden später den Premierminister Lord Melbourne und verschiedene Deputationen des Landes und der Hauptstadt, welche ihr die ersten Huldigungen darbrachten. Eine ungeheure Anzahl Unterthanen aus der Provinz strömten nach London, um mit den Bewohnern der Hauptstadt der neuen Herrscherin zuzujubeln. Adel und Volk überboten sich an Aufmerksamkeiten gegen die Königin, die davon besonders wohlthuend berührt worden sein mag: denn unter den ihr in der Regierung vorhergehenden Fürsten herrschte nichts weniger als Einvernehmen zwischen Thron und Parlament. Sie verstand es aber auch, sich schnell die Sympathieen aller Stände zu erwerben. So war es sicherlich ein Akt von Staatsklugheit, als sie im folgenden Jahre das Bankett, welches aus Anlaß ihrer Krönung stattfinden sollte, deshalb ablehnte, weil an demselben nur Adlige teilnehmen konnten. Das Volk jauchzte ihr, als es Kunde von diesem Entschluß er-



Königin Viktoria bei ihrem Jubiläum im Jahre 1887.

langte, begeistert zu. Drei Jahre später hatte London abermals Hunderttausende in seine Mauern gelockt, welche der Vermählung ihrer Herrscherin beiwohnen wollten. Wahre Liebe hatte Prinz Albert von Sachsen-Koburg und die Königin Viktoria zusammengeführt, und das englische Volk weiß viele rührende Geschichten zu erzählen von der herzlichen Zuneigung und dem Eheglücke der beiden. In ihrem Buche: „Blätter aus einem Leben in den Hochlanden" hat die Königin ihre Häuslichkeit selbst geschildert, wie sie mit ihrem Gatten in Schottlands Bergen ein idyllisches häusliches Leben geführt habe, wie sie Musik und Kunst zusammen gepflegt und Ideen über Wissenschaft und Litteratur ausgetauscht haben. Eine fröhliche Kinderschar spielte zu ihren Füßen und vervollständigte das Glück der Gatten. Neun Kinder sind der Ehe des Prinzen Albert mit der Königin entsprossen. Das älteste ist die Gemahlin des deutschen Kronprinzen; ein Jahr später ward der Prinz von Wales geboren, der 1863 eine Prinzessin von Dänemark als Gattin heimführte. Eine zweite Tochter, die Großherzogin Alice von Hessen, starb im Jahre 1878, ihr folgte der jüngste Sohn, Herzog von Albany, 1882 in die Ewigkeit nach. Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, ist der zweite männliche Sproß (geb. 1844), der dritte, der Herzog von Connaught, erblickte im Jahre 1850 das Licht der Welt. Die übrigen drei Geschwister der bisher Genannten sind die Prinzessinnen Helene, Gemahlin des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, Luise, dem Marquis von Lorne angetraut, und Beatrice, jetzige Prinzessin von Battenberg. Wie sehr die Königin ihrem Gatten in Liebe zugethan war, kann man aus dem tiefen Schmerze ermessen, den sie empfand, als der Tod den Prinzen Albert am 14. Dezember

1861 von ihrer Seite raffte. Sie zog sich fortan von den Freuden und Festen der Gesellschaft zurück, um in der Einsamkeit, zumeist auf ihren Lieblingsschlössern Balmoral in Schottland und Osborne Castle auf der Insel Wight, den heimgegangenen Gefährten ihres Lebens zu betrauern. Im Kreise ihrer Kinder und Enkel führte sie ein einfaches Leben, nur selten trat sie aus demselben heraus, um mit Ministern und Räten zusammenzukommen oder feierlichen Staatsakten beizuwohnen. Die Zimmer, in denen der Prinz wohnte, werden noch jetzt in dem Zustande erhalten, in welchem sie sich befanden, als derselbe den letzten Atemzug that. Alljährlich versammeln sich am Todestage des Vaters die Kinder mit der Mutter in dem Mausoleum in Frogmor, um dort eine Erinnerungsfeier an den Heimgegangenen zu begehen. Den Engländern ist diese Zurückhaltung ihrer Königin, aus der sie erst in den letzten Jahren wieder etwas herausgetreten ist, durchaus nicht immer angenehm gewesen. Fehlte doch den Festen zumal, die das englische Volk veranstaltete, der höchste Glanz, wenn das Staatsoberhaupt sich davon fern hielt.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die Thätigkeit der Königin von England als Herrscherin des Reichs auch nur annähernd zu behandeln. Im Buche der englischen Geschichte wird man von der segensreichen Regierung der Königin Viktoria die Einzelheiten nachlesen können. Hier sei nur erwähnt, daß dieselbe durchaus mit den Gewohnheiten und Neigungen des englischen Volkes übereinstimmt, ein Umstand, der ihr die größte Popularität verschafft hat. Glauben doch ihre Unterthanen, daß der Aufschwung, den England besonders in volkswirtschaftlicher Beziehung in den letzten Jahrzehnten genommen hat, zum größten Teile der Königin und den von ihr eingesetzten Räten zu verdanken ist. Daher begeht auch die kleinste Stadt im großbritannischen Reiche jetzt das Fest der fünfzigjährigen Regierung der allgeliebten Herrscherin, daher jubeln der Peer auf dem Edelsitze bis herab zum Bauer in den schottischen Bergen aus aufrichtigem Herzen: Heil Britanniens Königin!



Waldrand. Radiert von P. L. Dubourcq.

Der Dichter Schubart als Schulmeister.

Von Konstantin Böckheler.

Es war am 11. Mai 1787, also vor jetzt hundert Jahren, daß die Pforten der Festung Hohenasperg, in welcher der Dichter Chr. Fr. Dan. Schubart volle zehn Jahre, ohne jemals den Grund seiner Haft zu erfahren, gefangen gehalten worden war, sich endlich vor dem unglücklichen, geknickten Manne öffneten, und der Herzog Karl mit seiner Franziska bei einer Parade sich plötzlich zu dem Gefangenen mit den Worten wandte: „Schubart, Er ist frei." Es hat bedeutungsvollere und inhaltlich glücklichere Tage im Leben des Dichters ohne Zweifel gegeben, aber gewiß keinen, anwelchem er eine tiefere und reinere Empfindung eines überwältigenden Glückes haben konnte, als an diesem. Und wenn auch die Tagesblätter und Zeitschriften selbst seiner schwäbischen Heimat meines Wissens von diesem hundertjährigen Gedenktage keine Notiz genommen haben, so mag es doch manchem Leser, der sich mit der Geschichte der Litteratur oder auch mit der Geschichte der Staatsgefängnisse beschäftigt, ein erwünschter Anlaß sein, an den berühmten Gefangenen der württembergischen Festung Hohenasperg wieder erinnert zu werden.

Die Gefangenschaft Schubarts ist es ja, welche ihn seinen Zeitgenossen noch bekannter machte als seine den Charakter der „Sturm- und Drangperiode" tragenden Gedichte und seine freiheitatmende, in der damaligen Publizistik epochemachende „Deutsche Chronik"; und noch jetzt ist es das furchtbare Schicksal des Dichters, das immer wieder von Zeit zu Zeit die Blicke weiterer Kreise ihm zuwendet und immer noch neue Biographen reizt, sich an die Bearbeitung seines Lebensbildes zu machen.*) Die meisten seiner Gedichte sind vergessen, seine Chronik mutet uns bei dem hohen Aufschwung des jetzigen Zeitungswesens fast ärmlich an, aber die Geschichte seiner Gefangenschaft, der satanische Freundesverrat, durch welchen der arglos Vertrauende in dieselbe gelockt wurde, die ausgesuchten Qualen, mit welchen sein Peiniger, Oberst Rieger, die Kerkerhaft verschärfte, die lange Dauer von mehr als zehn Jahren in der Zeit des schönsten Mannesalters, vom 39. bis 49. Lebensjahre, die grausame Trennung von Weib und Kind, die er erst nach neunjähriger Haft zum erstenmal sehen durfte, die ganze despotische Willkür eines deutschen Duodeztyrannen, die sich hier in noch viel häßlicherem Lichte zeigt als bei Mosers Martyrium auf Hohentwiel — das alles weckt noch immer unser tiefes Mitgefühl.

Indes ist es nicht meine Absicht, in den nachfolgenden Zeilen ein Lebensbild des Mannes überhaupt zu entwerfen, oder seine Bedeutung in der Geschichte der deutschen poetischen Litteratur, speziell etwa seine Stellung unter den Vertretern der Sturm- und Drangperiode, oder unter den schwäbischen Dichtern vor und nach ihm ins Licht zu setzen. Es genügt in dieser Hinsicht, auf die vielerlei Handbücher der Litteraturgeschichte zu verweisen. Das Bemerkenswerteste aus seinem Leben ist bekannt und kurz gefaßt. Geboren am 26. März 1739 im Fränkischen, aber schon als Säugling in die urschwäbische Reichsstadt Aalen verpflanzt, war er durch Erziehung, Naturell und Lebensführung — Präzeptor in Geislingen, Organist in Ludwigsburg, Chronikschreiber in Augsburg und Ulm, Staatsgefangener in Hohenasperg, endlich herzoglich württembergischer Hof- und Theaterdichter in Stuttgart, wo er schon vier Jahre nach seiner Befreiung, kaum zweiundfünfzigjährig, starb — ganz und gar Schwabe. Und was seine Gedichte betrifft, so leben einzelne derselben, wie z. B. „Die Fürstengruft," „Gefangener Mann," „Heute scheid' ich," das unübertreffliche „Kaplied" u. a., noch immer unter uns fort.

Er soll vielmehr als Schulmeister, von welcher Seite er dem großen Publikum weniger bekannt ist, den Lesern dieses Blattes vorgeführt werden. Freilich muß sogleich hinzugefügt werden, als wunderliches Original von einem Schulmeister.

In gewissem Sinne war Schubart ein

---

*) Wir erinnern nur an das in mancher Hinsicht klassisch zu nennende Werk „Schubarts Leben in seinen Briefen, von Dr. Dav. Strauß, 1849", an „Chr. Fr. D. Schubart in seinem Leben und seinen Werken, von G. Hauff, 1885", abgesehen von zahlreichen Monographieen in verschiedenen Zeitschriften.

geborener Schulmeister, die Familie recht eigentlich eine Lehrersfamilie. Der Großvater des Dichters war Kantor und Schullehrer in Altdorf, der Vater zuerst Kantor und Präzeptor in Obersontheim, hernach Präzeptor und Musikdirektor in Aalen, „ein Mann gleich geschickt für die Orgel, den Schulkatheder und die Kanzel," ein Bruder Schubarts war gleichfalls Lehrer, ein Schwager, mit dem er zeitlebens im innigsten Verkehr stand, war der verdiente Rektor Böckh in Eßlingen, später in Nürnberg. So umgaben ihn von Kindheit auf und durch sein ganzes Leben hindurch die Einflüsse des praktischen Schulamtes. Dazu kam seine eigene Naturanlage. Einmal seine musikalische Begabung, die so außerordentlich war, daß er, der im vierten Jahre noch kaum sprechen, mit sieben Jahren nicht lesen konnte, mit acht Jahren bereits den Vater im Klavierspiel übertraf, im neunten Jahre kirchliche und weltliche Tonstücke komponierte, und daß wir es ihm wohl glauben dürfen, er wäre, wenn er diesem Naturhang ausschließlich gefolgt und eine dahin gerichtete Erziehung erhalten hätte, einer der bedeutendsten Tonmeister geworden. Riß er ja doch später durch sein Klavier- und Orgelspiel, insbesondere durch sein Phantasieren, die Hörer überall zu begeisterter Bewunderung hin, und für diejenigen seiner Gedichte, die im Volkston gehalten sind (diese gelangen ihm auch am besten), erfand er Melodieen, die zugleich mit den Worten Gestalt gewannen und zum Teil noch jetzt im Munde des Volkes fortleben.

Außer dieser speziellen Gabe fehlte es ihm aber auch sonst nicht an allgemeiner Befähigung zum Lehramt: seine lebhafte Phantasie, seine Fertigkeit, das, was er dachte und empfand, lebendig, klar und treffend wiederzugeben, seine Fähigkeit, durch sein übersprudelndes Wesen auch aus anderen Geistesfunken hervorzulocken, waren Eigenschaften, die ihn in hervorragender Weise zur Lehrthätigkeit befähigten. Auch hat er für die Bürde und Würde, für die Niedrigkeit und Hoheit des Lehrerstandes allezeit lebendiges Verständnis und gemütvolles Interesse gezeigt, wie z. B. mit köstlichem Humor in dem bekannten Provisorslied, dessen schalkhafte Komposition unwiderstehlich wirkt. Und eine bittere Ironie des Schicksals ist es, daß, wie wenigstens vermutet wird, zu seiner Gefangenschaft ein Spottvers mit Veranlassung gab, der ebenfalls auf die Schulmeisterei Bezug nimmt. Es ist der bekannte:

> Als Dionys
> Von Syrakus
> Aufhören muß,
> Tyrann zu sein,
> Da ward er ein Schulmeisterlein.

Die Anspielung auf Herzog Karl, der nach seiner ersten wilden Regierungszeit auf Bildungs- und Erziehungsprobleme sich warf und die „Karlsschule" gründete, war mit den Händen zu greifen.

Dem Gesagten mag noch hinzugefügt werden, daß Schubart in allen Perioden seines Lebens mit Privatunterricht sich abgab, besonders in der Musik und Litteratur. Kaum von der Universität (Erlangen) zurückgekehrt, war er als Hauslehrer in Königsbronn bei Aalen thätig, als Organist in Ludwigsburg hielt er Vorträge über Geschichte u. a., als Gefangener auf dem Asperg hatte er Zöglinge auf die Akademie vorzubereiten 2c., aber das Wichtigste für uns und was uns jetzt ausschließlich beschäftigen soll, ist, daß er sechs Jahre lang, 1764—1769, eigentlicher Schulmeister war, und zwar, obgleich mit dem Titel „Präzeptor," doch eigentlich nichts anderes als Schulmeisteradjunkt, der den lateinischen Titel nur hatte als akademisch gebildeter Mann und Theolog, und daneben allerdings die Verpflichtung, einzelne Schüler in den alten Sprachen zu unterrichten. Sonst war seine Aufgabe rein die eines Volksschullehrers und zwar unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen: nicht nur, daß er dem dienstuntüchtigen Schulmeister einen Abtrag von seiner ohnehin kargen Besoldung zu zahlen hatte, sondern dazu ein Schullokal, eng und „finster wie eine Wachtstube," eine übermäßige Stundenzahl und 120 Knaben, zum großen Teil aus den niedrigsten Ständen der Stadt Geislingen.

Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß es nicht gerade freie und nicht eigene Wahl war, was ihn bestimmte, die Stelle in dem Ulmischen Städtchen Geislingen anzunehmen. Er bat vielmehr damals den Diakonus Abele daselbst in einem ausführlichen Briefe, er möge seinem (Schubarts) Vater als Kollega auseinandersetzen, daß er die Stelle nur annehme, um seinen Eltern zu zeigen, daß es ihm Ernst damit sei, sich eine

Existenz zu gründen, und er fügt ausdrücklich bei, daß er sein ferneres Glück „niemalen in Schulmeistersgrenzen einzuschränken gedenke." Allein er war nun eben einmal, wollend oder unwollend, Schulmeister geworden, und wir haben nur zu untersuchen, wie er sich seiner Aufgabe entledigte. Daß er sich mit der einen Seite seines Amtes, als Organist und Rector musicus leicht zurechtfand, können wir ja bei seiner außerordentlichen musikalischen Befähigung wohl als ausgemacht betrachten. Die Anerkennung, das Aufsehen, das er in dieser Richtung erntete, trug ihm ja später den Ruf als Organist in der glänzenden Residenz Ludwigsburg ein.

Aber auch in der Schule ging es so übel nicht. Selbst jung, wußte er mit der Jugend wohl umzugehen, durch sein geniales Wesen sie anzuregen und aufzurütteln, durch seine unerschöpflichen originellen Einfälle zu fesseln und durch eine Fülle von Wissensstoff die Köpfe zu befruchten. Wenn nach Herbart „Langeweile der Tod des Unterrichts" ist, so dürfen wir überzeugt sein, daß die Geislinger Schule unter Schubart keine Mördergrube war. Was volkstümlich ist, das ist auch der Jugend gemäß, Volks- und Jugendschriften, das läuft ja auch heute noch durch- und nebeneinander her. Und Schubart war ein Natur- und Volksdichter und ein Volksschriftsteller in ausgezeichnetem Maße, wovon nicht nur seine Gedichte, sondern später insbesondere die Chronik ein glänzendes Zeugnis gaben.

Für seine pädagogische Befähigung kommt weiter in Betracht sein religiöses Bedürfnis, das einen Grundzug seines widerspruchsvollen Wesens bildete und bei allen Verirrungen und trotz seiner frivolen Anwandlungen und cynischen Witze, welche ihn in so viele verhängnisvolle Verwickelungen brachten, sich doch immer wieder geltend machte. Wie er im Wirtshause durch seinen Witz, seine prächtige Erzählungsgabe und durch sein erstaunliches Improvisationstalent die Gesellschaft sehr weltlich erheiterte, so wußte er anderseits durch den Vortrag der Klopstockschen Messiade die Hörer zu Thränenschauern hinzureißen, und seine geistlichen Lieder sind keineswegs nur das Erzeugnis der Reflexion, sondern der wirkliche Ausdruck seiner jeweiligen, freilich oft schnell ins Gegenteil überspringenden Seelenstimmung.

Was er in Geislingen zu lehren hatte, waren, außer den schon erwähnten alten Sprachen, Fächer, die ihm noch am ehesten zusagten. Für die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens war ein „Provisor" da. Schubart hatte deutsche Rechtschreibung, Geographie und Geschichte zu lehren. Von stufenmäßigem, lückenlosem Fortschreiten, von strenger Methode war dabei nicht die Rede, und mit einem „Normallehrplan" hätte man einem Schubart nicht kommen dürfen. Glücklicherweise hatte es mit solchen uniformierenden Regulativen damals noch gute Wege, denn „zu der Zeit war kein König in Israel, und jedermann thät was ihm recht deuchte."

Von seinem Geographie- und Geschichtsunterricht haben wir keine urkundlichen Zeugnisse mehr. Dagegen hat J. G. Fischer schon 1859 im „Morgenblatt" aus einer vollständig erhaltenen Sammlung geschriebener Diktathefte eines Schülers von Schubart eine Anzahl höchst merkwürdiger Diktate mitgeteilt, von denen unten einige Proben folgen werden. Es geht aus dieser Sammlung und aus den von Schubart selbst beigesetzten Korrekturen der Diktate deutlich hervor, daß eigentlicher Rechtschreibunterricht nicht als Selbstzweck, sondern nur als Nebensache betrieben wurde. Schubart hatte eine sehr schöne Handschrift und war, wie sein Vater, ein abgesagter Feind des Sprichworts docti male pingunt (Gelehrte schreiben schlecht), aber in der Rechtschreibung war er gleichgültig und unsicher, was ja auch von anderen Schriftstellern und selbst klassischen Dichtern jener Zeit gilt, und womit man es damals überhaupt nicht genau nahm. Vielmehr läßt sich aus jenen Heften deutlich erkennen, daß er das Diktat, das er offenbar als Hauptsache und mit Vorliebe betrieb, nicht nur als Anleitung zum Aufsatz behandelte, sondern überhaupt dazu benutzte, um den Schülern den reichsten und mannigfaltigsten Wissensstoff aus allen möglichen Wissensgebieten darzureichen und Geist und Gemüt vielseitig anzuregen. Er wird also wohl auch seinen Geographie- und Geschichtsunterricht großenteils darin untergebracht oder durch mündliche Ausführungen daran angehängt haben. Kunterbunt genug ist in diesen Diktaten alles durcheinander geworfen: Geistliches und Weltliches, Ernst und Scherz, politische Begebenheiten und örtliche Vorkommnisse, Briefe und Erzählungen, Prosa

und Vers. Und wenn je einmal der Anlauf zu einer wenigstens stofflich geordneten Methode genommen wird, so hält das nicht lange an, und es wirbelt bald wieder kaleidoskopartig vor unsern Augen. Außerdem greift Schubart vielfach in Gebiete, welche für das Alter und die Durchschnittsfähigkeit seiner Schüler offenbar zu hoch lagen und wobei nur die begabteren mitkommen konnten. Sichtlich kümmerte er sich — und das stempelt ihn allerdings zum Gegenteil eines Normalpädagogen — um die schwachen und unfähigen Schüler wenig; hierzu fehlte es ihm an Geduld und Ausdauer. Dafür hatten die aufgeweckten und gescheiten Knaben desto mehr Anregung und Bereicherung von ihm zu erfahren, und daß die anderen sich doch auch dabei unterhielten, dafür sorgte sein unversiegbarer Humor und sein oft sehr derber Witz. Einen gewissen Plan bei diesen Diktaten — um nun auf dieselben näher einzugehen — befolgte er wenigstens in einem Punkte: auf fast alle Fest- und Feiertage gab er ein religiöses Diktat, und zwar meist in dichterischer Form, welche, wie bemerkt, überhaupt in den Diktaten mit der prosaischen abwechselt. Es waren wohl meist Stegreifleistungen, wie schon daraus hervorgeht, daß die Korrekturen von seiner Hand das Gedicht oft vollständig umgestalteten. Von diesen religiösen Diktaten, in denen er biblische Stoffe, kirchliche Lehren, Ermahnungen zur Buße und Tugend ꝛc. behandelte, oft in leichtem Bänkelsängerton, oft in hoch geschraubtem Pathos, bisweilen aber in wirklich edler poetischer Form und voll wahrer religiöser Empfindung, sei nur eine Probe hier gegeben, und zwar abgekürzt.

Der neunzigste Psalm.

Hier steht mein Fels, hier will ich stehen,
Gott, meine Zuflucht und mein Lob!
Eh' noch mit ihrer Berge Höhen
Die Welt aus Wassern sich erhob,
Warst du, mein Herr und Gott, wie heut'
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Dir ist die Zeit von tausend Jahren
Und eine Stunde einerlei,
Und nur des Menschen Tage fahren
So rauschend wie ein Strom vorbei;
Sein Leben ist ein Morgentraum,
Ein Schatten nur, ein leichter Schaum.

Gott schaut mit Grimm in seinen Blicken
Auf unsre Sünderwelt herab.
Die Flammen deines Zornes schicken
Den Sünder in das frühe Grab.
Die Sünden stellest du ins Licht
Vor deinem flammenden Gesicht.

Vor deinem großen Zorne fahren
All unsre Tage schnell dahin.
Wir bringen Stunden, Tage, Jahren (sic!)
So leicht wie ein Geschwätz dahin.
Drum, Gott, entzünd' in uns die Buß',
Dieweil ein jeder sterben muß.

„Dieses, geliebtester Bruder, ist der geistliche Psalm, den ich Dir zu schicken versprochen habe. Ich mache manchmal selbst Verse, aber solche, daß die Hennen daran krepieren möchten. Lebe wohl, lieber Bruder, grüße mir Deinen Schlitten und komme bald zu
Deinem Freund N. N."

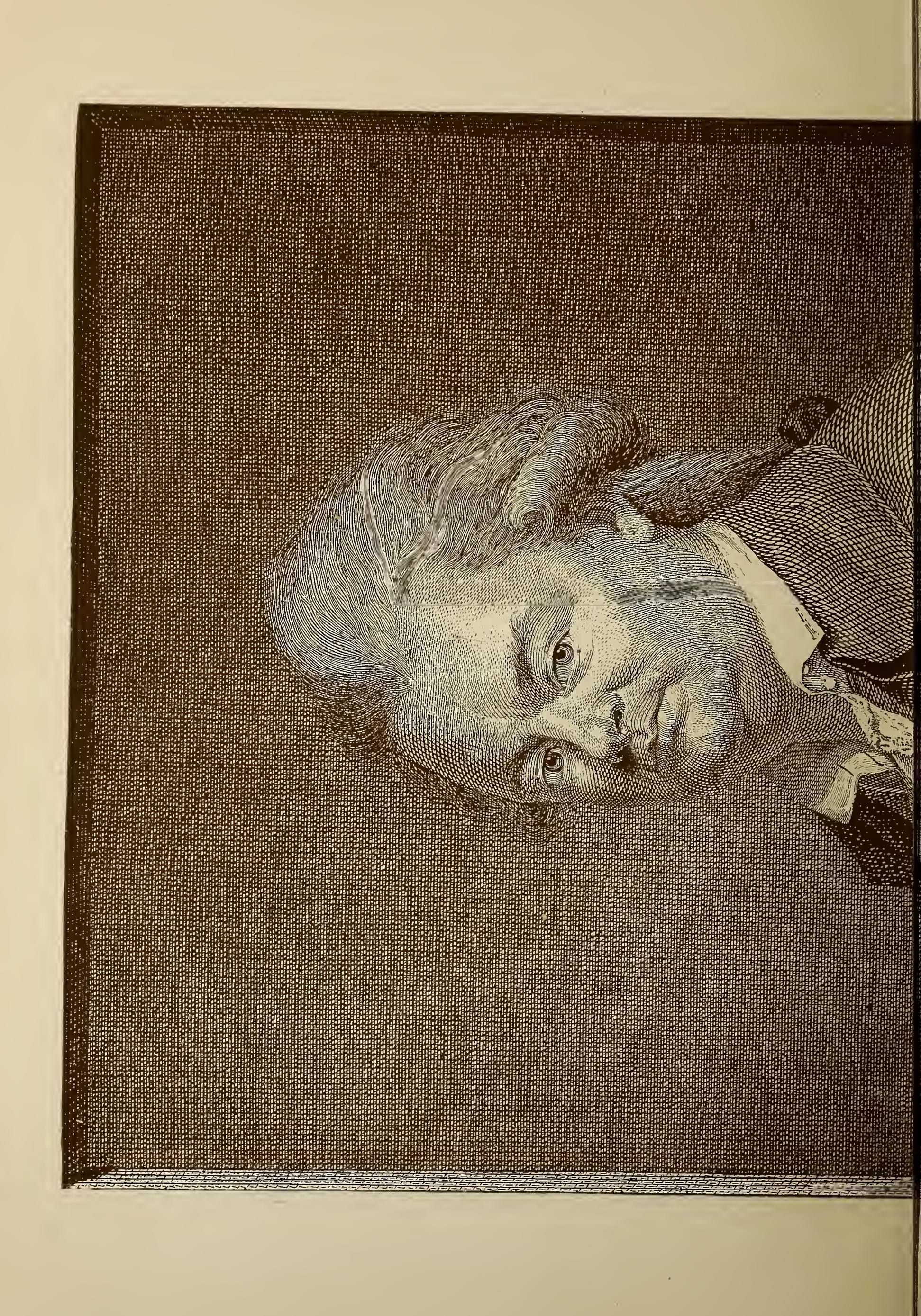
Solche Sprünge vom Pathos zur Posse kann Schubart auch in der Schule nicht lassen. Allzulange im religiösen Gefühl zu verharren, war ihm überhaupt unmöglich; es ist, als fühle er, daß ihn das nicht kleide, oder daß man es ihm nicht als ernstgemeint zutraue, und sofort kommt der alte Adam wieder zum Vorschein.

Planmäßig lehrhafter Art sind auch die folgenden Proben aus einzelnen Briefdiktaten, welche zugleich zeigen, daß Schubart, wenn er auch einen für die Schüler eigentlich zu hoch liegenden Stoff wählte, es doch verstand, ihn dem jugendlichen Fassungsvermögen anzupassen und das Bild durch starke Farben und einzelne kräftige Striche, vielleicht nicht vollkommen getreu, aber desto wirksamer zu machen. Er behandelte in fünf Briefen die vier Temperamente, zuerst in jedem Briefe ein Temperament einzeln in seiner Einseitigkeit, um dann im letzten Briefe zu zeigen, daß nur eine glückliche Mischung der Temperamente den harmonischen Menschen mache. Die Briefe, die sich durch zwei Wochen hindurchzogen, sind zu lang, als daß sie hier in ihrer ganzen Ausdehnung wiedergegeben werden könnten. Etwas abgekürzt, ohne an ihrer charakteristischen Färbung zu verlieren, lauten sie also:

Schreiben eines sanguinischen Knaben.

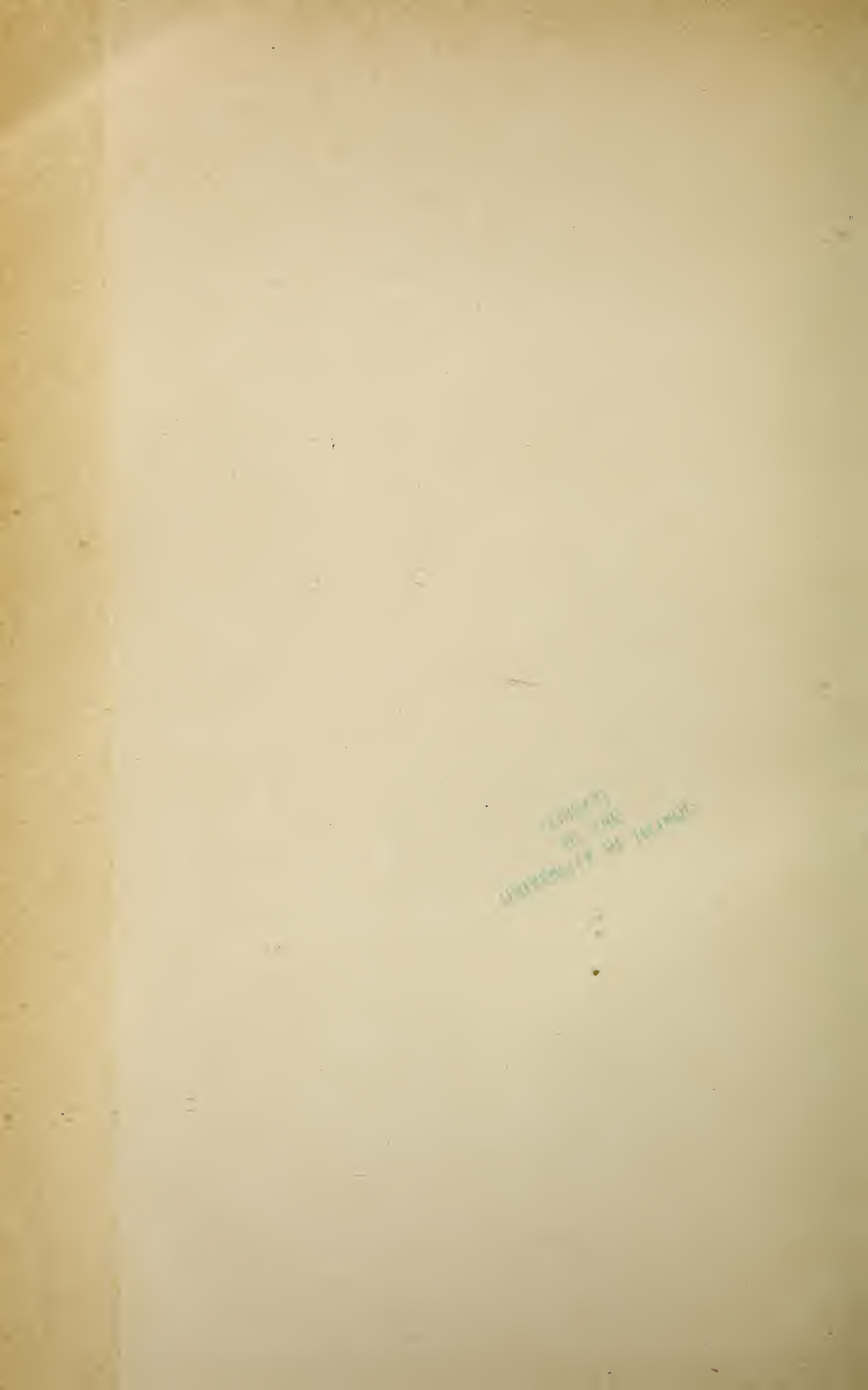
„Mein lieber, lustiger Vetter!

Was machst Du, mein Schatz? Springst Du noch wie ein Hirsch und hüpfest wie ein junger Bock? Was macht Dein Schlitten? Das ist doch ein vortreffliches Schlittenwetter. Es geht einen Berg hinunter, daß





Christian Friedrich Daniel Schubart, der Gefangene vom Hohenasperg.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von F. Oelenhainz.



kein Adler uns nachfliegen könnte... Es ist halt eine Freude, jung und froh zu seyn... Wenn nur unser alter Graubart nicht wäre, Du kennst ihn schon; und unsern Präzeptor, den ewigen Zuchthausmeister kann ich auch nicht leiden. Da soll man immer . . . sein Köpflein henken, immer Brief schreiben und die närrische Sportographie oder Dortographie treiben — Gehorsamer Diener, Herr Präzeptor, wollen Sie mich zu einer Nachteule machen? Ei, mein schöner Herr, sind Sie doch so gut und gucken Sie zum Fenster hinaus, wann ich heute mit meinem Schlitten an Ihrer Nase vorbeystechen werde — Hopsa, Brüderlein, lustig müssen Buben seyn. Was lernen! wir werden dennoch was wir werden sollen — man muß unserem Präzeptor etwas blasen ...

Hanßwurstburg d. 1. Aprill.

Dein lustiger Freund
Martin Hopsasa."

Schreiben eines cholerischen Knaben.

„Kamerad!

Du sagst immer, ich soll an Dich schreiben, aber meinst dann Du, ich habe sonst nichts zu thun als mit Dir umzugehen. Sey froh, daß Du diesen Brief kriegst und ein andermal kann der Herr warten, biß es mir einfält, einen Brief zu schreiben. Unter uns passiert eben nichts neues, auser daß ich fast alle Tage mit meinen liederlichen Kameraden Händel habe. ... Ich peitsche diese Lumpenkerls noch zusamen, daß sie durchsichtig werden möchten . . . Haasenseelen sind das, Tropffen sind das, alte ausgemergelte Spitalweiber sind das, die sich von einem jedweden Scherenschleiffer, der überzwerg daher kommt, coujonieren lassen. Wann ich nur ein Preusischer schwarzer Husar wäre, ich wollte mit meinem scharf geschliffenen Säbel mitten unter alle Hundsfötter hineinrennen und ihre Dummen Schedel wie Krautsköpffe, hinwegschlagen — Ha Courage muß man haben, sonst ist man aller Tropffen Bruder. — Ich arbeite jezo Tag und Nacht wie ein Pferd, damit ich einmal ein rechtschaffener Kerl werde. Aut Caesar, aut nihil. Entweder alles, oder nichts, entweder Burgermeister oder Amtsknecht. . . . Aber ich habe genug geschwäzt. Lebe wohl wenn Du kannst. Ich heiße

Husaarenburg d. 26. Jenner 1767.

Hanß Tollkopff."

Schreiben eines melancholischen Knaben.

„Mein theurester, mein liebster Freund.

Mitten in meiner Einsamkeit, in der ich wie eine Nachteule size und mich den schwarzen Grillen überlasse, vernehme ich die traurige Nachricht, daß Dich Gott mit einer schwehren Krankheit heimgesucht hat. Ach mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, wie viel tausend Thränen hab ich schon um Deinetwillen vergossen! so soll ich Dich verlieren? Nimmermehr Dein holdes Angesicht sehen? Nimmermehr vor Freuden an Deinem Halse weinen? Nimmermehr mit Dir durch Blumen gehen, am rieselnden Bach stehen bleiben, und gen Himmel hinauf sehen und Gott danken, daß Er uns beede erschaffen hat! O mein Bruder Jonathan, wie beugst Du mich, mein Bruder Jonathan wie beugst Du mich! — Vieleucht schon jezo bist Du gestorben. Ich sehe den Todesschweis auf Deiner Stirn, Dein gestandenes Auge, Deine eingefallenen und Todbleiche Wangen, Deine blauen Lippen, Dein zugespiztes Kinn, Dein versteltes Gesicht, Deine abgestorbene Hände, Deine verschrenkte Füße, dieser fürchterliche Anblick ist beständig vor meinen Augen. ... Ach ich wünsche mir nichts mehr in der Welt, als in der schröklichsten Wüste, wo ewig kein wanderer hinkommen wird, in der Höhle eines schröklichen Felsen, einer still rauschenden Quelle mein Leben zuzubringen. Mit Nägeln wolte ich die Wurzeln aus der Erde scharren und mich so lange damit nähren, biß der Tod mein schwindsüchtiges Gerüppe in das Grab werfen würde. Lebe wohl. Lebe ewig wohl, Bruder. Ich werde Dich nimmer sehen. Aber mein toder Staub soll sich noch nennen

Mitternacht
d. 28. Jenner 1767.

Deinen
getreuen Freund und Bruder
Franz Einsüdler."

Schreiben eines phlegmatischen Knaben.

„Hochgeehrtester Herr Vetter,

Sind Sie doch nicht böse, daß ich schon 3 viertel Jahr nicht an Sie geschrieben habe. Aber es hat warlich nicht seyn können; ich habe schon bald ein Jahr keine Feder mehr angeregt. Ich bekomme gleich das Kopfweh, wann ich mich so lange auf das Papier hin-

büken muß. Mein Vater und meine Mutter ist wohl auf. Ich muß alle Tage zweymal in die Schule gehen, welches mich entsezlich sauer ankommt. Dann denken Sie nur, Herr Vetter, Es sind 25 Schritt von meinem Hause in die Schule. Ich bin offt steinmüde biß ich hinkomme. In der Schule seze ich mich auf meinen Bank, rege keine Ader und schlafe allgemach ein. Mein Präceptor weckt mich wohl manchmal sehr unfreundlich auf: aber es thut nichts, ich schlafe gleich wieder. Ich weiß nicht recht, wie es kommt: sobald ich schwarz auf weiß seh, so bekomme ich den Schwindel, und wann ich bethen soll, so geht alles mit mir im Ring herum ... Ach wenn ich doch einmal, ein recht ruhiges Leben kriegte, als wie mein Vetter, der Franz Schmerbauch. Dieser sizt den ganzen Tag in einem Großvatter-Sessel und in einem alten pohlnischen Pelz hinter dem Ofen; raucht eine Pfeife Lauswenzel, trinkt des Morgens 16 Schaalen Cofee, ißt des Mittags 3 Pfund Ochsenfleisch, trinkt 2 Maaß Braunsbier Dazu, verrichtet sein Mittags-Schläflein biß Abends um 5 Uhr, nimmt noch ein Pfund Käß, 4 Maaß Braunsbier und anderthalb Schoppen Brantewein zu sich und läßt sich allgemach ins Bett führen. Er erzürnt sich nicht, er erfreut sich nicht, er lacht nicht, er weint nicht; sondern er bleibt in einer ewigen Ruhe. Ach wann mir doch Gott auch ein solches Leben gebe! Ich wollte lieber im Spittal in Ruhe, als in einem fürstlichen Pallast in Arbeit leben. Gott wird auch meine Wünsche erfüllen, denn ich bin so fromm wie ein Lamm. ... Gestern hat mir der junge Courage eine Maulschelle gegeben, aber ich habe ihm einen Halbbazen geschenkt, daß er mir nichts mehr thun soll ... Die Tischlade, der Ofen und mein Bett sind meine 3. liebste Stücke in der Welt! O mein Bett! Ja, ja — Herr Vetter — ach lieber Gott — Gutenacht Herr Vetter — O meine liebe Tischlad! o wie gut — Hutsch! Hutsch.

Faulberg d. 3. Febr. 1767.

Franz Schlafhaub."

Den fünften Brief mit der schon erwähnten Zusammenfassung und Ausgleichung können wir weglassen.*)

*) Derselbe findet sich wie die vorangegangenen vier Briefe vollständig in dem interessanten Aufsatz von A. Wohlwill, Archiv für Litteraturgeschichte von Schnorr von Carolsfeld, 1877.

Man wird sagen müssen, diese Art, die Lehre von den Temperamenten zu behandeln, war — die pädagogische Streitfrage über die Berechtigung der Karikatur in Bilderbüchern beiseite gelassen — jedenfalls ein Verfahren, bei welchem die Schüler, wenn sie schon einmal mit diesem Gegenstand der Psychologie bekannt gemacht werden sollten, mehr abbekamen, als durch eine noch so gründliche Abhandlung über die Temperamente. Die derbcharakteristischen Orts- und Personennamen, die belustigende Form, der treffende Ton, ja gerade die starken Übertreibungen in jedem dieser Briefe, das alles mußte doch jeden packen und elektrisieren, selbst wenn er der „Franz Schlafhaub" in der höchsten Potenz war.

Da die Diktate vorwiegend die Briefform hatten, so war es billig, daß der Lehrer auch eine Anleitung zum Briefschreiben gab, was selbst wieder in einem Briefe geschieht.

„Mein Sohn!

Weil Du so begierig bist, einen vernünftigen Brief schreiben zu lernen, so will ich Dir hiemit eine kurze Anleitung dazu geben. Ein Brief ist eine schriftliche Unterredung mit einer abwesenden Person. Ein Brief soll also natürlich, deutlich und schön abgefaßt seyn. Ehe man einen Brief schreibt, muß man sich vorher die Fragen beantworten: Wer bin ich? und wer ist der, an den ich schreibe? ... An einen Burgemeister in Amsterdam schreibt man freilich anders als an einen zu Bopfingen oder Isny, und ein Doktor auf Universitäten kann freilich mehr Respekt fordern als ein Theriakskrämer auf dem Lande. Man muß sich sorgfältig nach dem Inhalt seines Briefes richten. Ist die Materie traurig, so schreibe man traurig, ist sie freudig, so freue man sich mit, ist sie lustig, so scherze man. Ist die Materie trocken, so halte man die Leute nicht zu lange auf; ist sie aber verdrüßlich, so plumpe man nicht gleich zur Thüre hinein, wie ein Schulmeister, der einer schwerkranken Frau den tröstlichen Brief schrieb: ‚Liebe Frau! Der Donner hat Euren Mann und Euren einzigen Sohn unter einem Eichbaum verschlagen. Ich kann mein Seel nichts davor. Trinkt ein Gläschen Brantwein und tröstet Euch so gut Ihr könnt.'

Es folgen weiter Erklärungen über Empfehlungs-, Kondolenz-, Gratulations-

schreiben ꝛc.; Belehrung über richtige Anordnung, ‚damit man nicht das Hinterste vor dem Vordersten schreibe und also das Pferd beim Schwanz aufzäume.‘ Wer das Briefschreiben lernen will, der soll in der Orthographie vorzüglich geübt seyn, damit er nicht allen Verständigen, wie die meisten Handwerksleute, Gelächter, Ekel oder Verdruß erwecke . . . So wirst Du gewiß mit der Zeit einen so guten Brief schreiben lernen als irgend ein Schultheiß oder Anwalt im Ulmer Land. Liebe

Deinen aufrichtigen Lehrer
Christian Friedrich Daniel Schubart.“

Und nun mögen noch etliche höchst originelle Briefe folgen, welche in ihrer bunten Durcheinandermischung doch zeigen, um mit J. G. Fischer*) zu reden, wie „unerschöpflich Schubart war in Wahrnehmung dessen, was seine Schüler sanfter oder stärker aufwecken und schütteln sollte. In den verschiedensten Richtungen, außer der religiösen in politischer, geschichtlicher, bürgerlicher und beruflicher hat er sie durch seine Diktate unterwiesen und sittlich und intellektuell zu befestigen gesucht, und das mit einer Kraft und Keckheit der Sprache, wie man sie heutzutage schwerlich in einer Schule anwenden dürfte“ und — kann man hinzufügen — wie sie wohl auch vor hundert Jahren in keiner Schule gefunden worden sein mag.

Auf den Bettelbrief eines herabgekommenen Handwerkers läßt er den Pfarrer von Altenstadt (bei Ulm) antworten: „Ich habe Seinen Brief mit vieler Betrübniß durchgelesen. Wann ich im Stande wäre, Seinem Jammer abzuhelfen, so würde ich es mit Freuden thun; aber so hab ich als Dorfgeistlicher selber nicht viel zum Besten. Indessen folgt hier etwas Weniges, womit Er sich und Seinen Kindern etwas zu Gute thun kann. Nur bitte ich Ihn, mein Geschenk, wie Er sonst gewohnt ist, nicht wieder im Brantenwein zu versaufen. Dieses Lumpen- und Gantwasser sollte man überhaupt nicht leiden; es verderbt die Leute an Leib und Seel. Sonst kann ich Ihm auf Seinen Brief wenig Tröstliches zur Antwort geben. Er ist selber Schuld an Seinem Unglück . . . Der Segen Gottes wird nur durch Fleiß, Tugend und Gottesfurcht ins Haus gebracht, und nicht durch Fressen, Fluchen, Saufen und Spielen . . . Doch ich will keine Bußpredigt halten, sondern nur sagen, daß Ihr durch Euer unordentliches Leben das meiste zu den bösen Zeiten beitraget, worüber Ihr Euch jezo beschweret. Lebet wohl, betet und arbeitet, so wird der Segen Gottes wieder über Euer Haus kommen. Ich verbleibe ꝛc.“

Über Neujahrswünsche findet sich folgendes Diktat:

„Geislingen, d. 5. Jenner 1769.
Geliebter Freund!

Die Feiertage sind geendigt, das neue Jahr ist angetreten, und ich wünsche Dir allen Segen. Mehr mag ich Dir nicht wünschen, denn ich lache recht herzlich über die Eitelkeit aller Wünsche. Selten geht ein langer Wunsch von Herzen. Jakob Saufgurgel, ein flinker Mensch, dessen Gottheit eine Bouteille ist, wünscht seinem alten geizigen Vater, der ihm kein Geld zum Saufen geben will, ein langes Leben. Mags ihm wohl ernst sein? Hans Mehlsack lebt mit seinem Mitmeister in beständigem Brodneid und wünscht ihm doch zum neuen Jahr eine gesegnete Nahrung. Ist das nicht artig? . . . Ihr Menschen, redet doch deutsch, wie ihr denket, so werden wir übers Jahr statt eurem falschen Profit die erbaulichen und wahren Wünsche hören: ‚Hol Dich der Teufel, Herr Nachbar! — Brich den Hals, Herr Gevatter! — Marsch, altes Ripp, ich will ein junges Weib! — Vater, marschier, ich brauch Geld! — Sey doch so gut, lieber Bruder, werde dieses Jahr ein himmlischer Tambour, denn ich möchte gerne den Vater allein erben!‘

Das wären schröckliche Neujahrswünsche, und doch haben viele Leute auch dieses Jahr so gedacht. Ich bin aufrichtiger, Herr Bruder:

Gott gebe Dir, mein lieber Fritz,
In diesem Jahr mehr Mutterwitz,
Mehr Fleiß und mehr Geschicklichkeit,
Mehr Demuth und Bescheidenheit.
Sey reinlich und beschmiere nicht
Dein Buch, die Hände, das Gesicht.
Zieh artig Dich in Kleidern an,
Daß Dich ein jeder loben kann.
Gott gebe, daß niemalen Spreu
Und Sägmehl in dem Kopfe sey.
Er mache Dich in neuer Zeit

*) Staatsanz. für Württemberg (Besondere Beil. 1882, Nr. 16 u. 17). Die folgenden Briefe sind sämtlich den Mitteilungen J. G. Fischers im „Morgenblatt für gebildete Leser“, 1859, Nr. 3 u. 4, entnommen.

Recht klug, recht witzig und gescheit,
Daß man einst von Dir sagen kann:
Ey seht, das ist ein ganzer Mann!
Er schreibt, er denket, rechnet, liest,
Er ist ein Bürger und ein Christ.
Hört, wie der Mann so weislich spricht,
Er saufet, flucht und spielet nicht,
Wie Geislingen, die kleine Stadt,
Die viele solche — — —

Oha, Herr Bruder, man kann auch gar zu aufrichtig seyn, daß man einem vor lauter Aufrichtigkeit ein paar Rippen im Leib entzweischlagen könnte. Leb wohl, ich verbleibe

Dein guter Freund
Hans Schwäzdeutsch."

Den Geislingern teilt Schubart auch sonst gern Hiebe aus, z. B. in der Antwort auf einen gleichfalls vorher diktierten Brief von Ganslosen (dem schwäbischen Schilda).

„O einfältiger Hans Puff!

Meinst Du denn, ihr Gansloser seyet allein gescheit? Glaub mir, wir Geislinger jungen Herrn im Zwilchkittel wissen so wohl, wo Bartel den Most holt, als ihr. Da wär' ich ein Narr, wenn ich alle die Plackscheerereien, welche der Präcetter (Präzeptor) mir vorsagt, merken sollte. Meinetwegen mag Konstantinopel in Holland oder in der Schweiz liegen, meinetwegen mag man große oder kleine Buchstaben machen, ich scheer' mich kein Haar darum. Ein Y oder Tz mehr oder weniger, das macht's doch beim Henker auch nicht aus. Ob ich ein Komma oder Symplikolon mache, das ist mir alles einerlei. Unten ein Leberknöpflein und oben eine rote Metzgerswurst, das ist ein rechtes Ausrufungszeichen! Da hat doch der Magen auch etwas davon. Ich brauche Deine Gansloser Universität nicht; es gibt in Geislingen Gagah und Muh genug, die rindformiren können. In die Schul komm ich wenig. Im Herbst hat man wichtigere Dinge zu thun, als die Hosen auf den Schulbänken zu verficken. Bald muß man ins Obst — ein rechter guter Apfel ist auch ein rechtes Punktum — bald ins Kraut, bald muß man einen Bärentanz in der Krautkufe machen,*) bald muß man Laub für Gaisen und Böcke holen, und das sind doch, bei meiner Treu, wichtigere Dinge, als in der Schule hocken ... u. s. w."

Gegen Trägheit, Unreinlichkeit und andere **Untugenden der Schüler** ist folgendes Diktat gerichtet:

„Hier hat sich folgende Neuigkeit zugetragen. Ein Schäfer entdeckte auf dem Geiselstein ein Loch, und als er hineinstieg, so fand er eine eiserne Kiste, worinnen folgende Kostbarkeiten sich befanden:

1. Hundert geschnittene Federn, welche alles selbst schön und orthographisch schreiben können.
2. Eine Brille, durch welche der dummste Mensch alles lesen kann.
3. Ein pulverisirter guter Menschenverstand, den man wie Schnupftobak in das Hirn hinaufziehen kann.
4. Etliche Gläser Gedächtnißtropfen, womit sich Diejenigen, welche ihren Catechismum ꝛc. nicht auswendig lernen wollen, alle Morgen und Abend um die Schläfe schmieren müssen ...
8. Ein Hobel, womit man alle groben Flegel hobeln kann.
9. Ein Zauberspiegel, worinnen man alle Tagediebe, Fresser, Flucher, Unflätige und Dummköpfe erkennen kann ꝛc.

Diese und andere Raritäten sind allhier in Geislingen um billige Preise zu haben. In unserer Schule könnte man sie wohl brauchen ꝛc. ꝛc."

(Von Lichtenberg ist ein ähnlicher Scherz bekannt, der aber aus späterer Zeit stammt. Damals, im Jahre 1768, wußten die beiden überhaupt noch ganz unbekannten Männer noch nichts voneinander.)

Die **Gesangsleistungen** seiner Schüler nimmt der musikalische Schubart besonders aufs Korn:

„Meine Söhne! Die Zeit ist wieder da, daß ihr euch auf das Weihnachtgesang vorbereiten sollt. Zwar ist das Singen etwas Vortreffliches; aber wenn man euch hört, so möchte man die Ohren verstopfen. Eure Stimmen sind größtentheils rauh, verdorben und unharmonisch. Einige schreien, als wenn ihnen ein Messer im Halse stäke; einige wissen die Melodie nicht und singen also, was ihnen in den Mund kommt; einige steigen oder fallen mit ihrer Stimme und einige thun gar den Mund nicht auf. Ihr könnt euch also vorstellen, was euer Lehrer,

*) Es war früher ziemlich allgemeiner Brauch, das „Sauerkraut einzutreten," d. h. das frisch geschnittene Kraut mit bloßen Füßen festzustampfen, wozu man meist Knaben verwendete.

der die Musik kunstmäßig gelernt hat, leiden muß, wann er euer Zeter- und Mordiogeschrei anhören soll. Wirklich will ich mir wie die Kanoniere in einer Schlacht die Ohren mit Baumwolle verstopfen, damit ich nicht taub werde. Indessen singt, so gut ihr könnt. Leute, die ein so musikalisches Gehör haben, daß sie einen Esel lieber schreien hören als eine Nachtigall, werden es so genau nicht nehmen. Drum singt als wärt ihr toll,

Brüllt mir die Ohren voll,
Singt Lieder, frisch wie Tänze,
Und schnattert wie die Gänse.
Singt, wie die Nachtigall
In eines Müllers Stall . . .

Indessen lebet wohl und schmieret heute Mittag eure Hälse mit ein paar Dutzend Leberknöpflein, damit ihr rechte Triller schlagen könnt. Ich verbleibe mit kranken Ohren Euer getreuer Lehrer
Schubart."

Besonders derb lauten die zwei über Berufswahl diktierten Briefe, die wir hier noch folgen lassen wollen.

„Geislingen d. 28. Juni 1768.
Liebster Kamerad!

Du hast mich neulich gefragt, was ich zu werden wünsche, und ich weiß nicht, was ich Dir darauf antworten soll. Ein ganzer Kerl möcht ich endlich wohl werden; aber wie ist das anzufangen? Zu einem Kaufmann braucht man Geld, ein Wirth muß ein Wirthshaus und ein Müller eine Mühle haben. Aber dieß Alles fehlt mir. Tuchmacher und Zeugmacher gibt es genug; Weißgerber und Lohgerber stinken wie die Pest, Schuster und Schneider müssen verhungern, und Maurer, Zimmerleut und Schmiede müssen sich bei trockenem Brod zu Krüppeln arbeiten. Studiren mag ich gar nicht, denn zu einem Pfaffen bin ich zu weltlich. Wer wird auch alleweil beten? Zu einem Juristen bin ich zu ehrlich, dann Wittwen- und Waisenfluch drücken gar zu hart. Zu einem Doktor bin ich zu ekelhaft. Wer Teufels wird immer das Probierglas vor der Nase haben wollen? Ein Schulmeister? O behüt's Gott! lieber bei Wasser und Brod ins Zuchthaus, als sein Lebtag menschliche Säu hüten. In Krieg gieng ich wohl, wann Bratwurst Säbel und Leberknöpf Kugeln wären. — Ach so rathe mir doch, lieber Bruder, was ich werden soll. Weißt Du kein Handwerk, wo man nicht viel arbeiten und gut essen, viel trinken und lang schlafen darf? Ein Handwerk, wo man wochentlich sieben blaue Montag hat, ist doch das beste. Lebe wohl, ich verbleibe
Dein wahrer Freund
Hans Tagdieb."

An demselben Tage noch — die Daten in allen Diktaten, mit Ausnahme des oben mitgeteilten Sanguinikerbriefes, sind offenbar keine fingierten — wird die Antwort diktiert:

„Geislingen, d. 28. Juni 1768
Abends 6 Uhr.
Hochgeehrtester Herr Bruder Tagdieb!

Du bist mir ein gescheider Kauz. Solche Narren gäb' es noch mehr. Hast Du keine Seele? Weißt Du nicht, daß der Mensch zur Arbeit erschaffen ist? Ich glaube, man hat Dich aus einem Wolfsmagen verfertigt und Dir einen Ochsenkopf obendrauf gesetzt. Danke Gott, daß Du ein Bißchen Geld hast und sieh, daß Du noch mehr dazu kriegst. Dann leg die Hände in Schoß, friß, sauf, spiel, geh' spazieren, schlaf und ziehe Dir einen Ranzen wie ein Mastochs. Dann fahr zum Teufel und erspare den Engeln die Mühe, ein solches Rindvieh in Abrahams Schoß zu tragen. — Ich will arbeiten und selig sterben, dann ich heiße
Christian Weislich."

Es ließen sich noch viele Beispiele dieser Art, neben denen übrigens zum Teil sehr ernste, ja ergreifende Ermahnungen und Betrachtungen herlaufen, anreihen; doch mag es an dem Mitgeteilten genug sein und nur an einen Brief noch erinnert werden, der viel zu weitläufig ist, um hier abgedruckt zu werden, und an dem die Schüler wohl eine Woche lang mögen täglich geschrieben haben: Er enthält eine Geschichte von zwei Brüdern. Der eine fleißig, sparsam, fromm, ein Mustersohn, der andere leidenschaftlich, trotzig, leichtsinnig, aber im Herzen gut. Jener kommt vorwärts und sitzt in der Wolle daheim bei den Eltern, der andere führt als Student ein wildes, wüstes Leben, gerät in Schulden, verwickelt sich in Händel, muß fliehen, wird Soldat, kommt, in einer Schlacht schwer verwundet, ins Lazarett, wo nun die innere, gründliche Umwandlung sich vollzieht und er einen reuevollen Brief an seine Eltern schreibt. Der ältere Bruder aber unterschlägt den

Brief und weiß die Eltern immer mehr gegen den „ungeratenen" Sohn einzunehmen. Dieser, verzweiflungsvoll, aber doch nach dem Anblick der Eltern sich sehnend, verdingt sich als Bauernknecht in der Nähe, und es fügt sich, daß er unerkannt seinen Vater aus den Händen von Mördern befreit, als deren einer der ältere Sohn entlarvt wird, dem der Vater zu lange lebte u. s. w. Es ist hier, sei es auf Grund einer wirklichen Begebenheit (Schubart nennt Orts- und Personennamen) oder in freier Behandlung des Gleichnisses vom verlornen Sohn, die erste Bearbeitung jener Erzählung vorhanden, welche später, unter dem Titel „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" in Haugs „Schwäbischem Magazin" veröffentlicht, eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt hat, daß sie bekanntlich Schiller zu seinem Erstlingswerke, den „Räubern," Anregung und Stoff gegeben hat. Also auch den spannenden Roman verschmäht Schubart in seiner Schule nicht.

Aber nun nach all diesen Proben die Frage: können wir uns eine ersprießliche und nachhaltige Wirkung der Schubartschen Lehr- und Erziehungsweise denken? Wenn auch, wie oben schon bemerkt, Schubart ein Lehrtalent von hervorragender Bedeutung war, so dürfen wir doch auch andere Eigenschaften und Umstände nicht außer acht lassen, welche ihn zu einem Lehrer sehr wenig geeignet erscheinen ließen und seiner Thätigkeit hemmend und störend in den Weg traten. Einmal „litt er überhaupt, wie Lessing, an einer unüberwindlichen Amtsscheu" und konnte sich an keine bestimmte Zeit binden. Ganz seinem einmal erwählten Berufe zu leben, war ihm, abgesehen davon, daß er sich eigentlich für zu gut zur Schulmeisterei hielt, schon deshalb gegen den Mann, weil er eben in der Geislinger Zeit die Lücken seiner eigenen Kenntnisse, besonders durch fleißiges Studium der Alten, auszufüllen suchte, daneben auf Ossian und Shakespeare verfiel, die neuesten Erzeugnisse der Litteratur ohne Wahl begierig verschlang, in einer ausgebreiteten Korrespondenz sich über all diese Dinge aussprach und zu allem hin das Bedürfnis der Geselligkeit im Übermaß befriedigte. So kam es, daß er die Schule nicht zur bestimmten Stunde begann, ja sogar bisweilen einen oder mehrere Tage in der Umgegend umherstreifte und durch solche Ausschreitungen, wie durch seine niemand schonende Satire manchen Anstoß erregte, insbesondere aber zu seinen geistlichen Vorgesetzten in eine mißliche Stellung geriet.

Überhaupt läßt sich wohl denken, daß Schubart selber sich in Geislingen immer weniger behaglich fühlte und von Anfang an nicht in die engen, spießbürgerlichen Verhältnisse des Städtchens paßte. Außerdem war er durch seine Heirat zwar zu einer Frau von gutem und edlem Gemüt, die freilich, geistig ihm weit nicht ebenbürtig, seine genialen Ausschreitungen nur zu bewimmern, nicht einzudämmen verstand, aber er war mit der Frau auch zu einer Verwandtschaft gelangt, die rechtschaffen und gottesfürchtig, aber philisterhaft, engherzig und ungebildet, am allerwenigsten zu einem Verständnis für das Schubartsche Wesen befähigt war und nur für seine regellose Lebensweise ein richtendes Auge hatte, ohne den guten Seiten des Mannes gerecht zu werden.

So mußten die Widerwärtigkeiten und Zerwürfnisse, die sogar zu einer ungemein gehässigen Klagschrift des Schwiegervaters an den Ulmischen Obervogt in Geislingen gegen Schubart führten, lähmend und hemmend auch auf dessen Amtsthätigkeit wirken und ihm die Berufsfreudigkeit verkümmern, die ohnehin auf schwachen Füßen stand.

Und dennoch, trotz all dieser teils in ihm selbst liegenden, teils von außen auf ihn eindringenden, seinem Lehrgeschäft hinderlichen Umstände brachte seine Wirksamkeit in Geislingen schöne und nachhaltige Früchte und ließ in der Stadt ein Andenken zurück, das sich weit über das mitlebende Geschlecht fort erhielt und noch heute nicht erloschen ist.

Ja, indem wir uns daran erinnern, wie der patriotische Geist, der in Schubart besonders mächtig war, wie speziell die Begeisterung für Preußen, die von seiner Studienzeit her als lodernde Flamme durch sein ganzes Leben hindurchleuchtete, auch seine Thätigkeit als Lehrer durchdrang, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir den nationalen Geist, der in Geislingen vorzugsweise lebendig ist, wo dem König Wilhelm von Preußen bei seiner Durchreise vor dem Jahre 1870 zum erstenmal in deutschen Landen vorahnend der Ruf „Es lebe der deutsche Kaiser!" entgegenschallte, wenn wir diesen nationalen Sinn auch mit von Schubart

herzuleiten, ihm einiges Verdienst daran zuzuerkennen uns herausnehmen.

Was aber speziell den Eindruck betrifft, den er bei seinen Schülern hinterließ, die Wirkung, die er als Lehrer ausgeübt, so genüge, abgesehen von einem überaus günstigen Zeugnis, das ihm der Ulmer Magistrat bei seinem Abgang ausstellte, als vollgültiger Beweis ein ebenfalls von J. G. Fischer mitgeteilter Brief, welchen ein Schüler, eben jener, von dem die Diktathefte stammen, viele Jahre später, als Schubart bald nach seiner Befreiung einen Besuch in Geislingen gemacht hatte, an seinen ehemaligen Lehrer schrieb.

„Geislingen am 22. Oct. 1787.

Unvergeßlicher, theurer Lehrer!

Es ist mir schon viele Jahre her die Gelegenheit versagt gewesen, weder persönlich mit Ihnen zu sprechen, noch an Sie zu schreiben. Und da nun jetzt der für mich so glückliche Zeitpunkt da ist, solches zu thun, so erkühne ich mich, Sie hier mit gegenwärtigem Briefe zu belästigen. Er enthält zwar weiter nichts, als theils einen nochmaligen Dank gegen Sie zu äußern, den ich Ihnen für Ihre mir erwiesene Liebe schuldig bin, theils auch meinen Abschied von Ihnen zu nehmen, weil ich keine Hoffnung habe, Sie lange hier in Geislingen zu genießen. — Doch fällt mir der heutige Abschied lange nicht mehr so schwer, weil ich weiß, daß Sie jetzt glücklich sind und nicht mehr wie vorhin Ihre Tage eingeschlossen im Kerker verseufzen müssen. Ich habe während Ihrer ohnlängst verflossenen Drangsalsjahre manche Thränen im Stillen um Sie verweint, und ich bejammerte mich selbst oft als einen Verworfenen, weil Thränen und Seufzer um ihre Freiheit am Himmel gegen mich unerhört zu bleiben schienen. Aber wie glücklich wurde mir nicht der gestrige Abend, da ich meinen mir ewig theuren Schullehrer wiederum umarmen und Ihnen die Hände drücken kann! (Dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens.) Sie, lieber Herr Professor! haben in mir den Grund zur Tugend und Gottesfurcht gelegt und mich auf den Weg zu meinem ewigen Glücke geführt; ich habe Ihre Befehle befolgt und weiche nicht davon ab und habe frohe Hoffnung im Herzen auf die künftige Ewigkeit. — Nun, alle Liebe, alles Gute, das Sie an mir gethan haben, lohne Ihnen der Himmel! Mehr bin ich nicht vermögend, als Ihnen Gottes Lohn anzuwünschen, und ich weiß, daß ein gerechter Wunsch nicht leer zurückfällt. — Ich habe Sie zwar in meinem Herzen schon so oft glücklich gewünscht, ich thue es auch heute — ja, ich werde Sie noch an meinem Grabe segnen, und auch da soll es nicht das letztemal seyn. Ich werde, wenn uns die Ewigkeit einmal wieder vereinigt, Ihnen noch vor Gott und seinem Sohn danken und mein Bekenntnis ablegen, was Schubart an mir gethan. — Nun leben Sie sammt Ihrer lieben und theuren Familie gesund und glücklich! — Denken Sie zuweilen noch an einen geringen Freund Fischer! — Denken Sie aber nicht in dem Betracht an mich, daß ich Sie in meinem jugendlichen Leichtsinn so oft beleidigt. (Ich weiß, Sie verzeihen ja gerne.) Sondern denken Sie etwann so an mich, daß ich Sie wie mein Leben geliebt und bis an mein Lebensende lieben werde.

Ich bleibe indessen mit warmer Liebe

Ihr

ewig verpflichteter

Joseph Fischer."

Wir denken, wer als Lehrer nach Jahrzehnten einen solchen Brief von einem ehemaligen Schüler erhielt, der kann nicht umsonst auf dem Katheder gesessen haben, und von dem können wir nicht sagen, daß er ohne Segensspuren zurückzulassen im Schulamt gewirkt habe. Es ist freilich eine grausame Ironie des Schicksals, daß der Mann, der auf so originelle Weise in der Pädagogik sich versuchte, später selbst ein Gegenstand der Pädagogik werden sollte, an dem sich fürstliche Laune und Zucht zu versuchen beliebte. Aber wenn wir bisher wohl gewohnt waren, ihm nur in letztgenannter Beziehung unser Interesse und Mitgefühl zuzuwenden, so soll doch auch der Präzeptor von Geislingen von uns nicht gänzlich vergessen sein.

Don Ramiro.

Seebild von Reinhold Werner.

Es war eine herrliche laue Tropennacht. Kein Wölkchen trübte den stahlblauen Himmel, unbewegt lag die mattschimmernde Meeresfläche, und in ihr spiegelten sich die größeren Sterne, während das Licht der kleineren neben dem des Mondes verblaßte, der vom Horizonte bis zu unserm Schiffe einen breiten goldenen Weg auf das Wasser zeichnete. Wir hatten unsere sämtlichen Segel gesetzt, um jedes Lüftchen aufzufangen, aber vergebens, und wir blieben auf demselben Punkte. Ein von der Küste kommender Hauch, der sich am genäßten Finger kaum fühlbar machte, war nicht kräftig genug, um jene zu schwellen oder das Schiff einen Schritt vorwärts zu treiben. Er trug nur den würzigen Duft zu uns herüber, den Tausende von Blumen und Blüten nach dem Schwinden der Sonne in die Atmosphäre ausgeströmt, und dessen kostbares Aroma ich mit voller Brust einatmete.

Vom Ufer her schlug leises Rauschen der aufrollenden Wellen an mein Ohr, sonst herrschte überall tiefes, feierliches Schweigen, und es schien, als ob man auch am Bord sich scheute, dasselbe zu unterbrechen. Ein Teil der Wachmannschaft lag ruhend auf dem Deck, wenige andere unterhielten sich, aber nur im Flüsterton. Der Ausguckposten vorn auf der Back lehnte über der Verschanzung und schaute traumverloren in die Nacht hinaus, die bei der herrschenden Windstille keine Gefahren barg, deren Nahen Aufmerksamkeit von ihm verlangt hätte. Nicht einmal das Knarren des Steuerrades ließ sich bei der Unbeweglichkeit des Schiffes vernehmen, und man hörte nur den gleichmäßigen Schritt des wachhabenden Offiziers auf dem Hinterdeck, der wie der Takt zu dem eintönigen Rauschen der Wogen dort drüben am Strande erklang.

Wir befanden uns auf dem Wege nach Cuba in der engen Durchfahrt zwischen den Inseln Montserrat und Guadeloupe der kleinen Antillen und kaum eine Meile von letzterer entfernt. Die silbernen Strahlen des Mondes spielten auf dem hellen Seestrande, auf den Schieferdächern der Häuser und den weißen Mauern der kleinen Hauptstadt der Insel, während im Hintergrunde die Umrisse des Guadeloupe durchziehenden Gebirgsrückens sich scharf gegen den Himmel abzeichneten und aus dem Krater ihres höchsten Gipfels, der Souffrière, dunkle Rauchsäulen emporwirbelten, welche dann und wann ein Feuerschein umränderte, der aus dem Innern des stets grollenden Vulkans emporzüngelte.

Ich war zum erstenmal in tropischen Gegenden; der eigenartige Reiz der nächtlichen Szene fesselte mich mit aller Macht, und mit regstem Interesse betrachtete ich durch das Fernrohr lange die im Mondlichte wechselnden Bilder, denen das Halbdunkel etwas Geheimnisvolles und Phantastisches verlieh.

„Darf ich einen Augenblick um Ihr Glas bitten?“ unterbrach meine Beobachtungen die Stimme des Kapitäns, der lesend in der Kajütte gesessen und herangetreten war, ohne daß ich sein Kommen bemerkte.

„Gern,“ erwiderte ich, das Fernrohr dem alten Manne reichend, der mir stets sehr wohlwollend gesonnen war, und der so manches Jahr in den westindischen Gewässern durchlebt hatte.

Er suchte eine kurze Zeit am Strande und hielt dann längere Zeit das Glas auf einen bestimmten Punkt gerichtet.

„Ja, ja,“ sagte er, mir dasselbe zurückgebend; „er steht noch immer da, wie ich ihn schon so lange Jahre sah — armer Kerl!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Was meinen Sie, Kapitän?“ fragte ich in lebhafter Neugier und schaute mit dem Fernrohr nach derselben Richtung. Dort, etwas nördlich von der Stadt, unweit des sie beherrschenden Forts, traf mein Auge auf einen Gegenstand, der sich wie ein dunkles Nachtgespenst von dem weißen Strande abhob, nud bei dem unvermuteten Anblick durchzitterte unwillkürlich ein Schauder meinen Körper.

„Was für einen Zusammenhang hat es damit? Sie kennen ihn, das entnahm ich vorhin Ihren Worten; oh, Sie müssen mir das erzählen, Kapitän,“ bat ich dringend, und dieser willfahrte auch bald meinem Wunsche.

„Es ist eine traurige Geschichte,“ begann er, „und ich war dabei, ja leider gewisser-

maßen beteiligt, als sie sich vor einigen vierzig Jahren abspielte, denn so lange ist es wohl her, und ich war damals ein junger Mensch in Ihrem Alter und auch zum erstenmal in dieser Gegend. Wir passierten hier in der schlechten Jahreszeit und mußten dem Sturm und der See jeden Schritt abkämpfen. Als wir abends durch diese Enge kamen, wehte es hart aus Nordwest und dort drüben der Vulkan spie helle Flammen, wie er es oft bei Unwetter thut. Aus Besorgnis, durch die Strömung auf die Untiefen versetzt zu werden, mußten wir unter Preß von Segeln kreuzen, obwohl die Masten die viele Leinwand kaum zu tragen vermochten und unter ihrem Drucke stöhnten und sich krümmten wie Fiedelbogen.

Schwarze Wolken hingen drohend vom Himmel herunter; es herrschte tiefe Nacht, man konnte keine zehn Schritte weit sehen, und nur das Meer schimmerte in grünlichem Scheine, wenn die Wellen überbrachen und der Sturm ihren Gischt durch die Lüfte und über unser Schiff jagte.

Wir waren gerade dabei, einige Segel zu bergen, da der Wind in den Böen wuchs, als plötzlich der Angstruf des Ausgucks vorn erschallte: ‚Ruder in Lee! Segler recht voraus!‘

Kaum aber waren die Worte aus seinem Munde verhallt, und ehe noch eine Speiche des Ruders gedreht werden konnte, da war auch schon das Unglück geschehen. Mit donnerndem Krachen stießen die Fahrzeuge aufeinander; unser Bugspriet brach wie Glas, ebenso unser gesamtes Oberwerk vorn, aber den Fremden, den wir quer und mittschiffs getroffen, ereilte ein furchtbares Schicksal. Wir waren bedeutend größer als er, wir hatten ihn gerade durchgeschnitten, und seine beiden Hälften verschwanden sinkend in der Tiefe.

Einen Augenblick standen wir wie starr; das Unheil war so plötzlich über uns gekommen. Dann aber ertönte das Kommando unsers Kapitäns, die Segel zu bergen, und es war, als ob damit doppelte Kräfte in unsere Glieder zurückströmten. Blitzschnell flogen die Untersegel und der Besan zusammengeschnürt unter Raaen und Gaffel, und das Schiff wurde vor den Wind gebracht, um wieder an den Ort des Zusammenstoßes zu gelangen.

Als wir denselben erreicht zu haben glaubten, warfen wir alle möglichen schwimmfähigen Gegenstände über Bord, um etwaigen Überlebenden Gelegenheit zur Rettung zu geben, und machten die Boote zum Gebrauche fertig. In den Böen wehte es schwer, und es stand eine himmelhohe See, so daß ein leichtes Boot kaum in ihr leben konnte, aber wer denkt in solchen Augenblicken daran? Nicht einmal der Kapitän that es, geschweige denn wir übrigen. Auf uns allen lastete es wie ein schwerer Alp, daß wir das Unglück verschuldet hatten, und nun drängte es uns mit Gewalt, dasselbe wieder gut zu machen, soweit dies überhaupt möglich war.

Wir legten das Schiff bei und lauschten gespannt in die Nacht hinaus. Bisweilen glaubten wir menschliche Laute zu vernehmen, aber es war nur das Heulen des Sturmes oder das dumpfe Brausen einer in der Ferne überbrechenden See.

‚Dort höre ich einen Schrei — diesmal irre ich mich nicht!‘ rief jetzt der Steuermann erregt, und es war wirklich so. Wir alle hatten ihn vernommen, klar und deutlich klang er zu uns herüber. Der Wind war einen Augenblick eingelullt und eine Täuschung nicht möglich — es konnte nur ein Hilferuf gewesen sein, dort rang ein Mensch mit dem Tode.

‚Das Boot hinunter, schnell, Jungens,‘ befahl der Kapitän. Wir sprangen hinein, und trotz der heftigen Bewegungen des Schiffes in der aufgeregten See gelang es, ersteres ungefährdet zu Wasser zu bringen. Solange wir uns in Lee unserer Brigg und im Schutze von deren Rumpf befanden, ging auch alles gut. Wir legten uns mit Kraft hinter die Riemen und schossen schnell vorwärts, doch dann kam eine schwere See angerollt. Sie wirbelte uns hoch in die Luft, um uns im nächsten Augenblick wieder tief in das Wellenthal hinabzuwerfen, während ihr Kamm ringsum schäumte und zischte, gierig über unsern niedrigen Dullbord leckte und das Boot zu füllen drohte.

Wieder und wieder schleuderte uns die See wie einen Federball umher; die Umrisse unsers Schiffes verschwanden in der Dunkelheit, und nur das im Sturm flackernde Licht seiner Laterne gab uns einen schwachen Anhalt für die von uns einzuhaltende Richtung. Überall umfing uns tiefe Nacht und drohte uns grause Gefahr, aber niemand achtete

ihrer, denn wiederum schlug jetzt jener Hilferuf an unser Ohr, diesmal ganz nahe, aber schwächer, gurgelnd, wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden.

‚Holt aus, Jungens, was ihr könnt,‘ ermunterte uns der Steuermann, ‚dort auf dem schimmernden Kamm der See scheint mir etwas Dunkles zu treiben — wir sind ganz nahe dabei.‘

Wir gaben unsere letzte Kraft aus, die eschenen Riemen bogen sich wie Halme und das Boot schnitt pfeilschnell durch die schäumende Flut, die ihren Gischt wie glühenden Regen über uns sprühte. Jetzt waren wir in unmittelbarer Nähe des Gegenstandes und hielten inne mit Rudern, während das Boot noch eine Strecke vorausschoß. Er trieb an meinem Platze vorbei; ich ließ meinen Riemen beiklappen und griff nach ihm. Mein Herz pochte laut vor Freude, ich hatte einen Menschen erfaßt, der krampfhaft ein Brett umklammert hielt, und mit vereinten Kräften gelang es uns bald, ihn in das Boot zu ziehen.

Er lebte, aber die Besinnung war ihm geschwunden. Um ihn zu retten, bedurfte es schleuniger ärztlicher Hilfe, doch woher sie nehmen? Jetzt erst kamen wir zum Bewußtsein unserer eigenen bedrohten Lage, die wir bis dahin gar nicht erkannt hatten. Wir waren Tausende von Schritten von unserm Schiffe entfernt und in Lee von ihm; von seiner Laterne sahen wir nur noch dann und wann einen schwachen Schimmer. Bis dahin gegen die schwere See und den Sturm anzurudern, war ein Ding der Unmöglichkeit — wir wären unbedingt vollgeschlagen und gesunken.

Es wehte stellenweise noch härter als zuvor, und unsere einzige Rettung lag in der Hoffnung, das Land und eine seiner kleinen Buchten zu erreichen, in der wir Schutz finden konnten — an der offenen Küste, auf welche hin der Wind stand, wären wir unfehlbar von der Brandung zerschmettert worden.

Aber das Wagnis, so gefährlich es schien, mußte unternommen werden, und mit rasender Schnelligkeit flogen wir dahin vor der See, jeden Augenblick gewärtig, daß eine Welle uns quer werfen und das Boot kentern werde, um uns mit ihm in der dunklen Tiefe zu begraben. Aber eine schützende Hand bewahrte uns; unschädlich rollten die mit donnerndem Brausen überbrechenden Sturzseen unter uns fort, höher und höher sahen wir die Küste vor unsern Augen aus dem Dunkel emporwachsen, verheißungsvoll blitzten Lichter am Lande auf, als wollten sie uns den richtigen Weg zeigen. Dann kamen wir aber in die Brandung, und unser Atem stockte. Ringsum schäumte und kochte und brodelte es wie in einem Höllenkessel; unwillkürlich schlossen wir die Augen, weil wir unsere letzte Stunde gekommen glaubten — doch wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Eine sich vorstreckende Landzunge brach plötzlich den gewaltigen Anprall der Wogen; eine ruhige Bucht mit stillem Wasser hatte uns aufgenommen, und nach wenigen Minuten glitt das Boot sanft auf den weichen Sandstrand — wir waren gerettet.

Kaum hundert Schritte vom Ufer entfernt stand ein Gebäude. Wir trugen den noch immer besinnungslosen Fremden hinauf und baten um Hilfe. Es war ein dem Gouverneur gehöriges Landhaus. Er selbst war nicht anwesend, aber die Dienerschaft gewährte das Erbetene bereitwillig. Wir wurden aufs gastfreundlichste aufgenommen; man räumte dem Kranken ein Zimmer ein und sandte nach einem Arzte. Seine Verordnungen brachten den Verunglückten bald wieder zu sich; seine Verletzungen, ein Schlag gegen den Kopf, seien keine schweren, erklärte der Doktor, und er bedürfe nur einer kurzen sorgsamen Pflege, um völlig zu genesen.

Ich erbot mich freiwillig dazu. Ein gewisses Etwas zog mich zu dem Kranken; ich hatte ihn zuerst im Wasser ergriffen, und es war mir, als ob ich dadurch besonderen Teil an ihm hätte.

Während der Nacht lag er ziemlich ruhig, aber meistens mit offenen Augen. An einer goldenen Kette trug er ein Medaillon mit einem Kreuze darunter. Bisweilen erhob er das erstere, um es lange zu betrachten und dann inbrünstig zu küssen. Einige Male auch faltete er die Hände über dem Kreuz und bewegte leise die Lippen, als ob er betete. In dem Medaillon sah ich das Bild eines schönen jungen Mädchens, und auch der Kranke war ein Mann von seltener Schönheit, in der Blüte seiner Jahre und von vornehmer Erscheinung. Seine Gesichtszüge verrieten unverkennbar den Spa=

nier, aber während der ganzen Nacht blieb er schweigsam, und ich selbst hielt mich ebenfalls zurück, umsomehr, als ich nicht spanisch verstand. Wenn ich ihm kühlende Umschläge auf den Kopf legte, warf er mir jedoch einen freundlich dankenden Blick zu, wenngleich sich danach wieder tiefe Schwermut über sein Angesicht lagerte, als ob ein Druck auf seiner Seele lastete.

Gegen Morgen schlummerte er ein, und auch mich überwältigte die Müdigkeit. Das Rasseln eines Wagens vor dem Hause weckte mich, als die Sonne schon ziemlich hoch stand; er brachte den Gouverneur von seinem Ausfluge zurück. Der Sturm hatte nachgelassen, schönes Wetter war zurückgekehrt, und ich sah unser Schiff in der Bucht vor Anker liegen. Da der Kranke noch schlief, ging ich hinaus, um Näheres zu erfahren. Man hatte an Bord große Sorge um uns gehabt und uns verloren geglaubt, bis man in der Frühe beim Kreuzen nahe der Küste unser Boot entdeckte und die Mannschaft wohlbehalten am Strande stehen sah. Der Kapitän wollte einige Tage vor Anker bleiben, um die erlittene Havarie auszubessern, und auf meine Bitte erhielt ich die Erlaubnis, den Verunglückten weiterzupflegen.

Als ich wieder das Zimmer betrat, schien in seinem Befinden eine bedeutende Besserung eingetreten zu sein. Er war wach, wandte sich lebhaft zu mir und redete mich spanisch an, um, als er sah, daß ich die Sprache nicht verstand, mich englisch zu fragen, wie er hierher gekommen sei. Ich gab ihm Auskunft über die Ereignisse der letzten Nacht. Als ich ihm mitteilte, daß wir uns im Hause des Gouverneurs befänden und dieser soeben eingetroffen sei, deckte plötzlich Totenblässe sein Gesicht. Er erfaßte das Medaillon, preßte es an seine Brust, murmelte einige für mich unverständliche Worte und sank wie vernichtet in die Kissen zurück. Ich erschrak, glaubte an einen Rückfall und schickte mich an, ihm neue Umschläge zu machen, als er sich hastig wieder aufrichtete und meine Hand ergriff.

‚Wohin ist Ihr Schiff bestimmt?‘ fragte er unvermittelt und aufgeregt, indem seine dunklen Augen in unheimlichem Feuer loderten.

‚Wir gehen zuerst nach Jamaika und von dort über Dominika zurück nach Europa,‘ erwiderte ich, während er bei dem Worte ‚Dominika‘ lebhaft, aber, wie es mir schien, freudig zusammenzuckte.

‚Sie haben mich aus dem Wasser gerettet und mich, einen Ihnen gänzlich Unbekannten, wie einen Bruder gepflegt. Sie müssen ein guter Mensch sein,‘ sagte er dann in feierlichem Tone, indem er meine Hand preßte— ‚wollen Sie auch die letzte Bitte eines Sterbenden erfüllen?‘

‚Wie kommen Sie dazu, ans Sterben zu denken?‘ fragte ich auf das höchste erstaunt. ‚Sie sind ja auf dem Wege, in kurzer Zeit wieder völlig gesund zu sein.‘

‚Meine Tage sind gezählt,‘ entgegnete er, den Kopf schüttelnd und mit demselben feierlichen Ernst; ‚ich habe Vertrauen zu Ihnen und wiederhole noch einmal: wollen Sie meine Bitte erfüllen und dadurch einem Unglücklichen in seiner Sterbestunde einen letzten Trost gewähren?‘

Ich fühlte mich seltsam durch seine Worte und sein Wesen bewegt, aber antwortete ohne Zögern: ‚Ich will es gern thun.‘

‚Dank, Dank!‘ tönte es von seinen Lippen, ‚der liebe Gott segne Sie dafür. Wenn Sie nach Dominika kommen . . .‘

In diesem Augenblicke wurde er durch das Öffnen der Thür unterbrochen. In Begleitung des Arztes trat der Gouverneur in das Zimmer, um selbst nach seinem Gaste zu sehen. Kaum hatte er jedoch einen Blick auf letzteren geworfen, als er förmlich zurückprallte und in höchster Erregung ausrief: ‚Was erblicke ich, Don Ramiro hier in meinem Hause?‘

‚Sie haben recht, Señor, ich bin es, und Sie mögen wohl über diese Fügung erstaunt sein,‘ sagte der Angeredete resigniert. ‚Sie dürfen jedoch diesmal ruhig sein, ich werde nicht wieder entfliehen. Mein Geschick hat sich erfüllt; heute Nacht habe ich meinen Frieden mit Gott geschlossen und bin bereit, vor ihn zu treten.‘

Der Gouverneur erwiderte nichts, aber er rief einige Worte durch die Thür, und kurz darauf betraten zwei Soldaten das Zimmer. Für mich war der ganze Vorfall unverständlich, aber ich fühlte mich eigentümlich beklommen und schlich hinaus.

Kurze Zeit darauf sollte ich leider eine Aufklärung erhalten, die mein banges Empfinden rechtfertigte: Ramiro wurde gefesselt an mir vorüber in das Gefängnis geführt.

Bleich, aber gefaßt und in aufrechter Haltung schritt er zwischen den Soldaten dahin, und als er an mir vorbeipassierte, warf er mir einen traurig schmerzlichen Blick zu.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von Ramiros Gefangennehmung durch die Stadt verbreitet. Alt und jung strömte zusammen, um den gefürchteten Seeräuber zu sehen, der jahrelang die westindischen Gewässer unsicher gemacht hatte, von dem sich das Volk grausige Geschichten erzählte, der bereits zweimal auf der Insel gefangen gewesen und ebenso oft auf unbegreifliche Weise entflohen war.

Was für ein merkwürdiges Ding ist doch ein Menschenherz! Ich erschrak zwar auf das heftigste, als ich diese unerwartete, schreckliche Kunde erhielt, aber anstatt Abscheu vor dem Räuber und wahrscheinlich auch Mörder zu empfinden, fühlte ich nur tiefes Mitleid mit ihm. Ja, es stieg wie ein Vorwurf in mir auf, als ob ich an seinem Unglücke gewissermaßen mit eine Schuld trüge. Hatten wir darum unter so großer eigener Lebensgefahr mit Sturm und See gekämpft und den Unglücklichen dem Wellengrabe abgerungen, um ihn einem schimpflichen Tode durch den Strang zu überliefern?

Der Gouverneur traf seine Anstalten, um Ramiro nicht zum drittenmal entschlüpfen zu lassen. Bereits am selben Nachmittage erhob sich jener Galgen dort, um den schon längst zum Tode Verurteilten am nächsten Morgen zu richten.

Am Abend erschien bei uns an Bord ein Gefängnisbeamter, um mich zu dem Spanier zu geleiten. Dieser hatte sich die Erlaubnis dazu als letzte Gunst erbeten, und der Gouverneur sie ihm gewährt. Ich traf den Armen gefesselt und auf das schärfste bewacht, um ein Entrinnen unmöglich zu machen, aber man ließ uns doch eine kurze Zeit allein.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte er, „und Mitleid mit einem Manne haben, der morgen mit Recht durch Henkershand sein Leben verlieren wird. Sie haben versprochen, meine letzte Bitte zu erfüllen, und ich zweifle nicht, daß Sie es thun werden. Wenn Sie nach Dominika kommen, suchen Sie das Haus des Don Ricardo auf, den jedermann dort kennt, und übergeben Sie jenes Medaillon an dessen Tochter Maria. Sagen Sie ihr, es sei mein Vermächtnis, und," fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „sie möge für mich beten. Mein Name ist aber nicht Ramiro," flüsterte er dann, „ich heiße Manuel Gonzalez. Niemand weiß hier davon, und auch Sie müssen mir versprechen, ihn hier gegen jedermann zu verschweigen, damit die Schande von meiner Familie fernbleibt. In Dominika wird er Ihnen jedoch den Zutritt zu Don Ricardos Hause und zu Maria schaffen. Sie werden dort auch wohl näheres über meine früheren Schicksale erfahren und mich vielleicht bemitleiden. Sagen Sie Maria, ich sei vom gelben Fieber dahingerafft, die Wahrheit würde die Ärmste töten. Und nun leben Sie wohl," schloß er, da in diesem Augenblicke der Gefangenwärter in Begleitung eines Priesters die Zelle betrat, „und nehmen Sie nochmals den innigsten Dank eines Unglücklichen."

Der Priester händigte mir auf des Gefangenen Wunsch das Medaillon ein. Auf das tiefste erschüttert, verließ ich den Kerker, und in der Nacht floh mich der Schlaf.

Am anderen Morgen verkündete ein Kanonenschuß, daß menschliche Gerechtigkeit Sühne gefordert und gefunden hatte, und eine sündige Seele vor ihrem höchsten Richter stand. Als das Leben entflohen war, hängte man den Leichnam des Gerichteten in Ketten auf.

Zwei Tage darauf gingen wir mit unserm Schiffe in See, aber lange, lange vermochte ich nicht den furchtbaren Eindruck zu verwinden, den das Trauerspiel auf mich gemacht. Beständig verfolgte mich das Bild Manuels, den ich verdammen mußte und doch auf das tiefste bemitleidete und bedauerte.

Einige Monate später trafen wir in Dominika ein. Es wurde mir nicht schwer, Don Ricardos Haus zu finden; er gehörte zu den größten und angesehensten Grundbesitzern der Insel, und ebenso wurde ich sofort bei seiner Tochter vorgelassen, als ich mitteilte, daß ich mit einer Botschaft von Manuel Gonzalez käme. Ich fand in ihr ein bildschönes, junges Mädchen, wie es das Medaillon zeigte, aber auf ihren Wangen blühten Friedhofsrosen, und ihre bleichen Lippen hatte der Tod geküßt. Als ich ihr das Medaillon einhändigte, wußte sie, was es bedeutete, ehe ich noch weiteres gesprochen,

und sank mit einem schmerzensvollen Aufschrei ohnmächtig auf ihren Sessel. Ich holte Hilfe und wollte tieftraurig mich entfernen, als der Vater mich zurückhielt und mich nach den näheren Umständen befragte. Ich berichtete ihm, Gonzalez habe mit mir an Bord eines englischen Schiffes gedient, sei am gelben Fieber gestorben, und seine Leiche in das Meer versenkt worden; damit schnitt ich alle näheren Nachforschungen ab und erfüllte die letzte Bitte des Sterbenden.

Manuel war der Verlobte Marias gewesen und stammte aus einer der ersten Familien Dominikas. Der Sohn des Gouverneurs hatte in trunkenem Mute jene schwer beleidigt und Manuel in aufbrausender Hitze ihn dafür niedergeschossen. Er mußte fliehen, wurde entdeckt, bahnte sich aber mit fabelhafter Kühnheit kämpfend einen Weg durch seine Verfolger und tötete bei dieser Gelegenheit zwei der gegen ihn entsandten Häscher. Dann gelang es ihm, die Küste zu erreichen und auf einem Schiffe zu entkommen.

Sein Vaterland war ihm dadurch auf immer verschlossen, er als Mörder gebrandmarkt und die Braut ihm verloren. Die Verzweiflung trieb ihn dann wohl auf den Pfad der Sünde; er wurde Seeräuber und endete auf dem Hochgericht.

Zwei Jahre später kam ich wieder nach Dominika. Don Ricardo war gestorben, sein Haus stand verödet und unbewohnt. Als ich an einem Festtage die Kathedrale besuchte, sang dort eine Schar Nonnen das ‚De profundis.‘ Erschreckt blieb mein Auge auf einer derselben haften. Ich erkannte Maria; sie war noch wunderbar schön, aber der Todesengel schritt ihr zur Seite. Ihr Auge traf mich; ich weiß nicht, ob sie mich erkannte, doch der Blick zitterte schmerzlich in meiner Seele nach, und ich wankte aus der Kirche.

„Seit jener Zeit bin ich viele Male hier durchgekommen,“ schloß der Kapitän, „und ich habe es nie unterlassen können, nach jenem Galgen dort und den Gebeinen des unglücklichen Gonzalez zu schauen. Es ist dann, als ob ich das Kreischen der Ketten vernähme und sähe, wie die in ihnen gebleichten Knochen gespenstisch rasseln. Die Erinnerung an jene schreckliche Nacht und an den Unglücklichen, den sie hinaufzogen, und dessen schönen jugendlichen Körper die Geier zerfleischten, wird dann stets wieder so lebendig, daß sie mich tagelang quält. Doch,“ wandte er sich jetzt an den Wachhabenden, „dort kommt endlich die Landbrise durch, Steuermann, auf die wir so lange gewartet. Passen Sie auf, daß die Segel nicht back kommen.“

„Wache, klar zum Brassen!“ kommandierte dieser, und die aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Matrosen eilten auf ihre Posten. Nach wenigen Minuten füllten die Segel, und leise rauschend durchschnitt der Bug des Schiffes die Wasserfläche. Als ich mich umsah, war der Kapitän in seiner Kajütte verschwunden, ich aber stand noch lange an der Verschanzung und schaute stumm und tief erschüttert nach der Insel, bis ihre Umrisse verschwammen und sie sich in dunkle Nacht tauchte.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Wir beginnen mit dem „Schützenkönig aus der guten, alten Zeit“ auf der folgenden Seite. Wie drollig wirkt dieses Bildnis in seinem Kontrast zwischen dem gutmütigen, friedlichen Antlitz des Dargestellten und den militärischen Abzeichen seiner Tracht, die so energisch auf das blutige Kriegshandwerk hinweisen. Und mit welcher Genugthuung ist es doch gewiß seinerzeit betrachtet worden. Unser Schützenkönig führt uns eben in eine Zeit, die nicht mehr ist. Man schießt ja auch heute noch fleißig in deutschen Landen, aber das Schießen ist ein Sport geworden wie andere Leibesübungen auch. Früher war das anders. In den Tagen, in denen die Zeitungen voll waren von den Thaten der „Nationalgarde“ jenseits der Vogesen, fiel ein verklärender Abglanz auf die Reste der alten wehrhaften Schützengilden, die sich noch zahlreich erhalten hatten. Selbst wo die allgemeine Wehrpflicht bestand, war dieses Institut noch neu, die ältere Generation hatte nicht gedient und war nicht abgeneigt, anzunehmen, daß im Kriegsfalle dem Bürgerschützen eine bedeutende Rolle bei der Verteidigung des Vaterlandes zufallen müsse. Eine mehr oder weniger prächtige Uniform that das ihrige, das Selbstgefühl zu stärken. Die Ehre, Schützenkönig geworden zu sein, war etwas wert, und man brachte willig die nicht unbeträchtlichen Kosten auf, welche die Repräsentationspflichten erforderten. Man sorgte anderseits auch dafür, daß ein Stahlstich die friedlichen Züge des Schützenkönigs zugleich mit dem kriegerischen Schmuck des-



Ein Schützenkönig aus der guten alten Zeit. Lithographisches Bildnis, erschienen in Dortmund 1826.

selben seinen Nachkommen und überhaupt den folgenden Generationen überlieferte. Beide sollten ihre Freude daran haben.

Nun zu unsern andern Bildern. Da ist zunächst die „Kartoffelernte in den Dünen von Norderney". Trostlos und öde, fast jeder Vegetation bar, liegen die Inseln an unserer Nordseeküste mit ihrer Dünenbildung da; kaum einen Strauch, einen verkrüppelten Baum lassen die rauhen Stürme, die darüber hinfegen, aufkommen, und die unaufhörlich auf der Wanderschaft begriffenen Sandmassen sind stets bereit, jedes aufkeimende Pflanzenleben zu ersticken. Und doch gibt es eine Frucht, die der Fleiß des Menschen dem kargen Boden abtrotzt. In den kleinen, tiefgegrabenen Feldern, die, um das Zuwehen durch Sand zu verhindern, von allen Seiten hoch eingedämmt sind, wird die herrlichste Kartoffel gewonnen, für die Inselbewohner das einzige Lebensmittel, welches ihnen der heimische Boden gewährt. Wie malerisch, wenn im Herbst alt und jung den Sand nach der köstlichen Frucht durchwühlt; Wolken ziehen darüber hin, die Möve durchkreist die Luft, vom Meere her weht eine frische Brise, und an die Düne rollen die nimmermüden Wogen.

Ein ländliches Idyll führt uns die „Morgenandacht" von A. Strobentz vor. Wie sympathisch die beiden wirken, der Großvater und die Enkelin! Die Generation, die zwischen ihnen lag, ist von ihnen genommen und bei Gott, da haben sie sich um so enger aneinander geschlossen. Heute mag der alte Mann der Abgeschiedenen besonders gedenken, steht doch, wie die Weidenkätzchen im Glase andeuten, Ostern, das Fest der Auferstehung vor der Thüre.

Ausgelassene Lustigkeit atmet das Bild von E. Fröschl: „Spielkameraden". Wie das durcheinander purzelt in seinem unbändigen Frohsinn. Kind und junges Thier, das fühlt eine innere Verwandtschaft. Beide werden nicht müde zu tollen und zu spielen.

Junge Erwachsene machen es nicht viel anders. Das „Schnadahüpfl", das unser erfolggekrönter Weidmann zum besten gibt, mag auch lustig genug sein und die Freundschaft zwischen dem Teckel — der, klug wie er ist, schnell herausgefunden hat, wem es im Grunde gilt, und der jungen Dirne läßt auch nichts zu wünschen übrig.

Daß die vierbeinigen Freunde übrigens mitunter auch recht lästig werden können, beweisen unsere ungebetenen „Mitesser". Da hilft kein Weinen und kein Schreien, die schöne Milch ist verschüttet und die beiden Gegner Miez und Karo sind darin ganz einig, daß sie weggeschleckt werden muß. Eine Meinungsverschiedenheit besteht nur darüber, wem der größere Anteil gebührt und es ist nicht unmöglich, daß es hierüber noch zu ernsten Händeln kommt.

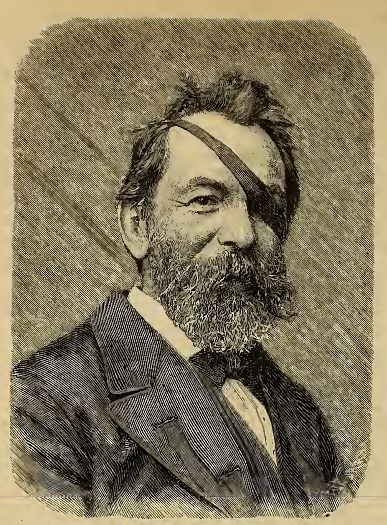
Unsere „holländische Landschaft" ist vortrefflich geeignet, uns ein Bild von dem Schaffen des großen holländischen Landschaftsmalers

Ruysdael zu gewähren. Es gab in Holland zwei Maler van Ruysdael (sprich Reusdal), den älteren Salomon und den jüngeren Jakob, der ein Neffe und Schüler Salomons war. Dieser letztere, der seinen Onkel und Lehrmeister weit übertraf, ist der Schöpfer unsers Bildes. Er wurde um 1630 in Harlem geboren und starb 1682 ebendort. Er war der bedeutendste holländische Landschaftsmaler, und er verstand es unübertrefflich, den Charakter der dortigen Landschaft wiederzugeben. Zumal seine Strand- und Meeresbilder mit vorüberziehenden Schiffen werden aufs höchste geschätzt. Er malte aber auch mit Vorliebe nordische Landschaften von wilder Einsamkeit, mit Wildbächen darin und vom Sturm gejagten Wolken darüber. Hierher gehören „Das Felsgebirge" in St. Petersburg und „Der Sturm" in Paris. Besonders reich an Ruysdaelschen Bildern ist Dresden („Der Judenkirchhof;" „Die Jagd"). Von seinen mit großer Energie ausgeführten Radierungen haben sich sieben Landschaften erhalten.

Jakob Ruysdael gehört zu denjenigen Künstlern, deren Wert erst spät erkannt wurde. Während seine Bilder jetzt enorme Preise erzielen, wollten die Zeitgenossen nichts von ihm wissen, so daß er in tiefem Elend im Hospital seiner Vaterstadt starb.

Überaus ansprechend wirkt „Luther im Kreise seiner Familie" von Heinrich Stelzner. Es gibt keine lieblichere Illustration zu dem trauten Worte „Hausmusik". Luther, der ehemalige Kurrendenknabe, der von klein auf die Lust zur „Frau Musika" ein- und ausatmete; der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes; der Wiederhersteller des deutschen Gemeindegesanges; — trotz aller überfeinen Kritik — der gottbegnadete Komponist einer ganzen Reihe unendlich erhabener und unendlich zarter Choralmelodieen: Luther ist auch der Vater und Pfleger edler deutscher Hausmusik gewesen; das gesegnete Pfarrhaus im Wittenberger Augustinerkloster hat er zur Werkstätte der „feinen, guten Kunst" gemacht, „die den Teufel vertreibt und die Leute fröhlich stimmt." Drei Wochen lang hatte er einmal im Jahre 1524, als er seinen Wittenbergern und der Kirche den Gottesdienst in deutscher Sprache wiederschenken wollte, den ehrwürdigen kursächsischen Kapellmeister Konrad Rupff und dessen jüngeren Genossen Johann Walther bei sich und behielt sie als seine „Kantorei im Hause" so lange, „bis die erste deutsche Messe in den Pfarrkirchen gesungen ward." Walther und Rupff saßen am Tische, über das Notenblatt gebeugt mit der Feder in der Hand; derweilen ging Vater Luther im Zimmer auf und nieder und probierte auf der Querpfeife die Melodieengänge, welche ihm zu den Texteswörten aus der Erinnerung und aus der Phantasie zuströmten, so lange, bis die Versmelodie als ein abgeschlossenes Ganzes gefunden war. Die „Hauskantorei" durfte nicht fehlen, auch nachdem er einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Kinder und Hausgesinde, Famuli und Gäste mußten mit heran, wenn der Doktor seinem Herrn ein Lied singen und den „traurigen Gast," den Teufel, vertreiben wollte. Und da wurden auch wohl schwerere Stücklein eingeübt, „schöne, liebliche Muteten" (Motetten), zumal vom Meister Senffel in München, mit dem der Reformator, trotz des gut katholischen Glaubens des bayrischen Sangmeisters, in innigem Herzensverkehr stand; und Dr. Luther hüpfte das Herz dabei, wenn „einer eine schlechte (schlichte) weise oder tenor (wie es die musici heißen) hersang, neben welcher drei, vier oder fünf andere stimmen auch gesungen wurden, die um solche schlechte weise oder tenor, gleich als mit jauchzen gerings herum her, um solchen tenor spielten und sprangen und mit mancherlei art und klang, dieselbige weise wunderbarlich zierten und schmückten und gleich wie einen himmlischen tanzreien fürten." Und wenn's auch einmal falsche Töne gab, so kümmerte ihn das nicht allzusehr. „Wir singen," schrieb er an einen der Komponisten, der ihm einen Gesang samt etlichen Borsdorfer Äpfeln geschickt hatte, „so gut wie wir hier können, über tisch, und geben's darnach weiter. Machen wir etliche säue darunter, so ist's freilich eure schuld nicht, sondern unsre kunst, die noch sehr gering ist, wenn wir's schon zwei, dreimal übersingen."

In unserm Bilde ist die Familie nur en petit comité beisammen. Das „Hänsichen" besucht bereits die Torgauer Schule, die kleine Elisabeth ruht im Grabe; aber Lenichen, Martin, Paul und die kleine Margarete haben sich zwischen Mutter Käthe und dem Laute spielenden Doktor um den Tisch gesammelt; der Hausfreund Magister Lipps, der praeceptor germaniae, schaut lauschend und sinnend auf die kleine Schar hernieder. Tintenfaß und Feder vor den Notenblättern bekunden, daß der Reformator sich auch auf das Technische der Musik versteht; Matth. Ratzeberger in einer Lebensbeschreibung Luthers berichtet ausdrücklich: „Vermerket er bisweilen an einem neuen Gesang, daß er falsch abnotieret war, so setzet er denselben ab auf die Linien und rektifizieret ihn in continenti (allsogleich)." Diesmal sind es nur Lenichen und Martin, die singen, wobei unserm Künstler das kleine Versehen begegnet ist, daß er den zwei Jahre jüngeren Martin zum älteren Bruder gemacht hat. Der Doktor stimmt diesmal nicht mit seinem kräftigen „Alt," wie man damals den Baß nannte, ein; es gilt wohl, den beiden Kleinen eine neue Melodie einzuüben. Paul, der prächtige Junge mit der Mütze auf dem Kopfe, der spätere hochangesehene Arzt in Gotha, Berlin und Dresden, blickt mit gefalteten Händen andächtig auf den Vater, und die kleine Grete, nachmals die Gattin des preußischen Herrn von Kunheim, stützt das blonde Köpfchen und sieht, der Situation noch nicht ganz gewachsen, etwas zweifelhaft ins Blaue. Ein Stillleben heiligen und geweihten Familienfriedens; eine sprechende Erfüllung des von Luther hochgerühmten 128. Psalms: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Ölzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein lebenlang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel."



Heinrich Stelzner in München,
Maler des gegenüberstehenden Bildes: Luther
im Kreise seiner Familie.

Der Maler unsers Lutherbildes, Heinrich Stelzner, gehört nicht zu den Glücklichen, denen von Jugend auf alle Wege geebnet waren und die nur ihrem Genius zu folgen brauchten, um die kunstliebende Welt durch schöne, bleibende Werke zu erfreuen. In hartem Kampfe hat er sich den Zugang zur Kunst erstreiten müssen, und es wäre ihm unmöglich geworden, ihn zu finden, wenn nicht ihm wie so manchem anderen jene Hilfsbereitschaft Mitstrebender zu gut gekommen wäre, der man unter den Jüngern der bildenden Künste erfreulicherweise so oft begegnet.

Heinrich Stelzner ist am 27. Mai 1833 in Bayreuth geboren. Der Vater war Kammmachermeister und hatte eine zahlreiche Familie. Dazu gingen die Geschäfte im Anfang der vierziger Jahre schlecht, Meister Stelzner hatte es daher nicht leicht, die Seinigen durchzubringen. Da war er denn froh, den Sohn, der von dem väterlichen Gewerbe nichts wissen wollte, bei einem Bruder der Frau, einem Spielwarenhändler in Nürnberg, unterbringen zu können. Der Zufall fügte es so, daß dieser Mann früher Lithograph gewesen war, er erlaubte deshalb dem Neffen, daß derselbe, dem angeborenen Triebe folgend, ab und zu für sein Geschäft einfachere Sachen auf Stein zeichnete. Obgleich nun im Geschäft täglich sechzehn Stunden lang gearbeitet wurde, konnte doch am Sonntag in der städtischen Zeichenschule fleißig gezeichnet werden. Mit wie großem Erfolg, beweist der Umstand, daß Stelzner schließlich bei dem Lithographen Rothbart eintreten konnte. Rothbart war ein ebenso liebenswürdiger wie tüchtiger Mann. Er sah es gern, wenn seine Leute sich fortbildeten, und ermunterte sie dazu in jeder Weise. So ließ sich denn auch Stelzner 1852 in die Kunstschule aufnehmen und studierte abends von fünf bis sieben Uhr unter der Leitung des überaus tüchtigen Dr. Kreling. An ein arbeitsames Leben gewöhnt, stand er schon um vier Uhr auf und zeichnete bis sieben Uhr, im Sommer meist nach der Natur.

Ein Augenleiden unterbrach dieses hoffnungsvolle Schaffen. Von Ende 1858 bis 1860 mußte Stelzner im Elternhause verweilen, erst im November des zuletzt genannten Jahres konnte er nach München übersiedeln. Wohl war es ihm hier nicht möglich, die Akademie zu besuchen, aber mehrere der Maler, vor allem Wilhelm Lindenschmit, nahmen sich seiner aufs wärmste an, und nun ging es in harter Arbeit schnell bergauf. Seit 1876 Professor, lebt Stelzner jetzt in glücklichen Verhältnissen in München.

Sang der Kindheit.

Von Frida Schanz.

Sang der Kindheit, Sang der Seligkeit,
Weh mir, daß ich dich so bald vergaß,
Daß vom ersten tiefen Kindesleid
Meine Seele nimmermehr genas!

Früh schon ward der Schmerz mein Weggenoß,
Früh umwob mich seine trübe Nacht.
Selbst das Glück, das scheu sich mir erschloß,
Unter Thränen hat mir's nur gelacht.

Dennoch weiß ich, daß ich alles Weh
Freudig fast der argen Welt verzieh,
Hört' ich dich noch, eh' ich schlafen geh,
Liebe, liebe Kindheitsmelodie!

Bis zum Mittelpunkte der Erde!

Von Th. Schwartze.

Als Begriff des Festen, Sicheren gilt dem Menschen der Erdboden, der ihn trägt, und auf welchem er seine Bauwerke, seine Monumente errichtet, die Geschlechter überdauern und der späten Nachwelt ein Zeugnis des Daseins der Vorfahren überliefern sollen. Nur selten denkt der Erdenbewohner daran, daß der Boden, auf dem er wandelt, zur Oberfläche eines im unendlichen Himmelsraume verschwindenden Staubkornes gehört, eines Staubkornes, das gleich dem Sonnenstäubchen ein Spiel unsichtbarer Kräfte ist, welche diesen kleinen Himmelskörper mit anderen in rasender Geschwindigkeit unter vielerlei Drehungen und Schwankungen um die Sonne seines Systems herumwirbeln und das ganze System durch die endlose Weite einer gähnenden Nacht einem unbekannten Ziele zutreiben.

Die Astronomen haben aus den Erscheinungen berechnet, daß unser Erdball etwa einem Dutzend verschiedenartiger Bewegungen unterworfen ist.

Das ist aber noch nicht alles! An und für sich ist der Erdball keineswegs die feste, starre Masse, für welche er für gewöhnlich von seinen Bewohnern angesehen wird. Nur zu deutlich und furchtbar schreckenerregend wird das Gegenteil von dieser Annahme den Sterblichen nicht selten hier oder dort, bald an diesem, bald an jenem Punkte der Erdoberfläche zur Erkenntnis gebracht. Die Erde ist nicht fest, sie kann wogen und wallen; sie kann ihre Tiefen öffnen; sie kann verschlingen und mit ausbrechendem feurigen Schwaden alles Leben vernichten.





Luther im Kreise seiner Familie. Gemalt



Heinrich Stelzner.

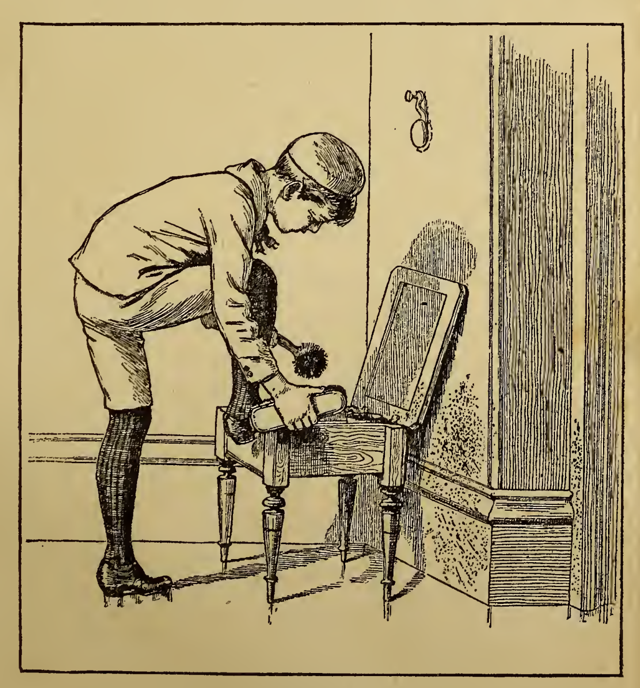
In der That ist nichts entsetzlicher für alle irdische Kreatur, als wenn der Boden erzittert und wankt und alles seinen Halt verliert. Gleich Meereswogen hebt und senkt sich dann der für unwandelbar gehaltene Grund; die Erde spaltet und zerklüftet sich; aus ihren Tiefen dröhnt es grauenhaft empor, und sie, die Mutter genannt wurde, speit Verderben und Vernichtung.

Die furchtbar mächtigen Erscheinungen, die wir Erdbeben nennen, rufen es uns in das Gedächtnis, daß unser Planet vom Feuer geboren wurde, und daß dessen lohende Kraft in seinem Innern wohl noch gewaltig haust. Oder ist es anders? Wir wissen es nicht. Der Erde tiefster Schoß birgt unenthüllbare Geheimnisse!

Es ist eine bekannte Thatsache, daß mit dem Eindringen in die Erde die Wärme mit wachsender Tiefe zunimmt. Dieses Anwachsen der Tiefentemperatur ist in verschiedenen Gegenden verschieden; zuweilen tritt es rascher, zuweilen langsamer auf. Im Durchschnitt kann man aber annehmen, daß für je 30 Meter Tiefenzunahme eine Temperaturzunahme von etwa 1 Grad Celsius erfolgt, sobald man die Tiefe überschritten hat, bis zu welcher die Lufttemperatur noch einwirkt. Da nun der mittlere Erdhalbmesser in runder Zahl zu 6 400 000 Meter anzunehmen ist, so müßte bei gleichmäßig fortschreitender Zunahme der Tiefentemperatur nach dem Erdmittelpunkte zu eine über alle Begriffe gehende Glut herrschen, denn schon bei etwa 90 000 Meter, das ist zwölf Meilen Tiefe, müßte unter obiger Voraussetzung eine Temperatur von 2500 Grad vorhanden sein, bei welcher selbst das schwerst schmelzbare aller Metalle, Platin, verflüssigt werden würde. Aus den in tiefen Bergwerken und Bohrlöchern angestellte Temperaturmessungen will man indessen neuerdings gefunden haben, daß die Wärmezunahme des Erdinnern bei Überschreitung einer gewissen Tiefe sich verlangsamt, und die auf diese Beobachtung gestützten Rechnungen haben ergeben, daß nach der Erdmitte zu anstatt der oben angegebenen ungeheuren Hitze eine ebenso ungeheure Kälte vorhanden sein müsse. Auch diese Meinung findet unter den Naturforschern ihre Vertreter. — Sehen wir aber von dieser Temperaturstreitfrage ab, und wenden wir uns anderen geologischen Forschungen zu, so ergibt sich folgendes: Die sogenannte feste Erdrinde, die aber doch bei Erdbeben im Wellenschlage sich bewegt, wird in ihrer Dicke auf 15 000—20 000 Meter geschätzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ruht dieselbe auf einer brei- oder teigartigen, wasserdurchtränkten, unter ungeheurem Drucke befindlichen und ungeheuer heißen Masse, auf einem Urschlamme von gewaltiger Mächtigkeit. Aus der weiten Verbreitung der vulkanischen Erscheinungen und der überall ähnlichen Beschaffenheit von deren Auswürfen ist dies zu folgern. Diese heiße schlammige Masse bildet ein Polster für die feste Erdrinde, und unterhalb dieser schlammigen Masse muß — wie aus astronomischen Berechnungen gefolgert werden kann — ein fester Erdkern von großer Härte und Dichte sich befinden. Für das Vorhandensein jener heißwässerigen Unterschicht spricht nicht nur das Auftreten der meist mit Ausstoßen von Wasserdampf und Auswurf von Schlamm verbundenen vulkanischen Ausbrüche, sondern auch der Wassergehalt der Urgesteine, des Granits und des Quarzes. Mittels gewisser chemischer Versuche wird diese Ansicht außerdem noch unterstützt, und spektroskopische Beobachtungen weisen auf eine ähnliche schlammartige Schicht unterhalb der Lichtatmosphäre der Sonne hin.

Diese Ansichten haben als wohlbegründete wissenschaftliche Hypothesen zu gelten. Immerhin ist aber bezüglich der Beschaffenheit des Erdinnern noch in der geologischen Wissenschaft eine große Unsicherheit vorhanden. Gewiß ist der Wunsch gerechtfertigt, hierüber genauere Kunde zu erhalten.

Im Streben nach der Erfüllung dieses Wunsches ist neuerdings der Vorschlag gemacht worden, auf internationale Kosten eine möglichst nahe zum Erdmittelpunkt hinabreichende Eingrabung oder nach bergmännischem Ausdrucke, eine Schachtabteufung vorzunehmen. Es dürfte



Spritzmalerei.

wohl nicht ohne Interesse sein, diesen großartigen Plan etwas näher zu beleuchten.

Es ist bekannt, daß man bei dem Bergbau auf Tiefen, die 600 bis 800 Meter betragen, mit den größten Schwierigkeiten, insbesondere aber mit einer der angestrengten Arbeit sehr hinderlichen hohen Temperatur zu kämpfen hat. Diese Schwierigkeiten werden bei dem weiteren Vordringen im raschen Wachstum immer größere, so daß ein Eindringen in mehr als tausend Meter Tiefe kaum möglich erscheint. Was sind aber tausend Meter Tiefe im Verhältnisse zu dem 6 400 000 Meter betragenden Erdhalbmesser oder auch nur bezüglich der wohl mindestens 15 000 Meter dicken festen Erdrinde!

Etwas größere Tiefen hat man mit Einbohren erreicht. So wurde vor Jahren zu Scherenberg bei Potsdam behufs Auffindung von Steinsalz eine Bohrung bis zu 1272 Meter und in neuerer Zeit zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen zu Schladebach bei Merseburg ein Bohrloch bis zu 1392 Meter mit größter Mühe und vielen Kosten hinabgetrieben. Es sind dies die tiefsten Bohrungen, welche bisher ausgeführt worden sind, und es scheint kaum möglich zu sein, noch bedeutend größere Tiefen mit solchen Bohrungen zu erreichen.

Sehr gering sind diese Tiefen im Vergleich zu den Tiefen der natürlichen Einsenkungen des Erdbodens, welche die Meeresbetten bilden, und welche man bis zu 8500 Meter hinab erlotet hat.

Ein Eingraben bis zu solchen Tiefen ist für unmöglich zu erachten, und doch wäre damit erst nur etwa der siebenhundertundfünfzigste Teil des Erdhalbmessers erreicht.

Somit muß wohl auch in dieser Beziehung die menschliche Wißbegier sich trösten mit des Dichters Worten: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!“

Alte Inschriften.

Wie frommer Sinn, schlichte Lebensweisheit und frischer Humor sich in zahlreichen Hausinschriften vergangener Jahrhunderte aussprechen, das ist durch zahlreiche Sammlungen solcher Inschriften in neuerer Zeit bekannt geworden. Weniger bekannt dürfte es sein, daß dergleichen Inschriften zuweilen auch Firmen von Geschäftshäusern beigefügt waren. In Königsberg trug die Firma eines Tuchhändlers die Inschrift:

„An neuem Tuch und menschlichen Anschlägen geht vieles ein!
Richt wie du wilt dein Anschlag hoch,
Zurück ein gut Teil läufet noch,
Ein ungegangen Tuch geht ein,
Und auch die süßen Träume dein.“

Eine Wirtshaustafel zu Lüne richtete an die Besucher folgende Ermahnung:

„Verzer nit meer, denn du erwerbst,
Sonst du in Grund gar balt verderbst.
Habe Acht, wie groß sei dein Deck,
Darnach dich kehr, leg, wend und streck.“

Das Bäckeramthaus zu Goslar schärfte den Kornwucherern das Gewissen mit dem Spruche:

„Wer sin Korne inholt in de Nodt,
Deme floken (fluchen) de Lude (Leute) den Dodt.“

Der Pferdestall des Schlosses Hämelschenburg, der nur für vier fremde Pferde Stallung bot, trug die Inschrift:

„Diesen Stal mus der meiden,
Wer sterker den vier Pferde wil reiden.“

Das Gefangenhaus zu Wölpe trug den Spruch:

„Krup hier in dusse Locker sien,
Wenn du willst dul un böse sien;“

und noch kürzer und energischer lautete es am alten Arrestlokale zu Loccum:

„Gehorsam oder Hundeloch!“

A. R.

Ein Amerikaner über europäische und amerikanische Arbeiter.

Kürzlich hat ein Amerikaner den ganz gescheiten Einfall gehabt, selbst eine Arbeiterbluse anzuziehen und der Reihe nach die verschiedenen Staaten Europas zu besuchen, nicht etwa als Tourist, sondern als praktischer Arbeiter, um durch diesen Versuch festzustellen, welches das Los derer sei, die schaffen und vom Morgen bis zum Abend die fleißigen Hände regen. Zweifelsohne sind das interessante Fragen — was verdient der Schuhmacher in Bukarest, in Zwickau, Nancy, Warschau, Sheffield oder Bologna? was kosten die unentbehrlichsten Nahrungsmittel in Valencia, Genf, Christiania, Szegedin, Brügge oder Athen? wie hoch ist die Wohnungsmiete in Flensburg, Augsburg, Gotenburg, Kiew, Graz, Utrecht, Oporto oder Philippopel? Und hieran schließen sich weitere Fragen, zum Beispiel: Welchen Prozentsatz des Wochenlohnes verbrauchen die Arbeiter in den genannten Städten zu ihrem Vergnügen, in den Schenken oder für Lustbarkeiten? wieviel ersparen sie durchschnittlich? wovon kann eine Familie leben? Der in Rede stehende Amerikaner, der natürlich die Verhältnisse, die er vorfindet, überall mit seinen heimischen vergleicht und Schlußfolgerungen daraus zieht, die nicht immer völlig gerecht erscheinen, sagt u. a.:

„Die Kosten für den Lebensunterhalt sind in Amerika größer als in irgend einem Lande Europas, sie sind zehn bis zwanzig Prozent höher als in England, zweimal so hoch wie in Frankreich und dreimal so bedeutend wie in Italien. Wird nun dieser Unterschied in den Kosten für den Lebensunterhalt durch die Löhne wieder ausgeglichen? In England möglicherweise; aber in den anderen europäischen Ländern entschädigen die geringen Kosten des Lebensunterhaltes nicht für die niedrigen Lohnsätze. Sehr geschickte Mechaniker und andere Handwerker verdienen in Italien vier Mark den Tag, die meisten, durchschnittlich gerechnet, nur zwei Mark, und doch kommen sie hiermit ganz gut aus, denn erstens ist das Leben sehr billig, und zweitens zeigt der italienische Arbeiter nicht nur eine geradezu wunderbare Sparsamkeit, sondern er besitzt auch eine genügsame und fröhliche Natur; er ist heiter und zufrieden bei einer Einnahme, die selbst der amerikanische Strolch für ungenügend ansehen würde.

Wir Amerikaner kennen die Italiener ganz besonders als Orgeldreher, als Händler mit Früchten und Nüssen und als Bettler, die Äffchen vorzeigen und auf Violinen kratzen, und folgern hieraus, daß die Italiener im ganzen träge sind und schwerere Arbeit scheuen. Aber wie verkehrt ist dies Urteil! Ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade die Italiener die fleißigsten und genügsamsten Leute sind. Auch bei den wohlhabenderen Familien zeigt sich größere Sparsamkeit; der Amerikaner, der eine Jahreseinnahme von mehreren tausend Dollar hat, wird, um nur ein Beispiel anzuführen, Butter, Mehl, Zucker und andere Haushaltungsbedürfnisse im großen einkaufen, seine Speisekammer wird stets gefüllt, sein Vorratsschrank nie leer sein. Ganz anders der in guten Verhältnissen lebende Italiener: um neun Uhr abends, nach Schluß der Mahlzeiten, sind seine Vorräte gänzlich aufgezehrt. Der Amerikaner mag durch den Einkauf im großen etwas billigere Preise erzielen; aber es wird erfahrungsmäßig da, wo viel vorhanden ist, immer mehr verbraucht und verschwendet als nötig wäre, daher stellen sich die Unkosten des Italieners auf einen weit geringeren Betrag."

Doch sehen wir vor allem, was unser Gewährsmann über deutsche Verhältnisse mitteilt:

„Der deutsche und der österreichische Handwerker verlieren nicht nur drei Jahre, die sie im Heere dienen müssen, sondern außerdem auch noch mehrere Jahre als Handwerksburschen. Diese wandernden Handwerker ziehen von Stadt zu Stadt, nicht nur, um dadurch ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, sondern um ein Stück der Welt zu sehen, um Erfahrungen einzusammeln und sich abzuschleifen. Die notwendige Folge dieses vagabundierenden Lebens ist die, daß der Handwerker in Deutschland und Österreich meistens an vierundzwanzig Jahre alt wird, bevor er sich irgendwo niederläßt und sich energisch auf ein bestimmtes Geschäft wirft. Auch das übermäßige Biertrinken, das unter den deutschen Arbeitern geübt wird, trägt viel dazu bei, daß sie wirtschaftlich langsam vorwärtsschreiten oder gar in vielen Fällen herunterkommen. Das Biertrinken nimmt fortwährend zu. Im Jahre 1870 gab es in Preußen allein 120 000 Bierschenken und 40 000 Hotels und Wirtschaften, in denen Bier und Spirituosen verkauft wurden; diese Gesamtzahl von 160 000 war 1880 bereits auf 200 000 gestiegen, und der durchschnittliche tägliche Verbrauch für jeden Deutschen, für Männer, Weiber und Kinder, war auf vier Gläser angewachsen. Fast jeder Arbeiter ist Mitglied irgend eines Klubs oder Vereins, in dem er seine Abende mit Rauchen und Biertrinken verbringt. Das erscheint auf den ersten Blick etwas übertrieben; doch ist es eine Thatsache. Ein großer Teil der Arbeiter verwendet mehr auf Biertrinken als auf die Hausmiete. Die Deutschen nennen Bier „flüssiges Brot" und halten es nicht für einen Luxus, sondern für eine Notwendigkeit. In verschiedenen Fabriken, die ich besuchte, war es Sitte, den Leuten um elf Uhr morgens und um vier Uhr nachmittags zehn Minuten freie Zeit zu gewähren, um Bier zu trinken. Die siebenhundert Arbeiter einer Fabrik bei Göppingen im südlichen Württemberg trinken 2500 Gläser Bier täglich; der Abzug für Bier ist vom geringen Tagesverdienst ein ganz bedeutender; mancher Arbeiter, der täglich Mk. 1,75 einnimmt, verbraucht davon 60 Pfennig für Bier.

Glücklicherweise stellen sich in Deutschland die Kosten des gesamten Lebensunterhaltes niedriger als teilweise selbst in Italien. In der erwähnten Fabrik erhielten die Arbeiter, die es wünschten, Kost und Wohnung für 60 Pfennig täglich. Zum Frühstück bekamen diese zwei Stücke Schwarzbrot und einen Topf Kaffee, das Mittagsessen bestand aus Suppe, Suppenfleisch und Kartoffeln oder Gemüse, das Abendbrot war dasselbe wie das Frühstück. Die Mietsverhältnisse waren gut, zwei Zimmer kosteten jährlich fast 84 Mark, und vier Stuben noch weniger als das Doppelte. Ich fand indessen sehr wenig Familien, die sich diesen Luxus gestatten konnten oder gestatteten, und keine einzige, die ein Häuschen für sich, zum Preise von Mk. 4,75 die Woche, gehabt hätte. Um fünf Uhr morgens steht der Arbeiter auf und frühstückt, um sechs Uhr ist er in der Fabrik, um elf Uhr ist eine Bierpause von zehn Minuten, von zwölf bis ein Uhr Mittagszeit, um vier Uhr wieder Bierpause, um sieben Uhr ist Schluß. So vergeht das Leben, Tag um Tag und Jahr um Jahr.

In Göppingen wohnte ich eine Zeitlang bei einem Schuhmacher, der in einer großen Familienkaserne zwei Zimmer inne hatte. Er hatte fünf Kinder von fünf bis dreizehn Jahren. Sie schliefen alle in einem Zimmer, ich, als ihr Gast, hauste in dem zweiten, der Küche. Die Frau hatte eine Karre und einen Hund, sie spannte sich mit letzterem zusammen ein und fuhr Milch aus. Die kleinen Kinder gingen in die Schule; der dreizehn Jahre alte Junge arbeitete mit dem Vater in der Schuhfabrik. Das jährliche Einkommen dieser Familie belief sich auf 1248 Mark, die Miete kostete 115, das Bier, das sie verzehrten, 216 Mark das Jahr. Zum Frühstück gab es Zichorienkaffee und Brot, zu Mittag Kartoffeln und Kohl und gelegentlich Wurst, auch wohl einmal Klöße oder „Spätzle." Um vier Uhr nachmittags gab es Brot und Bier, um sieben Uhr Brot und Kaffee. Der Mann war ein geschickter Handwerker, er war genügsam und fleißig, aber sparen konnte er herzlich wenig oder gar nichts. Doch war er noch weit besser daran als ein Salzarbeiter in der Saline zu Salzburg oder als ein Kohlenarbeiter in Belgien, wo selbst kleine Kinder schon die schwerste Arbeit für einen unendlich geringen Lohn verrichten."

Fast die schlimmsten und unwürdigsten Verhältnisse fand der Amerikaner in belgischen Minen und nordfranzösischen Fabriken, wo den Kindern ihr bißchen schönster Zeit gänzlich genommen wurde, wo die Wohnungen durchweg verkommen waren und die Qualität der Speisen eine höchst mangelhafte erschien. Der französische Arbeiter ist weit genügsamer als der englische; letzterer verdient mehr, aber er stellt auch andere Ansprüche, ist in weit höherem Grade der Trunkenheit ergeben und im allgemeinen mit seinem Lose unzufriedener. In England findet man sehr viele Arbeiterfamilien, die ihre eigenen Häuschen für

sich bewohnen, die Lebensmittel sind gut und nicht zu teuer, und man sieht allgemein das Streben, etwas für die arbeitende Klasse zu thun, ihr das Leben zu erleichtern. Die Zustände in Amerika schildert der Verfasser weit rosiger, die Löhne sind eben höhere, und wer sparen will und sich vor dem Saufteufel hütet, kann emporsteigen. Dabei gibt er aber zu, daß es in der Stadt New York Tabaks- und andere Fabrikarbeiter gibt, deren Los kein beneidenswertes ist, „sie wohnen im obersten Stockwerk schmutziger Familienhäuser, ihre Zimmer sind durch den Tabaksdunst verpestet, ihre Nahrung besteht aus Bier, Kartoffeln, Kaffee und Brot.“ Es kommt eben überall darauf an, wo man seine Beispiele sucht und wählt. Ich erinnere mich sehr wohl daran, daß im Winter 1867—1868 innerhalb sechs Wochen in der großen, reichen Handelsstadt am Hudson zwölf Personen dem Hunger und der Kälte erlagen, und wer das Leben in den „Tenementhäusern“ New Yorks kennt, wird mit mir darin übereinstimmen, daß schlimmere Zustände kaum in ganz Deutschland zu finden sein dürften. Die Frau eines deutschen Arbeiters kann gewöhnlich etwas kochen, manche besitzen ein tüchtiges Geschick, mit den einfachsten Mitteln schmackhafte Speisen herzustellen, während in den Vereinigten Staaten die Kochkunst auf dem denkbar niedrigsten Niveau steht. Die sogenannten „dispeptischen“ Krankheiten, an denen in Amerika jeder zweite oder dritte Mensch leidet, sind die einfache Folge: heißes Brot, heißer Kuchen, unvernünftig viel Eiswasser, und dabei durchaus keine Abwechselung! Das ruiniert jeden Magen, darum sagt auch unser Amerikaner zum Schlusse ganz richtig: „Unsere Lebensweise wird wohlfeiler und besser werden, sobald die amerikanischen Frauen es gelernt haben, bessere und passendere Nahrungsmittel für den Tisch zuzubereiten.“

R. Immann.

Die Wasserfälle und die elektrische Kraftübertragung.

Die Ausnutzung der motorischen Kraft der Wasserfälle ist eins der beliebtesten Schlagworte der Gegenwart. In der getreuesten Dienerin des Menschengeistes, der allezeit hilfsbereiten Elektrizität, meint man das Mittel gefunden zu haben, um diese in der That ungeheuren und bisher nur in sehr geringem Maße ausgebeuteten Kräfte einer umfassenden Verwertung zuzuführen. Ich muß offen gestehen, für mich hat der Gedanke etwas Beängstigendes; seit ich am Trollhättan gestanden und die Verunglimpfung einer der herrlichsten Stätten Europas durch geradezu häßliche, trotz ihres mächtigen Umfanges gerümpelartige Fabrikanlagen gesehen habe, schauere ich immer zusammen, wenn ich höre, daß wieder ein „Konsortium hervorragender Ingenieure und Kapitalisten“ sich zur Ausbeutung dieses oder jenes Wasserfalles zusammengethan hat. Es mag dies ja volkswirtschaftlich unverantwortlich sein, aber ich bin überzeugt, daß meine Empfindung von Hunderttausenden geteilt wird.

Zum Glück ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie ein kürzlich erschienener, interessanter Aufsatz in dem Zentralblatt der Bauverwaltung zeigt, ist denn doch die Annahme, als ob die Natur derartige Kräfte gleichsam umsonst darbietet, in der Mehrzahl der Fälle ein Irrtum. Für den Bau der großartigen Anlagen, durch welche jetzt dem Niagarafall 270000 Pferdekräfte abgezapft werden sollen, sind z. B. 16 bis 20 Millionen Mark ausgeworfen, und in diese Riesensumme sind die Kosten für die Leitungen und die Maschinen zur Umsetzung des elektrischen Stromes in Arbeit noch nicht einmal mit einbegriffen. Anderseits sind aber auch die Betriebskosten, ist die Unterhaltung der Anlage weit höher, als gemeinhin angenommen wird, so daß mindestens vorläufig der Dampf oft billiger arbeitet als eine scheinbar recht günstige Wasserkraft. Endlich sind für eine elektrische Kräfteübertragung in erster Linie nur solche Wasserfälle brauchbar, welche ein sehr hohes Gefälle haben, da nur dieses die erforderliche große Umdrehungszahl der Turbinen ermöglicht. Derartige Fälle aber zeigen meist wieder den Übelstand, daß sie sehr schwankende Wassermengen mit sich führen. In dieser Beziehung ist ein Unternehmen interessant, das augenblicklich in der Schweiz vorbereitet wird: Der schöne Rheinfall bei Schaffhausen soll nämlich zum Betrieb einer umfangreichen Anlage eingerichtet werden, in welcher man Aluminium auf elektrolytischem Wege zu gewinnen beabsichtigt. Es war dabei in Aussicht genommen, dem Vater Rhein die Kleinigkeit von 15000 Pferdekräften aufzubinden, und man hätte zu diesem Zwecke den Kraftmaschinen in der Sekunde 75 Kubikmeter Wasser zuführen müssen: die Hälfte der ganzen Wassermasse, die der Strom bei niedrigstem Wasserstande mit sich führt. Es ist ohne weiteres einleuchtend, wie sehr die landschaftliche Schönheit des Falls unter dieser Anzapfung gelitten hätte, und ich votiere den schweizer Behörden, die mit Rücksicht hierauf noch rechtzeitig Einspruch erhoben, einen herzlichen Dank. Das erwähnte Unternehmen hat bereits darauf verzichten müssen, bei mittleren Wasserständen mit ganzer Kraft zu arbeiten.

H. H.

Eine Schilderung Polens aus dem XVI. Jahrhundert.

Im Jahre 1573 ernannte die Republik Venedig in der Person des Girolamo Lippomano einen Botschafter für Polen, dessen höchst interessante, über zwei Jahre sich erstreckende Gesandtschaftsberichte von Dr. R. Bassencamp jetzt in der Zeitschrift der sehr rührigen historischen Gesellschaft für die Provinz Posen herausgegeben worden sind. Sie lesen sich sehr interessant und werfen helle Streiflichter auf die damaligen Kulturzustände des Landes und seiner Bewohner, die hier ein unparteiischer Ausländer uns vorführt. Noch war damals das Elentier häufig in Polen, aber der Auerochs wurde bereits damals für die königlichen Jagden geschont. Wilde Pferde streiften umher, die man einfing und zähmte, um sie beim Ackerbau zu verwenden. Schafe gab es in Massen, aber keine Wollenindustrie, man bezog flandrische und französische Tücher. Nur Roh-

produkte (Getreide, Lein, Hanf, Leder, Wolle, Honig) führte Polen aus, die Industrieartikel kamen aus dem Auslande. Wunderbar erscheint uns, daß damals — also vor 300 Jahren — in Litauen noch Heiden existierten. Der Bericht sagt, daß sie nach der Sitte ihrer Vorfahren die Sonne, die Wälder und die Schlangen anbeteten. Letztere hielten sie der Verehrung wegen in ihren Häusern, gaben ihnen Milch zu trinken und brachten ihnen Opfer dar. Es werden wohl Nattern gewesen sein, denn an der Wahrheit dieser uns auffallenden Nachricht darf nach den Erläuterungen des gelehrten Herausgebers nicht gezweifelt werden.

Vorzüglich schildert Lippomano die pracht- und luxusliebenden polnischen Edelleute, die sich durch besondere Unmäßigkeit auszeichneten. Sieben bis acht Stunden saß so ein Edelmann beim Gelage, und jeder Fremde, der ihm beim Becher nicht Bescheid that, ward für unhöflich gehalten; früher war das Laster der Trunksucht noch weit verbreiteter, aber die Königin Bona (eine Italienerin aus dem Hause Sforza) hatte mildernd auf die Sitten eingewirkt. Barbarisch waren die Gesetze, wie z. B. die Bestimmung, daß, wenn im Falle eines Mordes der nächste Verwandte des Getöteten eine bestimmte Person des Verbrechens beschuldigte und seine Mitteilung durch einen Eid erhärtete, der Angeschuldigte ohne weiteres zum Tode verurteilt wurde.

Auch dem Italiener war die damalige Staatsverfassung Polens ein Unding, und er zeigt, wie das polnische Staatswesen, wiewohl der Adel immer das Wort „Republik“ im Munde habe, doch nicht so bezeichnet werden könne; ebensowenig verdiene es den Namen einer „Monarchie,“ weil der König bei allen wichtigen Angelegenheiten an die Zustimmung des Adels gebunden sei; endlich sei die Verfassung auch nicht eine „Oligarchie“ zu nennen, weil der Adel aus etwa 200 000 Personen bestehe. Die landläufigen Bezeichnungen seien daher auf Polen nicht anzuwenden.

Der Fernsprecher im Deutschen Reiche.

Das Telephon — Verzeihung: der Fernsprecher ist bereits derart zu einem Lebensbedürfnis für unsere Großstädte geworden, daß man sich kaum in die doch nahe genug zurückliegende Zeit denken kann, da er uns noch nicht seine Dienste lieh. Es will uns kaum glaublich erscheinen, daß die erste Fernsprechanstalt in Deutschland vor noch nicht zehn Jahren eröffnet wurde, und daß Berlin erst im Frühjahr 1881 eine Stadtfernsprecheinrichtung — ich bin nicht der Erfinder dieses schrecklichen Wortes, sondern es ist amtlicher Herkunft — erhielt. Die lieben Berliner brachten dem neuen Verkehrsmittel anscheinend keine besondere Zuneigung entgegen, sie glaubten damals an ihrer vortrefflichen Rohrpost genug zu haben, und nur 94 Anmeldungen mit 193 Fernsprechstellen gingen für die erste Anlage ein. Heute zählt man in Berlin über 5000 Anschlüsse, und die arg bedrängten Beamten des Stadt-Fernsprechamts haben täglich gegen 90000 Verbindungen zwischen den Teilnehmern herzustellen. Merkwürdig genug ist dabei, daß trotz des bequemen Telephons auch die alte Rohrpost nicht weniger, sondern mehr in Anspruch genommen wird als früher; sie beförderte im vergangenen Jahre über 3 Millionen Sendungen gegen $1\frac{1}{4}$ Million im Jahre ihrer Begründung. Jede Verkehrserleichterung bringt eben zugleich stets eine enorme Verkehrssteigerung mit sich. Im ganzen Bezirke der deutschen Reichspostverwaltung sind augenblicklich, auf über hundert Städte verteilt, gegen 20 000 Anschlüsse vorhanden, von denen man nach den bisherigen Erfahrungen annehmen kann, daß sie jährlich weit über 60 Millionen Mal in Thätigkeit treten.

Neben den Fernsprecheinrichtungen innerhalb der Städte dehnte sich jedoch auch der Dienst des Telephons zur Verbindung einzelner Orte miteinander immer mehr aus. Einmal wurden zahlreiche Postämter, Postagenturen und Hilfsstellen durch Fernsprechvorrichtungen an das allgemeine Telegraphennetz angeschlossen und dadurch vielen Orten, deren geringer Verkehr die Schöpfung eigener Telegraphenstationen nicht ratsam erscheinen ließ, die Wohlthat telegraphischer Verbindung geschaffen — zum anderen ermöglichte es der schnelle Fortschritt der telephonischen Technik, die Fernsprechämter einzelner wichtiger Verkehrszentren untereinander und mit der Reichshauptstadt derart in Verbindung zu setzen, daß die angeschlossenen Mitglieder sich direkt miteinander unterhalten können. Nachdem schon 1884 Berlin mit dem 176 Kilometer entfernten Magdeburg verbunden worden war, folgten schnell die Strecken Magdeburg-Braunschweig-Hannover, Berlin-Hannover, Berlin-Halle und Berlin-Stettin; weitere Anschlüsse, vor allem die Eröffnung der Linien von der Residenz nach Hamburg und Danzig, stehen in naher Aussicht. Eine der interessantesten Anlagen umfaßt jedoch den oberschlesischen Industriebezirk. Hier handelte es sich nämlich um die Verbindung der zahlreichen in den Kreisen Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz, Tarnowitz und Zabrze belegenen Gruben, Hüttenwerke und Fabriken untereinander, wie mit den meist in den benachbarten Städten wohnenden Geschäftsinhabern. Die Anlage verteilt sich auf ein Gebiet von fast 1700 Quadratkilometern und ist seit dem 1. Mai d. J. auch in unmittelbaren Anschluß an das in Breslau befindliche Fernsprechnetz gebracht worden. In ähnlicher Weise hat sich in den rheinischen Industriebezirken das Fernsprechwesen entwickelt, besonders spinnt sich schon seit zwei Jahren zwischen Krefeld und seinen fleißigen Vororten Dülken, Lobberich, Ürdingen und Viersen ein dichtes Leitungsnetz aus.

Sehr interessant ist die Thatsache, daß das Telephon den Telegraphen in gewisser Weise verdrängt. Die großen Hauptlinien bleiben dem letzteren zwar gesichert — ob auf immer, läßt sich wohl kaum übersehen — für den Verkehr in engeren Kreisen scheinen aber heute bereits die Vorzüge des Fernsprechwesens so bedeutend, daß der alte gute Telegraph bald hier, bald dort depossediert wird. Von den im Deutschen Reiche dem allgemeinen Verkehre geöffneten Telegraphenanstalten werden jetzt schon reichlich ein Drittel mit Fernsprechern betrieben, und dies Verhältnis

wird sich voraussichtlich schon um deswegen fortdauernd zu gunsten des neuen Verkehrsmittels steigern, weil es sich bei dem weiteren Ausbau des Netzes meist nur um die Verdichtung desselben, um den Anschluß kleinerer Orte handeln kann.

Als die ersten Versuche mit dem Bellschen Telephon im Jahre 1877 in Deutschland gemacht wurden, war bekanntlich die Privatindustrie sehr geneigt, sich der außerordentlich vielversprechenden, augenscheinlich zukunftsreichen Sache zu bemächtigen, und es fehlte, als die Verwaltung der Reichspost den Betrieb von Telephonleitungen für sich allein in Anspruch nahm, nicht an Stimmen, welche in dieser Ausdehnung der staatlichen Rechte einen bedenklichen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen, eine arge Gefährdung des privaten Unternehmungsgeistes zu erblicken meinten. Heute muß es jedem Unbefangenen einleuchten, daß die „Verstaatlichung" des Fernsprechwesens einmal eine Notwendigkeit für die Telegraphenverwaltung war, daß private Unternehmer dasselbe aber anderseits niemals zu gleicher Höhe und Leistungsfähigkeit entwickelt, vor allem nie zu einer solchen wohlthätigen Einrichtung für die Allgemeinheit ausgebildet haben würden. Auch im Auslande wird dies teilweise empfunden. Unter anderen besteht z. B. eine Telephonverbindung zwischen Paris und Brüssel, aber die Teilnehmer der Fernsprechnetze beider Weltstädte können dieselbe bis jetzt nicht benutzen, sondern sie dient fast lediglich dem Verkehre zwischen den Börsen. Daß die ersteren aber nicht angeschlossen sind, beruht weniger auf technischen Schwierigkeiten, als auf dem Umstande, daß die Herren Konzessionäre der privaten städtischen Netze sich nicht mit den Telegraphenverwaltungen Belgiens und Frankreichs über die Gebühren einigen können. Ich glaube, diese Thatsache ist charakteristisch.

In den größeren Städten haben sich aus den Telephonleitungen übrigens in letzter Zeit recht bedenkliche Mißstände entwickelt. Das Gewirr von Drähten oberhalb der Häuserreihen fängt nachgerade an, in mehr als einer Beziehung lästig zu fallen und gibt besonders den Hauswirten Anlaß zu zahllosen Beschwerden. Dem Vernehmen nach soll denn auch demnächst und zwar zuerst in der Reichshauptstadt mit der Verwandlung der oberirdischen in Kabelleitungen vorgegangen werden — dem unterirdischen Berlin steht daher eine neue Bereicherung bevor. H. H.

Der Schweinekrieg.

Den wenigsten unserer Leser wird bekannt sein, daß Friedrichsruh, das friedliche Heim unsers Reichskanzlers im sogenannten Sachsenwalde, vorzeiten der Schauplatz von, wenn auch nicht gerade blutiger, so doch recht ergötzlicher Fehde war, die dem Volkshumor reichen Stoff zu weidlichem Spaß und Spott bot. Die Wunden des unseligen dreißigjährigen Krieges begannen eben zu vernarben und der ehrsame Rat der freien Hansastadt Hamburg hatte gerade fünfhundert Mann seiner Miliz mit ehrlichem Abschiede und Zehrpfennig abgedankt, als er sich genötigt sah, im Jahre 1660 von neuem eine kriegstüchtige Schar auszurüsten.

Seit unvordenklicher Zeit stand den Hamburgern das Recht zu, ihre Schweine zur Eichelmast in den Sachsenwald im Lauenburgischen zu treiben. Im gedachten Jahre nun fiel es dem Herzog von Sachsen-Lauenburg ein, diese Gerechtsame zu bestreiten, indem er eine große Anzahl der mastsuchenden Borstentiere durch seine Leute wegnehmen ließ. Über diese Gewaltthat entstand in Hamburg eine gewaltige Aufregung, und besonders waren es die Fleischer, welche ein großes Geschrei erhoben, der ehrsame Rat dürfe eine solche Vergewaltigung nicht ungerächt lassen. Von allen Seiten bedrängt, entschlossen sich die Väter der Stadt, mehrere hundert Mann Reiter und Kriegsknechte mit Spießen und Büchsen in den Sachsenwald zu entsenden. Mehrere Dörfer wurden besetzt, und man machte bereits Anstalten, auf die Stadt Lauenburg zu marschieren, als der Herzog „um des lieben Friedens willen" erklärte, er wolle die Hamburger Gerechtsame anerkennen und von den weggenommenen Schweinen die noch lebendigen zurückgeben. Damit war die Angelegenheit vorläufig beigelegt. Aber schon nach elf Jahren erneuerte der Herzog den Versuch, den Städten Lübeck und Hamburg ihr wohlersessenes Recht auf die Eichelmast im Sachsenwalde zu verkümmern. Da entsandten die gekränkten Städte 400 Reisige gen Lauenburg. Der geängstigte Herzog gab sofort wieder nach und gelobte feierlich, die hanseatischen Schweine im Sachsenwalde „unturbiert und unbekümmert lassen zu wollen." Einen Verlust an Menschenleben hatte die kriegerische Stadtmiliz in diesem Feldzuge glücklicherweise nicht erlitten. Nur ein Reitersmann war vom Rosse gefallen, „das er nicht recht zu tummeln verstund" und hatte sich „das Beinwadl zerbrochen." — „Der Schweinekrieg," wie man den Feldzug nannte, wurde in Hamburg Gegenstand allgemeinen Spottes und Gelächters. Ein Speivogel, der Kandidat der Gottesgelahrtheit Magnus Gärtner, verfaßte eine satirische Schilderung des ominösen Feldzuges, durch welche der ehrsame Rat sich für höchlichst verunglimpft hielt. Er verurteilte den mutwilligen Libellisten, auf dem „ehrlosen Blocke" stehend feierlich Widerruf zu thun und „zur Bekräftigung dessen sich dreimal selber aufs Maul zu schlagen," aber der rechtzeitig gewarnte Historiograph des Schweinekrieges war dem Bruchvogt zuvorgekommen und war heimlich entflohen. „Es ist auch nichts Sonderliches aus ihm geworden, weil er seine Spottsucht nicht bändigen konnte.„ R. F.

Die Evangelischen Posens unter polnischer Herrschaft.

Wie es im Jahre 1793 bei der zweiten Teilung Polens um die Evangelischen in diesem Lande stand, erkennen wir aus den Berichten „Aus südpreußischer Zeit," die Dr. Beheim-Schwarzbach in der Zeitschrift des Posener Historischen Vereins veröffentlicht, aus denen die Intoleranz erhellt, welche von seiten der unter der Jesuitenherrschaft stehenden katholischen Kirche gegen die

unterjochten Evangelischen geübt wurde. Damals besaßen dieselben nur noch elf zusammengeschmolzene Gemeinden, denen man willkürlich das Vermögen entzog. Es muß damals ein Prediger Hunger gelitten haben, so kärglich waren die Gehälter bemessen. In Laßwitz hatte der Pastor eine jährliche Bareinnahme von 48 Thalern, von denen aber nur ein kleiner Teil wirklich einging. Der Schullehrer daselbst hatte 18 Thaler Gehalt und 8 Thaler und 22 Pfennige Nebeneinnahmen, denn die Pfennige spielten eine Rolle. In Thorn und Wola war kein Prediger mehr; ebenso in Posen, wo einst eine blühende, reiche Gemeinde mit zwei Kirchen bestand. Die Gebäude dieser evangelischen Gemeinde waren von den Jesuiten zerstört worden; so mußte sie sich denn später, als wieder ein Geistlicher da war, der 100 Thaler Gehalt erhielt, mit einem gemieteten Saale begnügen. Dieser, über der Wage am Rathaus gelegen, war nur durch eine schmale, hohe Treppe erreichbar, die für alte Leute kaum besteigbar. Der Fußboden war so dünn, daß man hier und da durch denselben herabschauen konnte; jedes Geräusch wurde vernommen. Durch die Decke drang der Regen, durch die Fenster heulte der Wind; der Sturm hob zuweilen ganze Fenster aus und zertrümmerte sie dicht an der Kanzel. So waren die Zustände der Evangelischen unter polnischer Herrschaft. Was Preußen hier zu schaffen hatte, als es diese Lande in Besitz nahm, läßt sich denken, und der Bericht Beheim-Schwarzbachs gibt dafür interessante Anhaltepunkte.

Es ist nicht alles „Licht,“ was glänzt.

Im gelobten Lande des elektrischen Lichtes, in Nordamerika, hat dasselbe einen schweren Mißerfolg erlitten. Seit kaum mehr als zwei Jahren war das Fahrwasser am Hell-Gate bei New York durch einen großartigen elektrischen Sonnenleuchtturm, der das Licht von 50000 Kerzenstärken entsendete, erleuchtet — jetzt hat nach einer Mitteilung des Zentralblattes für Bauverwaltung das Leuchtfeueramt in Washington beschlossen, die elektrische Beleuchtung vorläufig außer Betrieb zu setzen. Im vergangenen Sommer waren nämlich mehrfach Klagen eingelaufen, daß dieselbe mehr ein Hindernis als eine Hilfe für die Schiffahrt sei; die Behörde stellte daher unter denjenigen Gesellschaften und Reedereien, deren Schiffe den Long Island-Sund regelmäßig befahren, eine Art Enquete an, und weitaus die Mehrzahl der Befragten sprach sich gegen den Nutzen des elektrischen Lichtes aus: Lotsen und Steuerleute könnten zwar innerhalb der erleuchteten Fläche vortrefflich sehen, sobald sie jedoch aus letzterer herausgelangten, liefen sie wegen des grellen Gegensatzes zwischen Hell und Dunkel fast stets Gefahr, in dem engen Fahrwasser die richtige Steuerung zu verfehlen. Es ist damit nur einer Erscheinung Ausdruck gegeben, die man in kleineren Verhältnissen auf jedem elektrisch beleuchteten Platze leicht beobachten kann, die aber im großen bisher anscheinend noch nicht genug beachtet worden ist. Soviel wir wissen, ist z. B. auch die Hafeneinfahrt von Havre, die zur Flutzeit schwer zu passieren ist, elektrisch beleuchtet, ohne daß sich bis jetzt Schwierigkeiten für die Schiffahrt herausgestellt zu haben scheinen. Jedenfalls wird der Entschluß des Leuchtfeueramts der Union großes Aufsehen hervorrufen. H. H.

Der elektrische Fernwiderspiegelungsapparat.

Von Th. Schwartze.

Mit Hilfe der geheimnisvollen Naturkraft, die wir Elektrizität nennen, ist schon manches möglich geworden, was vorher selbst tüchtige Physiker für unmöglich erklärten. So ist denn nunmehr auch neben dem elektrischen Fernsprecher, dem Telephon, ein elektrischer Fernspiegler, das Telektroskop, aus der Flut der neuen Erfindungen aufgetaucht. Das Telektroskop soll dem Auge das bieten, was das Telephon dem Ohre gewährt. Wenn man aber meint, das sei ja schon mit dem Fernrohr geboten, so irrt man sich. Mit dem Fernrohr kann man nicht um die Ecke oder durch Mauern hindurchsehen; mit dem Telektroskop ist das aber möglich. Mit Benutzung dieses neuen Apparates wird man also das Vergnügen haben können, die Person, mit welcher man durch das Telephon sich unterhält, auch in einem daneben befindlichen elektrischen Spiegel von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und gleichzeitig kann man sich auch selbst mit dem Telektroskop durch elektrische Drähte hindurch auf meilenweite Entfernung widerspiegeln lassen. Diese Behauptung ist ernst gemeint. Und wenn der Fernspiegler auch noch nicht allen Anforderungen unserer geehrten Leserinnen in der Wiedergabe holdseliger Mienen zu entsprechen vermag, so beruht derselbe doch auf richtigen physikalischen Grundsätzen und ist für bescheidenere Ansprüche zur Thatsache geworden. Die ihm noch etwa anhaftenden Mängel wird die Elektrotechnik schon noch zu beseitigen wissen. Nach alledem dürfte es wohl erlaubt sein, auch im „Daheim“ eine kurze Beschreibung des interessanten Apparates zu geben.

Der Fernspiegler ist keine ganz neue Erfindung.

Es war im Jahre 1880, als durch amerikanische Blätter die Kunde lief, daß ein gewisser Carey in Boston ein Patent auf eine als Gegenstück der Fernsprechkunst auftretende elektrische Übertragungsmethode erhalten habe, wobei es sich anstatt der Übertragung von Schallwellen um die Übertragung von Lichtwellen handle. Diese Nachricht wurde sehr allgemein als eine der in Amerika öfter auftretenden Zeitungsenten mit spöttischem Achselzucken aufgenommen, obschon man vor Abweisung der Sache hätte bedenken können, daß etwa vier Jahre vorher die Nachricht von der Erfindung des Bellschen Telephons auch ungerechtfertigterweise als ein amerikanischer Schwindel begrüßt worden war. Etwas glaubhafter erschien die neue Erfindung nach Verlauf einiger Monate mit Rücksicht auf die Herstellung des Bellschen Photophons, durch welches die Übertragung von Schallwellen durch Lichtstrahlen ermöglicht wurde.

Das erste Telektroskop beruht auf der Benutzung des Selens, eines ziemlich seltenen silberweißen Metalls, welches die merkwürdige Eigenschaft besitzt, daß es gegen Licht und Elektrizität in Wechselwirkung sehr empfindlich ist. Diese

Empfindlichkeit des Selens äußert sich dadurch, daß dasselbe bei verschiedenartiger Lichtbestrahlung verschiedenartig elektrisiert wird und bei verschiedenartiger elektrischer Erregung das auf seine spiegelnde Fläche fallende Licht verschiedenartig zurückstrahlt. Um diese Eigentümlichkeit des Selens für seinen Zweck nutzbar zu machen, stellte Carey Spiegel her, welche aus kleinen spiegelnden Selenstückchen zusammengesetzt waren, und bei zwei derartigen, weit voneinander entfernten Spiegeln wurden die entsprechenden Selenscheibchen durch elektrische Leitungsdrähte miteinander verbunden, so daß Punkt für Punkt die verschiedenartigen elektrischen Zustände der Selenscheibchen des einen Spiegels auf den anderen übertragen wurden. Wurde nun von dem einen Spiegel das scharf beleuchtete Bild eines Gegenstandes aufgenommen, so spiegelte sich dasselbe, wenn auch noch in sehr unvollkommener Weise, im entfernten Spiegel wieder. Auch konnte man das Bild von dem zweiten Spiegel im Abdruck wiedergeben, wenn man ein chemisch vorberettetes Papierblatt auf dessen Fläche legte. Am besten gelang diese Wiedergabe durch die Spiegelübersendung einfacher, grob ausgeführter Zeichnungen. Die Wirkungsweise des Careyschen Apparates war also eine ziemlich unvollkommene, und die Einrichtung, der vielen Leitungsdrähte wegen, eine sehr schwerfällige. Viel sinnreicher noch und besser wirksam ist der neuerdings von P. Nipkow in Berlin hergestellte Fernspiegler, bei welchem die Übertragung der Spiegelbilder durch ein Telephon erfolgt und das Selen durch ein Mikrophon eigentümlicher Art ersetzt ist. Wir müssen uns hier nur auf eine ganz oberflächliche Beschreibung des Apparates beschränken.

Nipkows Telektroskop oder Telephotograph besteht in der Hauptsache aus zwei sehr rasch, aber mittels elektrischer Einrichtung ganz gleichmäßig rotierenden Scheiben, von denen die eine auf der Aufgabe- und die andere auf der Abgabestation sich befindet und die innerhalb gewisser Grenzen beliebig weit voneinander entfernt sein können. Jede dieser Scheiben ist mit einer großen Anzahl spiralartig angeordneter Löcher versehen. Auf die Aufnehmescheibe wird mittels einer Sammellinse das scharfbeleuchtete Bild des zu telephotographierenden Gegenstandes, z. B. das photographische Bild einer Person oder das Bild eines wirklichen Angesichts geworfen. Durch die spiralförmig angeordneten Löcher der rasch rotierenden Scheibe fällt das Bild in mosaikartiger Zerteilung auf das gegen die Lichteindrücke empfindliche Mikrophon, und ähnlich wie bei einem durch Schallwellen erregten Mikrophon werden die Lichtwellen als elektrische Wellen durch den Leitungsdraht nach einem Telephon fortgepflanzt. Dieses Telephon ist anstatt mit dem gewöhnlichen Schallblech mit einer spiegelnden schwingungsfähigen Platte versehen und befindet sich in geeigneter Entfernung vor der Abgebescheibe, die genau wie die Aufnehmescheibe rotiert und wie diese mit spiralartig angeordneten Löchern versehen ist. Die schwingende spiegelnde Platte des Telephons wird beleuchtet und reflektiert das Licht gegen seine rotierende Scheibe, die sich in einer photographischen Dunkelkammer hinter einer matten Glasplatte befindet. Auf dieser Glasplatte wird dann das übertragene Bild sichtbar und kann entweder unmittelbar mit dem Auge wahrgenommen oder photographiert werden. Da das Mikrophon auch für dunkle Wärmestrahlen empfindlich ist, so kann man unter geeigneten Umständen auch im Dunkel befindliche Gegenstände bildlich in die Ferne übertragen.

Wird gegen das Mikrophon der Aufnehmestation gesprochen, so gibt das Telephon der Abgebestation die Schallwellen als Lichtwellen wieder, welche sich photographieren lassen, so daß man also mit diesem Apparat auch Töne zu photographieren vermag, welche man durch Übung verstehen lernen könnte.

Sänger und Dichter.

Ach! könnt' ich doch in Töne bringen,
Was mir die Seele so bewegt,
Daß mich's empor auf Engelsschwingen
Bis in den höchsten Himmel trägt.
Das Wort will nicht dem Drang genügen,
Solch Hochgefühl, es liegt im Klang;
Und wie sich die Akkorde fügen,
Wird der Gedanke zum Gesang.

Uns hält das Wort, das sprachenschwere,
Wie Erdenstaub am Boden fest,
Wenn auf den Harmonien der Sphäre
Euch Klang und Rhythmus schweben läßt.
Ihr sel'gen Sänger leiht den Worten
Die Flügel eurer Melodie,
Und durch die weiterschloss'nen Pforten
Des Paradieses schweben sie.

Was wie ein ewig Gottesahnen
Gewoben in das weite All
Auf lichten, reinen Sternenbahnen,
Das sucht und hebt und faßt der Schall.
Wir Dichter aber übertragen
Dem ird'schen Ohre euren Ton,
Wir deuten, was die Klänge sagen,
Und zahlen so den Dichterlohn!

A. von Freydorf.

Agapemone.

Eine religiös-kommunistische Gesellschaft, deren Heiligtum den obigen Namen führt, findet sich in England, das neben Amerika so zahlreiche und eigenartige Sekten erzeugt hat. Die Agapemone steht in Somersetshire und gehört zur Ortschaft Spaxton. Über dem Hauptportale findet sich neben einer Flaggenstange ein Löwe, der den Löwen des Stammes Juda repräsentieren soll und weithin sichtbar erscheint. An den Predigten, die gewöhnlich Sonntags um drei Uhr nachmittags abgehalten werden, nehmen an 50 bis 60 Personen teil; aber der „Kommunismus," der dort getrieben wird, trägt ein ganz eigenes Gesicht, es ist ein Kommunismus mit zwei verschiedenen, streng gesonderten Klassen. Es ist ein Grundgesetz, daß in dieser religiösen Gemeinschaft alles gemeinsam ist, doch augenscheinlich mit der Beschränkung, innerhalb der beiden Klassen, und das Wort: „niemand darf sagen, daß er etwas besitzt," hat angesichts dieser Thatsache eine eigentümliche Bedeutungslosigkeit. Denn im Tempel der Agapemone sitzen die Reichen und die Armen,

die zugleich auch wohl die Gebildeten und die Ungebildeten vorstellen, keineswegs zusammen; die erste Klasse nimmt eine Erhöhung ein, die ein prächtiger Teppich schmückt, während die zweite sich mit der anderen Hälfte des Raumes begnügen muß, der einfache Holzbänke ohne Kissen und Verzierungen enthält. In der ersten Abteilung findet sich aller Luxus der bevorzugten Minderheit: ein kreisförmiger, fein ausgelegter Tisch mit kunstvoll geschnitzten Füßen, Schaukelstühle, Lehnsessel und Sofas, deren Bezüge in grellen Farben leuchten, eine ungemein kostbare Harfe, einer der teuersten Flügel, mehrere Spiegel, deren Rahmen schon von hohem Werte sind, Samtvorhänge, Armleuchter, große Vasen, die den modernen Renaissancestil zeigen — kurz, eine prachtvolle Ausstattung, deren einzelne Stücke in künstlerischer Manier so aufgestellt sind, daß dadurch eine gewisse Wirkung erzielt wird. Die Armen der zweiten Abteilung dürfen diesen Teil der Halle nicht betreten, ihren Thee nehmen sie in einem besonderen Nebengebäude ein, und dazu wird ein kurzes Gebet gesprochen, das durchaus nichts Herzliches oder Ermunterndes hat. Während die erste Klasse zum Thee mehrere Arten Kuchen und belegter Brötchen erhält, werden die Armen mit einem einfachen Gebäck abgespeist und bekommen nur das Nötigste, sie wohnen in Kämmerchen, die fast dürftig erscheinen, und bleiben auch noch nach ihrem Tode von den Wohlhabenden getrennt: in der Nähe der Agapemone sind zwei Kirchhöfe angelegt, der eine enthält Blumen, Marmorsäulen, Gedenktafeln, der andere ist nackt und kahl und trostlos.

Der Stifter dieser Sekte heißt Prince und ist ein schon ältlicher Mann, der in den Fünfzigern steht. Seit früher Jugend war ihm eine krankhafte Religiosität eigen, er war siech und leidend, behauptete allerlei Gesichte zu sehen, Erscheinungen zu haben, wunderbare Traumgestalten zu erblicken und Stimmen zu hören. Eine ältliche Jungfrau, die an den schwärmerischen Vorstellungen des jungen Mannes großes Wohlgefallen fand, ließ ihn auf ihre Kosten erziehen, da Princes Eltern nicht besonders wohlhabend waren. Prince zeigte sich erkenntlich; als er seine Studien beendet hatte, wurde er Prediger der anglikanischen Kirche und heiratete das Fräulein, das den Jahren nach seine Mutter hätte sein können. Lange blieb er indessen nicht im kirchlichen Verbande; er arrangierte „Gebetserweckungen," ungefähr im Stil der Methodisten, bei denen er viel Zulauf hatte, und da dies seinen kirchlichen Oberen nicht gefiel, trat er aus der Kirche aus. Ein anderer Geistlicher, ein Arzt und ein Ingenieur, die großes Vertrauen in ihn setzten und an seine göttliche Sendung glaubten, schlossen sich seiner Gemeinde an und bildeten den Kern derselben, neben ihnen aber noch drei ältliche, unverheiratete Schwestern, die großes Vermögen besaßen und dasselbe an Prince abtraten, damit er eine „religiös-kommunistische" Kirche bilde. Die Ehe ist in Princes Gemeinde ausgeschlossen, die vorher erwähnten drei Herren leben in einer „rein geistigen Ehe" mit diesen drei alten Jungfrauen. Aber die Verwaltung des Vermögens der Mitglieder der „Agapemone" scheint eine ungenügende gewesen zu sein, das Besitztum macht den Eindruck, als ob es verwahrlost sei. Während Prince selber, der Papst dieser sonderbaren Gesellschaft, sich früher mit einem Viererzug und einer Galakutsche zeigte, benutzt er jetzt einen einfachen Jagdwagen und sieht etwas gedrückt aus, da der Mammon schwindet. Die Thore, Gitter, Pfosten waren früher reich vergoldet; heute gewahrt man nur noch die Spuren dieses Luxus. Es geht bergab; umsonst suchte die Agapemone-Sekte neue reiche Mitglieder, aber die alten Fräuleins, die den Mittelpunkt bilden, haben nichts Verlockendes, Prince ist zahnlos und mißgestimmt, er war früher einmal ein tüchtiger Redner, aber das ist wohl schon lange her. Die armen Genossen möchte er gern los werden — kurz, das Projekt ist mißglückt, die Flamme der Begeisterung flackert nur noch dürftig, und an die Stelle der Glaubensfreudigkeit ist Mißstimmung und kleinlicher Hader getreten.

Es ist merkwürdig, daß die Engländer mit ihren kommunistischen Plänen seit je Unglück hatten. Auch die ersten Kolonieen derselben, in Neuengland wie in Virginien, waren auf kommunistischer Grundlage begründet, gediehen aber erst dann, als man den Kommunismus aufgegeben und beseitigt hatte. Die Lehre, die hierin liegt, wollen viele Menschen freilich nicht beherzigen; es sind diejenigen, die sich gegen die Wahrheit sträuben. H.

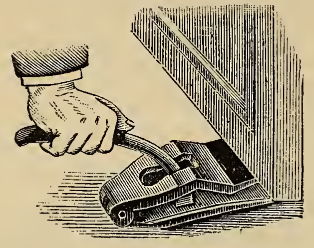
Zum Hungersport.

In einem alten medizinischen Werke: Traité de Primrose sur les erreurs vulgaires de la médicine, avec des additions par M. de Rostagny (Lyon 1689) findet sich im dritten Kapitel (S. 339) eine Abhandlung über Personen, welche mehrere Monate und mehrere Jahre leben können, ohne zu essen. Albert der Große, heißt es dort, versichert, einen melancholischen Menschen beobachtet zu haben, der sieben Wochen lang keine Speise und nur einen Tag um den anderen kleine Quantitäten Wasser zu sich nahm. — In Spanien haben einige wissenschaftliche Gewährsmänner (graves auteurs) ein junges Mädchen von 22 Jahren beobachtet, das bis dahin sich nur von reinem Wasser genährt hatte. — In Languedoc lebte nach glaubwürdiger Versicherung (selon des auteurs dignes de foi) ein übelbeleumdetes Frauenzimmer, welches drei Jahre lang keinerlei Speise zu sich nahm. — In Speier wurde eine Jungfrau beobachtet, welche drei Jahre lang „von der Luft lebte, welche sie einatmete." — Der „berühmte" Conciliateur (?) versichert, in der Normandie zwei Frauen gekannt zu haben, von denen die eine während achtzehn, die andere während fünfunddreißig Jahren keine Speise zu sich nahm. — Ermolao Barbaro berichtet, daß Papst Leo X und mehrere Fürsten einen Priester in Rom genau (sous bonne et fidèle garde) beobachten ließen, der mehrere Jahre hindurch nichts (quoi que ce fût) aß und ein Alter von vierzig Jahren erreichte. — Unser Gewährsmann empfiehlt das absolute Hungern als Kur und versichert, daß in Mainz ein junges Mädchen durch dreijähriges Hungern sich von einer schweren Krankheit, vollständig geheilt habe. R. F.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Amerikanischer Thürheber. Kreischende Thüren sind höchst unangenehm, aber das Heben derselben behufs notwendiger Ölung der Angeln ist beschwerlich und selten ist ein dazu geeignetes Instrument zur Hand. Diesem Mangel hat ein praktischer Amerikaner durch Konstruktion des



beistehend illustrierten einfachen aber sehr praktischen Werkzeuges abgeholfen; mit diesem durch Keil und Hebel arbeitenden Werkzeug kann man mit größter Leichtigkeit und ohne alle Gefahr des Quetschens von Hand oder Fuß die schwerste Thür in genügender Weise heben, ohne befürchten zu müssen, dieselbe ganz zu entangeln, wodurch öfter auch Verlegenheiten entstehen, indem das Einheben beschwerlich ist. Das hier abgebildete kleine Werkzeug wird mit seiner vorderen ziemlich scharfen Kante unter die Thür geschoben, worauf ein schwacher, mit Hand oder Fuß ausgeübter Druck genügt, um die Thür in ihren Angeln zu heben. Ist der Hebel einmal heruntergedrückt, so bleibt die Thür, ohne daß derselbe festgehalten zu werden braucht, infolge der Einrichtung des Apparates in der gehobenen Stellung stehen, so daß eine Person das Ölen bequem ausführen kann. Das Werkzeug ist zum Preise von 3 Mark in allen für solche Dinge in Frage kommenden Handlungen zu haben.

Gesundheitsrat.

F. R. in Leipzig. Ihre Frage: Ist das Anlecken der Briefmarken wirklich gefährlich, weil der aus Dextrin hergestellte Klebestoff giftig ist? hat uns Anlaß dazu gegeben, an maßgebender Stelle über diesen gewiß wichtigen Umstand Erkundigungen einzuziehen. Die hiesige Oberpostdirektion hat sich in liebenswürdigster Weise um genaue Auskunft an die Direktion der Reichsdruckerei gewandt, und von dort ist folgender, Ihre Frage vollständig beantwortender Bescheid eingetroffen: „Es ist richtig, daß vor einiger Zeit in der Reichsdruckerei Versuche darüber angestellt worden sind, ob und in welchem Mischungsverhältnisse dem bisher in der Reichsdruckerei verwendeten Gummi arabikum Dextrin zugesetzt werden kann. Unter den probeweise in den Verkehr gegebenen Freimarkenbogen sind nun leider, wie wahrgenommen worden ist, auch solche gewesen, deren Gummierung zufolge des Zusatzes einen gerbstoffähnlichen Geschmack hat. Irgend einen schädlichen Einfluß auf den menschlichen Organismus übt der bezeichnete Zusatz, der indessen wegen des wahrgenommenen Übelstandes für die Folge nicht beibehalten werden wird, durchaus nicht aus."

Rechtsrat.

Die hiesige Pfarrei besitzt einen Garten, dessen einzig möglicher Zugang über das Grundstück (Rasenfläche) eines Bauern führt. Der Bauer stellt nicht in Abrede, daß die Pfarrei einen Fußweg über sein Grundstück besitzt, dagegen verwehrt er, Erzeugnisse des Pfarrgartens mittelst eines Schiebekarrens auf diesem Fußwege herauszubefördern. Hat er dazu das Recht?

A. in O.

Falls die Pfarrei nicht schon dreißig Jahre lang offen und ungestört, auch ohne um Erlaubnis zu fragen, den Weg zum Fahren benutzt und dadurch das Recht dazu erworben hat, muß im Wege der Klage dem Bauern als sogenannte notwendige Servitut die Verpflichtung auferlegt werden, ein solches Befahren des Rasengrundstückes zu dulden, ohne welches die Pfarrei als Wohnung ordnungsmäßig nicht gebraucht werden kann.

Seit 1. Dezember 1884 bin ich Mitglied einer auf Grund des § 60 des Reichsgesetzes vom 15. Juni 1883 gegründeten Betriebskrankenkasse. Infolge eines Augenleidens konsultierte ich einen Spezialisten für Augenheilkunde in der nächsten größeren Stadt, welcher, um Heilung erzielen zu können, u. a. einmaliges Erscheinen wöchentlich anordnete.

Unsere Betriebskrankenkasse gewährt nach § 6 des Statuts: vom Beginne der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, freie Arznei, sowie Brillen, Bruchbänder und ähnliche Heilmittel. Hat nun die Kasse in solchen Fällen auch die Verpflichtung, das wöchentliche Reisegeld zum Arzte zu erstatten?

R. B.

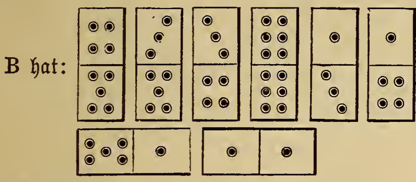
Die Verpflichtung der Krankenkasse darf doch wohl nicht weiter als auf die Kosten ärztlicher Behandlung am Orte ausgedehnt werden. Wenn man jedem Mitgliede das Recht beilegen wollte, zwecks Konsultierung von Spezialärzten Reisen zu machen, so würden die Kassen schwerlich bestehen können. Namentlich wenn, wie gewöhnlich, ein Kassenarzt bestellt ist, werden sich die Mitglieder lediglich an diesen zu halten haben.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. Die Summe der Augen auf den vier Steinen im Talon beträgt 24, auf den acht Steinen des A 19 weniger als auf den acht Steinen des C.

B hat:



A setzt aus. B setzt einen Doppelstein. C setzt an. A setzt an. B und C passen. A setzt an. B paßt. C setzt einen Doppelstein. A setzt an. B und C passen. A setzt an. B setzt einen Doppelstein. C paßt. A sperrt die Partie mit [1|6] an Eins.

Die Summe der Augen auf den zehn gesetzten Steinen beträgt 54, auf den beiden Steinen, welche A übrig behält, 9.

Was lag im Talon? Welche acht Steine hatte A? Welche beiden Steine hat C gesetzt?

2. Kreuzgruppe.

			A	A	A			
			A	B	E			
			E	E	E			
F	F	G	G	H	H	I	L	L
I	I	I	I	I	I	I	I	I
M	M	N	N	P	P	P	P	R
			R	S	S			
			U	U	U			
			U	V	V			

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen römischen Dichter,
2. einen sehr beliebten Baum,
3. die Heldin eines Goetheschen Stückes.

3. Rätsel.

Immer noch ward ich betrogen,
Wenn vom Leder ich gezogen,
Sei's zum Hiebe, sei's zum Stich —
Stets bekam die Schläge — ich!

Drum beschloß ich auszuwandern;
Und ich griff zu einem andern; —
Ging nach Würzburg hin zum Stein
Und ward dort ein edler Wein!

Pf. J.

4. Metamorphosen.

Metamorphose ist die stufenweise Verwandlung eines Wortes in ein anderes, wobei aber auf jeder Stufe nur ein Buchstabe geändert werden darf, und zwar auf dreierlei Art; nämlich:

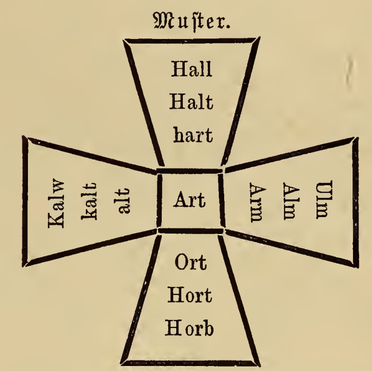
1. Weglassung eines Buchstaben, z. B. Brust — Brut.
2. Hinzufügung eines Buchstaben, z. B. Brut — Braut.
3. Ersetzung eines weggelassenen Buchstaben durch einen beliebigen anderen, z. B. Braut — Brauch.

Verboten ist dagegen die Versetzung der Buchstaben.

„ch" und „sch" gelten für einen einzigen Buchstaben. Doppellauter dagegen wie „eu," „au" zählen für zwei, ebenso „st," „sp" rc.

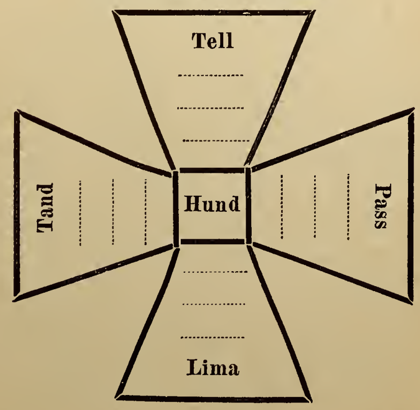
Zulässig sind nur Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zahlwörter, Zeitwörter, und zwar nur in der Grundform.

Muster.

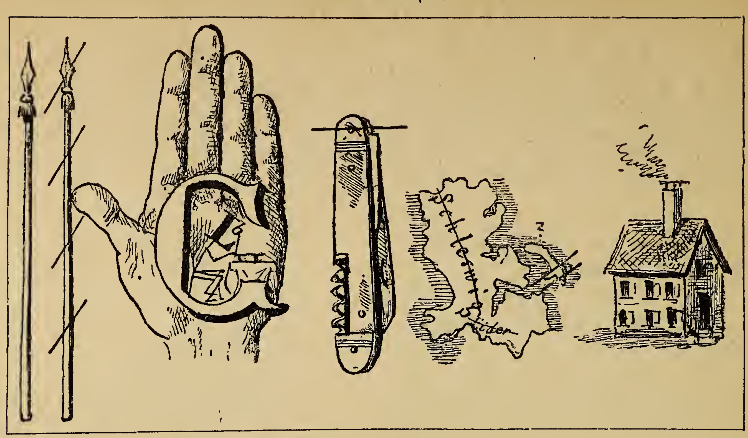


Nach dem obigen Muster sind die leeren Felder der folgenden Figur auszufüllen.

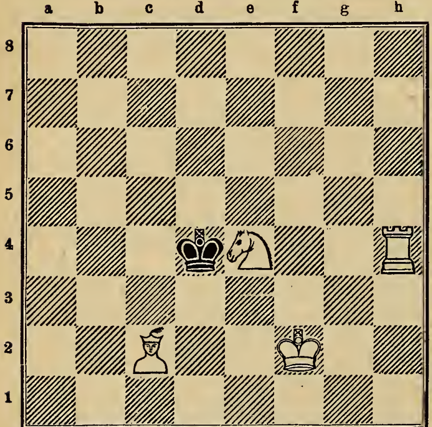
Metamorphosen-Aufgabe.



5. Bilderrätsel.



6. Schachaufgabe von E. A. Schmitt.



Weiß setzt mit dem vierten Zuge Matt.

7. Rätsel.

Ein Herrscher ist's, auf des Geheiß
Im Festkleid pranget Berg und Thal,
Der Baum und Strauch zu schmücken weiß
Und Blumen streuet ohne Zahl.

Ein Forscher ist's, der freudevoll
Solch Gotteswunder angeschaut
Und seiner Seele Dankeszoll
Der schnellen Feder anvertraut.

Doch denkest du des Forschers nicht,
Des ich dabei mit Dank gedacht,
Der Herrscher übt des Merkers Pflicht,
Sobald er neu im Land erwacht

Und lustig dich durch Busch und Strauch,
Durch Berge und durch Thäler führt:
Dann denkest du des Forschers auch
Und dankst ihm mit mir froh gerührt.

Pf. J.

8. Dreisilbige Scharade.

Sonst scheuchten wohl das nächt'ge Dunkel
Von eurem Weg die ersten Zwei,
Wo heut Gaskronenlichtgefunkel
Geleit gibt, bis die Nacht vorbei.

Wie langsam schlichen sonst die Stunden,
Wo es im Sturm jetzt vorwärts geht!
Wie schnell sind Raum und Zeit entschwunden,
Seit sich der Letzten Axe dreht!

Wem soll ich drum mein Ganzes bringen?
Wem gilt des Rätsels einfach Lied?
Es gilt dem fröhlichen Gelingen
Des Kampfs, dem Gott den Sieg beschied;

Es gilt den ernsten, großen Meistern,
Die sammelten des Volkes Kraft,
Und ihnen gilt's, den hellen Geistern,
Die Bahn gemacht und Licht geschafft.

Pf. J.

9. Dreisilbige Scharade.

Die Ersten vorzeiten
Willkommen dem Ritter,
Es brachen beim Streiten
Die Lanzen in Splitter.

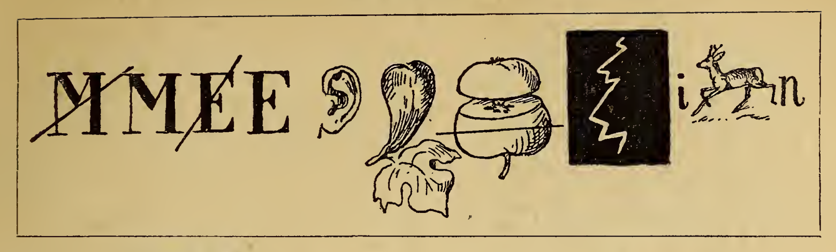
Die Dritte, gelesen
Am traulichen Platze,
Ist immer gewesen
Willkommen dem Schatze.

Das Ganze, geschrieben,
Kommt immer vom Hassen,
Kommt nimmer vom Lieben,
Du solltest es lassen! B.

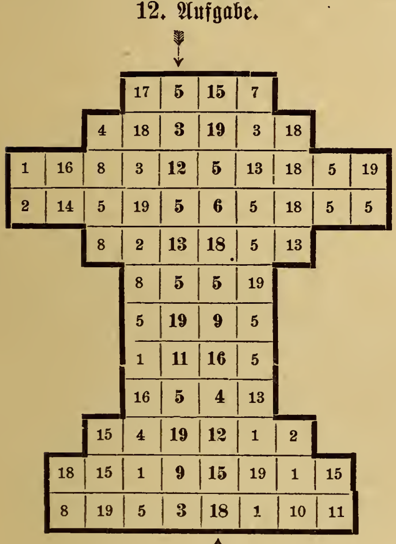
10. Rätsel.

Mich könnt als Festung ihr sehn in Frankreich; doch nehmt ihr das Herz mir,
Ström' ich durch Asien hin, bis mich mein Bruder verschlingt.

11. Bilderrätsel.



12. Aufgabe.



			17	5	15	7			
		4	18	3	19	3	18		
1	16	8	3	12	5	13	18	5	19
2	14	5	19	5	6	5	18	5	5
		8	2	13	18	5	13		
			8	5	5	19			
			5	19	9	5			
			1	11	16	5			
			16	5	4	13			
		15	4	19	12	1	2		
	18	15	1	9	15	19	1	15	
	8	19	5	3	18	1	10	11	

Ersetzt man die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so bezeichnen die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge:
1. Einen dramatischen Dichter,
2. einen Titel,
3. einen Planeten,
4. einen See in Afrika,
5. eine deutsche Festung,
6. einen deutschen Chemiker,
7. eine im XII. und XIII. Jahrhundert viel verfolgte christliche Sekte,
8. eine Stadt in Spanien,
9. einen ägyptischen Gott,
10. eine Stadt an der Elbe,
11. den Namen zweier Städte am Oberrhein,
12. ein Werkzeug für Schuhmacher.

Die senkrechten Mittelreihen ergeben, in der Richtung der Pfeile gelesen, ein deutsches Sprichwort.

13. Rätsel.

Als Macht bekannt,
Die streng regiert
In fernem Land
Und Kriege führt,

Hier hoch und weit,
Dort eng und klein,
Führ' ich zu Leid
Und Freuden ein. Fr. St.

14. Kapselrätsel.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Die obigen Verse von Schiller enthalten (aber in anderer Reihenfolge):
1. einen Titel,
2. einen Bewohner von Südafrika,
3. einen Planeten,
4. einen Fluß,
5. einen anderen Fluß,
6. einen anderen Fluß,
7. einen Schluß.

15. Arithmogriph.

13	3	5	11	**1**	19	17	6	16
18	1	4	**4**	1	**19**	8	1	1
17	2	**11**	19	3	2	**5**	7	8
3	**5**	15	1	19	5	1	**8**	8
19	1	9	14	19	2	5	11	**4**
8	**2**	5	12	4	1	13	**9**	6
13	2	**10**	10	2	19	**6**	5	3
10	3	4	**4**	1	**19**	2	2	13
14	19	2	8	**3**	13	3	1	5

Werden die Ziffern dieses Quadrats durch bestimmte Buchstaben ersetzt, so entstehen in den wagerechten Reihen bekannte Wörter, und die für die fett gedruckten Ziffern gesetzten Buchstaben nennen einen deutschen Dichter. Die wagerechten Reihen bezeichnen:
1. ein Schloß Ludwigs II von Bayern,
2. einen See in Schweden,
3. einen römischen Kaiser des II. Jahrhunderts,
4. eine Grafschaft und Stadt in Schottland,
5. einen berühmten Maler,
6. ein Kastell bei Neapel (auch auf Malta),
7. die Proletarier einer Stadt Italiens,
8. einen gefährlichen Fisch Südamerikas,
9. ein Reich in Südamerika.

16. Dreisilbige Scharade.

Die letzten Zwei sind allen eigen,
Die Erste wird nicht jeder zeigen;
Doch hilft sie uns das Schwerste tragen,
In Kampf und Mühen nicht verzagen.

Ist sie dem Schwachen karg gegeben,
So können ihm doch neu beleben
Die Erste seine Zwei und Drei.

Das Ganze wird nur da geboren,
Wo Scherz und Lust ihr Maß verloren.
Drum gib ihm nie die Zügel frei.

Fr. St.

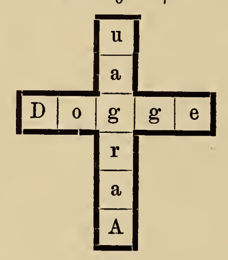
(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in II. Band, Heft 3.

1. Bilderrätsel. Amazonen.

2. Homonym. Richter.

3. Kreuzrätsel.



4. Buchstabenrätsel.

Erz — Herz — Scherz — Sterz — Nerz.

5. Damespielaufgabe.

1. h 2 — g 3 — 1. D c 1 — d 2 oder e 3
2. D f 6 — g 7 — 2. h 8 — f 6
3. g 3 — f 4 — 3. D d 2 (e 3) — g 5
4. h 6 — f 4 und gewinnt.

A.

1. . . . — 1. D c 1 — a 3
2. D f 6 — b 2 — 2. D a 3 — c 1
3. g 3 — f 4 — 3. D c 1 — g 5
4. h 6 — f 4 — 4. h 8 — g 7
5. f 4 — g 5 gewinnt.

6. Diagonalrätsel.

N	I	E	M	A	N	N
B	e	l	i	s	a	r
U	r	u	g	u	a	y
P	l	e	j	a	d	e
C	a	n	t	a	t	e
J	o	s	e	p	h	e
D	e	s	s	o	i	r

7. Dreisilbige Scharade. Sokrates.

8. Bilderrätsel.

Weh' dem Manne, der an seinem eignen Herde
Ein ungerat'nes Kind sich groß gezogen.
In ihm ernährt er seine eigne Not
Und wird in ihm zum Spott für seine Feinde.
(Sophokles.)

9. Viersilbige Scharade.

Weltgeschichte.

10. Quadraträtsel.

S	c	h	e	f	f	e	L
C	h	a	m	i	s	s	o
H	a	n	n	o	v	e	r
U	r	g	r	a	n	i	t
M	o	l	l	w	i	t	z
A	n	t	i	v	a	r	i
N	a	p	o	l	e	o	n
N	a	u	m	b	u	r	g

11. Schachaufgabe.

1. T g 6 — d 6 — 1. L e 7 — d 6: am besten
2. b 2 — b 3 † — 2. K c 4 — d 3 oder — c 5
3. D b 7 — h 7 oder d 2 — d 4 ‡

12. Worträtsel. Magazinfeuer.

13. Bilderrätsel. Finnischer Meerbusen.

14. Schlüssel zum Königszug.

	18	17	16	41	40	39	
22		19	15	42	38		35
23	21	20	43	14	37	36	34
24	25	45	44	13	12	32	33
47	46	26	27	30	31	11	10
48	50	51	28	29	6	7	9
49		52	56	1	5		8
	53	54	55	2	3	4	

Auflösung des Königszugs.

Im Korn, am Feldweg und auf dem Rain
Blüht so vieles im Sonnenschein,
Man rauft es aus und trägt's nach Haus,
Und getrocknet sieht es erbärmlich aus.
Was man doch nicht besitzen kann,
Laß stehn, wo's steht, und freu' dich d'ran.

Johannes Trojan.

15. Kapselrätsel.

1. langer Zeit = Erz
2. Da stürzt = Ast
3. ein Schacht = Eins
4. die bei = Dieb
5. bei der = Eid
6. waren sie = Ens
7. kleines Taschenbuch = Nest
8. sei der = Eider
9. er in dieser = Rind
10. Nach einem = Heine
11. fand es = des
12. schrieb er = Eber
13. wohl ein = Lein.

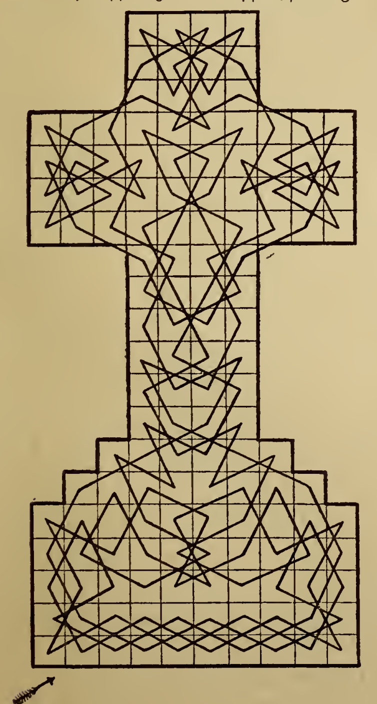
16. Rätsel. Flecken.

17. Rätsel. Magenta — Agent.

18. Schachaufgabe.

1. Da1—f1   1. Ke4—d5 (e5 oder f5)
2. Df1:b5†   2. Beliebig
3. D♯ Andere Spielarten leicht.

19. Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Wie feierlich hat es gewittert
Auf Pfingsten so früh schon am Tag;
Wie haben die Berge gezittert
Des Donners elektrischem Schlag;
Wie strömte so gnädig der Regen
Hernieder zur durstigen Flur,
Wie dampfet vom himmlischen Segen
Ringsum die erquickte Natur!

Wie glänzt der gereinigten Lüfte
Durchsichtig krystallenes Blau,
Wie wallen berauschende Düfte
Balsamisch durch Garten und Au,
Wie perlet, vom Regen erfrischet,
Der Blumen holdseliger Flor,
Wie jubelt harmonisch gemischet
Der Vögelein munterer Chor!
Gerok (aus Pfingstgewitter).

20. Bilderrätsel.

Hundertfünfundsiebzigste preußische Klassenlotterie.

21. Dechiffrieraufgabe.

(In der Aufg. steht a für g, b für h, c für i u. s. f.)

Zünde in den Herzen allen,
Strahl der Pfingsten, Geist des Herrn!
Steig' empor in Tempelhallen
Als der Wahrheit Morgenstern;
Daß vor deinem Licht verschwinde,
Was verdunkelnd sich durchweht,
Daß in dir sich neu verbinde,
Was sich feindlich ferne steht! Ada Linden.

22. Buchstabenrätsel. Ente — Ende.

24. Rätsel. Hof.

25. Zweisilbige Scharade. Kunstwein.

26. Buchstabenversetzung.

Aus den Wörtern „des, Spree, Newa, Dunst, Gift, Neff, Rad" erhält man durch Umstellen der Buchstaben: „Pfingsten war das Fest der Freude."

27. Ergänzungsrätsel.

Nun öffnet weit die Pforten
Der Herr am Himmelszelt,
Nun wehet allerorten
Sein Odem durch die Welt.

Nun blitzt zu unsern Füßen
Herauf der blaue See,
Und Frühlingsboten grüßen
Herab aus lichter Höh!

Auflösungen der Preisaufgaben in II. Bd. Heft 3.

Auflösung der Zweisilbigen Scharade.

„Angstschweiß.“

Die Prämie von 20 Mark erhielt: Fräulein Marie Ferber in Gera.

Auflösung des Citatenrätsels.

„Dem Verdienste seine Krone.“
(Aus Schillers „An die Freude.“)

Die Prämie von 20 Mark erhielt Herr Prediger Dr. G. Held in Lossow.

Preisaufgaben.

Magische Spirale.

In nebenstehender Spirale sind in die leerstehenden 64 Felder die 16 Wörter:

Aber, Adel, Affe, Beil, Erie, Erle, Erle, Hall, Hall, Igel, Lira, Meer, Nase, Rose, Thee, Ufer,

derart radial einzutragen, daß die 16 Buchstaben, die auf jede der 4 Spiralen zu stehen kommen, vom Centrum aus nach außen gelesen, je vier andere Wörter ergeben.

Zweisilbige Scharade.

Geheiligt sind die Rechte, welche Sitte
Und Anstand meiner Ersten stets verleihn,
Du wirst sie ehren in der Deinen Mitte
Doch kannst du dort sie niemals selber sein.
Von alters her war wenigen beschieden,
Der Zweiten als Berechtigter zu nahn,
Und liebst du deiner Seele stillen Frieden,
So schaust du klüglich nur von fern sie an.
Doch wirst du sie bequem und nützlich finden,
Kannst deinem Hause du sie eng verbinden.
Das Ganze ist der Ersten stets geweiht,
Die ihm vergibt mit mehr als Dankbarkeit.

Für die Lösung jeder dieser beiden Aufgaben setzt die Redaktion einen Preis von je 20 M. aus. Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los über den Preis. Auflösung und Preisverteilung im nächsten Hefte.

Zur Prämiierung werden nur solche Lösungen zugelassen, die auf der Adresse den Vermerk „Spielecke“ tragen.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Mater Dolorosa.
Deutsches Holzbildwerk eines unbekannten Meisters vom Anfange des XVI. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg.



Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1886/87. II. Band. Heft 5, Juli 1887.

Käthchen Hortensius.

Eine Erinnerung von Th. H. Pantenius.

Ich verbrachte die Zeit von meinem neunten bis zu meinem sechzehnten Jahre im Hause eines meiner Onkel, der Pastor in Ulmenhof war. Das Pastorat Ulmenhof liegt in Kurland, am rechten Ufer der Semgaller Aa, etwa eine Viertelwegstunde unterhalb der gleichnamigen Domäne.

Dem Gute Ulmenhof gegenüber liegt eine andere, viel kleinere Domäne, namens Inzau, und diese beiden Höfe bildeten die einzige Nachbarschaft des Pastorates, denn die zahlreichen Bauernhöfe, die weithin das Land bedecken und die kirchliche Gemeinde Ulmenhof bilden, gehörten damals zu verhältnismäßig weitab liegenden Gütern, deren Besitzer noch dazu auf anderen Herrschaften residierten. Unglücklicherweise waren nun die beiden oben genannten Güter während der ersten Jahre, die ich im Pastorat verbrachte, in den Händen von Bauern und kamen daher gesellschaftlich nicht in Frage. Infolgedessen waren wir in bezug auf den Verkehr ganz auf die doch immerhin mehrere Meilen entfernte Stadt angewiesen. Mein Onkel und meine Tante litten freilich unter diesem Umstande nicht allzusehr, denn sie waren von Natur wenig gesellig und hatten sich im Laufe der Jahre an ihre Einsamkeit inmitten so vieler menschlicher Wohnstätten ganz gewöhnt. Mein Onkel war nicht nur ein eifriger, sondern auch ein gelehrter Landwirt, und meine Tante war passionierte Gärtnerin, beide aber hatten in keiner Weise das Bedürfnis, ihre Leistungen, die sehr hervorragend waren, von anderen Leuten bewundert zu sehen. Es genügte ihnen das Bewußtsein, daß sie den umwohnenden Bauern in bezug auf Feld und Garten mit dem besten Beispiele vorangingen, und daß sie dieselben bei der Einführung des Kleebaues, beziehungsweise bei der Anlage von Obstgärten mit Rat und That unterstützen konnten. Auch meine beiden Vettern waren von der Wiege ab an diese Einsamkeit gewöhnt und fanden sie daher ganz in der Ordnung. Umsomehr litten unser Lehrer und ich unter ihr. Der erstere, ein hübscher junger Fant, der voll ästhetischer Neigungen steckte, vorzüglich deklamierte und vortrefflich sang, war in der That in Ulmenhof eigentlich nicht an seinem Platze und wurde dort, wie ich glaube, nur durch ein sehr hohes Gehalt festgehalten. Ich meinerseits kam aus der Stadt, aus einem großen, munteren Familien- und Bekanntenkreise.

Man kann sich daher denken, wie der Herr Kandidat und ich die Ohren spitzten, als mein Onkel eines Mittags meiner Tante mitteilte, daß der Pächter von Inzau das Gut an Adolf Hortensius abgetreten habe, und daß zu Georgi Hortensius und seine Enkelin auf dasselbe übersiedeln würden.

„Ist das der Dorotheenhöffsche Hortensius?" fragte meine Tante.

„Ja," war die Antwort. „Ich habe schon seit längerer Zeit gehört, daß er sich auf Dorotheenhof nicht würde halten können. Für Inzau reicht sein Kapital vielleicht aus."

„Ist die Enkelin schon erwachsen?" fragte der Kandidat, und seine Augen leuchteten.

„Ja, sie soll siebzehn Jahre alt sein."

„War ihr Vater oder war ihre Mutter ein Kind des Dorotheenhöffschen?"

„Der Vater. Er hat es seinerzeit ebensowenig zu etwas bringen können, wie der Alte selbst, und sich ebenso wie dieser in allen möglichen Sätteln versucht, ohne je von der Stelle zu kommen. Es ist sehr zu beklagen, daß eine so alte und so verdiente Familie so enden muß."

„Sind sie nicht auch mit uns verwandt?" fragte meine Tante.

„Allerdings. Deine und meine Urgroßmutter war eine geborene Hortensius, Eleonore Hortensius, die dritte Tochter von Christian Hortensius, Pastor zu Durben. Die älteste Tochter, Dorothea, heiratete einen Roßberg, und die zweite, Margarete, einen Holm. Daher schreibt sich unsere Verwandtschaft mit den Roßbergs und den Holms."

„Der Vater des jungen Mädchens ist tot?" fragte der Kandidat.

„Ja. Der Vater und die Mutter."

„Was für eine Geborene war die Mutter?"

„Das weiß ich nicht. Sie war, wie ich glaube, von gemeiner Herkunft, und die Ehe wurde gegen den Wunsch des alten Hortensius geschlossen."

Damit hob mein Onkel die Tafel auf.

Von da ab bis zu Georgi verbrachten mein Lehrer und ich unsere Mußestunden zum guten Teil damit, uns ein Bild von Fräulein Hortensius zu entwerfen und es mit allen Reizen auszuschmücken. In bezug auf den Herrn Kandidaten ist das ja freilich nur eine Vermutung, aber sie ist gewiß keine irrige. Wie wäre er sonst darauf gekommen, sich schon Ende März zwei neue Sommeranzüge aus der Stadt mitzubringen? Auch hing es wohl zweifellos mit Fräulein Hortensius zusammen, daß er jetzt allabendlich statt des sonst üblichen: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand" ein sentimentales Lied sang, das mit den Worten begann: „Drei Wünsche hegt' ich im liebenden Herzen." Ich meinesteils zog mir dadurch eine lange Strafarbeit zu, daß ich Raphael Kühners lateinische Grammatik mit weiblichen Köpfen, die ein ausgesprochen griechisches Profil hatten, verzierte.

Endlich kam der heißersehnte Georgitag, und wir erfuhren am Abend desselben von den Dienstboten, daß die neue Herrschaft in Inzau eingetroffen sei. Wir machten uns infolgedessen am folgenden Tage noch mehr als sonst am Flusse zu schaffen, konnten aber in Inzau nichts gewahren als ein paar Pferde, und diese waren die jammervollsten Mähren, die unsere Augen je gesehen hatten. Immerhin mußte uns schon der nächste Tag den Anblick von Fräulein Hortensius bringen, denn er war ein Sonntag, und man konnte mit Gewißheit annehmen, daß die neuen Inzauschen die Kirche besuchen würden.

Am Sonntagmorgen war jeder von uns bemüht, sich ein möglichst vorteilhaftes Aussehen zu geben. Ein Haarwirbel am Hinterkopfe machte mir in dieser Beziehung am meisten zu schaffen, denn so sehr ich diesem abscheulichen Büschel auch mit Öl, Kamm und Bürste zu Leibe ging, so erhob er sich doch immer wieder und verdarb mir den Scheitel. Während dieses Kampfes, der natürlich vor dem Spiegel ausgefochten wurde, machte ich noch eine andere, mich höchst peinlich berührende Entdeckung, die nämlich, daß ich nichts weniger als hübsch war und in diesem Punkte eine Konkurrenz mit meinen Vettern durchaus nicht aushalten konnte. Und wie wurde mir erst, als der Herr Kandidat sein Zimmer verließ, angethan mit einem Rock, der auf den Schultern zwei Finger breite Puffen hatte, einer blau und weiß karrierten, von einer goldenen Busennadel zusammengehaltenen Krawatte, und Beinkleidern, die um das Knie eng, unten drei Viertel des Fußes bedeckten.

Ich war auf der Fahrt zur Kirche sehr kleinlaut, dachte aber trotzdem während des ersten Liedes nur an die Inzauschen und sah mich unter allerlei Vorwänden so oft als möglich nach der Kirchenthür um. Endlich kamen die Erwarteten. Der alte Hortensius war ein großer, sehr schlanker Mann. Obgleich er in keiner Weise an den Typus des kurländischen Adels erinnerte, hatte die ganze Erscheinung doch etwas entschieden Vornehmes. So oft mir später das Goethesche: „Sie scheinen mir aus einem edlen Haus; sie sehen stolz und unzufrieden aus" einfiel, mußte ich an den alten Hortensius denken. Auch sein Anzug erhob, obgleich er schäbig war, doch gewisse Ansprüche auf Eleganz. Da sein rechtes Bein steif war, stützte er sich mit der Rechten auf einen Krückstock, während die Linke in dem Arme seiner Enkelin ruhte. Ja, diese Enkelin! Ich habe in meinem späteren Leben manche berühmte Schönheit gesehen, aber nie wieder ein Weib, das sich in Bezug auf sein Aussehen mit diesem Mädchen hätte vergleichen können. Groß und kräftig gebaut, waren ihre Glieder, doch von vollendetem Ebenmaß. Sie hatte reiches, aschblondes Haar, das in zwei breiten Flechten um ihren Hinterkopf geschlungen war, einen unerhört weißen, zarten Teint und so blaue Augen,

wie man sie sonst nur bei kleinen Kindern findet. Das liebliche Oval des Gesichtes, die feingeschnittene Nase und der kleine rote Mund bildeten ein entzückendes Ganzes.

Als sie jetzt an der Seite ihres finster blickenden Großvaters den großen Gang in der Mitte der Kirche heraufschritt, kam und ging das Blut auf ihren Wangen. Sie wußte offenbar nicht recht, ob sie sich auf die Frauenseite begeben oder bei dem alten Herrn bleiben sollte, schließlich nahm sie aber doch neben letzterem, auf der Bank unmittelbar vor uns Platz.

Ich erinnere mich noch lebhaft, in welche Aufregung diese Nachbarschaft mich versetzte. Ich hoffe, daß ich nie wieder einem Gottesdienste so zerstreut beiwohne.

Nach Schluß desselben gingen Herr Hortensius und seine Enkelin auf meinen Onkel und meine Tante zu und stellten sich ihnen als Nachbarn und Verwandte vor. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß Fräulein Hortensius Käthchen hieß.

Als die Begrüßung mit den Erwachsenen vorüber war, reichte Käthchen auch jedem von uns Knaben ihre große, schön geformte Hand. „Auf gute Nachbarschaft, Vetter," sagte sie lächelnd und zeigte dabei die lieblichsten Grübchen.

Entzückt, wie wir waren, bemühten wir uns draußen, dem alten Herrn in den Wagen zu helfen, aber er wies unsere Hilfe zurück und stützte sich nur auf seine Enkelin. Indem er sich in den Wagen hob, blieb ein Knopfloch seines Mantels in dem Haken, an welchem das Spritzleder befestigt wird, hängen und zerriß. Obgleich nun Käthchen an diesem Unfall ganz unschuldig war, fuhr der Großvater sie doch heftig an. „So sieh dich doch vor," schrie er zornig.

Käthchen errötete über und über, erwiderte aber kein Wort.

Da die Inzauschen aufgefordert worden waren, im Pastorat zu Mittag zu essen, fanden wir uns dort wieder zusammen. Die Unterhaltung während der Mahlzeit war nicht allzu belebt, denn der alte Hortensius sprach nur wenig, und auch Käthchen verhielt sich den lebhaften Mitteilungen des Kandidaten gegenüber durchaus passiv. Sie war offenbar nur wenig an geselligen Verkehr gewöhnt, denn sie errötete, sobald jemand sich mit einer Frage an sie wandte. Sehr unangenehm berührte uns alle der unhöfliche und nichtachtende Ton, in welchem der Großvater mit seiner Enkelin sprach. Als meine Tante beim Aufbruch der Gäste die Bemerkung machte, daß Käthchens dünner Mantel sie nur sehr ungenügend vor dem Ostwinde schützen könne, und in sie drang, ein Tuch mitzunehmen, rief der alte Herr ungeduldig: „Lassen Sie sie doch nur, gnädige Frau. Sie ist mir ohnehin nur zu sehr verwöhnt."

„Das kann ich nicht finden," meinte meine Tante.

„Sie kennen sie eben noch nicht genug," war die Antwort.

Als der Wagen aus dem Thore rollte, bemerkte meine Tante: „Das arme Mädchen scheint mir auch nicht auf Rosen gebettet zu sein."

Mein Onkel zuckte die Achseln: „Nichts ist schärfer und eckiger," erwiderte er, „als ein Mann aus guter Familie, der nichts Rechtes geworden ist."

Oben aber, im Lehrer- und im Schülerzimmer, brannten die Herzen lichterloh. Der Kandidat sang die „Drei Wünsche" heute Abend wohl ein halbes Dutzend Mal nacheinander, und wir drei dachten auch an nichts anderes als an Käthchen Hortensius. Ich glaubte zu wissen, daß der Großvater sie arg mißhandelte, und ich empfand ein so tiefes Mitleid mit ihr, daß ich am Abend lange nicht einschlafen konnte. Meinen Vettern erging es wohl nicht viel anders, wenigstens sagte Robert etwa eine halbe Stunde, nachdem das Licht ausgelöscht worden war, plötzlich: „Ist das Mädchen aber schön!" und Emil erwiderte eine halbe Stunde später auf meine besorgte Frage, ob er Schmerzen halber so kläglich stöhne: „Nein, aber ich bin furchtbar verliebt in Käthchen Hortensius."

Der Verkehr mit den Nachbarn in Inzau kam nur sehr langsam in Gang. Wohl erwiderten die Unsrigen den Besuch, aber die Hortensius ließen sich lange nicht wieder im Pastorat blicken, und mein Onkel und meine Tante schienen ihr Ausbleiben nicht gerade zu bedauern. Der Kandidat erzählte uns in einer mitteilsamen Stunde, daß der alte Herr nichts weniger als liebenswürdig gegen seine Gäste gewesen sei, und er fügte hinzu, daß es in Inzau keineswegs wohnlich aussähe. „Der Alte muß sehr arm oder sehr geizig sein," hieß es zum Schluß.

Diese Alternative drängte sich auch uns auf, wenn wir die jammervollen Inzauschen

Ackerpferde oder die halbverhungerten Rinder betrachteten. Dazu stimmten übrigens auch die Berichte der Dienstboten. In Inzau war Schmalhans in ganz unerhörter Weise Küchenmeister. Die dortigen Leute sollten ferner nicht genug davon zu erzählen wissen, wie unfreundlich der Alte seine Enkelin behandelte.

Unter diesen Umständen erlosch das Interesse für die schöne Nachbarin in den Herzen meiner Vettern fast so schnell wie es gekommen war. Sie erklärten die Hortensius für „Knoten" und wandten ihre Teilnahme ausschließlich den Krebsen zu, deren Fang mit dem ersten Monat ohne „r" begonnen hatte. Der Kandidat machte noch einen Besuch in Inzau, bekam dort aber nur den alten Herrn zu Gesicht und wandte infolgedessen — durch und durch windig, wie er war — seine Aufmerksamkeit wieder ganz einer in Bauske lebenden Kousine zu, einer jungen Dame, deren Gesicht, nach ihrem Daguerreotyp zu schließen, einen ausgesprochen japanesischen Typus haben mußte. Nur in meinem Herzen saß der Pfeil tief und fest. Das Bild des schönen Mädchens stand vor mir, wo ich ging und stand, und der Umstand, daß ihr Großvater so unfreundlich mit ihr umging, erfüllte mich mit tiefem Mitleid. In einsamen Stunden gaukelte mir meine Phantasie entzückende Bilder vor. Ich wurde nach ganz unerhört schnellem Studium Pastor und führte Käthchen heim auf das trauliche Pastorat. Dort sammelten wir feurige Kohlen auf das Haupt des harten Großpapa, indem wir ihm in unserm Hause ein höchst behagliches Dasein bereiteten.

So berauschend diese Bilder auch waren, so konnten sie mich doch für die traurige Gegenwart nicht entschädigen. Käthchen war und blieb nämlich durchaus unsichtbar. Ich umschwärmte nicht nur vergeblich zu Boot und zu Fuß den Hof, nein, die Hortensius ließen sich auch nicht einmal mehr in der Kirche blicken. Hätte ich es nicht besser gewußt, so hätte ich annehmen müssen, die Episode Hortensius sei nur ein Traum gewesen, und Inzau würde noch von seinen früheren Insassen bewohnt.

So vergingen Mai und Juni und die Sommerferien, in die mich Käthchens Bild begleitete. Erst nach Ablauf der letzteren war es mir vergönnt, mich dem Original wieder zu nähern, da mein Onkel mich eines Nachmittags mit einem Briefe nach Inzau schickte.

Nie machte sich ein Bote froheren Herzens auf den Weg. Es war ein warmer, schöner Augusttag. Auf den Feldern war überall die Ernte im Gange, auf den Wiesen weideten die Rinderherden. Ich ging am Flusse entlang, bis ich ein Boot fand, und setzte dann über denselben. Noch ein paar hundert Schritte und ich befand mich im Garten von Inzau.

Der Vorgänger des derzeitigen Pächters hatte keinen Sinn für Ästhetik gehabt, aber er hatte unter dem Einflusse meiner Tante an die Stelle des Parkes, den er umhieb, einen Obstgarten treten lassen. Jetzt waren alle Zweige voll von Äpfeln, Birnen und Pflaumen, von denen von Zeit zu Zeit eine frühreife Frucht in das Gewirr von Gräsern und Nesseln herabfiel, das die Bäume rings umgab. In der Giebelseite des Wohnhauses, die auf den Garten hinausging, waren alle Fenster geöffnet, und der Zugwind spielte in einem derselben mit weißen Vorhängen. Ich dachte mir, daß dort Käthchens Schlafzimmer sein müsse.

An der Ecke des Hauses führte eine nur in einer Angel hängende Zaunthür in den Hof, der ganz so menschenleer war wie der Garten. Nicht einmal ein Hund ließ sich sehen oder hören. Offenbar war alles, was in Inzau lebte, hinausgezogen auf die Felder zur Erntearbeit.

Das Wohnhaus sah alt und verfallen aus. Vor der Hausthür befand sich eine kleine Veranda, deren Dach auf einer dünnen Holzsäule ruhte, und hier wiesen ein paar rohe Holzbänke darauf hin, daß diese Stätte bewohnt war.

In dem Flur, aus dem eine leiterartige Treppe zu einem viereckigen Loche in der Decke emporführte, war es dunkel und kühl. Ich klopfte erst an der Thür, die nach links, dann an der, die nach rechts hin führte, aber es blieb alles still. Nun klinkte ich die Thür auf und betrat ein saalartiges, weißgetünchtes Zimmer, offenbar das Wohnzimmer. Hier standen ein Sofa und einige gepolsterte Stühle an den Wänden entlang, und vor das Sofa hatte man einen sehr großen runden Tisch gestellt. Sofa und Stühle waren mit schwarzem Glanzleder, welches bereits vielfach abgesprungen war, überzogen. Der Fußboden bestand aus roh gehobelten, ungestrichenen

Brettern, die Querbalken der Decke waren dagegen weiß getüncht.

Ich kehrte auf den Flur zurück und öffnete die andere Thür. Wieder ein großes, weiß getünchtes Zimmer. An dem einen Fenster stand ein viereckiger Tisch aus unpoliertem Fichtenholz, der durch ein plumpes Tintenfaß, mehrere Tintenflecke und einen Packen groben Löschpapiers in Groß-Oktav als Schreibtisch gekennzeichnet war. Ein Stuhl mit Schilfsitz vor dem Tische und zwei andere mit Brettersitzen an der Wand vollendeten das Ameublement. An der einen Wand hingen zwei Fliegenklappen, ein Kalender in Groß-Quart, eine einläufige Jagdflinte, eine Jagdtasche aus Seehundsfell, ein paar Lockpfeifen und eine Hundepeitsche.

Das Zimmer hatte noch eine andere Thür, ich hielt aber jedes weitere Vordringen für überflüssig und war eben im Begriff, mich zurückzuziehen, als eine scharfe Stimme: „Störst du mich schon wieder?" rief und gleich darauf der alte Hortensius ins Zimmer trat. Ich hatte ihn offenbar im Mittagsschlafe gestört, wenigstens befand er sich im tiefsten Negligee. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" herrschte er mich an.

Die grobe Anrede bewirkte, daß ich, obgleich mir das Herz mächtig schlug, doch nicht verlegen wurde. Der Mann da vor mir war ja offenbar in der That ein „Knote", und ein solcher kann nicht beleidigen. Ich nannte meinen Namen und bemerkte kaltblütig, daß ich nicht zu meinem Vergnügen hier sei, sondern daß mein Onkel, der Herr Pastor, mich beauftragt habe, ihm ein Schreiben zu überbringen.

Der alte Herr errötete jetzt über und über. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht erkannte," sagte er, indem er mir die Hand reichte. „Darf ich Sie bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen?"

Damit zog er sich zurück. Während er im Nebenzimmer hin- und herging, stellte ich mich ans Fenster und blickte hinaus auf den Hof. In die eine Fensterscheibe hatte wohl schon vor vielen Jahren einst eine Kinderhand schief und krumm die Worte geritzt: „Johann, spann an, drei Katzen voran."

Der alte Hortensius kehrte jetzt zu mir zurück, diesmal in Stiefeln und Beinkleidern und in einem langen, von oben bis unten zugeknöpften Sommerpaletot mit neuem Samtkragen. Ich überreichte ihm den Brief meines Onkels, und wir nahmen Platz. Der Alte entnahm einem Schubfache des Tisches eine Brille, setzte sie auf und las den Brief aufmerksam durch. Dann wandte er sich wieder zu mir: „Ich möchte den Brief gleich beantworten, lieber Vetter," sagte er, „aber es wird das, wie ich fürchte, eine Weile währen, und da Käthe natürlich wieder nicht da ist, wenn man sie braucht, so weiß ich nicht recht, wie Sie sich unterdessen unterhalten werden. Haben Sie vielleicht Interesse für Familiengeschichte?"

„Gewiß," erwiderte ich, „aber ich bitte Sie, sich durch mich in keiner Weise genieren zu lassen."

„O bitte, bitte", war die Antwort. „Ich habe mancherlei, was anzusehen Ihnen vielleicht Spaß macht."

Der Alte forderte mich nun auf, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, und entnahm dort einer altmodischen, mit vielen Messingplättchen beschlagenen Kommode einige jener Albums, die man in dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert als Student zu führen pflegte. Diese Bücher, deren Besitzer in Jena, Rostock und Königsberg studiert hatten, waren in der That in hohem Grade geeignet, mich zu interessieren, denn sie enthielten die Namen fast aller mir verwandten oder befreundeten Familien. Ich vertiefte mich denn auch so in diese Lektüre, daß ich erschrak, als der Alte, der mich mittlerweile verlassen hatte, mit dem Brief in der Hand wieder in der Thür erschien.

Mein Eifer erregte übrigens sichtlich das höchste Wohlgefallen. Hortensius setzte sich neben mich und machte mich auf die Seiten aufmerksam, auf denen sich meine direkten Vorfahren einst verewigt hatten. Er hatte meine längst verstorbenen Großväter noch gekannt und wußte mancherlei Interessantes von ihnen zu berichten. Daran knüpfte sich dann von selbst anderes, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß der für gewöhnlich so schweigsame alte Herr unter Umständen so amüsant zu erzählen wußte, wie nur irgend einer meiner Landsleute. Erst der Umstand, daß es auf dem Hofe lebendig wurde, erinnerte mich daran, daß ich aufbrechen mußte. „Wir haben wahrhaftig ein paar Stunden verschwatzt," rief Hortensius, „aber da Sie, wie ich sehe, historischen Sinn haben, werden Sie das hoffentlich nicht allzusehr bedauern. Sie müssen übrigens nächstens einmal wieder-

kommen, denn Sie haben das Beste noch gar nicht gesehen. Mein Großvater, der Pastor in Frauenburg war, hat eine Chronik hinterlassen. Das ist etwas für Sie."

Der Alte gab mir, indem er sich auf meinen Arm stützte, noch bis zur Thür das Geleit und entließ mich dann mit der Bemerkung: „Wenn Sie nächstens wiederkommen, sollen Sie auch eine Tasse Kaffee erhalten. Entschuldigen Sie, daß es nicht schon heute geschah, aber ich bin ja ein einsamer alter Mann, und Käthe denkt nur an sich."

Ich muß bekennen, daß ich über den Albums und dem Geplauder des alten Herrn Käthchen ganz vergessen hatte, immerhin hätte es dieser unfreundlichen Mahnung nicht bedurft, um sie mir wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich war fest entschlossen, Inzau nicht zu verlassen, ohne Käthchen wiedergesehen zu haben. Wo aber konnte sie weilen, als auf dem Felde? Das bestätigte mir denn auch ein Weib, das ich nach dem Fräulein fragte. „Das gnädige Fräulein," erwiderte die Frau, indem sie die Harke von der Schulter nahm und sich mit beiden Händen auf sie stützte, „das gnädige Fräulein arbeitet bei der Scheune am Teich. Sie sind wohl einer von des Pastors Jungherren?"

„Ja. Warum?"

Die Frau sah sich erst vorsichtig um. „Jungherr," flüsterte sie dann, „habt Ihr je gehört, daß ein Fräulein auf dem Felde arbeitet wie unsereiner?"

„Das Fräulein arbeitet doch wohl nur zum Scherz mit?" erwiderte ich.

„Wenn das der Fall wäre, so ließe sich ja nichts dagegen sagen," war die Antwort, „aber der alte Teufel läßt das Fräulein arbeiten wie eine Magd. Ist das nicht eine große Sünde? Guten Abend, Jungherr."

Damit schulterte das Weib die Harke wieder und ging seines Weges.

Die Scheune lag fern ab vom Flusse an der anderen Seite der Felder. Als ich sie erreichte, verschwand eben das letzte Fuder im Thor, und die Arbeiter schickten sich an, in den leeren Wagen auf den Hof zurückzukehren. Auch die Frauen, die auf dem Felde gearbeitet hatten, setzten sich gegen die Scheune hin in Bewegung. Die letzte unter ihnen war Käthchen. Sie hatte einen breitkrämpigen Strohhut auf und trug ein Kleid von grober, gelber Leinwand. Als ich sie begrüßte, reichte sie mir ihre Hand und lächelte mir freundlich zu. „Siehe da, ein Vetter," sagte sie. „Was führt Sie hierher?" Ich erwiderte, daß ich einen Brief für ihren Großvater gebracht, und daß ich Inzau nicht hätte verlassen können, ohne ihr einen guten Abend geboten zu haben.

Käthchen übergab ihre Harke einem der Weiber, und wir setzten uns langsam gegen den Hof hin in Bewegung. Die Sonne war bereits untergegangen, aber das Abendrot brannte noch hell am westlichen Himmel. Vom Feldwege her klang das Rasseln und Stoßen der Räder in den tiefen Geleisen zu uns herüber, und wir hörten die Arbeiter lachen und scherzen. „Ich fürchte, daß mein Großvater Sie nicht allzu freundlich empfangen haben wird," sagte Käthchen. „Sie dürfen ihm das nicht übelnehmen, denn er ist ein alter Mann und hat im Leben viel Unglück gehabt. Das aber soll ja die Menschen hart machen."

Ich beruhigte Käthchen und erzählte ihr, wie es mir ergangen war. „Da haben Sie Glück gehabt," meinte sie. „Großvater ist nur sehr selten in mitteilsamer Stimmung. Mir gegenüber eigentlich nie." Käthchen seufzte.

„Wie kommt das?" fragte ich.

Käthchen zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht," erwiderte sie. „Vielleicht trägt er es mir nach, daß ich ein Mädchen bin, vielleicht liegt es aber auch an mir, daß er nur so selten mit mir zufrieden sein kann. Wer kennt sich selbst?"

„Kousine," sagte ich zögernd, „Ihr Großvater schien unzufrieden damit zu sein, daß Sie nicht zu Hause waren."

Käthchen errötete. „Wahrscheinlich," erwiderte sie, „obgleich er selbst mich nach dem Essen auf das Feld schickte, damit ich dort, wie er sich ausdrückte, den Leuten zeige, daß die Herrschaften auch zu arbeiten verstehen."

„Aber wie ist denn das möglich?"

„Liebster Vetter," erwiderte Käthchen, „bei alten Leuten sind noch ganz andere Dinge möglich. Ich werde heute abend meinen Teil Schelte bekommen, als ob ich aus reinem Übermute den ganzen Nachmittag über im Sonnenbrande Magddienste verrichtet hätte!"

Käthchen sagte das mit dem gutmütigsten Lächeln, als ob von einer kleinen Schwäche ihres Großvaters die Rede gewesen wäre.

„Aber wie halten Sie das aus?" fragte ich entsetzt.

Käthchen lächelte wieder. „Wenn man die einzige Enkelin eines Greises ist,“ erwiderte sie, „so wird man nicht gefragt, ob man seinen Großvater ‚aushält‘ oder nicht. Ich kann ihn doch nicht verlassen?“

Käthchen sprach ohne alle Bitterkeit von ihrer Lage. Was in diesem Falle ihre Pflicht war, erschien ihr ganz klar, und es verstand sich von selbst, daß sie ihre Pflicht erfüllte.

„Wie Sie gut sind!“ kam es unwillkürlich über meine Lippen.

Käthchen lachte jetzt. Sie hatte ein silberhelles, höchst sympathisches Lachen. „Das ist das erste Kompliment, das ich, seit ich aus der Stadt zurück bin, gehört habe,“ versetzte sie. „Gehen Sie aber jetzt, lieber Vetter, denn ich weiß nicht, ob es meinem Großvater recht wäre, wenn er uns zusammen sähe, und es würde mir leid thun, wenn Sie den günstigen Eindruck, den Sie offenbar auf ihn gemacht haben, so schnell wieder verwischten. Also er hat Sie wirklich aufgefordert, wiederzukommen?“

„Ja, und ich werde der Einladung auch Folge leisten.“

„Das ist recht. Ich freue mich so sehr, wenn mein Großvater etwas zerstreut wird. Aber nun gute Nacht! Sie finden ja wohl am Flusse ein Boot.“

Sie reichte mir ihre mit einem baumwollenen Handschuh, der die Finger frei ließ, bekleidete Hand. Ich ging ein paar Dutzend Schritte weit, drehte mich dann um und sah ihr nach, bis sie den Hof erreicht hatte. Ein unbeschreibliches Mitleid mit dem schönen Mädchen, das so geduldig sein hartes Schicksal trug, zog mir das Herz zusammen. Ich nahm mir fest vor, möglichst oft nach Inzau zu gehn, und ich zweifelte nicht daran, daß es mir gelingen würde, dem alten Hortensius die Augen für die Vortrefflichkeit seiner Enkelin zu öffnen.

Ich erzählte zu Hause nichts von dem Empfange, den ich in Inzau gefunden hatte, und ich hielt auch später die Besuche, die ich dort machte, geheim. Da wir sehr frei erzogen wurden und außer den Schul- und Arbeitsstunden thun konnten, was wir wollten, so war das nicht allzu schwierig. Als man dann später im Pastorate erfuhr, daß ich häufig ein Gast der Hortensius war, zog mir das zwar von seiten meiner Vettern und des Lehrers einige Neckereien zu, mein Onkel und meine Tante aber ließen mich gewähren. Sie mochten wohl glauben, daß ich da nichts Schlechtes lernen könne.

Wenn ich mich heute frage, was einen Mann wie den alten Hortensius veranlassen konnte, sein Vertrauen einem kaum vierzehnjährigen Knaben zu schenken, so weiß ich darauf keine andere Antwort als daß, wie es scheint, auch der hochmütigste und verbittertste Mann es nicht entbehren kann, wenigstens mit einem Menschen einen intimeren Verkehr zu unterhalten. Vielleicht kann auch der Umstand zur Erklärung herangezogen werden, daß ich in diesem Verhältnisse durchaus der Empfangende, er nur der Gebende war, und daß ich die ungewöhnlichen und paradoxen Theorieen des alten Herrn mit einer Inbrunst verschlang, welche seinem Hochmut schmeichelte. Hochmütig aber war er im höchsten Grade, und an diesem Hochmut war auch sein und der Seinigen Glück ohne Zweifel gescheitert. Er hatte drei oder vier Jahre studiert, hatte es aber nicht für nötig gehalten, sein Studium zu absolvieren, und war Landwirt geworden. Als er mit dem kleinen, von einer Tante ererbten Vermögen, welches diesen Schritt ermöglichte, fertig geworden, war er in die Verwaltung getreten, hatte sein Amt aber bald wieder aufgegeben, weil er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen konnte. Er ging nun als Förster ins Innere Rußlands, lernte dort die Erbin eines sehr wohlhabenden deutschen Arztes kennen und heiratete sie. Nun wurde erst eine mehrjährige Reise unternommen — wahrscheinlich auf sehr großem Fuße — und dann in Kurland eine der ausgedehntesten Domänen gepachtet. In dieser Laufbahn war Hortensius geblieben, doch wurde die Domäne, die er pachtete, immer kleiner. Merkwürdig war, daß sein Sohn offenbar fast ganz dieselbe Laufbahn durchmessen, mit dem Unterschiede jedoch', daß er eines armen Müllers Tochter geheiratet hatte und selbst jung gestorben war.

Jetzt war Hortensius sehr arm, und die Armut mußte dadurch noch viel drückender für ihn sein, daß sie damals in Kurland bei gebildeten Deutschen kaum je vorkam. In keiner der zahlreichen mir befreundeten oder verwandten Familien verfügte man über ein Vermögen, aber die Ämter waren so gut besoldet, daß man immerhin ein verhältnismäßig üppiges Leben führen konnte und führte. Edles Gerät, Teppiche, selbst Gar-

dinen waren unbekannt, aber man verfügte über große Räume, hatte ein paar Wagenpferde und ein Reitpferd im Stall und mindestens vier Dienstboten. Man trank nur höchst selten Wein, aber man hatte gute, kräftige Speise vollauf. In Inzau war das anders. Hortensius und seine Enkelin lebten, wie ich bald gewahr wurde, fast ausschließlich von Milchspeisen und Gemüse, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten, und auch die Kleidung, in der sie sich zu Hause bewegten, stand tief unter dem Herkömmlichen. Alle Kunst Käthchens vermochte es nicht zu verhindern, daß auch ein ungeübtes Auge die Flicke und Nähte gewahr wurde, mit denen sie die Kleider ihres Großvaters immer wieder tragbar machen mußte.

Ich versetze mich zurück in jenen Herbst. Es ist ein Mittwoch, der mir einen freien Nachmittag bringt, und ich eile ihn in Inzau zu verbringen. Der Tag ist ganz windstill, blaugraues, aus unzähligen Flocken bestehendes Gewölk bedeckt den Himmel. Der Fluß ist jetzt — anfangs September — bei seinem niedrigsten Wasserstande angelangt, und eine Anzahl erratischer Blöcke in seinem Flußbette heben die altersgrauen Rücken über das Wasser empor. Auf den Untiefen liegen breite Strähne tangartigen Grases vor dem Strome, und an den Buchten haben sich kleine Kalmusdickichte gebildet. Hier sind kurzgeschürzte Bachstelzen eifrig mit der Insektenjagd beschäftigt, während an anderen Stellen Flußuferläufer auf den Sandablagerungen am Ufer ihr Wesen treiben. Auf den Wiesen weiden überall Herden, über denen unzählige Schwalben hin- und herstreichen. Ich habe eben den Obstgarten betreten und ein paar Schritte in ihm zurückgelegt, als mich ein Äpfelchen an die Schulter trifft. Ich bleibe stehen und suche aufmerksam nach der, die es allein geworfen haben kann — nach Käthchen. Aber sie hält sich gut verborgen, und erst als sie ein zweites Mal nach mir wirft, entdecke ich sie und eile auf sie zu. Sie flüchtet hinter einen zweiten, einen dritten Baum, und es währt eine Weile, bis ich die Flinke einhole. Wie fröhlich ihr Auge blickt, und wie hold ihr Mund lächelt! Sie hält mir die Hand hin und drückt die meinige kräftig.

„Ich war hinten auf der Bleiche beschäftigt und sah Sie über den Fluß fahren," sagt sie, „da kam ich Ihnen entgegen. Großvater schläft noch und wir haben Zeit. Wollen Sie einen Apfel essen, Vetter?"

„Mit Vergnügen."

Käthchen läuft davon — sie sieht auch, während sie läuft, hübsch und graziös aus — und kehrt gleich darauf mit einem Körbchen zurück, in dem sich die prächtigsten Äpfel befinden. Wir springen den Uferhang hinab, setzen uns auf ein umgestülptes Boot und verspeisen die duftenden Früchte.

„Vetter," sagt Käthchen, „über so einen Apfel geht doch nichts!"

„Doch, Kousine."

„Was denn?"

„Ein Kuß von Ihnen."

„Seien Sie kein Narr, Vetter," erwidert Käthchen, indem sie errötet. „Da nehmen Sie einen Apfel, das ist etwas Solides. Und nun — wieviel ist die Uhr?"

„Halb drei."

„Prächtig. Dann haben wir noch anderthalb Stunden für uns. Wollen wir zu Boot fahren?"

Wir besteigen eins der Boote, wie sie, dem Verkehr von Ufer zu Ufer dienend, halb auf das Land gezogen hier und da am Ufer liegen. Es ist ein ausgehöhlter Baumstamm, um den man ein paar Schutzbretter genagelt hat. Die beiden Schnäbel dienen als Sitz, und eine Stange vertritt das Ruder. Käthchen versteht die erstere noch nicht recht zu handhaben, aber sie wird es bald lernen, denn sie greift alles, was sie thut, mit zäher Energie an. Ich bringe von Zeit zu Zeit mit der Stange einen Stein in der Tiefe aus seiner Richtung, und wir gewahren für einen Augenblick einen entsetzten Krebs oder ich hole einen anderen aus einer Uferhöhle hervor. Wie der schwarze Gesell mit dem Schwanze klappt, wie drohend er die Scheren erhebt! Wir lassen ihn wieder ins Wasser, und im Augenblicke ist er verschwunden.

So verbringen wir — zwei frohe, harmlose Kinder — die Zeit, bis Käthchen wieder einmal fragt, wie spät es sei. Es ist fast vier Uhr, und wir müssen auf den Hof. In fröhlichen Sprüngen geht es die Böschung hinan, dann heißt es: „Gehen Sie nur zum Großvater, Vetter, ich komme nachher. Ich darf mich so erhitzt nicht vor ihm sehen lassen."

Und Käthchen begibt sich wieder zur Bleiche, um nach den dort mit der Leinwand beschäftigten Frauen zu sehen, während ich

den Großvater aufsuche. „Ah! der Vetter!“ heißt es, und das mürrische Gesicht des alten Herrn nimmt einen freundlicheren Ausdruck an. „Nun, wie geht es?“

„Danke bestens, vortrefflich, Herr Hortensius.“

„Nun, was haben Sie denn vorgestern und gestern getrieben?“

„Ich habe Ivanhoe gelesen.“

„Recht so, Vetter, studieren Sie nur Meister Scott fleißig. Ich habe es, als ich jung war, auch so gemacht. Der Mann war ja ein Britte und als solcher ein geistloser Bursche — dies Volk klebt immer am Boden, so oder so — aber er hat manches doch richtig erkannt, z. B. die Bedeutung des Blutes, und er hatte Sinn für Ehre. Setzen Sie sich doch, Vetter. Käthe! Kä — the!“

„Fräulein Käthchen befindet sich auf der Bleiche. Ich sah sie dort.“

„Nun, natürlich, sie ist nie, wo sie sein sollte. Anna! An — na!“

Das Mädchen erschien und erhielt den Auftrag, den Kaffee zu bringen. „Scott,“ wandte sich der Alte wieder an mich, „hatte einen feinen Sinn für das Blut. Er schätzte das Blut, wie es geschätzt zu werden verdient, also sehr hoch. Sehen Sie, lieber Vetter, ich bin ein armer, alter Mann, aber wenn heute ein Baron käme aus ältestem Geschlecht und spräche: Da hast du das Schloß meiner Väter, gib mir dafür deine fünf akademisch gebildeten Ahnen, ich würde ihn auslachen.“

„Aber die Barone haben schließlich doch auch Ahnen und zwar mehr als fünf,“ wagte ich einzuwenden.

Der Alte lächelte. „Ja, ja,“ erwiderte er, „aber was waren denn das für Leute? Im besten Fall anständige Krautjunker, die ihren Leuten das Fell nicht allzusehr über die Ohren zogen, wahrscheinlich aber auch zum guten Teil Leuteplacker und Raufbolde. Jedenfalls liegt darin kein Verdienst, eines reichen Mannes Sohnes zu sein. Wie anders meine Vorfahren! Da hat ein jeder es sich erarbeitet, ein seiner Väter würdiges Kind zu sein, da hat jeder dem Lande genützt und nur genützt. Wie kann man die Junker und unsere Leute nur mit einem Atemzuge nennen! Und kein Mann meiner Familie nahm ein Weib, dessen Vater nicht auch studiert hatte — wenigstens bis auf mich. Ist das nicht eine Abstammung, auf die man stolz sein kann? Wie?“

Ich nickte.

„Das hat der Scott verstanden,“ fuhr der Alte fort, „daß jedermann das Kind seiner Vorfahren ist, daß also ein anständiger Mensch mit dem Volke nichts gemein hat. Und dann hat er noch eins verstanden: daß ein anständiger Mensch sich seinerseits nicht gemein macht. Sehen Sie, Vetter, ich bin jetzt sechsundsiebzig Jahre alt, aber ich habe in meinem ganzen Leben nie jemand um etwas gebeten! Nie. Auch nicht um die geringste Kleinigkeit. Es hat auch sonst nie jemand an meiner Selbständigkeit zweifeln können. Fragen Sie, wen Sie wollen, ob ich je gegen einen Vorgesetzten auch nur einfach höflich gewesen bin! Nie. Aber grob bin ich oft gegen sie gewesen, sehr grob. Und so ist es recht. Ich kann Not leiden, ich kann zu Grunde gehen, aber zwei Dinge kann das Leben mir nicht nehmen: meine Abstammung und meine Selbständigkeit.“

Hier trat Käthchen mit dem Kaffee ein. „Wo warst du denn nur wieder?“ herrschte der Alte sie an. „So sieh doch nach der Uhr, meine Liebe, und achte auf die paar Pflichten, die du zu erfüllen hast! Du hast es doch wahrhaftig leicht genug, kannst du denn nicht wenigstens einigermaßen deine Schuldigkeit thun? Wie?“

Käthchen setzte, ohne ein Wort zu erwidern, das Servierbrett vor uns auf den Tisch und nahm dann neben mir Platz. Hortensius that Zucker und Sahne in seine Tasse und fuhr, während er mit seinem Löffel in ihr rührte, fort: „Sie sind noch sehr jung, lieber Vetter, darum wird Ihnen diese Selbständigkeit vielleicht wie etwas sehr Gewöhnliches vorkommen. Lernen Sie aber nur erst die Menschen kennen, und Sie werden einst mit stolzer Freude darauf zurücksehen, daß Sie einmal einen wahrhaft selbständigen Mann kennen lernten. Die Menschen sind unbeschreiblich dumm, schlecht und niedrig. Je mehr jemand sie mißhandelt, um so höher schätzen sie ihn. Sich selbst zu erniedrigen, ist ihnen allen ein dringendes Bedürfnis. Vor irgend etwas liegen sie immer kriechend im Staube und das mit Lust. Daß man sie gut behandelt, können sie nicht vertragen. Nimm dich eines Kindes, das zu lieben du keinen Grund hast, an, erziehe es unter den größten Opfern, trage seine Fehler mit himm=

lischer Geduld, und es wird dir — namentlich wenn es von gemeiner Herkunft ist — damit vergelten, daß es dein Interesse vernachlässigt, deine Habe verschleudert und dir das Leben durch schweigende Widersetzlichkeit verbittert. So ist es immer."

So sprach der Alte und rührte so grimmig in seiner Tasse, als müsse er ein Loch in sie bohren. Ich blickte hinüber zu Käthchen. Ihr Gesicht sah aus wie in Blut getaucht, aber sie verzog keine Miene.

„Die Männer gehen immerhin noch an," nahm der Alte wieder das Wort, „aber die Frauen!"

Und nun ging es über die Frauen her.

Käthchen that, als ob das ganze Gespräch sie nicht weiter angehe. Sie brachte zwei Lichter, setzte sich mit einer Näharbeit an den Tisch und nähte unermüdlich darauf los, während ihr Großvater jetzt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen konkrete Fälle menschlicher Schlechtigkeit mitteilte, welche ebenso interessant wie geeignet waren, in den Herzen der Zuhörer allen Glauben an Herzensgüte, Edelsinn, aufrichtige Frömmigkeit 2c. zu zerstören.

Als ich nach ein paar Stunden aufbrach, leuchtete Käthchen mir in den Vorsaal hinaus, stellte das Licht auf den Fußboden und trat mit mir ins Freie. Über uns glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht, und die Luft war entzückend frisch. Käthchen atmete ein paarmal tief auf, dann sagte sie mit ihrem silberhellen Lachen: „Es ist doch ein Glück, Vetter, daß die Sterne selbst über so viel menschlicher Schlechtigkeit so herrlich scheinen."

Damit drückte sie mir die Hand und eilte wieder ins Haus.

Wir Knaben erhielten im Winter bei guter Bahn mitunter die Erlaubnis, spazieren fahren zu dürfen. Ich bat Hortensius, mir zu gestatten, daß ich in diesem Falle Käthchen abholen dürfe, und er willigte, nachdem er einige unfreundliche Bemerkungen über ihre Vergnügungslust und ihren Mangel an Fleiß gemacht hatte, ein. So hielt denn mit der ersten einigermaßen soliden Bahn mein Schlitten in Ulmenhof, Käthchen kam in einem Boot über den noch nicht gefrorenen Fluß, und wir machten uns auf den Weg. Wir hatten einen tüchtig trabenden Klepper vor dem Schlitten und eine fröhlich klingende Glocke. Die eben eingefahrene Bahn ließ den Weg noch fast so blendend weiß erscheinen wie die Schneedecke auf den Feldern, die Sonne schien hell und freundlich, die Luft war mild. Da der Schnee noch zusammenging, bildeten sich unter den Hufen unsers Schimmels große Klumpen, die sich mitunter lösten und uns auf den Schoß flogen. Käthchen kutschierte, und ich konnte mich nicht satt sehen an ihrem herrlichen Profil und dem lieblichen, schönen Antlitz, das jetzt von Frohsinn strahlte. Sie bemerkte es schließlich und wies mich mit einem verlegenen: „Aber Vetter, gaffen Sie mich doch nicht so an!" zurecht.

Das Ziel unserer Fahrt war ein eine gute Wegstunde entferntes Wäldchen, das wir im Schneeschmucke zu sehen wünschten. Als wir es erreicht hatten, fragte Käthchen, ob es wohl dem Pferde schaden könne, wenn wir es anbänden und etwas zu Fuß gingen. Ich war pflichtvergessen genug, die Frage zu verneinen, und wir banden die Fahrleine um eine Birke. „Wohin werden wir denn aber gehen?" fragte ich.

„Das werden Sie sogleich sehen," war die Antwort. Damit lief Käthchen vor mir her, formte einen Schneeball und warf ihn mir an den Kopf. Und nun „schneeballierten" wir uns wohl eine halbe Stunde lang. Es fiel mir schon damals auf, wie seltsam hier aus der Jungfrau immer wieder ein Kind wurde. Käthchen warf ihre Schneeballen in der That nicht wie eine Kokette, sondern ganz und gar wie ein vor Übermut und Frohsinn jauchzendes Kind. Sie gab sich überhaupt immer ganz wie sie war, und ich habe später nur sehr wenige Menschen und immer nur viel ältere kennen gelernt, die so durchaus frei von der Neigung waren, etwas vorstellen zu wollen.

Als wir zurückfuhren, fragte mich Käthchen, womit ich eben beschäftigt wäre, und ich erzählte ihr von Vercingetorix, dessen Auf- und Niedergang wir eben verfolgten. Ich ersah aus den Fragen, die sie bei dieser Gelegenheit an mich richtete, wieder einmal, wie unwissend sie war, und fragte sie in der pedantischen Art eines Knaben, ob sie nicht den Wunsch habe, die Lücken in ihren Kenntnissen durch Selbststudium auszufüllen. Käthchen blickte mich lächelnd an und schüttelte dann den Kopf. „Dabei würde nichts herauskommen," erwiderte sie, „ich bin in diesen Dingen überaus einfältig. Ich war immer die Verzweiflung meiner Lehrerinnen, und ich

habe nur in den Handarbeitsstunden etwas geleistet."

Ich widersprach, aber Käthchen ließ sich nicht irre machen. „Verlassen Sie sich darauf, Vetter," erwiderte sie, „ich bin in Schulsachen geradezu dumm. Damit ist ja glücklicherweise noch nicht gesagt, daß man es auch im Leben ist."

„Aber es ist doch unmöglich, daß eine Hortensius keinen Schulverstand hat," sagte ich. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sie mir auch schon leid thaten, aber es war zu spät. Käthchen errötete über und über. „Ich bin leider mehr meiner Mutter als meines Vaters Kind," sagte sie mit schmerzlich zuckenden Lippen. „Wäre es anders, so würde ich hoffen können, mir einmal meines Großvaters Liebe zu erwerben, so aber wird mir das, fürchte ich, nie gelingen. Ich kann es ihm ja auch nicht übelnehmen, daß er eine Hortensius nicht mag, die keine ist."

Ich wußte damals noch nicht, daß man eine Taktlosigkeit nur dadurch gut machen kann, daß man sie ignoriert, und erging mich daher in einem ziemlich verworrenen Gerede. Käthchen hörte mir eine Weile ernsthaft zu, schließlich aber mußte irgend eine Redewendung sie heiter gestimmt haben, denn sie sagte, indem sie auf eine den Weg kreuzende Hasenspur wies, plötzlich mit ganz verändertem Ton: „Vetter, erklären Sie mir doch, warum eigentlich die Hasen den Haken schlagen," und wir plauderten nun ganz gemütlich, bis wir wieder am Flusse waren.

Ich wußte damals schon, wie Käthchen erzogen worden war. Sie hatte erst sehr spät angefangen zu lernen, erst als sie bereits zehn Jahre alt war. Ihr Großvater hatte damals eine junge Person von schlechter Herkunft ins Haus genommen, die nur ein sehr geringes Gehalt bekam und auch kein höheres verdiente. Käthchen, die diese Persönlichkeit nicht leiden konnte, war später in der Stadt zu einer unsympathischen Familie in Pension gegeben worden, um eine Schule zu besuchen, in welcher die Kinder von Subalternbeamten und Handwerkern eine höchst mangelhafte Bildung erhielten. Ich fragte sie einmal, ob sie nie eine Schulfreundin gehabt habe. „Nein," erwiderte sie, „die Mädchen waren mir alle gleich unausstehlich, und sie verhöhnten mich auch alle, weil ich nicht war wie sie."

So verging die erste Hälfte des Winters. Ich war so verliebt, wie ein Knabe das überhaupt sein kann, und ich zweifelte nicht daran, daß Käthchen schließlich mein Weib werden würde. Wer konnte sich denn auch in der That zwischen mich und sie stellen?

Diese Frage fand eine überraschende Lösung, als ich nach den Weihnachtsferien in die Pension zurückkehrte. Während wir nämlich in der Dämmerstunde die von mir mitgebrachten Pfefferkuchen verzehrten, erzählten mir meine Vettern, daß Herr Zierul, so hieß der bisherige Pächter von Ulmenhof, das Gut gegen eine hohe Abtragszahlung an einen Baron Helmersleben, einen jungen bildschönen ehemaligen Gardeleutnant, abgetreten habe. Der Baron war bereits im Pastorat gewesen und hatte auf meine Vettern einen großen Eindruck gemacht. Als ich die Frage aufwarf, wo denn dieser „Baron" mit dem völlig unbekannten Namen herkomme, erhielt ich den Bescheid, er sei überhaupt nicht baltischer Abstammung. Sein Großvater — so hatte er beim Abendessen erzählt — sei vor den Freiheitskriegen in russische Kriegsdienste getreten, sein Vater russischer Staatsrat gewesen, die Familie aber stamme aus Thüringen, wo andere Zweige derselben noch auf den Stammgütern säßen.

Als ich die Neigung zu erkennen gab, den Fremdling bis auf weiteres für einen Schwindler zu halten, meinte einer meiner Vettern schließlich: „Weiß der Teufel, wie es mit dem „Baron" steht, ein pikfeiner Kerl ist er aber jedenfalls. Und er hat dir einen Hühnerhund — ich sage dir, solch ein Beest hat noch keiner von uns gesehen."

Ich war nicht der einzige, der sich dem Fremden gegenüber skeptisch verhielt, auch mein Onkel und meine Tante äußerten sich sehr mißtrauisch, und dieses Mißtrauen wurde auch in Mitau, wo der Baron sich vorläufig aufhielt, in weiten Kreisen geteilt, der Leutnant a. D. hatte aber eine sehr radikale Methode, solche Zweifel zu verscheuchen. Als ihn ein einheimischer Edelmann, dem er sich als „Baron" hatte vorstellen lassen, mit „Herr Helmersleben" anredete, forderte er ihn heraus und zerschoß ihm den Hüftknochen. Bei diesem Anlasse produzierte er eine so tadellose Ahnentafel, daß auch der böswilligste Zweifel verstummen mußte. Im übrigen schien Herrn von Helmersleben nichts daran zu liegen, mit dem Adel des Landes Fühlung zu gewinnen, er verkehrte vielmehr ausschließlich

mit einigen lebenslustigen jungen Advokaten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, und betrieb im übrigen eifrig die Vorbereitungen für den Antritt von Ulmenhof, das er bereits öfters besuchte. Bei Gelegenheit eines dieser Besuche machte er auch seine Antrittsvisite in Inzau.

Ich war gerade beim alten Hortensius, und wir nahmen eben den Kaffee ein, als sich eine uns fremde Glocke vom Flusse her vernehmen ließ. Käthchen und ich erhoben uns unwillkürlich und traten ans Fenster. Da kam auch schon ein höchst eleganter Schlitten um die Ecke des Stalles, und der Herr, der ihn lenkte, hielt mit einer geschickten Schwenkung unmittelbar vor der Hausthür. Aus den Nüstern der beiden prächtig geschirrten Fuchsstuten drangen Dampfwolken, eine schwere Bärendecke diente als Schutzleder des Schlittens, und hintenauf saß rittlings auf einem sonst in Kurland ganz unbekannten Gestell ein in Livree gekleideter Kutscher. Diesem Kutscher warf der Herr jetzt mit einer nachlässigen Handbewegung die Leinen zu. Er schwang sich dann leicht aus dem Schlitten und verschwand in der Hausthür.

„Großvater," sagte Käthchen, „das ist der neue Ulmenhöffsche." Sie war über und über rot geworden und sprach mit beklommener Stimme.

Der Alte erhob sich. „Geben Sie mir Ihren Arm, Vetter," sagte er und schritt dann dem Gaste entgegen. Dieser stellte sich als Nachbar vor, warf seinen eleganten Pelzmantel ab und folgte uns mit dem Hut in der Hand — diese Sitte war damals noch ganz neu — ins Zimmer.

Der alte Hortensius hatte in seiner Art, wie ich schon sagte, etwas entschieden Vornehmes, er benahm sich daher auch jetzt, als ob so elegante Besucher in diesen Räumen etwas sehr Gewöhnliches wären. Er bat mich, Käthchen, die sich entfernt hatte, um noch eine Tasse und um frischen Kaffee zu ersuchen, und unterhielt sich dann unbefangen über die bei solchem Anlaß üblichen Themata.

Da ich infolge der freundschaftlichen Beziehungen meines seligen Vaters als Knabe viel in die Häuser des kurländischen Adels kam, so waren mir elegante Erscheinungen mit den Manieren der großen Welt schon mehrfach begegnet. Trotzdem imponierte mir der Baron in hohem Grade. Er war von höchst distinguiertem Äußeren, mit vollendeter Eleganz gekleidet und überaus anmutig in Sprache, Haltung und Bewegungen. Man zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieser junge Mann sich bei Hofe genau so benehmen würde, wie hier auf dem groben Holzstuhl und vis-à-vis der abgesplitterten plumpen Kaffeetasse von Inzau. Ich betrachtete ihn mit dem vollen Hasse der Eifersucht, aber ich mußte mir sagen, daß ich nie einen schöneren Mann gesehen hatte, und daß seine Schönheit nichts mit einem Modekupfer zu thun hatte. Der Baron hatte kurzgeschnittenes goldblondes Haar, das in der Mitte gescheitelt war, eine edle, freie Stirn und klugblickende, blaue Augen. Seine Nase war kühn geschwungen, der Mund, den der keck zurückgestrichene Schnurrbart frei ließ, war klein, das Kinn stark entwickelt. Auffallend war die Schmalheit des Hinterkopfes, doch war auch das Gesicht schmal. Die Gestalt war groß und schlank, ohne dünn zu sein. Die ganze Erscheinung war das Bild eines schönen, edelgearteten jungen Mannes von großem, aber berechtigtem Selbstbewußtsein. Ich empfand einen nicht geringen Ärger, als ich gewahr wurde, daß Käthchen, die jetzt erschien, dem Gaste zu Ehren ihr Sonntagskleid angelegt hatte, und mein Verdruß steigerte sich noch, als ich sie heftig erröten sah, sobald er das Wort an sie richtete. Letzteres geschah übrigens nicht oft und stets ohne alle Ostentation. Der Baron wandte sich meist an Hortensius, richtete Fragen an ihn, die auf die Landwirtschaft Bezug hatten, und hörte dann den Antworten in der Haltung eines jungen Mannes zu, der sehr glücklich ist, von einem Meister des Faches Belehrung empfangen zu dürfen. Als er nach einer halben Stunde aufbrach, fragte er mich, ob er mich nicht in seinem Schlitten nach Hause bringen könne. „Das Wetter ist so schön," sagte er, „daß ich ohnehin noch etwas spazieren fahren würde."

Ich hätte das Anerbieten gern ausgeschlagen, fand aber kein Mittel, es auf anständige Weise abzulehnen, und saß daher fünf Minuten später im Schlitten des Nebenbuhlers.

Ich hatte erwartet, daß er das Gespräch auf die Hortensius lenken würde, es war aber von ihnen mit keinem Worte die Rede, der Baron erkundigte sich vielmehr ausschließlich nach Jagd- und Fischereiverhältnissen, und

zwar ohne alle Herablassung wie ein Kamerad beim anderen. Unter diesen Umständen schmolz meine Absicht, höchst zurückhaltend zu sein, dahin wie Schnee in der Frühlingssonne, und ich erzählte mit aller Lebhaftigkeit, was ich wußte. Als wir das Pastorat erreicht hatten, forderte er mich auf, ihn doch künftig recht oft zu besuchen, dann kehrte er nach Ulmenhof zurück, ich aber lauschte noch lange den Tönen der in der mittlerweile hereingebrochenen Dämmerung mehr und mehr verhallenden Glocke. Ich war im höchsten Grade verwirrt. Ich glaubte allen Grund zu haben, den Baron zu hassen, fühlte aber zugleich, wie eine lebhafte Zuneigung zu ihm in mir keimte. Noch peinigender war der Gedanke, daß ich nie ein Paar Menschen gesehen hatte, die dem äußeren Anschein nach besser zu einander paßten, als der Baron und Käthchen. Ich suchte mir diesen Gedanken auf jede Weise aus dem Sinn zu schlagen, aber er kam immer wieder und verfolgte mich bis in den Traum.

Ich konnte es nicht erwarten, zu erfahren, wie der Gast den Hortensius gefallen hatte, der nächste Nachmittag fand mich daher wieder in Inzau. Als ich die Rede auf den Baron brachte, meinte der alte Herr anfangs nur, derselbe habe die Manieren der großen Welt und solche Personen lerne man erst wirklich kennen, wenn man nicht nur einen, sondern mindestens zwei Scheffel Salz mit ihnen verzehrt habe. Nachher kam er noch einmal auf den Baron zurück und fragte mich, ob ich bemerkt habe, daß sein Hinterkopf so schmal sei. „Man findet das oft bei Edelleuten aus alter Familie,“ sagte er. „Es haben eben viele Generationen nicht nötig gehabt, ihr Gehirn anzustrengen, es hat sich daher auch nicht erblich entwickelt und hat keinen Platz nötig.“

Ich benutzte einen Augenblick, in dem uns der alte Herr allein gelassen hatte, und fragte Käthchen, wie der Baron ihr gefallen habe. „Ganz gut,“ erwiderte sie kühl, errötete aber über und über.

Ich suchte sie durch die Bemerkung, daß der Baron mir gar nicht gefallen habe, und daß ich sein Benehmen geziert fände, zu einer Äußerung zu veranlassen, aber sie schwieg hartnäckig.

Als ich aufbrach, erwartete ich, daß Käthchen mir wie gewöhnlich das Geleit bis an die Hausthür geben würde, aber das geschah heute nicht. Ich ging ganz verwirrt nach Hause. War es möglich, daß sie mir meine Äußerung über den Baron übel genommen hatte? Ich fragte sie bei meinem nächsten Besuche in Inzau danach und erhielt die unwillige Antwort: „Sie sind nicht recht gescheit, Vetter,“ ich konnte mich aber nicht über die Thatsache täuschen, daß sie weniger zuthunlich gegen mich war, und daß Szenen, in welchen sie wie ein ausgelassenes Kind mit mir spielte, nicht mehr vorkamen.

Unter diesen Umständen loderte mein Groll gegen den Baron wieder hell auf, und ich nahm mir fest vor, von seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, keinen Gebrauch zu machen. Als er aber etwa acht Tage, nachdem er nach Ulmenhof übergesiedelt war, eines Nachmittags ins Pastorat kam, geriet ich wieder in jenen inneren Zwiespalt, den das erste Zusammensein mit ihm angefacht hatte. Trotzdem hielt ich mich wacker, bis er mir eines Tages am Flusse begegnete und mich kurzer Hand mit nach Hause nahm.

Das Wohnhaus von Ulmenhof war während vierundzwanzig Jahren von einem Bauern bewohnt worden, der in den Zimmern auch einen Teil seiner Knechte untergebracht hatte, man kann sich daher denken, in welchem Zustande der Baron es überkommen hatte. Trotzdem war es dem letzteren gelungen, es binnen ein paar Wochen in ein erträgliches Heim zu verwandeln. Decken und Wände waren tapeziert, die Fußböden gestrichen worden, Bilder, hübsche Möbel und große Teppiche verliehen den weiten, an sich so ungemütlichen Räumen einen Anstrich von Behaglichkeit, ja selbst von Komfort — wenigstens in den Augen eines kurischen Knaben jener Tage.

Ein Diener in Livree nahm dem Baron die Flinte ab — als ich ihm begegnete, kehrte er von einem Pirschgang auf Enten heim — wir gingen durch ein paar Zimmer und betraten schließlich das Schreibzimmer des Barons. Neben dem riesigen Schreibtisch aus amerikanischer Eschenmaser befand sich eine Couchette, und von dieser erhob sich bei unserm Eintritt ein Herr, den der Baron als „mein Freund, Herr von Ogiello,“ vorstellte. Es war ein kurzer, dicker Mann mit einem ungewöhnlich großen Kopfe. Das blonde Haar war über den Kamm geschoren, und ein Paar kleine Äuglein hoben sich fast allein von dem vollen schwammigen Ganzen ab, welches das

Gesicht des Herrn von Ogiello vorstellte. Er trug einen persischen Schlafrock, hatte ein Nachthemd mit einem bunt gestickten Kragen an und braunlederne Juchtenstiefel.

„Nun, hast du etwas geschossen?“ fragte er in gebrochenem Deutsch.

„Nein. Man kann hier durchaus nicht zum Schuß kommen, weil keine Möglichkeit vorhanden ist, sich genügende Deckung zu schaffen.“

„Das ist recht. Ich verstehe, daß ein Koch oder ein Gourmand oder ein Wildhändler sich für Enten interessiert, aber ich begreife nicht, wie ein Mann wie du Freude daran finden kann, solche unschuldige Tiere umzubringen.“

Der Baron lachte. „Das ist sehr schade,“ sagte er. „Es würde dir sehr gut thun, wenn du täglich ein paar Stunden hinter den Enten oder hinter den Hühnern her wärst.“

Der Baron forderte mich nun auf, seine Waffensammlung in Augenschein zu nehmen. Er zeigte mir die einzelnen Stücke und erzählte mir, wie er in den Besitz derselben gelangt sei.

Am interessantesten war eine alte russische Rüstung. Der Baron erklärte mir die einzelnen Teile und zeigte mir dann ein paar Zeichnungen, welche die Rüstung auf dem Leibe eines Bojaren in Front-, Rücken- und Seitenansicht zeigten. Der Baron hatte sie selbst entworfen, und es schien mir, als ob nur ein Künstler diese Zeichnungen hätte zu Papier bringen können. Ich äußerte das, und er legte mir nun eine Mappe vor, die mit von ihm angefertigten Zeichnungen angefüllt war. „Ich habe drei Passionen,“ sagte er, „Zeichnen, Pferdehandel — ich werde nämlich der Pferde entsetzlich schnell überdrüssig — und Jagd.“

Ich hatte, während wir so plauderten, immer die Erwartung, er werde jetzt von den Hortensius anfangen, denn ich war überzeugt, daß nur meine Verwandtschaft mit diesen den Baron veranlassen konnte, mich so zu sich heranzuziehen, aber sie wurden mit keinem Worte erwähnt.

Wir begaben uns nun in das Speisezimmer und nahmen zugleich mit Herrn von Ogiello den Thee ein.

„Ich habe meinem jungen Freunde meine Zeichnungen gezeigt,“ sagte der Baron. „Mein Zeichnen und meine Pferdeliebhaberei werden in den nächsten Jahren voraussichtlich wohl meine einzigen Vergnügungen sein.“

Herr von Ogiello blies ein paar gewaltige Rauchwolken in die Luft, stellte seine lange türkische Pfeife zur Seite und lachte vor sich hin. „Machen Sie sich nur darauf gefaßt,“ sagte er, „daß es hier bald aussehen wird wie in einer Judenschule. Sobald alle die Moses und Schlaumes erst erfahren haben, was für ein Pferdejockel hier eingezogen ist, werden sie hierher wandern wie ins gelobte Land.“

Nachdem wir den Thee getrunken hatten, empfahl ich mich.

„Kommen Sie doch recht bald wieder,“ sagte der Baron und schüttelte mir herzlich die Hand.

Ich war auf dem Heimwege nicht wenig verwirrt. So jung und unerfahren ich auch war, so wollte es mir doch durchaus nicht in den Sinn, daß der Baron ohne jeden Hintergedanken darauf versessen sein sollte, mit mir zu verkehren. Es lag ja nahe, anzunehmen, daß er durch mich näheres über die Bewohner von Inzau erfahren wollte, dazu stimmte es nun aber gar nicht, daß er die Nachbarn im Verkehr mit mir durchaus ignorierte. Was konnte er indessen sonst von mir wollen? Ich nahm mir vor, den Baron jedenfalls in Inzau mit keiner Silbe zu erwähnen und abzuwarten, ob Käthchen sich nach ihm erkundigen würde.

Ich hätte nicht vierzehn Jahre alt sein dürfen, wenn ich diese Absicht auch hätte ausführen sollen. Nachdem am Mittwoch des Barons nicht erwähnt worden war, fing ich am Sonnabend selbst von ihm an. Ich fühlte, daß ich thöricht handelte, als ich das that, aber ich konnte nicht anders, und ich redete mir nun ein, es müsse auf Käthchen einen günstigen Eindruck machen, wenn ich anerkennend von dem Baron sprach. Ich redete mich selbst immer mehr in Feuer und entwarf schließlich ein begeistertes Bild von dem Fremdling. Der alte Hortensius hörte mir mit einem gewissen Interesse zu und that ein paar Fragen. Käthchen blickte von ihrer Arbeit nicht auf, sie begleitete mich aber heute wieder bis an die Thür und entließ mich mit einem warmen Händedruck. Dieser Umstand bewirkte, daß ich jetzt Inzau ebenso verwirrt verließ wie vorher Ulmenhof, denn es war das undankbarste Geschäft von der Welt, die Zufriedenheit der Angebeteten durch das Lob des Nebenbuhlers zu erkaufen.

Zu Hause erwartete meiner eine höchst

fatale Überraschung. Ich hatte den Vettern gegenüber mit meinem Besuche bei dem Baron renommiert, und durch sie hatten mein Onkel und meine Tante von ihm erfahren. Der erstere rief mich jetzt in sein Zimmer, ließ sich erst von mir ausführlich erzählen, wie ich es in Ulmenhof gefunden hatte, und verbot mir dann sehr energisch ein für allemal die Fortsetzung dieser Besuche. „Der Baron und sein Freund,“ sagte er, „sind jedenfalls kein Umgang für einen Knaben in deinem Alter. Ich weiß nicht, was den ersteren veranlassen kann, dir eine so ungewöhnliche Zuneigung zu bezeigen, ich wünsche aber nicht, daß du von ihr Gebrauch machst. Die Herren sind uns so gut wie ganz fremd, ich kann daher nicht dulden, daß du bei ihnen ein- und ausgehst. Du wirst übrigens dem Baron gegenüber nicht in Verlegenheit geraten, denn ich werde ihm bei der nächsten Gelegenheit selbst sagen, daß ich dir verboten habe, ihn ferner zu belästigen.“

Dieses Verbot bewirkte, daß der Verkehr mit dem Baron, an den ich bisher selbst mit einem gewissen Zögern gegangen war, mir jetzt wie ein hohes Gut erschien. Ich ließ alles Mißtrauen fahren, sah in dem Verlangen meines Onkels nur das Erzeugnis eines maßlosen Fremdenhasses und war sehr geneigt, dem Baron eine schrankenlose Bewunderung zu zollen. Man kann sich denken, mit welcher Spannung ich Aufklärung darüber erwartete, wie der Baron das Verbot meines Onkels aufnehmen würde.

Er benahm sich erstaunlich korrekt. Als er mir zufällig auf der Wiese begegnete, eilte er auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Hand. „Mein lieber junger Freund,“ rief er, „Ihr Herr Onkel findet leider, daß wir älteren Junggesellen kein Umgang für Sie sind. Ich bedauere das, aber wir müssen gehorchen. Nun, wir sehen uns ja hin und wieder im Pastorat oder in Inzau.“ Er sah mich freundlich an, schüttelte mir die Hand und ging davon.

Sein Verfahren hatte mich vollständig bezaubert, und ich war entschlossen, meine vermeintlichen Rechte an Käthchen auf dem Altar der Freundschaft zu opfern — wenn er es verlangte. Aber verlangte er es denn?

Es wurde mir schwer gemacht, das zu ermitteln. Es mochte wohl die Entdeckung meines Verkehrs in Ulmenhof sein, die meinen Onkel veranlaßte, mich in etwas strengere Zucht zu nehmen, er erklärte mir jedenfalls eines Tages, daß ich künftig nur noch am Sonnabend nach Inzau dürfe. Er motivierte dieses Verbot mit einem Hinweis auf unser neuerdings erhöhtes Arbeitspensum, ich ließ mich aber natürlich nicht täuschen.

Nun vergingen eine Anzahl Sonnabende, ohne daß ich mit dem Baron zusammengetroffen wäre. Auch vermied er es sichtlich, in Feld und Flur mit mir zusammenzutreffen, ein Verfahren, das mich ebensosehr mit Bewunderung vor seiner Diskretion erfüllte, wie es mich schmerzte. Im übrigen war es zweifellos, daß er jetzt viel in Inzau verkehrte. Der alte Hortensius sprach oft und immer mit unerhörter Anerkennung von ihm, nannte ihn einen „Mann von Welt“ und betonte, wie vorteilhaft er sich in jeder Weise von den einheimischen Edelleuten unterscheide. Käthchen wich jedem Gespräch über ihn aus, errötete aber, sobald sein Name genannt wurde. Diese Wahrnehmung erfüllte mich mit einem dumpfen Schmerze, aber ich sagte mir, daß es nicht demütigend sei, von einem solchen Nebenbuhler besiegt zu werden.

Wenn ich übrigens noch nicht gewußt hätte, wie es in Käthchens Herzen aussah, so mußte mir volle Gewißheit werden, als sie mich eines Abends über und über errötend bat, ihr eine Weltgeschichte zu bringen. Ich fragte sie nicht weiter, was sie damit wolle, und sie dankte mir dafür durch einen herzlichen Händedruck.

Da ich das Verbot meines Onkels nicht wohl übertreten konnte, so verabredeten wir, daß ich ihr das Buch am nächsten Tage an die Grenze der Inzauschen Felder bringen würde. Hier nämlich befand sich, nahe am Flußufer, eine verlassene sehr geräumige Kiesgrube, und in ihr wollte Käthchen mich erwarten.

An diesem Ort erschien ich also am nächsten Nachmittag mit der dreibändigen Weltgeschichte für höhere Töchterschulen von Nößelt — ich hatte sie zu Weihnachten geschenkt bekommen — und übergab sie Käthchen. Außerdem brachte ich ihr einen kurzen Leitfaden und riet ihr, sich die unentbehrlichen Daten nach diesem einzuprägen. Käthchen dankte mir herzlich, aber ich merkte bald, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte. Endlich kam es heraus. „Liebster Vetter,“ stammelte sie in reizendster Ver-

legenheit, „würden Sie wohl — aber nein, ich kann Sie nicht darum angehen —“

„Aber ich bitte Sie, Kousine — es gibt nichts, was ich nicht gern für Sie thäte.“

„Würden Sie wohl von Zeit zu Zeit hierherkommen und mich überhören?“

Ich sagte mit Freuden zu, und seitdem wiederholten sich diese seltsamen Stelldichein, anfangs ein paarmal in der Woche, schließlich täglich. Sobald der alte Herr sich zum Mittagsschlaf zurückgezogen hatte, eilte Käthchen am Flusse entlang der Grube zu. Gleichzeitig setzte ich über das Wasser und kam von der anderen Seite.

Während der ersten Wochen bildete die Grube selbst unser Schullokal, sobald aber das Korn ringsum hoch genug war, um uns zu verbergen, nahmen wir an ihrem Rande Platz. Käthchen hatte ein ganz unglaublich schlechtes Gedächtnis. Auch wenn sie noch so überzeugt war, über die Daten des peloponnesischen Krieges frei zu verfügen, erwies es sich beim Examen, daß sie die Exkursion nach Syrakus in das Jahr der Schlacht bei Ägospotamos verlegte oder ähnliche Versehen beging. Dann nahm sie ihren Leitfaden wieder vor und wiederholte, den Oberkörper hin- und herwiegend, die leidigen Daten.

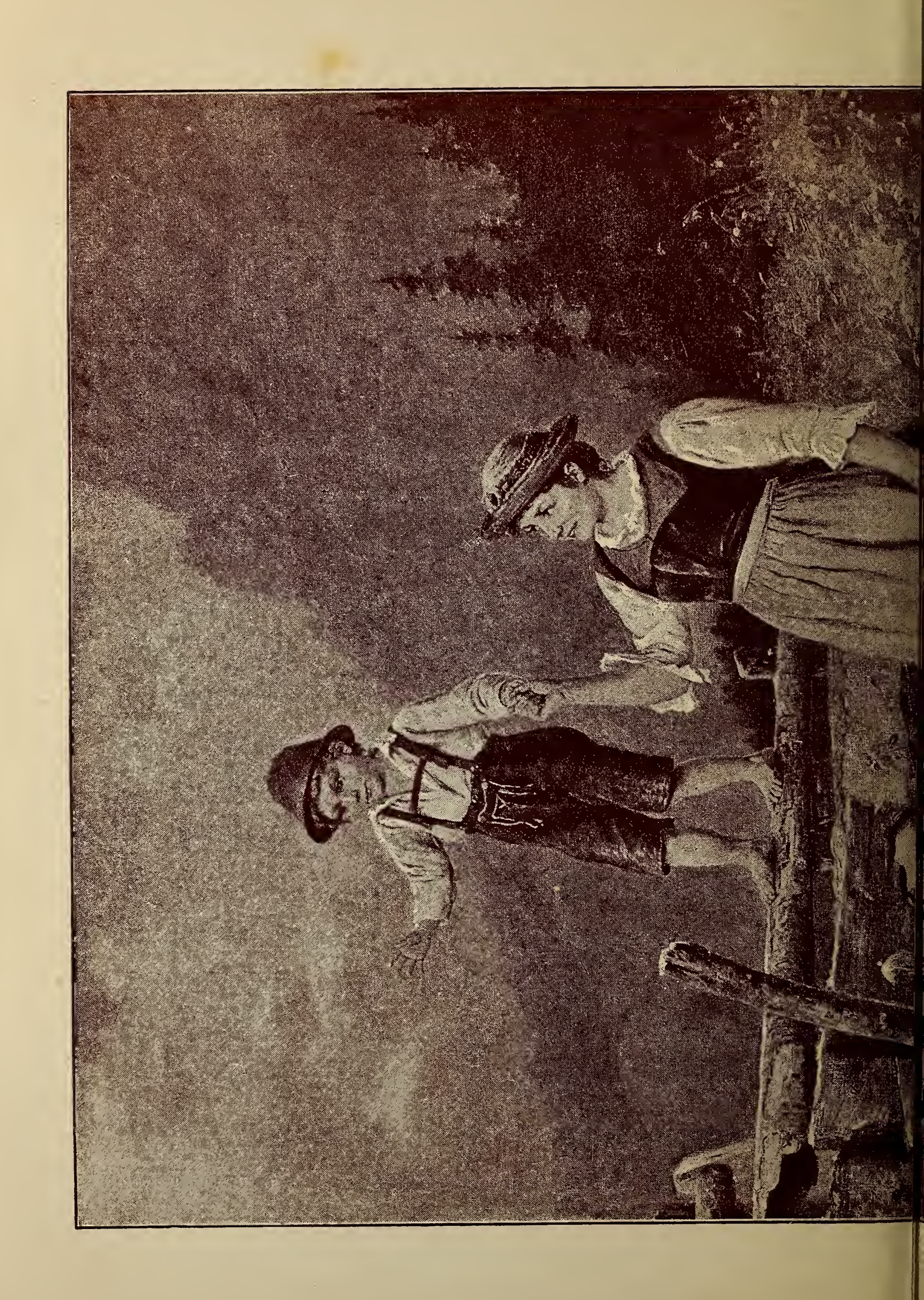
Wie lebhaft stehen jene wunderbaren Stunden noch vor meinem Gedächtnis! Rings um uns wogen in sanften Wellen die Kornhalme, und leichtes Gewölk wandert am blauen Himmel langsam über uns hin. Kein anderer Ton dringt in unsere Einsamkeit als das Singen der Lerchen und das Summen der Bienen und Hummeln, die um die Feldblumen am Raine fliegen. Ich habe mich lang ausgestreckt und blicke zu Käthchen hinüber, die ein paar Schritte von mir auf dem Grase sitzt, an einem Grashalme kaut und auf Tod und Leben lernt. „Jetzt weiß ich es aber,“ ruft sie endlich. Das Kreuzverhör beginnt wieder, und diesmal wird sie wirklich allen Fragen gerecht.

Es kam Käthchen sehr zu statten, daß ich mir den Baron zum Muster nahm und mich bemühte, so diskret zu sein wie er. Diesem Umstande verdankte sie es, daß ich nie von ihm anfing, so schwer es mir auch wurde. Es wurde mir aber doppelt schwer, weil ich mich mittlerweile selbst in ihn verliebt hatte. Ich traf ihn jetzt an jedem Sonnabend in Inzau. Er trat ganz offen als Bewerber um Käthchens Hand auf, freilich in seiner gewandten, diskreten Art. Dieser Art konnte ich es auch allein zuschreiben, daß er nicht schon längst um Käthchen angehalten hatte, denn daß er ihren Großvater ebenso bezaubert hatte wie sie und mich, mußte er wissen. Daß er nun trotzdem dem Verhältnisse Zeit ließ, sich naturgemäß zu entwickeln, erfüllte mich mit immer neuer Bewunderung.

Der Zauber, den der Baron ausübte, wirkte übrigens nicht auf alle, die mit ihm zu thun hatten. Mein Onkel und meine Tante hielten zäh an ihrer Abneigung gegen ihn fest. Als ein Bruder des ersteren im Laufe des Sommers uns besuchte und sich bei Tisch unter anderm auch nach dem Baron erkundigte, erhielt er den folgenden Bescheid: „Ich werde aus dem Manne nicht klug, lieber Bruder. Er hat sehr einnehmende Manieren, ist ungewöhnlich gebildet und offenbar sehr reich, auch kann ich persönlich ihm nichts vorwerfen. Trotzdem traue ich ihm nicht. Wäre er wirklich ein Baron aus guter, alter Familie, so würde er doch mit dem Adel verkehren; statt dessen gehen bei ihm, nach der Aussage der Leute, zahlreiche fremde und unbekannte Personen aus und ein. Außer einem gewissen Herrn Ogiello, der gleich anfangs nach Ulmenhof zog, lebt dort seit Monaten auch noch ein gewisser Herr Sandmann, angeblich ein Zeichenlehrer. Außerdem geht es in Ulmenhof zu wie auf einem litauischen Roßmarkt, es vergeht fast kein Tag, an dem man nicht einen Pferdejuden nach Ulmenhof fahren sieht. Nun wirst du mir zugeben, daß die ganze Geschichte etwas durchaus Rätselhaftes hat. Ein offenbar sehr reicher, ungewöhnlich gebildeter, junger Edelmann pointiert sich darauf, Ulmenhof zu pachten, während er doch offenbar in der Lage wäre, sich jederzeit ein Gut zu kaufen und in einer Gegend zu leben, in welcher er standesgemäße Nachbarschaft hätte. Er umgibt sich ferner mit durchaus zweifelhaften Existenzen und macht aus seinem Hofe einen Roßmarkt. Man sollte doch meinen, daß ein Mann in seinen Verhältnissen eher nach Petersburg oder meinetwegen nach Paris gehöre als nach Ulmenhof.“

„Nicht minder rätselhaft ist es,“ nahm meine Tante jetzt das Wort, „daß er, wie es scheint, im Begriff ist, um die Hand der Enkelin des alten Hortensius zu werben.“

„Nun, liebe Schwägerin, die Hortensius





Nur Mut. Gemalt von H. Bever.

sind eine gute, alte Familie, deren Blut in deinen wie in unsern Adern fließt."

„Das mag sein," war die Antwort, „aber das junge Mädchen ist immerhin keinesfalls eine Partie für einen fremden Baron, der doch suchen muß, im Lande einheimisch zu werden."

„Liebste Frau," meinte mein Onkel, „in diesem Falle scheint mir das Risiko ganz auf Seiten der Hortensius zu sein. Leider läßt sich aber der alte Mann durch seinen Hochmut so verblenden, daß er, wie ich fürchte, seine Enkelin wirklich dem landfremden Manne geben wird."

Damit hob mein Onkel die Tafel auf und befreite mich von der Gefahr, aus verhaltenem Zorn über diese Lästerung meines Ideals ersticken zu müssen.

Die Sommerferien, die sonst bei uns von Ende Juni bis Anfang August währten, waren in diesem Jahre aus Rücksicht auf unsern Kandidaten, der in Dorpat ein Examen machen sollte, um vier Wochen verschoben worden, standen nun aber unmittelbar vor der Thür. Am Montag sollte ich aufbrechen, für heute, für Freitag, hatten Käthchen und ich eine Generalwiederholung verabredet. Der Tag war unerträglich heiß und Käthchen ganz aufgelöst, als sie unser Versteck erreichte. Lag es nun an ihrer Ermüdung oder war ihr Gedächtnis wirklich nicht im stande, Namen und Zahlen dauernd zu behalten — genug, die Repetition fiel jammervoll aus. Käthchen war auf das tiefste betrübt. „Es ist doch entsetzlich, wenn man so dumm ist!" rief sie aus.

„Aber liebste Kousine," meinte ich, „es liegt doch im Grunde wenig genug daran, ob Sie diese Daten kennen oder nicht!"

Das junge Mädchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und blickte mich dann mit einem verwunderten Ausdrucke an. „Ich muß diese Namen und Zahlen doch einmal behalten," sagte sie, „wie soll ich da nicht unglücklich sein, wenn ich sie immer wieder vergesse?"

„Aber warum müssen Sie das?"

„Warum?" stotterte Käthchen, „warum? Nun, weil diese Kenntnisse eben zur Bildung gehören. Und ich werde sie mir schon aneignen," fuhr sie fort, „und wenn es noch so lange währen sollte. Denken Sie an mein Wort, Vetter — wenn Sie nach den Ferien zurückkommen, kenne ich jeden Namen, jede Zahl."

Damit erhob sie sich, um den Heimweg anzutreten. „Kommen Sie morgen noch zu uns?" fragte sie.

Ich bejahte die Frage, und wir schieden.

Als ich am folgenden Nachmittag nach Inzau ging, zog ein Gewitter herauf, und ich mußte eilen, das Gut noch vor seinem Ausbruche zu erreichen. Als ich nun schnell durch das Gartenpförtchen schritt, blieb ich wie angewurzelt stehen, denn auf der Veranda saßen eng umschlungen — Käthchen und der Baron. Als sie mich gewahr wurden, lief Käthchen auf mich zu. „Vetter," rief sie, „ich bin Braut!" Damit ergriff sie meinen Arm, und wir eilten gemeinsam dem Baron entgegen. „Vetter," rief sie wieder, als wir ihn an der Treppe der Veranda erreichten, „Vetter, er will mich dummes, ungebildetes Mädchen wirklich zu seiner Frau machen!" Und damit beugte sie sich, ehe er es verhindern konnte, auf die Hand des Barons herab und küßte sie.

„Käthchen," rief dieser erschreckt, „nicht doch — laß doch — was thust du?"

„Ich gelobe, dir zu leben bis zum letzten Atemzuge."

Ein Windstoß stürzte jäh in den Hof, ein langer Blitzstrahl fuhr hernieder, und das Krachen des Donners ließ den Boden unter unsern Füßen erbeben.

Der Baron war auffallend fassungslos. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen blickten für ein paar Sekunden wirr ins Weite. Dann fuhr er sich mit der Rechten über die Stirn.

„Was hast du?" fragte Käthchen zärtlich, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang.

„Es ist nichts," war die Antwort. „Du mußt nicht solche Szenen machen, Käthchen. Was soll der Vetter von uns denken?"

Käthchen schüttelte den Kopf. „Niemand weiß besser als er, wie dumm und ungebildet ich bin," erwiderte sie.

„Das nicht," rief der Baron, „aber ich will gern glauben, daß außer mir niemand so gut wie er weiß, was für ein liebes, holdes Mädchen du bist."

Ich brachte nun meine Glückwünsche an und erfuhr, daß das Paar sich am Vormittag verlobt hatte. „Und, was das Beste ist, in sechs Wochen ist Hochzeit!" schloß der Baron.

In diesem Augenblicke fuhr wieder ein Windstoß auf den Hof, raste über ihn hin

und überschüttete uns mit Staub und Strohhalmen. Wir flüchteten nun ins Haus, und ich gratulierte auch dem alten Herrn. Er empfing meine Glückwünsche mit einer gewissen verdrießlichen Würde, wie jemand, der der Partie zwar keine Hindernisse in den Weg legen will, sich aber auch nicht eben über sie freut. „Der Baron glaubt mit Käthe glücklich werden zu können,“ sagte er.

„Allerdings,“ versetzte der Baron nicht ohne Schärfe.

Käthchen deckte jetzt den Kaffeetisch, ging und kam. Der alte Hortensius prahlte unterdessen ein wenig mit seinen fünf akademisch gebildeten Ahnherren, offenbar, um dem Baron anzudeuten, daß, wer eine Hortensius heirate, unter keinen Umständen eine Mesalliance schließen könne. Der Baron hörte schweigend zu und blickte hinaus auf den Hof, auf dem jetzt der Regen in Strömen niederging. Es fiel mir auf, daß er sehr bleich war. Als nach einiger Zeit in dem Vortrage des alten Herrn eine Pause eintrat, stand der Baron auf und ging hinaus, vermutlich zu Käthchen in die Küche.

„Wenn Käthchen einen gebildeten Mann aus guter Familie heiraten wollte,“ sagte Hortensius halblaut, indem er sich zu mir hinüberbeugte, „so würde ich ihn bedauern, denn es leuchtet ein, daß eine solche Frau keine klugen Kinder gebären kann, aber für einen Edelmann ist sie immerhin klug genug.“

„Sie unterschätzen Käthchen,“ erwiderte ich unwillig.

Das Brautpaar kehrte zu uns zurück, aber Käthchen brachte statt des erwarteten Kaffee ein Servierbrett mit Champagnergläsern, und der Baron trug eine Flasche. Wir stießen auf das Wohl des Brautpaares an, und der Baron wurde allmählich beredt. Er trank hastig ein Glas nach dem anderen, und als die erste Flasche geleert war, holte er eine andere aus dem Nebenzimmer. Als wir auch mit dieser fertig waren — Flaschen wie Gläser stammten natürlich aus Ulmenhof — folgte die dritte.

Hortensius trank fast ebenso schnell wie der Baron. Es mochte manches Jahr vergangen sein, seit er zum letztenmal Champagner vor sich perlen sah, und er schlürfte ihn jetzt mit einer gewissen Gier. Käthchen, die den berühmten Wein noch nie gesehen hatte, nippte anfangs nur an ihm, fand aber, daß er sehr wohlschmeckend sei, und leerte nun auch einige Gläser. Sie beteiligte sich nicht an dem Gespräche, aber aus ihren leuchtenden Augen, den geröteten Wangen und den halb geöffneten Lippen sprach ein sie ganz erfüllendes Glück.

Hortensius und der Baron führten fast allein das Wort. Es war von allem Möglichen die Rede, vom Krimkriege, von Reichs- und Landespolitik, vor allem von Napoleon III. Käthchen hielt mit beiden Händen die Rechte ihres Bräutigams, und ihre Augen lasen ihm die Worte von den Lippen.

Nach einiger Zeit wurde der alte Herr einigemal recht ausfallend. Der Baron blickte ihn verwundert an, biß sich aber auf die Lippen und schwieg. Er nahm es auch hin, als Hortensius sehr deutlich andeutete, daß eben nur solche Personen einen so eminent klugen Mann wie Napoleon III nach Gebühr schätzen könnten, die selbst klug wären. Mit dem, was man so in der Gesellschaft „Verstand“ nenne, ließe sich in solchem Falle allerdings nichts anfangen.

Das Gesicht des alten Herrn wurde jetzt allmählich dunkelrot. „Napoleon“, sagte er mit einer Stimme, die klang, als ob er ohne Zunge spräche, „Napoleon wird mit dem europäischen Junkertum aufräumen und wird einen neuen Adel gründen, einen Adel aus den Kreisen der Intelligenz. An die Stelle der anmaßenden Enkel roher Raubritter werden die gebildeten Enkel von wahrhaft verdienten Männern treten. Das ist der Grund, warum ihn der Unverstand aller Länder haßt.“

„Mein liebstes Käthchen,“ sagte der Baron, indem er sich erhob, „du wirst es mir nicht übelnehmen, wenn ich jetzt aufbreche, allein Herr Sandmann, mein Zeichenlehrer, ist krank, und ich muß Ogiello in der Pflege ablösen. Nicht wahr, lieber Großpapa, auch Sie zürnen mir unter diesen Umständen nicht, wenn ich Sie verlasse?“

Er reichte dem Alten die Rechte hin, aber dieser behielt beide Hände in den Hosentaschen. „Wer nicht einsieht, daß Napoleon ebenso die Prinzipien der Gegenwart vertritt wie repräsentiert,“ sagte er dumpf, „beweist damit, daß er die Zeichen der Zeit nicht versteht.“

Der Baron zuckte die Achseln. „Gehen wir?“ fragte er zu mir gewandt.

Wir brachen auf. Käthchen wollte uns bis an den Fluß geleiten, aber der Baron

duldete es nicht. „Du darfst den alten Herrn jetzt nicht allein lassen," sagte er.

Käthchen umarmte ihn. „O wie bist du gut," rief sie. „Ist es möglich, daß man so glücklich sein kann wie ich!"

„Mein teures Käthchen," versetzte der Baron, „ich wünschte, ich wäre so gut wie du glaubst."

Das Gewitter war vorüber, aber am Himmel trieb ein heftiger Wind noch schwere Wolken vor sich her, und nur für einen Augenblick war der Mond von Zeit zu Zeit sichtbar. So eben jetzt, und ich sah bei seinem Scheine, daß der Baron wieder so bleich war wie vorhin. Es war empfindlich kalt geworden, und wir zitterten in unsern leichten Sommerkleidern vor Kälte, als wir durch den Garten zum Ufer hinabgingen. „Sie sind sehr nachsichtig gegen den alten Herrn," bemerkte ich.

Der Baron blieb stehen. „Ich wünschte, er wäre nicht Käthchens Großvater," erwiderte er, „aber da er es einmal ist, so bleibt mir nichts übrig, als mich zu freuen, daß ein Mann, von dem fünf Vorfahren studierten, weil sie nicht verhungern wollten, wenigstens einwilligt, daß seine Enkelin einen Edelmann von vierundsechzig Ahnen heiratet. Indessen — ich würde Käthchen ganz andere Opfer bringen, als sie das thörichte Benehmen des alten Mannes von mir verlangt."

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen. Es war als ob er mir etwas sagen wollte, es kam aber nichts mehr über seine Lippen, und wir gingen weiter.

Als wir am anderen Ufer landeten, stand ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann am Wasser, als ob er auf uns wartete. „Guten Abend, Sandmann," sagte der Baron, indem er aus dem Boote sprang. „Mein Zeichenlehrer," fügte er, zu mir gewandt, hinzu. Es gab eben wieder etwas Mondschein, und ich sah eine Brille glitzern und ein langes, schmales, bartloses Gesicht.

Guten Abend von hüben und guten Abend von drüben, und wir gingen auseinander.

Ich mußte, während ich auf der Höhe des Flußufers hinschritt, immer wieder an den Baron denken. Er war heute so seltsam gewesen. Ich hatte den Eindruck empfangen, als ob er irgend ein leidenschaftliches Gefühl mit Anstrengung aller seiner Kräfte unterdrückte. Und das am Abend seiner Verlobung mit Käthchen!

Die empfangenen Eindrücke und vielleicht auch der Wein hatten mich überhaupt nervös gemacht. Obgleich ich daran gewöhnt war, im Dunkeln im Freien zu sein, empfand ich heute ein lebhaftes Angstgefühl, und ich fühlte mein Herz heftig schlagen. Jetzt hörte mein durch die gegenstandslose Furcht geschärftes Ohr Steine den Uferhang herabrollen. Ich blieb stehen und lauschte. Kein Zweifel, es kam mir jemand entgegen. Wie thöricht — beruhigte ich mich — darüber zu erschrecken! Es war jemand aus Ulmenhof, der im Kirchenkruge gewesen war und nun heimkehrte. Ich ging weiter und sah gleich darauf die Gestalt eines Mannes vor mir auftauchen. Als ich sie erreicht hatte, blieb der Mann stehen. „Guten Abend," sagte er. „Kommen Sie vielleicht aus Ulmenhof?"

Der Mann war, soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, wie ein Bauer gekleidet, aber seine Sprache klang nicht wie die eines solchen. Er sprach das, was die Bauern „Herren-Lettisch" nennen.

Mein Herz schlug wieder so heftig, daß ich kaum antworten konnte. „Ja," brachte ich endlich hervor, aber mein eigenes Wort klang mir, als ob ein anderer es ausgesprochen hätte.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob der Baron zu Hause ist?" fragte der Unbekannte weiter.

„Ja," erwiderte ich wieder. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an und glaubte zu erkennen, daß der Mann vor mir einen großen Schnurrbart trug. Das war sehr auffallend, denn ein solcher kam damals beim Landvolke kaum je vor.

„Sie sind wohl ein Jungherr aus dem Pastorat?" hieß es weiter.

„Ja," erwiderte ich widerwillig. Ich bebte am ganzen Leibe, halb vor Kälte, halb vor innerer Aufregung.

„Können Sie mir wohl sagen," fragte der Fremde weiter, „ob es zwischen Ulmenhof und Inzau eine Furt gibt, die jemand, der nicht zu schwimmen versteht, durchwaten kann? Ich muß später wieder über den Fluß und möchte nicht wieder bis zur Fähre bei der Kirche zurück."

Die Frage bewies mir, daß der Mann hier ganz fremd war, und dieser Umstand wirkte auf mich ungemein beruhigend. Wer

Übles plante, konnte nicht so ganz unorientiert sein.

„Zwischen den Höfen gibt es keine Furt," erwiderte ich, „wohl aber unterhalb und oberhalb derselben. Übrigens bedarf es einer solchen nicht. Wenn Sie hart am Ufer entlang gehen, finden Sie bald ein Boot. Jedenfalls werden Sie ein solches von Ulmenhof aus benutzen können."

„Ich danke Ihnen."

Damit trennten wir uns, und ich setzte meinen Weg ganz beruhigt fort. Ich mußte nun selbst über meine Furcht lächeln, die mir einen harmlosen Wanderer so bedenklich hatte erscheinen lassen. Der Mann mochte ein ehemaliger Soldat sein, der in Ulmenhof eine Anstellung suchte.

Ich hatte das Pastorat schon fast erreicht und war eben im Begriff, das Ufer zu verlassen, als der Mond wieder zum Vorschein kam. Bei seinem Scheine hatte ich einen sehr ungewohnten Anblick, ich gewahrte nämlich ein ziemlich großes Boot, das stromaufwärts ging. Da der Fluß in dieser Jahreszeit auch für Boote nicht schiffbar ist und der Verkehr von Ufer zu Ufer nur durch Kähne betrieben wird, hatte dieses zu Berg gehende Boot etwas sehr Auffallendes. Soviel ich sehen konnte, saßen vier oder sechs Männer in demselben, während zwei andere, die vorn resp. hinten standen, es mit den ortsüblichen Stangen stromaufwärts stießen. Diese beiden kannten offenbar das Flußbett ganz genau, denn sie verfolgten mit großer Sicherheit die sich vielfach hin und her windende Flutrinne. Da ich selbst damals zwischen Annenburg und Grafenthal als Lotse hätte fungieren können, so wußte ich, daß nur Einheimische sie finden konnten, anderseits aber widersprach es allen Gewohnheiten dieser, sich bei solchem Wasserstande und noch dazu bei solchem Wetter eines Bootes zu bedienen, um stromauf zu fahren. Man kam eben zu Fuß unvergleichlich rascher vorwärts.

Ich blickte dem Fahrzeuge nach, bis eine Wolke Mond und Boot wieder verhüllte. Ich verspürte eine Regung in mir, das geheimnisvolle Boot und den Fremdling von vorhin in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, verwarf den Gedanken aber bald wieder und eilte nach Hause. Dort lag ich noch eine Weile in halbwachem Zustande im Bette und erlebte dann im Traume, daß der Fremde, die Insassen des Bootes und der Zeichenlehrer gemeinsam über den Baron herfielen, wurde darüber wieder wach, trank ein Glas Wasser und verfiel in tiefen Schlaf.

Ich wurde davon wach, daß jemand meinen Namen rief und mich heftig rüttelte. Als ich die Augen aufthat, sah ich meinen Onkel und meine Tante im Nachtkostüm an meinem Bette stehen. Draußen herrschte schon die Morgendämmerung.

„Du warst gestern in Inzau?" fragte mein Onkel. „War der alte Hortensius schon krank?"

„Nein," erwiderte ich erschreckt, „im Gegenteil, wir feierten die Verlobung Käthchens mit dem Baron."

„Eine schöne Verlobung," sagte meine Tante hart. „Der ganze Hof soll voll Gendarmen stecken."

Ich sprang entsetzt aus dem Bette. „Und der alte Hortensius?" fragte ich.

„Er ist tot. Ein Schlagfluß hat seinem Leben ein Ende gemacht." Damit gingen sie.

Die Vettern und ich warfen uns in unsere Kleider und stürzten hinunter. Im Pastorat war schon alles auf, und die Knechte und Mägde standen am Rande der Wiese und blickten hinüber nach Ulmenhof. Von allen Seiten her sah man Bauern einzeln oder paarweise dorthin eilen, als ob es im Hofe brenne. Unsere Leute standen im Kreise um den Jungen aus Inzau, den der dortige Vorknecht zu meinem Onkel geschickt hatte, und hörten ihn erzählen. Bald nach unserm Fortgehen hatte der alte Hortensius über starke Wallungen geklagt und sich Eisumschläge auf den Kopf machen lassen. Kurz vor Mitternacht wäre er dann plötzlich umgefallen und sofort verschieden. Das gnädige Fräulein habe, hieß es, sofort nach dem Baron geschickt, aber als die Magd ans Ufer kam, brachen drüben eben von allen Seiten Gendarmen ins Haus. Diese wären in der Dunkelheit teils zu Wagen, teils zu Pferde aus der Stadt gekommen, während andere sich durch den Kirchenkrüger und seinen Fährmann zu Boot hätten stromaufwärts stoßen lassen, um das Ufer zu besetzen. Während des Überfalles seien Schüsse gefallen, man wisse aber nicht, wer sie abgegeben habe, denn das Haus werde streng bewacht und niemand dürfe hinein. Auch das gnädige Fräulein, das auf die Kunde von dem Vorgefallenen sofort nach Ulmenhof geeilt

sei, habe der Kapitän, der die Gendarmen kommandierte, zurückgewiesen und sie selbst wieder an das Ufer gebracht.

Wir liefen nun, so schnell wir konnten, nach Ulmenhof. Dort sah es wirr genug aus. Eine große Anzahl Bauern jeden Alters und jeden Geschlechts umstand den Hof. Auf diesem selbst hielten eine Anzahl Wagen, deren Pferden man Futter vorgelegt hatte. Einige Gendarmen hielten die Neugierigen fern, während andere in der Stallthür standen und wieder andere das Haus bewachten. Als wir in den Kreis traten, kamen eben der Arzt und der Feldscher im Galopp auf den Hof gefahren, sprangen schnell aus dem Wagen und eilten ins Haus.

Ich wandte mich an einen der Gendarmen und fragte ihn, ob der Baron verwundet sei. Er schüttelte den Kopf, ließ sich aber auf kein Gespräch mit mir ein. Ein neben mir stehender Bauer war mitteilsamer. „Der Baron soll sich gleich gefangen gegeben haben," erzählte er, „aber der Pole hat geschossen und einen Gendarmen schwer verwundet. Darauf hat ihn ein anderer Gendarm mit dem Säbel über den Kopf gehauen, so daß er niederfiel."

„Aber worum handelt es sich denn eigentlich?" fragte ich.

„Sie sollen alle zusammen falsches Geld gemacht haben," war die Antwort.

Ich dachte an die Zeichenkünste des Barons, an den Zeichenlehrer — großer Gott, war es möglich? Und Käthchen! Das unglückselige Käthchen!

Ich eilte an den Fluß und fuhr hinüber nach Inzau. Auch hier stand vor dem Hause eine Menge Volk und gaffte die Thür an, als ob sie zu einer Schaubude führe.

Die auf die Flur mündenden Thüren waren geöffnet. In dem an das Arbeitszimmer des alten Herrn stoßenden kleinen Schlafzimmer waren einige ältere Bauern und Bäuerinnen um die Leiche desselben beschäftigt. Käthchen war nicht zugegen. Ich fand sie endlich in dem hintersten Zimmer der anderen Seite. Sie hatte beide Arme auf den Tisch gelegt und ihr Gesicht auf die Arme.

Mir wollte das Herz brechen vor Teilnahme. „Käthchen," sagte ich leise.

Sie fuhr beim Klange meiner Stimme empor, blickte mich wirr an und sprang auf. „Vetter," rief sie, indem sie meinen Arm ergriff, „Vetter, es ist nicht möglich. Sagen Sie mir, daß es nicht möglich ist!"

Als ich verwirrt schwieg, fuhr sie schnell fort: „Nein, nein, es kann nicht sein. Er, ein Falschmünzer! Es muß, es wird sich alles aufklären!"

„Gewiß, Käthchen," brachte ich hervor.

„Nicht wahr?" rief sie lebhaft. „Also Sie glauben es auch? Wie konnte ich auch so unsinnig sein, auch nur einen Augenblick zu zweifeln!"

Sie richtete sich völlig auf und wollte an mir vorüberschreiten. „Wohin, Käthchen?" rief ich.

„Zu meinem Großvater. Zunächst muß ich für ihn sorgen."

„Und dann?" fragte ich unwillkürlich.

„Und dann?" wiederholte Käthchen verwundert. „Und dann? Dann gehört mein Leben natürlich ihm."

In diesem Augenblicke sah ich meinen Onkel und meine Tante auf uns zu kommen. Ich benutzte die Begrüßung, um mich zu entfernen und wieder nach Ulmenhof zu eilen.

Dort sah es jetzt anders aus. Die Wagen waren reisefertig, die berittenen Gendarmen hatten ihre Pferde aus dem Stalle gezogen und gesattelt, man war im Begriff aufzubrechen. Obgleich der Regen jetzt in Strömen fiel, hielt die Menge der Zuschauer, die sich mittlerweile noch sehr vermehrt hatte, doch regungslos aus. Endlich trat ein Gendarm aus dem Hause auf die Vortreppe und winkte. Ein Wagen fuhr vor und zwei Gendarmen nahmen neben ihm Platz. Wieder öffnete sich die Thür und geführt vom Kapitän der Truppe erschien der Baron. Er hatte eine Mütze tief ins Gesicht gedrückt und einen weiten Radmantel um, so daß wir nicht sehen konnten, ob man ihm die Hände gebunden hatte oder nicht, doch schien es so, denn er wurde von den Gendarmen in den Wagen gehoben. Je einer von ihnen nahm dann mit gezogenem Säbel an jeder Seite des Gefangenen Platz. In gleicher Weise wurden dann Ogiello, dessen Kopf verbunden war, und Sandmann untergebracht. Zu meiner Verwunderung war übrigens damit die Reihe der Gefangenen noch nicht zu Ende, es erschienen vielmehr noch zwei Personen, die ebenfalls zwischen je zwei Gendarmen gesetzt wurden. Endlich fuhr auch der Wagen des Kapitäns vor und setzte sich,

nachdem dieser und ein junger Assessor des Hauptmannsgerichtes in ihm Platz genommen hatten, an die Spitze des traurigen Zuges. Die berittenen Gendarmen schlossen sich hinten an, das Kommando: „Vorwärts," ertönte und die Pferde fielen in scharfen Trab. In wenigen Augenblicken war alles in dem nun wolkenbruchartig strömenden Regen verschwunden.

Ich hatte mich vergeblich bemüht, einen Blick des Barons zu erhaschen. Er sah, soviel ich gewahren konnte, kein einziges Mal auf. Auch die übrigen Gefangenen blickten scheinbar teilnahmlos vor sich hin, und nur Ogiello schien mir verächtlich zu lächeln.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, stob alles auseinander und eilte nach Hause. Auch ich, denn ich sagte mir, daß ich in Inzau jetzt nur stören konnte.

Mein Onkel kehrte erst kurz vor Tische zurück und zwar allein, meine Tante war bei Käthchen geblieben. Der erstere ließ sich erst von mir ausführlich erzählen, was ich gesehen und beobachtet hatte und teilte mir dann mit, was er von dem Arzt, der von Ulmenhof aus nach Inzau gekommen war, in Erfahrung gebracht hatte. Danach erschien es in der That unzweifelhaft, daß der Baron an der Spitze einer weit verzweigten Falschmünzerbande stand, und daß in Ulmenhof selbst das falsche Papiergeld angefertigt worden war. Die Aussagen eines in Wilna verhafteten Juden hatten das ganze Getriebe bloßgelegt, und die Falschmünzer waren ganz ungewarnt verhaftet worden. Außer Sandmann, der ein Lithograph war, hielten sich noch zwei andere Falschmünzer ständig in Ulmenhof auf, beide unter der Maske von Dienern des Barons. Man hatte bei der Untersuchung nicht nur die Platten und Instrumente, sondern auch zahlreiche schon fertige und, wie es schien, mit größter Geschicklichkeit gefälschte Zehn-, Fünf- und Dreirubelscheine gefunden, und zwar in der Couchette des Barons. Dieser hatte bei dem vorläufigen Verhör jede Aussage verweigert und war überhaupt nicht dazu zu bewegen gewesen, auch nur ein Wort zu sprechen. Offenbar war eine solche Taktik schon vorher für alle Fälle verabredet worden, denn die Gefährten des Barons hatten genau so gehandelt wie er.

Unter diesen Umständen konnte an der Schuld des letzteren nicht länger gezweifelt werden. „Das unglückliche Mädchen," sagte mein Onkel teilnehmend, „hofft noch, daß es sich um ein Mißverständnis handle. Wie schrecklich wird sie enttäuscht werden, wenn sie den Hergang erfährt. Aber das soll jedenfalls erst nach der Bestattung ihres Großvaters geschehen. Gott sei Dank übrigens, daß ich dem Fremden von vornherein mißtraute und dir nicht gestattete, bei ihm zu verkehren. Du hättest sonst, trotz deiner Jugend, in die Untersuchung verwickelt werden können."

Meine Tante blieb die Nacht über in Inzau, und ich fuhr am anderen Morgen fort, ohne ihr und Käthchen Lebewohl gesagt zu haben. Mein Onkel gestattete nicht, daß ich mich bei ihnen verabschiedete.

Die Meinigen befanden sich noch im Seebade, und ich begab mich ebenfalls dorthin.

Bei dem ungeheuren Aufsehen, welches die Entdeckung der Falschmünzerbande im ganzen Lande erregte, war natürlich auch am Strande viel von dieser die Rede, und man verschlang jede Nachricht', welche der eine oder der andere aus der Stadt kommende Herr über die Resultate der Untersuchung brachte. Mit welchem Interesse ich alles verfolgte, was sich auf den Baron bezog, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Die Nachrichten waren übrigens auch an und für sich höchst interessant. Der Baron leugnete jetzt hartnäckig, irgend etwas von dem gewußt zu haben, was um ihn her vorgegangen war. Er sagte aus, daß er Ogiello seit langem kenne und ihm, der zur Zeit kein Heim besessen, einfach sein Haus zur Verfügung gestellt habe. Die beiden Diener habe er auf Ogiellos Rat engagiert, ebenso auch Sandmann, den er durchaus für einen harmlosen Künstler gehalten. Auf die Frage, aus welchen Quellen er die Mittel zu seinem luxuriösen Leben bezogen, hatte er geantwortet, daß er in Petersburg im Spiel eine große Summe gewonnen habe. Um diese nicht etwa wieder einzubüßen, habe er sich gelobt, nie wieder eine Karte anzurühren. Aus demselben Grunde habe er sich entschlossen, ein Gut zu pachten und seine Tage als Landwirt zu beschließen. Sein Verkehr mit den Juden erkläre sich nur aus seiner Leidenschaft für Pferde, und er habe nicht geahnt, daß sie aus Ulmenhof falsches Geld fortbrachten.

Ganz anders lauteten die Aussagen der übrigen Gefangenen. Unter diesen hatte sich Sandmann, wie es schien, entschlossen, ein volles, rückhaltloses Geständnis abzulegen. Nach seinen Aussagen waren Ogiello und der Baron die Leiter wie die Seele der verbrecherischen Thätigkeit. Sie hatten nicht nur ihn und seine Komplicen gemeinsam engagiert, sondern sich auch persönlich an der Arbeit beteiligt. Sie hatten ferner Beziehungen mit ihren ehemaligen Spielgenossen angeknüpft und große Summen falschen Geldes an diese, die im ganzen Reiche zerstreut lebten, abgehen lassen. Obgleich diese Korrespondenz ausschließlich von Ogiello und dem Baron geführt worden war, wußte Sandmann doch einige Adressen zu nennen, und er machte überdies eine große Anzahl Juden namhaft, die unter dem Schein des Pferdehandels das in Ulmenhof fabrizierte falsche Geld dort abholten und dann durch ganz Litauen und Polen vertrieben.

So das Geständnis Sandmanns. Ogiello hatte man noch nicht vernehmen können, weil er infolge der bei seiner Verhaftung erhaltenen Kopfwunde schwer krank darniederlag. Es war das auch später nicht möglich, und er starb, ohne irgend eine Aussage gemacht zu haben.

Die beiden anderen Lithographen hielten sich an das alte: „Ich weiß von nichts."

Das Interesse, mit welchem das Publikum den Prozeß, der jetzt die weitesten Dimensionen annahm, verfolgte, wurde dadurch nicht wenig erhöht, daß die Braut des Barons an ihm festhielt und alles aufbot, um sein Geschick teilen zu dürfen. Käthchen hatte sich in der That unmittelbar von der Beerdigung nach der Stadt begeben und durch einen Fußfall bei dem Gouverneur die Erlaubnis erhalten, den Baron zu sprechen. Es rührte jedes Herz, als man erfuhr, daß sie bei diesem Wiedersehen den Baron, der natürlich auch ihr gegenüber seine Unschuld beteuerte, anflehte, sich mit ihr im Gefängnis trauen zu lassen. „Ich gehöre zu dir," hatte sie gesagt, „und ich kann vielleicht mehr für dich thun, wenn ich deine Frau, als wenn ich deine Braut bin." Als der Baron ihre Bitte mit aller Energie abschlug und ihr erklärte, er würde sie unter keinen Umständen an sein bescholtenes Dasein fesseln, hatte sie wehmütig lächelnd geantwortet: „Wie du willst. Es ist ja im Grunde einerlei, denn ich mag nun deine Frau oder deine Braut sein, ich gehöre doch zu dir wie dein Schatten."

Käthchens Hingabe blieb übrigens nicht unbelohnt. Eine große Anzahl angesehener Männer und Frauen erinnerten sich jetzt daran, daß so oder so Hortensiussches Blut in ihren Adern floß, und nahmen sich der verwaisten Kousine warmherzig an. Ein allseitig geschätzter Geistlicher räumte ihr ein Zimmer in seinem Hause ein, der erste Rechtsanwalt übernahm ihr zuliebe die Verteidigung des Barons. Als ich in die Stadt kam, hatte sich zu ihrem Schutze eine Verbindung von Männern gebildet, welche durchaus befähigt und ganz und gar willens war, ihre Aufgabe auszuführen. Und doch war Käthchens Lage eine höchst beklagenswerte und zwar keineswegs nur um ihrer Beziehungen zu dem Baron willen. Aufgewachsen in tiefster, ländlicher Einsamkeit und keineswegs mit der Bildung ausgerüstet, welche ein Gemeingut der Familien war, unter denen sie sich jetzt bewegte, machte sie auf mich den Eindruck einer Taube, die sich in einen fremden Schlag verirrt hat. Als ich zum erstenmal ihr Zimmer betrat, überflog ein dunkles Rot ihr jetzt so bleiches Antlitz. „Gott sei Dank, ein bekanntes Gesicht," sagte sie tief aufatmend. Dann aber war es, als ob sie sich auf ihre Pflicht besinne. „Mißverstehen Sie mich nicht, Vetter," sagte sie, „sie sind ja hier alle so einzig freundlich gegen mich, und ich kann ja Gott dafür nicht genug danken. Was könnte ich auch ohne sie für ihn thun! Es wird mir nur manchmal schwer, mich in diese mir so ganz fremden Verhältnisse zu finden. Ich fürchte immer etwas zu sagen, wodurch ich die Verwandten verletze."

„Liebstes Käthchen," rief ich, „Sie haben gewiß noch nie jemand verletzt und werden auch nie jemand verletzen."

Es flog ein liebliches Lächeln über ihr Gesicht, ein Lächeln aus den Tagen unserer Bootpartien und Schlittenfahrten, gleich darauf aber blickte sie wieder ernst und brach dann in Thränen aus.

„Käthchen," rief ich, „liebstes Käthchen, was haben Sie?"

Käthchen schluchzte eine Weile still vor sich hin. „Mein Großvater," kam es dann wie ein Hauch über ihre Lippen, „mein Großvater!"

„Was ist's mit Ihrem Großvater, Käth-

chen? Wenn je eine Enkelin ihre Pflicht gegen ihren Ahnherrn treu und rückhaltlos erfüllt hat, so sind Sie es.“

„Käthchen schüttelte den Kopf. „Wenn es wäre, wie Sie sagen,“ flüsterte sie, „so hätte er nicht so unzufrieden mit mir sein können — bis zuletzt.“

Die Dämmerung brach bereits herein, aber Käthchen saß am Fenster, und ich konnte jeden Zug in ihrem lieben Gesichte sehen. Sie blickte unverwandt empor zu dem Stückchen Himmel, das sich über den dunklen Hof spannte. „Der Segen der Eltern baut den Kindern das Haus,“ sprach sie langsam weiter — und es war, als ob sie mich ganz vergessen habe und nur mit sich selbst rede — „mir hat er gefehlt, da konnte es uns auch nicht gelingen!“

Ich sprach eifrig auf sie ein und suchte sie zu überzeugen, daß sie ihrem Großvater gegenüber ihre Pflicht ganz erfüllt habe. Sie hörte mich schweigend an, aber als ich schwieg, schüttelte sie wieder den Kopf. „Es mag Ihnen wohl so erschienen sein, wie Sie sagen,“ erwiderte sie, „aber es war nicht so. Wenn mein Großvater unfreundlich war, ist mancher häßliche Gedanke in mir aufgestiegen. Nicht nach unsern Thaten, sondern nach unsern Gedanken werden wir gerichtet. Ich habe ja überdies auch manches gegen seinen Willen gethan. Da heißt es denn jetzt sich geduldig beugen unter Gottes Willen.“

„Hofft der Baron freigesprochen zu werden?“ fragte ich nach einer Weile.

Käthchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und richtete sich auf wie ein Soldat, der das Signal vernimmt, das ihn zur Fahne ruft. Sie erzählte mir, daß die Verhältnisse so ungünstig für ihren Bräutigam lägen, daß er kaum hoffen dürfe, die Richter von seiner Unschuld zu überzeugen. Aus ihren Worten ging hervor, daß sie es für ganz selbstverständlich hielt, eventuell den Baron nach Sibirien zu begleiten.

Ich sah Käthchen noch ein paarmal im engsten Familienkreise, ohne indessen mit ihr vertraut verkehren zu können, und kehrte dann in die Pension zurück.

Als ich vor Weihnachten wieder in die Stadt kam, weilte Käthchen nicht mehr in derselben. Bei dem Umfange, welchen die Untersuchung angenommen hatte, war von allerhöchster Stelle aus befohlen worden, den Prozeß gegen sämtliche Angeklagte — und unter ihnen befanden sich jetzt zahlreiche russische Edelleute aus allen möglichen Gouvernements — vor einem Petersburger Gerichtshofe zu führen, infolgedessen wurden auch der Baron und seine Genossen dorthin geschickt. Da hatte man auch Käthchen nicht zurückhalten können. Sie hatte alles zu Geld gemacht, was sie von ihrem Großvater geerbt und was sie sonst besaß, und hatte sich ebenfalls in die Residenz begeben.

Während des nächsten Jahres hörten wir noch von ihr. Sie sollte es durch die Protektion des damaligen Generalgouverneurs, der ein höchst ritterlicher Mann war, sowie einiger kurländischer Edelleute durchgesetzt haben, daß sie den Baron zweimal wöchentlich sehen konnte. Im übrigen sollte sie in einer Dachwohnung am Kleinen Prospekt von Wassiljewski Ostrow ein einsames Dasein führen. Später drang keine Kunde von Käthchen mehr zu mir. Man hatte damals nur sehr wenig Beziehungen zu Petersburg. Bei dem tiefen Geheimnisse, mit dem alle Gerichtsverhandlungen umgeben waren, und bei der Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens jener Tage erfuhr man fast nie, was aus den Verbrechern geworden war, deren Verhaftung vielleicht im ganzen Lande Aufsehen gemacht hatte.

Im nächsten Jahre kamen meine Vettern und ich aufs Gymnasium, und die vielen neuen Eindrücke nahmen mich so gefangen, daß ich eigentlich nur dann noch an Käthchen dachte, wenn mir der Kapitän der Gendarmen mit seinem großen, im Winde fliegenden Schnurrbart begegnete. Und das geschah nicht oft.

Es waren vier Jahre seit den geschilderten Ereignissen vergangen, als sich eines Tages im Verwandtenkreise das Gerücht verbreitete, Käthchen Hortensius werde wieder ins Land kommen. Und es verhielt sich in der That so. Sie hatte an den Pastor, in dessen Hause sie vor vier Jahren Aufnahme gefunden, geschrieben und ihn gebeten, für sie eine Stellung als Wirthschafterin zu suchen. „Mein Bräutigam,“ schrieb sie, „ist endlich freigesprochen worden, und er ist im Begriff, sich nach Moskau zu begeben, wo man ihm eine Anstellung im Postfach in Aussicht gestellt hat. Da es aber noch nicht gewiß ist, ob diese Hoffnung sich auch erfüllen wird, so wünscht er, daß ich vorläufig

in die Heimat zurückkehre und dort bleibe, bis er kommen und mich holen kann."

Der Pastor, der viele Kinder hatte und sich gerade nach einer Gehilfin für seine Frau umsah, antwortete umgehend, daß sein Haus nach wie vor Käthchen offen stehe, und nach ein paar Wochen traf sie ein und bezog wieder das Stübchen, in welchem ich sie einst besucht hatte. Sie war äußerlich sehr gealtert, aber sie sprach unbefangen von der Vergangenheit, hoffnungsvoll von der Zukunft. Sie erzählte uns, daß sie, als der Prozeß gar nicht von der Stelle kam, schließlich dem Kaiser auf offener Straße eine Bittschrift überreicht hatte. Der Kaiser hatte sie darauf holen lassen, und sie hatte ihm ausführlich über ihr Verhältnis zum Baron berichten müssen. Bald darauf war das Urteil gefällt und der Baron freigesprochen worden.

Im ganzen war ihr Benehmen jetzt viel freier und offener als früher, und sie gewann sich in kurzer Zeit die Herzen nicht nur der Hausgenossen, sondern auch der sonstigen Verwandten. Allmählich mußte sie freilich ihre Hoffnungen mehr und mehr herabsetzen, denn der Baron konnte durchaus keine Stellung finden. Schließlich gab ein verhältnismäßig unbedeutender Anlaß dem Verhältnisse eine neue und zwar eine sehr tragische Wendung. Käthchen erhielt nämlich zu Weihnachten ihr erstes Honorar und schickte die kleine Summe sofort an ihren Bräutigam. Sie war nicht wenig erschreckt, als sie das Geld umgehend zurück erhielt. In dem Geleitbriefe schrieb der Baron, Käthchens Sendung habe ihm so recht klar gemacht, wie durchaus unerträglich ihr Verhältnis zu einander sei. Er sei zwar ein sehr unglücklicher, von aller Welt gemiedener Mann, aber sein widriges Geschick habe ihm seinen Mannesstolz nicht geraubt und er könne und wolle nicht auf Kosten eines Mädchens leben, auf dessen Haupt die Verbindung mit ihm ohnehin nur zu viel Unglück herabgezogen habe. Er gab Käthchen schließlich frei und beschwor sie, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Sollte es ihm je gelingen, sich eine Existenz zu begründen — was er kaum noch zu hoffen wage —, so werde er schon ermitteln, ob sie noch frei sei. Ihr im bejahenden Falle endlich schreiben zu können: „Komm, Käthchen, komm!" würde freilich immer der heißeste Wunsch seines Lebens bleiben.

Ich habe diesen Brief nicht selbst gelesen, denn mein Verhältnis zu Käthchen wurde nach ihrer Rückkehr nicht wieder ein so inniges wie früher. Ich war mittlerweile ein Jüngling geworden, und Interessen aller möglichen Art nahmen mich so in Anspruch, daß ich die Jugendfreundin nur zu sehr vernachlässigte. Sie ihrerseits war wenig geneigt, jemand an sich zu fesseln, von dem sie glaubte, daß ihm an dem Verkehre mit ihr nicht allzuviel gelegen sei. Da wir uns indessen nicht selten im Hause ihres Beschützers sahen, und da ihr trauriges Geschick nach wie vor unser aller Teilnahme wach erhielt, so blieb ich doch in bezug auf ihre Schicksale auf dem Laufenden.

Sie hatte natürlich sofort geschrieben, daß sie nach wie vor an dem Baron festhalten würde, und ihn beschworen, die Korrespondenz mit ihr nicht einzustellen, aber der Brief kam als unbestellbar zurück und seinen Nachfolgern erging es nicht anders. Auch alle Nachforschungen, die durch Vermittelung der lutherischen Geistlichen in Moskau nach dem Adressaten angestellt wurden, blieben durchaus fruchtlos. Der Baron war und blieb verschollen.

Seitdem verfiel Käthchen wieder in ihr stilles, schweigendes Wesen zurück und vermied, soviel sie irgend konnte, jeden Verkehr mit Fremden. In der Familie, in der sie lebte, sprach sie aber nicht selten von ihrem Bräutigam, und zwar in einem Tone, als ob es durchaus nur eine Frage der Zeit sei, wann der Brief, der sie zu ihm rief, eintreffen würde. Man nahm das schließlich hin wie die Monomanie eines sonst geistig Gesunden und erfreute sich im übrigen an der unbedingten Hingabe und Treue, mit der Käthchen ihre Pflichten erfüllte. Unter Fremden ging wohl die Spottrede: Der und der warte auf das und das „wie Fräulein Hortensius auf ihren Bräutigam," aber wir Verwandten behandelten das schöne stille Mädchen mit jener rücksichtsvollen Ehrfurcht, welche dem unverschuldeten, würdig getragenen Unglück gebührt.

Ich war seit drei Jahren auf der Universität, als ich einen Brief erhielt, der heute wieder vor mir liegt und nach dem Eingang so lautet: „Ich habe Dir leider heute eine Mitteilung zu machen, die Dich sehr erschüttern und ergreifen wird. Käthchen Hortensius ist nicht mehr. Richard erhielt

am vorigen Donnerstag durch Vermittelung der Regierung einen an Käthchen adressierten Brief. Diesen Brief hatte ein unbekannter Mann hinterlassen, der am fünfzehnten vorigen Monats in Taganrog im Hospital gestorben war. Man hatte keinerlei Wertobjekte bei dem Unglücklichen gefunden, und nur aus dem Briefe an Käthchen, den er während seiner letzten Stunden einem deutschen Krankenwärter diktierte, ersehen, welchen Namen er geführt habe. Du kannst Dir denken, wie schwer es Richard und Elise wurde, den unseligen Brief, dessen Inhalt ich Dir gleich mitteilen werde, Käthchen zu übergeben. Sie hatten übrigens kaum mit einigen Andeutungen begonnen, als Käthchen auch schon erriet, daß der Brief, den sie seit so vielen Jahren erwartete, eingetroffen sei. Sie ersah auch, wie es schien, aus den Gesichtern der beiden, daß der Brief eine Schreckenskunde brachte, aber sie blieb, obgleich sie entsetzlich bleich wurde, scheinbar gefaßt, so daß Richard ihr das Schreiben reichte. Sie durchflog die Zeilen, preßte dann die Hand, die den Brief hielt, wider die Brust und sprach langsam: ‚Gott sei Dank, jetzt darf ich endlich zu ihm kommen!‘ Dann brach sie zusammen und war tot.

Alfred, der sofort gerufen wurde, erklärte, ein Herzschlag habe sie getötet. Wie seltsam, man kann also wirklich in gewissem Sinne am gebrochenen Herzen sterben!

Ich setze Dir den Brief, der von einer sehr deutlichen Schreiberhand niedergeschrieben ist, hierher. Er lautet:

‚Mein teures Käthchen!

Da ich Dich kenne, wie mich selbst, so glaube ich nicht, daß Du von der Erlaubnis, welche ich Dir einst erteilte, Gebrauch gemacht und mich vergessen haben wirst. Darum dieses Lebewohl.

Ich habe gehabt weder Glück noch Stern, und es ist mir nicht möglich gewesen, Dir zu schreiben: Komm! Erst jetzt hoffe ich ein Heim zu finden, das sein Thor früher oder später auch Dir aufthun wird.

Lebe wohl, Du teures, treues, liebes Mädchen. Wenn wir uns endlich wiedersehen, wirst Du wissen, daß ich einmal sehr leichtsinnig, aber nie wirklich schlecht war.

Auf Wiedersehen

Dein ꝛc.‘

Wie seltsam Gott die Geschicke der Menschen lenkt und wie unerforschlich seine Ratschlüsse für uns Staubgeborene bleiben! Warum verbringt der eine seine Tage im Sonnenschein, während der andere in ewigem Schatten verkümmert? Warum mußte ein so treffliches Geschöpf wie Käthchen Hortensius den Becher des Leidens bis auf die Neige leeren? Wer kann hierauf eine Antwort geben?“

Der Brief, der mir von Käthchens Tode berichtete, liegt, wie gesagt, während ich diese Zeilen schreibe, neben mir, und wie mein Blick sinnend über diese Zeilen hingleitet, erwacht in mir die alte Zeit wieder zu neuem Leben. Die alte Zeit, und mit ihr erwachen die Rätsel, die sie brachte. War der Baron wirklich kein Falschmünzer?

Wenn er es nicht war, warum hatte er dann nicht seine Unschuld gleich bei seiner Verhaftung beteuert? Wies nicht auch sein seltsames Verhalten während der Verlobung darauf hin, daß eine Schuld ihn drückte? War es endlich denkbar, daß er von lauter Verbrechern umgeben war, ohne es zu ahnen?

Anderseits — war sein Wesen das eines Falschmünzers? Und läßt sich annehmen, daß ein Verbrecher so handeln würde, wie der Baron gegen Käthchen handelte?

Vielleicht geben seine letzten Worte uns den Schlüssel. Vielleicht ahnte er nur, was um ihn vorging, und ließ es geschehen, weil es ihm die Mittel bot, sein Leben nach seinen Wünschen zu gestalten.

Vielleicht war es so — vielleicht auch nicht.

Sonnenthätigkeit und Wachstum.

Von Julius Stinde.

Wir wissen, daß unserm Planeten durch die Bande der Gravitation die Stellung im Sonnensysteme angewiesen ist, welche er einnimmt, wir wissen, daß organisches Leben auf ihm von der Wärme und dem Lichte abhängt, die der Sonnenball uns zusendet, aber über die innigen Beziehungen, welche zwischen irdischem Leben und physikalischen Vorgängen auf der Sonne stattfinden, sind wir nur spärlich unterrichtet, trotz der eifrigen Forschungen, welche eine Menge wertvoller Einzelheiten zu Tage förderten.

Um so überraschender muß uns daher folgender, auf zahlreichen Messungen und Beobachtungen beruhender Ausspruch erscheinen, dessen Begründung wir näher prüfen werden. Dieser Satz lautet: „Alle über den Erdball verbreiteten Lebensthätigkeiten befinden sich in wechselnden, aber übereinstimmenden Steigerungsschwankungen. Die Impulse zu diesen gemeinsamen Schwankungen gehen von der Sonne aus, gelangen in oder mit den Wärmestrahlen zur Erde, unterliegen nicht wie diese den örtlichen Veränderungen, sondern verbreiten sich im Nu über die ganze Erde und haben die gleichen Schwankungen an den Polen wie am Äquator, auf der Tag- und auf der Nachtseite der Erdkugel."

Daß das Pflanzenwachstum in unseren Breiten mit der Zunahme der Erderwärmung sich steigert, gilt längst als allgemein bekannte Thatsache, der Umstand dagegen, daß eine bald stärker, bald schwächer wirkende, das Wachstum des menschlichen Organismus beeinflussende Kraft von der Sonne ausgeht, die mit den Wärmestrahlen zusammenhängt, sich aber von der Wärmewirkung unterscheidet, ist ebenso neu wie anregend und wird voraussichtlich Veranlassung zu mannigfachen praktischen Ergebnissen und theoretischen Folgerungen geben. Die Entdeckung dieser Erscheinung, der ein bis jetzt noch nicht voll ermitteltes Naturgesetz zu Grunde liegt, geschah zufällig anläßlich einer Untersuchungsreihe, welche die Ernährung der Pfleglinge des königlichen Taubstummeninstitutes in Kopenhagen betraf. Als vor einer Reihe von Jahren eine Änderung der Verköstigung in Aussicht genommen ward, hielt es der Direktor dieser Anstalt, Herr Pastor R. Malling-Hansen, für dringend geboten, über das Gedeihen der Zöglinge bei der alten Ordnung Klarheit und feste Anhaltspunkte zu gewinnen, nach welchen man den Wert und die Wirkung der beabsichtigten neuen Ernährungsweise dann später genau zu bestimmen vermochte.

Die Gewissenhaftigkeit des Direktors und gleichzeitigen Predigers dieser vortrefflich geleiteten Anstalt konnte nicht in ein Ernährungsexperiment einwilligen, ohne zahlenmäßige Angaben zu besitzen, welche den Nutzen oder den Schaden deutlich erkennen lassen würden, und zwar hoffte man, in den durch Wägungen und Messungen der Kinder erhaltenen Angaben den richtigen Maßstab zu gewinnen.

Es wurden daher tägliche Höhenmessungen und Wägungen der Kinder vorgenommen, und zwar Gruppenwägungen, durch die das Gesamtgewicht der Zöglinge rasch und sicher festgestellt ward. Die Einzelheiten des technischen Teiles, sowie ein bewundernswertes statistisches Material findet man in R. Malling-Hansens Schrift: „Perioden im Gewichte der Kinder und der Sonnenwärme," Kopenhagen, V. Trydes Buchhandlung, worauf hiermit hingewiesen wird.

Diese Wägungen gaben nun höchst interessante Aufschlüsse.

Bisher nahm man an, daß das Wachstum einer Anzahl ungleichaltriger Kinder durchschnittlich und das Jahr hindurch gleichmäßig vorwärtsschreite und zwar so, daß dasselbe für die Summe einer größeren Anzahl Kinder, sowohl bezüglich der Gewichts- als der Höhenzunahme durch eine schräg ansteigende gerade Linie bezeichnet werden könne. Die Aufzeichnungen jener im Kopenhagener königlichen Taubstummeninstitut angestellten Wägungen und Messungen ergeben dagegen, daß dieser als feststehend angenommene biologische Lehrsatz falsch ist, denn die Gewichtslinien der ungefähr siebzig Kinder haben keine gleichmäßige Steigung, sondern zeigen das Jahr hindurch große Veränderungen, die allen Kindern gemeinsam sein müssen. In jedem der drei Jahre fand die lebhafteste

Gewichtszunahme im Herbste bis in den Anfang des Winters statt, dann ward die Gewichtszunahme bis Ende April schwächer, worauf sogar eine durchgängige Gewichtsabnahme erfolgte. Ferner stand die Gewichtsentwickelung der Kinder dann und wann plötzlich und mehrere Tage hindurch still, zuweilen fanden während der Zeit der Gewichtszunahme mehrere Wochen hindurch gemeinschaftlich bedeutende Gewichtsverluste statt. Auf Grund seiner Messungen und aufgezeichneten Kurven formte Malling-Hansen folgenden Regelsatz:

Das Körpergewicht eines neun- bis fünfzehnjährigen Knaben unterliegt alljährlich drei Perioden, einer Maximal-, einer mittleren und einer Minimalperiode. Die Maximalperiode beginnt im August und schließt in der Mitte des Dezember, dauert also 4½ Monat. Die Mittelperiode erstreckt sich von Mitte Dezember bis Ende April, 4½ Monat. Die Minimalperiode dauert von Ende April bis Ende Juli, also 3 Monate. Während der Maximalperiode ist die Gewichtszunahme dreimal so groß wie in der Mittelperiode. Fast die ganze in der Mittelperiode gewonnene Gewichtszunahme geht während der Minimalperiode wieder verloren.

Aus dieser Gesetzmäßigkeit ergibt sich also, daß bei Einführung veränderter Verpflegungsmethoden in Kadettenhäusern, Lehr- und Pflegeanstalten die Zeit der Einführung sehr zu berücksichtigen ist. Eine gute Verpflegung würde, vom April bis Juni beobachtet, schlechtere Resultate ergeben als eine minderwertige Verpflegung, mit welcher vom August bis Dezember Wägungen verbunden wären, und schon allein aus diesen hygieinischen und volkswirtschaftlichen Gründen erfordert Malling-Hansens Arbeit die eingehendste Beachtung der Fachleute.

In ähnlicher Weise wie die Gewichtszunahme (Dickenentwickelung) schwankt auch die Zunahme des Höhenwachstums, bei welchem sich ebenfalls drei Perioden unterscheiden lassen. Dieselben beginnen und schließen etwa fünfzehn Tage vor den Gewichtsperioden, jedoch derart, daß die Minimalperiode des Höhenzuwachses mit der Ruhezeit der Gewichtszunahme zusammenfällt, ja sogar bedeutenden Gewichtsverlust bringt. Der Höhenzuwachs geschieht gewissermaßen auf Kosten der Gewichtszunahme oder des Dickenwachstums. Genaue Messungen ergaben weiter, daß das Verhältnis zwischen dem Längen- und Dickenwachstum der Bäume des Anstaltsgartens wesentlich mit dem Verhältnis zwischen der Länge- und Dickezunahme des Kindeskörpers übereinstimmte. Auf die Maximalzeit des Längenwachstums folgte diejenige des Dickenwachstums, welch letzteres während des Längenwachstums seine Ruhezeit hatte, und umgekehrt. Der wachsende menschliche Körper und der wachsende Baum werden mithin von irgend einer wirkenden Ursache in ähnlicher Weise beeinflußt. Was ist aber die Ursache?

Da die erwähnten Gewichtsschwankungen eine auffällige Übereinstimmung mit den Schwankungen der atmosphärischen Wärme zeigten, glaubte Malling-Hansen jene Ursache in den örtlichen meteorologischen Verhältnissen der Gegend suchen zu müssen. Es ergab sich in der That, daß, wenn die Wärme steigt, auch das Gewicht steigt, und umgekehrt, aber es stellte sich heraus, daß bei großen Temperatursteigerungen während der Minimalperioden die Gewichtszunahmen nur gering sind und während der Maximalperiode starke örtliche Temperaturfälle die Gewichtsabnahme nur schwach beeinflussen.

Ferner war es auffallend, daß das Gewicht der Kinder während der andauernden Wärmesteigerung im Frühjahr und Vorsommer abnahm, anstatt zuzunehmen, und im Herbste das umgekehrte Verhältnis eintrat. Wenn die Wärme das wirksame Mittel wäre, so müßte auch wohl die Stubenwärme während der Wintermonate einen Einfluß ausüben, allein diese läßt die Schwankungen des Gewichtes unberührt. Es ergab sich aus mannigfachen anderen Beobachtungen und Schlüssen, daß die Schwankungen der örtlichen Wärme jene gesuchte Ursache nicht sind, zumal sich herausstellte, daß die Gewichtsschwankungen der Zöglinge des königlichen Pflegehauses mit denen der taubstummen Kinder gleichlinig liefen, obwohl die Umgebung und die Lage der beiden Anstalten sehr verschieden sind. Jene Ursache wird von den Jahreszeiten nicht beeinflußt, sondern verhält sich ganz gleichmäßig bei Frost und bei Hitze, bei Sonnenschein und trübem Wetter, ihre Wirkungen bleiben bei der Ofenwärme im Zimmer, wie bei der Kälte im Freien im großen und ganzen unverändert.

Die Schwankungen der Gewichtszunahme

bieten eine größere Regelmäßigkeit dar als die Wärmeschwankungen, sie bezeugen in ihren großen Unterschieden und Gesetzmäßigkeiten, daß das organische Wachstum — das menschliche und tierische Leben — von einem gewaltigen, bis jetzt unbekannten Einflusse abhängig ist.

Dieser Einfluß spiegelt sich zum Teil in den örtlichen Wärmeschwankungen wieder, und diese hängen schließlich mit der Sonne zusammen. War die Folgerung richtig, daß die Gewichtszunahmen und -einbußen mit der Sonnenausstrahlung schwankten, so mußten die Wärmeaufzeichnungen kontinental gelegener, von Seewinden nicht berührter Ortschaften besser mit den Resultaten der Wägungen übereinstimmen als die lokalen Wetterverhältnisse Kopenhagens, welches Inselklima besitzt.

Pastor Malling-Hansen machte sich unverdrossen an die ungeheure Arbeit, aus dem im dänischen meteorologischen Institut vorhandenen Material die Wärmeschwankungen verschiedener Stationen in Kurven aufzuzeichnen und diese geeignet zu vereinigen. Die Stationen sind folgende: Kopenhagen, Wien, San Fernando, Lucknow, Nagpur (Indien), Paramaribo, Cordova (Argentinien), Port Dover (Canada), Vivi (am Kongo), also weit voneinander gelegene Punkte, die einen Gesamtüberblick gewähren.

Je mehr Wärmekurven zusammengelegt wurden, um so größer ward die Ähnlichkeit zwischen den über den ganzen Erdball stattfindenden Temperaturschwankungen und den Schwankungen in der Gewichtszunahme der Kopenhagener Zöglinge. Und weiter ergab sich der überaus merkwürdige statistische Fund, daß die Wärme in Indien gleichzeitig mit der Wärme in Kopenhagen sowie in Süd- und Nordamerika ähnlich schwankt, wie die Gewichtszunahme der Kinder sich mit der Lufttemperatur jener Orte übereinstimmend ändert. Alle diese Schwankungen in der Gewichtszunahme der Kinder sind ein Abbild eines von der Sonne auf die Erde ausgestrahlten Einflusses.

Die Regelmäßigkeit der Perioden des Wachstums sowie die jährlichen Abweichungen von dem Normalen hängen aller Wahrscheinlichkeit nach ihrerseits von der Sonnenrotation und den Schlackenbildungen ab, welche wir als Sonnenflecken sichtlich wahrnehmen.

Alles Wachstum auf dem ganzen Erdball, vom kleinsten bis zum größten Geschöpfe, vom einfachsten bis zum vollkommensten Organismus, befindet sich in unablässigen Anspannungsschwankungen, die in allen ihren Änderungen sowohl im Anschwellen wie Abschwellen mit der Wärmesumme der gesamten Erdatmosphäre übereinstimmende Verhältnisse zeigen.

Da jedoch die Sonnenwärme an verschiedenen Orten verschieden, durch Wolken, Wind, Feuchtigkeit (wie oft sind köstlichstes Wetter und kalt regnerischer Himmel nur wenige Grade voneinander entfernt) beeinflußt wird, so gelangt sie nirgends in ihrer vollen Reinheit zu den Lebewesen. Trotzdem aber gehen die Schwankungen der Gewichtszunahme — des Wachstums — ihren übereinstimmenden Gang.

Die Wärme der Sonne kann daher nicht die Ursache sein, welche das Wachstum beeinflußt.

Wohl aber gelangt dies unbekannte Etwas mit der Geschwindigkeit der Sonnenstrahlen zu uns, es ändert sich von Tag zu Tag, es ist innerhalb derselben Zeit über den ganzen Erdball an Stärke gleich, es leidet nicht unter örtlichen Verhältnissen, unter Wind und Wetter, wie die Sonnenwärme.

Malling-Hansen nennt diese Kraft „Wachstum-Energie,“ welche mit der Geschwindigkeit der Wärmestrahlen zur Erde gelangt, sich von der Wärme trennt, die mannigfach umgewandelt wird, und über den ganzen Erdball verbreitet, alle Lebewesen zu übereinstimmenden Wachstumsschwankungen veranlaßt. Der weiteren Forschung bleibt die Prüfung dieser Annahme überlassen — ebenso wie ihr durch die Arbeit Malling-Hansens eine unabsehbare Menge von zu beantwortenden Fragen vorgelegt werden. Es eröffnet sich der Forschung eine weite, noch zu durchwandernde Fernsicht, denn nicht nur der zarte, heranwachsende Kinderkörper ist der von der Sonne strömenden Wachstum-Energie unterworfen, sondern auch der ausgebildete Organismus. Nach den Aufzeichnungen von Dr. Reinl finden sich bei den Frauen gewisse Wellenbewegungen in der Körpertemperatur, und diese stimmen wieder mit den Gewichtsschwankungen der Mädchen in der Kopenhagener Taubstummenanstalt. Eine Schwankung jeder erwachsenen Frau

der Frauenklinik zu Freiburg von $^1/_3$ Grad Celsius in der Körpertemperatur entsprach einer Schwankung jedes der taubstummen Mädchen in Kopenhagen von $^1/_{10}$ Kilogramm Gewichtszunahme.

Dieser Einfluß der Sonnenthätigkeit wird Aufschlüsse über Vorkommnisse in der Heilkunst liefern können, man wird bei der Prüfung von Ernährungsmethoden, Stoffwechselversuchen, Arzneimittelprüfungen, bei der Herstellung von Diätkuren und Mineralwasserwirkungen diesen Faktor nicht mehr außer acht lassen dürfen. Denn welchen Wert kann eine Untersuchung, z. B. einer Brunnenwirkung, haben, wenn sie in die Zeit der Periode fällt, in welcher die Wachstum-Energie abnimmt, und vielleicht den Brunnen unterstützt, der zur entgegengesetzten Zeit sich nur halb so wirksam erweist?

Durch gute Ernährung und Begrenzung der geistigen Arbeit und durch bestmögliche hygieinische Verhältnisse während der Maximalperiode des Dickenwachstums wird zu hoch aufgeschossenen Kindern die Möglichkeit geboten sein können, das rechte Verhältnis zwischen Länge und Dicke zurückzugewinnen. Das Umgekehrte gilt von zu kurzen und vollen Kindern.

Es unterliegt ferner wohl keinem Zweifel, daß Erwachsene zu denselben Perioden ab- und zunehmen. Wenn Personen, die mager werden wollen, die Badeorte zum Schlusse des August oder früher verlassen, so bringen sie sich gerade unter den vollen Einfluß der Dickenperiode, und die Vernachlässigung der Diät wird sie alsdann in kürzerer Zeit wieder verdicken, als unter gleichen Verhältnissen im Winter. Der Landmann kennt dies aus Erfahrung, denn er mästet seine Schweine im Herbste.

Was die Schulferien anbelangt, so sind sie vom Ende Juni bis Anfang September in die beiden Maximalwachstum-Perioden zu verlegen, die gewonnene körperliche Kraft wird der geistigen Arbeit Vorschub leisten.

Es würde zu weit führen, alle Fragen zu berühren, die in der herrlichen Arbeit des Direktors und Seelsorgers der dänischen Taubstummenanstalt angeregt werden — sie harren der Arbeiter.

Als ich im Jahre 1872 Pastor Malling-Hansen persönlich kennen lernte, geschah dies anläßlich seiner „Schreibkugel," die er auf der nordischen Industrieausstellung ausgestellt hatte. Es war dies der erste praktisch brauchbare Typenschreibapparat, die erste Verkörperung eines Gedankens, welche allen Nacherfindungen ähnlicher Art zu Grunde liegt.

Die Wahrnehmung, daß Taubstumme mit ihrer Zeichensprache viel rascher sprechen als Vollsinnige mit dem Sprachorgan, brachte ihn auf den Gedanken, eine Maschine zu erfinden, mit der man ebenso rasch schreiben könnte, wie ein geübter Taubstummer spricht. Das Ergebnis war die Schreibkugel. Ich sah damals die verschiedenen mechanischen Vorversuche, die schließlich zum Ziele geführt hatten, und ihrer mußte ich mich bei dem Studium der neuen Arbeit erinnern, in welcher ebenfalls sich Beobachtung schrittweise an Beobachtung reiht und die Folgerungen sich mit Notwendigkeit ergeben.

Wir erfahren, daß wir nur Staubkörnchen in der großen weiten Schöpfung sind, und daß doch jeder Pulsschlag, ja das Leben jedes Blutkörperchens in uns mit der Sonnenthätigkeit zusammenhängt. Wer diese übersehen und begreifen könnte, würde auch wissen, wie es den Lebewesen der Erde ergeht, jedem einzelnen Zellenleben. — Wendet die sich drehende Sonne uns ihre am stärksten strahlende Seite zu, so steigert sich die Lebensthätigkeit aller Wesen auf der Erde. Gelangt die mattere Seite zur Herrschaft, so läßt die Thätigkeit nach. — Wir erzittern alle von einem Augenblicke zum anderen unter der Gewalt der Sonne, jede Schwankung ihrer Thätigkeit durchzuckt uns alle. Aber wir wissen nicht, welche Zentralsonne den Glutball beeinflußt, von dem wir abhängen, der in dem Weltall auch nur ein Staubkorn ist.

Militärische Spionage.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Der arme Herr Schnaebele! So nahe daran, berühmt, ja als Märtyrer seiner echt französischen Gesinnung unsterblich zu werden, stürzt ihn der schnelle Entschluß der deutschen Regierung, sich seiner durch einfache Freilassung zu entledigen, jäh von dem erträumten Gipfel herab. Und nicht genug damit: Der arme, brave Herr läßt sich bei dieser Gelegenheit auch noch als Parteigänger des Bonapartismus ertappen: in seinen Papieren finden sich gravierende Schriftstücke, die kaum einen Zweifel darüber lassen, daß er der Republik nicht gerade sonderlich treu diente — es ist wirklich die reine Tragikomödie, in welcher der Regisseur Schicksal dem geschäftigen Grenzkommissär die Rolle des Helden zugewiesen hatte.

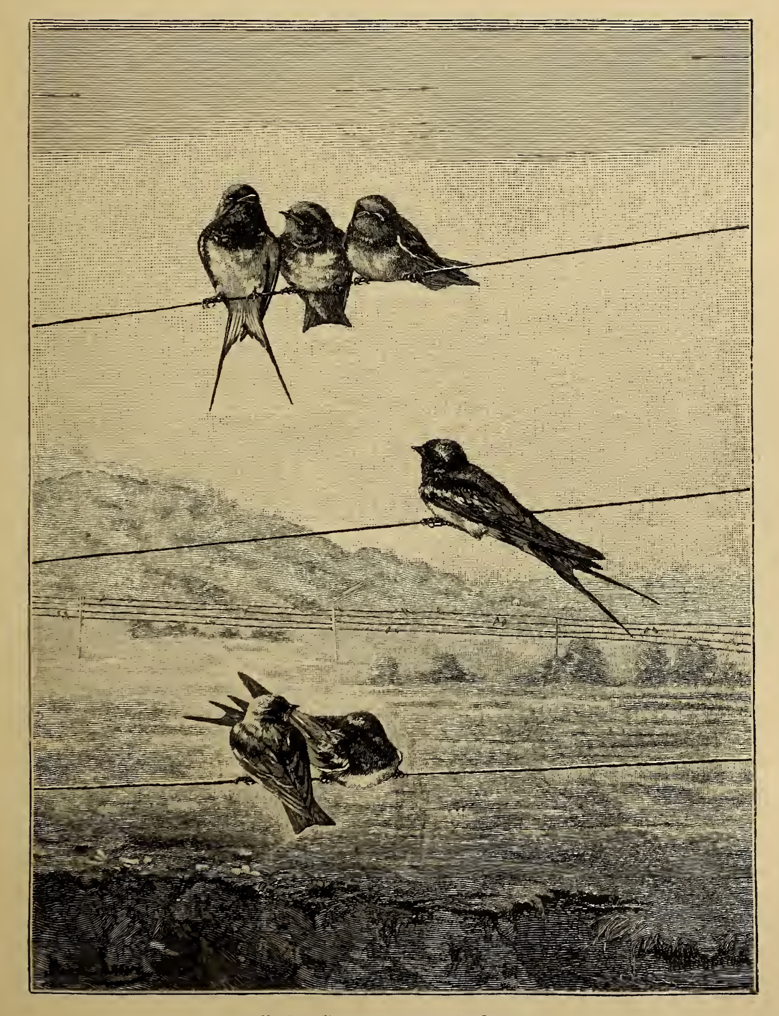
Tragikomisch erst recht wirkt freilich anderseits die ganze Spionenriecherei, wie sie in den letzten Jahren jenseits der Vogesen getrieben worden ist, besonders im Gegensatze zu der ruhigen, man möchte sagen: gentilen Weise, mit welcher man deutscherseits selbst in solchen Fällen verfährt, in denen recht gravierende Verdachtsgründe vorliegen. Man wird es unsern Herren Nachbarn nicht einen Augenblick verdenken können, daß sie ihre neuen militärischen Einrichtungen, von den Sperrforts bis zum Melinit herab, hübsch für sich behalten wollen, aber die Sucht, in jedem Deutschen einen Spion, in jeder deutschen Taube einen Friedensstörer sehen zu wollen, ist als Volkskrankheit — und eine solche ist sie nachgerade geworden — unausstehlich. Sie ist es doppelt, weil jeder unparteiische Beobachter sich sagen muß, daß die französische Regierung selbst in einer Art und Weise unsere militärischen Errungenschaften auszukundschaften sucht, die, um mit Wilhelmine Buchholz zu sprechen, „schon nicht mehr schön ist.“ Die Prozesse, welche sich im letzten Jahrzehnt vor dem Reichsgericht abgespielt haben, überheben mich jeder weiteren Beweisführung.

Verstehen wir uns recht: Kein Staat kann heute der Nachrichten über das Heerwesen, die Befestigungen, die Bahnausrüstungen seiner Nachbarn entbehren, er muß sie sammeln und sorgfältig sichten. Wir leben nicht im Himmelreich und erleben sicher nicht das Hereinbrechen der goldenen Zeit der Apostel des ewigen Friedens, wir müssen wohl oder übel zum Kriege vorbereitet sein, zu dieser Kriegsvorbereitung aber gehört in erster Linie die möglichst eingehende Kenntnis des Feindes. Unsern Nachbarn geht es ebenso wie uns — über die Sache selbst ist also gar nicht zu streiten. Jede Heeresverwaltung muß sogar einen Zentralpunkt haben, an dem alle die verschiedenen Nachrichten zusammenströmen; in dem einen Heere befindet sich derselbe beim großen Generalstabe, in dem anderen beim Kriegsministerium, hier wird er ganz öffentlich als Nachrichtenbüreau bezeichnet, dort wirkt er vielleicht ganz im geheimen: vorhanden ist er aber überall, und gleichartig im allgemeinen sind überall die Methoden, durch welche die Nachrichten erlangt werden — verschieden ist nur ihre Anwendung, denn sie ist Sache des Taktes, der Takt aber ist nicht jedermanns Sache.

Plaudern wir zunächst ein wenig über die sozusagen offizielle Kundschafterei, welche die Staaten freundnachbarlichst gegeneinander treiben. Die Organe derselben sind die Militärattachés — die Herren selbst werden es mir hoffentlich nicht verargen, wenn ich auch ihrer an dieser Stelle gedenke, denn es geschieht nur, um sie von dem Verdachte zu reinigen, der vielleicht in einzelnen argwöhnischen Gemütern auftaucht, als ob sie persönlich sich etwa mit der Verführung von Unterbeamten zum Mißbrauch von Vertrauensstellungen oder mit ähnlichen Dingen beschäftigten. Dem ist durchaus nicht so — schon die ganze Beschaffenheit ihrer Stellung macht derartige Manipulationen unmöglich, sie sind viel zu sehr exponiert und würden sich als Offiziere auch nicht leicht dazu hergeben. Ihre wichtige Aufgabe ist es vielmehr, die Armee des Staates, bei dem sie akkreditiert sind, im großen Ganzen im Auge zu behalten; sie sollen selbst sehen, mit offenem Blicke Offiziere und Mannschaften, den Dienstbetrieb, die Übungen beobachten, kurz, die Gesamttüchtigkeit der Armee und vor allem deren Geist beurteilen lernen. Ähnliche Aufgaben haben diejenigen Offiziere zu erfüllen, welche zu den Herbstmanövern fremder Heere kommandiert werden. Auch ihre Berichte über die Armee und ihre Urteile über die leitenden Persönlichkeiten, über die Taktik

der verschiedenen Waffen ꝛc. können von größter Bedeutung sein.

Einzelheiten erfährt man auf anderen Wegen. Ein wichtiges Mittel hierzu bietet die Großmacht Presse, und zwar häufig in ihren kleinsten Vertretern, den Lokalblättern und Blättchen. Die bedeutenden militärischen Zeitschriften und auch die großen politischen Tagesblätter werden im allgemeinen so vorsichtig redigiert, daß sie nur wenig Material liefern, obwohl auch ihnen bisweilen arge Indiskretionen mit unterlaufen. Aus einzelnen, aus kleinen Blättern der Provinz zusammengezogenen Bausteinen läßt sich dagegen oft ein recht stattliches Gebäude aufführen. Hier wird unter Lokalem gemeldet, daß auf der Station der X-Bahn eine so und so lange Rampe erbaut wird, dort versichert ein Tourist in einem Reisebriefe, der Bau eines Forts auf dem Y-Berge beginne nun wirklich, er habe selbst das angefahrene Material gesehen, eine von einem stolzen Hotelbesitzer lancierte kleine Notiz berichtet über das Eintreffen „unsers berühmtesten Ingenieur-Generals, welcher im Hotel so und so abstieg und den Neubau am Paß von Z morgen besichtigen wird.“ Selbst wenn durch derartige Nachrichten auch nur die Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte gelenkt wird, ist dies schon wichtig, die Schlußfolgerungen ergeben sich dann häufig von selbst. Von der allergrößten Bedeutung sind jedoch die alljährlich wiederkehrenden Kammerdebatten. Es gibt wohl keinen Kriegsminister, dem sie nicht Sorge machen, weniger um dessen willen, was er sagen soll, als um dessen, was er verschweigen muß. Die Budgetberatungen, die kleinen und großen Herzensergüsse der Opposition, die naiven Fragen einzelner noch unerfahrener, vielleicht auch ein wenig böswilliger Mitglieder der hohen Häuser helfen so manches mühsam bewahrte Geheimnis enthüllen, und jeder Kriegsminister weiß sehr wohl, daß die stenographischen Berichte der Verhandlungen von den lieben Nachbarn mit der allergrößten Sorgfalt studiert werden. Nun verweist man ja allerdings die Erörterung über gewisse, besonders diskret zu behandelnde Gegenstände in die Kommissionen, jedoch — ’s ist nicht gerade schön, aber wahr: bisweilen sind auch schon Dinge, die besser verschwiegen geblieben wären, durch die Wände des Beratungszimmers einer Kommission gedrungen — allerdings gewiß nur in Korea oder auf Honolulu, in Europa wäre so etwas ja unmöglich. — Es gibt schließlich nur ein Mittel, diesem Übel vorzubeugen, und dieses Universalrezept ist, wenn ich nicht irre, neulich auch in einem Parlamente erprobt worden: die Kommission wählte einen einzigen Vertrauensmann, dem der Herr Kriegsminister die tiefsten Geheimnisse seiner Seele, seines Büreaus eröffnete. Vieles vermag also jede Regierung auf höchst einfachem Wege zu erfahren — für manches andere wird sie freilich der Hintertreppen nicht ganz entbehren können. Sehr selten wird man sich jedoch entschließen, einen Offizier mit Aufträgen wirklich mißlicher Natur in das Ausland zu entsenden, schon weil heute in fast allen europäischen Heeren, ich sehe von unserer deutschen Armee bei dieser Erörterung ganz ab, die Stellung des Offizierkorps derartig ist, daß eine Verwendung seiner Mitglieder zu solchen Zwecken ihrer Folgen wegen bedenklich erscheinen muß. Ihrer Folgen wegen, sage ich ausdrücklich, denn an sich schließt ein Kundschaftsauftrag durchaus nichts Unehrenhaftes in sich, die Kriege wurden allezeit nicht nur mit Gewalt, sondern auch mit List geführt, und der letzteren kann man sich selbst bei der Kriegsvorbereitung nicht entschlagen. Es wird wohl im Auslande vorkommen, daß man einem reisenden Offizier sagt: „Sehen Sie sich diese oder jene Eisenbahnstrecke, vielleicht auch dieses oder jenes Festungswerk an, wenn Sie Gelegenheit dazu finden können“ — damit ist aber auch so ziemlich die Grenze gezogen, wo die Thätigkeit des Offiziers aufhören und die der Agenten anfangen muß. Hiermit kommen wir nun freilich zu der schlimmsten Seite der ganzen Frage: die Agenten, mit welcher Bezeichnung man heute gern das häßliche Wort Spion umschreibt, sind ein notwendiges Übel, und die Art ihrer Verwendung wird stets lediglich Sache des Taktes der Auftraggeber sein, die freilich wiederum von ihrer größeren oder geringeren Geschicklichkeit nur zu sehr abhängig bleiben. Es wäre einseitig, ihre Existenzberechtigung lediglich vom Standpunkte der bürgerlichen Moral aus beurteilen zu wollen; thatsächlich kommt es weniger darauf an, ob eine Heeresverwaltung Agenten benutzt oder nicht, als darauf, ob sie in der Auswahl ihrer Organe so vorsichtig ist, daß diese — sich nicht abfassen



Rast. Gemalt von Marie Laux.



lassen. Zwei Staaten, welche sich unter der, wenn auch noch so entfernten Möglichkeit eines Krieges gegenüberstehen, befinden sich auch schon im Frieden in der üblen Lage, ihre Kräfte gegenseitig abmessen zu müssen, sie brauchen dazu gleiche Mittel und sind sich dessen so sehr bewußt, daß diese Thatsache an sich kaum erörtert wird — erst wenn die immerhin häßlichen Blasen, welche dies Verfahren wirft, an die Oberfläche treten, wenn die Agenten durch Beamtenbestechung, durch Verleitung untergeordneter Personen zum Vertrauensbruch zu wirken versuchen, wenn die öffentliche Meinung erregt wird, kann eine wirkliche Spannung entstehen. Es ist übrigens durchaus nicht immer Bedingung, daß die Agenten bezahlte Individuen sind, wenn dies auch die Regel sein mag; bisweilen findet man auch Persönlichkeiten, welche aus wirklicher Vaterlandsliebe, aus Haß oder aus Eitelkeit ihre Dienste anbieten, aber sie sind selten und noch seltener brauchbar, weil meist das Verständnis fehlt. Eint sich jedoch dies letztere ausnahmsweise mit jenen Motiven, so sind solche Leute geradezu unschätzbar, denn sie besitzen dann gerade diejenige Eigenschaft, welche fast allen bezahlten Spionen abgeht: die Zuverlässigkeit!

Im Kriege selbst ist die Bedeutung der Spionage wesentlich geringer als sie früher war, und selbst der berühmte und berüchtigte Hauptspion Napoleons — ich glaube, der Kerl führte sogar den ehrlichen deutschen Namen Schulmeister — würde heute kaum reiche Ernte halten können. Die Ereignisse spielen sich heute zu schnell ab, die positiven Nachrichten, welche ein Kundschafter bringen könnte, werden meist durch die Entwickelung der Dinge selbst überholt. Eine der Hauptquellen für das Nachrichtenwesen im Kriege dagegen ist wiederum die Presse des feindlichen Landes, sind die durch gute Berichterstatter bedienten Zeitungen neutraler Staaten, aus denen der allezeit dienstbereite Telegraph schnell und sicher alle Meldungen von Bedeutung in die Hauptquartiere befördert. Weiteres wichtiges Material liefern die Aussagen der Gefangenen, das wichtigste aber die vor die Front der Armeen vorgeschobene Kavallerie. Sie ist in Wahrheit das Auge des Feldherrn.



Unfreiwilliges Douchebad.



Ein Tag in der Schwarzwälder Sommerfrische.

Von Ernst Salzmann.

Ein holder Augusttag erwachte, als die Sonne nach ihrer Gewohnheit hinter der langgestreckten Kette der schwäbischen Alp emportauchte und ihre ersten Strahlen auf den berühmten Aussichtspunkt der „Siebeneichen“ fallen ließ, dorthin, wo sieben Tanneninvaliden mürrisch die Stelle bezeichneten, die möglicherweise sieben Eichen hätten einnehmen können. Auf einem Felsblocke erblickten diese Strahlen, wie schon oft so auch heute, eine Gruppe Sommerfrischler, welche in frostiger Frühe mit viel Geräusch dem schlafenden Bad- und Sommerheilorte Zell entronnen und auf schöner Bergstraße aufwärts gestiegen waren, schwer bewaffnet mit langen Bergstöcken, Fernrohr und ausreichender Atzung, als gälte es den schimmernden Thron der Jungfrau zu erklimmen. Während sie droben vorschriftsmäßig den Sonnenaufgang bewunderten und ihre Blicke suchend in das nebelwogende Rheinthal fallen ließen, um den Dom von Speyer oder die Spitze des Straßburger Münsters zu erspähen, stieg der Sonnenball immer höher auf seiner befohlenen Straße, und bald gelang es einigen neugierigen Strahlen, in das Schattenthal tief unten zu gleiten, zu einem offenen Fenster des Gasthauses zum Ochsen hineinzuschlüpfen und auf einer rosigen Nasenspitze, die aus blütenweißem Bett hervorsah, Ringelreihen zu tanzen. Infolgedessen hoben sich die Lider eines blauen Augenpaares, und im selben Augenblicke rasselte vom nahen Turm eine heisere Glocke die sechste Stunde. Der Bewohner des anstoßenden Zimmers, eines kleinen einfenstrigen Gelasses neben dem Tanzsaal und über dem Pferdestall, war schon längst munter; ihn brauchte die Sonne nicht wachzuküssen. Fremden gegenüber pflegte er sich mit steifer Würde als Finanzrat Asmus beim Steuerkollegium vorzustellen. Seit einigen Tagen befand er sich, der Mode folgend, nicht dem eigenen Triebe, mit Familie in der Sommerfrische; er konnte von Glück sagen, daß er in dem von Menschen wimmelnden Gasthofe noch zwei Zimmer für sich und die Seinen hatte ergattern können. „Man muß sich eben im Raum beschränken,“ sagte er resigniert zu seiner Frau, „dazu geht man in die Sommerfrische;“ und sein Töchterlein Hulda, die Besitzerin des vorhin angeführten Näschens, welche seit einem Jahre der Selekta einer höheren Töchterschule entsprungen war, fügte ergänzend bei: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Das Zimmer von Papa hatte den im Sommer unschätzbaren Vorzug, daß es kühl und sonnenlos war, doch war es auch etwas eng, man konnte sich sozusagen nicht umdrehen; auch diente es für die Heben des Wirtes als Durchgang zum Saal; Ganymede zum Servieren gab es glücklicherweise noch nicht. Der Steuerrat war eben beschäftigt, seine geliebte Kölnische Zeitung, die er, obgleich ein streng konservativer Mann, mit Vorliebe las, zu studieren und die Ammoniakgase, welche der Pferdestall durch die Dielen emporsandte, mit den Wolken seiner Morgenpfeife unschädlich zu machen; immer zorniger wurde seine Miene; das liberal gefärbte Blatt konnte es ihm auch diesmal nicht zu Dank machen. Da steckte Huldchen, deren etwas verwickelte Toilette dank der mütterlichen Hilfe vollendet war, den Kopf durch die Thürspalte. „Guten Morgen, Papachen; sieh nur, welch prächtiger Tag; nicht wahr, heute machen wir den längst beschlossenen Ausflug auf die Höhe nach dem idyllischen Beinberg, dessen Häuschen so entzückend ins Thal herunterlugen?“

„Meinetwegen,“ brummte der Papa hinter seiner Zeitung hervor; „aber erst nach Tische; verlaß dich übrigens darauf, es kommt ein Gewitter, ich spür's in allen Gliedern.“

„Hoffen wir das beste, lieber Papa, „ich

gehe jetzt ins Badewäldchen und nehme die Kinder mit. Kinder! Wo sind die Kinder?"

Es gab in der Familie noch zwei Kinder, den fünfjährigen Walther und die achtjährige Bertha, welche eine merkwürdige Fertigkeit im Verlorengehen hatten und stets da emportauchten, wo man ihrer am wenigsten bedurfte. Die Kinder standen schon seit geraumer Zeit drunten vor dem Hause bei der alten Korbflechterin, einer aus Baden überkommenen Erbschaft des Wirts. Während Walther der hohe, etwas ruppige Männerhut der alten Taglöhnerfrau in die Augen stach, bemühte sich die fleißige Bertha, die Kunst des Strohflechtens so schnell als möglich zu erlernen.— Hulda überließ die Kleinen ihren Betrachtungen und hüpfte auf gewundenem Pfade dem Badewäldchen zu. Graziös in ihrer Hängematte schaukelnd, gab sie sich dort angenehmen Gedanken hin, bei denen ein rosa Briefchen und ein schlanker Jüngling mit reizendem Schnurrbarte eine Rolle spielten. Die Luft war so würzig, die Stille so sabbatlich; sie summte (daß unsere Heldin musikalisch war, brauchen wir nicht zu versichern) „ich grolle nicht" vor sich hin, bis die Gedanken sich zu förmlichen Träumen verdichteten, welche sie der rauhen Wirklichkeit entrückten. Das Schicksal, roh und kalt, weckte sie in Gestalt des Zwölfuhrläutens aus holden Träumen; sie streckte sich, gähnte und trat vor den Wald hinaus. Drunten im Kessel schmorte der Luftkurort und die Badegäste dampften. Beim Mittagsmahl im kühlen Saale treffen wir alle Häupter unserer Lieben; auch Hulda verschmäht nicht, in die „gepräkelten Spätzle" und den Kartoffelsalat, welche die dicke Wirtin unübertrefflich bereitete, tüchtige Bresche zu legen.

Eine gute Grundlage für den Ausflug war gegeben. Vergeblich warnte Papa, ein Egoist, wie alle Männer, der seinen Mittagsschlaf ungern vermißte, noch einmal vor dem drohenden Gewitter. Es half ihm nichts. So schritt er denn auf der im blendenden Sonnenglanze liegenden Thalstraße als Opferlamm fürbaß, zehn Schritte hinter ihm Hulda, umschwärmt von den Kleinen, die zufällig nicht verloren gegangen waren. Ein Viertelstündchen Tortur auf der Landstraße, dann war der Eingang in das Thal erreicht, aus



In der Schwarzwälder Sommerfrische: Im Gasthof „Zum Ochsen" in Zell.



In der Schwarzwälder Sommerfrische: Mr. Thomson aus Oxford und seine Tochter.

fünf schwarzen und roten Flecken, der nur auf der Alp vorkommt. Übrigens ist der Herr, der dir das gesagt hat, gar nicht dein Onkel." — Hulda hatte sich bei dieser Zwiesprache nicht beteiligt, war aber, als die Autorität des Onkel Karl angerufen wurde, stärker errötet, als der steile Weg es gerade erfordert hätte. Das Erröten war so eine dumme Angewöhnung von ihr. — Auch im Kohlbachthal wurde die Luft schwül. Immer verdrossener murmelte der Bach; außer seinem eintönigen Singsang hörte man keinen Laut, selbst das Hämmern des unermüdlichen Spechts war verstummt; die ganze Natur schien den versäumten Mittagsschlaf des Herrn Finanzrat nachzuholen. — „Nun Stille nah und fern!" zitiert Huldchen. Doch hier beim kleinen Wasserfalle scheinen zwei menschliche Wesen sich aufzuhalten. In der That, zwei jedem Badegaste von Zell wohlbekannte Figuren kamen in Sicht: Mr. Thomson aus Oxford und seine ältliche Tochter. Schon seit ungezählten Sommern waren

dem ein feuchter Luftzug die Stirnen umfächelte. Hulda skandierte: „Hinein in deine Schatten ragen Wipfel." Während Walther der Schmetterlingsjagd ebenso eifrig wie erfolglos oblag und Bertha den wedelnden Farren und nickenden roten Fingerhüten gefährlich wurde, schritt der Vater rasch vorwärts, innerlich die dumme Partie verwünschend; der hagere Mann hatte wahrlich keine Terrainkur à la Örtel nötig. Endlich hatte Walther das Glück, einen schläfrigen Zitronenfalter zu erwischen, und zeigte ihn triumphierend seinem Erzeuger. „Papa, da habe ich einen Apollinaris."

„Was hast du?"

„Nun sieh nur, einen Apollinaris. Onkel Karl hat doch gesagt: im Kohlbachthal gäbe es Schmetterlinge, die gerade so heißen wie das Sauerwasser, das du zu Tische trinkst."

„O du liebe Einfalt," erwiderte Papa mit überlegener Weisheit, „Apollo meinst du. So heißt ein schöner Schmetterling, weiß mit

diese edlen Zweisiedler Stammgäste von Zell; Tag für Tag zogen sie mit Angelruten bewaffnet ins Kohlbachthal, um die rotgefleckten Forellen, welche „vor alle andere Fisch kommet," zu erbeuten. Jedes Fischchen kannte sie schon lange und lachte die ungefährlichen Angler aus. In feierlicher Stille ließen die beiden, ohne die Augen vom Wasser zu erheben, die Gesellschaft vorbeiziehen.

Ungeduldig strebten unsere Lieben aufwärts, von Zeit zu Zeit sich gegenseitig versichernd, daß die Hitze furchtbar sei. Da, was ist das? Urplötzlich wird es dunkel, wie wenn ein Licht erlischt. Der schmale Streifen über ihren Häuptern wandelt sich mit wunderbarer Geschwindigkeit in verdächtiges Grau. Ein ängstliches Schweigen — die Natur hält den Atem an; jetzt geht das Rauschen eines gewaltigen Flügelschlages durch die Riesentannen, die sich würdevoll gegeneinander verneigen und sich die Neuigkeit zuflüstern, daß

die Sonne soeben geruht habe, hinter einem Wolkenvorhang zu verschwinden. Schon grollt ein unheimlicher Ton in der Ferne. „Das kann nett werden," meinte Papa und setzte seine langen Beine in schnellere Bewegung.

Ein heftiger Windstoß spielte scherzend mit den wallenden Kleidern und streute feinen Sand in die Augen. Schon fallen die ersten schweren Regentropfen. Da in der letzten Sekunde winkt die Hilfe. Ein weit vorspringender Fels bietet einen sicheren Unterschlupf; aber „Besetzt!" schallt es aus der Kluft hervor. Wer mochte der Herr sein, der im dünnen Sommeranzug, ein zierliches Stöckchen in der Hand, den neuen Strohhut mit dem Taschentuch bedeckt, sich bescheiden in sich selbst zurückzog, um den ankommenden Herrschaften Platz zu machen? Das ärgerliche Antlitz von Papa, wie das dunkelrote von Hulda würden die Antworterraten lassen, auch wenn nicht Walther jeden etwaigen Zweifel an der Persönlichkeit des jungen Herrn zerstreut hätte durch den Ruf: „Grüß Gott, Onkel Karl, hast du einen Apollo für mich gefangen?" Ja, es war Onkel Karl, der seiner Freude über das unerwartete Zusammentreffen beredten Ausdruck gab; er habe sich, erzählte er, mit einigen Freunden aus der benachbarten Kreisstadt verabredet, den Nachmittag in Beinberg zuzubringen, und danke nun seinem gütigen Geschick, das ihm nicht bloß Schutz vor dem Wetter, sondern noch dazu die liebenswürdigste Gesellschaft in den Schoß geworfen habe. Papa erwiderte mit verbindlich sein sollendem Lächeln etwas wie: „Sehr angenehm!" oder „hol' Sie der Kuckuck;" man konnte es nicht recht verstehen; aber schließlich blieb ihm nichts übrig, als sich mit Würde ins Unvermeidliche zu schicken. Und nun brach der Regen los, ein Virtuos in seinem Fach, eine echte Schwarzwaldspezialität. Es regnete nicht, es schüttete, es goß wie mit Kübeln, grob, handgreiflich, faustdick; dazu schmetterte der Donner, zuckte der Blitz, tobte der Sturmwind brüllend, jauchzend, mit der Lust einer losgelassenen Bande von Schulknaben.

Wer war Onkel Karl? Im neuen Sing=



In der Schwarzwälder Sommerfrische: „Michele" als Modell.
Im Gewitterregen.

verein hatten sie sich kennen gelernt; er, ein jugendlicher Hilfsrichter, berühmt durch den lyrischen Vortrag der Müllerlieder von Schubert, sie Sopran singend, die liebliche Blume, welche im Garten des Herrn Finanzrat Asmus blühte. Er hatte sich in die Familie eingesungen, die Mutter durch Schmeicheleien, die Kleinen durch den Inhalt seiner Taschen gewonnen, Hulda scheinbar vernachlässigt. Jetzt war er auf einer Fußtour im Schwarzwalde begriffen. Es war ein reines Ungefähr, daß er sich, um seine ethnographischen Studien schriftlich zu fixieren, in Zell niederließ, wo die finanzrätliche Familie der Sommerfrische pflog. Wie gesagt, reiner Zufall. Daß seine Fußtour wissenschaftlichen Zwecken diente, ist bereits mit Respekt erwähnt. Als Untersuchungsrichter hatte er mit allerlei Volk zu thun, wie vorteilhaft für ihn, wenn er das Volk bei sich zu Hause kennen lernte! Wenn uns unser Künstler den Sachverhalt richtig gezeichnet hat, so saß er eines Tages mit seinem Begleiter an dem uralten Baume des Hofes „Sieh dich für" in einer echten Schwarzwaldöde, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen. Wie wohlig war's zu ruhen; von der Wiese duftete das frisch gemähte Gras herüber. Zwei hoch geschürzte Mäherinnen, Schwarzwaldmädchen, braun und schlank, in schwarzem Leibchen und eng gefälteten blauen Röcken, trieb Neugier und Durst ebenfalls an den Brunnen. Mein Karl, nicht blöde, setzte sich zu der hübscheren, und es entspann sich folgendes Gespräch: Er: „Ei, mein schönes Dirnle, wie heißt du denn?" Sie, verlegen lachend: „Ameile heiß i." Er, näher rückend: „Hast du auch schon einen Schatz?" Sie, aus vollem Halse lachend: „Sia schwätzet aber dumm raus; i gang jo no in d' Sonntigsschul'." Er, seinen Arm um den gebräunten Hals legend: „Willst du mich zum Schatze haben?" Sie, zur Seite rückend: „Isch des a gspässiger Herr. Komm, Bärbele, mer ganget, sotige Leut' wellet unsereins emder (immer) für Narre halte." Weg waren sie. Der ältere Freund aber ließ sich das treffliche, chemisch reine Wasser des Brunnens schmecken, und der Brunnen selbst leierte seine alte Melodie weiter. Von diesen ethnographischen Studien darf natürlich Hulda nichts erfahren, und wir können nur die Hoffnung aussprechen, daß sie das verräterische Bild nicht zu sehen bekommt, sonst stehe ich für den guten Schluß meiner Geschichte nicht ein.



In der Schwarzwälder Sommerfrische: Zwei „g'spaßige" Herren, Ameile und Bärbele.

Es goß weiter mit liebenswürdiger Freigebigkeit. Papa beteiligte sich nicht mehr an dem durch häufiges Zähneklappern unterbrochenen Gespräche. Sein letztes Diktum war: „Ich pfeife auf die Sommerfrische;

bald stirbt man da vor Hitze und bald vor Kälte;" dann brummte er nur noch. Plötzlich zuckte ein goldener Glanz durch die triefenden Bäume; der Schleierfall, welcher die Felskluft deckte, erglänzte in den feurigsten Tinten, und ein frohlockendes: Die Sonne! Die Sonne! entfloh dem Gehege der Zähne; der klassisch gebildete Karl aber rief: Thalatta! Thalatta! Zwar weinte noch der Himmel, aber schon lächelte er durch Thränen hindurch, und Walther, welcher hinter dem Rücken seiner Schwester vollständige Deckung gefunden hatte, schoß wie ein Pfeil auf den frischgewaschenen Fußpfad, einen Indianertanz im ablaufenden Gewässer ausführend. Dank dem bunten Sandstein war der Weg sofort wieder gangbar. Die Sonne, erfreut über den wohlgelungenen Spaß, verwandelte die unzähligen Regentropfen in glänzende Diamanten und goß erquickende Wärme in die halb erstarrten Gliedmaßen unserer Wanderer.

Daß die gemeinsam bestandene Gefahr die Herzen genähert hatte und dem Finanzrat die Einladung auf die Lippen drängte, der Herr Hilfsrichter möchte in ihrer Gesellschaft seinen Weg fortsetzen, wird nicht auffallen. Nach einem halben Stündchen verließen unsere Leute den freundlichen Bach und schlängelten sich an der rechten Berglehne aufwärts; bald waren die Wiesen, hinter denen die Schindeldächer von Beinberg zum Vorschein kamen, erreicht.

„Da steht ja unser Michele!" rief Hulda tief aufatmend, und ein hübsches Genrebild bot sich den Blicken. Im feuchten Grase stand „unser Michele" aus Zell, mit dem die Kinder längst Freundschaft geschlossen hatten, die Hände in den Taschen der kurzen gelben Lederhose, die rote Weste wetteiferte im Glanze mit den schneeweißen Hemdsärmeln. Auf einem Feldstuhle saß ein Malerjüngling mit entsprechendem Bart und Hut und entnahm Farben um Farben seiner Palette. Kein Zweifel, unser Michele stand Modell. Aber Michele, war das recht von dir, daß du, sobald deine Bekannten aus dem Walde hervorkamen, dich auf die Socken machtest, figürlich gesprochen, denn du warst barfuß, und Hals über Kopf den Berg hinauf ranntest? War das schön von dir, daß du deine beiden Brotherren, die Maler, welche dir doch einen glänzenden Zwanziger für die Sitzung bewilligt, im Stiche ließest? Ja, so geht's, wenn man ein böses Gewissen hat. Michele hatte einen Zettel von Onkel Karl dem Wirte zur schönen Aussicht bringen sollen, statt dessen vertrödelte er seine Zeit mit Modellstehen. Verschwunden war er und ließ die verdutzten Maler sitzen, als sie eben die rote Weste mit Zinnober verewigen wollten.

Als Väterchen die grell roten Wände und giftig grünen Läden des Wirtshauses erblickte, da erhellten sich seine Mienen; der Gedanke an einen Stuhl, ein Gläschen Schwarzwälder Kirschwasser und einen



In der Schwarzwälder Sommerfrische: „Alle neun" in Sicht.



In der Schwarzwälder Sommerfrische: Schöne Aussichten.

etwa trinkbaren Tropfen kühlenden Bieres hatte soviel Aufheiterndes für ihn, daß er sich sogar mit dem unerwünschten Karl in ein Gespräch einließ und ihm auseinandersetzte, er, ein geschworener Feind der Fremdwörter, werde mit Vergnügen in einem Wirtshause „Zur schönen Aussicht,“ aber nie und nimmer in einem Hotel Bellevue einkehren.

Der Hafen war erreicht. Glücklicherweise erschien sofort der Gastgeber, welcher den Sommergästen zulieb seine natürliche Derbheit mit Grinsen zu überdecken gelernt hatte und höflich einladend die Thür zum Altan öffnete. Da war's schön. Ein mächtiges Glas Kirschwasser, ein Topf mit köstlicher Milch und etliche Gläser abgestandenen Bieres hätten die Gemütlichkeit vielleicht allzusehr erhöht, wenn nicht zwei Wespen, welche energisch und zielbewußt die lange Nase des Finanzrats zur Operationsbasis erkoren hatten, an die Unvollkommenheit alles Irdischen gemahnt hätten. Und vollends die Aussicht! Drunten lag das Städtchen im Sonnenglanze an den Schloßberg hingeschmiegt, dessen riesenhafter Bergfried mit gelangweiltem steinernen Antlitze hinuntersah auf die dunklen Wälder, die saftigen Matten, den schimmernden Fluß, die bunten Sommergewänder der Badegäste. Die Kinder waren wieder einmal verloren gegangen. Als man sie eben suchen wollte,

stürmten sie jubelnd herein; sie hatten eine Kegelbahn entdeckt und, nach ihren Kleidern zu schließen, schon innige Bekanntschaft mit den staubigen Kugeln gemacht. Das verehrte Fräulein fand es reizend, ein Stündchen zu kegeln; unser Michele, der sein Billet abgegeben hatte, machte den Kegelbuben, und Karl, als Sachverständiger, verfehlte nicht, ein Stück Fensterglas ins rechte Aug' gedrückt, die Handhabung der Kugeln seiner Angebeteten beizubringen. Wenn auch Hulda anfangs dieselben hielt, als wären es glühende Kohlen, so machte sich die Sache doch. Auch zwei kritische Zuschauer stellten sich ein, als Repräsentanten von Dorf und Stadt, eine Dame aus dem Bade und der Ortsschulze; letzterer legte sich in der malerischen Posse, die unser Künstler so realistisch aufgefaßt hat, über die Brüstung und monologisierte, die Pfeife mit den Zähnen festklemmend: „Wie gut haben es doch die vornehmen Leute; während unsereins sich abschinden muß bis aufs Blut, können sie am hellen Werktage Kegel schieben." Der Widerspruch seiner Worte mit seinem Thun kümmerte den naiven Naturmenschen nicht. Ganz passiv verhielt sich der alte Herr, in welchem der Bauer einen Pfarrer vermutete. Diesem Verdachte ist bei der Landbevölkerung jeder Herr im Besitze eines schwarzen Rockes und hohen Hutes unfehlbar ausgesetzt. Alles nimmt ein End' im Leben, auch das Kegelschieben. Befriedigt kehrte man zur Veranda zurück. Dem Finanzrat wurde es, zumal die blutdürstigen Wespen in seinem Bierglase eines sanften Todes verblichen waren, schließlich so wohlig zu Mute, daß er mit einem bei ihm seltenen Behagen äußerte, es müßte eine Bowle hier oben trefflich munden. Und siehe — der biedere Wirt schob sich mit einer ansehnlichen Porzellanschüssel herein. Liebliche Düfte entquollen ihr. „Herr Finanzrat," erlaubte sich Karl zu bemerken, „ich habe für einige Freunde durch unsern



In der Schwarzwälder Sommerfrische: Beim „Grasen."

Michele eine Erdbeerbowle bestellen lassen, sie sind nicht erschienen wegen des Gewitters; unser Wirt hat im Bowlenbrauen Erfahrung. Darf ich Ihnen das Glas füllen?" Er schwang den Suppenlöffel gleich einem Kommandostabe.

Während Papa, über den Kostenpunkt beruhigt, seine Brille auf die Stirn und seine Nase in das gefüllte Glas schob, entdeckte Hulda zu ihrem Schrecken, daß die Kinder abermals verloren gegangen waren. „Ach," jammerte sie, „wo bleiben doch unsere Kleinen; ich muß gehen, sie zu suchen." Natürlich beeilte sich Karl, seine Begleitung anzubieten. Draußen dachte Hulda, zu ihrer Schande sei es gesagt, weniger an die armen Kinder als an ihren Begleiter, und war mit dem Vorschlage desselben ganz einverstanden, einen noch schöneren Aussichtspunkt am Waldeck oben zu besichtigen, von wo der Einblick in die Thäler ganz herrlich sein sollte. In ein paar Minuten war eine halb abgestorbene Linde, an deren Stamm eine altersschwache Bank sich lehnte, erreicht. Karl, der schlaue, wußte Huldas Schritte so zu lenken, daß ihr Auge auf ein in die Baumrinde eingeschnittenes herzähnliches Etwas fallen mußte, welches die Buchstaben H und K umschloß. Was blieb ihr anders übrig als errötend auszurufen: „Wie reizend! Sehen Sie nur, Herr Hilfsrichter, H und K, die Anfangsbuchstaben unserer Namen" — „und," unterbrach Karl bedeutsam, „beide von einem flammenden Herzen eingeschlossen."

„Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Dein ist mein Herz und soll es ewig, ewig bleiben,"

sang er nicht ohne Gefühl, und über ihm sangen die Vöglein ihre jubelnden Lieder, und auf der ganzen Gegend schwebte die träumerische Ruhe eines Sommernachmittags, der zum dämmernden Abend sich neigt. Was die beiden Liebenden (so dürfen sie jetzt wohl genannt werden) auf der Bank einander sonst noch zu sagen hatten, „in jenen wonnesamen Augenblicken, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst," kann Berichterstatter leider nicht erraten, weil ihn sein gutes Herz drängt, sich nach den schmählich verlassenen Kindern umzusehen, welche die tadelnswerte Schwester ganz vergessen hatte. Aber, da sind sie ja, gar nicht weit von der Bank entfernt, und unterhalten sich auf ihre Weise.

Jung Walther sitzt im grünen, grünen Grase und guckt, unbekümmert um Grasflecke und nasse Strümpfe, gedankenvoll in sein leeres Schmetterlingsnetz; die kluge Bertha hingegen rauft ohne Wahl und ohne Qual jedes Blümlein, dessen sie habhaft werden kann, aus. Schon ist die Botanisierbüchse mit Grünfutter vollgepfropft, und die kleinen Händchen können den Strauß nicht mehr umspannen, der an Quantität reichlich ersetzt, was ihm an Qualität etwa abgeht. Eben faßt sie die unfern gelegene Bank ins Auge, in der Hoffnung, dieselbe als Stapelplatz für ihre Ware benützen zu können, aber, o weh! die Bank ist besetzt, und Bertha macht große Augen. Was ist denn das? Da sitzen Onkel Karl und lieb Schwesterchen bei einander, und unglaublich — sie sind in Streit miteinander geraten. Karl hascht nach der Schwester Hand, sie sucht vergeblich ihm dieselbe zu entreißen; der Streit wird immer heftiger, und jetzt — Onkel Karl hat ihre liebe Hulda in die Nase gebissen!

Das geht doch über das Bohnenlied!

Erschrocken schrie Bertha: „Onkel Karl, was thust du denn?" Ei, wie rasch fuhren die beiden auf der Bank auseinander gleich ertappten Verbrechern und gewahrten zu ihrem Entsetzen die schrecklichen Kinder in unmittelbarster Nähe. Die Sonne, eben im Begriff, hinter dem fernen Tannenhag zu verschwinden, schnitt ein spöttisches Gesicht und philosophierte: Es gibt nichts Neues unter mir; wieviel solcher Paare habe ich schon auf dieser Bank sitzen sehen, und wieviel werde ich noch sitzen sehen! Hulda, schneller gefaßt als Karl, ergriff die Kleinen, etwas von Schnupfen holen murmelnd, und schritt, purpurrot vor Freude, daß sie die verlorenen Geschwister gefunden hatte, der Wirtschaft zu. Karl schnitt noch das Datum des heutigen Tages in den geduldigen alten Baum, dann wanderte er ebenfalls abwärts. Drunten auf der Veranda flog Huldchen ihrem Papa, der eben ein Glas bedächtig zum Munde führte, jubelnd um den Hals und rief: „Papachen, Papachen, es ist himmlisch schön hier oben, ganz himmlisch!" „Nun ja," erwiderte er, als er endlich zu Atem kam: „Die Bowle war soweit ganz gut." „Papachen," fuhr Hulda unbeirrt fort, „ich muß dir ein Geheimnis offenbaren, aber du darfst ja nicht böse werden; denke nur, mein Karl hat heute seine

Ernennung zum Amtsrichter bekommen, und," flüsterte sie ganz leise, „er will morgen mit dir und der Mama sprechen." Da konnte Bertha das Wort, das ihr auf der Zunge brannte, nicht mehr zurückhalten: „Papa, der garstige Onkel Karl hat Schwester Hulda in die Nase gebissen." Das war für den Finanzrat zuviel der Überraschung; er konnte nur abgebrochene Laute hervorbringen: Ei, ei, daß dich, hm, hm — gebissen!"

Jetzt, wo doch alles auf Spitz und Knopf steht, läßt der Zeichner den Berichterstatter im Stiche; kein Bild, das weitere Auskunft gäbe, ist vorhanden, und unbefriedigt hätte er die Feder niederlegen müssen, wenn er nicht ein paar Tage darauf unter den Familiennachrichten der Landeszeitung eine Notiz gefunden hätte, die er sich beeilt zum Abdruck zu bringen:

„Die Verlobung ihrer Tochter Hulda mit Herrn Amtsrichter Karl Hebbrecht beehren sich anzuzeigen

Finanzrat Asmus
und Frau."

Dr. Morell Mackenzie.

Es wird unsern Lesern gewiß von hohem Interesse sein, das Porträt des berühmten englischen Spezialarztes für Kehlkopfkrankheiten, Dr. Morell Mackenzie kennen zu lernen, dessen Namen in aller Deutschen Munde ist, seit ihm die Behandlung Seiner Königlichen Hoheit unsers Kronprinzen anvertraut wurde.

Der Verlauf des Leidens dürfte allgemein bekannt sein. Nachdem Professor Gerhardt als Ursache der Beschwerden des hohen Patienten eine flach den Stimmbändern aufsitzende Geschwulst erkannt hatte, handelte es sich um die wichtige Entscheidung, ob diese Geschwulst gutartiger oder bösartiger Natur sei. Die Bedeutung dieser Entscheidung lag nicht nur in der Aufklärung, die sie über den ganzen Fall und besonders über den weiteren Verlauf geben mußte, sondern auch in ihrem maßgebenden Einfluß auf die einzuschlagende Behandlung. War die Geschwulst eine bösartige, dann mußte sie durch eine große lebensgefährliche Operation sofort und gründlich entfernt werden, während man andernfalls hoffen durfte, mit ungefährlicheren Maßnahmen zum Ziele zu kommen. Diese wichtige Entscheidung wurde in letzter Instanz dem erfahrenen englischen Arzte anvertraut, und sie fiel, wie alle gehofft und gewünscht hatten, in gutem Sinne aus. Dr. Mackenzie holte vom Munde aus Teile der Geschwulst heraus, und die genaue mikroskopische Untersuchung derselben durch Professor Virchow ergab den durchaus gutartigen Charakter der Neubildung.

Damit ist alles geschehen, was die ärztliche Kunst zur Sicherstellung der Diagnose leisten konnte, und es ist die festgegründete Hoffnung vorhanden, daß der hohe Patient



Dr. Morell Mackenzie in London,
behandelnder Arzt des Deutschen Kronprinzen.

in nicht allzu langer Zeit aus der Hand seines geschickten Arztes geheilt entlassen und uns in alter Frische und Gesundheit wiedergegeben werden wird. Diesem Augenblicke dürfen wir guten Muts und mit dem Gefühle der größten Dankbarkeit gegen Dr. Mackenzie entgegen sehen.

Das reizend gelegene kleine Castle, welches auf Veranlassung des Dr. Mackenzie für die Familie des Deutschen Kronprinzen während seines Kur-, beziehungsweise Sommeraufenthaltes in Norwood gemietet worden, ist eigentlich ein sogenanntes Boardinghouse. Es liegt acht englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, umgeben von prachtvollen alten Bäumen und saftigen Wiesen. Die Kronprinzlichen Herrschaften können in wenigen Minuten die Bahnstation erreichen,

aber auch mit eigenem Gefährt nach London fahren. Dem Kronprinzen, bekanntlich ein leidenschaftlicher Schwimmer, ist die Gelegenheit zu diesem Wassersport in nächster Nähe geboten. Dr. Mackenzie trifft mindestens zweimal wöchentlich zum Besuche des hohen Patienten in Norwood ein.

Dr. Morell Mackenzie ist 1837 geboren. Er studierte in London, Paris und Wien und gründete 1863 in London das erste Hospital für Halsleidende in England. Sein erstes Werk handelte von Halsleiden, sein zweites, das großes Aufsehen erregte, hieß „Krankheiten des Kehlkopfes und der Nase." Seine neueste Arbeit handelt von der menschlichen Stimme. Zur Zeit ist er Direktor des „Hospital for diseases of the Throat and Chest" in London.

Als Pionier in der Sommerfrische.

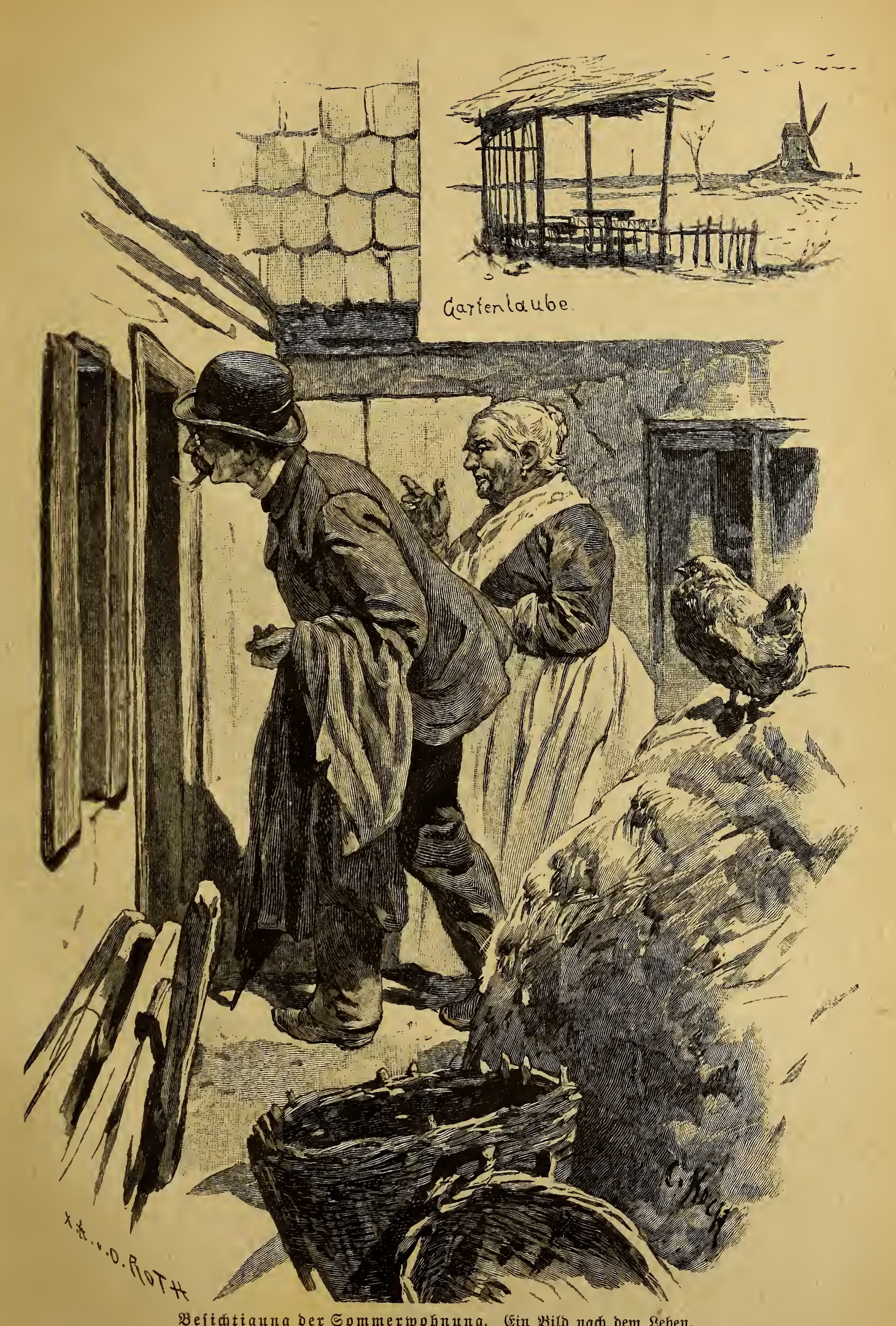
(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

„Wohin gehen wir?" Das ist die sorgenvolle Frage, die jetzt ungezählte Ehepaare in den Großstädten beschäftigt. Daß „wir" irgendwohin gehen, steht fest, und zwar mit gutem Grunde, denn die Sommerfrische ist für das in der Großstadt aufwachsende Kind geradezu unbezahlbar. Kann es doch nur in ihr einfache, natürliche Kinderfreuden kennen lernen: das Schweifen durch Wald und Flur, das Spielen am Bache, den Umgang mit den Haustieren. Nur in ihr kann es auch den unteren Volksklassen ungeschädigt näher treten, einen Einblick in das Leben der kleinen Leute gewinnen, teilnehmen lernen an den Freuden und Leiden des Landmannes. Dazu kommt noch der günstige Einfluß, den die Luftveränderung als solche auf den Körper übt. Wie anders sehen unsere Kinder aus, wenn sie aus der Sommerfrische kommen, als wenn sie hingehen!

Also daß „wir" irgendwohin gehen, steht fest, aber die Entscheidung über das „Wohin?" verursacht arge Pein. Wer über verhältnismäßig unbeschränkte Geldmittel verfügt, kommt freilich leicht über diese Frage weg, denn wohin er sich auch wenden möge, ans Meer oder ins Gebirge, überall stehen ihm und den Seinen elegante Hotels und stattliche Villen in Hülle und Fülle zur Verfügung. Aber die Zahl dieser Glücklichen ist gering, die meisten sind darauf angewiesen, solche „Bäder" aufzusuchen, die noch nicht „entdeckt" sind, und da ist dann das Sommerleben für die Erwachsenen oft ein recht zweifelhaftes Glück. Auch diese Sommerfrischen sind schließlich überall gleich, das heißt: man hat überall dieselbe schlechte Table d'hôte, serviert von demselben Kellner in schäbigem Frack, dieselben bescheidenen „Anlagen" mit denselben großspurigen Namen und dieselben mehr als bescheidenen Wohnungen. Sofern es sich um Mitteldeutschland handelt, hat man auch in dieser Zeit überall denselben unermüdlich strömenden Regen.

Noch viel schlimmer sind freilich diejenigen daran, deren Mittel ihnen nicht einmal die Reise in eines dieser Bäder gestatten, die froh sein müssen, wenn ihnen ein nahegelegenes Dorf als Sommerfrische dienen kann. Da gibt es denn Szenen, wie die, welche Meister Koch dem Leben abgelauscht und so drollig wiedergegeben hat. Mit unglaublicher Zungenfertigkeit entwickelt die Frau Wirtin die Vorzüge, welche der für die Sommergäste bestimmte Raum hat. Er sei durchaus trocken und doch kühl, dabei sehr still. Mit ein paar Schritten wäre von hier aus das freie Feld zu erreichen. Sie verfügte über die schönste Milch, über täglich frisch gelegte Eier. Und dann die Laube mit dem Blick auf die Windmühle!

Der künftige Mieter läßt seine Blicke nicht ohne Grauen über die dürftige Ausstattung des halbdunklen, engen Raumes schweifen, der ihm nun für vier Wochen als Heimstätte dienen soll, aber er denkt zugleich an seine Kinder. Er sieht sie mit glückstrahlenden Äuglein vom Feldrain heimkehren, die Händchen voller Feldblumen, er hört ihr Jubeln, wenn die Henne mit ihren Küchlein die hingestreuten Brotkrumen auflieſt, ihr lustiges Plaudern mit all den neugewonnenen erwachsenen Freunden und Freundinnen, und er kämpft alle selbstsüchtigen Erwägungen nieder und macht seine Anzahlung. Der Vertrag ist damit abgeschlossen.



Besichtigung der Sommerwohnung. Ein Bild nach dem Leben.

Im Herzen von Neuguinea.

Von Dr. Wilhelm Haacke.

Im April des Jahres 1885 saß ich eines Tages in dem Wirtshause des Miniaturhafenortes Port Vincent in Südaustralien und durchblätterte die neuesten, eben aus Adelaide eingetroffenen Zeitungen der Kolonie. Es war damals gerade die Zeit eines in Aussicht stehenden englisch-russischen Krieges; indessen mehr als die alle australischen Gemüter in Aufregung versetzenden telegraphischen Nachrichten über die neuesten Maßnahmen der Engländer und Russen interessierte mich ein von der neugegründeten geographischen Gesellschaft Australiens ausgehendes Inserat. Die Gesellschaft hatte die genauere Erforschung des australischen Festlandes und der benachbarten Inselwelt in ihr Programm aufgenommen und für diesen Zweck von verschiedenen australischen Regierungen eine ansehnliche Geldunterstützung zu erwirken gewußt. Das Erforschungswerk sollte nun unverzüglich beginnen, und in jenem Inserate forderte die Gesellschaft zur Beteiligung an einer Expedition nach Neuguinea auf.

Neuguinea, die größte aller Tropeninseln, die Heimat der Paradiesvögel! Diese große terra incognita war schon seit langem das sehnlichste Ziel meiner Naturforscherwünsche gewesen! Wohl kein zweites gleich großes Land der Erde bot in Bodenentwicklung und Pflanzenleben, in Tierwelt und menschlicher Ureinwohnerschaft ein auch nur annähernd so hohes Interesse dar. Daneben war Neuguinea jene gerade damals vielgenannte Insel, auf der einige Monate vorher, zum großen Mißvergnügen der englischen Kolonisten Australiens, zur lebhaften Freude der australischen Deutschen, das Banner des Deutschen Reiches gehißt war. Ich war durch keine unaufschiebbaren Geschäfte gebunden, und es drängte mich lebhaft, unter den Palmen Neuguineas mit eigenen Füßen zu wandeln, die Wunder seiner Tropenwelt, die Geheimnisse seines unbekannten Innern eigenen Auges zu schauen. Trotz meiner Nationalität, welche ich nicht minder zur Schau zu tragen liebte als der stolze Brite die seinige, trotz meiner lebhaften Sympathie für die deutsche Mitbewerbung bei der Ausbeutung der großen Insel, bot ich den Australiern meine Dienste an. Zwar suchte die geographische Gesellschaft zunächst einen Geologen und Botaniker; mein Spezialfach war aber die Zoologie, und kaum konnte ich Berücksichtigung meines Anerbietens erwarten. Aber die Zahl wissenschaftlich gebildeter Naturforscher war in Australien gering, und nach einer kurzen, auf telegraphischem Wege geführten Korrespondenz mit mir nahm die Gesellschaft meine Dienste unter für mich äußerst günstigen Bedingungen an: Ich sollte, da ich auch einige botanische und geologische Kenntnisse besaß, an der Spitze des wissenschaftlichen Stabes der Expedition stehen.

Jetzt freilich wurde es mir erst klar, welch ein gewagtes Unternehmen ich beabsichtigte. Gewiß, eine Expedition nach Neuguinea mußte meinen Gesichtskreis in genußbringendster und lehrreichster Weise erweitern. Aber die sumpfigen Urwälder Neuguineas, so hieß es, hauchten tödliche Fiebermiasmen aus, und seine wilden Bewohner galten als beispiellos kriegerisch und heimtückisch, der sonstigen Gefahren der giftigen Schlangen und Skorpione, und der gefährlichen, die Insel umlagernden Korallenriffe gar nicht zu gedenken. Allerdings, den Naturforscher durfte alles das nicht zurückschrecken, aber das Herz des Gatten und Vaters durfte doch wohl ein leises Veto einlegen! Ich mußte meine Gattin und zwei liebe Kinder zurücklassen, unversorgt, denn die Lebensversicherungsgesellschaften Australiens, sonst sehr liberal, wiesen mein Aufnahmegesuch mit Hinblick auf die Neuguinea-Expedition kurzweg ab. Indessen, auch der Soldat, der Offizier, der Seemann folgt wohlgemut seinem Berufe, die Seinigen daheim lassend; mein Beruf war aber die Naturforschung, und möglicherweise konnte meine Beteiligung an der Expedition das Glück meiner Lieben werden. Ich mußte gehen.

Nach schmerzlichem Abschiede von den Meinigen bestieg ich am Abend des 5. Juni auf der Reede von Glenelg bei Adelaide den nach Melbourne gehenden Postdampfer. Eine lustige Gesellschaft traf ich an Bord. Da war mein Freund und Fachgenosse Dr. von Lendenfeld aus Sydney, zwei nach Samoa gehende kaiserlich-deutsche Vizekonsuln und

ein nach Neusüdwales reisender junger deutscher Chemiker im modernsten „Jägerkostüm“. Wir spielten Skat, rauchten echte La Ferme-Zigaretten und tranken den edlen Wein der Champagne, auf solche Weise die Annehmlichkeiten des fernen Vaterlandes mit denen des schönen Frankreichs und des großen Slawenstaates auf dem gastlichen englischen Schiffe verbindend. Der folgende Tag brachte die Schrecken und die Resignation der Seekrankheit. Am Abende des dritten, eines Sonntags, verließ ich in Melbourne mit meinem Freunde Lendenfeld das Schiff, und wir vergnügten uns damit, uns in den hell beleuchteten und von sonntäglich geschmückten, fröhlichen Menschen erfüllten Straßen der großen Handelsmetropole der Antipoden zu ergehen.

Der Morgen des Montag war einem Besuche bei Australiens großem Botaniker, Baron Ferdinand von Mueller, gewidmet. Dieser, unser berühmter Landsmann, dem als Vizepräsidenten der australischen geographischen Gesellschaft der Erfolg unserer Expedition sehr am Herzen lag, gab mir wertvolle Ratschläge mit auf die Reise, welche ich noch am selben Tage auf der Eisenbahn, die mich in achtzehnstündiger Fahrt nach Sydney brachte, fortsetzte.

In Sydney, der „Königin des Südens“, wie es mit Stolz von den Bewohnern Neusüdwales, genannt wird, gab es nun für mich einige Tage geschäftigen Hinundhereilens. Es war hier das Hauptquartier der geographischen Gesellschaft, mit deren hervorragendsten Mitgliedern ich unser Unternehmen besprechen mußte. Viel Mühe machte auch das Besorgen der hunderterlei Jagd- und Fischereigerätschaften, Instrumente und Chemikalien, Sammelbehälter, Expeditionskostüme und anderen Dinge, die für unsere vielfältigen Zwecke erforderlich waren. Endlich waren alle Vorbereitungen zum Aufbruche getroffen, und am 13. Juni bestieg ich mit dem Führer, dem Arzte und zwei anderen Mitgliedern der Expedition einen Küstendampfer, der uns nach zweitägiger, durch Sturm und Seekrankheit ungenießbar gemachter Fahrt nach Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, brachte.

Hier machte sich schon der Einfluß der Tropen geltend. Während in Adelaide, in Melbourne und Sydney stürmisches und regnerisches Wetter und winterliche Kälte geherrscht hatten, die mir auch den Genuß verkümmerten, welchen Fahrten auf dem großen, durch seine vielen idyllischen Buchten und hohen malerischen Ufer ausgezeichneten, unvergleichlich schönen Hafen von Sydney sonst gewähren, schien in Brisbane die Sonne warm und lieblich und gestaltete die Fahrt in der Moretonbai und auf dem Flusse, der zu der Stadt führt, und an dessen Ufern reizende Villen, umgeben von blumenreichen Gärten, erbaut sind, zu einer Auge und Herz erquickenden, so daß die vorhergehenden Tage der Seekrankheit bald vergessen waren. Leider wurde ich aber in Brisbane von einem Reiseagenten einer amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaft belästigt. Er hatte von unserer Expedition gehört und wollte mir 1000 Mark baren und gleich zu zahlenden Geldes entlocken, um mein Leben während der Dauer der Expedition zu versichern. Sein etwas reduziert aussehender ärztlicher Begleiter trug, um mich willfährig zu machen, unter dem Arme den Balg eines metallisch schimmernden Paradiesvogels: indessen, die Überredungskünste der beiden Geschäftsreisenden waren an mir verloren; hatten solide australische Lebensversicherungsgesellschaften mein Aufnahmegesuch kühl abgelehnt, so wollte ich bei nur wenigen Stunden Bedenkzeit und der der Erlangung von 50 Pfund Sterling gewidmeten übereifrigen Liebesmühe der amerikanischen Agenten mich auf zweifelhafte Sicherheiten nicht einlassen.

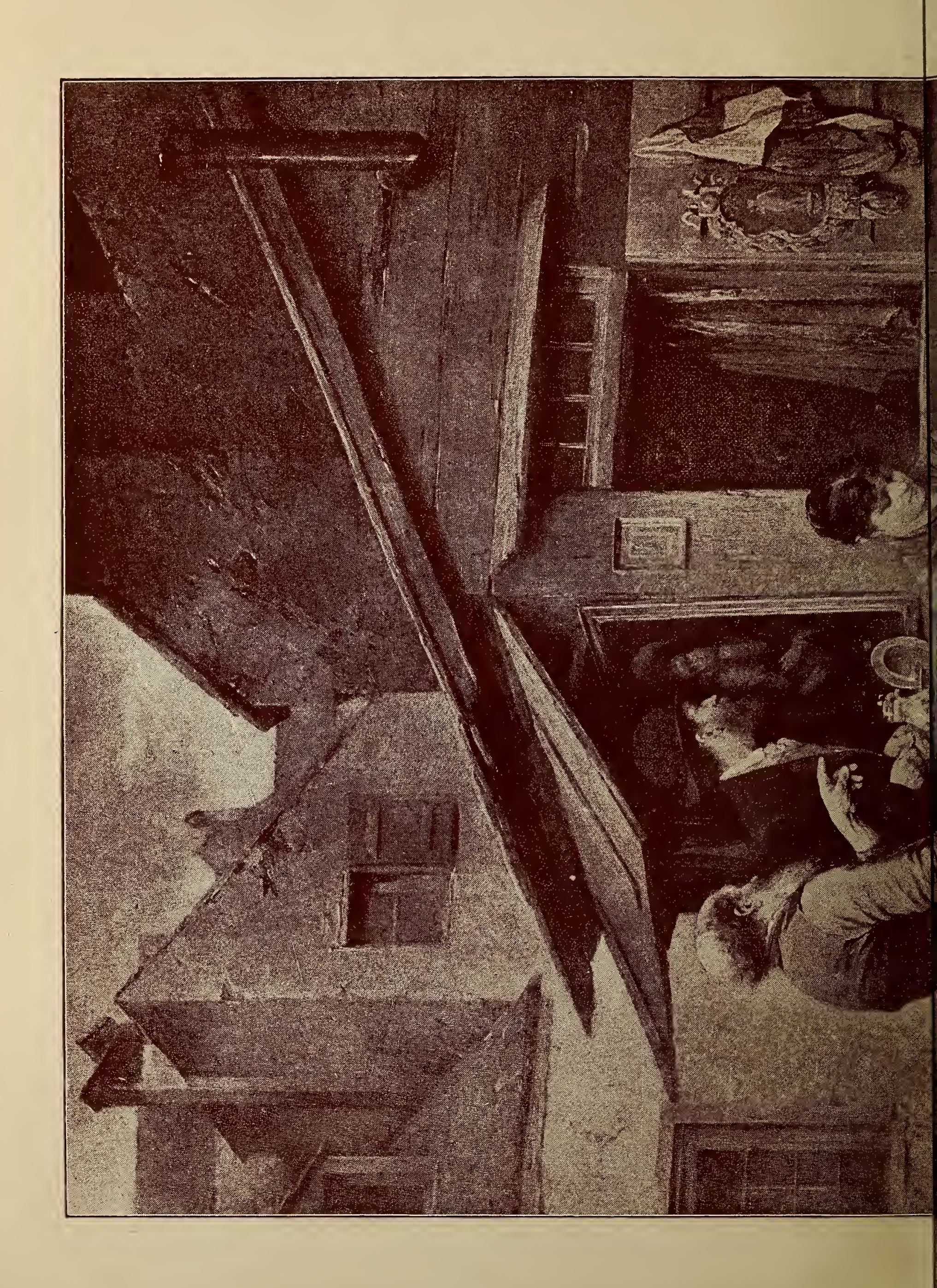
Nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt in Brisbane ging es auf dem Dampfer „Alexandra“ weiter nach Norden. Nur der erste Abend brachte noch einen letzten Anfall von Seekrankheit, dann kamen prächtige Reisetage, wie man sie wohl auf keiner Seereise schöner sich wünschen kann. Das glänzende Hellblau des fast wolkenlosen Himmels wetteiferte mit dem satten Indigoblau des Stillen Ozeans, und die tropische Sonne, gepaart mit dem stetig sanft wehenden Südostpassat erzeugte jene paradiesische Luft, wie sie der Seereisende nur in solchen Breitegraden findet. Die schönen Sternbilder des Orion und des Skorpion, neben hundert anderen, wetteiferten in der lauen Nacht mit den in der vom Schiffe bewegten Salzflut aufleuchtenden Meerestieren.

Die Fahrt an der Küste Nordostaustraliens, von Brisbane bis zur Torresstraße,

ist wohl eine der schönsten auf dem weiten Erdenrund. Fast überall erblickt das Auge malerische kleine Inseln, deren meistens hoch emporragender felsiger Stock mit dichtem Buschwalde überzogen ist. Die wunderbare Lieblichkeit dieser die Küste Queenslands umlagernden Inseln vermag keine Feder wiederzugeben. Zwar herrscht der Typus des meist aus kleinblättrigen Bäumen und Sträuchern bestehenden australischen Waldes auch auf diesen idyllischen Inseln vor; aber unter dem Einflusse des ozeanischen Klimas hat sich hier Baum und Strauch dicht mit Laub bekleidet, dessen Farben alle Abstufungen von glänzendem Gelbgrün bis zu mattem Olivengrün und tiefem Blaugrün in stets wechselnden, buntscheckigen Kombinationen darboten. Stellenweise umfaßt der Gesichtskreis über 50 solcher farbenprächtiger Inseln. Freilich, für die Schiffahrt werden diese zahllosen Inseln oft verhängnisvoll; aber wir erfreuten uns des schönsten Wetters, und ungestört glitt unser schmucker Dampfer in dem Kanal ruhigen Wassers dahin, welchen die Küste Queenslands mit dem ihr vorgelagerten ungeheuren Korallenriffe, dem Großen Barrierenriffe, bildet.

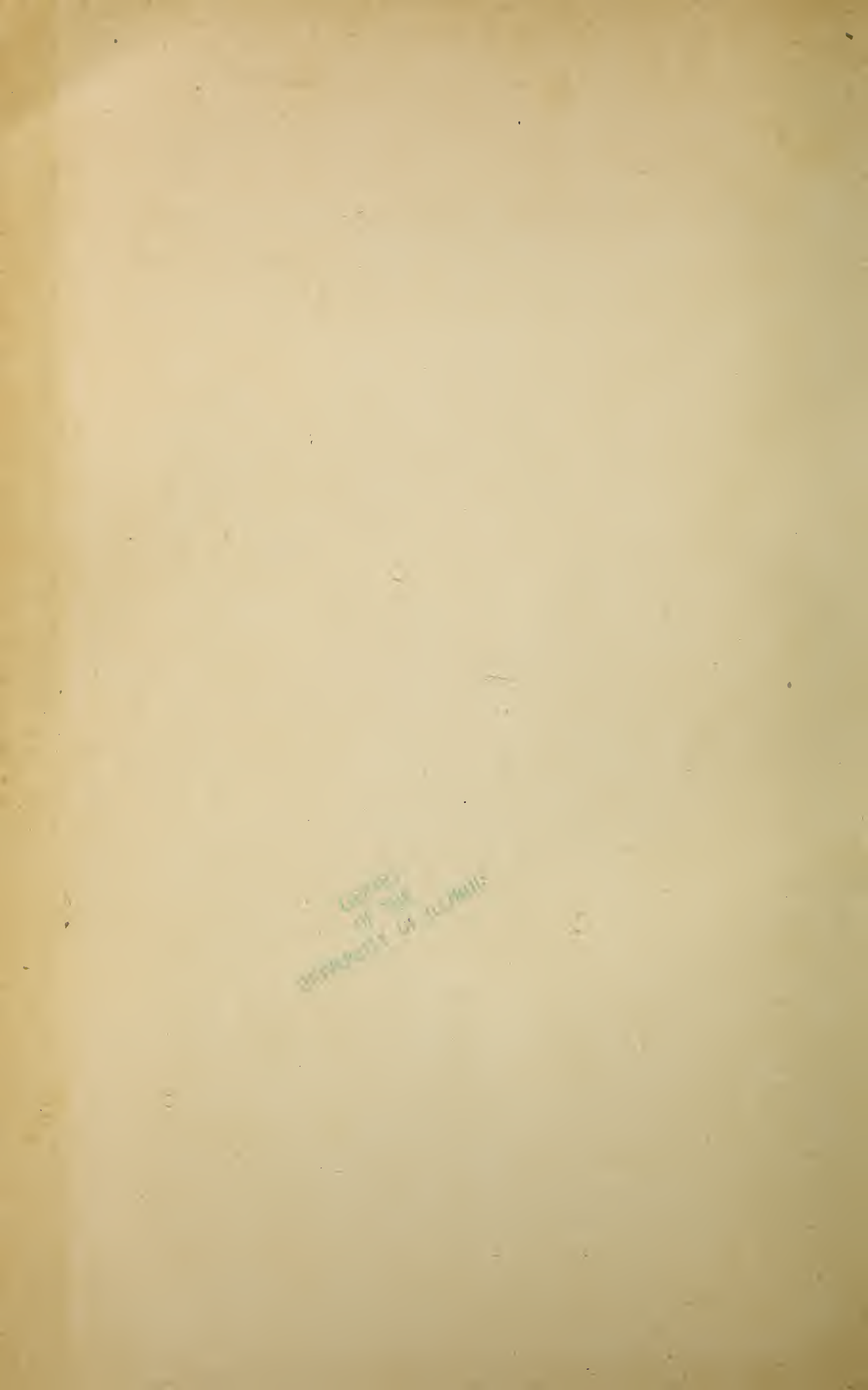
Nur die Passagiergesellschaft des Dampfers trübte mitunter den Genuß dieser herrlichen Küstenfahrt. Sie bestand größtenteils aus jungen Australiern —, aus „Gum-suckers“, Gummilutschern —, wie die eingeborenen Australier europäischer Abkunft, die als Kinder gern am getrockneten Gummisafte der Eukalyptusbäume sich erlaben, von den eingewanderten Kolonisten genannt werden. Bei Jung-Australien läßt sich die strenge Zuchtruthe europäischer Erziehungsmaximen nur mit Schwierigkeit zur Anwendung bringen; das zeigte sich auch an unserer aus einer Anzahl junger Männer und einigen wenigen jungen Damen bestehenden Reisegesellschaft. Ein kokettes junges Fräulein wurde den ganzen Tag lang in stürmischster Weise von den jungen Herren umworben, häufig mit letzteren ein lebendes Bild darstellend, wie es auf einem unserer Rhein- oder Helgolanddampfer auch nicht einen Augenblick lang geduldet werden würde, und wie es auch in den südlicheren Teilen Australiens nicht anzutreffen ist.

Bei einigen kleinen Küstenstädten legten wir an, so bei Townsville und Cooktown. In letzterer Stadt, die jetzt auch von den Dampfern der deutschen Neuguinea-Kompagnie regelmäßig besucht wird, sah ich zum erstenmal einen chinesischen Gentleman in Nationaltracht. Er spielte mit einem Engländer Billard. Im südlichen Australien, wo die armen chinesischen Gärtner und Hausierer sehr unter dem Vorurteile der Europäer zu leiden haben, sieht man dergleichen nicht; auch würde dort kein Engländer, es sei denn in Geschäftsangelegenheiten, sich mit einem der wenigen dort ansässigen chinesischen Kaufleute, die in europäischer Tracht gehen, abgeben. Aber Nordqueensland hat den chinesischen Kolonisten manches zu danken, und das Vorurteil gegen dieselben — das freilich nicht ganz unberechtigt ist — hat dort weniger Fuß gefaßt. Desto mehr haßt man dort, namentlich Neuguineas wegen, uns Deutsche, wie auch ich in Cooktown erfahren sollte. Ich schmeichle mir, eine einigermaßen richtige englische Satzkonstruktion mit britisch gefärbter Aussprache zu verbinden, und ein alter Nordqueensländer, welcher sich in einem Wirtshause Cooktowns mir zugesellte, mochte deshalb wohl glauben, daß ich ein Engländer sei. Selbstverständlich war von unserer Expedition die Rede. Zunächst schalt der Mann, daß die Expeditionsmitglieder sämtlich den südlichen Kolonieen Australiens angehörten. Seiner Ansicht nach hätte man Queensländer nehmen sollen, die doch in erster Linie ein Interesse an Neuguinea hätten. Dann aber wandten sich seine Schmähungen auf die Deutschen. „Diese vermaledeiten Deutschen aus Neuguinea zu vertreiben, werden wir Queensländer uns zur Pflicht machen, und es soll uns wohl gelingen!“ Allerdings scheinen viele Queensländer die Deutschen nicht für ebenbürtig zu halten, ging doch die queensländische Regierung gerade damals mit dem Gedanken um, für die von der englischen Regierung nicht mehr geduldete Einfuhr farbiger Plantagenarbeiter eine deutsche Masseneinwanderung ins Leben zu rufen. Der Südseeinsulaner war zu gut, sich in den Zuckerrohrpflanzungen Queenslands sein Leben zu verkürzen, nicht aber der Deutsche! Mein Cooktowner Zechgenosse hielt es für geraten, sich zurückzuziehen, als ich ihm mit einigen derben Worten seinen beschränkten queensländischen Standpunkt klar machte. Dank unserm greisen Heldenkaiser und seinem großen Reichskanzler sind die Zeiten vorbei, wo der





Beim Altkäufer. Gemalt von Ad. Lüben.



Deutsche es unterlassen mußte, sein Haupt stolz zu erheben!

Nach achttägiger Fahrt trafen wir auf Thursday Island ein, der Hauptstation der Perl- und Trepangfischerei in der Torresstraße. Hier nun hatte ich erst Gelegenheit, meine Expeditionsgenossen genauer kennen zu lernen und den kleinen Dampfer, der uns von Thursday Island nach Neuguinea bringen sollte, in Augenschein zu nehmen. Es war nämlich dieser Dampfer, im Schlepptau eines größeren, schon vor meiner Abreise von Sydney nach Brisbane und von dort nach Townsville gebracht worden, von wo er durch die „Alexandra“, auf welcher ich fuhr, bis nach Thursday Island gezogen wurde. Die meisten Mitglieder der Expedition waren auf dem kleinen Expeditionsdampfer gefahren und hatten eine schlimme Zeit durchlebt. Auf der Fahrt zwischen Sydney und Brisbane war ein starkes Unwetter über den kleinen Dampfer hereingebrochen, und in der sturmbewegten See war er nahezu aus den Fugen gegangen. Durch seine Ritzen war das Wasser unaufhaltsam hereingerieselt, und Tag und Nacht hatte gepumpt werden müssen. Dabei fehlte auf dem kleinen Fahrzeuge ein Koch, und nur ein einziger Matrose war für die Expedition engagiert. Meine armen zukünftigen Reisegenossen waren in den ersten Tagen ihrer stürmischen Fahrt nahezu aufgerieben worden. Kein Wunder das, wenn unbehilfliche Landratten bei schlecht zubereitetem Essen und spärlichem Schlaf, ihr Innerstes von der Seekrankheit durchwühlt, Matrosendienste verrichten müssen!

Es war eine sonderbare Gesellschaft Abenteuer liebender Kumpane, die die große Insel erforschen wollte!

Da war zunächst Kapitän Everill, der Führer der Expedition zu Wasser und zu Lande, 38 Jahre alt. Er war Kapitän in der siamesischen Kriegsflotte, Tabakspflanzer auf Sumatra und Navigationslehrer in Sydney gewesen. Mit den Malaien, welche die Expedition begleiten sollten, konnte er in ihrer Muttersprache verkehren; dieser Umstand mochte zu seiner Ernennung als Expeditionschef geführt haben.

Kapitän Everill hatte für den Fall der Erkrankung und sonstigen Behinderung zwei Vertreter, einen seemännischen und einen auf Landreisen erprobten.

Mr. Hemsworth, der nautische Unterchef, ein geprüfter Seekapitän von erst 28 Jahren, war bisher Steuermann auf australischen Chinadampfern gewesen. In seiner früheren Jugend hatte er Theologie studiert; jetzt war aus ihm ein tüchtiger Seemann geworden, dessen unerschrockener Umsicht wir mehr als einmal unsere Rettung aus Gefahr zu danken hatten.

Ein gleich brauchbarer Mann war Mr. Creagh, ein ehemaliger Oxforder Student, der wohl nicht gut gethan haben mochte und deshalb von seinen Verwandten, wie vor und nach ihm so mancher andere, nach Australien relegiert worden war. Hier war er erst berittener Landgendarm gewesen; ehe er sich unserer Expedition anschloß, war er Viehtreiber. Viehtreiber? Ja freilich! Das war es ja gerade, was ihn empfahl! Es gibt nämlich in Australien eine Anzahl umsichtiger und unerschrockener Männer, die es, begleitet von einer Anzahl Untergebener, unternehmen, große, oft Tausende von Stücken zählende Schaf- und Rindviehherden Hunderte von Meilen weit durch die unwirtbaren, wasserarmen Steppen Australiens neuen Weidegründen zuzuführen, häufig auf noch nie zuvor von Weißen betretenen Pfaden und nicht selten durch Gebiete, die von Stämmen wilder und angriffslustiger Australneger durchzogen werden. Solche Viehtransporte dauern gewöhnlich lange Monate, mitunter Jahre. Es ist begreiflich, daß sich zu Führern von dergleichen Expeditionen nur Leute eignen, welche das Zeug zu einem tüchtigen und kühnen Forschungsreisenden in sich haben. Ein solcher Mann war der 38 Jahre alte Mr. Creagh. Alle Achtung vor ihm!

Dem Leiter unserer Expedition war noch ein spezieller Assistent beigegeben, der Sohn eines Sydneyer Arztes, Mr. Shaw. Auch dieser 27 jährige junge Mann war eine nicht zu verachtende Acquisition für unser Unternehmen. Schon zweimal vorher war er in Neuguinea gewesen, das eine Mal achtzehn, das andere Mal sechs Monate lang. Bei seiner zweiten Neuguineafahrt waren seine sämtlichen Begleiter von den Eingeborenen ermordet worden. Außerdem hatte er ganz allein, als Korrespondent einer Sydneyer Zeitung, eine nahezu 1000 geographische Meilen lange Kahnfahrt im Stromgebiete des Murray, des Hauptflusses von Australien, zurückgelegt. Auch als gewöhnlicher

Matrose hatte er sich einst die Überfahrt von England nach Australien erarbeitet. Er war ein vorzüglicher Schütze und hatte große Praxis in der Photographie, deren Ausübung ihm während unserer Expedition übertragen war.

Mr. Senior, ein Beamter der Landesvermessungsanstalt von Neusüdwales, sollte die kartographischen und astronomischen Aufnahmen besorgen. Doch war auch er ein tüchtiger Seemann. Er war lange in einem kleinen Kauffahrteischiffe zwischen den korallenumrifften Inseln der Südsee hin und her gefahren und verstand es, mit den Eingeborenen dieser Inseln umzugehen. Sein Alter betrug 28 Jahre. Leider weilt er jetzt nicht mehr unter den Lebenden; am Neujahrstage 1886 ertrank er im Hafen von Sydney.

Die Anfertigung von Aquarellen und sonstigen Skizzen hatte ein junger 26jähriger Engländer übernommen, der die Expedition als Volontär begleiten wollte und als Farmer in den Maoridistrikten Neuseelands viele praktische Handgriffe erlernt hatte. Mr. Vogan war persönlicher Bekannter Charles Darwins.

Ich darf auch des Schiffsmaschinisten, des nur 22jährigen Mr. Mc Gechan, nicht vergessen, der während der Fahrten unseres Dampfers keinen Augenblick von der Maschine wich und wohl die undankbarste Rolle bei der Expedition übernommen hatte.

Auch unser Matrose Peter waltete in anerkennenswerter Weise seines Amtes.

Die Reihe der sich der Naturkunde annehmenden Expeditionsmitglieder wurde, abgesehen von mir, eröffnet durch unsern 31jährigen Arzt, Mr. Bernays, welcher die botanischen Arbeiten überwachen sollte. Sein Vater war ein aus Deutschland stammender getaufter Jude, seine Mutter eine Irländerin. Unserer Kranken nahm sich Mr. Bernays in aufopferungsvollster Weise an, so daß ihm für botanisches Sammeln nicht viel Zeit übrig blieb.

Um so eifriger wurde das letztere von unserm deutschen Landsmann, Herrn Bäuerlen, betrieben, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend unermüdlich thätig war, bald sich im Urwalde mit großen Bündeln seltener Pflanzen belastend, bald auf dem Schiffe in seinen großen Reiseherbarien kramend. Herr Bäuerlen war 40 Jahre alt; er war, ein württembergischer Müllerssohn, in jungen Jahren nach Australien ausgewandert, wo er sich, durch Lesen naturwissenschaftlicher Werke für die Wissenschaft gewonnen, durch fleißiges Sammeln von Pflanzen eine sorgenlose Existenz zu schaffen gewußt hatte. Baron von Mueller, für den er ständig sammelte, schätzte ihn sehr hoch.

Nur ein einziger geborener Australier begleitete die Expedition, mein 27jähriger Assistent Mr. Froggatt. Auch er war unermüdlich, namentlich im Sammeln von Insekten und im Abbalgen farbenprächtiger Vögel, und seine Behandlung der zoologischen Sammlungen war eine so zweckentsprechende, daß uns fast kein Stück derselben verloren ging.

In Thursday Island wurde unsere Expedition bedeutend verstärkt durch ein Dutzend aus Java verschriebener Malaien, die uns schon seit einigen Tagen erwarteten. Wir konnten die Namen derselben nicht recht erfassen; aber Mr. Senior kam auf den glücklichen Gedanken, sie während der Dauer der Expedition mit neuen Namen zu belegen. So erhielten wir einen Anchises und Barrabas, einen Shandos und Marco Polo. Ein hübscher und äußerst ebenmäßig gebauter junger Bursche erhielt seines mädchenhaften Aussehens wegen den Namen Lucy. An der Spitze der Malaien stand der Mandor, welcher englisch sprach, mit wichtiger Miene Befehle erteilte und selbst möglichst wenig arbeitete. Louis, ein in Thursday Island engagierter singhalesischer Koch, vervollständigte die Besatzung des Expeditionsdampfers. Das einzige weibliche Wesen bei der Expedition war eine zierliche Schäferhündin schottischer Rasse, die von ihren vier männlichen Genossen nichts wissen wollte.

Mit unserem arg mitgenommenen Dampfer, der „Bonito“, konnten wir die Expedition nicht ohne weiteres antreten. Wir mußten eine Zeitlang in Thursday Island bleiben, um den Dampfer ausbessern zu lassen.

Abgesehen von ihrem zu großen Tiefgange — derselbe betrug $6^1/_2$ Fuß — war die „Bonito“ ein für unsern Zweck recht geeignetes kleines Fahrzeug. Der kleine Dampfer besaß etwa die doppelte Länge und Breite eines mittelgroßen Eisenbahnwagens. Hinten befand sich ein luftiges Deckhaus, das in seiner mittleren größten Abteilung als Speisesaal, Schreibbüreau und Schlafzimmer diente. An dem Tische dieser Kajütte war

Platz für acht Mann, und an ihren Wänden befanden sich zehn Bettstellen. Vier weitere Bettstellen waren in der kleineren Kajütte dahinter, welche für den Kapitän, für den Arzt und für mich reserviert worden war. Am vorderen Ende der großen Kajütte war eine kleine Speisekammer. Den Malaien war eine Art Zwischendeckskajüte im vorderen Schiffsraume zur Verfügung gestellt. Auf dem mittleren Deck befanden sich neben Kochherd und Maschine noch zwei kleine einschläferige Deckhäuschen. Über der Maschine wölbte sich die kleine Kommandobrücke mit dem Steuerrade. Für Ausrüstung, Proviant und Tauschobjekte war im hinteren Schiffsraume genügender Platz.

Da es nötig war, den Dampfer von außen zu besichtigen, wurde er zur Flutzeit ans Ufer gezogen, und hiermit begannen auch für mich, der ich bereits auf die „Bonito“ übergesiedelt war, die ersten Mühseligkeiten der Expedition. Ehe die Landungsbrücke am Ufer erreicht war, geriet der Dampfer auf Grund und fiel auf die Seite. Spinnengleich mußten wir jetzt in Kajütte und auf Deck umherklettern, da ein Stehen auf den Füßen nicht möglich war. Schlimmer noch war es, daß sich der untere Schiffsraum unverzüglich mit Wasser füllte. Vom frühen Morgen, an welchem das Unglück sich ereignet hatte, bis zum späten Abend waren die Pumpen in Thätigkeit und flogen Wassereimer von Hand zu Hand, bis wir endlich Meister der Situation wurden. Zu essen gab es an diesem Tage nichts. Erst um zwei Uhr nachts lag die „Bonito“ sicher und fest an der Landungsbrücke. Hier blieb sie nahezu drei Wochen lang liegen, zur Ebbezeit auf dem Trocknen stehend. Es war viel an dem Dampferchen auszubessern; auch mußten wir auf die nächste Springflut warten, ohne welche es nicht möglich war, die „Bonito“ aus dem seichten Uferwasser zu entfernen.

Obwohl nun so der Aufbruch der Expedition verzögert wurde, so fanden wir doch in dem dreiwöchentlichen Aufenthalte auf Thursday Island reichliche Entschädigung. Thursday Island — die Donnerstags-Insel — ist zwar selbst in ein paar Stunden zu umschreiten. Aber das Inselchen wird umgeben von einer Anzahl größerer Inseln, unter welchen namentlich Prince of Wales Island durch seinen bedeutenden Umfang und die beträchtliche Höhe seiner Berge hervorragt. Fast überall trifft in diesem kleinen Archipel der Torresstraße der Blick auf malerische Inseln und blaue Meeresarme. Heiß zwar brennt die Sonne herab, aber dafür kühlt während zwei Dritteln des Jahres der Südostpassat die erhitzte Haut, und während dieser Zeit sind die sternenhellen Nächte frisch und erquickend. Die Vegetation dieser Inseln trägt den Charakter australischen Pflanzenwuchses: dünn- und kleinbelaubt ist Strauch und Baum. Hier und dort aber, namentlich in feuchteren Felsenschluchten und an sumpfigen Uferstrecken, nimmt die Vegetation die Physiognomie des tropischen Waldes an. Einen eigentümlichen Charakter erhält die Landschaft durch die zahllosen großen und kleinen Bauten der „weißen Ameisen,“ der Termiten. Es sind diese Termitenbauten häufig über zehn Fuß hohe, schmutzig-hellgelbe, weithin sichtbare Mörtelhügel, im Grundrisse meistens lang-elliptisch, im Aufrisse annähernd parabelförmig, an den Seiten gestützt durch starke Strebepfeiler. Die schmalen Kanten der Termitenhügel sind durchweg den herrschenden Winden, dem Südostpassate und dem Nordwestmonsun zugekehrt, so daß die Breitseiten möglichst wenig dem Winde ausgesetzt sind.

Der Meeresgrund in der Umgebung von Thursday Island ist fast überall dicht mit Korallenbauten bestanden. Es gewährte mir unendliches Vergnügen, hier zum erstenmal in meinem Leben, im seichten warmen Uferwasser watend, die zierlichen blumenartigen Erbauer der Korallenstöcke in nächster Nähe lebend zu schauen, ihre farbenprächtigen durchscheinenden Körper zu bewundern, dem anmutigen Spiele ihrer Fangarme zu folgen.

Die Beschäftigung der Bewohner Thursday Islands und der umgebenden Inseln ist die Perlmuschel- und Trepangfischerei. Trepang sind getrocknete Seegurken, Strahlentiere, welche den Seesternen und Seeigeln nahe verwandt sind, aber sich durch ihre langgestreckten walzigen Körper auszeichnen. Sie gelten bei den Chinesen als auserwählte Leckerbissen und bilden für das Reich der Mitte einen wichtigen Importartikel. Größere Bedeutung als die Trepangfischerei hat aber für die Bewohner unserer Inseln das Sammeln von Perlmutterschalen. Eine große Menge meistens farbiger Abenteurer betreibt den Perlmuschelfang. Der Archipel, in dessen Mitte Thursday Island liegt, ist gewisser-

maßen ein völkerkundlicher Garten. Da gibt es Javaner und Manilaleute, Südseeinsulaner und Japaner, Australneger und Maoris von Neuseeland, Singhalesen und Neger aus Mauritius, Westindien und Afrika, Araber und Siamesen, Amerikaner und Ägypter, Portugiesen und Malteser, Franzosen und Italiener. Diese Leute bilden die Bemannung der Boote, welche auf die Perlmuschelfischerei ausziehen. Die Boote gehören zu den Fischereistationen, deren Gebäude auf Thursday Island und den benachbarten Ufern der übrigen Inseln zerstreut liegen. Auf diesen Stationen, deren Besitzer meistens in Sydney oder in chinesischen Häfen wohnen, werden Vorräte von Perlmutterschalen angesammelt und verpackt, um dann auf den Markt geschickt zu werden. Von einer Station mögen vielleicht fünf, von einer anderen zehn, von einer dritten zwanzig Boote auf den Muschelfang ausziehen. Jedes Boot, mit Taucheranzug, Luftpumpe und allem Zubehör ausgerüstet, repräsentiert einen Wert von 10 000 bis 16 000 Mark. Die Verantwortlichkeit für das Boot übernimmt ein Taucher. Er ist der Kapitän des Bootes und wählt sich seine Fischereigründe nach eigenem Gutdünken; er taucht hinab auf den Meeresboden und sammelt die Muscheln. Findet er in denselben Perlen, so behält er sie, falls es ihm so gutdünkt, denn er ist vollständig Meister der Situation. Er arbeitet, wann es ihm gefällt und wo es ihm gefällt, und sein Herr gewinnt nur dadurch Autorität über ihn, daß er ihm als Lohn einen hohen Bruchteil vom Werte der heimgebrachten Perlmuscheln zahlt, niemals weniger als 25, mitunter sogar 45 Prozent. Bei solcher Bezahlung kann ein guter Taucher in einem einzigen Monate 1000 Mark verdienen. Der Taucher wählt seinen eigenen Gehilfen, und bei dieser Wahl muß er vorsichtig sein, denn des Tauchers Leben ruht in der Hand des Gehilfen, der die Rettungsleine handhabt und den Taucher auf das vom Meeresgrunde kommende Signal desselben ins Boot zieht. Auch die übrige Besatzung des kleinen Bootes wählt der Taucher häufig selbst; sie besteht meistens aus vier Mann. Gute Taucher zu besitzen, bedeutet für den Stationseigentümer ein einträgliches Geschäft.

Die Regierungsgewalt auf der Inselgruppe wird von einem Beamten der Kolonie Queensland ausgeübt, einer Art von Gouverneur. Bei unserm Besuch von Thursday Island waltete als solcher gerade der jetzige Gouverneur von Englisch-Neuguinea, Mr. Douglas, väterlich seines Amtes. Derselbe entstammt einer hocharistokratischen Familie: er ist der jüngste Sohn eines früheren Earl von Aberdeen. In Queensland war er einige Zeitlang Premierminister. Mr. Douglas stand uns mit Rat und That bei, und in seinem gastlichen und wohnlichen Hause waren die Expeditionsmitglieder gern gesehene Gäste. Mr. Douglas war es auch, welcher vor kurzem den Landeshauptmann von Kaiser Wilhelms-Land, Herrn Vizeadmiral von Schleinitz, einen freundlichen Empfang in Cooktown bereitete.

Der Aufenthalt bei Thursday Island war für uns der Naturkunde Beflissenen, dem Sammeln und Konservieren von Pflanzen, von Land- und Meerestieren gewidmet. In unsern Mußestunden beobachteten wir dann das Leben und Treiben im Hafen und in der kleinen Hafenstadt. Die meisten Bewohner derselben, Farbige und Weiße, verachten einen guten Trunk nicht, und der Strand war besäet mit Tausenden von leeren Flaschen. Englisches Ale und deutsches Lagerbier, schottischer und irischer Whisky und französischer Kognak wird von den durstigen Donnerstags-Insulanern in bedeutenden Mengen vertilgt. Interessant waren die Schenkstuben der beiden Hotels auf Thursday Island: da standen malerische braune und schwarze Kerle der verschiedensten Rassen umher, schmutzige Pfeifen rauchend und sich an dem köstlichen Naß erlabend.

Eines Tages unternahm ich mit meinem Assistenten einen größeren Ausflug. Wir hatten gehört, daß ein an der von uns abgekehrten Seite der großen Prince of Wales-Insel wohnender Perlfischereistationsbesitzer, Mr. Smith, gern einige Expeditionsmitglieder bei sich sehen würde, und wollten seiner freundlichen Einladung folgen. Wir ließen uns morgens nach dem Frühstücke auf die benachbarte Insel hinübersetzen und begannen unsere Wanderung quer durch dieselbe. Zunächst galt es, einen ein paar tausend Fuß hohen, dünnbewaldeten Berg zu erklimmen. Heiß brannte die Sonne auf uns herab, und ein empfindlicher Durst machte sich bald geltend. Wir hatten kein Getränk bei uns und suchten in den schattigen Schluchten des Berges einige Tropfen trinkbaren Wassers

zu erspähen. Wohl fanden wir in einer Felsenspalte etwas Wasser, aber durch darin modernde Pflanzenreste war es durchaus ungenießbar geworden. Endlich, am Nachmittage, fanden wir am jenseitigen Fuße des Berges ein kleines klares Bächlein; dort, wo es sich zu einem kleinen Teiche erweiterte, machten wir Rast. Trefflich schmeckte uns der Thee, welchen wir uns hier brauten; für den Hunger war durch Büchsenfleisch mit Zwieback gesorgt. In der leichtsinnigen Hoffnung, nun Mr. Smiths Station bald zu finden, verzehrten wir unsere ganzen Vorräte. Dann ging es weiter durch einen reizenden Miniaturwald zierlicher, zwei bis drei Fuß hoher, hellgrüner Fächerpalmen, zwischen welchen überall die auf einer Wurzelpyramide stehenden und von schraubenartig angeordneten Schilfblättern gekrönten geraden Stämme der Pandanusbäume hervorragten: „Ein Wald über dem Walde.“ Endlich waren wir dem ersehnten jenseitigen Ufer der Insel nahe. Zwar galt es noch, ein dichtes Mangrovedickicht zu durchsetzen, dessen Bäume uns durch ihre nach unten gekehrten reichverzweigten Luftwurzelkronen erhebliche Hindernisse in den Weg legten; aber auch die hierdurch bereiteten Schwierigkeiten wurden glücklich überwunden. Eine weite Aussicht auf das Ufer der Insel eröffnete sich uns; doch nirgends war auf demselben eine Station zu erblicken. Wir hatten uns verirrt, und an ein Zurückgehen war nicht zu denken, denn nahe stand die Sonne schon dem Horizont. Doch nur ein schmaler Meeresarm trennte uns von einer benachbarten Insel, und freundlich winkte uns von dort herüber eine Perlfischereistation, in welcher wir gastliche Aufnahme finden mußten: Ein Boot lag drüben schon bereit, uns zu holen; wir brauchten ja nur zu rufen! Noch aber trennte uns von dem schmalen Meeresarme ein breiter schlammiger Ufersaum. Wir begannen, denselben zu durchwaten. Im Anfange ging es leidlich, und ich sammelte eine Menge schöner Nacktschnecken und Seerosen, die ich einstweilen — in Ermangelung eines anderen Behälters — in meinem Taschentuche unterbrachte. Bald indessen wurde unser Fortkommen beschwerlicher; wir sanken fußtief ein, wir sanken knietief ein und sahen uns genötigt, umzukehren. Der Fieberluft und den Mückenschwärmen des Mangrovewaldes mußten wir zu entgehen suchen; wir trachteten deshalb einen benachbarten steilen Berg zu erklimmen. Höher und höher stiegen wir hinauf, ohne ein einigermaßen geeignetes Lagerplätzchen für die Nacht zu finden. Endlich konnten wir vor Erschöpfung nicht weiter. So gut es gehen wollte, richteten wir uns an steilem Bergeshange ein, den nackten Fels zum Ruhelager, den Himmel zur Decke. Längst war es dunkel geworden, als wir jenes Plätzchen erreichten, und wir versuchten gleich, um den Qualen des Hungers und Durstes zu entgehen, uns dem Schlafe in die Arme zu werfen. Bei mir aber blieb derselbe vorläufig aus. Ich starrte in den dunkelblauen sternebesetzten Himmel hinein, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch eine tief unten am Horizonte stehende große Sterngruppe gefesselt wurde. Nur undeutlich konnte ich sie mit meinen kurzsichtigen Augen — die Brille hatte ich abgelegt — sehen; aber eine freudige Ahnung ergriff mich. Ich setzte die Brille auf: Wirklich! Dort stand er tief unten, nahe dem Meeresspiegel, einen Gruß der fernen Heimat sendend, dort stand, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, der Freund meiner Jugend, der große Bär! Noch eine Weile erfreute ich mich an dem trauten Sternbilde der nordischen Heimat, gegen welches das südliche Kreuz nur eitel Tand ist; befriedigt und mit dem Schicksale des Tages ausgesöhnt, schlief ich dann ein. Wahrlich, zu keiner geeigneteren Stunde hätte ich meinen alten Freund wiedersehen können!

Mit dem ersten Morgengrauen erhoben wir uns von unserm harten Lager und stiegen vorsichtig den Berg hinab. An den Besuch bei Mr. Smith war nicht mehr zu denken, wir mußten eiligst zurück nach Thursday Island. Bald brannten wieder die Sonne von außen und der Durst von innen. Der hohe Berg, den wir am vorhergehenden Tage überstiegen hatten, hielt den kühlenden Passatwind von uns ab. Doch ein Bach krystallhellen Wassers war bald gefunden. Ich that einen herzhaften Zug; aber, o weh! das so köstlich aussehende Naß war zur Flutzeit aufgestautes Seewasser, das jetzt, zur Ebbezeit, wieder dem Meere zueilte. Enttäuscht setzten wir unsern Marsch fort, bis wir vier Stunden später endlich das mit Perlenfischereistationen besetzte, Thursday Island zugewendete Ufer der Prince of Wales-Insel erreicht hatten. Bei der ersten besten Station pochten wir an, worauf ein mit dünnem Nacht-

gewande angethaner, etwas wüste dreinschauender, einäugiger Mann erschien, um nach unserm Begehr zu fragen. Als er erfuhr, wer wir seien, und daß wir essen und trinken wollten, meinte er etwas unwirsch-freundlich, wir sollten doch wohl Geld genug haben, um gut leben zu können. Wir erzählten ihm unsere Irrfahrten, und er überließ uns den Rest des Frühstückes, von welchem er eben mit seinem anscheinend einzigen Hausgenossen aufgestanden war: Körrie und Reis nebst Thee. An Thee und Reis thaten wir uns gütlich; aber zu dem auch in Australien beliebten, scharfgewürzigen indischen Ragout war faulendes Fleisch genommen worden; wir aßen so wenig davon, als die Umstände es erlaubten. Weiter ging es, dem Thursday Island zunächst gelegenen Küstenpunkte zu, wo wir ein Boot zu unserer Überfahrt bereit zu finden hofften. Aber unseren Genossen hatte unsere Abwesenheit offenbar keine Sorge bereitet; sie hatten kein Boot geschickt, um nach unserm Verbleiben zu forschen. Allmählich stellte sich erneuter Durst ein; wir machten einer zweiten, sehr einladend aussehenden Station einen Besuch. Freundlich lud uns der offenbar wohlhabende Besitzer ein, in sein schönes Haus zu treten, das, obwohl nur aus Brettern bestehend, wie fast alle Häuser auf den Inseln der Torresstraße, doch mit allem europäischen Komfort ausgestattet war. Der Stationsbesitzer, ein Gentleman, stellte uns seine Gattin und sein Töchterchen vor und bewirtete uns mit kühlem Wasser, trefflichem Kognak, schmackhaftem Kuchen und guten Zigarren. Bald waren unsere Leiden vergessen, und ein Boot des freundlichen Wirtes, bemannt mit zwei kräftigen Ruderern, einem Malaien und einem Australneger, brachte uns zurück zu unsern Genossen, die uns in der That kaum vermißt hatten.

Bei einem zweiten Besuche auf Prince of Wales Island, den wir auf die Einladung unsers trefflichen Wirtes unternahmen, und bei welchem uns auch Mr. Shaw, der wackere Schütze, begleitete, ging es auf die Jagd verwilderter Schweine. Mr. Shaw war der glückliche Erleger eines munteren Borstenträgers; ich begnügte mich damit, zwei wilde Enten zu schießen. Das gab für die Reisegesellschaft ein treffliches Mahl; denn während unsers Aufenthaltes auf Thursday Island hatten wir, unsern Proviant nicht anrührend, von dem gelebt, was die Insel bot: von Schafen, ausgedörrt durch die tropische Sonne.

Endlich war die „Bonito“ wieder seetüchtig. Es war auch inzwischen der queensländische Regierungsdampfer „Advance“ eingetroffen, der den Auftrag hatte, uns nach der Mündung des Flyflusses zu bringen, des größten bekannten Flusses in Neuguinea, auf welchem Kapitän Everill am leichtesten in das Innere der Insel vorzudringen hoffte.

Am späten Nachmittage des 13. Juli stachen wir im Schlepptau der „Advance“ von neuem in See. Man kann in den Gewässern der Torresstraße nur am Tage fahren; denn nur bei Tageslicht lassen sich die der Schiffahrt gefährlichen, aber schon aus einiger Entfernung sichtbaren Korallenriffe mit einiger Sicherheit vermeiden. Während der Nacht sucht man ein ruhiges Ankerplätzchen zu gewinnen, wie man es an der vom Winde abgewandten Seite eines der vielen Korallenriffe oder Inselchen finden kann. Seicht genug zum Auswerfen des Ankers ist das Wasser der Torresstraße überall. Wir gingen am Abend jenes Tages bei Horn Island, einer Thursday Island benachbarten Insel, vor Anker. Während der Nacht wurden in einiger Entfernung unsers Ankerplatzes Notsignale sichtbar. Ein großes Segelschiff war auf ein Korallenriff geraten, und die „Advance“ mußte am folgenden Morgen zu seiner Hilfe eilen. Unwillig darüber, beschloß unser Kapitän, die Reise allein fortzusetzen. Die See ging ziemlich hoch; das blasse Schreckgespenst der Seekrankheit erschien von neuem. Ich suchte mich seiner zu erwehren; aber als ich sah, wie selbst unsere Hunde ihr Innerstes nach außen kehren wollten, mußte auch ich klein beigeben. Wir passierten mehrere Inseln; in der Nähe der einen lag auf einem Korallenriffe das Wrack eines großen Schiffes. An der Leeseite von Turtleback Island lagen wir am Abend wieder vor Anker.

Am nächsten Morgen erfolgte ein früher Aufbruch in hoch gehender See. Korallenriffe umgaben uns auf allen Seiten. Einige Zeitlang ging es gut; aber am Nachmittage um 2 Uhr saßen wir hart und fest auf einem Korallenriffe. Das Unglück wollte es, daß es nun auch schnell der Ebbezeit entgegen ging. Wir warfen in einiger Entfernung von Riff und Dampfer den Anker aus und

trachteten, mit Tauen und Winden die „Bonito“ vom Riffe zu ziehen. Alle unsere Anstrengungen waren umsonst; wir konnten nichts weiter thun, als das Schiff durch starke Pfähle zu stützen, um sein Umkippen zu verhindern. Das Rettungsboot wurde in Bereitschaft gesetzt; denn es war vielleicht nötig, den Dampfer, der schließlich in nur zwei Fuß tiefem Wasser stand, preiszugeben.

Aber die Nacht brachte eine hohe Flut. Durch Aufbieten aller Kräfte gelang es uns, den Dampfer frei zu machen. Er hatte zum Glück keine Beschädigung davongetragen, und beruhigt erwarteten wir den kommenden Tag in tieferem Wasser. In der Helle des Morgens wurde es uns klar, daß wir den eingeschlagenen Kurs nicht fortsetzen konnten. Wir mußten dorthin zurück, von wo wir gekommen waren. Nach einigen Stunden Fahrt erschien ein Dampfschiff am Horizont; es war die „Advance“. Wir hißten das Notsignal und befanden uns bald wieder im Schlepptau des größeren Dampfers. Das Segelschiff, zu dessen Hilfe die „Advance“ gegangen war, hatte aufgegeben werden müssen. Es war die „Jan de Costa,“ welche mit 160 australischen Pferden nach Indien fahren wollte.

Zeitig am Nachmittage dieses Tages stießen wir auf ein kleines ankerndes Segelschiff. Das war die „Mary,“ ein Boot der Londoner Missionsgesellschaft, welche Thursday Island einige Tage vor uns verlassen hatte und uns hier, in der Nähe der Küste von Neuguinea, erwartete. An Bord waren Mr. Douglas, der Regierungsvertreter auf Thursday Island, und Mr. McFarlane, ein Missionar der Londoner Gesellschaft, welcher schon sein Jahren ein segensreiches Wirken unter den Eingeborenen Neuguineas entfaltete. Man sagt den englischen Missionaren ja viel Schlimmes nach; aber in Mr. McFarlane lernte ich einen Mann kennen, der trotz seines weißen Haupt- und Barthaares noch mit Jugendfrische seinem Berufe in erfolgreichster Weise oblag. Er machte einen äußerst vorteilhaften Eindruck gleich beim ersten Bekanntwerden, der durch näheres Kennenlernen nicht verwischt wurde.

Früh am folgenden Morgen brach die kleine Flottille auf, die „Mary“ voran. Es galt nämlich, die einzige enge schiffbare Passage aufzufinden, welche westlich von der Mündung des Flyflusses die der Küste von Neuguinea nahen Korallenriffen durchsetzt, und welche nur der „Mary“ wohlbekannt war. Wieder ging es durch wogende See, wieder herrschte die Seekrankheit, aber in halb ängstlicher, halb freudiger Erregung sahen wir die mit hohem Urwald bestandenen flachen Küsten der großen Insel am Horizonte deutlicher und deutlicher werden, und selbst unsere phlegmatischen Malaien wurden von Aufregung ergriffen; sie erzählten sich, daß das Land, das sie nun bald schauen sollten, von geschwänzten Menschen bewohnt sei. Bald war auch der enge Durchgang durch die Korallenriffe glücklich passirt; die Wellen gingen weniger hoch; wir befanden uns in den trüben Mündungsgewässern des Flyflusses. Die „Advance“ verließ uns jetzt, zurückdampfend nach zivilisierten Gestaden, wir aber steuerten, der Führung der „Mary“ folgend, der wilden Küste Neuguineas zu!

Kurz vor Sonnenuntergang gingen wir bei der Insel Mibu, welche neben einer dichtbenachbarten zweiten Insel in der Mündung des Flusses liegt, nahe dem rechten Ufer desselben vor Anker. Nur einen Steinwurf weit war das Ufer von unserem Ankerplatze entfernt. Die Insel war unbewohnt; aber es erwartete uns hier ein zweites Missionarboot, bemannt mit dunkelfarbigen Lehrern der Heiden, den Zöglingen Mr. McFarlanes.

Schnell wurde am folgenden Morgen, dem Morgen des 18. Juli, die Expeditionstoilette gemacht. Mein Anzug bestand aus grobem gestrickten Wollhemde und ebensolchen Beinkleidern, aus derben und langen wollenen Strümpfen und dickbesohlten Schnürstiefeln. Den Kopf beschützte ein indischer Sonnenhelm, und um den Leib ging mir ein Ledergurt, an welchem Revolver und Patronentasche, Jagdmesser und Kompaßtäschchen hingen; auch für ein Täschchen zur Aufnahme von Pfeife, Tabak und Streichhölzern war Sorge getragen worden. Über die eine Schulter hing ein dicht mit Blechhülsen besetzter Gurt zum Tragen der Patronen für meine Jagdflinte; die grobleinene Jagdtasche über der anderen Schulter vervollständigte nebst der Flinte die Ausrüstung.

Den einen der schwarzen Lehrer zum Führer wählend, begab ich mich mit einigen meiner Genossen ans Ufer. Auch Mr. Douglas begleitete uns. In seiner Gesellschaft befand sich ein alter, aber lebhafter deutscher Gärtner aus Queensland, Herr Hartmann,

ein geborener Leipziger, der Neuguinea einen kurzen Besuch abstatten wollte, um lebende Orchideen zu sammeln. Zunächst wanderten wir dem von Vegetation entblößten Flußufer entlang. Geschäftige kleine Krabben huschten über den mit schwarzem Schlamm gemischten Ufersand, erschrocken sich in ihre Erdhöhlen zurückziehend. An den Rändern der von der Flut zurückgelassenen Tümpel sonnten sich jene merkwürdigen kleinen Fische, Periophthalmus mit Namen, welche ihre stämmigen Brustflossen als Sprungbeine benutzen. Aufgestört, hüpften sie in großen Sätzen über das trockene Ufer und den Wasserspiegel ihrer Tümpel dahin. Aber mehr als die Tiere des Wassers interessierte mich der tausend Wunder bergende tropische Uferwald, an dessen Rande wir dahinschritten. Farbenprächtige kleine Vögel flogen von Baum zu Baum. Ich erlegte ihrer zwei und begrüßte in ihnen alte Bekannte; sie gehörten zu einer Art Bienenfresser, die auch in Südaustralien angetroffen wird. Weithin sichtbar hob sich ein prächtiger „Korallenbaum“ von dem ihn umgebenden Grün ab; er war über und über bedeckt mit großen reinweißen Blüten, deren lange Staubfäden prächtig rot gefärbt waren. Das größte Wunder aber war eine stammlose Sumpfpalme, deren oft über 50 Fuß lange gefiederte Blattwedel sich direkt aus der Wurzel erhoben. In zahlreichen Exemplaren war diese herrliche Pflanze zwischen die übrigen Bäume des Urwaldes verteilt, bildete auch hier und dort geschlossene Bestände. Neben ihr tauchte an vielen Stellen die edle Krone der Kokospalme aus dem Blattgewirre hervor, oft 50 bis 60 kopfgroße Nüsse tragend. Unser schwarzer Führer erkletterte die glatten Stämme mehrerer Kokospalmen, eine Fülle von Nüssen herabwerfend. Zum erstenmal trank ich hier die berühmte „Kokosmilch,“ ein klares, süß-säuerliches Getränk, das fast die ganze unreife Kokosnuß erfüllt. Zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß ich ein gutes Glas Münchener Bieres oder rheinischen Weines dem Safte der Kokosnuß vorziehe. Dort in den Tropen aber, wo man nicht überall Bier und Wein antrifft, ist die Kokosmilch eine herrliche Gottesgabe.

Nicht lange dauerte es, bis es uns verlangte, ins Innere des Urwaldes einzudringen. Joe Brown, der schwarze Heidenlehrer, führte uns indessen auf unwegsame Pfade. Eine Stunde lang kletterten wir über das dichte, hohe, über den Boden emporragende Wurzelgeflecht der Mangrovebäume dahin, häufig ausgleitend, um knietief in den häßlichen schwarzen Schlamm unter uns einzusinken. Nicht selten war die Flinte, welche ich trug, in Gefahr, einem ähnlichen Schicksale anheimzufallen. So schön der mit Palmen durchsetzte Mangrovewald dem sich aufwärts richtenden Blicke präsentierte, so überaus häßlich war der schwarze schlammige Boden, welchen er mit seinem unansehnlichen Wurzelgeflechte überzog. Wir aber waren gezwungen, wollten wir nicht in den Schlamm stürzen, den Blick nach unten zu senken, vorsichtig über die Mangrovewurzeln dahinschreitend. Ich hätte etwas darum gegeben, in diesem Walde zur Zeit der Flut zu weilen. Dann ist Schlamm und Wurzelgeflecht mit stillem Wasser bedeckt, dessen glatter Spiegel das umgekehrte Bild edler Palmen zurückwirft. Jetzt hoben sich nur lebhaft himmelblau und korallenrot geschmückte, wegen der enormen Größe ihrer einen Schere sonderbar ausschauende Krabben scharf vom schlammigen, monotonen Waldboden ab. Hier und dort hatte auch ein Springfisch eine Mangrovewurzel erklettert, uns mit seinen auf die Stirn gerückten, einander dicht genäherten Augen anstarrend. Nur Herrn Hartmann kümmerte es wenig, seine Beinkleider mit Schlamm zu tränken. Auf eigene Faust unternahm er nach allen Seiten hin Vorstöße in den Wald, und obgleich er bald mit einem gewaltigen Stoße seltener, an Baumstämmen wachsender Orchideen und Farren beladen war, gelang es erst dem energischen Einschreiten von Mr. Douglas, der befürchtete, Herr Hartmann möchte sich verirren, den erstaunlichen Eifer des letzteren einigermaßen zu zügeln.

Endlich, nach langem, heißem Gange, gewannen wir höheres Terrain und einen trockenen Lagerplatz. An Zwieback, Büchsenfleisch und Kokosnußmilch, der der Genuß einer Pfeife folgte, erlabten wir uns. Dann ging es wieder zurück durch den trotz aller Unpassierbarkeit hochinteressanten Mangrovewald. An seinem Rande angelangt, sahen wir, wie, von uns aufgescheucht, ein großes sich vorher am Ufer sonnendes Krokodil Hals über Kopf in die trüben Brackwasserfluten der Flußmündung stürzte. Befriedigt von den Erlebnissen des ersten Tages in Neu-



Philosoph. Gemalt von E. Harburger.

guinea begaben wir uns zurück an Bord unserer Fahrzeuge.

Am folgenden Morgen lichteten wir wieder die Anker und fuhren stromaufwärts dem gegenüberliegenden Ufer der Hauptflußmündung zu. Der Flyfluß bildet, wie ein Blick auf die Karte ergibt, ein inselreiches Delta und ergießt sich in vielen Mündungen in die große Bai von Neuguinea, den Papuagolf. Die Hauptmündung allein ist etwa sechs deutsche Meilen breit. Wir konnten von Mibu aus das gegenüberliegende Ufer kaum sehen. Dort lag das Dorf Kiwai auf der Deltainsel gleichen Namens, und diesem Dorfe wollten wir einen Besuch abstatten. Die Eingeborenen des Dorfes hatten vor kurzem ein Fest feiern wollen, bei welchem es hoch hergehen sollte. Leider hatte sich bei näherer Umschau ein bedauerlicher Mangel an Schweinen für den zu veranstaltenden Schmaus ergeben. Ein alter Häuptling sann auf Abhilfe. Bald war das Richtige gefunden: „Warum sollen wir Schweinefleisch essen, wenn wir Missionärbraten haben können?“ Das war die Frage und Aufmunterung, welche er an seine Stammesgenossen richtete. Der Ratschlag des alten Kriegers fand bei letzteren Zustimmung. Fort ging es nach dem Hause der dunkelfarbigen Schriftgelehrten. Nur mit Mühe gelang es den letzteren, ihr kleines Segelboot zu erreichen und ihr Heil in schleunigster Flucht zu suchen und zu finden. Mr. McFarlane's Zweck war es jetzt, bei den Eingeborenen von Kiwai die Rehabilitation seiner Jünger zu bewirken. Wir wollten ihn auf seiner Mission begleiten.

Einige Seemeilen von dem Dorfe, dem wir uns des seichten Wassers wegen nur in kleinen Booten nahen konnten, gingen wir vor Anker. Es lag dort schon der queensländische Regierungsschoner „Mavis“, welcher Steinkohlenproviant für unsere Expedition gebracht hatte. Wenn möglich, wollten wir einen Vorrat von Kohlen, der uns später die Rückfahrt über die Torresstraße ermöglichen sollte, in Kiwai deponieren.

Der Kapitän mit den Herren Douglas und McFarlane und einigen anderen Begleitern gingen ins Dorf. Wir übrigen blieben an Bord. Die Nacht brach herein, aber unsere Genossen kehrten nicht zurück. Wir wurden ängstlich. In kurzen Zwischenräumen sahen wir am Ufer Blitze aufleuchten, wie von Flintenschüssen; hören konnten wir nichts. Die Rettungsboote der „Bonito“ und der „Mavis“ waren am Ufer, und in den kleinen Jollen konnten wir die Überfahrt bei der starken Strömung nicht wagen. Die „Mavis“ und die „Mary“ ankerten zu weit von der „Bonito“ entfernt, so daß gemeinschaftliche Beratung mit den zurückgebliebenen Besatzungen nicht gepflogen werden konnte. Indessen war unsere Besorgnis ohne Grund. Am folgenden Morgen kehrten alle wohlbehalten zurück. Die Ebbezeit hatte am vorhergehenden Abende eine starke seewärtsgehende Strömung gezeitigt, gegen welche die Boote der Dorfbesucher nicht ankommen konnten. Das eine derselben war in Gefahr gekommen, seewärts getrieben zu werden; diesem galten die Schüsse der Besatzung des einstweilen zurückgebliebenen anderen Bootes. Man hatte in der dunklen Nacht den mit dem Strome kämpfenden Insassen des voreilig vom Ufer abgestoßenen und stromabwärts gerissenen Bootes einen sicheren Landungsplatz bezeichnen wollen.

Mit den Eingeborenen von Kiwai hatte sich keine besonders gute Verständigung erzielen lassen. Zwar hatten sie sich bereit erklärt, die Lehrer wieder unter sich aufzunehmen; aber sie waren teils ängstlich, teils unschlüssig über den im übrigen einzunehmenden Standpunkt gewesen, und ein erneuerter Versuch, der jetzt am Morgen zur Verständigung mit den Eingeborenen gemacht wurde, schlug fehl. Die Kiwaianer bewahrten ihre Zurückhaltung, und wir mußten uns nach einer anderweitigen Kohlenstation umsehen.

Die „Mary“ fuhr jetzt zurück nach Thursday Island, aber das kleinere Missionsboot und die „Mavis“ mit den Herren Douglas, McFarlane und Hartmann an Bord begleiteten uns noch eine Strecke stromaufwärts. Noch am Nachmittage desselben Tages gingen wir dicht bei einem weiter oben am Flusse liegenden Dorfe vor Anker. Es war das Dorf Sumaúte, bestehend aus fünf 200 bis 300 Fuß langen Häusern.

Abgesehen von den majestätischen Kokospalmen, welche das Dorf beschatteten, und über welche ein hoher Brotfruchtbaum emporragte, machte dasselbe von weitem den Eindruck eines norddeutschen Bauerndorfes mit seinen strohbedachten Häusern. Die Häuser in Sumaúte standen, wie fast alle Häuser in Neuguinea, auf Pfählen. In unserem Dorfe

waren dieselben dünn und regellos in die Erde gesteckt, und nur durch ihre große Anzahl war es erklärlich, daß sie für die oft hundert Menschen aufnehmenden Häuser eine genügende Stütze abgeben konnten. Eine Anzahl Öffnungen ohne Thüren führten ins Innere eines solchen Hauses, eine an jedem Ende, die übrigen an beiden Seiten in regelmäßigen Abständen verteilt. Niedrige, breite Leitern führten zu den Thüröffnungen hinauf.

Bei unserer Annäherung erschienen im Dorfe Eingeborene in großer Anzahl und liefen in wilder Erregung hin und her; es hatten die Bewohner von Sumaúte noch selten einen weißen Mann und große Schiffe zu sehen bekommen. In Begleitung Kapitän Everills und einiger Genossen ging ich ans Land. Ein weißes Tuch, geschwenkt von einem Eingeborenen, flatterte uns als Friedenszeichen entgegen. Joe Brown, der schwarze Missionar, begleitete uns; er sollte Dolmetscherdienste verrichten. „Misi, Misi!", Missionare, Missionare! rief er den dichtgedrängt am Ufer stehenden, im Adamskostüm wandelnden, schwarzen Kerlen zu, und „Misi! Misi!" tönte es hundertstimmig zurück. Das Ufer war steil und schlüpfrig, und nur mit Hilfe der Eingeborenen gelang es uns, dasselbe zu erklimmen. Trotzdem die uns bewillkommnenden Sumautaner unbewaffnet waren und uns freundlich grinsend die Hände schüttelten, verspürte ich bei dieser meiner ersten Begegnung mit unverfälschten „Wilden" eine gewisse Nervosität und überzeugte mich von Zeit zu Zeit vom Dasein meines geladenen Revolvers. Auch die Eingeborenen trauten uns nicht sonderlich. Weiber und Kinder waren in den Urwald, geflüchtet, der vom Dorfe durch einen schmutzigen, von zwei Stegen überbrückten Kanal getrennt war. Zwar harrten jenseit desselben einige Knaben, halb ängstlich, halb vorwitzig, der Dinge die da kommen sollten; in den Thüren der Häuser aber standen vorsichtsvolle Männer, aufmerksam mit Bogen und Pfeilen in der Hand unser Thun und Lassen beobachtend. Doch das Einvernehmen wurde nicht getrübt, wenn auch der durch Zeichen kundgegebene Wunsch unsers Kapitäns, auch die Schönen des Dorfes begrüßen zu dürfen, eine vorübergehende Mißstimmung bei einigen unserer schwarzen Freunde hervorrief. Die Eingeborenen Neuguineas sind nämlich außerordentlich eifersüchtig. Die Unsitte des Kindesmordes wird an vielen neugeborenen Mädchen geübt; die erwachsenen Frauen stehen dafür desto höher im Preise, und Frauen- und Mädchenraub wird häufig bei nicht genügend bekannten Besuchern, namentlich wenn dieselben ohne Frauen kommen, befürchtet. Um Mißverständnissen vorzubeugen ziehen die Missionare deshalb gewöhnlich in Begleitung einiger eingeborener Frauen in fremde Dörfer ein. Man schien aber in Sumaúte unsere friedlichen Absichten zu verstehen, und reich beschenkt mit Kokosnüssen und Bananen, für welche aber auch wir es nicht an Gegengeschenken fehlen ließen, kehrten wir mit Anbruch des Abends nach der „Bonito" zurück.

Trotz alledem galt es von jetzt an, des Nachts strenge Wache zu halten, denn die Papuas sind verräterisch und lieben nächtliche Überfälle. Auch ich beteiligte mich an den nächtlichen Wachen; nur der Kapitän und der am Tage stark arbeitende Maschinist waren davon befreit. Auf jeden der übrigen Europäer entfiel allnächtlich eine Stunde der Wache, zwischen acht Uhr abends und sechs Uhr morgens. So bin ich mit allen Tages- und Nachtzeiten in Neuguinea vertraut geworden, da wir die Einrichtung getroffen hatten, daß derjenige, auf den die letzte Morgenwache fiel, wieder am kommenden Abende den Anfang machte, und daß im übrigen eine festgesetzte Reihenfolge waltete. Die Stunden zwischen elf und zwei Uhr waren die schlimmsten; häufig nur mit Mühe konnte ich um diese Nachtzeit der Versuchung des Einschlafens widerstehen. Neben einem Europäer beteiligte sich auch stets ein Malaie an der Wache.

Der ganze folgende Tag, der 21. Juli, war einem Besuche des interessanten Papuadorfes gewidmet; das gab uns Muße, unsere freundlichen Wilden eingehend zu mustern.

Körperlich machten die Sumautaner keinen besonders günstigen Eindruck. Neben hohen kräftigen Gestalten gab es auch viele kleingebliebene und schwächliche Männer. Abstoßend aber wirkte bei vielen eine in Neuguinea äußerst häufige Hautkrankheit, eine Art Flechte, welche an einzelnen Punkten die Haut befällt und von diesen aus, sich spiralförmig vergrößernd, endlich die ganze Haut mit einem weißlichen, kleieartigen

Überzuge bedeckt, welcher der bei gesunden Individuen tiefschokoladefarbenen Haut ein nichts weniger als schönes Aussehen gibt. Es heißt aber, daß Weiße von dieser Krankheit nicht befallen werden. In unserm Dorfe war sie bei jung und alt nicht selten. Neben diesem Ausschlage bei vielen thaten bei den meisten Dorfbewohnern die entsetzlich verstümmelten Ohren der Schönheit wesentlichen Abbruch. Schon bei vielen kleinen Knaben wird der ganze Ohrrand von einer Reihe kleiner Löcher durchbohrt — wahrscheinlich aus ornamentalen Rücksichten. Dann werden in diese Löcher hinein kleine Schnüre von Kokosfaser gebunden, an denen häufig kleine Muscheln, durchbohrte Samenkörner und andere Zieraten befestigt sind. Bei den Raufereien der fröhlichen Jugend nun wird häufig einer dieser primitiven Ohrringe herausgerissen, einen häßlichen Schlitz zurücklassend. Auf solche Weise waren bei vielen Individuen die ganzen Ohren arg zerschlissen, gleichsam in Franzen aufgelöst. Namentlich das Ohrläppchen, in dessen Durchbohrungen gern schwerere Gegenstände befestigt werden, war durch dieselben häufig außerordentlich in die Länge gezogen und hing, nach Durchreißung der so entstandenen Hautringe, häufig in zwei bis drei langen dünnen Hautfäden bis nahezu auf die Schultern herab. Weniger störend wirkte die bei sämtlichen Individuen vorhandene Durchbohrung der unteren Nasenscheidewand, in welcher gewöhnlich ein kleines, ziemlich dickes Rohrstückchen befestigt war, dieselbe zu einem der Nase anhängenden Ringe erweiternd.

Die Physiognomie der Bewohner von Sumaúte erinnerte lebhaft an jene der Angehörigen des Volkes Israel, was namentlich durch die kühn gebogene Nase bewirkt wurde, obwohl die letztere nicht, wie vielfach bei jenen, auf der Stirn ihren Ursprung nahm. An die sprichwörtlich gewordene „Judenschule" aber erinnerte die wüste Art des Durcheinanderplapperns, die bei unseren Wilden an der Tagesordnung war.

Im Übrigen sah man namentlich unter den jüngeren Männern manche sympathische Erscheinung mit einem Ebenmaße der Glieder, wie ich sie sonst nur an antiken Statuen zu bewundern gewohnt war. Besonders gewinnend war bei den Jünglingen der ungezierte und von jeder Hemmung freie natürliche Anstand, bei den Alten die würdevolle Ruhe des Auftretens, bei den kleinen Knaben, nachdem die erste Scheu vor den weißen Männern überwunden war, das zutrauliche Anschmiegen, das freilich mitunter in Dreistigkeit ausartete. In schroffem Gegensatze zu dem, was ich eben gerühmt, stand aber das schon vorhin gerügte, bei den geringsten Anlässen eintretende ungestüme Durcheinanderreden. Der Grundsatz, daß die Jugend schweigen soll, wenn das Alter zu reden wünscht, erstreckte offenbar seine Herrschaft nicht über Sumaúte.

Mich interessierte das Haar unserer Wilden. Man hat den Papuas ja nachgerühmt, daß ihr Haupthaar, nach Art der Bürstenhaare, sich in einzelnen Büscheln erhebe. Von einer solchen Anordnung konnte ich indessen nichts bemerken, obwohl ich die Köpfe einer Anzahl Knaben und junger Männer darauf hin genau untersuchte. Ich legte mir, zur großen Belustigung der nebenstehenden schwarzen Zuschauer, eine interessante Sammlung von Haarproben an. Meine Bemühungen wurden auf das lebhafteste von den Eingeborenen selbst unterstützt, und hierbei benahmen sie sich in lobenswerter Weise. Obschon jeder einer Haarprobe beraubte Bursche ein Stückchen unseres vielbegehrten Tabaks erhielt, und alle, die ich für meinen Zweck auswählte, darüber hoch erfreut waren, bot sich doch keiner von selbst an, um die gewinnbringende und schmerzlose Operation an sich vornehmen zu lassen. Vielmehr führte man mir immer diejenigen Individuen zu, die sich durch eine besonders hervorragende Eigentümlichkeit ihres Haarschmuckes auszeichneten.

Die Sumautaner besaßen nicht den hohen dichten Haarwuchs, wie man ihn gewöhnlich als charakteristisch für die Bewohner Neuguineas angeführt findet. In dünnen Locken hing bei den meisten das Haar vom Kopfe herab, außerordentlich dichtgerollte Spiralen bildend. Häufig, aber nur bei jungen Männern, hingen diese bis auf die Schultern herab, jede von den übrigen unterscheidbar. Wo sie kürzer waren, hatte man ihnen nicht selten durch mit Öl gemischten eingeriebenen roten Ocker eine gewisse Steifheit und einen roten Anflug zu geben gewußt. Bei den älteren Männern war, wahrscheinlich durch wiederholtes Abrasieren hervorgebracht, an die Stelle des jugendlichen Lockenschmuckes

ein dichtes, aber nicht sehr hohes, ziemlich gleichmäßiges Vlies getreten. Auch bei den kleineren Knaben war der zierliche Lockenschmuck der Jünglinge meistens noch nicht sehr ausgebildet. Recht häßlich, namentlich weil bei ihnen die zerfetzten Ohren wirksam zur Geltung kamen, sahen diejenigen Jungen aus, denen das Haar abrasiert war.

Das Tragen von Schmucksachen, in Neuguinea besonders vom starken Geschlecht geübt, stand in Sumaúte nicht sehr in Flor. Nur den Oberarm schmückten vielfach schmale, aus Rohrstreifen geflochtene Armbänder. Längere manschettenartige Armbänder schützten Handgelenk und einen Teil des Unterarmes. Man sagte mir, daß es sich so mit Bogen und Pfeil besser hantieren lasse. Diese Armbänder dienten auch dazu, Palmenholzmeißel zum Aufbrechen der Kokosnüsse, aber auch knöcherne Dolche bequem zu tragen. Hier und dort schmückte den Hals ein Muschelmedaillon, ein Privilegium der älteren Männer und einzelner Knaben, welche letzteren wohl die verwöhnten Lieblinge ihrer Eltern waren. Von diesem Schmucke mochten sich sowohl die Alten wie die Jungen um keinen Preis trennen. Manche Jünglinge gefielen sich darin, ihre Oberarme mit Blumensträußen zu schmücken. Ornamentale Narben und Tätowierung bemerkten wir nirgends, und in Bezug auf deckende und schützende Kleidung war durchaus eine erfreuliche Blöße zu konstatieren. Die Frauen aber, von denen wir am zweiten Tage unseres Besuches im Dorfe nur einzelne wenige zu Gesicht bekamen, tragen hier, wie wohl überall in Neuguinea, kurze Doppelschürzchen aus Gras oder schilfartigen Blättern.

Die Sumautaner leben von Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang; der Kannibalismus schien von ihnen verabscheut zu werden. Von Nutzpflanzen fanden wir bei ihnen die Kokospalme, die Banane und den Tabak. Der Sago, ein wichtiges Nahrungsmittel in Neuguinea, wird aus wildwachsenden Sagopalmen gewonnen. Die Banane aber, die in zwei Varietäten vorkommt, wird sorgfältig kultiviert, und für den Anbau der Kokospalme sahen wir in der Nähe des Dorfes kleine umzäunte Baumschulen, in welchen, dicht nebeneinander liegend, die Kokosnüsse zum Keimen gebracht wurden. Obwohl der Tabak in Sumaúte kultiviert wird, war der schlechte, von uns mitgebrachte „Tauschtabak“ eine höchst willkommene Gabe. Daß diese Wilden auch kleine nette Blumengärtchen pflegten, sprach sehr zu ihren Gunsten.

Haustiere sind in Sumaúte Schwein, Hund und Huhn. Die Hunde des Dorfes, einer heulenden, nicht bellenden Rasse von höchst zweifelhafter Güte angehörend, waren von unserm Besuche nichts weniger als befriedigt. Mißvergnügt winselnd und jämmerlich heulend beobachteten sie uns, und scheu vermieden sie eine zu nahe Berührung mit den verdächtig aussehenden Fremden. Dagegen machten sich die hochbeinigen, mageren und langschnauzigen Schweine nichts aus unserer Anwesenheit. In zudringlicher Weise spürten sie überall fortgeworfenen Kokosnüssen und Bananenresten nach. Vor Anbruch des Morgens schlug aus dem Dorfe das vielstimmige Krähen der Hühner an unser Ohr und brachte dieselbe friedvolle Stimmung hervor wie daheim.

Unsere Dorfbewohner sind geübt in der Flußschiffahrt. Da der Wellenschlag in der breiten Mündung des Flyflusses oft hoch geht, versehen sie ihre plumpen Kanus mit großen Auslegern, die die Fahrzeuge vor dem Umkippen schützen. Die Kanus werden aus entborkten, aber sonst außen kaum bearbeiteten ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt; der Querschnitt eines solchen Kanus gleicht einem Ringe, dessen oberes Viertel ausgebrochen ist. Durch zwei dünne schwach gebogene Querbalken wird mit dem Kanu ein demselben parallellaufender, nicht allzu dicker Baumstamm verbunden; so entsteht der Ausleger. Wird das Kanu undicht, oder ist sein eines Ende abgebrochen, so wissen sich unsere Leute schnell zu helfen; etwas gekneteter Thon bewirkt in einfachster Weise die Ausbesserung. Zwischen Dorf und Ufer standen die Kanus, welche gerade nicht benutzt wurden, umher.

Als wir am Morgen des Tages nach unserer Ankunft uns im Rettungsboote dem Dorfe nahten, standen mehrere Hundert Eingeborene am Ufer, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ihre Aufregung und der wüste Lärm, in welchem sie sich gefielen, spotteten aller Beschreibung. Alt und jung schrie aus voller Lunge zu gleicher Zeit; und häufig unterbrach fröhliches hundertstimmiges Gelächter das wilde Geschnatter. Dutzendweise umringten uns die nack-

ten Gestalten und schoben, trugen, zerrten und hoben uns über das schlüpfrige Ufer hinweg. Dann ging es an ein kräftiges Händeschütteln, dessen befriedigender Ausfall neues Vergnügen hervorrief. Dank meiner Brille war ich ein hervorragender Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung; es mußte in den harmlosen Brillengläsern etwas Dämonisches liegen, weshalb denn auch Freude und Beruhigung eintrat, wenn ich mein Gesicht zu einem Lächeln verzog.

Während des ganzen Tages blühte der Handel. Vorstellung ungeheurer Reichtümer müssen bei den Dorfbewohnern alle die vielen Dinge erweckt haben, welche wir ihnen anbieten konnten. Da gab es Beile, Messer und Scheren, Löffel und Angelhaken, prachtvoll rotes Tuch und bunte Taschentücher, farbige Mützen und schöne Arm- und Strumpfbänder, Maultrommeln und Mundharmonikas, Blechflöten und Pfeifen, Streichhölzer, Perlen, Gläser, Spiegel und eine Menge anderer Dinge. Ganz besonders begehrt war aber der Tabak, und „Zugúba, Zugúba“ war das eine, um welches wir stets gebeten wurden. Die Eingeborenen brachten Kokosnüsse und Bananen und von ihren sonstigen Habseligkeiten vornehmlich Bogen und Pfeile, im übrigen aber wenig anderes. Sie erwiesen sich, ihrem orientalischen Profile auf solche Weise Ehre machend, als tüchtige Händler, die sich die von uns gezahlten Preise schnell zu merken wußten.

Ganz besonders gut verstand es Herr Hartmann, mit den Leuten umzugehen. Nachdem er in der Nähe des Dorfes so viele Orchideen eingesammelt hatte, wie er zu tragen vermochte, begann er seine Geschäfte mit den Eingeborenen. Er wollte gern einige Landschnecken mitnehmen und, um den Eingeborenen seine Wünsche begreiflich zu machen, hielt er eine Seeschnecke empor. Dann rief er auf gut englisch: „Wer mir einige Landschnecken bringt, bekommt ein Stück Tabak!“ Gleich sprangen einige Dutzend Eingeborene hinein in den schmutzigen Uferschlamm und rafften jeder eine Hand voll todter, unbrauchbarer Brackwasserschnecken zusammen, die einen ganzen Korb füllten. Jeder wollte jetzt seinen Tabak haben, zur großen Verlegenheit Herrn Hartmanns, und zum unbeschreiblichen Vergnügen der unbeteiligten Zuschauer. Indessen, Herr Hartmann wußte sich zu helfen; aufs Geratewohl gab er vieren oder fünfen ein Stückchen Tabak, womit allgemeine Befriedigung erzielt wurde. Anderen Tauschobjekten wandte unser braver Leipziger nun seine Aufmerksamkeit zu; vor allen mußte er einige menschliche Schädel als Andenken an Neuguinea heimbringen. Hoch aufgerichtet auf einem Kanu stehend, hielt er ein schönes Messer in der einen Hand, mit der anderen auf seinen eigenen Schädel deutend. „Zwei Schädel für dieses Messer! Es ist ganz neu; erst in Thursday Island habe ich es gekauft.“ Da keine Schädel gebracht wurden, fügte Herr Hartmann hinzu: „Es macht mir nichts aus, auch noch ein Stück Tabak mit dreinzugeben!“ Die Schädel blieben aber aus, und Herr Hartmann ging jetzt zu knöchernen Dolchen und anderen Dingen über, deren Gebrauch er, um den Schwarzen die begehrten Artikel zu bezeichnen, umständlich auf englisch erklärte.

In Begleitung einiger Genossen und eines halben Dutzend junger Eingeborener überschritt ich einen der beiden Stege, welche das Dorf mit dem durch einen schmutzigen Kanal von ihm getrennten Urwalde verbanden. Hier begannen wir Pflanzen und Insekten zu sammeln, von den Eingeborenen in übereifriger Weise unterstützt. Es erging uns ähnlich, wie Herrn Hartmann mit den Landschnecken. Ich sang heiter, angesteckt von der Fröhlichkeit der Eingeborenen, einige deutsche Lieder, zur großen Belustigung unserer schwarzen Freunde. Indessen, unsere freudige Stimmung wurde etwas getrübt, als wir bei unserem Suchen nach Naturalien überall im Gebüsche Bogen und Pfeile in großer Menge versteckt fanden. Wir sahen, daß uns die Eingeborenen doch nicht so ganz trauten und sich, eine Wendung der Dinge nicht für ausgeschlossen erachtend, in möglichster Aktionsbereitschaft zu halten suchten. Es wurde uns denn auch durch einen Sendboten bedeutet, daß unser Umherstöbern jenseits des Kanales nicht wünschenswert erschiene. Um bei den Eingeborenen keinen Unwillen aufkommen zu lassen, begaben wir uns zurück über die schwankenden Stege, die sich am besten mit einem großen Stangenbohnenspalier, in der Form, wie es in meiner lüneburgischen Heimat gebräuchlich ist, vergleichen ließen. Die Unbehilflichkeit, mit der wir auf unseren schwerbeschuhten Füßen

den halsbrecherischen Steg überschritten, war für die uns dabei behilflichen Eingeborenen eine neue Quelle der Belustigung.

Jetzt traten wir einen Gang durch die großen, in einer langen Reihe stehenden Häuser des Dorfes an. Das Innere ist durchweg dunkel, räucherig und unheimlich, durch eine Anzahl meistens unvollständiger Scheidewände in einzelne Gemächer geschieden. Eines der Häuser enthielt eine große Menge Waffen; es war die Rüstkammer des Dorfes. In diesem Hause war es auch, wo große traubenartige Bündel menschlicher Schädel an den Wänden hingen. Noch mancher Schädel trug in einem großen Loche die Spuren der gewaltsamen Tötung seines einstigen Besitzers; der Schlag einer Steinkeule hatte ihn zerschmettert. Jetzt bildete er den stolzen Besitz eines kriegerischen Dorfältesten; denn die Anlegung von Schädelsammlungen ist nicht nur die Freude europäischer Kraniologen. Auch die Papuas schätzen dieselben sehr und verschmähen es nicht, die Schädelsammlungen befeindeter Dörfer zu plündern. Nur mit Mühe gelang es uns, zwei dieser Schädel einzutauschen.

Mir hatte sich an diesem Tage ein papuanischer Jüngling zugesellt, der nur selten von meiner Seite wich. Er versorgte mich in aufmerksamster Weise mit Bananen und Kokosnüssen, sich dann und wann schüchtern ein Stückchen Tabak erbittend, das er nicht etwa für sich, sondern für seinen Vater haben wollte.

Um meiner Tabakspfeife wegen nicht fortwährend angebettelt zu werden, rauchte ich Zigarretten, die ich mir selbst drehte. Aber ich konnte nicht recht zum Genusse des edlen Krautes gelangen. Namentlich die älteren Männer gaben mir von Zeit zu Zeit einen sanften Stoß, auf meine Zigarrette deutend. Ich gab dieselbe her, um sie von Mund zu Mund wandern zu sehen. In einem für mich ungenießbaren Zustande gelangte dieselbe, noch brennend, zu mir zurück. Ich mußte mich, um keinen Anstoß zu erregen, zu einigen neuen Zügen bequemen, gab den etwas saftig gewordenen Zigarrettenstummel dann aber schleunigst weiter und wandte mich, auf ferneren Tabaksgenuß vorläufig verzichtend, einer benachbarten Gruppe von Eingeborenen zu, in welcher vielleicht eben eine papuanische Pfeife von Mund zu Mund ging.

Diese Pfeifen bestehen aus einem weiten Stück Bambusrohr, an einem Ende offen, an dem anderen geschlossen. Nahe dem geschlossenen Ende ist ein zweites, dünneres und kürzeres Rohr einem kleinen seitlichen Loche des Hauptrohres eingefügt; das ist der Pfeifenkopf. In das obere Ende desselben wird, in ein trocknes Blatt gewickelt, zerzupfter Tabak hineingesteckt. Nachdem er entzündet, wird an dem offenen Ende des großen Pfeifenrohres kräftig gesogen, bis letzteres ganz mit Rauch angefüllt ist. Dann wird der Pfeifenkopf entfernt, und es beginnt der Genuß des Rauches, der aus dem kleinen seitlichen Loche in die Lunge eingezogen wird. Zwei bis drei Züge genügen dem Raucher; er reicht die noch großen Vorrat an Rauch bergende Pfeife seinem Nachbar. Die Bedeutung einer Friedenspfeife hat das papuanische Rauchinstrument indessen nicht.

Kapitän Everill hatte sich mit den Dorfältesten dahin verständigt, daß ein Teil unserer Kohlen bis nach unserer Rückkehr aus dem Innern der Insel im Dorfe verbleiben sollte. Am Nachmittage wurden dieselben gelandet. Das gab neue Erregung und Freude für die Eingeborenen, neue Augenweide für uns. Sobald eine Bootladung mit gefüllten Kohlensäcken von der „Mavis“ ankam, wollte fast jeder seinen Anteil an dem Landen der Kohlen haben. Es war die Zeit der Ebbe; das Boot mußte etwa 30 Schritte vom Ufer halten, von letzterem getrennt durch den vom Wasser entblößten Schlick. In diesen hinein stürzte sich jedesmal, wenn ein neuer Sack ans Ufer geschafft werden sollte, ein ganzer Schwarm Eingeborener, von denen es jedesmal ungefähr dreißig gelang, sich an dem Transport des Sackes in irgend einer Weise zu beteiligen. Ganz kleine Knirpse selbst trachteten den Sack oder die Tragstange, an welchem der Sack befestigt wurde, mit den Fingerspitzen zu berühren, und keiner wollte dann bei der nach jedesmaligem Transporte erfolgenden Verteilung von Tabak vergessen sein. Dutzendweise stürzten beim Säcketragen die jungen Eingeborenen in den Schlamm; keiner aber nahm sich später die Mühe, sich zu waschen. Alle schienen sich vor Krokodilen zu fürchten, und als sich einmal ein junges Krokodil sehen ließ, ging man ihm gleich mit Pfeilen zu Leibe.

Gegen Abend begann es zu regnen. Mr. Creagh und ich befanden uns gerade allein im Dorfe unter den Eingeborenen. Wir nahmen, um dem Durchnässen zu entgehen, unter einem der Häuser auf den dort plazierten Kohlensäcken Platz. Zu uns gesellte sich die Jugend von Sumaûte, außerdem aber des Dorfes Witzbold. Es war das ein kleiner Mann mit urkomischem Gesichtsausdruck und dem schönen Namen Móbia. Schon während des Tages hatte er uns allerlei papuanische Solotänze vorgetanzt. Jetzt begann er nach den Namen unserer Kleidungsstücke und sonstigen Gegenstände zu fragen. Nachdem er dieselben erfahren, ließ er von den uns umringenden Knaben allerhand Pflanzen herbeischaffen, deren Namen uns dann mit wichtiger Miene expliziert wurden. Dabei benahm er sich so ernsthaft-drollig, daß die fröhliche Jugend aus dem Lachen nicht herauskam; wir aber lernten dabei drei sehr brauchbare Worte kennen: Oropaina, wie heißt du? — Nigopaina, wie nennst du das? — Nimopaina, ich nenne das so!

Meines Hemdes beraubt — denn damit hatte ich einem jungen Dorfbewohner ein Geschenk gemacht — und somit die weiße europäische Körperfarbe den bewundernden Blicken der Eingeborenen exponierend, kehrte ich nebst meinem Genossen erst bei Anbruch der Dämmerung auf die „Bonito“ zurück. Kein Mißton hatte unsere Harmonie mit den Eingeborenen getrübt. Freilich, die Frauen und Mädchen blieben uns fern, und einzelne erfahrene Häuptlinge hatten unser Treiben nur mit schlechtverhohlenem Mißvergnügen betrachtet. Einzelne derselben ließen Bogen und Pfeil nicht aus der Hand und schienen nicht übel Lust zu haben, die Wirkung ihrer Schußwaffen einmal an einem der weißen Männer zu erproben. Aber auch wir hatten es für ratsam gehalten, nicht unbewaffnet das Dorf zu besuchen. Alle Expeditionsmitglieder trugen geladene Revolver, einzelne außerdem noch Repetierbüchsen, ich selbst eine Schrotflinte. Mit der letzteren erlegte ich einige Vögel, so den Eingeborenen die Wirkung der Flinte demonstrierend. Aufmerksam wurden die blutenden Wunden der geschossenen Vögel in Augenschein genommen und die Berührung meiner Flinte wurde möglichst vermieden, wenn ich selbst auch kein Gegenstand des Schreckens wurde.

Am folgenden Tage blieb ich an Bord. Ich mußte vor dem Aufbruche nach dem Inneren die letzten brieflichen Scheidegrüße an meine Lieben in Australien und Europa entsenden. Am Nachmittage unternahmen wir eine kleine Spazierfahrt, begleitet von Korissa, einem der angesehensten Männer des Dorfes. Wir gerieten auf Untiefen und kehrten bald wieder um.

Wieder einen Tag später, am 23. Juli, traten wir die Reise stromaufwärts an. Am Morgen dieses Tages hatten wir von unsern freundlichen Dorfbewohnern Abschied genommen, und Kapitän Everill hatte Korissa und zwei andere Eingeborene mit den klangvollen Namen Atája und Gissáo zu bereden gewußt, uns auf unserer Reise zu begleiten. Die Ärmsten wußten wohl nicht recht, was sie thaten; sie hatten wohl geglaubt, es handle sich um eine angenehme Spazierfahrt wie am vorhergehenden Tage. Recht bestürzt erschienen sie, als ich es ihnen mit Hilfe von Zeichnungen der Mondphasen klar gemacht hatte, daß ihre Abwesenheit von der Heimat lange Monate dauern solle. Wir hatten uns während unsers Verkehres mit den Bewohnern von Sumaûte in der Hauptsache nur durch Zeichen verständigen können; der schwarze Missionär und Mr. McFarlane kannten die Sprache des Dorfes nur sehr ungenügend. In Neuguinea hat fast jedes Dorf eine andere Sprache.

Scheidegrüße wurden ausgetauscht mit der „Mavis“, auf welcher unsere europäischen Freunde die Rückreise nach Thursday Island antraten, dann ging es fort auf die unter den günstigsten Auspizien begonnene Entdeckungsfahrt. Ein Teil der Expeditionsmitglieder sollte das Schiff verlassen, sobald höher gelegenes Land, insbesondere Gebirgsland, in der Nähe sichtbar oder zu vermuten sein würde; denn die Erforschung des Flusses sollte nur eine Nebenaufgabe bilden. Nun hatte schon der italienische Naturforscher d'Albertis den Flyfluß bis nahe zu seiner Quelle befahren, ohne auf zugängliches Hochland gestoßen zu sein; aber an seiner linken Seite, etwa in der Mitte seines Laufes, mündete ein noch gänzlich unbekannter Nebenfluß in den Fly. Dieser Fluß war das nächste Ziel unserer Fahrt; von seinen Ufern aus hofften wir das Hochland zu erreichen.

Die nächsten Tage brachten wenig Abwechselung. Allmählich wurde der Strom

etwas schmäler; aber noch dort, wo sein Delta beginnt, über 15 deutsche Meilen von der Mündung, besaß er die ansehnliche Breite von etwa zwei deutschen Meilen. Überall waren die Ufer mit hohem, dichtem Urwalde bestanden; nicht minder auch die zahlreichen Inseln, welche dem Unterlaufe des Flusses eingelagert sind.

Eines Tages gerieten wir auf eine Untiefe, auf welcher wir stecken blieben. Aber wir befanden uns noch im Bereiche der Gezeiten, und das Unglück war uns zur Zeit der Ebbe zugestoßen; mit eintretender Flut wurde unser Dampfer wieder flott.

An einem anderen Tage fanden wir die Bäume des Flußufers dicht bedeckt mit ruhenden Flederfüchsen. Einzelne schliefen, andere fächelten sich mit den halbgeöffneten Flügeln Kühlung zu. Einige Schüsse brachten Leben in die Gesellschaft; die Bäume, die vorher in der Ferne braunbelaubt erschienen, wurden grün; aber das Blau des Himmels wurde durch Tausende und aber Tausende fliegender Füchse verdunkelt, und tausendstimmig ertönte ihr klägliches Geschrei. Man brauchte nur aufs Geratewohl einen Schrotschuß in die Luft zu feuern, um der Beute sicher zu sein. Aber wir begnügten uns mit einigen Exemplaren für unsere Sammlung. Noch dachte niemand daran, Flederfuchsfleisch zu verspeisen; denn wir erfreuten uns noch reichlicher Vorräte, und keiner von uns hatte je die Schmackhaftigkeit jenes Fleisches kennen gelernt.

Am 28. Juli stießen wir zum drittenmal auf Eingeborene. Vorher hatten wir außer Kiwai und Sumaúte nur das Dorf Auli passiert, welches dicht bei Sumaúte liegt; wir hatten dort aber nicht angehalten. Jetzt, dicht vor dem Zusammenflusse des Fly und seines größten Tributars, in welchen wir noch am selben Tage als die ersten Weißen hineindampfen sollten, fanden wir beide Flußufer mit kleinen, wohl nur vorübergehend errichteten Hütten bedeckt und überall erschienen die dunklen Gestalten der Eingeborenen. Eine große Kanuflotte formierte sich schnell und erwartete unsere Ankunft. Alle Kanus waren besetzt mit je einem halben Dutzend hochaufgerichtet stehender Männer. Jeder hielt seine Arme wagerecht ausgestreckt, zum Zeichen der friedlichen Gesinnung des Stammes. Wir nahmen von den Leuten indessen keine Notiz und befanden uns bald darauf auf dem neuen Flusse, den wir den Bonitofluß tauften, ein Name, der später in Stricklandfluß abgeändert wurde, zu Ehren des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft von Australien, Sir Edward Strickland.

Der Stricklandfluß erschien mir größer als der Fly; große Mengen von Treibholz führten seine trüben Fluten mit sich, auch nicht minder malerisch als jene des Flyflusses waren seine Ufer.

Die unbeschreibliche Lieblichkeit der Flußufer, an denen vorbei wir langsam stromaufwärts dampften, vermag keine Feder zu schildern. Ein dichtes Geflecht teils zierlicher, teils grotesker Schlinggewächse hatte hier, dem Lichte zustrebend, die Urwaldsbäume vom Fuß bis zum Wipfel überzogen. Hier und da erhob sich aus der grünen Masse der schlanke, elegant gebogene Stamm einer schönen Palme. Einen besonders herrlichen Anblick gewährte unter den Palmen eine Art mit doppelt gefiederten Blättern und großen quastenartigen Blütenständen. Von den die Ufer überschattenden Baumzweigen hing überall in langen Guirlanden ein Bohnengewächs herab, dessen Blüten die Pracht unserer Feuerbohnenblüten durch Größe und Lebhaftigkeit der Farbe bedeutend übertrafen. Sonst freilich sahen wir wenige farbenprächtige Blütenpflanzen; die anmutigen Farben der Heimat mit ihren gelben Raps- und blauen Flachsfeldern, mit dem roten Klee und dem weißen Buchweizen, mit dem bunten Wiesenteppiche und dem von der Lieblingsblume unsers Kaisers blau durchwirkten Gold der Kornfelder sind dem grünen Einerlei des tropischen Urwaldes nicht minder fremd, als die Pracht der Obstbaum- und Heideblüte. Aber die Zierlichkeit und das Groteske der tropischen Blatt- und Vegetationsformen ist den deutschen Wäldern unbekannt.

Die inneren Geheimnisse des Urwaldes am Fly- und Stricklandflusse sollten wir zunächst noch nicht kennen lernen; wir mußten erst weiter ins Innere des Landes vordringen, und selten auch war es möglich, einen Landungsplatz zu finden. Eine mit scharfen und dichgestellten Widerhaken versehene, aber durch ihre zarten Fiederblätter überaus anmutig gestaltete, kletternde Palme wehrte fast überall dem Eindringen in den Wald, uns gleich mit hundert Armen





Eine Frage. Gemalt von Carl Heyden.



umstrickend. Ohne große Vorkehrungen war so fast nirgends an eine Exkursion landeinwärts zu denken, und dazu hatten wir vorderhand auch nicht die Zeit. Stellenweise freilich war das kletterpflanzenbedeckte Flußufer kürzlich von der Strömung hinweg gerissen, und an solchen Stellen hielten wir uns dann und wann einige Stunden auf, um Holz für [illegible]e Maschine zu fällen. Es boten diese Stellen meistens keinen besonders erfreulichen Anblick dar; denn die den Blicken preisgegebenen, sehr ungleich großen Stämme der Urwaldsbäume besitzen vermöge ihrer verworrenen Bedeckung mit Orchideen, Farren und Kletterpflanzen aller Art keine ästhetische landschaftliche Wirkung, und ein Vergleich mit dem säulengetragenen Waldesdome eines alten deutschen Buchenbestandes fällt gar sehr zu Ungunsten des tropischen Urwaldes aus.

Auch an dem Stricklandflusse fanden wir lange Zeit hindurch keine Eingeborenen. Von Strecke zu Strecke zwar erschien das Gerüst einer kleinen verlassenen Hütte, welche zeitweilig den wandernden Papuas Schutz gewährt haben mochte, und auf einem erhöhten Gestelle in der Nähe eines solchen Lagerplatzes fanden wir einmal noch den faulenden Kadaver eines Hundes; sonst waren meilenweit keine Spuren menschlicher Ansiedelungen zu sehen.

Erst am 2. August stießen wir wieder auf eine Flottille von Kanus, deren Insassen auf der Wanderung begriffen waren. Wir zählten kaum ein Dutzend dieser primitiven Fahrzeuge. Schleunigst gaben die Eingeborenen bei unserer Annäherung dieselben preis und entflohen im dichten Urwalde unsern Blicken. Wir hielten an, und Kapitän Everill, begleitet von einigen Expeditionsmitgliedern und unsern drei Sumautanern, ging ans Land. Unsere Leute fanden die Kanus reich gefüllt mit den Haus-, Kriegs- und Jagdgeräten ihrer Besitzer. In fragwürdiger Weise betrachtete Kapitän Everill den Inhalt der Kanus als gute Beute und eignete sich ihn größtenteils an, freilich nicht ohne Gegengeschenke zurückzulassen. Interessant war allerdings die so erbeutete völkerkundliche Sammlung. Da gab es schöne sternförmige Steinkeulen, reich ornamentierte Pfeifen, buntgefärbte Frauenröcke, zierliche rautenförmige Barretts, Armbänder, Medaillons und eine Menge anderer Gegenstände; alles aber wimmelte von ekelhaften Schaben. Ein ganz besonderes Prachtstück befand sich unter der Beute. Es war die abgezogene und über ein Thonmodell gespannte geräucherte Kopfhaut eines Eingeborenen. Dringend hatten unsere drei Papuas davor gewarnt, auch diese mitzunehmen. Nur aus sicherer Entfernung betrachteten sie dieselbe scheuen Blickes. Gissáo, der jüngste der drei, war am Abende dieses Tages groß in der pantomimischen Erklärung des Gebrauches der erbeuteten Gegenstände. Wohl zwei Stunden lang redete er ununterbrochen. Von dem ausgestopften Kopf aber wollte er nichts wissen, und er erklärte, daß alles mögliche Unglück uns befallen würde, solange derselbe an Bord sein würde.

Schon der folgende Tag brachte denn auch den Anfang des von Gissáo und seinen Stammesgenossen prophezeiten Mißgeschickes, das wir für den Rest der Expeditionsdauer nicht los werden sollten.

Gegen acht Uhr morgens, als wir eben im Begriffe waren, uns zu unserm Frühmahle niederzusetzen, gewahrten wir, um eine der zahlreichen Biegungen des Flusses dampfend, eine Anzahl Kanus. Sie lagen an einer flachen unbewaldeten Uferstrecke, auf welcher einige nackte Gestalten einherwandelten. An dieser Stelle gingen wir gleich darauf vor Anker, um, wenn möglich, in freundschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen zu treten. Scharenweise eilten die letzteren uns aus dem nahen Dorfe entgegen. Unsere Sumautaner riefen ihnen zu, nichts zu fürchten; aber sie wurden offenbar nicht verstanden. Kapitän Everill ließ sich durch zwei Malaien ans Ufer setzen, um den Eingeborenen Geschenke anzubieten. Mit Indignation wurden dieselben meistens zurückgewiesen. Einige der jüngeren Männer konnten zwar der Versuchung nicht widerstehen, ein Geschenk anzunehmen; auf Geheiß der Alten mußte es aber fast immer wieder fortgeworfen werden. Die Eingeborenen trauten uns durchaus nicht und waren entschlossen, uns feindlichen Widerstand entgegenzusetzen. Wer noch nicht bewaffnet war, eilte zurück zum Dorfe, um bald wieder mit Bogen und großem Pfeilbündel zu erscheinen. Eine Tanzfigur wurde formiert, und unheimlicher Gesang ertönte zum wilden Kriegstanze, bei welchem Bogen und Pfeile wagerecht über dem Kopfe gehalten wurden. Es waren fast lauter kräftige Gestalten, welche uns

durch den Tanz zum Kampfe aufforderten. Die jüngeren Männer hatten sich rotgefärbtes Gras ins Haar geflochten; bis auf die Hüften hing es hinunter wie der wallende aufgelöste Kopfschmuck eines europäischen Mädchens. Vielen gereichte ein hohes Diadem aus den Federn des Paradiesvogels, des Kasuars oder des weißen Kakadus zu malerischer Kopfzier. Die meisten hatten sich das Gesicht bemalt mit den Farben des Krieges, mit weißer, gelber und roter Thonerde. Um den Leib trugen viele einen Gurt, von welchem hinten ein langer schwanzartiger Quast herunterhing. In dem breiten Armbande steckte bei manchen ein langer Federbusch, weit vom Ellbogen abstehend. Einer der Krieger hatte die Nasenscheidewand geziert mit großen nach oben gekrümmten Hauern des wilden papuanischen Ebers. Alle trugen als einzige deckende Kleidung das Gehäuse einer großen Meeresschnecke.

Der Kriegstanz wollte kein Ende nehmen; wir hielten es für das geratenste, den Anker zu lichten und unsere Fahrt fortzusetzen. Das geschah auch. Zum Abschiede ertönte das ohrenzerreißende Geheul unserer Dampfpfeife, ohne aber auf die Eingeborenen sonderlichen Eindruck zu machen. Es begleiteten dieselben, anstatt, wie wir erwartet, das Weite zu suchen, vielmehr den sich in Bewegung setzenden Dampfer, der gleich darauf um eine Uferecke biegen mußte. Hier auf dieser Ecke stand das Dorf der Eingeborenen; ein steiles Ufer, wohl zwanzig Fuß hoch, beherrschte den Fluß, und auf diesem Ufer bildeten die Eingeborenen Spalier. Ein großer Schwarm von Pfeilen begrüßte den Dampfer, der wegen des seichten Wassers an der gegenüberliegenden Seite gezwungen war, sich an das feindliche Ufer zu halten. Die meisten Pfeile flogen über den Dampfer weg, eine Anzahl traf ihn, einige wenige fielen zwischen ihm und dem Ufer ins Wasser. Alles, was seine Büchse in Bereitschaft wußte, eilte, sich zu bewaffnen, und gleich darauf ertönte das Geknatter einer Büchsensalve. Verdutzt starrten uns die Eingeborenen einen Augenblick an; dann kam ein zweiter Hagel von Pfeilen. Nach einer wiederholten Büchsensalve hielten die Eingeborenen nicht länger stand. Hals über Kopf entflohen sie in den Urwald.

Wir hielten nicht an, um die Wirkung unserer Schüsse festzustellen. In der Erregung hatte niemand gesehen, ob Eingeborene verwundet oder getötet worden waren. Nur unsere nunmehr als unbrauchbar erkannten Dolmetscher aus Sumaúte behaupteten, daß drei der feindlichen Eingeborenen gefallen wären. Unsere drei schwarzen Freunde waren höchlichst ergötzt über den Zwischenfall, aber keineswegs damit einverstanden, daß wir dem geschlagenen Feinde nicht nacheilen, sein Dorf plündern, seine Weiber zu den unsrigen machen wollten.

Bis jetzt, etwa 25 deutsche Meilen von seinem Zusammenflusse mit dem Fly entfernt, die Windungen des Laufes mitgerechnet, war der Stricklandfluß in schlammigem Bette von bedeutender Tiefe kaum merklich dahingeströmt. Aber in der zweiten Hälfte dieses Tages, des dritten August, gelangten wir an die erste Stromschnelle. Der Fluß machte hier eine bedeutende Biegung und floß mit beträchtlicher Geschwindigkeit in kiesigem Bette. Wir gerieten auf Grund.

Um das Schiff wieder flott zu machen, mußten wir unsere Kohlen zeitweilig ausladen, ohne unsern Zweck dadurch zu erreichen. In den folgenden Tagen fiel das Wasser bedeutend; wir mußten uns auf einen längeren Aufenthalt an dieser Stelle vorbereiten. Deshalb beschlossen wir, am Ufer einen Schuppen für unsern Proviant zu errichten. Zunächst galt es, auf dem Ufer einen freien Platz zu schaffen. Einige Tage lang mußten nun Axt und Junglemesser geschwungen werden, eine Aufgabe, welcher auch ich mich nicht ganz entziehen konnte. Getröstet wurde ich durch die große Anzahl von Insekten, welche bei dem mühseligen Geschäfte unsere Beute wurde. Das Säubern des Ufers wurde dadurch besonders unangenehm gemacht, daß mehrere Tage hindurch feiner, durchnässender Regen fiel. Am 7. August war das Gerüst für unsern primitiven Schuppen ziemlich fertig, und bis zu diesem Tage war das Wasser stetig gefallen und hatte einige Geröllbänke im Flusse bloßgelegt. Aber am 8. August schwoll der Fluß wieder an, und noch an demselben Tage konnten wir unsere Kohlen wieder an Bord schaffen und weiter stromaufwärts dampfen.

Doch schon am Abende des folgenden Tages wurde uns zum zweitenmal ein Ziel gesetzt. Wir gelangten zu einer Insel, und weder rechts noch links von derselben war der Fluß für unsern Dampfer tief genug.

Das Ende unserer Flußfahrt schien erreicht zu sein; wir mußten jetzt einen Vorstoß in den Urwald versuchen.

Während der nächsten Tage sahen wir uns in dem Walde um. Er war nahezu undurchdringlich. Jetzt konnten wir in Muße die großen Urwaldsriesen bewundern. Alle wurden von den mächtigen Feigenbäumen übertroffen. Wohl zehn Fuß im Durchmesser und darüber hielt mancher Stamm, und gestützt war er durch breite dünne Strebepfeiler, welche sich unten in scharfkantig sich über den Boden erhebenden Wurzeln fortsetzten, die wellenförmigen Verlaufes ringsum zwanzig bis dreißig Fuß weit vom Stamme ausstrahlten. Aus dem Stamme dieser mächtigen Feigenbäume aber wuchsen hier und dort kleine blattlose, feigenbedeckte Büschel hervor. Mächtige, fußdicke Schlinggewächse umrankten die Riesen des Waldes, und tausend Verbindungen zwischen den benachbarten Baumkronen stellten kleinere Ranken her. An manchen Stellen war ein größerer Baum gestürzt und hatte seine kleineren Nachbarn mit umgerissen. Eine sonnenbeschienene Lücke war entstanden und hatte sich mit einem undurchdringlichen Geflecht kleinerer Pflanzen, besonders mit Schlinggewächsen, bedeckt.

In diesen Tagen erlegte ich den ersten Paradiesvogel; es war indessen ein unansehnliches junges Männchen, dem der prachtvolle Federschmuck des alten Paradiesvogelhahnes fehlte. Unser Maschinist, Mr. Mc Gechan, schoß einen Nashornvogel, und Mr. Shaw war der glückliche Erleger eines Kasuas, den ich mit großer Mühe abbalgte, da mein Assistent vollauf mit der Präparation der zahlreichen kleineren Vögel beschäftigt war. Wir probierten das Fleisch des großen papuanischen Waldstraußes, fanden es aber zähe und unschmackhaft. Unsern Malaien und Papuas dagegen schien es trefflich zu munden. Letztere beklagten sich, daß die Malaien die besten Bissen für sich behielten.

Nicht lange konnten wir uns dem Vergnügen der Jagd und des Insekten- und Pflanzensammelns hingeben. Wir begannen einen Pfad durch den Urwald zu bahnen. In nordöstlicher Richtung wollten wir vom linken Flußufer aus weiter zu Fuß ins Innere des Landes vordringen. Der Pfad war nötig, weil wir dem Kompasse allein nicht folgen konnten, ganz abgesehen von der an vielen Stellen eintretenden Unmöglichkeit, ohne Hilfe von Axt und Buschmesser einen Schritt vorwärts zu thun. Wir mußten bei der Rückkehr von der Exkursion genau wieder auf unsern Ankerplatz treffen; es war deshalb erforderlich, auch dort, wo das Unterholz des Waldes weniger dicht stand, die Bäume zu markieren.

Zunächst übernachteten wir noch einige Tage lang auf dem Dampfer. Aber am 22. August, nachdem ein am Ufer entlang laufender Pfad von der ungefähren Länge einer deutschen Meile gebahnt worden war, machten wir uns auf den Weg. Am Ende dieses Pfades, wohin wir uns im Rettungsboote bringen ließen, schlugen wir für die Nacht ein Zeltlager auf. Außer einem halben Dutzend Malaien waren wir unser sechs: Creagh, Senior, Froggatt, Shaw, Peter und ich. Am folgenden Morgen sollten Kapitän Everill und Mr. Bernays, unser Arzt, zu uns stoßen, die übrigen sollten während der Dauer der Landexpedition auf dem Dampfer bleiben.

Der Morgen kam und änderte unsere Pläne. Der Fluß war während der Nacht bedeutend gestiegen, und gegen Mittag hörten wir im Lager das Puffen des nahenden Dampfers. Schnell brachen wir das Lager ab und kehrten an Bord des Dampfers zurück, der den angeschwollenen Fluß weiter hinauffuhr, an einem großen von der Strömung erfaßten Krokodil vorbei. Aber leider rannten wir schon um vier Uhr nachmittags wieder auf Grund.

Während des unfreiwilligen Aufenthaltes an unserm letzten Ankerplatze hatten uns unsere Sumautaner verlassen. Eines Abends gegen elf Uhr, als ich gerade Wache hielt und auf der Kommandobrücke saß, gesellte sich Gissáo mir zu. Er deutete stromabwärts und fragte, ob ich nach feindlichen Eingeborenen ausspähe. Auf meine bejahende Antwort meinte er, ich brauchte nichts zu befürchten. Mr. Bogan litt zu jener Zeit an einer bösartigen Gehirnentzündung; Gissáo behauptete, der ausgestopfte Kopf wäre schuld daran. Dann ging er wieder hinunter. Vorher schon am selben Abende, nach eingetretener Dunkelheit, hatte mich Gissáo schon in ostentativer Weise darauf aufmerksam gemacht, daß er in dem Kanu, welches wir, als vielleicht geeignet für die Befahrung kleiner Nebenflüsse, aus Sumaúte mitgebracht

hatten, einen Augenblick ungestört verweilen möchte. Gegen die Ausführung seiner deutlich kundgegebenen Absicht konnte ich nichts einwenden, ahnte aber nichts Arges. Indessen, Gissáo hatte seinen Aufenthalt in dem an der Seite des Dampfers mit Stricken befestigten Kanu offenbar dazu benutzt, die letzteren der Hauptsache nach zu lösen, und kurz nachdem Mr. Bernays mich von der Wache abgelöst hatte, war das Kanu mit den dunkelfarbenen Dolmetschern verschwunden.

Wir bedauerten unsere Genossen aus Sumaúte; denn wir glaubten nicht, daß sie ihr heimatliches Dorf jemals wieder erreichen würden. Nahezu hundert deutsche Meilen weit sollten sie in dem Kanu stromabwärts fahren, ohne Nahrung, durch Stämme feindlicher Eingeborener hindurch. Zwar hatten sie uns, woran wir uns nach ihrer Flucht erinnerten, in der letzten Zeit häufig um Tabak angebettelt, auch hatten wir gesehen, wie sie sich Nahrungsmittel wegsteckten; aber viel war es nicht, das sie mit sich auf die Reise nahmen, und gestohlen hatten sie, soviel wir bemerken konnten, nichts.

Wir konnten die drei recht wohl leiden, obgleich sie uns wenig nützten. Als Dolmetscher waren sie nicht zu gebrauchen gewesen, im Urwalde hatten sie stets Geister und große Schlangen gewittert. Ich allein verdankte den dreien ein merkwürdiges wissenschaftliches Dokument. Ich hatte mit mir ein Buch voll von Abbildungen aus der mittleren und niederen Tierwelt. Viele Tierarten, die in dem Buche abgebildet waren, waren durch sehr ähnliche Arten in den Küstengewässern und Urwäldern Neuguineas vertreten. Für die meisten ließ ich mir die sumautanischen Namen nennen. Besonders war es Korissa, ein in den mittleren Jahren stehender Mann mit freundlichem Gesichtsausdrucke, welcher mich in bereitwilligster und verständnisvollster Weise beim Zusammenbringen meiner Tiernamensammlung unterstützt hatte. Auch Atája, ein alter Krieger, dessen Körper mit Narben bedeckt war, hatte mir fleißig geholfen. Dem jungen, etwa 18jährigen Gissáo dagegen war die Sache zu langweilig gewesen. Meine Sprachstudien ergaben, daß die Kokosnuß, Oĕ, und die Schädeldecke, Gópe, mit welchen Gegenständen alles mögliche verglichen wird, eine hervorragende Rolle im Wortschatze von Sumaúte spielen.

Ich glaube nicht, daß Kapitän Everill die drei Leute in zweckentsprechender Weise behandelte. Am ersten Abende durften sie, was nicht hätte geschehen sollen, sich mit uns zu Tische setzen. Später wurden sie zur Essenszeit aus der Kajütte verbannt. Kapitän Everill kümmerte sich nur noch wenig um sie, ihre leibliche Pflege den Malaien, auf die unsere drei Freunde mit Verachtung hinabblickten, überlassend. Auch mußten sie dann und wann hart arbeiten. Dazu kam wohl auch Heimweh. Eines Tages sah ich, wie Korissa ein Bündel Stäbchen hantierte, mit deren Hilfe er die Tage der Trennung von den Seinigen zählte. Des Abends sangen sie häufig in der Nähe ihrer Schlafplätze auf dem Deck der Vorderkajütte einen wehmütigen melodischen Gesang, in welchem das Wort Sumaúte häufig wiederkehrte. Es waren, das zeigte sich deutlich, diese Wilden nicht ohne Gefühl, trug uns doch der sonst lustige und schalkhafte Gissáo eines Abends in ernsthafter Weise ein Lied vor, das seiner Mutter, und ein zweites, das seiner Geliebten galt. Jetzt vermißten wir die drei, die wir überhaupt nicht hätten mitnehmen sollen. — Doch zurück zu unserer Expedition!

Der Aufenthalt, den uns die am Nachmittage des 23. August erfolgte Strandung brachte, dauerte vier Tage. Wir sahen uns die sanft hügelige Gegend des östlichen Flußufers an und hofften, daß Hochland in der Nähe sei. Mr. Froggatt erkletterte einen hohen, auf dem Gipfel eines Hügels stehenden Feigenbaum, fand aber, daß die Hügel sich inselartig aus dem unabsehbaren dichtbewaldeten Tieflande erhoben; das Gebirge war jedenfalls noch weit entfernt. Herrlich waren in diesen Tagen die Abende. Noch lange nach Sonnenuntergang war der wolkenlose westliche Himmel bis zum Zenith hinauf mit tiefem leuchtenden Rot überzogen, ähnlich so, wie ich es nach dem Ausbruche des Krakatoa in Südaustralien beobachtet hatte. Mitten aus dem Rot hervor strahlte groß und hell die Venus, und ihr gegenüber erglänzte am tiefblauen östlichen Himmel die Silberscheibe des Mondes. Im Norden aber, tief unten am Horizont, stand meistens düsteres Gewölk, von Zeit zu Zeit von einem Blitzstrahle durchglüht.

Am Morgen des 27. August konnten wir unsere Flußfahrt fortsetzen; aber schon um 2 Uhr nachmittags ereilte uns das Un=

glück, festzusitzen, abermals. Der Fluß wurde sehr breit und flach, und schnell strömte sein Wasser. Wir stießen auf eine Geröllbank, die Strömung erfaßte den kleinen Dampfer, trieb ihn mit Gewalt auf die Bank hinauf und ließ ihn in seichtem Wasser stehen.

Die folgenden Tage brachten ein starkes Sinken des Wasserstandes, und mitten in einer dunklen Nacht fiel die „Bonito“ urplötzlich krachend auf die Seite, uns derb aus dem Schlafe aufrüttelnd. Entsetzt sprangen wir auf. Das Gehen auf Deck war der großen Neigung wegen nicht möglich. Fast das halbe Deck stand unter Wasser, das durch die Ritzen in den Proviantraum eindrang. Schnell mußte der Proviant in das Rettungsboot geladen und in stockfinsterer Nacht ans Ufer transportiert werden. Erst gegen Morgen war dieses Geschäft beendet. Dann folgten die Kohlen und unsere Zelte. Der Vormittag dieses Tages wurde dazu benutzt, einen Lagerplatz am Ufer von Gestrüpp zu säubern, und am Abende war ein Zeltlager hergerichtet. In jedem Zelte schliefen zwei Mann; zur Not hätten vier darin Platz finden können. Die Zelte waren aus derbem Segeltuch gefertigt, etwa vier Fuß hoch, und ließen sich vermittelst zweier Stäbe und einiger Pflöcke schnell aufschlagen. Als Matratze diente ein Stück wasserdichte Leinwand, als Kopfkissen ein Bündel Wäsche, gegen die Kälte der Nacht schützte eine wollene Decke. Die Malaien hatten ein größeres gemeinsames Zelt. In diesem Lager richteten wir uns nun wohnlich ein, da der Aufenthalt auf dem stark geneigten und halbüberschwemmten Dampfer im höchsten Grade ungemütlich war. Für unsern Proviant wurde ein kleiner Schuppen aus Wellblech gebaut, für unsere Mahlzeiten ein Tisch mit Hilfe einiger Bretter hergerichtet.

Es folgten einige Tage angestrengter Arbeit. Ein langes Tau wurde zwischen der Mastspitze der „Bonito“ und den Bäumen am Ufer befestigt, und mit Hilfe von Winden und unter Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, das Schiff zuerst Linie für Linie, dann Zoll für Zoll aufzurichten. Glücklicherweise hatte es sich nach dem gegenüberliegenden Ufer zu auf die Seite gelegt, sonst hätten wir Schlimmes erleben können, denn jenes Ufer war wohl 800 Meter weit entfernt. Endlich stand das Schiff wieder ziemlich gerade, und ich zog vor, mich des Nachts wieder den wenigen meiner Genossen zuzugesellen, welche die ganze Zeit über auf der „Bonito“ übernachtet hatten.

Diese meine Vorliebe für ein weicheres Ruhelager sollte mich aber bald großer Angst teilhaftig werden lassen. In einer dunklen Nacht begann das Wasser des Flusses wieder zu steigen. Das Schiff, dessen Anker wir in einem Haufen Geröll befestigt glaubten, fing an flott zu werden. Es riß den Anker aus seiner Umbettung und drehte sich auf dem stärker aufliegenden hinteren Ende um. Noch ein Zoll Steigung des Wassers genügte vielleicht, um uns schnellen Laufes in die mit sparrigen Ästen bedeckten toten Baumstämme hineinzutreiben, welche etwas unterhalb des Schiffes im Flußbette lagen. Das Schiff wäre dann wahrscheinlich unrettbar verloren gewesen. Nun lag das Rettungsboot am Ufer und konnte wegen der starken Strömung, der Dunkelheit der Nacht und der gefährlichen toten Baumstämme uns nicht zu Hilfe kommen. Ob die uns zu Gebote stehende Jolle unter den obwaltenden Umständen die etwa acht Mann starke Besatzung des Dampfers zu retten vermochte, erschien sehr zweifelhaft. Mr. Hemsworth, der Seemann, meinte, wir müßten uns auf den Verlust von mindestens zwei Mann gefaßt machen. „Was macht ihr denn eigentlich?“ rief vom Ufer herüber der Kapitän. „Wir treiben zur blutigen Hölle!“ war die für englische Seeleute auch unter solchen Umständen charakteristische Antwort Mr. Hemsworths.

Noch aber war es, Gott sei Dank, nicht so weit. Wir kamen mit dem Schrecken davon; denn das Wasser hatte seinen höchsten Stand erreicht. Am nächsten Tage wurde die starke Ankerkette zwischen Dampfer und Ufer befestigt, um ähnliche aufregende Zwischenfälle nicht wieder vorkommen zu lassen. Denn der Anker war hier von keinem Nutzen. War er doch schon vorher einmal, von der Strömung erfaßt, ein Stück stromabwärts gerissen worden, obwohl er mehrere hundert Pfund schwer war.

Ich schlief fortan wieder im Lager und trieb mich den Tag über im Urwalde umher, dem edlen Jagdsport obliegend. Eines Nachmittags hörte ich lautes Hundegekläff. Ich kümmerte mich nicht eben darum, weil unsere Hunde sich schon öfter den Luxus zwecklosen Bellens gestattet hatten. Dem Gekläff folgte ein Büchsenschuß; auch das störte mich nicht.

Erst gegen abend kehrte ich ins Lager zurück und erfuhr nun, daß jenes vermeintliche Hundegekläff von einer Schar Papuas herrührte, welche am anderen Ufer des Flusses, dem eine große trockene Geröllbank vorgelagert war, erschienen seien, unser Häuflein zum Kampfe herauszufordern. Der Kapitän hätte einen Schreckschuß abgefeuert, worauf sie verschwunden seien. Unsere Leute fand ich dabei beschäftigt, das Lager so gut wie möglich zu verbarrikadieren, was mit einer Anzahl Wellblechtafeln und durch Fällung mehrerer Baumstämme auch einigermaßen gelang. Wir fürchteten, auch auf unserer Seite möchte unliebsamer Besuch durch den Urwald sich von uns unbeachtet nahen.

Etwa um acht Uhr am folgenden Morgen, als wir gerade beim Frühstück saßen, ertönte von drüben abermaliges dumpfes Gekläff und aus dem Urwalde heraus kamen etwa dreißig dunkle Gestalten gesprungen. Nicht lange dauerte es, bis sie uns einen Kriegstanz zum besten gaben. Der Tanz unterschied sich vorteilhaft von dem, welchen die Bewohner des feindlichen Dorfes aufgeführt hatten. Zunächst bildeten die Tänzer, die Gesichter nach auswärts gewandt, einen dreireihigen Ring. Dann tanzten sie herum im Kreise, und plötzlich erfolgten gleichzeitig eigentümliche Bewegungen der Füße und der die Pfeile haltenden Hände, jene, um den Kies aufzuwirbeln, diese jedes Pfeilbündel fächerartig ausbreitend — ein imponierender Effekt! Noch zweimal wurde der Tanz, der von wildem Gesange begleitet war, aufgeführt, dann gab Kapitän Everill, der die Leute für gefährlich hielt, Befehl zu schießen. Eine Büchsensalve vertrieb sie, glücklicherweise ohne sonstige Wirkung. Die meisten entfernten sich ziemlich langsam; nur ein kleiner Knabe, der vorher großen Mut gezeigt und wiederholt Pfeile ins Wasser geschossen hatte, ließ in der Angst den Bogen und den Rest seiner Pfeile fallen. Einige Expeditionsmitglieder ließen sich ans feindliche Ufer setzen; die Eingeborenen hatten indessen das Weite gesucht. Bogen und Pfeile des Knaben und ein netzartiger Beutel bildeten die Kriegsbeute. In dem Beutel war wenig Bemerkenswertes; seinen Hauptinhalt bildeten keilförmige Geröllsteine, welche, wie ich vorher bemerkt hatte, von einem der Eingeborenen gesammelt worden waren und wohl zu Steinbeilen verarbeitet werden sollten. Zum drittenmal erschienen unsere kampfeslustigen Eingeborenen nicht wieder.

In unserm Lager war es ziemlich leidlich. Nur unzählige Fliegen, offenbar Artgenossen unserer Stubenfliege, plagten uns, solange die Helligkeit des Tages dauerte. Bissige strauchbewohnende Ameisen, wie sie uns auf Thursday Island und an der Mündung des Flyflusses den Aufenthalt im Walde vergällt hatten, gab es hier nicht, wohl aber eine kleine rote Milbenart, welche sich Gänge in die Haut grub und dadurch unsägliches Jucken und schlaflose Nächte verursachte. Dafür war aber wieder der Mangel an stechenden Mücken ein auffallender.

Das Wasser im Flusse, das zwar dann und wann ein wenig stieg, wurde im großen und ganzen immer seichter. Wir mußten an einen zweiten Versuch einer Landexkursion denken. Mehrere Tage lang plagten wir uns wieder damit, einen Pfad in den Urwald zu bahnen. Unbeschreibliche Schwierigkeiten bereitete uns ein ausgetrockneter Sumpf, der dicht mit Pandanen, jenen auf einer hohen Luftwurzelpyramide stehenden Schraubenbäumen, bedeckt war. Zwar gelang es uns, denselben glücklich zu durchschreiten, allein bald sahen wir die Zwecklosigkeit unseres Unterfangens ein. Zwei Europäer und mehrere Malaien waren krank; wir konnten von einer Landexkursion wenig Erfolg hoffen, da wir das Schiff nicht den kranken Leuten allein überlassen konnten, die zur Verfügung stehende Anzahl aber für das Bahnen eines Pfades durch den Urwald und den gleichzeitigen Transport von Proviant, Zelten, Waffen, Kleidungsstücken und Munition viel zu gering war. Wir beschlossen deshalb, die Erforschung des Stricklandflusses durch eine Rettungsbootsexpedition zu vervollständigen.

Am 16. September brachen wir auf, sechs Europäer und ebenso viele Malaien. Die Europäer, welche sich an der Fahrt beteiligten, waren Kapitän Everill, Mr. Creagh, Mr. Shaw, mein Assistent Mr. Froggatt, unser irischer Matrose Peter und ich. Die zurückbleibenden Genossen brachen das Lager am Ufer ab und kehrten alle an Bord des Schiffes zurück.

Der Fluß löste sich jetzt in viele, bald parallele, bald sich wieder vereinigende, dann sich wieder voneinander trennende Arme auf. Seine Wassermassen wurden solchergestalt auf eine breite Fläche verteilt; der

Hauptstrom war durchweg sehr seicht. Fast überall eilte das Wasser in starker Strömung dahin; es war selten möglich, das Boot mit Hilfe der Ruder von der Stelle zu bringen. Unsere armen Malaien mußten es deshalb fast den ganzen Tag lang stromaufwärts ziehen. Das war keine leichte Aufgabe. Häufig mußten die armen Teufel bis zur Brusthöhe im Wasser gehen, um gleich darauf wieder das unter dem Strahle der Sonne erglühende Geröll des teilweise freiliegenden Flußbettes mit ihren bloßen und im Wasser erweichten Füßen betreten zu müssen. Dann wieder hemmte eine weite Strecke lang gestrandetes Treibholz, in dessen sparrigen Ästen sich die Zugleine verwickelte, den Weg, um einer steilen dichtbewaldeten Uferstrecke Platz zu machen, die uns nötigte, unter Aufbietung aller Kräfte dem gegenüberliegenden Flußufer zuzurudern. Wir waren froh, durchschnittlich täglich $2^1/_4$ deutsche Meilen zurückzulegen.

Mit Sonnenaufgang um sechs Uhr morgens erhoben wir uns regelmäßig, bereiteten Frühstück und brachen unser Lager am Flußufer ab. Dann begann sofort die Reise stromaufwärts. Zur Mittagszeit wurde kurze Rast gehalten, und weiter ging es bis kurz vor Sonnenuntergang, der um 6 Uhr abends erfolgte. Nachdem ein einigermaßen passender Lagerplatz gefunden war, galt es zunächst, denselben von Gestrüpp zu reinigen. Erst gegen acht Uhr waren die Zelte aufgeschlagen und das Nachtmahl beendet. Dann mußten noch die Tagebücher geschrieben werden. Gewöhnlich erst gegen zehn Uhr konnten wir uns zur Ruhe begeben, und allnächtlich mußte jeder von uns, mit Ausnahme des Kapitäns, zwei Stunden lang auf Posten stehen.

Den ganzen Tag über saßen wir Europäer in unbequemer Position, von der Sonne beschienen, im Boote, das mit Proviant und Gepäck überfüllt war. Häufig mußten wir schnell ins Wasser springen um das Boot zu halten, weil die starke Strömung den Malaien die Zugleine zu entreißen drohte. Bei einer solchen Gelegenheit standen wir einst nahezu $1^1/_2$ Stunden lang bis an die Brust im Wasser, ohne das Boot auch nur einen Zoll weit vom Flecke zu bringen. Die Strömung drängte gegen unsern Körper an, und unsere Füße konnten auf dem losen Geröll des Flußbettes keinen sichern Standpunkt gewinnen. Das Boot war mitunter nahe daran, uns zu entgleiten und an dem inzwischen stellenweise felsig gewordenen Ufer zu zerschellen, oder weit stromabwärts zu treiben. Aber endlich siegten wir.

Ähnliche Stellen wiederholten sich von Zeit zu Zeit, und wir hatten von Glück zu sagen, daß nicht auch noch die Eingeborenen uns belästigten.

Wir stießen zunächst auf keine Eingeborenen. Dann und wann trafen wir auf eine kleine verlassene und verfallene Hütte, und einmal fanden wir am Ufer einen Pfeil. Auch einige frische Fußspuren am Ufer wurden eines Tages aufgefunden. Doch erst am 22. September wurden wir wieder einiger Eingeborenen ansichtig. Es schienen nur ihrer drei zu sein; eiligst entflohen sie in den Wald. In ihrer Angst hatten sie ihre Wandertaschen vergessen; wir eigneten uns dieselben an und ließen einige Geschenke dafür zurück, fanden die letzteren aber später bei unserer Rückkehr noch unberührt. Interessant war der Inhalt der Reisetaschen. Wir fanden unter anderm eine große gebratene und einige ganz kleine Eidechsen und eine Anzahl von Fischchen, teils frisch, teils geräuchert. Aus Sago und faulenden Fischchen hatten sich die armen Waldbewohner einen sorgsam in Blätter gewickelten Pudding bereitet, den ich trotz aller völkerkundlichen Begeisterung nicht zu kosten wagte, der aber gewiß den entflohenen Waldmenschen trefflich gemundet haben würde. Ein Stückchen Ingwer, das wir gleichfalls in einer der Taschen fanden, mochte dabei das Gewürz abgeben sollen. Unter den übrigen Gegenständen fiel uns ein Ornament aus Perlmutterschale auf, das auf Handelswegen von der Küste so weit landeinwärts gelangt sein mußte.

Noch an demselben Tage sahen wir ein kleines Haus hoch am Ufer stehend, und etwas später fanden wir ein aus vier Baumstämmen und einigen Querhölzern durch Zusammenbinden hergestelltes rohes Floß. Dem Floß entsprach das darauf liegende Ruder. Es bestand aus einem unbearbeiteten Stecken, in dessen einem gespaltenen Ende zwei Stücke Baumrinde befestigt waren.

Am 23. September, am neunten Tage unserer Bootreise dachten wir daran, die Rückfahrt anzutreten. Wir hatten nur für zehn Tage Proviant mitnehmen können; derselbe ging jetzt auf die Neige. Da plötzlich

gewahrten wir, um eine Ufurecke biegend, das ersehnte Gebirge. Der Fluß strömte hier etwa eine deutsche Meile lang in ungeteiltem Bette und nord-südlicher Richtung dahin und ermöglichte uns so den Ausblick auf das Gebirge.

Es waren drei anscheinend parallele Gebirgszüge, die wir sahen. Der in nebelgrauer Ferne uns eben sichtbare hinterste und höchste Gebirgszug mochte 10 000 bis 12 000 Fuß hoch sein. Jetzt galt es, wenigstens noch den Fuß des Gebirges zu erreichen. Das Bett des Flusses war jetzt wieder tief und ungeteilt, eingefaßt von 100 bis 200 Fuß hohen Ufern, aus deren Waldbedeckung hier und dort ein hoher Farnbaum hervorlugte. Sanft floß das Wasser im Flußbette dahin. Aber die Abende wurden recht unbehaglich. Bei Sonnenuntergang entlud sich regelmäßig ein starkes Gewitter. An einem dieser Abende, als wir eben unser Lager im Urwalde hoch oben am Ufer aufgeschlagen hatten, ging ich, meiner Gewohnheit gemäß, noch hinunter an den Fluß, um nach des Tages Hitze ein kühlendes Bad zu nehmen. Kaum befand ich mich im Wasser, als ein Gewitter mit elementarer Gewalt über mich hereinbrach. Blitz zuckte auf Blitz und rollender Donner erschallte. Fast plötzlich war es stockfinstere Nacht geworden. In dicken Fäden strömte der Regen auf mich herab. Ich mußte meine Kleider möglichst vor Durchnässung bewahren; in ein festes Bündel zusammengerollt trug ich sie im Kostüme der Eingeborenen des Landes bergan. Der Regen hatte das Lagerfeuer ausgelöscht; ich wußte nicht genau mehr, wo unser Lager sich befand. Auf steilem gestrüppbedeckten Pfade, meine bloßen Füße wundstoßend an knorrigen Baumwurzeln und im Fortkommen behindert durch meine Kleider und Stiefel, die ich doch nicht fahren lassen konnte, kroch ich langsam bergan. Blendender Blitzstrahl wechselte ab mit absoluter Finsternis, Donner und Wolkenbruch hielten an. Es war eine halb verzweifelte, halb komische Situation; doch auch sie erreichte ihr Ende. Leider aber war der Regen in mein Zelt eingedrungen, das ich mit Peter, als dem anspruchslosesten Schlafgenossen, teilte. Auf meiner wasserdichten Unterlage hatten sich große Pfützen gebildet. Während der Nacht, da der Mond wieder heiter durch die hohen Baumkronen schien, und ich einen Blick auf das gegenüberliegende Flußufer that, entstieg der gefallene Regen wieder in Gestalt großer Nebelballen dem noch vom Tage her warmen Urwalde, ein großartiges Nachtschauspiel darbietend.

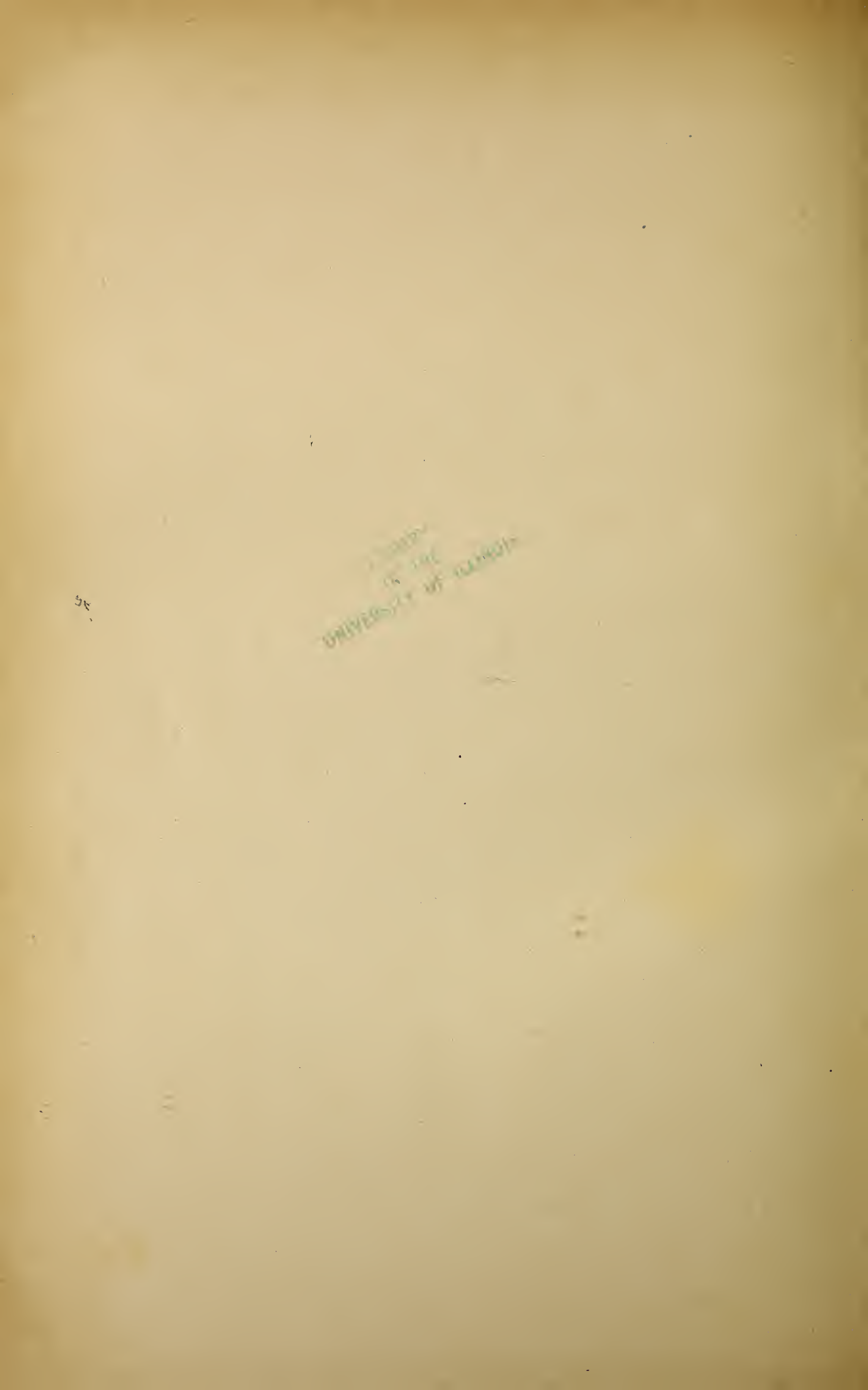
Der 25. September brachte wieder zwei nahe bei einander liegende Häuser der Eingeborenen. In der Nähe des einen stand unten auf felsigem Ufer ein hellkupferfarbener Mann, wie wir einen solchen schon beim feindlichen Dorfe gesehen hatten. Langsam stieg er, als er uns gewahrte, zu dem Hause hinan, aus welchem gleich darauf das gemischte Geheul der Weiber, Kinder und Hunde an unser Ohr schlug, ohne daß wir andere Eingeborene zu Gesicht bekamen. Der hellhäutige Mann hatte dem Fischfange obgelegen, denn am Ufer lag noch die von Wasser triefende Fischfalle. Sinnreiche Konstruktion war an diesem papuanischen Fischkorbe zu loben. Etwa fußlange Stengelstücke der widerhakigen Kletterpalme waren zu einem tutenförmigen Körbchen verbunden, an dessen Spitze eine Schnur aus Rotang befestigt war. Im Grunde des Körbchens war neben beschwerenden Steinen ein kleiner toter Fisch als Köder befestigt. Die Öffnung war gerade groß genug, um den Kopf eines Welses, wie sie, nicht eben groß, in Neuguinea vorkommen, aufzunehmen. Trat dieser Fall ein, so konnte der durch den Köder verführte Fisch nicht mehr zurück. Die nach innen gerichteten starken und zahlreichen Widerhaken der Palmenstengel hielten den Fisch fest, und er konnte mit dem Fischkörbchen ans Ufer gezogen werden. Wir eigneten uns die merkwürdige Falle an und ließen einige Geschenke dafür zurück.

Bei dem zweiten Hause sahen und hörten wir niemanden. In der Nähe der Häuser lagen auf dem Flusse einige auffallend kurze Kanus, zierliche und sauber gearbeitete kleine Fahrzeuge, deren Ruder aber dem beim Flosse gefundenen Ruder glichen.

Am Morgen des 27. September, am 12. Tage unserer Exkursion, hatten wir endlich den Fuß des sich schroff von der Ebene erhebenden Gebirges erreicht, und waren damit so weit gekommen, wie es mit irgendwelchem Fahrzeuge überhaupt möglich war. Wir hatten jetzt, von der Mündung des Flyflusses an gerechnet, einen Wasserweg von etwa 120 deutschen Meilen zurückgelegt, ohne auf einen bedeutenderen Zufluß des Stricklandflusses gestoßen zu sein.



Dächsel in Verzweiflung. Originalzeichnung von Ad. Lins.



Der letztere war hier oben etwa 50 Meter breit.

An der Stelle, wo der Fluß das Gebirge verließ, durchlief er ein enges Felsenthor, das in einen etwas weiteren, von hohen Felswänden umgebenen Thalkessel führte. Zwar gelang es uns noch, unser Boot hier hinein zu bringen, aber große im Flußbette liegende Felsblöcke und ein kleiner Wasserfall geboten unserm weiteren Vordringen Halt. Überall war das Gebirge schon hier von tiefen Schluchten durchklüftet. Senkrechte Felswände umgaben dieselben. Aber oben bedeckte reicher Humusboden den Fels, der überall mit üppigem Walde bestanden war.

Kapitän Everill, Mr. Shaw und ich bestiegen am Nachmittage den ersten der drei Gebirgszüge, die wir einige Tage vorher aus der Ferne gesehen hatten. Dieser niedrigste Höhenzug war vom Flußbett an gegen 1000 Fuß hoch. Leider mußte ich kurz vor Erreichung des Bergrückens kehrt machen, denn ich vermißte plötzlich mein Notizbuch, das ich ungern zurückgelassen haben würde, aber glücklicherweise wieder fand. Kapitän Everill und Mr. Shaw stiegen höher und kehrten erst nach eingebrochener Dunkelheit ins Lager zurück. Sie berichteten, daß sich ihnen ein Anblick auf die weite dicht bewaldete Ebene des Stricklandflusses eröffnet habe, die nur im Südosten von einem niedrigen Höhenzuge unterbrochen gewesen sei. Die höheren Gebirgszüge hatten sie nicht gesehen. Das Erklimmen des Berges war für uns eine ziemlich leichte Aufgabe gewesen, hatte uns aber über die Unzugänglichkeit des weiter landeinwärts liegenden Gebirges belehrt, denn an allen Seiten war der Berg von Schluchten umgeben. An größere Exkursionen von hier aus war nicht zu denken, und unser Proviant war aufgezehrt. Nur etwas Maismehl, Fleischextrakt und Kaffee verblieb uns noch. Wir mußten zur „Bonito“ zurück.

Am Vormittage des 28. September begaben wir uns auf die Rückreise, die mit möglichst wenig Aufenthalt ins Werk zu setzen war. Nur den Häusern der Eingeborenen wollten wir einen Besuch abstatten. Vorsichtig näherten wir uns denselben. Wir fanden sie leer. Die Eingeborenen hatten unter Zurücklassung ihrer Kanus das Weite gesucht. Unsere für die Fischfalle deponierten Geschenke, unter denen ein Stück roten Tuches weithin sichtbar war, lagen noch unberührt da. Viel zwar fanden wir nicht in den Häusern, aber das, was wir fanden, und die aus Rohr erbauten Häuser selbst, waren recht interessant.

Das obere Haus besaß eine durchgehende Längsscheidewand, welche ein vorn und hinten mit einer Veranda versehenes großes Wohn- und Schlafzimmer von vier seitlichen kleinen Vorratskammern trennte. An den Seiten des großen Zimmers waren breite Rohrbänke angebracht, unter welchen ein Kohlenfeuer gebrannt hatte. Es waren das offenbar die Bettstellen, aus deren Umgebung man durch den Rauch des Feuers die Mücken zu vertreiben suchte. Das Haus ruhte auf Pfählen. Ähnlich war das andere Haus konstruiert; das dritte besuchten wir nicht.

In der Umgebung der Häuser war der Urwald ausgerodet, aber dichtes Gebüsch und hohes Gras, durchschnitten von einigen Pfaden, waren an seine Stelle getreten. Hoch überragt wurden Gebüsch und Gras von einer großen Anzahl schlanker hoher Palmen, welche aus ästhetischen Rücksichten geschont worden waren. Junge Bananen waren überall angepflanzt, aber auch Tabak, Melonen und Zierblumen. Unter letzteren bemerkte ich eine Nachtkerze. Besonders interessant war ein Gras mit glatten, steinharten, perlenartigen Früchten, das den Eingeborenen die Perlen für ihre Halsbänder lieferte.

In den Häusern fanden wir eine Anzahl sinnreich aus den Blattscheiden von Palmen geflochtener Körbe, welche Feuersteinscherben, Perlen von jenem Grase, einige geflochtene Armbänder und andere Kleinigkeiten enthielten. Unter letzteren waren unvollständig bearbeitete Steinwerkzeuge besonders bemerkenswert. Auch eine Thürschelle aus den trocknen, klappernden Scheren des Flußkrebses hergestellt, ward unsere Beute. Daneben fanden wir Schädel und Knochen von Menschen, Schweinen, Kasuaren, Beuteltieren und Fischen und eine große Anzahl an den Wänden steckender schmutziger Vogelfedern. Glücklicherweise hatten die entflohenen Eingeborenen auch eine Anzahl nicht unschmackhafter Yamswurzeln, langgestreckten Kartoffeln ähnlich, zurückgelassen, während die Bananen leider keine Früchte trugen und Kokospalmen hier überhaupt fehlten. Was wir transportieren konnten, wurde unter Hinterlegung von Geschenken mitgenommen. Es war dieses wohl kaum zu tadeln, denn die Eingeborenen

hatten nichts Wertvolles zurückgelassen. Freilich, die geschlossenen Thüren der Häuser hatten wir gewaltsam öffnen müssen.

Spät gegen Abend am ersten Tag unserer Rückreise erreichten wir wieder das obere Ende jener Strecke, auf welcher der Fluß einem langen, netzförmigen Bande gleicht und unter starkem Gefälle über loses Geröll nach Süden fließt. Den Gefahren des kommenden Tages bang entgegensehend, schlugen wir unsere Zelte wieder in dem Lager auf, in welchem wir die Nacht vom 23. auf den 24. September zugebracht hatten.

Aber während der Nacht schwoll der Fluß bedeutend an und gab uns solchergestalt größeren Spielraum. Schnell ging die Fahrt stromabwärts in reißender Strömung. Damit letztere nicht Herr über uns würde, mußten unsere ausgehungerten Malaien noch kräftig rudern, um so dem Boote größere Schnelligkeit und durch diese dem Steuerruder Wirkungsfähigkeit zu verleihen. Noch vor Sonnenuntergang langten wir wieder an bei der „Bonito“ und unsern erfreuten Gefährten, die uns schon halb aufgegeben hatten. Wir hatten gehofft, unseren Dampfer wieder aktionsfähig zu finden, denn uns war weiter oben der gesteigerte Wasserstand als ein sehr bedeutender erschienen. Wir sahen uns aber stark getäuscht; die „Bonito“ stand noch auf demselben Flecke, nahezu auf dem Trocknen.

Mr. Vogan war von seiner gefährlichen Gehirnentzündung genesen und wieder stark und kräftig. Aber einige Tage nach unserer Rückkehr zum Schiffe wurde Mr. Creagh von einem bösartigen Fieber befallen, und Mr. McGechan teilte bald sein Schicksal. Auch Mr. Shaw bekam von Zeit zu Zeit leichtere Fieberanfälle; an etwas heftigeren hatte schon Mr. Senior vor unserer Bootexpedition zuweilen gelitten. Der Kapitän und einige andere Expeditionsmitglieder wurden von Eiterbeulen geplagt. Nur wenige von uns, und unter diesen ich, befanden sich vollkommen wohl.

Auch mehrere Malaien wurden vom Fieber heimgesucht, und „Marko Polo“ erlag in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober einer akuten Lungenentzündung nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden. Seine mohammedanischen Glaubensgenossen bereiteten ihm am Ufer ein Grab, das durch ein Geländer umgeben und mit Grün bepflanzt wurde. In einen benachbarten Baumstamm wurde eine Gedenktafel eingeschnitten, geziert mit dem Halbmonde.

Die Expedition hatte jetzt, das stand bei uns allen fest, keine weiteren Aufgaben mehr zu lösen. Sobald der Wasserstand des Flusses es gestattete, konnte die Rückfahrt angetreten werden. Statt zu steigen, fiel aber das Wasser noch mehr. Schließlich stand der Kiel der „Bonito“ zwei Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Flusses, und um fortzukommen bedurften wir jetzt einer Anschwellung des Wassers von mindestens neun Fuß.

Da eine solche vorderhand nicht eintrat, wandten wir unsere Hauptaufmerksamkeit dem Sammeln von Naturalien zu. Tagelang streifte ich allein im Urwalde umher, die Flinte in der Hand. Manch farbenprächtiger Vogel wurde meine Beute. Bunte Papageien und Fruchttauben, große, sechs bis acht Pfund schwere Kronentauben, farbenschillernde Erddrosseln, fächerschwänzige Fliegenfänger und viele andere Mitglieder der beispiellos dastehenden wunderbaren Vogelwelt Neuguineas bildeten bald die Zier unserer Sammlungen. Von Zeit zu Zeit stieß ich bei meinen Streifereien auf einen großen Hügel modernden Laubes. Das war ein Nest des Dickfußhuhnes, in welchem die Eier durch die sich darin entwickelnde Gärungswärme ausgebrütet werden. Zehn Fuß hoch und dreißig Fuß breit sind häufig dergleichen Nester, und nicht selten ist in ihrem Umkreise der Waldboden von trocknem Laube entblößt; das Männchen des Dickfußpärchens hat alles mit seinen großen Greifzehen der teuren Wiege seiner Jungen zugetragen.

Unversehens kam ich eines Tages einer über zehn Fuß langen Schlange nahe. Schnell sprang ich zurück und feuerte ihr aus einiger Entfernung einen Schrotschuß in das vordere Körperende. Bis auf Hals und Kopf, welch letzterer mir noch boshaft entgegenzüngelte, war das Tier dadurch vollständig gelähmt. Ich brachte den bissigen und rachedurstigen Kopf des Reptils durch einige betäubende Stockschläge zur Ruhe und wand mir dann das lange Geschöpf — es war eine Art Riesenschlange — um den Hals. Noch mehrere Vögel erlegte ich unter diesen erschwerenden Umständen.

Ein anderes Mal saß ich rauchend auf

einem gestürzten Baumstamme. Plötzlich raschelte es stark im dürren den Boden bedeckenden Laube. Erschrocken sprang ich auf und sah mich um, denn noch nie vorher war meine Ruhe auf solche Art gestört worden. Ich erwartete, die braune Gestalt eines hinterlistigen Papuas zu erblicken; aber ich sah nur eine große Eidechse, deren Leben ich gleich darauf durch einen Schuß ein Ziel setzte.

An einem Abende, als ich eben den Wald verlassen wollte, sah ich, wie einige große Libellen fortwährend im Kreise um einen kleinen Baum flogen. Erstaunt über das sonderbare Treiben dieser Tiere ging ich näher. Ich hatte mich getäuscht, es waren winzige Fledermäuse. Mit Vorliebe häkelten sie sich, ihren Flug dann und wann unterbrechend, an ein bestimmtes Zweiglein an; aber nur auf einen Moment, eben lang genug, um die Flinte abzudrücken. Ich mußte eines der Tierchen haben. Doch lange Zeit stand ich mit angelegter Flinte da, immer den günstigen Augenblick verpassend. Endlich drückte ich zur richtigen Zeit los. Jetzt begann bei schon eingetretenem Halbdunkel das Suchen nach dem zwischen dürres Laub gefallenen und durch den Schuß eine Strecke weit fortgeschleuderten, unscheinbaren Tierchen. Vom Schiffe zu mir herüber tönten einige Signalschüsse der schon um mich besorgt werdenden Gefährten. Ich aber wollte meine wertvolle Naturforscherbeute nicht liegen lassen; endlich war das zierliche Fledermäuschen gefunden, und befriedigt, aber nur mit Mühe in der Dunkelheit mich zurechtfindend, eilte ich der „Bonito“ zu.

Solches sind die Freuden des Naturforschers in Neuguinea. Aber die Jagdausbeute ist meistens keine sehr große. Im dichten Laube der hohen Baumkronen sind die Vögel meistens sehr schwer zu erspähen, und häufig sitzen sie so hoch, daß ein Schrotschuß ihnen nichts anhaben kann. Um so größer ist dann die Freude, wenn dem Jäger ein prachtvoller, aber nur ganz undeutlich sichtbar gewesener Vogel nach glücklichem Schusse vor die Füße fällt. Ich war zufrieden, wenn ich durchschnittlich in der Stunde einen Vogel schoß, und meine Gefährten hatten nicht mehr Glück.

Nur wenige Arten von Vögeln treiben sich im niedrigen Unterholze umher. Unter ihnen ist besonders ein Königsfischer, ein Familiengenosse unsers Eisvogels, hervorzuheben, der durch seine Zutraulichkeit, seine Farbenpracht und die Anmut seiner Erscheinung häufig meine Aufmerksamkeit fesselte. Es ist das die prächtige Tanysiptera Galathea, zur Gattung der Nymphenfischer gehörend. Das Korallenrot ihres Schnabels und das Lasurblau des Scheitels und der Schultern heben sich herrlich ab von dem Indigo des Rückens und dem Weiß der Unterseite; den Schwanz aber zieren zwei lange, weiße, himmelblau gesäumte Schmuckfedern. Indessen, erlegte ich eines dieser reizenden Vögelchen, so wurde meine Bewunderung gewöhnlich wieder etwas gedämpft: Im prächtigen, geschmackvollen Kleide der schönen Galathea nestelten häßliche wanzenartige Lausfliegen!

Auf unsern Wanderungen im Urwalde durften wir uns nicht allzuweit vom Schiffe entfernen, sonst hätten wir uns leicht verirren können, wie es Mr. Shaw und McGeehan nebst einem sie begleitenden Malaien eines Abends erging. Sie sahen sich gezwungen, im Urwalde zu übernachten. Wir gingen gewöhnlich, meistens jeder für sich, aufs Geratewohl einige Kilometer weit in den Wald hinein, Hindernissen aus dem Wege gehend. Zurück ging es dann mit dem Kompaß in der Hand. Wir kannten die Himmelsrichtung des Flusses und brauchten nur senkrecht darauf zuzuschreiten. Da wir selten weiter als zwei bis drei Kilometer vom Schiffe entfernt waren, so konnte es nicht fehlen, daß wir das Ufer wieder an einer Stelle erreichten, von welcher aus die gestrandete „Bonito“ sichtbar war.

Allmählich wurden wir auch der Jagd und des Sammelns überdrüssig. Es war mittlerweile Mitte Oktober geworden; nahezu zwei Monate hatte unser Schiff an einer Stelle festgelegen. Wir sehnten uns nach dem Eintritt von Hochwasser, das allein uns aus unserer Lage befreien konnte. Aber vielleicht noch bis zu dem um Weihnachten erfolgenden Eintritt der eigentlichen Regenzeit hätten wir warten müssen. Dann aber wäre unser Proviant, der bei nicht verschwenderischem Gebrauche nur auf sechs Monate berechnet war, aufgezehrt gewesen. Wir mußten uns deshalb zu schmalerer Kost entschließen.

Bislang hatten wir eigentlich nicht schlecht gelebt. Nur Wein, Bier und Spirituosen hatten wir in kleiner Quantität und

schlechter Qualität mitbekommen. Es waren diese „medical comforts“, wie die Engländer sie nennen, für die Kranken bestimmt gewesen, aber lange, bevor jemand krank wurde, vertilgt worden. Morgens um 6 Uhr gab es Kaffee mit Zucker und Zwieback. Um 8 Uhr wurde gefrühstückt; gewöhnlich aßen wir dann Körrie und Reis nebst Thee, Butter und Brot. Um 11 Uhr erquickten wir uns wieder an einer Tasse Kaffee oder Kakao. Zum Mittagsessen, das dann um 1 Uhr erfolgte, erhielten wir Büchsenfleisch oder gekochten Schinken mit präservierten Kartoffeln nebst Gemüse, häufig auch wieder Körrie und Reis, und zum Nachtisch mitunter Plumpudding oder eingemachtes Obst. Thee bildete am Mittagstisch das Getränk. Um 4 Uhr nachmittags reichte „Shandos“, unser Kellner, wieder Kaffee oder Kakao herum, und abends um 6 Uhr zum Thee gab es meistens wieder Körrie und Reis. Der Appetit der meisten Expeditionsmitglieder war gewöhnlich ein beneidenswerter.

Von jetzt an mußten wir aber sparsamer mit unsern Vorräten umgehen. Der Vormittags- und Nachmittagskaffee kam in Fortfall, nicht minder auch das Mittagsessen. Dafür gab es mittags eine Tasse Kaffee nebst Brot oder Zwieback. Außerdem suchten wir dem Lande und dem Wasser möglichst viele Nahrungsmittel abzugewinnen. Aus großen Vögeln, Eidechsen und Fledersüchsen wurde dann und wann ein treffliches Ragout bereitet. Mit brennender Lunte ins Wasser geworfene Dynamitpatronen lieferten nicht selten eine schöne Fischmahlzeit. Ganz besonders erfreulich war es aber, daß der Brotfruchtbaum in großer Menge nicht fern von unserm Schiffe gedieh. Aus dem kohlartigen Inhalt seiner kinderkopfgroßen Früchte bereiteten wir frisches Kohlgemüse, das mit den säuerlichen Beeren der Kletterpalme gewürzt wurde. Die Nüsse aber, mit welchen jener Inhalt gespickt ist, wurden geröstet und zum Nachtische gegessen. Auch den Malaien, die während der ganzen Dauer der Expedition fast nur von Reis, Stockfisch und Wasser gelebt hatten, boten die in reichlicher Menge auftreibbaren Brotfrüchte eine angenehme Abwechselung.

Endlich, am 21. Oktober, nachdem es an den vorhergehenden regnerischen Tagen schon wiederholten Anlauf dazu genommen hatte, begann das Wasser des Flusses allen Ernstes zu steigen. Es stieg schneller, als wir erwartet hatten. Um 12 Uhr nachts wurde die „Bonito“ flott und trieb, von der am Ufer befestigten Ankerkette gehalten, nun in den tiefen Kanal am Ufer hinein. Aber die Rückfahrt konnte nicht gleich beginnen. Dicht unterhalb des Schiffes war das Flußbett besät mit toten Bäumen, die jetzt, was für uns um so schlimmer war, vom Wasser überflutet und dadurch unsichtbar geworden waren. Um durch die starke Strömung nicht zwischen dieselben getrieben zu werden, mußten wir bei unserem Aufbruche gleich kräftig gegen die Strömung an- und in die Mitte des Flusses hineindampfen. Unser Schiff war aber mit dem Vorderteil stromabwärts gerichtet und mußte zunächst auf dem Flecke umgedreht werden. Bei dieser Manipulation blieben wir abermals dicht am Ufer stecken. Zu unserm Schrecken fiel nun auch das Wasser wieder. Aber am 24. stieg es abermals nnd stand höher als je zuvor. Am Abend dieses Tages war das Schiff, das wir zwei Tage zuvor glücklich umgedreht hatten, wieder flott.

Gleichwohl mußten wir noch die Nacht und einen halben Tag lang mit der Abfahrt warten. Die Ankerkette hatte sich in einen toten Baum, der oberhalb des Schiffes im Flusse lag, verwickelt. Trotz aller Anstrengung, dieselbe klar zu machen, mußten wir uns endlich entschließen, sie zu durchfeilen. Zum Glück blieb sie noch immer lang genug.

Dann setzte sich die Maschine in Bewegung. In ängstlicher Spannung, die ihren Gipfel erreichte, als wir noch einmal auf einen Augenblick von dem Strome gegen das Ufer gedrängt wurden, beobachteten wir den Kurs, welchen der Dampfer nahm; vor allen Dingen mußte die „Bonito“ dem gefährlichen im Fluß liegenden Treibholze ferngehalten werden und es gelang uns, gegen die reißende Strömung anzukämpfen. Glücklich erreichten wir das freie Fahrwasser in der Mitte des Flusses und trieben jetzt, immer gegen den Strom andampfend, langsam flußabwärts. Um die nächste Ufterecke biegend begrüßten wir wohl zum letztenmal in unserm Leben den uns durch nahezu zweimonatlichen unfreiwilligen Aufenthalt vertraut gewordenen Schauplatz unserer nahezu verhängnisvollen Strandung.

Nicht lange sollte unsere Freude über die

unerwartet schnell gekommene Erlösung andauern. Noch an demselben Tage rannten wir abermals fest auf steinigen Grund, weit vom Ufer entfernt. Wäre der Grund zum Halten des Ankers tauglich gewesen, so hätten wir vielleicht das Schiff mit Hilfe desselben wieder flott machen können. Unter den obwaltenden Umständen konnten wir es nur durch Pfähle, wie wir sie stets in Bereitschaft hielten, stützen und eine abermalige Steigung des Wassers abwarten.

Anstatt einer solchen brachten aber die folgenden Tage wieder niedrigen Wasserstand. Mich trösteten indessen einige Zwergpapageien, die ich während desselben erlegte. Es sind das die der papuanischen Inselwelt eigentümlichen kleinen kakaduähnlichen Papageichen, manchmal nicht größer als ein Zaunkönig. Sie leben von den Samenkörnern der Feigen und sind sehr zutraulich. Ich mußte mich, wollte ich sie nicht durch den Schuß zerschmettern, hüten, aus zu großer Nähe auf sie zu feuern.

Am 25. Oktober waren wir festgefahren. Am Morgen des 31. begann das Wasser so schnell zu steigen, daß wir unversehens flott wurden und hilflos — denn das Wasser der Maschine kochte noch nicht und der Anker war wegen des steinigen Grundes unbrauchbar — stromabwärts trieben. Glücklicherweise gelang es uns vermittelst des ausgesetzten Rettungsbootes gleich, den Dampfer durch ein Tau an einem der Uferbäume zu befestigen und die Bereitschaft der Maschine abzuwarten.

Im Norden mußten gewaltige Regenmassen gefallen sein. Wohl nie werde ich den Anblick vergessen, den an diesem Tage der stark angeschwollene Fluß darbot. Dicht war er bedeckt mit flott gewordenem Treibholz. In wildem Tanze trieben Tausende von sparrigen Ästen und Hunderte gewaltiger Baumstämme nebst vielen erst kürzlich entwurzelten Urwaldsriesen stromabwärts, häufig zu großen Flößen zusammengeballt. Auch das Floß der Eingeborenen, das wir weit oben am Flusse, im Herzen der Insel, gesehen hatten, trieb mit nach Süden; wir sahen es heute und fanden es später gestrandet im Unterlaufe des Stricklandflusses wieder. Wir konnten von Glück sagen, daß wir mit dem Treibholz nicht in unliebsame Berührung kamen.

Immer gegen den Strom andampfend, trieben wir weiter und weiter nach Süden. Noch einmal mußten wir während der Nacht, welche diesem Tage folgte, die „Bonito“ mit Tauen am Ufer befestigen; aber am folgenden Vormittag hatten wir die letzten Stromschnellen und den letzten steinigen Grund hinter uns; wieder strömte der Fluß ruhig in tiefem Bette dahin, überall sicheren Ankergrund bietend. Weiter hinauf hätte sich ein Schiff wie die „Bonito“ eigentlich gar nicht wagen sollen. Indessen, wir waren froh, daß wir das Wagstück glücklich vollbracht hatten, namentlich aber darüber, daß wir den Fluß so weit befahren hatten, wie es überhaupt möglich war. Wir konnten einen wesentlichen Beitrag zur Landeskunde Neuguineas liefern.

Nachdem wir ruhiges und tiefes Wasser erreicht hatten, gingen wir vor Anker, um eine Sammelexkursion zu machen. Wir befanden uns dicht unterhalb der Stelle unserer ersten Strandung, wo am Ufer noch das Gerüst des angefangenen Schuppens stand. Indessen bald entdeckten wir, daß sich gleich unterhalb unseres Ankerplatzes ein neu erbautes Dorf der Eingeborenen befand. Wir mußten unsere Sammelexkursion unterlassen, lichteten Anker und pflanzten uns nun vor dem dicht am Ufer erbauten Dorfe auf.

Große und schöne Häuser waren dort inzwischen errichtet worden. Reich an Kopfzahl schien aber die Gemeinde nicht zu sein; auch war die Anzahl der am Ufer liegenden Kanus keine bedeutende. Die Männer des Dorfes versammelten sich am Ufer; aber sie konnten kein rechtes Vertrauen zu uns fassen. Laut redend und heftig gestikulierend bedeuteten sie uns, stromabwärts zu fahren. Das war aber vorläufig nicht unsere Absicht. Wir versuchten ein Auskunftsmittel. Ein Stück prachtvollen roten Tuches wurde an einem kleinen Holzscheite befestigt und in den Fluß geworfen. Das half. Schnell entschlossen bestieg, als er das schöne Geschenk stromabwärts treiben sah, einer der Männer ein Kanu und ruderte, freilich dann und wann zögernd und uns mißtrauisch beobachtend, dem begehrten Gegenstande nach. Bald hielt er es unter dem Bravorufen unserer Schiffsbesatzung und dem Beifall seiner Stammesgenossen triumphierend in der Hand und kehrte zufrieden ans Ufer zurück, die Beute vor den bewundernd dastehenden Dorfbewohnern ausbreitend. Das Experiment wurde

mehrmals wiederholt; jedesmal warfen wir den Köder näher dem Schiffe ins Wasser. Endlich gelang es uns, einen alten Mann dazu zu bestimmen, sich am Rettungsboote, das hinten am Schiffe hing, und in welchem Mr. Hemsworth Platz genommen hatte, festzuhalten. Reich beschenkt kehrte er ans Ufer zurück. Mittlerweile war es Abend geworden; die Eingeborenen zogen sich zurück, und wir begaben uns zur Ruhe, von dem am nächsten Tage fortzusetzenden Verkehre mit den Eingeborenen bessere Resultate erwartend.

Kein nächtlicher Überfall, wie d'Albertis ihn einst auf dem Flyfluß erlebt hatte, wurde von den Eingeborenen ins Werk gesetzt. Der Morgen kam, und unser alter Freund von gestern nahte sich wieder im Kanu dem Schiffe, dieses Mal in Begleitung einiger Stammesgenossen. Unter letzteren befand sich die herrliche Gestalt eines reichgeschmückten Jünglings, eines papuanischen Adonis. Unter Ausrufen der Bewunderung betrachteten wir das Ebenmaß seiner Körperformen und seine gewinnenden Gesichtszüge. Er merkte es; verschämt wie ein kleines Mädchen, aber sichtlich erfreut, bedeckte er das Gesicht mit der Hand. Am Ufer erschien jetzt ein würdiger Dorfältester, uns ein halbes Dutzend wohlgestalteter junger Damen vorführend und sich mit längerer Rede an uns wendend. Als er sah, daß wir dieselbe nicht verstanden, befahl er den jungen Schönen, sich zu entfernen. Dann erschien eine Schar älterer Frauen und Kinder. Die Frauen eilten herab ans Ufer und schöpften Wasser für die durstigen Kleinen. Ein kleiner, etwa vierjähriger Lümmel war damit nicht zufrieden, sprang seiner Mutter an den Hals und that einen kräftigen Zug aus ihrer Brust. Im ganzen nahten sich nur wenige Eingeborene unserm Schiffe, und als Gegengeschenk für unsere Gastgaben wurde uns nur ein Pfeil, auf dessen Spitze ein kleiner Zweig gesteckt worden war, überreicht. Es sollte das wohl ein Friedenszeichen sein. Plötzlich, durch irgend etwas verblüfft, verließen uns sämtliche Eingeborene; auch vom Ufer und aus dem Dorfe verschwanden sie.

Erst am folgenden Morgen erschien wieder ein alter Mann und ruderte langsam, uns fortwährend ansehend, in der Nähe des Schiffes auf und ab. Dann nahten sich andere Eingeborene, besetzten die Kanus und fuhren stromaufwärts. Ein Kanu nach dem andern verschwand hinter der nächsten Uferecke, und auch der alte Mann empfahl sich schließlich, verschmitzt lächelnd auf die unseren Blicken entschwindenden Kanus deutend. Die Eingeborenen hatten uns nicht getraut; sie hatten, wie wir bei einem Besuche im Dorfe fanden, letzteres geräumt und ihre Habseligkeiten fortgeschafft, wahrscheinlich während der Nacht. Sie beabsichtigten vielleicht, sich den kleinen Jagdlagern einiger Stammesgenossen anzuschließen, die wir schon während der letzten Tage hier und dort an den Flußufern gesehen hatten. In dem einen derselben hatten wir noch ein brennendes Feuer nebst einem gerösteten Schweine und einem kleinen gebratenen Kasuar gefunden, die gierig von unsern ausgehungerten Hunden verschlungen worden waren.

Es hatte keinen Zweck, uns länger beim verlassenen Dorfe aufzuhalten; wir lichteten Anker und fuhren, jetzt in altgewohnter Weise dampfend, weiter stromabwärts. Am Nachmittage gingen wir bei dem alten feindlichen Dorfe vor Anker; wir fanden es verlassen und aufgegeben. Die Häuser waren teilweise abgebrochen und verfallen, aber in einem kleinen Gärtchen gedieh noch fröhlich der Tabak. Die weißen Baumstämme in der Nähe des Dorfes waren dicht bedeckt mit schwarzen Handabdrücken. Einer der Stämme war mit einem kleinen beinlosen und langgeschwänzten Teufelchen bemalt.

Nachdem wir uns noch während der folgenden Tage an mehreren Stellen des Flusses, namentlich an einer solchen, wo eine 40 Fuß hohe feuerrote Thonwand eigentümlich mit dem das Ufer bedeckenden Grün des Urwaldes kontrastierte, aufgehalten hatten, stießen wir am Morgen des 7. November auf ein großes Lager von Eingeborenen, das sich an beiden Flußufern eine lange Strecke weit hinzog. Auch mit diesen Eingeborenen gedachten wir einige Tage lang freundschaftlich zu verkehren.

Gleich nachdem wir den Anker ausgeworfen, stieß eine beträchtliche Anzahl von Kanus vom Ufer ab, deren Insassen uns freundlich begrüßten. Bald hatte sich ein lebhafter Tauschhandel entwickelt; besonders begehrt waren kleine, runde Spiegel, welche sich die Eingeborenen als Medaillons um

den Hals hängten. Aber auch Papier aller Art ward sehr geschätzt.

So ging es weiter bis gegen Mittag. Der Häuptling des Dorfes war zu unserer Begrüßung gekommen, und wir hatten ihn auf dem Schiffe herumgeführt. Andere Eingeborene umlagerten mit ihren Kanus das Schiff, hielten sich an den Bollwerken fest, kamen auch wohl an Bord. Allmählich aber fing das Tauschgeschäft an, flauer zu werden. Die Eingeborenen hatten teilweise sich mit Kriegsfarben geschmückt und brachten jetzt Bogen, Pfeile und Steinkeulen, ohne gewillt zu sein, dieselben tauschweise zu veräußern. Aber noch standen am Ufer Frauen, Mädchen und Kinder umher. Die Eingeborenen wollten sich wohl nur auf alle Fälle vorsehen. Plötzlich jedoch zogen sich alle Eingeborenen ans Ufer zurück; aber bald erschienen sie wieder.

Wir waren inzwischen vorsichtiger geworden und vertrieben die Kanus von der einen Seite des Schiffes. Mir hatte schon lange Böses geahnt; den geladenen Revolver hatte ich seit einiger Zeit in der Hand getragen. Das schien mir aber nicht mehr zu genügen; ich holte meine Büchse und begab mich auf die Kommandobrücke. Auch die übrigen Europäer bewaffneten sich. Wir thaten recht daran, denn die Eingeborenen hatten am Ufer einen Kriegsrat abgehalten und einen Angriff geplant. Vom Ufer ab stieß jetzt ein Kanu mit drei tiefschwarz bemalten Männern. Es nahm eine zentrale Position dicht beim Dampfer ein und Einer der Drei teilte Befehle aus; auch die übrigen zahlreichen Kanus stellten sich in Schlachtordnung auf. Länger konnten wir die Sache nicht ruhig mit ansehen. Schleunigst lichteten wir Anker, der Kapitän winkte den noch immer in aggressiver Stellung verharrenden Eingeborenen zu, sich zu entfernen, und gleichzeitig ertönte das unheimliche Geheul unserer Dampfpfeife. Die drei schwarzen Kerle im Hauptkanu sprangen erschrocken wie Frösche über Bord und schwammen eine Strecke weit unter Wasser dahin; die übrigen Kanus suchten schleunigst das Weite. Nur in einem der entfernteren wurde ein kurzer Kriegstanz aufgeführt.

Wir dampften weiter, dem nicht mehr fernen Flyfluß entgegen. Einige am Ufer uns nachschauende Männer winkten uns zu, doch dort zu bleiben; wir aber hatten genug von der eigentümlichen Gastfreundschaft. Es fiel uns jetzt wieder ein, daß die Eingeborenen unsere Malaien mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, ja mit ihnen kokettiert hatten. Der schöne, gerade fieberbefallene Lucy war Gegenstand teilnahmvoller Kundgebungen gewesen. Offenbar hatten die Eingeborenen geglaubt, daß die Malaien unsere Frauen seien, und ein Frauenraub war nach der Sitte Neuguineas beabsichtigt gewesen. Es konnte uns dieses nicht wunder nehmen, denn unsere Malaien hatten fast alle runde, bartlose Gesichter. Auch hatten die Eingeborenen sich wohl kaum vor uns gefürchtet. Es waren wahrscheinlich dieselben, an denen wir früher auf dem Flyflusse vorbeigedampft waren. Jetzt hatten sie keine ihnen bekannten Waffen bei uns gesehen und dachten ihrer Sache gewiß zu sein.

Die Eingeborenen glichen ihrer gesamten Erscheinung nach denen, die wir beim feindlichen und beim furchtsamen Dorfe gesehen hatten. Sie waren schöner und kräftiger, auch reicher geschmückt als die Männer von Sumaûte. Ein Kanu mit vier gelb bemalten und bediademten Kerlen war uns besonders aufgefallen. Wohl 250 Kanus hatten wir beim Lager gezählt, und sehr gefallen hatte uns die Geschicklichkeit und Eleganz, mit welcher die Eingeborenen ihre Kanus vermittelst der breitschaufeligen, schön polierten Ruder dirigierten. Nur in der Mündung des Flyflusses waren die Kanus mit Auslegern versehen gewesen; weiter oben fehlten die Ausleger, dafür waren die Kanus weit besser gearbeitet.

Am folgenden Tage befanden wir uns wieder auf dem Fly, den wir oberhalb seiner Vereinigung mit dem Stricklandflusse ein Stückchen weit befuhren. Am rechten Flußufer fanden wir eine Strecke unbewaldeten Landes. Hier machte ich mit einigen Gefährten eine etwa $1^1/_2$ Meilen weite Exkursion. Das sanft gewellte Land trug den Charakter einer etwas sumpfigen australischen Steppe. Es war mit kurzem, dürrem Grase bestanden. Hier und dort erhoben sich die charakteristischen Formen australischen Baumwuchses. Auch ein hoher Termitenbau fehlte nicht, und kreuz und quer liefen Känguruhpfade. In der Ferne stand ein Dorf. So traurig an und für sich diese Gegend war, so froh war ich, endlich einmal dem ewigen Einerlei des Urwaldes entronnen zu sein

und einmal wieder tüchtig ausschreiten zu können.

Am unteren Fly war der Himmel mit dichtem, von fernen Waldbränden herrührendem Höhenrauche bedeckt, durch den die Sonne glühend rot schien; ich mußte meiner hannöverschen Heimat gedenken. An den Ufern unternahmen wir noch einige Sammelexkursionen. Tief meinem Gedächtnisse eingeprägt ist noch das herrliche Bild einer wunderbar schönen, natürlichen Allee von Büscheln mächtigen Bambusrohres, dessen dicke, hundert Fuß lange, zartbeblätterten Halme sich von beiden Seiten her über meinem Haupte zusammenneigten, einen hohen, lebenden Klostergang in gotischem Baustil bildend. Hinter dieser herrlichen Allee befand sich ein Sumpf, dicht bestanden mit prächtigen Sagopalmen.

Am Nachmittage des 12. November ließen wir wieder den Anker fallen bei dem ehemals befreundeten Dorfe Sumaúte. Jetzt stand uns hier vielleicht ein kritischer Moment bevor. Wir konnten nicht annehmen, daß Korissa und Genossen glücklich wieder das heimatliche Dorf erreicht hatten, und wußten nicht. was uns bevorstand; unsere dort deponierten Kohlen aber mußten wir haben, denn mit grünem Holze konnten wir die Rückreise über die Torresstraße nicht antreten. Sahen aber die Eingeborenen, daß wir ohne ihre Stammesgenossen von der langen Flußfahrt zurückkehrten, so waren wir eines feindlichen Zusammenstoßes mit den Dorfbewohnern ziemlich sicher.

Bald erschienen zahlreiche Eingeborene am Ufer, und mehrere Kanus schickten sich an, zu uns zu kommen. Wir nahmen unsere Feldstecher zur Hand. Einer der Eingeborenen trug einen Anzug, ähnlich dem mir noch erinnerlichen Gewande, das wir Korissa geschenkt hatten. Und Korissa war der Träger des Anzuges. Mit Korissa kam Atája und bald folgte auch Gissáo nach. Sie schienen etwas ängstlich zu sein, aber unsere freudvollen Zurufe heiterten sie auf; gerührt umarmten sie uns. Sie erzählten uns, so gut es gehen wollte, daß sie fünf Tage und fünf Nächte ununterbrochen hätten rudern müssen, um Sumaúte wieder zu erreichen. Ihre Bäuche wären ganz dünn geworden, und mehrere Angriffe feindlicher Eingeborenen hätten sie zu erleiden gehabt. Frischgeheilte Pfeilwunden, welche sie uns zeigten, bestätigten ihre Angabe.

An diesem Tage hatte ich die Freude, einen Brief meiner Frau nebst Photographieen meiner Kinder zu erhalten. Der Brief war mit anderen von den Missionaren nach Sumaúte gebracht und von den Eingeborenen redlich aufbewahrt worden. Nicht ganz unberührt aber waren einige Fässer mit Spiritus geblieben, welche wir neben den Kohlen im Dorfe zurückgelassen hatten. Es waren mit Beilen Löcher in dieselben geschlagen worden; man sagte uns, daß die Krokodile das verbrochen hätten, womit wir uns denn auch zufrieden gaben.

In Sumaúte entwickelte sich nun ein ähnliches Treiben wie ehedem. Zu unserm Bedauern erwiesen sich dieses Mal einige jüngere Eingeborene als etwas diebisch. Aber dem Kapitän und Herrn Bäuerlen wurden einige junge Mädchen vorgeführt, und sie wurden gebeten, sich jeder eins derselben auszuwählen. Ihre Ablehnung der angebotenen Geschenke hätte, so erzählten sie uns, einige Verlegenheit hervorgerufen.

Auch Kiwai besuchten wir noch einmal. Die Eingeborenen waren jetzt freundlicher und machten viele Tauschgeschäfte mit uns. Unter anderm erhielten wir von ihnen einen zahmen Riesenkönigsfischer und ein munteres kleines Schweinchen. Letzteres war indessen am folgenden Tage verschwunden. Wahrscheinlich hatte es einer unserer mohammedanischen Malaien während der Nacht über Bord geworfen. Ähnlich war es schon vorher einem kleinen Krokodile gegangen, das beim Fischen durch eine Dynamitexplosion betäubt worden, aber später wieder zu sich gekommen war.

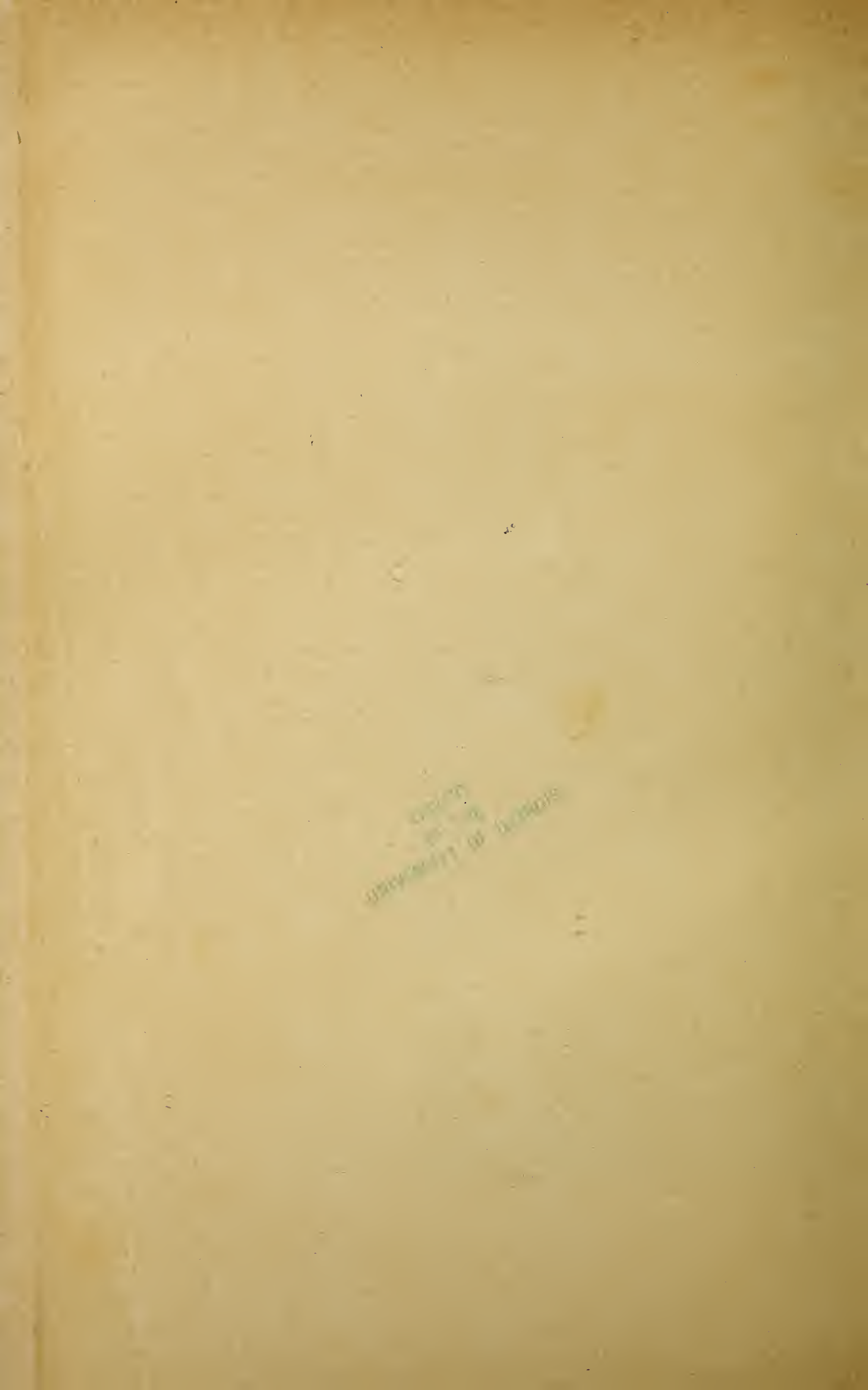
Bei der Insel Mibu in der Flymündung hatten wir noch einmal Unglück; wir gerieten auf eine Schlickbank. Hoch gingen hier schon wieder die Wogen und kräftig wurde die „Bonito“ unaufhörlich auf den Grund gestoßen, in allen Fugen erkrachend. Wir fürchteten — nein, wir hofften, daß sie auseinander brechen würde. Dann hätten wir einen Teil der Besatzung im Rettungsboote nach Thursday Island geschickt, um Hilfe zu schaffen, während wir andern bei den jetzt auf der Insel lagernden freundlichen Eingeborenen so lange geblieben wären, bis Hilfe gekommen wäre. Wir fürchteten nämlich, daß die „Bonito“ einen zweiten Anlauf gegen ein Korallenriff nicht mehr würde aushalten können, und hier in der Nähe der Küste Schiffbruch zu leiden, dünkte uns annehmbarer.



Einquartierung im Kloster. Von



…bus Leisten.



Indessen, die „Bonito“ wurde mit eintretender Flut wieder flott und setzte ihre Rückreise fort. Drei unerquickliche Nächte brachten uns die bewegten Wasser der Flymündung und der Torresstraße. Denn während der Nacht mußten wir die schon am Tage gefährliche Fahrt einstellen; lustig tanzte dann die verankerte „Bonito“ auf den Wellen, die sich am kleinen Fahrzeuge krachend brachen und uns keine Nachtruhe gönnten. Unaufhörlich mußte das ins Schiff eindringende Wasser durch Pumpen entfernt werden. Auch ich mußte mich in einer Nacht fast zwei Stunden lang zu dem sauren Geschäfte bequemen.

Aber die Fahrt durch die Torresstraße brachte uns kein Unglück. Am Vormittage des 20. November dampften wir stolz in den Hafen von Thursday Island ein.

Hier erfuhren wir, daß unsere Expedition schon halb aufgegeben war. Durch die Missionare war das Gerücht gekommen, daß sämtliche Mitglieder der Expedition durch die Eingeborenen von Sumaúte ermordet worden wären. Vor einigen Tagen schon hatten die braven Thursday Isländer eine zweite Expedition nach dem Flyflusse geschickt, um unser Schicksal festzustellen; leider waren wir derselben nicht begegnet. Von Sydney aus sollte ein englisches Kriegsschiff den etwa Überlebenden Hilfe bringen. Wir waren recht niedergeschlagen, als man uns mit dem Gerüchte bekannt machte; hatten doch manche von uns nahe Verwandte in Australien.

Am folgenden Tage erschien die aus dem Golfe von Carpentaria kommende „Alexandra“, die uns schon nach Thursday Island gebracht hatte, und nahm die „Bonito“ ins Schlepptau. Kapitän Everill, Mr. Bernays und ich siedelten an Bord des größeren Schiffes über. Kapitän Everill war ein Mäßigkeitsmann; aber Mr. Bernays und ich erlabten uns wieder an Wein und Bier. Von Cooktown aus dementierten wir telegraphisch das unsinnige Gerücht, das unsere Verwandten in Angst und Aufregung versetzt hatte.

In „Brisbane“ mußten wir drei Tage verweilen. An zweien derselben lag ich an meinen ersten beiden Fieberanfällen, denen einige Tage lang heftiges Kopfweh vorausgegangen war, darnieder.

Am 3. Dezember fuhren wir wieder in den Hafen von Sydney ein, wo uns festlicher Empfang bereitet worden war.

Hier mußte ich noch einige Tage lang verweilen. Nach einem darauf folgenden kurzen Besuch bei Baron von Mueller in Melbourne traf ich dann am 13. Dezember wieder in Adelaide bei meinen Lieben ein, die ich durch meine unangemeldete Rückkehr freudig überraschte.

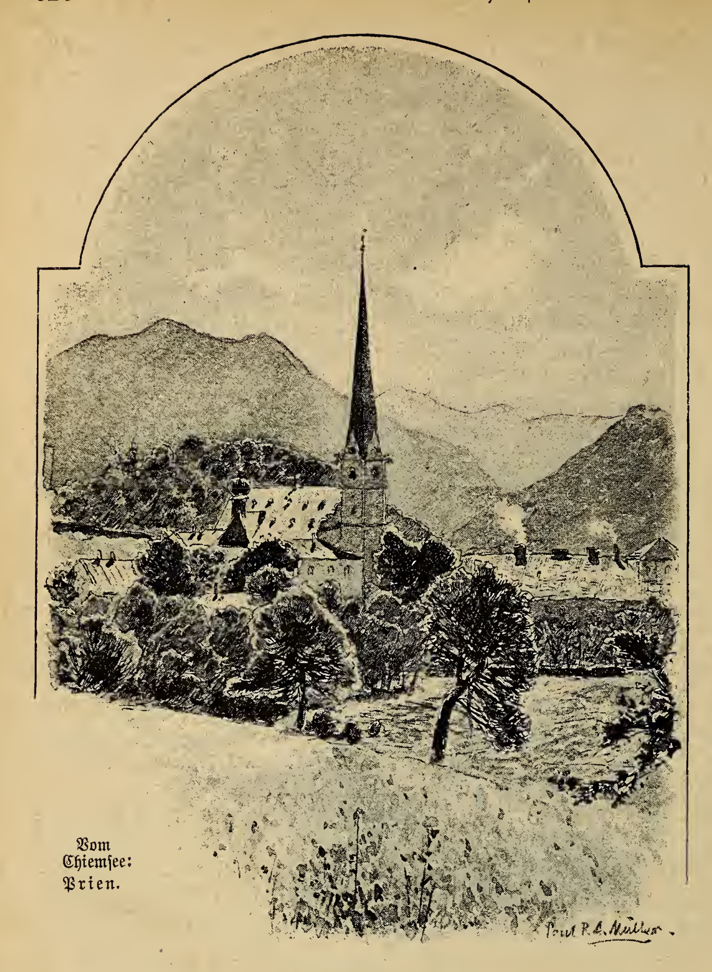
Meine Kinder waren inzwischen recht groß und niedlich geworden. Ich brachte ihnen ein munteres Krokodil mit, das verdächtig mit Kopf und Schwanz wackelte, aber freilich nicht der großen Insel, sondern einer Spielwarenfabrik des deutschen Vaterlandes entstammte.

Am Chiemsee.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Eine weite, spiegelblanke Silberfläche, so breitete sich der Chiemsee vor unsern Augen aus, als wir im Wagen raschen Trabes von Prien nach Stock, dem Landungsplatze, rollten. Unser Kutscher — er hatte bei den schweren Reitern gedient und hielt die Zügel so elegant wie ein herrschaftlicher Rosselenker — wendete sich mit dem halben Leibe zu uns um und meinte:

„Is dös a Gottg'fall'stag heunt — aba schwarz schaut's halt do net üb'l!“ Er deutete dabei mit dem Peitschenstiele nach Süden, wo sich die mächtige Alpenkette neben- und übereinander baut. Ein stolzer Kranz! Weit gestreckt das Massiv der Kampenwand, dahinter, gegen Westen, das Wendelsteingebirge und die Schwertspitzen des Heubergs; im Vordergrunde der steile, wild zerklüftete Hochgern und der Hochfellen, in deren Runsen und Schluchten der Schnee noch haftete. Die Wolken webten schwere Tücher um die Gipfel und krochen langsam, von Zacke zu Zacke an



Vom Chiemsee: Prien.

tenden Goldsterne der Ranunkeln und weiße Windröschen von der grüngetuschten Art. Rings um die Wiesen ziehen sich Wälder, in denen das saftige Frühlaub der Birken und Buchen sich lustig an das Schwarzgrün der Tannen drängt, und dicht am ebenen Ufer hin bergen sich die Dörfchen lauschig im weißen Schleier der Kirschblüte. So bot uns der Chiemsee seinen Morgengruß! — Gerade abends vorher hatten wir neben dem Bädeker zur gründlicheren Belehrung auch noch in Meyers Konversationslexikon den Artikel „Chiemsee“ nachgelesen, allwo es heißt: „Im übrigen sind die unmittelbaren Ufer des Sees flach und reizlos und enthalten nur dürftige Dörfer in öder Moorgegend.“ Was doch der alles verklärende Wonnemond für Wunder an dieser Öde thut!

den schattigen Wänden hin durch die Engpässe da droben, „wo die Freiheit wohnt,“ und das ganze erhabene Gebirgsbild schien zum Greifen nahe an den See gerückt zu sein.

Der See wußte noch nichts von Sturm und Ungemach; über ihm lächelte die Sonne am Frühlingshimmel, und die Libellen tanzten funkelnd um die Riedgräser am moorigen Ufer. Noch hatten die Dampfbote ihre Herrschaft nicht angetreten, nur Ruderkähne schaukelten am Brückchen, grüne mit roten Rudern, blaue mit weißen und lichtgelbe mit braunen — alle so frisch und neu wie die junge Frühlingswelt selbst. Sie stimmten auch ganz zu den blumigen Seegeländen. Da war auch alles blau und rot, gelb und weiß von Genzianen und wilden Primelchen, den rosaen, die eine ganze Fläche mit ihrer zarten Farbe überziehen, dazwischen die leuchtenden Goldsterne der

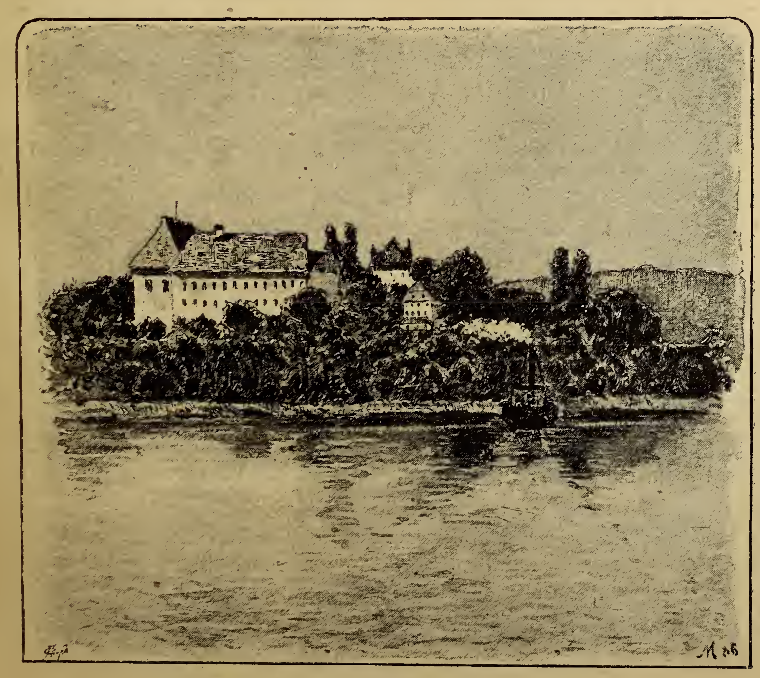
Er legte bläulichen Duft darüberhin und umrankte die ärmlichen Hütten mit Rosentrieben, er ließ den Feldern jubilierende Lerchen entsteigen und barg flötende Drosseln im Buschwerk. Leichte Falter und trunkene Bienen gaukelten dahin und dorthin, die Fischer gingen schweigsam auf Fang hinaus, und die Bauern bearbeiteten pfeifend das dunkle, feuchtwarme Erdreich und freuten sich der jungen Saat, die nach dem Regen der letzten Nacht doppelt kräftig und neugierig ihre Hälmchen spitzte.

Der See war so schmeichelnd ruhig, daß unser Boot scheinbar ohne Bewegung durchs Wasser glitt und wir, ehe wir's uns versahen, die Herreninsel erreicht hatten. Sie liegt, Prien schräg gegenüber, sehr anmutig. Wir landeten unter den Zweigen großer

Bäume, dann ging's ein wenig hügelauf zwischen Wiesen hin zur alten Abtei Herrenwörth. Daß die weltentsagenden Mönche und Nonnen sich doch immer die idealsten Plätzchen auf Gottes Erdenrund ausgesucht haben für ihr beschauliches Hindämmern! Liegt eine Art sündiger Trotz darin, der noch schwelgen und genießen möchte, aller Askese ungeachtet, sei's auch nur von ferne in Form und Farbe, oder ist es im Gegenteil der fromme Wunsch, ein Stück des himmlischen Paradieses schon auf Erden ahnen zu dürfen? — Wer weiß es! Jedenfalls redet Herrenwörth dieselbe Sprache wie Kloster Banz, wie die Ruinen von Sankt Blasien und Paulinzelle und unzählige andere geistliche Heimstätten aller Lande und Zeiten, die dem Bewunderer zuzurufen scheinen:

„Hier steh' ich, mächtig und prächtig!"

Das ehemalige Kloster auf der Herreninsel ist ein weitläufiger Bau mit steilem Dache und starkem Gemäuer. Die Flügel schließen stille Höfe und duftende Gärtchen ein, und aus ihren Fenstern konnten die Mönche über den See hinblicken, hinüber nach Prien mit seinem nadelscharfen Kirchturme und seinen eng aneinander geschmiegten Häuschen, hinüber nach Frauenwörth und zur kleinen Krautinsel, wo die Mönche und Nonnen ihr Beerenobst und ihre grüne Zukost zu Fisch und Fleisch bauten. Gar manche anmutige Sage geht von diesem Inselkleeblatt aus, eine der anmutigsten ist die aus der Zeit um 900 n. Chr., als die Klöster noch jung waren. Dazumal, so heißt es, ruderte einen Tag der Bruder Gärtner von Herrenwörth und am nächsten die Schwester Gärtnerin von Frauenwörth hinüber zur Krautinsel, um dort an ihrem Teil zu graben und zu jäten, zu pflanzen und zu pflücken. Einst jedoch ereignete es sich, daß Bruder Medard, der Gärtner, sich im Tage irrte, weil er jung war und „der Sammlung oft ermangelte," und er landete mit Spaten und Messer an, als die junge Nonne Hermingild gerade ihres Amtes bei den Himbeerstauden wartete. Sie erschrak zum Tod, denn der Abend war schwül, deswegen hatte sie Schleier und Stirnbinde von sich gethan, sie an das verkrümmte Quittenbäumchen über dem See gehängt, und ihr kurzgeschnittenes Haar krauste sich hellgolden um ihr weiß und rotes Gesicht. Als sie dann flugs nach Schleier und Binde greifen wollte, erhob sich der See-



Vom Chiemsee: Das alte Schloß auf der Herreninsel.



Vom Chiemsee: Das neue Schloß auf der Herreninsel.

sturm, riß die Nonnenhüllen vom Aste und wirbelte sie durch die Luft weit ins wilde Wasser hinaus, und Blitz und Donner fuhren darein. Der Mönch Medard aber schürzte seine Kutte bis zum Knie, warf die Kapuze in den Nacken, daß er wie ein freier, weltlicher Mann vor der Nonne stand, und so warb er kecklich um ihre Minne:

„Sie letzeten sich selbander an Beerlein und Lippen rot.“ — Da sprach er: „Willst du mein sein?“ und sie sprach: „Bis in Tod!“ erzählt die alte Mär, und in der dunklen Gewitternacht waren sie in Medards Einbaum miteinander durch die tosenden Wasser hinüber bis Hirschau gekommen, allwo „zur Nächten Medard in ein Fensterlein stieg und nahm des Bauern und der Bäuerin Gewand vom Bettstuhl und ließ ihnen das güldne Kreuzlein Hermingildis dafür zurück.“ Die Klosterkleider warfen sie in den See und der trieb sie mit sich und brachte sie, „ein jedes an seinen Ort.“ Vier Tage lang riefen die Inselglocken nach den Vermißten, und niemand konnte sie suchen, also tobte der Sturm. So wurden die beiden landflüchtig, und Acht und Bann folgten ihren Spuren. Trotzdem kamen sie unangefochten bis ans königliche Hoflager, wo Ludwig das Kind Reichsapfel und Zepter in schwachen Händchen hielt. Ihm gefiel die holdselige Frau Hermingild so sehr, daß er sie sich von seinem Pfleger, dem Bischof Hatto, zur Aja erbat und den schlanken Medard mit den feuchten Augen zum Mundschenken erheben ließ. Als dann nach sechs Jahren die Ungarn wiederum ins Land fielen, sagte sich Medard vom Friedensdienste los, kämpfte und starb als Markgraf Luitpolds Bannerträger mit seinem Herrn an einem Tage. Frau Hermingild aber kehrte büßend und barfuß nach dem Chiemsee zurück, gab ihre beiden Töchter und ihre Habe dem Kloster Frauenwörth zur Sühne und führte, da man ihr selbst den Wiedereingang wehrte, drüben in Chieming das Leben der Armut, solange es Gott gefiel. — Noch heute weht an bösen Tagen das Schleiertuch der abtrünnigen Nonne als Nebelgebild über die Krautinsel hin, und in besonders düstern

Nächten schlägt im Walde von Herrenwörth eine dumpfe Glocke an und der Kauz ruft deutlich: „Fluch! Fluch!“

Seit 1803 ist das Mönchskloster säkularisiert und den königlichen Schlössern eingereiht. Jetzt hat es ein unternehmungslustiger Wirt gepachtet, und die Restauration stellt ihre Klappstühle und Biertische vor die wundersam stille Aussicht. Der Donner grollte schon ganz verhängnisvoll, als wir uns, mit wenig anderen Schaulustigen vereint, zu König Ludwigs unvollendetem Schlosse Herrenchiemsee, tiefer inseleinwärts, begaben.

Mich überkam eine alte Erinnerung aus der Jugendzeit, als wir die Parkanlagen um das neue Schloß durchschritten, die Erinnerung an ein liebliches, zerfallendes englisches Landhaus am Derwentwater. Da rankten unbeschnittene Rosen verdunkelnd um Portal und Loggia, die Taxushecken trieben Schößlinge nach rechts und links, und der Rasen war voller Gänseblümchen — alles so unenglisch wie möglich. Ich fragte einen Gärtnerburschen, der müßig in den Gängen umherschlenderte, wie es geschehen sei, daß dies schöne Besitztum so traurig aussehe? und er antwortete: „The squire is dead!“ — kehrte sich ab und schlug im Weiterschreiten mit einer frischgepflückten Gerte rechts und links in das verwuchernde Boskett.

„The squire is dead!“ — Der Herr ist tot! — Wie pathetisch redet Herrenchiemsee das gleiche Wort! Die Parkwege holperig, der große Brunnenplatz vor der riesigen Freitreppe des Hauptbaues öde in seiner Prunkhaftigkeit. Goldene liegende Löwen umgeben das Rund der Fontäne, die Wasserkünste sprangen noch nicht, und das tiefe Becken lag trocken. Zu beiden Seiten des oberen Springbrunnens erheben sich künstliche Felspartieen, an denen Nymphen und Tritonen und Seeungeheuer zwischen bronzenen Schilfblättern emporsteigen. Die Mittagsstunde lag schwül auf all den kühnen Gruppen, im Hintergrunde erhoben sich die schroffen, mächtigen Berge mit umdüsterten Häuptern, im Vordergrunde dehnte sich der See, jetzt gewittergrau mit kurzen, schaumigen Wellen.

Das Schloß selbst macht in der Wirklichkeit einen merkwürdig gedrückten Eindruck, weit mehr als auf allen Abbildungen. Förmlich schlangengleich kriecht es am Boden, das macht, weil die majestätischen Alpen sich so stolz und frei hinter ihm aufbauen. Das Bild der kranken Menschenseele, die wohl ihre Qual in irdischer Herrlichkeit zu ertöten strebt und sich doch in heiligem Instinkte unter den Schutz „der Hilfe, die von den Bergen kommt,“ flüchtet, drängt sich gewiß gar manchem auf, der dies Versailles im Chiemsee besucht.

Schloß Herrenchiemsee spottet in seiner Pracht wirklich jeder Beschreibung. Die größten Kostbarkeiten sollen freilich schon aus-



Vom Chiemsee: Seebruck.

den wunderbaren Räumen entfernt worden sein, und dennoch — was blieb, ist noch genug und übergenug, um den Beschauer dergestalt zu erregen und zu blenden, daß es ihm ergeht wie einem unserer Mitbewunderer, der sich im letzten Zimmer an die Stirn griff und unaufhaltsam lachte, weil er behauptete, vom Anstaunen ganz wirr und närrisch geworden zu sein. All dieser unerhörte Glanz gilt, genau genommen, nur der Verherrlichung Ludwigs XIV, dem Ideale des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II. Überall hängt und steht die Verkörperung des Franzosenkönigs, seiner Thaten, seiner Marschälle und Ratgeber als Gemälde, Statuen und Büsten. Alle Plafonds sind mit phantastischen Fresken geschmückt, die in manchen Räumen in bunte Plastik übergehen, alle Wände strotzen von Gold und farbigem Marmor, Gobelins und goldstarrenden Samtdraperieen, bei denen nur da und dort die allzu grellen Farben der Grundstoffe störend wirken. In sämtlichen Räumen eine Verschwendung von Spiegeln, Uhren und Lichtquellen. Ja, Licht! Licht! — Uns strömt es durch die großen Fenster herein — der unglückliche König mochte von des Tages Klarheit weniger und weniger wissen, je mehr die Jahre hingingen. Ihm mußten ungezählte irdische Sterne von Girandolen und Kronleuchtern strahlen, Kerze neben Kerze, deren zweitausend allein in der imposanten Spiegelgalerie und ganze Garben davon in jenem blaßblauen Ruhekabinett, das des Königs geheimnisvolles Nachtleben besonders anschaulich illustriert, sich befinden. Die Fenster dieses Kabinetts gehen auf ein dunkles Höfchen hinab, so grau und unansehnlich wie der Hof jeder beliebigen großstädtischen Mietskaserne im Winkelgäßchen. Nie hat des Königs Auge ihn gesehen. Im Dunkeln kam er — dann leuchtete es hinter den verhangenen Fenstern zauberhaft auf, und er bannte den Schlummer während der naturgemäßen Schlummerstunden. Wer mag sagen, was in dieser schweigenden Einsamkeit, so fern vom Weltgetriebe, durch des armen reichen Mannes Seele ging, die ein Treibhausleben führte, genährt von Traum und Schein, die ihr Empfinden und ihr langsames Hinsterben scheu verbarg und mit jenem fabelhaften Glanze zudeckte, der ein gesundes Gemüt beängstigt. Sonnen über den Lagerstätten, falsche Sonnen und falsches Morgenrot, das durch seidene Vorhänge fiel, so schlief und erwachte er; sein einsames Mahl ward auf dem „Tischchen, deck dich“ aus der Küchenunterwelt buchstäblich emporgezaubert, und wenn er in Gesellschaft üppig gemalter, nackter Göttinnen sein Bad genommen hatte, erblickte er im rosenfarbenen Ankleidezimmer neben sich und rings um sich her unzählbare Könige, deren jeder seine eigene Hünengestalt und seine schönen Augen hatte. Denn Spiegel reiht sich an Spiegel, und die gaben das eine Bild bis ins Unendliche zurück.

König Ludwig II wird, wie die Jahrhunderte hingehen, ein Held der Volkssage werden, gleich allen jenen Helden, die er an Richard Wagners Hand vergötterte: Lohengrin, Tristan, Siegfried und Parcival. Und nicht nur der ritterliche, sondern auch der geliebte und beklagte Held seines Volkes; denn wohin wir horchten und fragten unter den Bewohnern der Inseln und der Seeufer, überall das Gleiche: „Der größte und der schönste ist er gewesen und so gut! Ach, daß er so hat hinsterben müssen!“ Es klang der rechte Herzenston aus den Worten, und wenn es auch im Treiben und Hasten der Städte heißen mag: „Der König ist tot, es lebe der König!“ — das schlichte Volk pflegt ein zähes Gedächtnis für solche zu haben, die sich seiner heißblütigen Liebe rühmen dürfen und vor seinem wilden Hasse zittern müssen.

So verließen wir nachdenklich diese tragische, in den Schoß des lieblichen Chiemsees gebettete Herrlichkeit. Aus all den blendenden Zimmern ging's durch leeren Rohbau; denn kaum ein Drittel des Ganzen ist vollendet, und wieder hinaus ins Vestibül, wo der wunderschöne Riesenpfau auf marmornem Postamente steht und siegesbewußt seine Henne betrachtet, die aufschauend sich ihm zu Füßen schmiegt. Die Körper der Tiere sind aus Bronze, Kopf und Hals aus Silber getrieben und in den natürlichen Farben schillernd und glänzend emailliert. Früher soll ein zweiter Pfauhahn sein Rad von tausend Edelsteinen geschlagen haben. Ob der unglückliche König je an die ungeheuerlichen Summen gedacht hat, die seine Liebhaberei — oder war's Manie? — verschlang? Man sagte uns, daß allein jenes eine goldüberladene Paradeschlafzimmer in Schloß Herrenchiemsee anderthalb Millionen gekostet habe! — Und was wird nun daraus? Findet sich

eine Hand, die das Begonnene ausbaut, oder verwittert es allgemach und wird zur Ruine? Der Wind sauste hohl und schaurig durch die leeren Gefache des unfertigen Baues, als wir hinaustraten, das Gewitter grollte, schleuderte seine Regengüsse zwischen die Parkbäume und verwandelte die Pfade in Wasserlachen. Die Arbeiter flüchteten mit uns um die Wette, und wir waren heilfroh, als wir im Refektorium des alten Klosters zu ebener Erde um den gedeckten Tisch saßen und das Mittagbrot geduldig erwarten durften. Rechts und links von uns lauter entrüstete Menschen, die den lieben Herrgott, der gerade ihnen ihre Landpartie zu stören wagte, gar nicht begriffen. Die Kellner jagten wie gehetzt mit ihren Servierbrettern; „denn, mein Herr, es ist ungefähr ein Kilometer von hier bis in die Küche und geht über den Hof,“ entgegnete der internationale Oberkellner tiefgekränkt dem scheltenden Berliner Rentier, dessen Salatsauce der Gewitterregen über Gebühr verdünnt hatte.

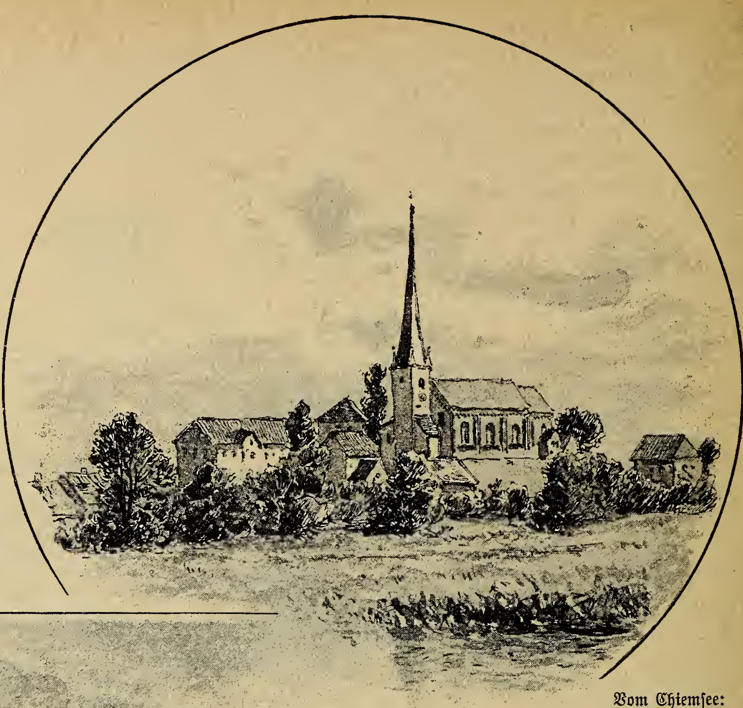


Vom Chiemsee: Von der Krautinsel.

„Der is fei' net so guat 'tauft wie dei Sallat, gel', Schorschl?“ sagte die flotte Bierhebe lustig, als der beleidigte Garçon sich; Unverständliches murmelnd, in die Hintergründe zurückzog. Eine halbe Stunde später brachen Männlein und Weiblein auf und wateten hochgeschürzt und hochgekrämpt den Wiesenpfad hinab zur Landungsstelle, um rechtzeitig für den Münchner Kurierzug in Prien zu sein. — „Mit dem Bummelzug um halb acht fährt ja kein anständiger Mensch,“ erklärte der Rentier und knöpfte sich in seinen hellkarierten, seidengefütterten Paletot. — Mein Reisegefährte und ich rechneten uns trotz der Absicht, den Halbachtuhrzug zu benutzen, doch noch unter die anständigen Menschen und atmeten erleichtert auf, als wir das Reich für uns allein hatten; denn — den Chiemsee besuchen und Frauenwörth im Stich lassen, dazu gehörten wetterfeigere Seelen als die unsrigen und blindere Augen für die Schönheit der Natur, die regenerquickt unter dem siebenfarbenen Friedensbogen lächelte, der sich von Prien hinüber nach Chieming spannte. Da, vor uns, teilte das mißvergnügte Geschwader die Wellen, ein Heer von Regenschirmen gegen die Goldtropfen des Sonnenregens, die Ruderer standen aufrecht im Kiel ihrer Boote, kräftig arbeitend, und ließen das himmlische Naß von den verwitterten Schlapphüten ablaufen, in deren Band die kecke Raben- oder Fasanenfeder steckte.

Das Geschwader verschwand, und die Zeit verging. Unser Schiffer Xaver, der uns mit heiligen Eiden seine schleunige Wiederkehr von Prien gelobt hatte, um uns nach Frauenwörth zu bringen, kam und kam nicht, und machte uns an dem Diktum irre:

„Ein Mann, ein Wort!“ Als ein neuer Regenguß seine graue Hülle über die schöne Frühlingswelt warf, flüchteten wir ins Klosterwirtshaus zurück und setzten uns einstweilen in die halbfertige Glasveranda mitten unter die biertrinkenden Maurer und Zimmerleute, die sich den Staub von Kalk und Sägespänen gründlich hinabspülten und dabei allerhand tiefsinnige Wetterbetrachtungen bei „Moaßkrug und Pfeif'n“ austauschten. Sie thaten gewaltige Züge und musterten meines Begleiters Zigarette und unsere „Viertel“ in Gläsern halb höhnisch, halb mitleidig. Die Sonne kam wieder, aber Xaver den Ungetreuen brachte sie nicht mit. Wir wanderten ratlos von der Veranda in die aufgeweichten Gartenpfade, von dort ins nasse Wiesengras und zurück ins Wirtshaus — nirgends ein Boot! Der Wirt und sein Personal hatten vollauf zu thun; denn zu Pfingsten schon sollten alle die steinernen und hölzernen Anfänge zu Füßen des ehrwürdigen Klosters als elegante Bier- und Kaffeewirtschaft ihr Publikum anlocken. Gerade als wir im Oberstock des einstigen Klosters die puritanisch schlichten Zimmer musterten, die auch gar manche Erinnerung an König Ludwig bergen, flog der internationale Oberkellner mit gestreckten Frackschößen den hallenden Korridor entlang, und hinter ihm drein taumelte ein Greis mit thörichtem Gesichtsausdrucke, ein Ersatz für unsern hübschen, jungen Xaver, den uns der Wirt anbieten ließ. Der Gute, ein Frauenwörther Fischer, war heute früh mit reichem Fange gen Prien gerudert, hatte ausgezeichnete Preise erzielt und zechte sich nun in aller Gemächlichkeit wieder heim. Er begegnete uns von vornherein äußerst feindselig, pflanzte



Vom Chiemsee: Chieming.

sich breitspurig vor uns auf und verlangte alles Ernstes ein Pfand als vorläufige Garantie für unser späteres Honorieren seiner Leistungen. Wir erschienen seinen schwimmenden Augen wahrscheinlich in zu nebelhaften Umrissen, um uns trauen zu können.

In diesem kritischen Momente ertönte zum Glück unten im Hofe die Stimme unsers Xavers, der — wie es in der Regel bei den ausführlichsten Verabredungen zu gehen pflegt, bereits seit dreiviertel Stunden die Insel nach uns durchsuchte. Es war wirklich ein rührendes Wiederfinden; in bester Laune eilten wir drei zum grünüberhangenen Landungsplatze, und dann saßen wir endlich in Xavers neuem tannengrünen Boote. „Um und um Lärchenstamm!“ sagte der Besitzer stolz, und seine feuerroten Ruderschaufeln schnitten die Wasser, daß es eine Art hatte! — Es war eine entzückende Fahrt. So dufterfüllt, so lind und warm die Lüfte nach dem Regen. Das Gewölk zog wie weißer Spuk zwischen den Bergen hin und her, umwallte und umwand die Gipfel und ließ da und dort große, frische Schneefelder durchblicken. Die ebenen, moorigen Südufer des Sees waren in Farben getaucht, die man der geduldigen Malleinwand schwer geglaubt hätte. Tiefes, fast purpurnes Violett säumte das spiegelblanke, stille Wasser dort hinten, darüberher zitterte ein Streifen von smaragdenem Grün, und daran schloß sich des Himmels helles Blau, nach Westen zu schon den reichen Goldschein des Abends zeigend. Klar stand das reizende Seebruck, Frauenwörth zur Linken, gegen den Farbenglanz, und die lange, schmale „Insel der Nonnen“ schwamm wie eine Oase im weitgedehnten Gewässer. Wir ruderten langsam und stetig; die Wellchen plätscherten in gleichmäßigen Pausen um unser Boot, und das war von weißen Blütenblättchen überschneit — wer konnte sagen, welcher Baum sie uns zugeweht hatte!

Da war die Krautinsel: ein alter, verkümmerter Mann schnitt das hochwogende Gras am Uferrande, um unsern Kiel raschelte das dürre, vergilbte Schilf des letzten Jahres, und das neue schimmerte in hellgrünen Spitzen vom Seegrunde herauf.

Nun hatten wir Frauenwörth dicht vor uns. Lichte Möven flatterten kreischend auf und stießen nach einem emporschnalzenden Fischchen schnurgerade abwärts. Hier war der Klosterturm mit der Zwiebelkuppel und das altersgraue Kloster, ringsum bräunliche Hütten am Ufer hin, Fischnetze waren vor den Thüren zum Trocknen ausgespannt, dort, in der kleinen Bucht schaukelte der Einbaum, so roh und schlicht, wie ihn die Urväter überliefert haben. Zwischen den Fischerhütten vereinzelt ein städtisch-ländlicher Bau mit geschlossenen Fensterladen; denn die Zeit der Sommerfrische hat noch nicht begonnen.

Kaum eine Stunde konnten wir in dieser weltfernen Seeidylle, diesem Paradiese für Maler und Dichter, verbringen, und doch ist uns jede Einzelheit jener kurzen Stunde zum Nievergessen ins Herz geprägt! Ein tiefinneres Glücksgefühl, das thränenschwerer Wehmut zum Verwechseln glich, machte mich stumm. Mir ging des Altmeisters Klage durch den Sinn:

„Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz, die Lust —
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“



Vom Chiemsee: Die Fraueninsel.



Vom Chiemsee: Kloster auf Frauenwörth.

Hier war der süßeste Friede! Still und heimisch das Wirtshaus mit dem Muttergottesbilde über der Thür, mit den weißblühenden Spalierbäumen neben dunklem Epheu an der Giebelwand, mit der niederen Gaststube, wo das alte zinnerne Weihbrunnkesselchen unter dem Kruzifixe neben dem Eingange hängt und Blumen vor den kleinscheibigen Fenstern blühen. Man hätte getrost ohne Teller von den sauberen Tischen essen können, nirgends ein Stäubchen und überall an den Wänden gemalte Wappen, Konsolen aus alraungleichen Baumwurzeln, Humpen und Gläser tragend, die farbenfleckige Palette samt den Pinseln an der Ampel über dem Ecktische, der vor dem Fensterchen mit Butzenscheiben und buntem Glase steht. So haben sich die Münchener Künstler hier ein anmutiges Sommerheim geschaffen, und es kann der Poesie mit Farben und Feder wahrlich nicht schwer fallen, hier ein Weilchen Rast zu machen! Und wieviel reiche Poesie in Wort und Bild enthält das Künstleralbum, das ein zierliches Wandschränkchen vor profaner Neugier verbirgt!

Wir waren die einzigen Gäste außer unserm Xaver und einem Hünen in der Lodenjoppe, die am Nebentische gedämpften Tones unter Beihilfe der Augsburger Abendzeitung die zivilisierte Welt regierten, bis die tiefe, volle Glockenstimme drüben vom Klosterturme rief:

„Angelus Dei nunciavit Mariae!“

Da hieß es Abschied nehmen für dieses Mal! Noch ein paar Augenblicke rasteten wir unter der maigrünen Linde am Seeufer. Hinter uns im Hausfirst zwitscherten die Schwalben ihr sanftes, schlichtes Abendlied, und die opalisierenden Wellen des schimmernden Sees kamen mit leisem Glucksen und Zischen zu Ufer, und das war blau von den hundert und aberhundert strahlenden Frühlingsaugen der Genzianen. Hier draußen alles Sonnenschein und Abendfrieden, aber fern über Kampenwand und Hochgern lag das Gewitter wie dunkelgraues Gebälk am Himmel. Eine richtige „Kühlte“ machte sich auf, und die Wellen erhoben sich und rückten in Kolonnen unserm Kahne entgegen. Xaver schob sich den Schlapphut weit aus der Stirn, ließ die Ruder rasten und blickte bedenklich hinter sich nach den drohenden Wolken. „Ob ma bis Prien kumma?“ fragte er sich selbst und dann uns: „Ka Furcht hoan's net?“ Wir beruhigten ihn deshalb; im Gegenteil, für uns zwei Seekundige und Seeliebende lag

ein Reiz mehr in dem bißchen Gefahr. Zarte Naturen wären wahrscheinlich seekrank geworden, so unruhig ging das Wasser, uns focht das Schaukeln nicht weiter an. Es war eine herrliche Fahrt, gewürzt durch die erregte Spannung; denn der Chiemsee, so sanft und glatt er auch vor dir im Sonnenschein liegt, ist doch ein böser Gesell im Sturme. „Fünf Meter hoch,“ so sagte Xaver, „bäumen sich beim Unwetter hinter Frauenwörth die Wogen empor, aus der Tiefe brüllt es herauf, und die Wirbel reißen den Kahn, der sich hinausgewagt, vom Ufer hinweg und werfen ihn mit wilder Gewalt gegen die Inseln zurück. Ganz dramatisch erzählte es uns der prächtige Bursch, der jetzt unsers Schicksals Lenker war, und griff dabei mit seinen starken Armen mächtig aus. Er hätte für den Recken Siegfried Modell stehen können mit seinem schönen, frischen Gesichte und den feurigen Blauaugen und dem sonnigen, herzerwärmenden Lachen auf den Lippen.

Mit vollen Zügen genossen wir diese unterhaltsame Zickzackfahrt in Furcht und Zittern. Nun lag ein düsteres Schwarzblau, nun ein fahles Aschgrau auf dem Wasser, jetzt sauste der Wind kalt daher, und wir hielten auf den nächsten Waldvorsprung zu, um dort Unterschlupf zu finden, falls das Wetter wirklich losbräche. Und dann, als wir glücklich dicht am Ufergebüsch hinglitten, daß die Zweige knackten, zerrissen die bösen Wolken jählings, wie gejagt flogen sie den Gebirgen zu, um sich in die Schluchten zu verkriechen und sich dort vielleicht in der Enge unheilbringend zu verfangen und zu entladen.

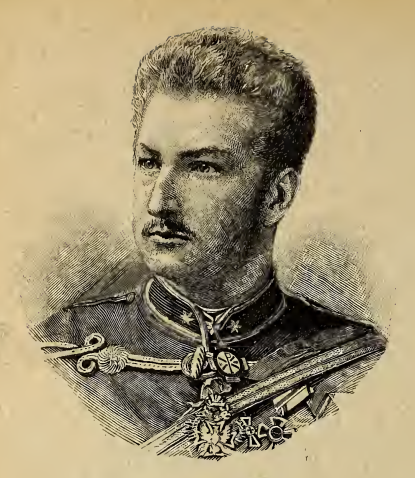
Über uns blaute wieder der Lenzeshimmel, die fernen Moore standen als blutroter Streifen im rosenroten Abendschein, und dann stießen wir bei Stock vor Prien ans Land.

Hinter uns der See und seine Poesie, die täglich mit der Gottessonne neu aufgeht, um allen denen zu leuchten, die ein offenes Auge und ein empfängliches Herz für sie haben!

Der neugewählte Bulgarenfürst.

Das Bulgarenvölkchen versteht es ganz vortrefflich, immer wieder von sich reden zu machen und die Völkerschaften, die neben ihm auf Europa zu existieren die Ehre haben, mit Neuigkeiten, die sich innerhalb der bulgarischen Grenzpfähle zugetragen haben, zu versorgen. Und da zufällig bulgarische Ereignisse in die Zeit zu fallen pflegen, wo auch die Diplomaten sich vor der Sonnenglut des Sommers in die Bäder zurückziehen und sich dort von ihrer Köpfe Arbeit ausruhen, sind derartige Vorkommnisse „dahinten im Osten“ den nach politischen Dingen durstigen Zeitungslesern, anstatt daß sie gar nichts haben, ganz willkommen. Den Bulgaren hat in der letzten Zeit die Wahl eines fürstlichen Oberhauptes ganz bedeutende Schwierigkeiten gemacht. Das lag weniger an ihnen als an denjenigen, auf welche die Wahl gefallen war: gewisse Interessen der hohen Politik versperrten den Gewählten den Weg auf den bulgarischen Thron. Man denke nur an die Wiederwahl des Battenbergers und an den dänischen Prinzen Waldemar. Um so glücklicher ist jetzt Bulgariens Volk, da es endlich einen Herrscher in der Person des Prinzen Ferdinand von Koburg gefunden hat, den es nicht nur gewählt, sondern der auch die Wahl angenommen hat.

Ferdinand Maximilian Karl Leopold Maria Herzog zu Sachsen ist der jüngste Sohn des als österreichischer Generalmajor 1881 verstorbenen Prinzen August von Koburg und der Prinzessin Klementine von Orleans, der ältesten Tochter des einstmaligen Königs Louis Philipp von Frankreich. Er wurde am 26. Februar 1861 in Wien geboren und daselbst erzogen. Erwachsen, trat er ebenfalls in österreichische Dienste und bekleidete bei seiner Ernennung zum Fürsten von Bulgarien den Rang eines Oberleutnants im 11. Husarenregimente. Der Prinz ist ein blonder junger Mann von nicht über Mittelgröße, dessen angenehme Erscheinung in den aristokratischen Kreisen der österreichischen Hauptstadt viel Bewunderung erregt. Sein Gesichtsausdruck, vor allem die stolz geschwungene Adlernase, verrät die königliche Herkunft aus dem Hause der Orleans; Geist und Entschlossenheit sprechen aus seinen Zügen, die immer einen ernsten Charakter tragen. Vergnügungen, wie Spiel und Sport, ist der Prinz abhold, dafür wid-



Prinz Ferdinand von Koburg,
der neugewählte Fürst von Bulgarien.

met er sich fleißig allerhand wissenschaftlichen Studien. In der letzten Zeit waren es vornehmlich sozialpolitische und landwirtschaftliche Materien, mit welchen er sich beschäftigte. Hauptsächlich aber ist die Naturwissenschaft sein Feld. Wenn er den Sommer über bei seiner Mutter auf dem Landedelsitze in Ebenthal bei Dürnkrut (Mähren) verweilte, schweifte er zum Zwecke naturwissenschaftlicher Studien viele Stunden des Tages in Feld und Wald umher. Die Vogelwelt war der Mittelpunkt seines Interesses. Als leidenschaftlicher Ornithologe legte er sich große Sammlungen für dieses Fach an, die bereits die Aufmerksamkeit der Kenner in hohem Grade erregt haben. Doch auch der Kunst ist der Prinz ergeben. Opern und Konzerten pflegt er regelmäßig beizuwohnen, ohne dabei nur den Zweck der Zerstreuung und Unterhaltung im Auge zu haben.

Prinz Ferdinand von Koburg steht mit vielen Herrscherhäusern in verwandtschaftlicher Beziehung. Sein älterer Bruder, der österreichische Generalmajor Prinz Philipp von Koburg, ist als Gemahl der Prinzessin Louise von Belgien der Schwager des Kronprinzen Rudolf. Des Prinzen Schwester Klothilde ist die Gemahlin des Erzherzogs Joseph. Doch auch mit den Herrscherfamilien von England, Portugal, Brasilien und Italien ist der nunmehrige Bulgarenfürst verwandt.

„O du schöne Rosenzeit!"

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

„Hell und warm ist nun die Nacht,
Länger wird der Tag,
Daß er all der Schönheit Pracht
In sich fassen mag.
Frühling ist noch nicht gegangen,
Sommer hat schon angefangen,
Beide hier vereinigt prangen,
Herbst und Winter sind noch weit:
O du schöne Rosenzeit!"

So besingt Heinrich Seidel in einem reizenden Gedicht die schöne Rosenzeit. Mit Fug und Recht, denn wenn die Königin der Blumen ihre köstlichen Blüten entfaltet, steht die schöne Jahreszeit auf ihrer Höhe. So wird sie uns zu einem Symbol derselben und aller Liebe fällt ihr schon deshalb zu. Aber nicht nur deshalb. Auch an sich ist die Rose die köstlichste Blume, immer gleich schön, ob sie im bescheidenen Gewande des Moosröschens erscheint oder als Zentifolie ihre herrlichen Blüten entfaltet. Die Dichter aller Zeiten, aller Völker, sind nicht müde geworden, sie als Blume der Liebe zu besingen, Liebhaber und Gärtner haben die Rosenkultur mit einer Leidenschaft, einer Ausdauer ohnegleichen betrieben. Das Verzeichnis der einzelnen Rosenarten, die heute gezogen werden und in allen Farben, von Schwarz durch Rot, Rosa, Gelb jeder Art bis zum Weiß prangen, umfaßt einen stattlichen Band. Der Liebhaber hat die volle Qual der Wahl.

Der alte Pastor auf unserm Bilde hat diese freilich schon seit lange hinter sich. Er hat seine ganz bestimmten Lieblinge, an denen sein Herz hängt und die ihm unbeschreibliche Freude bereiten. Morgens, ehe des Tages Arbeit beginnt, abends, wenn sie beendet ist, steht er lange vor seinen Lieblingen und beobachtet, wie die Knospen sprießen, schwellen, sich zur Blume entfalten, ein Wunder Gottes, wie alles, was uns umgibt. In solchen Augenblicken aber darf die treue Lebensgefährtin nicht fehlen, still steht sie dem Gatten zur Seite, und das innige Behagen, das ihn erfüllt, durchströmt auch ihre Seele. O du schöne Rosenzeit!



Bei Pastors zur Rosenzeit.

Die totale Sonnenfinsternis am 19. August.

Von Dr. Klein.

Totale Verfinsterungen der Sonne zählen zu den interessantesten und großartigsten Naturerscheinungen, zu jenen seltenen Ereignissen am Himmel, die in früheren Zeiten nur Furcht und Schrecken erregten, gegenwärtig aber von den Forschern mit Spannung erwartet werden, um gewisse wissenschaftliche Probleme ihrer Lösung näher zu bringen. Sonnenfinsternisse treten für die Erde überhaupt häufiger ein als Mondfinsternisse, allein für einzelne Orte sind sie doch seltener als letztere. Der Grund liegt in folgendem. Bei einer Mondfinsternis findet eine wirkliche Verdunkelung der Mondscheibe durch den Schatten der Erde statt; jeder Teil der Erdoberfläche, für welchen der Mond alsdann am Himmel steht, sieht also die Finsternis. Bei einer Sonnenfinsternis wird dagegen nur der Anblick der Sonnenscheibe durch Davortreten des Mondes gewissen enger begrenzten Teilen der Erdoberfläche entzogen. Bei einer totalen Sonnenfinsternis ist der Durchmesser des vollen Mondschattens auf der Erdoberfläche meist nicht größer als 200 Kilometer, so daß die Finsternis nur auf einer schmalen Zone total wird. Im allgemeinen Durchschnitte kann man annehmen, daß für einen und denselben Ort etwa alle zwei Jahre eine teilweise und alle zweihundert Jahre eine totale Sonnenfinsternis eintritt. Paris sah im vorigen Jahrhundert nur ein einziges Mal eine totale Sonnenfinsternis, nämlich 1724, im gegenwärtigen Jahrhundert fand und findet dort keine solche statt. Halley bemerkt, daß London nur im Jahre 1140 und 1715 eine totale Sonnenfinsternis hatte, seitdem nicht mehr. Man erkennt hieraus die große Seltenheit der Erscheinung für einen bestimmten Ort. Dazu kommt, daß die Totalität nur vier bis fünf Minuten dauert und manche dieser Finsternisse infolge schlechten Wetters nicht beobachtet werden können, alles Ursachen, welche dazu beitragen, den ungestörten Anblick einer totalen Verfinsterung der Sonne zu einem hervorragenden Ereignisse zu machen, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche dieser Vorgang für die Erforschung des Sonnenkörpers selbst besitzt. Was die noch bevorstehenden totalen Sonnenfinsternisse des gegenwärtigen Jahrhunderts anbelangt, so sind dieselben bald aufgezählt. Für die ganze Erdoberfläche wird es deren nur drei geben, nämlich die nächste am 19. August dieses Jahres, die im nördlichen Deutschland, Rußland und Mittelasien gesehen wird, die totale Finsternis am 9. August 1896, welche in Lappland, Sibirien und Grönland beobachtet werden kann, und endlich noch eine totale Sonnenfinsternis am 28. Mai 1900, die in Spanien, Algier und Ägypten sichtbar sein wird.

Was die Sichtbarkeitsverhältnisse der zunächst bevorstehenden totalen Sonnenfinsternis anbelangt, so wird die Erscheinung als teilweise Verfinsterung der Sonnenscheibe (als partiale Finsternis) in ganz Asien, mit Ausnahme der indischen und arabischen Halbinseln, in Ägypten und Tripolis, im östlichen und mittleren Europa, westlich bis etwas über Paris hinaus, sichtbar sein. Total verfinstert erscheint die Sonne dagegen nur auf einem ungefähr 25 Meilen breiten Streifen, der sich vom Harz über Berlin, Posen, Bromberg, Gumbinnen nach Wilna, Moskau und Perm erstreckt, von dort Sibirien über Tobolsk und Irkutsk durchzieht, den Baikalsee schneidet, endlich über die Mandschurei und die Insel Nippon nach dem Großen Ozean zieht, wo die Finsternis bei Sonnenuntergang beginnt. Im östlichen Frankreich wird man die Sonne nach ihrem Aufgange am 19. August nur einige Minuten lang noch etwas verfinstert sehen, aber in dem Maße, als man sich nordostwärts wendet, also nach dem westlichen Deutschland hin, sieht man immer mehr von der Erscheinung, in Deutschland freilich auch fast nirgendwo den Anfang der Finsternis, vielmehr geht die Sonne bei uns fast überall verfinstert auf. An den deutschen Orten, die auf der Linie der Totalität liegen und den Vorgang am vollständigsten zeigen werden, also in Ostpreußen, geht die Sonne etwa ein Viertel vor fünf Uhr auf. Man wird dann den Mond schon etwas vor dem oberen Teile der Sonnenscheibe erblicken, gleichsam als wenn dort ein Stück der letzteren herausgeschnitten wäre. Dieser Ausschnitt wird bald größer und die Sonne nach und nach zur glänzenden Sichel. Auch diese wird

immer schmäler und kleiner, ihre Spitzen ziehen sich zusammen, das Licht des Tagesgestirns ist endlich auf einen schmalen Faden reduziert, und nun verschwindet auch dieser — die Totalität ist eingetreten. Bis zu diesem Augenblicke konnte man die Sonne nur im Dämpfglase betrachten, nun aber legt man dieses fort, um den großartigen Anblick der totalen Verfinsterung zu genießen. Wie eine schwarze Scheibe hängt die Mondscheibe am Himmel, umgeben von einem hellen glorienartigen Lichtscheine, der am Mondrande einen weißen Ring bildet, welcher seinerseits an der Grundfläche von roten Säumen und kleinen roten Zacken begrenzt ist, welche Protuberanzen genannt werden, und von denen nur einzelne der größten mit bloßem Auge gesehen werden können. Dieses Schauspiel dauert in Ostpreußen nirgendwo länger als höchstens $2^1/_2$ Minuten, und während dieser kurzen Zeit nur können diejenigen Beobachtungen angestellt werden, wegen deren die totalen Sonnenfinsternisse den Astrophysikern hauptsächlich wichtig sind. Während der Totalität wird die Dunkelheit ziemlich erheblich werden, und bei heiterem Himmel wird man rechts von der Sonne den Planeten Merkur, auch Saturn und vielleicht Mars sehen können, sowie links tief am Horizonte den hellen Stern Regulus. Das Hauptinteresse nimmt aber immer der hellglänzende Lichtkranz um den Mond in Anspruch, jene merkwürdige Glorie, welche den Namen Korona führt und die äußerste Umhüllung des Sonnenballes bildet. Natürlich wird unter sonst gleichen Umständen die totale Finsternis um so imposanter erscheinen und die Beobachtung der dabei auftretenden Erscheinungen um so genauer sein können, je höher die Sonne zu dieser Zeit über dem Horizonte steht. Dies findet an den östlichen auf der Linie der Totalität gelegenen Orten statt, also im Innern von Rußland. Bei Moskau wird man die ganze Finsternis von Beginn bis Schluß sehr gut beobachten können, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die dortige Sternwarte, falls sie vom Wetter begünstigt ist, wichtige Beiträge zur Kenntnis der Sonnenkorona liefern wird.

Was die Zeit des Eintretens der Totalität und das Ende der Finsternis für diejenigen Orte anbelangt, welche in Deutschland auf der Linie der totalen Verfinsterung liegen, so möge hierüber folgendes mitgeteilt werden.

In Berlin beginnt die totale Verfinsterung nach dortiger Ortszeit um 5 Uhr 4 Minuten, und die Finsternis endigt um 6 Uhr 1 Minute. In Leipzig beginnt die Verfinsterung vor Sonnenaufgang. Die größte Verfinsterung findet um 4 Uhr 56 Min., statt. Ende 5 Uhr 51 Min. In Elbing beginnt die Totalität um 5 Uhr 29 Min. und die Finsternis endigt 6 Uhr 26 Min. In Posen ist der Anfang der totalen Verfinsterung um 5 Uhr 16 Min., das Ende der Finsternis überhaupt um 6 Uhr 13 Min. In Bromberg findet der Beginn der Totalität statt 5 Uhr 22 Min., das Ende des ganzen Vorgangs 6 Uhr 20 Min. In Gumbinnen ist der Anfang der totalen Finsternis 5 Uhr 41 Min., das Ende der Finsternis überhaupt um 6 Uhr 39 Min. Königsberg und Danzig liegen bereits außerhalb der Zone, in welcher die Sonne total verfinstert erscheint, doch wird dort zur Zeit der größten Phase nur ein kleiner Teil der Sonne sichtbar bleiben. Diese größte Verfinsterung tritt ein zu Königsberg um 5 Uhr 35 Min. mittlerer Ortszeit, das Ende um 6 Uhr 32 Min. In Danzig findet die größte Verfinsterung statt um 5 Uhr 28 Min. und das Ende 6 Uhr 25 Min.

Um auch für andere Gegenden Deutschlands die zeitlichen Verhältnisse der Sichtbarkeit der Finsternis einigermaßen beurteilen zu können, mögen hier noch für mehrere Städte die mittleren Ortszeiten folgen, zu welchen dort die Finsternis überhaupt endigt:

Breslau um 6 Uhr 13 Min., Wien um 6 Uhr 7 Min., Greenwich um 5 Uhr 7 Min., Edinburg um 4 Uhr 59 Min., Paris um 5 Uhr 13 Min.

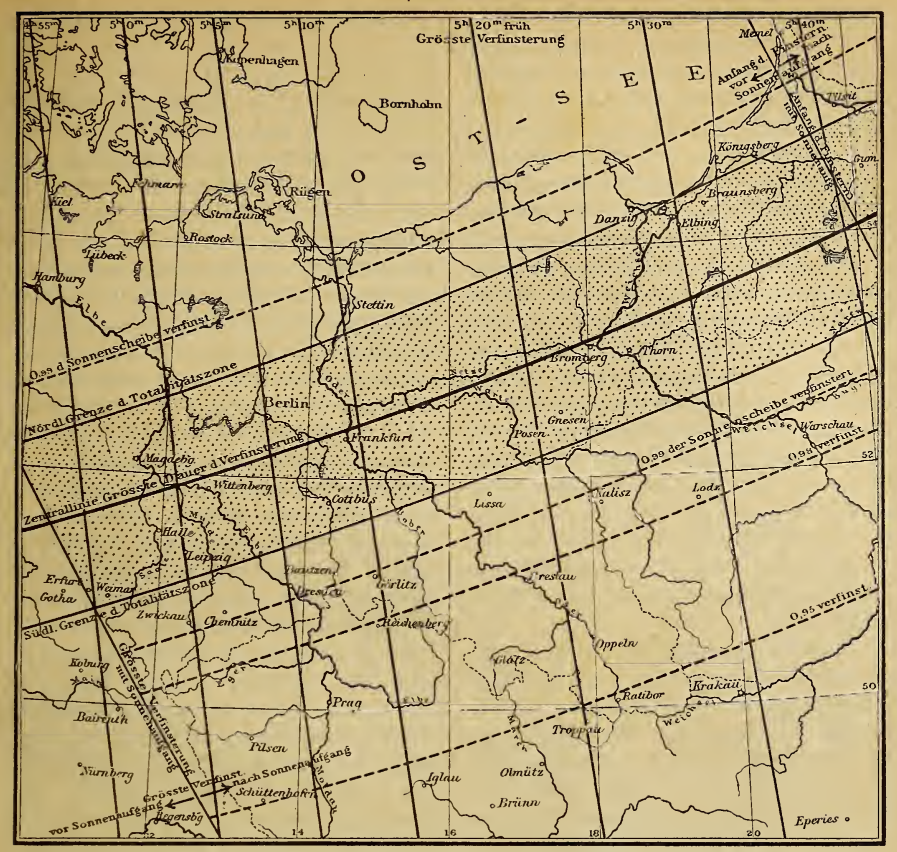
Die interessantesten und wissenschaftlich wichtigsten Erscheinungen zeigen sich, wie bereits erwähnt, während der wenigen Minuten der totalen Verfinsterung der Sonne. Hierhin zählen die roten, flammenähnlichen Hervorragungen über den Mondrand, welche den Namen Protuberanzen führen, und die strahlige Umhüllung oder Korona. Beide Phänomene gehören der Sonnenoberfläche an. Die Protuberanzen vermag man seit 1868 mit Hilfe des Spektroskops täglich, wenn die Sonne sichtbar ist, zu sehen, während sie allerdings früher nur bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbar wurden. Das Hauptinteresse der Forscher konzentriert sich daher jetzt auf die Untersuchung der Korona, um so mehr als dieser seltsame Strahlen-

kranz seiner Natur und Wesenheit nach bis heute noch sehr geheimnisvoll geblieben ist. Schon in früheren Zeiten hat diese Korona die Aufmerksamkeit der Beobachter erregt; so erschien sie z. B. im Jahre 1598 bei Gelegenheit einer in Torgau gesehenen totalen Sonnenfinsternis in überaus hellem Glanze, und der berühmte Kepler hielt sie für den äußersten Teil der Sonnenatmosphäre. Von späteren Schilderungen möge diejenige Don Ulloas über die Finsternis von 1778 angeführt werden. Er sagt: „Fünf oder sechs Sekunden nach dem Beginn der Totalität sah ich um den Mond einen sehr glänzenden Kreisbogen oder Ring, der schnell in einem Kreise sich zu drehen schien, gleich einem Kunstfeuer, so man um einen Mittelpunkt laufen läßt. Dieses Licht ward stärker und blendender, je mehr der Mittelpunkt des Mondes sich dem Mittelpunkte der Sonne näherte, und um die Zeit der Mitte der Finsternis war es $^1/_6$ vom Monddurchmesser breit. Von diesem leuchtenden Kreisbogen verbreiteten sich allenthalben Lichtstrahlen, so man noch in der Entfernung des Mondes bald stärker, bald schwächer sehen konnte, welches mich schließen ließ, daß dieses schwächere Lichtstrahlen wären, so sich einem feinen Dunstkreise, als derjenige ist, wo sich der Ring gestaltet hatte, mitteilen. Als die beiden Mittelpunkte der Gestirne anfingen sich zu entfernen, so fing auch der Ring an, schmäler zu werden; dieses geschah nach und nach in eben der Ordnung, die ich bei dessen Entstehung und Zunahme bemerkt hatte, er verschwand völlig vier oder fünf Sekunden vor dem Austritte. Die Farbe des Lichtes war nicht allenthalben gleich: der dem Monde zunächst liegende Teil war rot, der darauffolgende fiel ins Hellgelbe, und von der Mitte bis zur äußersten Grenze dieses Ringes verlor sich diese gelbe Farbe, bis sie endlich ganz ins Weiße fiel. Sie hatte allenthalben gleichstarken Glanz, und ihre wirbelförmige Bewegung, so allen Teilen des Lichtes gemein war, schien die Gestalt und Lage der Strahlen zu verändern, indem sie bald länger, bald kürzer zu sehen waren, ohne indessen eine Veränderung in der Farbe des Ringes oder in ihrer Einteilung hervorzubringen. Vier bis fünf Sekunden vor Entstehung des lichten Ringes und ebenso viele Zeit nachher sah man, wie beim Eintritte der Nacht, die Sterne erster und zweiter Größe; allein da der Ring seinen stärksten Glanz hatte, sah man nur die Sterne erster Größe."

Bei der totalen Sonnenfinsternis im Jahre 1842 sah man von der Korona Strahlen ausgehen, die wie Hanfsträhne untereinander verschlungen waren, und einen ähnlichen Anblick bot auch die Finsternis vom 28. Juli 1851 dar, die in Ostpreußen total war. Die Korona erschien damals dem Astronomen Schmidt, der in Rastenburg beobachtete, mit eigentümlichen hellen und breiten Ausläufern versehen, ähnlich den weißen Strahlen großer Nordlichter oder den Lichtgarben, die man bisweilen beim Untergange der Sonne am teilweise bewölkten Abendhimmel sieht. Dabei war aber keinerlei Bewegung, keine Andeutung von Flimmern, kein Strahlenschießen, keine Veränderung der Helligkeit zu bemerken. Bei der Sonnenfinsternis von 1869 zeigte die Korona hauptsächlich gegen Norden, Süden, Osten und Westen große Strahlenausläufer, und die Beobachtungen und Photographieen späterer Sonnenfinsternisse haben es überaus wahrscheinlich gemacht, daß die Gestalt und Ausdehnung der Korona wesentliche Veränderungen erleiden innerhalb des Zeitraumes von elf Jahren, welcher der Periode der Sonnenflecke entspricht. Mit Hilfe des Spektroskops hat man im Lichte der Korona mehrere helle Linien erkannt, darunter eine grüne, die jedoch mit keiner Linie eines bekannten irdischen Stoffes zusammenfällt, so daß wir nicht wissen, welche Substanz es ist, die diese Linie erzeugt. Man glaubte eine Zeitlang, die gleiche Linie auch im Spektrum des Nordlichts zu sehen, doch haben später genauere Messungen gezeigt, daß diese Übereinstimmung nicht stattfindet. Dazu kommt, daß die Materie, deren Licht diese Linie erzeugt, nicht zu allen Zeiten in gleicher Menge und Beschaffenheit in der Sonnenkorona vorhanden zu sein scheint. In den Jahren 1869 bis 1871 war nämlich die grüne Koronalinie sehr lebhaft, 1878 dagegen schwach, und das Gleiche gilt überhaupt von den glühenden gasigen Bestandteilen der Korona. Neben dem eigenen Lichte, welches dieselbe ausstrahlt, glänzt sie aber auch in reflektiertem Sonnenlichte, und zwar sind gewisse Teile der Korona außerordentlich reich an reflektierten Sonnenstrahlen. Überhaupt zeigt die Korona, je länger, häufiger und genauer sie beobachtet wird, ein immer



Morgentoilette. Gemalt von Karl Böker.



Kärtchen der Sichtbarkeit der Sonnenfinsternis vom 19. August in Deutschland.

komplizierteres und geheimnisvolleres Verhalten, so daß man heute über ihre wahrscheinliche Natur und Beschaffenheit weit weniger Zuverlässiges weiß, als man vor vierzig Jahren zu wissen glaubte. Damals dachte man sich die Korona einfach als den äußersten Teil der Sonnenatmosphäre, der uns im Widerschein des Sonnenlichtes sichtbar werde. Diese Ansicht ist durch die spektroskopischen Untersuchungen unhaltbar geworden, denn es hat sich herausgestellt, daß die Korona auch selbst Licht ausstrahlt, daß sie aus Partikeln besteht, welche glühen. Nun könnte man allerdings eine glühende Gasatmosphäre annehmen, welche die Sonne bis zu solcher Höhe umgibt, wie uns die Korona zeigt, also bis zu einer Entfernung von 300 000 Kilometern über der Sonnenoberfläche. Es ist auch unzweifelhaft, daß die Sonne von einer glühenden Atmosphäre umgeben wird, allein wenn die äußersten Teile der Korona dieser Atmosphäre angehören sollten, so müßte letztere gegen die Sonnenoberfläche hin sehr viel dichter werden und ein Aussehen im Spektroskop haben, welches thatsächlich nicht beobachtet wird. Außerdem sind mehrere Kometen auf ihrem Laufe in der Sonnennähe tief in die Korona eingedrungen, haben Hunderttausende von Kilometern innerhalb derselben durchmessen, aber dennoch nicht die geringste Abnahme ihrer Geschwindigkeit, nicht die leiseste Veränderung ihrer Bahn erlitten. Würde ein solcher Komet auch nur die höchste Schicht unserer Atmosphäre mit einer Geschwindigkeit von einigen hundert Kilometern in der Sekunde durchmessen, so würde er vollständig zerrissen und in ebensolche leuchtende Partikelchen aufgelöst wie die Sternschnuppen. Von alledem haben aber die Kometen, welche die Sonnenkorona mit Geschwindigkeit von 500 bis 600 Kilometern in der Sekunde

durchliefen, ja selbst bis zu dem unteren Teile der Korona herabstiegen, nichts gezeigt. Sonach können wir nicht annehmen, daß diese Korona eine gasförmige Atmosphäre bildet, da sie aber doch notwendig aus irgend einer Materie bestehen muß, so bleibt nichts anderes übrig als die Annahme kleiner, staubförmiger Partikelchen. Diese Staubteilchen können dazu nicht einmal so dicht bei einander sein, wie die Sonnenstäubchen in unsern Wohnräumen, denn das würde bei den ungeheuren Dimensionen der Korona schon eine so große Masse von Materie liefern, als wir durchaus nicht zugeben dürfen, ohne in Widerspruch mit den Bewegungen der Kometen zu geraten. Der berühmte Spektroskopiker Huggins sagt in dieser Beziehung: „Wenn wir uns eine so verdünnte Staubwolke vorstellen, daß nur ein kleines, festes oder flüssiges Partikelchen in jeder Kubikmeile vorkommt, würden wir wahrscheinlich noch genug Substanz haben, um eine Korona zu bilden.

Daß die Koronasubstanz eine Art von Staubwolke ist, wird durch die drei Arten Licht erwiesen, die sie uns zusendet. Erstens reflektiertes Sonnenlicht, das zerstreut ist durch Partikelchen fester oder flüssiger Materie; zweitens Licht, das ein kontinuierliches Spektrum gibt und uns lehrt, daß diese festen oder flüssigen Partikelchen glühend sind, während die dritte Form des Spektrums, welches aus hellen Linien besteht, schwächer ist und an verschiedenen Teilen der Korona und bei verschiedenen Finsternissen bedeutend variiert, auch die Anwesenheit von lichtaussendendem Gase zeigt. Dieses zwischen den Partikelchen existierende Gas braucht nicht notwendig eine wirkliche Sonnenatmosphäre zu bilden, welche nach den bereits erwähnten Erwägungen eine ganz unmögliche Annahme ist; denn wir können uns wohl denken, daß dieses dünne Gas von den Partikelchen mitgeschleppt oder sogar von ihnen unter dem Einflusse der Sonnenwärme erst entwickelt worden ist.“ Man muß nun freilich zunächst fragen, wie es kommt, daß diese Partikelchen sich in jenen Höhen über der Sonnenoberfläche dauernd erhalten und nicht allmählich herabsinken. Dies ist eine ernstliche Schwierigkeit, und sie läßt sich nur durch Annahme der Hypothese umgehen, daß die Sonne elektrisch abstoßend auf jene Körperchen wirkt und dadurch deren Schweben ermöglicht. Von anderer Seite hat man darauf hingewiesen, diese Staubteilchen könnten meteorischen Ursprungs sein und fielen wirklich auf die Sonne, würden aber stets wieder aus dem Weltraume her erneuert. Der Astronom Newcomb hält es für möglich, daß die Materie der Korona von der Sonne emporgeschleudert werde und in fein zerteiltem Zustande wieder zurückfalle. Bei dieser Hypothese, sagt er, müssen wir allerdings enorme Wurfgeschwindigkeiten bis zu fast 400 Kilometer in der Sekunde annehmen und zwar beständig in jeder Region der Sonnenkugel. Auch deutet er auf die Möglichkeit einer elektrischen Abstoßung der Sonne, welche die einzelnen Teilchen längere oder kürzere Zeit in der Höhe erhalten könnte. Jedenfalls sind unsere dermaligen Kenntnisse vom Wesen der Korona noch höchst mangelhaft, und wir können zur Zeit nur Vermutungen über die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinungen aussprechen. Vielleicht bringen die Beobachtungen während der bevorstehenden totalen Sonnenfinsternis hierüber wichtige Aufschlüsse, jedenfalls werden sie dazu beitragen, unsere Kenntnisse zu vervollständigen und etwas mehr Licht über die geheimnisvollen Zustände jenes gewaltigen Himmelskörpers verbreiten, an dessen Wärmestrahlung die Existenz alles irdischen Lebens unauflöslich geknüpft ist.



Schwarze Spiritisten.

Kuriose Dinge ereignen sich überall unter der Sonne, sind sie aber gar zu seltsam, ja fast unglaublich, so kann man mit ziemlicher Genauigkeit annehmen, daß sie in Amerika passiert sind. „Das ist ganz amerikanisch,“ heißt's im Volksmunde, wenn irgend etwas geschehen ist, was bei der konsolidierten Begriffswelt der Europäer Verwunderung erregt. Gewiß wird auch der geneigte Leser, wenn er das Bild auf S. 645 betrachtet, ausrufen: der Schauplatz dieser bildlichen Darstellung ist sicherlich in Amerika. Er hat recht. Nicht so schnell dürfte er der ganzen Bedeutung des Holzschnittes auf die Spur kommen. Was stellt er vor?

Am Kongo existiert oder besser gesagt existierte bis vor einigen Jahren eine Sekte — denn die Orgien, welche sie während ihres Götzendienstes feierten, sind ihnen untersagt worden — die in einer Schlange ein allmächtiges irdisches Wesen anbetete, dessen Name Vaudu war. Derjenige aber, der die Hauptrolle bei dieser Schlangenverehrung spielte, gewissermaßen der oberste Priester, war Vaudukönig benannt. Der Vauduismus nun, dessen Ritus ganz barbarische Szenen aufzuweisen hatte, indem bei wildem Tanze und bei dem Absingen von Verschwörungsformeln sogar Kinder geopfert wurden, von anderen grauenhaften Vorkommnissen ganz zu geschweigen, wurde vom Kongo nach St. Domingo, von da nach Louisiana gebracht, nur daß sich bei dieser Wanderung, die dieser heidnische Glaube unternahm, immer mehr der barbarische Charakter verlor. Heutzutage hat sich bei den Schwarzen Amerikas der Vauduismus zu einer Art von Spiritismus umgewandelt, dennoch hat er viel Eigentümliches von früher her behalten.

Eine solche vauduistisch-spiritistische Versammlung in größter Thätigkeit stellt unser Bild dar. Versuchen wir, eine kurze Beschreibung von diesem Treiben, wie es heute hauptsächlich noch in New Orleans in Blüte steht, zu geben.

Wir betreten ein kleines Haus einer engen Straße und werden hier in der Hausflur vom „Doktor“ empfangen. Diesen Namen führt der Leiter der Versammlung, der demnach im Laufe der Zeit und während der Wanderung des Vauduismus von der alten nach der neuen Welt vom Range eines Königs zum bloßen Doktor degradiert worden ist. Der Herr Doktor ist ein freundlich blickender Mulatte in mittleren Jahren, dessen Gesichtsausdrucke aber der verschlagen-pfiffige Blick eines „Mediums“ aufgeprägt ist. Er führt uns in eine Art Empfangsraum, der ziemlich sauber ist, die Gegenstände aber in einer „geisterhaften“ Unordnung zeigt. Hier muß man sich in eine Liste eintragen. Zu welchem Zwecke ist nicht ganz klar, vielleicht zur Kontrolle der Stärke der Sekte. Nachdem der Name in das Register eingeschrieben, geht es in das eigentliche Versammlungszimmer. Ausstattung ist hier so gut wie gar nicht vorhanden, das einzige Möbel ist eine Art Pult, welches als Altar dient. Auf demselben steht eine große Gipsfigur, welche die Jungfrau Maria darstellen soll. Davor brennen drei Kerzen, hinter welchen sich allerhand kleinere Gegenstände noch befinden. Am Fuße des Altars stehen zwei weitere Kerzen, daneben liegen verschiedene Opfergegenstände, die während des Ritus gebraucht werden: Schalen gefüllt mit Äpfeln, Weinbeeren, Bananen, Orangen, Gefäße mit Zucker und Rosinen, Flaschen mit Wasser und solche mit Branntwein und Pakete von Lichtern. Um dieses Inventar gruppieren sich die Gläubigen. Es ist eine gewählte, gemischte Gesellschaft: gewählt, weil der Doktor sehr vorsichtig zu Werke geht, ehe er einem Unbekannten die Pforten seines Hauses öffnet, da die Polizei, wenn sie Anzeige erhält, die Anhänger des Vauduismus auseinandergehen heißt; gemischt, weil nicht bloß Farbige sich versammeln, sondern auch Weiße erschienen sind, um allen Ernstes die Geheimnisse der Zukunft sich von dem Medium verkünden zu lassen. Da schaut man kohlschwarze Neger, die draußen im Gewühle der Stadt sich als Lastträger und Güterverpacker entpuppen, Negerinnen, deren Wirkungskreis für gewöhnlich in der Küche oder im Bedientenzimmer ist, darunter mischen sich Mulatten, Quarteronen und Weiße. Alle schauen mit Ehrfurcht zu dem Doktor empor, der den Ruf hat, durch Zauberkünste die Kranken zu heilen, verlorene Gegenstände wiederzufinden, Diebe zu entdecken, vor allem aber in die Zukunft zu schauen. Manche

Schöne wird sich nur deshalb in die Liste der Gläubigen haben aufnehmen lassen, um das kundige Medium in Herzenssachen zu befragen, und wir irren wohl kaum, wenn die „weiße Dame," die wir im Vordergrunde unsers Bildes schauen, sich nur in diese etwas unheimliche Gesellschaft gewagt, weil sie gar zu gern erfahren will, ob der Erwählte ihres Herzens einst ihr Begleiter durchs Leben werden wird.

Jetzt begibt sich der Doktor auf die eine Seite des Altars, sein Weib auf die andere, ein: Commençons — es wird merkwürdigerweise während der ganzen Zeremonie nur französisch gesprochen — ertönt von beider Lippen. Ersterer verbeugt sich vor den Anwesenden und schlägt dreimal mit einem Stabe auf den Erdboden. Die ganze Versammlung folgt seinem Beispiele, nur in Ermangelung eines Stockes die Handknöchel benutzend. Dann ertönt von den schwellenden Lippen des am Altar stehenden Weibes eine seltsame Melodie, in welche die anderen nach und nach einstimmen. Die Weise enthält die Aufforderung an das Medium, den Tanz vor dem Altare zu beginnen. Der Gesang wird allmählich stärker, und zur Bekräftigung ihrer Bitte schlagen die einzelnen in die Hände und treten mit den Füßen den Takt, bis schließlich der ganze Raum von tosendem Lärme widerhallt. Der Vaudu macht sich bereit. Er ergreift eine Flasche Branntwein, besprengt links und rechts den Erdboden damit, nimmt aber den größten Teil desselben mit einem tiefen Schlucke zu sich und beginnt nunmehr den Tanz. Er schlägt ein langsames Tempo an, bewegt sich mehr mit dem Oberkörper als mit den Füßen, nach und nach aber wird er schneller, springt vorwärts und rückwärts, dreht sich im Kreise, immerfort begleitet von dem ungeschulten Gesange der Vauduistenkehlen, der lauter und eindringlicher wird. Auch der Tänzer wird immer aufgeregter und verfällt schließlich in ein rasendes Tempo. Wilde Leidenschaft spricht aus seinen Zügen. Ohne den Tanz zu unterbrechen, ergreift er abermals eine Branntweinflasche, gießt deren Inhalt in ein neben ihm stehendes Gefäß und entzündet denselben mit einem Streichholze. Vor dem Altar brennt jetzt ein „heiliges" Feuer. Alsdann nimmt er ein Bündel Kerzen, hält sie in die Flamme und verteilt sie, fortwährend im Rythmus des Gesanges sich fortbewegend, unter die Andächtigen, im nächsten Augenblicke erfaßt er von den Schüsseln Äpfel, Weinbeeren, Bananen und Orangen, benetzt sie mit brennendem Branntwein und wirft sie in den Kreis der erregten Menge. Seine Hände sind in Flammen, seine Kleider scheinen lichterloh zu brennen; die Augen geschlossen und den Kopf vor- und rückwärts werfend, tanzt er in wilder Ekstase beharrlich nach den unheimlichen Weisen.

Doch immer noch steigert sich die Erregung bei Tänzer und Sängern, bis ersterer, im Höhepunkte wahnsinniger Leidenschaft angelangt, eine Platte ergreift, die gänzlich mit Zucker bedeckt ist. Auch sie wird mit Branntwein benetzt und angebrannt, dann auf das Haupt geschwungen und darauf balanciert, der Tänzer dreht sich dabei immer wie ein tanzender Derwisch schnell im Kreise herum. Der flammende Zucker fliegt umher, und gierig suchen ihn die Gläubigen zu erhaschen, um ihn als teures Pfand mit nach Hause zu nehmen. Plötzlich ändert sich die Sangweise. Nicht weniger wild erschallt jetzt ein zweiter Bittgesang an den Vaudu, der nunmehr seine Zauberkraft an den Singenden entfalten soll. Mit dem Lichte in der Hand knieen die Jünger Vaudus vor dem auf diese Weise „Erleuchteten" nieder und erwarten so die Behandlung des Doktors. Man hört von den Lippen der Gebrechlichen und Kranken das flehentliche Gesuch, der Vaudu möge ihre Leiden vertreiben, der Mund irgend einer in Liebe entbrannten Schwarzen oder Weißen stammelt Herzenswünsche. Der Doktor hört die Bittenden an, doch nicht einen Augenblick hält er inne in seinen tanzenden Bewegungen. Er benetzt die neben ihm Knieenden mit Branntwein, und nachdem er das Licht, welches sie in der Hand halten, ausgelöscht, fährt er mit der flammenden Hand durch ihr Haar und über ihr Gesicht, faßt sie endlich bei der Hand, hebt sie auf und dreht sie ein Dutzend Mal im Kreise herum, bis der Schwindel sie ergreift.

Ununterbrochen dauert der wüste Lärm fort, der durch Singen oder besser Schreien, durch Händeklatschen und Füßetrampeln hervorgebracht wird, ununterbrochen springt der Vaudu in toller Verzückung inmitten rauchender Früchte umher, Zauberformeln murmelnd — man glaubt nimmermehr,



Tanz der Vaudusekte in Louisiana. Nach einer amerikanischen Quelle.

in einer zivilisierten Stadt einer aufgeklärten Republik zu sein, eher meint man sich in wilde Gegenden Afrikas oder gar in die Hölle versetzt.

Endlich verstummt der Gesang. Des Doktors Frau geht mit einem Hute herum, um einen Beitrag zur Förderung des Bauduismus, zur Deckung der entstandenen Kosten und — last not least — zur Belohnung für die anderthalbstündigen Anstrengungen ihres Mannes zu sammeln. Die Zeremonie ist zu Ende. Die Leidenden fühlen sich erleichtert, weil sie die Hoffnung auf Genesung mit sich nehmen, die Liebenden sind in ihrem Glauben gestärkt, daß sie die richtige Wahl getroffen, und der Herr Doktor ist gleichfalls befriedigt, wenn er den Ertrag der Versammlung überschaut mit dem frohen Bewußtsein, damit genügenden Branntwein anschaffen zu können — natürlich bloß zum Gebrauche in der nächsten „Vorstellung."

A. B.

Es werde Licht!

Mit diesem Machtworte schuf Gott am ersten Tage der Schöpfung das freundliche Element, das uns zum Leben so notwendig ist wie Luft und Nahrung.

Bei uns modernen Menschen genügt zwar nicht ein Wort, aber der Aufwand an Zeit und Mühe, den uns der lichterzeugende Strich mit dem Zündhölzchen kostet, ist so gering, daß wir immerhin zufrieden sein dürfen. Unsern Vorfahren ist es keineswegs so leicht geworden, und Jahrtausende mußte die Menschheit durchlaufen, ehe die widerspenstigen Lichtquellen ihrem Rufe: „Es werde Licht!" prompt Folge leisteten.

Wir alle kennen die griechische Sage, wonach es Prometheus gewesen, der das von den Göttern als ausschließliches Monopol gehütete Feuer vom Olymp auf die Erde brachte, das heißt den Menschen die Kunst lehrte, Feuer jederzeit willkürlich zu erzeugen. Allein worin seine Methode eigentlich bestand, darüber „schweigt des Sängers Höflichkeit" — wahrscheinlich deshalb, weil er nicht allzuviel Rühmenswertes darüber zu berichten gewußt hätte. Denn wir dürfen ruhig annehmen, daß diese Methode noch sehr unvollkommen war; es wäre sonst schwer erklärlich, warum die Griechen die Flammen, die sie auf irgend eine Weise, sei es nun durch künstliche Erzeugung oder durch Entzündung an Blitzen und Vulkanen erhalten hatten, mit so ängstlicher Sorgfalt unterhielten, damit sie ja niemals erlöschten. Der religiöse Feuerdienst, der sich bei so vielen alten Völkern findet, ist auf diese Sorge um die Erhaltung des Feuers zurückzuführen und beweist am besten, wie hoch die Menschen von jeher dieses Element schätzten. Die auf tiefster Kulturstufe stehenden Naturvölker freilich sahen in demselben eine verderbenbringende Kraft, die sie, indem sie ihr Fettstoffe und dergleichen als Nahrung boten, bei guter Laune zu erhalten suchten, damit sie ihre Wohnstätten nicht verzehre. Die entwickelteren Kulturvölker aber erblickten in dem Leuchten, dem Nachobenstreben und in der reinigenden Kraft des Feuers bald ein Symbol der Gottheit, und die „ewigen Feuer" in ihren Tempeln wurden sorgfältig vor jeder Verunreinigung gehütet; sie durften z. B. nicht mit dem Mund angeblasen werden, und die Priester näherten sich ihnen stets nur mit einem Tuche vor dem Munde. Mit harten Strafen wurde ihr Verlöschenlassen geahndet; die römischen Vesta-Priesterinnen z. B. wurden für dieses Verbrechen lebendig begraben.

Die alten Inder sahen in der Flamme den Lichtgott Agni selbst, in dem sie den Urgrund aller Götter, sowie alles Lebens, das die Welt durchdringt, verehrten. Durch Reiben und Quirlen zweier Hölzer wird er zur Erde herab gerufen, erscheint in der Hütte der Hirten, wird mit hoher Verehrung empfangen und nimmt, nachdem er mit Butter erquickt worden ist, die Gebete der Frommen entgegen, um sie zu den Göttern emporzutragen.

Hier also hätten wir die erste Andeutung des antiken „Zündholzes." Reiben und Quirlen zweier Hölzer! Freilich war dasselbe, wie man sieht, nicht so einfach und handlich wie unser modernes, vielmehr ein recht umständliches Möbel, mit dem unsere eleganten Wachszündhölzchen jede Gemeinschaft entrüstet zurückweisen würden. Und

doch findet es sich übereinstimmend nicht nur bei den verschiedensten Völkern des Altertums, sondern auch noch heute bei mehreren Naturvölkern Südasiens, Südamerikas und Polynesiens! Bei den Indern, Griechen, Römern und Deutschen war die Einrichtung derart, daß ein Stab in einen anderen oder aber in eine Scheibe oder Tafel oder endlich in die Nabe eines Rades gebohrt und möglichst rasch gedreht wurde. Theophrast berichtet, daß das Feuerzeug aus zwei Holzstücken bestand, der eschara, die am besten aus dem Holze der Atragene gefertigt wurde, und dem trypanon (Bohrer), der meist vom Lorbeer, vom Dorn, Epheu oder der Eiche genommen war. Wie langwierig und ermüdend es war, mit diesem Feuerzeuge seinen Zweck zu erreichen, geht daraus hervor, daß selbst im trockenen Südafrika, wo es noch jetzt im Gebrauch ist, sich stets mehrere Männer bei der Drehung ablösen müssen, da die Kraft und Ausdauer eines einzelnen nicht hinreicht, den begehrten Funken hervorzulocken. Indes haben verschiedene Indianerstämme bedeutende Verbesserungen daran angebracht. Sie bohren in ein Brettchen von weichem Holze mehrere Löcher, die sie mit einem leicht feuerfangenden Zunder aus vermodertem Holz anfüllen. Der Bohrer von hartem Holz aber ist oben mit einer Schwungscheibe versehen und wird, nachdem sein zugespitztes unteres Ende in den Zunder gesteckt ist, durch Hin- und Herziehen einer an einen Bogen gespannten und um den Stab geschlungenen Schnur in so rasche Bewegung versetzt, daß in wenigen Sekunden der Zunder ins Glimmen gerät und die Entzündung von trockenem Gras oder Stroh ermöglicht.

Wenn die Griechen den Apparat bereits in dieser Vollkommenheit besessen hätten, würden sie wahrscheinlich weniger eifrig bestrebt gewesen sein, neue Feuerzeuge zu gewinnen. So aber gerieten sie darauf, durch das Aneinanderschlagen gewisser Steine Funken zu erzeugen. Pyrodes, der Sohn des Cilix, soll diese Kunst erfunden haben. Als Feuererzeuger benutzte man den Kiesel, zum Auffangen des Funkens das Mark der Fecula, das — nach Plinius — auch in Ägypten dazu verwendet wurde. Plinius erwähnt ferner trockener Schwämme, die zu demselben Zwecke dienten, und getrockneter Blätter. Aus den Zeiten der alten Römer sind Zunderschachteln von künstlicher Arbeit auf uns gekommen, die im Innern ganz ähnlich wie die Blechkästen eingerichtet waren, die noch bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts unter dem Namen Stein-, vulgo Pinkfeuerzeug in Gebrauch waren. In Deutschland gelangten diese von den Römern Ignitabulum genannten Feuerzeuge im XIV. und XV. Jahrhundert allgemein zur Herrschaft. Sie bestanden anfangs aus einem plumpen Stahl, einem Feuerstein, der durch das Anschlagen mit dem Stahl Funken sprühte, und Hobelspänen, die die Funken auffingen und dadurch in Brand gerieten. Zu Ende des XVII. Jahrhunderts kam das thüringische Feuerzeug mit Zunder und Schwefelfäden in Gebrauch, das bald verschiedene Gestalt annahm, z. B. die eines französischen Flintenschlosses, wobei der Zunder in die Pfanne gelegt und durch Abdrücken des Hahnes entzündet wurde. Eine andere, verbesserte Art war das Luntenfeuerzeug, bei welchem statt des Feuersteins ein geschliffener Achat verwendet wurde und der Funke auf eine mit chromsaurem Kali getränkte Lunte fiel. Die gebräuchlichste Art des Zunders war jedoch der Feuerschwamm, der aus einem an Buchen-, Äpfel- und Birnbäumen häufig vorkommenden Pilze bereitet wird und noch heute bei den Bauern vieler Gegenden zum Anzünden der Pfeifen in Ansehen steht. Doch wird ohne Zweifel auch er dem altehrwürdigen Steinfeuerzeug bald ins Grab der Vergessenheit folgen. Die modernen Erfindungen sind Tyrannen, sie dulden keine anderen Götter neben sich, und wären sie auch nur so klein wie unsere Zündhölzchen: mit dem Althergebrachten räumen sie unerbittlich auf.

Auch die Brenngläser, die dem Feuerstein lange Zeit Konkurrenz machten, sind dem Zündhölzchen längst gewichen. Sie waren, gleich den Brennspiegeln, schon den alten Thraciern bekannt, die sie aus Kristall schliffen, während sie die Brennspiegel aus Bronze herstellten. Von welcher Größe und Wirkung letztere zuweilen gewesen sein müssen, erhellt aus der bekannten Erzählung, daß Archimedes die feindliche Flotte, die Syrakus belagerte, mittels Brennspiegel von den Wällen der Stadt aus in Brand setzen wollte. Die Römer benutzten Brenngläser besonders dazu, das heilige Feuer der Vesta wieder zu entzünden, wenn es durch die Nachlässigkeit der Priesterin verlöscht war. Auch bei uns haben sich diese Feuerzeuge seit dem XIII. Jahr-

hundert allmählich eingebürgert und sind mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, als sie endlich in großen Massen zu billigen Preisen hergestellt werden konnten, ziemlich populär geworden. Noch heute trifft man sie hier und da bei Schäfern und Jägern, obwohl auch ihr letztes Stündlein geschlagen hat. Ihr Nachteil liegt auf der Hand: sie können nur bei Tage und auch dann nur bei hellem Sonnenschein gebraucht werden. Wären wir in unsern trüben, nebeligen Gegenden auf sie allein angewiesen, so dürften wir oft wochenlang im Dunkeln sitzen.

Ein interessanter, aber wenig bekannter Vorfahre unsers Zündhölzchens ist Du Montiers pneumatisches Feuerzeug, das auf der bekannten Eigenschaft besonders gasförmiger Körper beruht, sich durch rasches Zusammenpressen stark zu erhitzen. Es besteht aus einer metallenen Röhre, in der sich ein luftdicht schließender Kolben auf und ab bewegen läßt. An der unteren Fläche dieses Kolbens ist ein Zündschwamm angebracht, der, wenn man den Kolben rasch niederstößt und wieder zurückzieht, infolge der Temperaturerhöhung, die die in der Röhre eingeschlossene Luftschicht durch die Kompression erlitten hat, ins Glühen geraten ist. Die Röhre hatte häufig die Form eines Stiefels, dessen Sohle beim Gebrauch an irgend einen festen Gegenstand angestoßen wurde, und erhielt deshalb die Bezeichnung „Stiefelfeuerzeug.“ Merkwürdigerweise findet sich dasselbe auch bei den Dayaks auf Borneo und in Birma.

Andere interessante, aber ebenfalls nicht zu großer Verbreitung gelangte Feuerzeuge waren das 1780 von Fürstenberger erfundene elektrische Feuerzeug und die 1823 von Döbereiner konstruierte Platin-Zündmaschine. Bei ersterem wird aus Zink und verdünnter Schwefelsäure Wasserstoffgas entwickelt, das in dem Moment, wo es durch Umdrehen eines Hahns aus einer feinen Öffnung im Entwickelungsgefäß entweicht, durch den Funken eines Elektrophors entzündet wird. Die dadurch erzeugte Flamme überträgt sich auf den Docht eines an der Maschine angebrachten Wachsstockes.

Die Döbereinersche Zündmaschine beruht auf der merkwürdigen Eigenschaft poröser Körper, gewisse Gasarten in großer Menge aufzusaugen und zu verdichten, wobei eine so intensive Wärme entwickelt wird, daß manche dieser Körper, besonders der aus dem Platin dargestellte, ungemein poröse Platinschwamm, ins Glühen gerät. In einem Gefäße wird durch Zink und verdünnte Schwefelsäure Wasserstoff erzeugt, den man nach Belieben durch eine Klappe gegen eine mit Platinschwamm gefüllte Kapsel ausströmen lassen kann. Der Schwamm wird dadurch rasch in Glut versetzt, die nun das weiter nachströmende Gas zur hellen Flamme entzündet.

Als unmittelbarer Vorläufer des modernen Zündhölzchens muß noch das Tunk- oder Tauchfeuerzeug genannt werden, das auf der 1806 von Berthollet gemachten Entdeckung beruht, daß bei der Zersetzung von chlorsaurem Kali durch Schwefelsäure brennbare Körper leicht entzündet werden. Dünne, an einem Ende mit Schwefel und einer Mischung aus chlorsaurem Kali, Zucker und Zinnober überzogene Hölzchen wurden auf Asbest, der mit konzentrierter Schwefelsäure getränkt war, gedrückt, wodurch die Entzündung erfolgte. Das Hundert dieser Hölzchen kostete noch 1812 einen Gulden österreichischer Währung, und ein Blick auf diesen Preis genügt, uns mit Befriedigung darüber zu erfüllen, wie „herrlich weit“ wir es heutzutage doch gebracht haben! Noch weit kostspieliger waren die etwas später in England fabrizierten „Prometheans,“ bei denen das Gemisch von chlorsaurem Kali und Zucker in ein dünnes Röllchen von Papier gehüllt war, das außerdem ein an beiden Enden zugeschmolzenes Glasröhrchen voll Schwefelsäure enthielt. Zerdrückte man das Glas, so erfolgte infolge der Berührung der Schwefelsäure mit der Zündmasse die Entzündung.

Betrachten wir unser Phosphorzündhölzchen, wie es uns heute so einfach und schlicht entgegentritt, so müssen wir uns billig wundern, daß man so lange Zeit gebraucht hat, um diese schlichte Einfachheit zu erreichen. Der Phosphor war schon gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts von dem Hamburger Kaufmann Brandt, der den Stein der Weisen darzustellen suchte, durch Zufall entdeckt worden, kostete aber damals pro Unze noch 10 bis 15 Dukaten. Bald darauf entdeckte auch Kunckel, der berühmteste Chemiker der damaligen Zeit, das Geheimnis der Phosphorgewinnung, wodurch der Preis des neuen Produkts bedeutend herabgedrückt wurde. Daß man diesen so leicht entzündlichen Körper verhältnismäßig so spät zur Zündholz-



Ob's noch reicht? Gemalt von K. Dery.

fabrikation verwandte, lag wohl an der Schwierigkeit, die Selbstentzündung desselben an der atmosphärischen Luft zu verhindern. Die sogenannten Turiner Lichtchen suchten diese Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß sie den Phosphor in einem kleinen Glaskügelchen, das in ein Röhrchen auslief, trugen. Das Röhrchen war durch das eine Ende eines Wachsdochtes verschlossen, dessen anderes, mit Schwefel- und Kampferpulver bestreutes Ende in die Glaskugel eingeschmolzen war. Zerbrach man das Röhrchen an der Stelle, wo sich die Kugel ansetzte, so entzündete sich der Phosphor und setzte den Docht in Brand. Daß diese Feuerzeuge viel zu umständlich und teuer waren, um Gemeingut des Volkes zu werden, liegt auf der Hand.

Erst 1833 tauchten die Phosphorstreichhölzchen in einer der jetzigen ähnlichen Form und Zusammensetzung auf, und zwar ist es nicht festgestellt, wer die Priorität dieser Erfindung beanspruchen darf. Die Franzosen nennen Dorosne, die Engländer John Walker, die Deutschen Moldenhauer in Darmstadt, Kammerer aus Schwaben und Preshel in Wien als Erfinder. Bei dem damaligen Zustande der Patentgesetzgebung ist auch keine Aussicht vorhanden, daß der Streit über das Prioritätsrecht jemals geschlichtet werden könnte. Genug, daß diese Zündhölzchen um das angegebene Jahr gleichzeitig an verschiedenen Orten auftauchten und — nachdem die Zündmasse noch durch Trevany, Preshel und Böttger bedeutende Verbesserungen erfahren hatte — sich bald die Welt eroberten. Ganz ohne Kampf ist ihnen dies jedoch nicht gelungen. Im Anfang, als die Zündmasse infolge des großen Gehalts an chlorsaurem Kali noch explosivartig entbrannte und glühende Funken umherspritzte, wurden die Zündhölzer in vielen Staaten als feuergefährlich verboten. Erst als dieser Stoff teilweise durch eine Mischung von Mennige und Braunstein, dann vollständig durch das braune Bleisuperoxyd ersetzt worden war, konnten die kleinen Helden unangefochten ihren Siegeslauf vollführen.

Doch war es noch immer der hohe Phosphorgehalt, der Bedenken erregte. Man setzte daher denselben, der anfangs bis zu 50 Prozent betragen hatte, allmählich nicht nur auf 5 bis 17 Prozent herab, sondern suchte sogar, nachdem Schrötter 1847 den roten (amorphen) Phosphor entdeckt hatte, der so gut wie unschädlich ist, seinen gefährlichen weißen Giftbruder ganz zu beseitigen. Leider stellte sich aber die schwere Entzündbarkeit des roten Phosphors seiner allgemeinen Einführung in den Weg, und so sind es noch immer die gewöhnlichen Phosphorzündhölzchen, die den Markt behaupten.

Die Herstellung derselben wird in Frankreich, Österreich, Bayern und Sachsen in unglaublichen Massen betrieben. Bei ihrem überaus niedrigen Preise, wobei noch die bedeutenden Herstellungskosten des Phosphors, des Bleisuperoxydes und anderer Stoffe nicht übersehen werden dürfen, ist eine lohnende Fabrikation nur da möglich, wo das Rohmaterial, besonders das Holz, billig ist und die Arbeitslöhne niedrig stehen. Die waldreichen Gebirgsgegenden des Böhmerwaldes und des Harzes, des Erz- und Riesengebirges beherbergen daher die meisten Fabriken.

Wir wollen für einen Augenblick eine derselben betreten, um uns die ziemlich mühsame Erzeugung der kleinen Dinger, die uns täglich so ausgezeichnete Dienste leisten, zu betrachten. Freilich müssen wir vorerst unsere Geruchsnerven bitten, ihre Empfindlichkeit abzulegen; auch unsern Lungen wird es nicht leicht werden, sich mit den erstickenden Phosphordämpfen, die uns schon an der Thür empfangen, zu befreunden. Indes ein Blick auf die Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen, die ihr ganzes Leben in diesen Dünsten zubringen müssen, ermutigt uns, den Widerwillen niederzukämpfen. Zunächst beobachten wir die Herstellung der Hölzchen, zu denen man astreine Bretter aus Tannen-, Fichten-, Espen- und Kiefernholz verwendet. Ein eigentümlicher, durch Dampf- oder Wasserkraft betriebener Hobel ist mit mehreren Löchern versehen, deren vordere Ränder zugeschärft sind und, indem sie in das Brett dringen, dasselbe der ganzen Länge nach in soviele runde Holzstäbchen spalten, als der Hobel Löcher enthält. Durch ein Hebelmesser, das sich in gewissem Abstande von einer festen Fläche bewegt, werden dann die Hölzchen zu der erforderlichen Länge abgeschnitten, indem man immer ein Bündel der langen Stäbchen gegen die feste Fläche stößt und das Messer niederdrückt. Wie ungeheuer rasch diese ganze Prozedur vor sich geht, erhellt daraus, daß in einer Minute etwa 3000 Hölzchen herge-

stellt werden, deren Preis sich auf etwa drei Pfennige beläuft.

Die Hölzchen erhalten nun die nötige Vorrichtung für ihr Schwefel- und Phosphorbad. Sie werden zu dem Zweck auf kleine Brettchen von etwa 30 Zentimeter Länge und 5 bis 6 Zentimeter Breite gelegt, deren untere Seite mit Flanell überzogen ist, während die obere rinnenförmige Quereinschnitte enthält, deren jeder zur Aufnahme eines Hölzchens bestimmt ist. Ist das Brettchen ganz damit bedeckt, so wird ein zweites daraufgelegt, das mit seiner unteren Seite die Hölzchen in ihrer Lage festhält, auf seiner oberen aber ebenso belegt wird. Hierauf folgt ein drittes, viertes ꝛc., bis dieselben einen Stoß bilden, der nun durch Schrauben zusammengehalten wird. Die Hölzchen stehen auf der einen Seite etwas über den Rand der Brettchen hervor. Auch diese Arbeit des Hölzchensteckens hat eine flinke Maschine den langsameren Menschenhänden abgenommen. Zu ihrer Bedienung genügt ein Knabe, der damit in einer Stunde 50 bis 60000 Hölzchen steckt.

Zunächst erhalten die letzteren ihr Schwefelbad. Der Schwefel wird in einem pfannenartigen, völlig wagerecht gestellten Kasten geschmolzen, darf aber den Boden desselben nur bis zu einem Zentimeter Höhe bedecken. Die in ihren Rahmen eingeschraubten Hölzchen werden nun mit den vorstehenden Enden in die heiße Masse gestellt, wieder herausgenommen und zum Trocknen aufgehängt. Ein zweites ähnliches Bad in der Zündmasse verleiht ihnen dann ihre eigentliche Wirksamkeit, den Phosphorgehalt. Die Zusammensetzung der Zündmasse wird von den meisten Fabriken als Geheimnis gehütet und erfolgt auch fast in jedem Etablissement nach einem anderen Rezept. Das Wesentliche ist immer der Phosphor, der bei etwa 50° Wärme mit einem Bindemittel, Senegalgummi, Dextrin oder Leim, innig verrieben und dann mit den übrigen Bestandteilen, die den Zweck haben, das Verbrennen zu begünstigen und die Reibung zu vergrößern, vermischt wird. Mennige, Salpeter, Braunstein, Kreide, Kienruß, Bimsstein, Englischrot, Terpentin, Schwefeleisen, Bleisuperoxyd, Schwefelantimon, Feuerstein, Bleinitrat sind die gebräuchlichsten dieser Zusatzstoffe, zu denen sich noch verschiedene Farben, Berliner Blau, Kobaltblau, Mennige, chromsaures Bleioxyd ꝛc. gesellen, um sie blau, rot, gelb ꝛc. zu färben.

Ist auch der Phosphor vollständig getrocknet, so sind die Zündhölzchen vollständig fertig. Es erübrigt nur noch, sie aus den Brettchen zu nehmen, abzuzählen und in Schachteln, Kartons oder Papierhülsen zu verpacken, was meist von Kindern und Frauen geschieht, wie denn überhaupt in der ganzen Zündholzfabrikation nur wenige Männer beschäftigt sind. Die notwendigen Arbeiten sind ausnahmslos leicht zu verrichten, und bei dem niedrigen Preise des Produkts sind die Fabrikanten gebieterisch auf die billigere Frauen- und Kinderarbeit hingewiesen.

Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die sogenannten schwedischen (Sicherheits-) Zündhölzer zu werfen, die sich großer Verbreitung erfreuen und den gewöhnlichen Zündhölzern täglich Terrain abgewinnen. Wie so vieles Gute sind auch sie ursprünglich eine deutsche Erfindung, die aber, nach dem bekannten Worte vom Propheten im Vaterlande, erst dann anerkannt und mit Beifall überschüttet wurde, als sie sich unter fremdländischer Flagge bei uns einführte. Schon 1848 nämlich hatte Böttger in Schuttenhofen eine Fabrik zur Herstellung von „Antiphosphorhölzern" errichtet, bei denen der amorphe Phosphor nicht auf die Zündhölzer selbst, sondern mit einem Zusatz von Braunstein auf eine besondere Reibfläche aufgetragen war. Die Hölzchen waren mit einer Masse aus chlorsaurem Kali und Schwefelantimon versehen und entzündeten sich nur auf jener Reibfläche. Allein das verehrliche Publikum fand es zu unbequem, immer eine besondere Reibfläche bei sich tragen zu sollen, und Böttgers Fabrik mußte bald den Betrieb einstellen. Erst als zehn Jahre später dasselbe Produkt aus Schweden zu uns kam, wurde es mit offenen Armen willkommen geheißen. Die Reibfläche der schwedischen Zündhölzchen besteht aus Schwefelkies, Schwefelantimon und rotem Phosphor, die Zündmasse aus Kaliumchlorat, Kaliumbichromat und Glaspulver. Der Export Schwedens betrug im Jahre 1874 etwa 180000 Zentner Zündwaren im Werte von fast fünf Millionen Mark.

So ungeheuer diese Zahlen uns erscheinen, so werden sie doch übertroffen von den imponierenden Zahlenkolonnen, die Deutschland und Österreich in diesem Industrie-

zweige ins Feld führen können. Schon vor fünfundzwanzig Jahren erzeugte Österreich jährlich über 50 000 Millionen Zündhölzchen. In Deutschland aber produzierten ebenfalls schon in den sechziger Jahren allein die drei Fabriken Andreasberg, Lauterberg und Oberfeld, die gegen 1300 Arbeiter beschäftigten, täglich 700 bis 800 Millionen Zündhölzer!

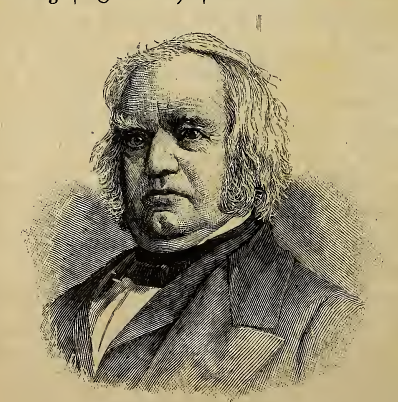
Natürlich werden diese Unmassen nicht sämtlich in Deutschland verbraucht, sondern zum großen Teil exportiert. Wie groß unser Verbrauch ist, davon besitzen wir keine genaue Kenntnis; wir können nur einen ungefähren Maßstab gewinnen, wenn wir einen Blick auf das benachbarte Frankreich werfen, das 1872 eine Steuer auf die Fabrikation von Zündwaren eingeführt hat, wodurch eine ziemlich sichere Übersicht der Produktion und des Konsums ermöglicht wird. Da ergibt sich denn, daß Frankreich Tag für Tag 180 Millionen Zündhölzchen, jährlich also etwa 70 Milliarden abnützt und dafür dem Staate die Kleinigkeit von fünfunddreißig Millionen Franken Steuer zahlt! Bedenkt man nun, daß diese Steuer die Zündhölzchen in Frankreich sehr verteuert und dadurch den Absatz vermindert, daß ferner infolge der hohen Besteuerung des Tabaks das Rauchen daselbst ein seltener Luxus ist, was den Verbrauch an Zündhölzchen ebenfalls sehr beschränkt, daß endlich Deutschland 10 Millionen mehr Einwohner hat als sein westlicher Nachbar, so wird man nicht weit fehlgehen, wenn man unsern täglichen Bedarf auf 250 bis 300 Millionen annimmt.

Diese Zahlen und die Konsequenzen, die sich für jeden denkenden Leser daraus ergeben, werden uns auch in den Augen derjenigen rechtfertigen, die vielleicht meinen, es sei eine Verschwendung, einem so kleinen Gegenstand einen so großen Artikel zu widmen. Dieser kleine Gegenstand ist — abgesehen von seiner Unentbehrlichkeit im täglichen Leben — ein nicht unwichtiger Faktor im Erwerbsleben unserer Nation; er beschäftigt Tausende von Arbeitern, bringt Millionen in unser Land und hat somit wohl verdient, einmal zum Objekt einer eingehenden Studie gemacht zu werden. Wird er doch ausnahmslos, nachdem er uns das köstliche Gut des Lichtes gespendet hat, gleichgültig beiseite geworfen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ Wir aber wollten ihm gegenüber ein anderes Wort zur Geltung bringen:

„Ehre, dem Ehre gebührt!“ H. S.

Professor Pott, † 5. Juli 1887.

Die Wissenschaft hat mit dem Tode Dr. August Friedrich Potts einen neuen erheblichen Verlust erlitten. Pott war eine Größe auf dem Gebiete der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Seine Wirkungsstätte war bekanntlich die Universität Halle, wo er eine zahlreiche Zuhörerschaft um sich versammelte. Er war bei seinen Schülern und allen, die in nähere Berührung mit ihm kamen, allgemein geachtet und geschätzt. So war er bei Gelegenheit seines 50jährigen Professoren-Jubiläums an der Hallischen Hochschule im Jahre 1883 der Gegenstand der herzlichsten Ovationen. Pott ist 1802 zu Nettelrede in Hannover geboren, hat in Göttingen Philologie studiert, nach bestandenem Examen am Gymnasium zu Celle doziert und sich später an der Berliner Universität habilitiert. 1833 nahm er die Professur in Halle an, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Seinen Ruhm als Sprachforscher verdankt er zumeist seinen zahlreichen Schriften, von denen wir hervorheben: „Die Zigeuner in Europa und Asien“ (2 Bände, 1844—45), welches Werk ihm den Preis der Pariser Akademie einbrachte,



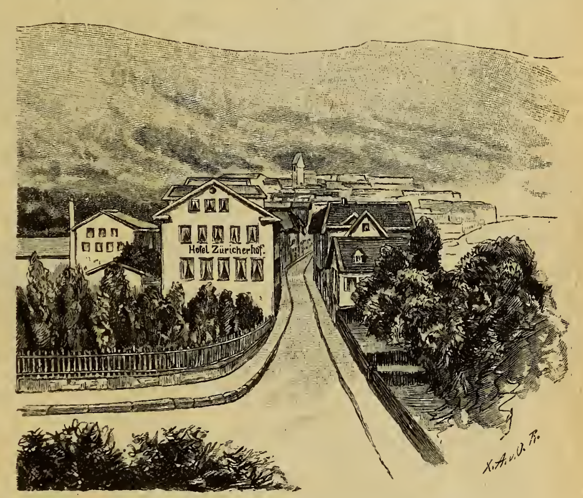
Professor Pott in Halle, † 5. Juli 1887.

„Die Personennamen" (zwei Auflagen: 1853 und 1859), „Die Sprachverschiedenheit in Europa, an den Zahlwörtern nachgewiesen" (1868) und die „Etymologischen Forschungen", welche 1833—36 zum erstenmal herauskamen, seinen Ruf begründend, und welche in zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage 1859—76 in 10 Bänden erschienen. Die letzteren können als Ergänzung zu Bopps „Vergleichender Grammatik" angesehen werden. Pott war auch Mitarbeiter verschiedener wissenschaftlicher Zeitschriften, u. a. der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft und der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, in welchen hervorragende Aufsätze aus seiner Feder erschienen sind.

Die Katastrophe in Zug.

Von Konrad Menzel.

Liebliches Zug! — armes Zug! Mit diesen kurzen Worten läßt sich am besten der Eindruck wiedergeben, den die Vergleichung zwischen Zug vor und nach der Katastrophe vom 5. Juli auf jeden machen muß, der das Städtchen kennt. — Ja, liebliches Zug, freundlich gebettet zwischen dem grünen See und dem felsigen Berghang, aus der Ferne gegrüßt von dem königlichen Rigi und dem zackigen Pilatus mit den dazwischen ragenden silbernen Häuptern der Berner Alpen! Vor noch nicht langer Zeit wandelte der Fremde durch deine kleinen Straßen, betrachtete gerne deine altertümlichen Gebäude, erging sich am Seegestade mit dem Blicke auf den stillen Wasserspiegel und auf die erhabenen Firnen. Wie war da alles so friedlich, alles so lieblich! — Und heute?! — armes Zug! Das alltägliche Treiben ist einem hastigen Hinundherlaufen gewichen; die Angst und der Schrecken steht deinen Bewohnern auf der Stirn geschrieben; im See schäumt's auf, und über den Bergen hängen düstere Wolken. Heute ist alles so ganz anders, so unheimlich, so grausig. Ein Unglück hat dich heimgesucht, das — Gott sei Dank! — zu den seltneren gehört. 27 Wohnhäuser samt mehreren Nebengebäuden sind im See versunken!



Das Unglück von Zug: Vor der Katastrophe, Zürcher Hof und die später versunkene Straße.
(Von Seite a unseres Planes aus gesehen.)

Nur ungern begab ich mich auf den Schauplatz des Unglücks, der drei Stunden von meinem Heim entfernt ist und von Neugierigen mehr, als den Heimgesuchten lieb ist, überschwemmt wird. Aber wer ein Bild beschreiben soll, muß es doch selbst gesehen haben. — Bei einem solchen Unglücksfall ist zweierlei zu beobachten: entweder man denkt sich die Ausdehnung des Unglücks viel schrecklicher aus, als es wirklich ist, oder man bekommt trotz aller grauenvollen Vorstellungen, die man sich vorher nach den Berichten gemacht, doch noch ein traurigeres Bild zu schauen, als man es sich in der Phantasie ausgemalt hat. Ich muß gestehen, daß bei mir eigentlich beides eingetreten ist: einerseits dachte ich mir den Umfang des versunkenen Gebietes weit größer; andererseits fand ich die Verwüstung viel grauenhafter, als ich erwartet hatte.

Ich gehe vom Bahnhof aus gegen den Landungssteg für die Dampfschiffe. Der



Zürcher Hof.

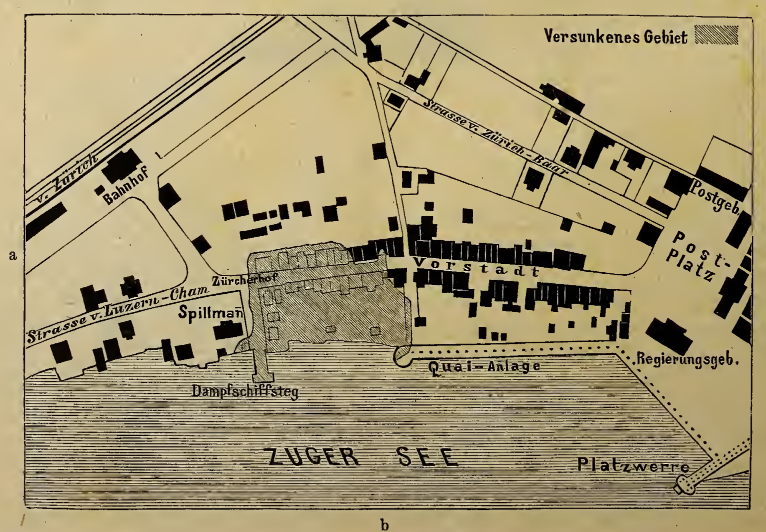
Das Unglück von Zug: Unglücksstätte vom See aus gesehen. (Von Seite b des Planes aus gesehen.)

Steg ist nicht mehr vorhanden; die traurige Meldung heißt auch hier: Versunken! Die Reisenden müssen jetzt vom Bahnhof durch die Stadt gehen oder fahren zu dem alten Landungsplatz beim „Löwen". In unmittelbarer Nähe des versunkenen Steges befindet sich die Restauration Spillmann. Das Haus steht noch, aber von dem Besitzer, einem allgemein geachteten Mann, heißt's wiederum: Versunken! und seine Gattin mußte vom Hause aus zusehen, wie er, mit den Wellen kämpfend, unterging.

Bei dem Garten, der am Spillmannschen Hause gegen den Bahnhof zu liegt, ist der Standpunkt, wo bis zu einer bestimmten Grenze und bis auf eine beschränkte Zahl von Beschauern das Publikum Zutritt hat. Da bietet sich nun dem Auge ein Anblick dar, der unvergeßlich bleiben wird. Nur zwanzig Schritte von uns sehen wir an der Stelle, wo früher der See die „Vorstadt" bespülte, ein Trümmerfeld. Die Häuser, die dort gestanden, nicht nur auf der Seeseite der Straße, sondern auch teilweise auf der anderen Seite der Straße gelegen, sind nicht mehr vorhanden, und über den Trümmern, aus denen noch einige Dachgiebel hervorragen, steht abermals die schwarze Inschrift: Versunken!

Die Ausdehnung der Katastrophe beträgt in der Länge circa 120 Meter, in der Breite circa 80 Meter. Die Einsturzfläche beträgt nach der Schätzung des Experten wenigstens 9100 Quadratmeter.

Kleine Risse an der Kaianlage waren schon seit einiger Zeit sichtbar; man schrieb



Das Unglück von Zug: Situationsplan.



Bedrohte Straße. Stehengebliebene Kaianlage.

Das Unglück von Zug: Ansicht des versunkenen Teils (von Seite a unseres Planes aus gesehen).

ihnen jedoch keine große Bedeutung zu, weil die große Trockenheit sie zu erklären schien. Auch als am Schreckenstag vor drei Uhr ein Teil der Kaimauer einsank, hatte noch niemand eine Ahnung von der drohenden Gefahr, bis zwischen drei und vier Uhr auf einmal das Haus und die Hütte eines Fischers spurlos im See verschwand, wobei drei Kinder und zwei Erwachsene das Leben verloren.



Das Unglück von Zug: Nebengebäude des Zürcher Hofes vom Kai aus gesehen.

Jetzt wurde der Ernst der Lage allen klar, zumal sich immer größere Risse zeigten. Die Feuerwehr wurde aufgeboten, die Sturmglocken ertönten, überall herrschte die größte Panik.

Menschenmassen sammeln sich an, und alles rennet, rettet, flüchtet. Da, mitten in all dem Gewühl, tritt gegen sieben Uhr die Hauptkatastrophe ein: eine ganze Häuserreihe stürzt zusammen und versinkt unter furchtbarem Krachen in der Tiefe. Von der Straße aus zwischen den beiden Häuserreihen flüchtet sich noch alles schnell gegen die Stadt zu, und so wird größerer Verlust an Menschenleben verhütet. Bald aber sinkt auch die Straße nach; keinen Augenblick ist man sicher, ob nicht die ganze Vorstadt dem Untergang geweiht ist. Einzelne Häuser zeigen schon einen starken Hang dem See zu. War das eine Nacht für die Bewohner von Zug! — Die Behörden haben mit der größten Einsicht und Vorsicht die nötigsten Maßregeln ergriffen, teils zu möglichster Verhütung weiterer Unglücksfälle, teils zur Versorgung der obdachlos Gewordenen. Es handelte sich um die Unterbringung nicht nur der Familien aus den versunkenen Häusern, sondern auch derer, die die gefährdeten, noch stehenden Häuser verlassen mußten, im ganzen gegen 650 Personen. Alle diese Leute sind jetzt teils in Zug selbst, teils in dem benachbarten großen Flecken Baar untergebracht worden. Überall sieht man Wagen fahren mit allerlei Hausrat; fast bei jedem Haus sind Kisten und Kasten, und Tische und Bänke und allerlei anderes Hausgerät aus den verlassenen Häusern anzutreffen, und auf einer Wiese liegt Geschirr der verschiedensten Art, alles nach den Eigentümern geordnet. Das aufgebotene Militär überwacht alles.

Neben dem großen Jammer, der überall in Zug herrscht, hört man doch von vielen Seiten den Ruf: Gott sei Lob und Dank, daß nicht mehr als 11 Menschenleben zu



Das Unglück von Zug: Gerettete Gegenstände hinter Schmidts Magazin.

beklagen sind! Im Jahre 1435 wurde Zug von einem ähnlichen Unglück betroffen. Damals sanken ungefähr gleich viele Häuser ein; die Zahl der Opfer betrug aber 60 Personen. Diesmal war es für Zugs Bewohner günstig, daß erstlich die Katastrophe bei Tage und am hellen Abend eintrat, und daß zweitens ganz bestimmte Anzeichen nach dem Einsturz des ersten Hauses auf weitere Gefahr vorbereiteten.

Über die Ursachen der Katastrophe hat der als Experte berufene Herr Professor Heim in Zürich in der „Neuen Zürcher Zeitung" äußerst interessante Mitteilungen veröffentlicht, denen wir folgendes entnehmen: „Das entsetzliche Unglück von Zug vom 5. Juli 1887 beruht auf dem gleichen Grund, wie frühere ähnliche Unglücksfälle, nämlich auf Ausquetschen des alten unterliegenden Seeschlammes. Die primäre Ursache liegt hier, wie schon die Beobachtung des frischen Erdrisses zeigt, in dem Vorhandensein von weichem Seeschlamm unter jüngerem, festerem, aufgelagertem Boden und Baugrund. Sollte man alle Gebiete verlassen, unter welchen Seeschlammboden vorhanden ist oder vermutet wird? Ich glaube nicht! Wenn alles Terrain, das Reste von Seeschlamm unter sich enthält, dem Untergang geweiht wäre, dann würden Katastrophen wie diejenige von Zug alltäglich sein. Einerseits geht man allerdings mit Landanlagen und Bauten an den Seeufern sehr häufig mit einer naiven Frechheit vor; andrerseits aber wäre es ganz verkehrt, jede derartige Anlage zu mißbilligen. Kein Mensch kann alle Nebenumstände derart abwägen, um solche Dinge sicher zu beurteilen. Weitere uns unbekannte Dinge können ungünstig mitgewirkt haben; oft ist es nur ein Zusammentreffen mehrerer Faktoren, welches die längst bestehende Gefahr auslöst. Die Ausdehnung des Einbruches, besonders aber der Umstand, daß derselbe ein so großes Gebiet von zum Teil Jahrhunderte alten Häusern ergriffen hat, gerade an der Stelle, wo die Kaibauten noch weit zurückstanden, deutet an, daß die Ursachen in der Hauptsache tiefer und außerhalb menschlicher Einwirkung gelegen haben. Unser menschliches Urteil ist in diesen Dingen dermalen noch so unzureichend, daß wir wahrlich gegen niemanden ein Schuldig aussprechen, sondern das Unglück wie es ist nehmen und ohne Streit als Brüder zur Hilfe uns die Hand bieten sollen."

Einzelne Episoden seien noch beigefügt, die das Mitleid bestärken müssen. Ein Pionierwachtmeister ist im Militärdienst in Bern, wird heimberufen und findet seine Heimstätte nicht mehr, sie ist versunken. Ein Schütze hat das deutsche Bundesschießen in Frankfurt besucht, kehrt heim und muß in dem großen Trümmerfeld lesen: Was mein war, alles, alles ist versunken! Eine leidende Frau hat an einem Kurort Erholung gesucht; die Schreckenskunde steht in der Zeitung; sie wird ihr aus Rücksicht auf ihren Zustand nicht sogleich mitgeteilt, es wird ihr nur gesagt, sie müsse sofort nach Zug. Sie kommt heim, nein, nicht mehr heim, auch ihr Haus ist mit allem, was darin war, versunken.

Das Traurigste an der Sache ist, daß zumeist ganz arme Leute von dem Unglück betroffen worden sind. Es hat darum auch der längst bewährte Opfersinn der Schweizer sich von allen Seiten geregt, die erste Handreichung für die bedrängten Brüder ist geleistet worden. Aber viel bleibt noch zu thun übrig. Der durch das Unglück verursachte Schaden beträgt über eine Million Franken. Wer die Unglücksstätte gesehen hat, der muß von innigster Teilnahme ergriffen sein. Der Anblick spottet aller Beschreibung, auch keine Abbildung kann nur einigermaßen eine Vorstellung von dem geben, was das Auge in Wirklichkeit schauen muß. Da wird das Herz förmlich zusammengeschnürt vor Entsetzen. Dann aber wird es auch wieder weit aufgeschlossen, und in den Schreckensruf: O wie schauerlich! mischt sich der Erbarmungsruf: Hier muß geholfen werden!

Deutsche Männer, deutsche Frauen, besonders ihr alle, die ihr das „liebliche" Zug kennen gelernt habt, helfet jetzt dem „armen" Zug! So ruft euch ein früherer Landsmann zu, dem einst ein berühmter Dichter unsrer Tage geschrieben hat, jeder Tropfen in den Adern der Schweizer sei germanisches Blut. Tragt ein Scherflein bei zur Linderung der großen Not und Bedrängnis der Obdachlosen.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Das Titelbild dieses Heftes stellt eine „Mater dolorosa“ dar. Im Germanischen Museum befindet sich ein vereinzeltes Werk von einem unbekannten Meister und von unbekannter Herkunft, das alle Erzeugnisse der gleichzeitigen Bildhauerkunst in Schatten stellt: die offenbar ursprünglich zu einer Kreuzigungsgruppe gehörige Holzstatue der Mutter Maria, die in bitterem Weh mit gerungenen Händen emporblickt. Der tiefe Seelenschmerz, der sich in dem schönen Antlitz ausspricht, durchlebt die ganze Gestalt, deren herrliche Formen ein langes Kleid in schlichten Falten umfließt. In diesem namenlosen Werke sehen wir eine der größten Meisterschöpfungen aller Zeiten vor uns stehen: Wie weit es an Adel und Schönheit alles übertrifft, was zu jener Zeit (Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts) in Deutschland geschaffen wurde, wird klar, wenn wir andere gleichzeitige Meister betrachten, die sowohl in Stein wie in Holz arbeiteten, z. B. einen Veit Stoß, in Nürnberg thätig, wo er 1533 im Alter von 95 Jahren starb. Zahlreich sind seine in Nürnberg befindlichen Holzarbeiten, die zum Teil eine bedeutende Größe haben, wie beispielsweise die von sieben runden Relieftafeln mit Darstellungen aus dem Leben Marias umgebene Gruppe der Verkündigung, welche frei schwebend im Chor der St. Lorenzkirche angebracht ist. Auch Veit Stoß wußte seinen Figuren einen sprechenden Ausdruck zu geben — wahrhaft ergreifend ist namentlich das Antlitz des sterbenden Erlösers über dem Hochaltar der Sebalduskirche; mit vollendeter Meisterschaft bildete er die Köpfe und alle nackten Körperteile der Natur nach. Aber auch er zerstörte bei den bekleideten Figuren meistens die edle Erscheinung der Menschengestalt durch einen wilden Wust von unnatürlichen Faltenmassen. Wie rein und edel erscheint dagegen das Werk des unbekannten Meisters, dessen Namen und Herkunft nicht zu kennen, eine wahre Lücke in der deutschen Kunstgeschichte bedeutet.

Ein allerliebstes Genrebild ist H. Bevers „Nur Mut.“ Der kleine Steffen war am vergangenen Sonntage zum erstenmal in dem nahen Marktflecken zum Jahrmarkt gewesen. Er hatte all die Herrlichkeiten schauen dürfen, die sich bei dieser Gelegenheit zu entfalten pflegen, und sein Erstaunen über die für ihn ganz absonderlichen Dinge wuchs mit jedem Augenblicke. Was aber den allergrößten Eindruck auf ihn machte, und was seine kindliche Phantasie noch heute im vollsten Maße beschäftigte, das war der Mann, der in schwindelnder Höhe auf einem Seile tanzte, welches vom Kirchturme aus über den Markt gespannt war. Seit dieser Zeit hatte Steffen keinen anderen Gedanken als den, sich gleichfalls in dieser Kunst zu versuchen, und wo er irgend etwas vorfand, was nur einigermaßen an ein gespanntes Seil erinnerte, das benutzte er zur Prozedur. Heute hatte sein Sinn nach etwas „Höherem“ gestanden. Da bedurfte es freilich der Hilfe der lieben Schwester noch und dann und wann eines ermahnenden Zuspruches derselben: „Nur Mut“, damit Klein-Steffen sich auf der Höhe der Situation hielt.

Frühlingsboten während der „Rast“ schauen wir auf dem Bilde von Marie Laux. Lang und beschwerlich war die Tagereise, noch weit entfernt aber die Heimat. Da kam ihnen eine Telegraphenleitung gerade zu rechter Zeit in den Weg, die ihnen passend dünkte zur Ruhestätte. Morgen in der Frühe geht der Flug weiter, weiter nach den Orten, wo sie ihr Nest bereiten, den Menschen den Frühling und die Freude nach langen Wintersleiden bringend.

Auch die niederen Volksschichten haben ihre Denker. Der alte Bauer auf dem Harburgerschen Bilde ist so ein „Philosoph“ aus dem Volke. Er hat zwar keine dickbändigen Werke geschrieben, denn er konnte überhaupt nicht schreiben, aber wenn er abends in der „blauen Sonne“ seine Gedanken zum besten gab, die er auf seinen einsamen Spaziergängen durch Feld und Wiesen gesammelt, wenn er die Sonntagspredigt des Pfarrers eingehend behandelte, da konnte man ihm den obigen schmeichelhaften Titel wohl beilegen.

Es gewährt oft gar nicht wenig Interesse, ein Stündchen „beim Altkäufer“ in den verschiedensten Sachen herumzustöbern. Da findet der Philolog nicht selten ein wertvolles altes Buch, welches er für wenig Geld seiner Bibliothek einverleiben kann, der Raritätensammler einen altertümlichen Gegenstand, der bisher seiner „stilvollen“ Sammlung noch gefehlt hat, der Maler ein Gemälde, welches sich schließlich als ein Meisterwerk entpuppt. Der Maler und der Händler auf unserm Bilde sind in das Studium eines Madonnengemäldes vertieft, und es hat ganz den Anschein, als ob sich auch in diese Antiquitätenbude ein Original eines berühmten Meisters verirrt habe.

Frühling überall. Es grünt und blüht auf Baum und Strauch, die Vögel flattern lustig umher und singen das Lied von Lenz und Liebe. Frühling ist auch in den Herzen der beiden, die sich in stiller Einsamkeit an Blütenduft und Vogelsang erfreuen. Da faßt der Bursche sich Mut und findet Worte zu „einer Frage“, die ihm längst schon auf dem Herzen gelegen. Wie wohl die Antwort ausgefallen sein mag?

„Dächsel in Verzweiflung.“ Die Neros und die Leos, die Möpse und die Spitze, die Bussis und die Teckels, so verschieden sie sonst in ihren Meinungen sind, alle sind sie doch einig, daß das Schicksal entschieden ungnädig mit ihnen verfahren hat, als es ihnen das Kreuz des Maulkorbs auferlegte. Mit der Zeit allerdings haben sich die meisten der Genannten mit demselben ausgesöhnt, nur die letzteren nicht: diese sind bei ihrer Meinung stehen geblieben. Wer ein Dachshündchen sein eigen nennt, kann von dieser Halsstarrigkeit ein Liedchen singen. Doch, Freund Teckel, Bestehendes ist einmal nicht zu ändern, und deine Verzweiflung wird dir nicht viel nützen, ergib dich drein!



Heraufziehendes Gewitter. Gemalt von Hermann Pohle sen.

Jakobus Leisten führt uns auf seinem Bilde in die Mauern eines „Klosters“. Wenn nach langem Ritt in heißem Sonnenbrande endlich wieder bewohnte Stätten erreicht werden, wo der Kriegsmann sich Ruhe schenken kann, dann kann derjenige von Glück sagen, der sein Quartier im Kloster angewiesen erhält: ein kräftiger Imbiß und ein frischer Trunk ist nach den Anstrengungen gewiß nicht zu verachten. Und darauf wird in den Klostermauern ebenso streng gehalten, wie auf die Befolgung der Gelübde. Aber auch für geistige Unterhaltung schaffen die Mönche Rat, können sie doch auch nicht alle Abende über den Schriften der alten Scholastiker sitzen; da bietet eine Partie Schach eine willkommene Abwechselung. Die Kriegsleute auf unserm Bilde sind nicht wenig erfreut, als sie nach kräftiger Stärkung sich auch dem Vergnügen des Schachspiels hingeben können. Als unser Maler sie belauscht, haben sie sich eben mit allem Eifer in das Spiel vertieft und scheinen gegenwärtig an einem kritischen Momente angelangt zu sein.

Schmuck und blank muß es werden, das kleine Schwesterchen, ehe das Spiel mit der Puppe beginnen kann. So einfach die „Morgentoilette“ auch ist, nimmt sie — gar nicht zum Vergnügen der Kleinen — doch eine geraume Zeit ein, da die Haare gar zu zerzaust und gar zu widerspenstig sind. Gerade jetzt steht der Kamm vor einer Verwickelung, die zu lösen die Schwester sich alle Mühe gibt.

Auch der alte Bierbruder auf dem Derhschen Bilde hat Schwierigkeiten. Die Erfahrung hat er des öfteren gemacht, daß sein Durst in gar keinem Verhältnisse zu dem Inhalte seines Beutels steht. Daher ist er immer in die Notwendigkeit versetzt, erst einen Blick auf seine Vermögensverhältnisse zu werfen, ehe er den Maßkrug aufs neue füllen läßt. Da sitzt er nun und zählt die Häupter seiner Lieben, „auf dem Mund die bange Frage“: Ob's noch reicht? Überlassen wir ihn seinem Schicksale und wenden wir uns zu dem letzten Bilde unsers Heftes:

„Heraufziehendes Gewitter.“ Das Bild bedarf wohl kaum der Worte: Das drohende Unwetter und der kornbeladene Wagen reden eine deutliche Sprache. Hoffentlich gelingt es dem Bauer, ins Trockene zu kommen, ehe das Wetter sich entladet.

Franz Drake, der Kartoffelmann.

Es sind jetzt drei Jahrhunderte verflossen, seit die Kartoffel in Europa eingeführt worden ist, und Walter Raleigh gebührt die Ehre, ihr 1588 zuerst Eingang verschafft zu haben. Nach ihm war es sein Landsmann Franz Drake, der ihre praktische Benutzung lehrte und sich bemühte, sie zu einem Volksnahrungsmittel zu machen. Gelungen ist ihm selbst das freilich nicht, denn noch lange war ihr Nutzen ein geringer, und in Deutschland vergingen gar noch zwei Jahrhunderte, bis sie den großen Massen des Volkes bekannter wurde. Der Tabak, dessen Verbreitung mit schweren Strafen belegt wurde, und gegen den kein Geringerer als König Jakob von England selber eine „vernichtende“ Broschüre schrieb, wurde im Handumdrehen beliebt und erst recht gesucht, als er verboten worden war. Die Kartoffel aber mußte sich langsam Freunde gewinnen. In England war es Franz Drake, in Frankreich Parmentier, die ihr den Weg bahnten, in Deutschland der Botaniker Elsholtz, der Minister von Schlabrendorf und andere.

Franz Drake, der uns vor allem als Kartoffelfreund, dann aber als Seeheld und Weltumsegler bekannt geworden ist, war der typische Engländer seiner Zeit, die Inkarnation aller speziell englischen Tugenden und Laster. In den Augen der Spanier war er mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, ein Sohn der Hölle, ein Freund des Teufels. Lope de Vega schleuderte eins seiner längsten Gedichte wider ihn, und der Jesuit Gianettasio berichtete über eine Unterredung, die Satan und Drake auf Island gehabt hätten. Kein Wunder, daß sich bald ein Mythenkreis um ihn bildete; die Wasserleitung, die er für Plymouth baute, erschien selbst seinen Landsleuten ein Werk magischer Kunst. In neuester Zeit hat man] in britischen Bibliotheken Funde gemacht, die mehr Licht auf den energischen und unternehmungslustigen Mann werfen, der früher bald zu sehr erhoben und als ideal angelegte Natur geschildert, bald zu tief gestellt und als einfacher Räuberhauptmann dargestellt wurde. Hochinteressant ist besonders die Geschichte seiner Reise um die Welt.

Als Drake dieselbe antrat, war er 32 Jahre alt. Er war von untersetztem, gedrungenem Körperbau, hatte eine hohe Stirn und braunes Lockenhaar. Ein Zug von Willensstärke und Entschlossenheit lag um seinen Mund und sein Kinn. Von seinem Vorleben ist wenig bekannt, er gehörte aber zu den Leuten aus Devonshire, die Elisabeth die „Männer ihrer Rechten“ nannte. Zu diesen werden auch gezählt: Walter Raleigh, der Vater aller amerikanisch-englischen Kolonieen; John Davis, nach dem man heute noch eine Meeresstraße nennt; Gilbert, der mit den philosophischen Worten unterging: „Wir sind auf dem Meere dem Himmel ebenso nahe wie auf dem Lande“; Stukeley, der mit dem sagenhaften König Sebastian von Portugal auf dem blutigen Schlachtfelde von Alcazar wider die Mauren kämpfend den Heldentod starb; Grenville, der mit einem einzigen Schiffe sich tagelang gegen eine ganze spanische Flotte wehrte — es war ein zähes, mutiges, kernhaftes Geschlecht. Drake hatte sich schon als Pirat gegen die Spanier ausgezeichnet und dadurch die Gunst der Königin gewonnen. Als er am 15. November 1577 in See stach, stand er an der Spitze eines Geschwaders von fünf Schiffen; er selbst befehligte den „Pelikan“ von 100 Tonnen, John Winter die „Elisabeth“ von 80 Tonnen. Die drei anderen Schiffe waren noch weit kleiner, und die ganze Bemannung bestand aus nur 164 Mann. Die Fahrzeuge waren für die damalige Zeit wohlausgerüstet, man hatte zerlegbare große Boote und Silbergeschirr an Bord, auch Kettenkugeln, Waffen aller Art und auf dem „Pelikan“ zwanzig Kanonen verschiedenen Kalibers. Der spanische Gesandte in London, der von der Expedition Wind bekommen hatte, meldete sofort nach Hause,

man möge dem Vizekönig von Peru eine Warnung zukommen lassen; aber dieser Wink wurde, zum Glück für Drake, nicht befolgt. Widrige Winde verzögerten die Abfahrt, Drake mußte sogar umkehren und einen Hafen aufsuchen, erst am 13. Dezember gelangte er in den Ozean. Die Flottille sammelte sich an den Inseln des Grünen Vorgebirges, nahm ein portugiesisches Schiff, das „sonderbar gute Weine“ führte, weg und fuhr dann 63 Tage lang nach Südwesten über den Ozean. Der Schiffskaplan Fletcher berichtet allerlei Ergötzliches über die Reise; besonders imponierten ihm die fliegenden Fische, die nach seiner Anschauung ein „unglückliches Leben“ führen, weil sie, von großen Makrelen verfolgt, gezwungen werden, sich der Rettung halber aus dem Wasser zu erheben. Im April landete man am La Plata-Strome.

War bis dahin die Reise ohne Unfälle verlaufen, so begannen jetzt allerlei Widerwärtigkeiten. Eins der kleineren Schiffe, der „Schwan,“ wurde als nicht mehr seetüchtig zerstört und die Mannschaft auf die übrigen verteilt. An der patagonischen Küste, die man langsam hinabfuhr, gab es Kämpfe mit den Wilden, bei denen zwei Engländer den Tod fanden und einer, ein gewisser Doughty, wegen Meuterei geköpft wurde. Ein anderes der kleineren Schiffe ließ man zurück; mit drei Fahrzeugen aber suchte Drake den Durchweg durch die Magelhaens-Straße. Drei Wochen dauerte die beschwerliche Passage, erst am 6. September fuhr man in den Stillen Ozean ein, der diesmal seinen Namen mit Unrecht zu führen schien; denn ein wütender Sturm erhob sich, in dem das dritte Schiff unterging. Kapitän Winter verlor den Mut und segelte nach Hause; so blieb Drake mit seinem Schiffe, das auch den Namen „goldene Hindin“ führte, allein.

Gegen Ende Oktober fuhr der kühne Abenteurer, da besseres Wetter geworden war, an der Küste Chiles herauf. Mit den Eingeborenen wurde ein blutiges Gefecht bestanden, bei dem Drake und acht seiner Gefährten verwundet wurden; aber das vergaß man schnell, als ihm von den Wilden die willkommene Nachricht mitgeteilt wurde, im Hafen von Valparaiso läge ein großes Goldschiff. Dieses wurde ohne Verlust gekapert, und der Gewinn betrug an Goldstaub allein die Summe von 480 000 Mark, außerdem wurden ein großes, mit Smaragden besetztes Kreuz aus purem Golde und verschiedene andere Kleinodien erbeutet. Drake führte jetzt ein echtes Seeräuberleben, denn obgleich Spanien und England sich damals nicht im Kriegszustande befanden, landete er in allen Häfen und plünderte nach Herzenslust. Unnötiges Blut wurde nicht vergossen, die wohldisziplinierte kleine Schar fand bei ihrer kühnen Unverschämtheit wenig Widerstand, und Drake war freundlich und höflich, sobald man ihm alles Edelmetall ohne weiteres auslieferte. Bei Tarapaca nahm man 13 Barren Silber weg, am nächsten Landungsplatze 800 Pfund Silber, bei Arica 40 Barren desselben Metalls, bei Lima gar 1500 Barren und viele andere Kostbarkeiten. Die Ausbeute war fast unermeßlich; die Spanier hatten im tiefen Frieden an keinen Feind gedacht und wurden überall überrumpelt, scheinen sich auch selten herzhaft zur Wehr gesetzt zu haben. Immer weiter ging es nordwärts, alles fiel in die Hände des englischen Piraten. Auf einem kleineren Schiffe erbeutete er achtzig Pfund Gold und ein Kreuz, das mit taubeneiergroßen Smaragden besetzt war, dann auf dem großen „Goldschiffe Cacafuego“ über drei Millionen Mark an Gold und Juwelen. Die Spanier geben ihren Verlust noch weit höher an. Der schon erwähnte Kaplan schreibt: „Wir erwiesen dem spanischen Kapitän John de Auton viel Freundlichkeit, indem wir ihn von der schweren Last befreiten, mit der sein Schiff beladen war. Wir fanden in demselben getrocknete Früchte, Konserven, Zucker, Mehl und andere Viktualien (dies war die Ursache, daß sein Fahrzeug so schwer war und darum schlecht segeln konnte), eine gewisse Menge an Juwelen und köstlichen Steinen, dreizehn Kisten mit Silbergeschirr, achtzig Pfund feinen Goldes, sechsundzwanzig Tonnen ungemünzten Silbers, zwei sehr schöne vergoldete Trinkgefäße aus Silber und dergleichen Kleinigkeiten, in allem auf 360 000 Pesos geschätzt . . . Wir gaben dem Spanier etliche Stücken Leinwand und dergleichen und sagten ihm nach sechs Tagen Lebewohl. Er fuhr etwas erleichtert nach Panama, und wir wandten uns wieder in die offene See.“

Jetzt wurde die ganze Küste alarmiert; zwar kehrten zwei spanische Kreuzer, die gegen Drake ausgesandt waren, unverrichteter Sache zurück, „da ihnen die Kanonen des ‚Pelikans‘ nicht gefielen,“ aber aus Spanien war Botschaft eingetroffen, man möge sich hüten; der Seeräuber fand daher weniger Gelegenheit zur Plünderung. Sein Schiff war indessen bereits bis an den Rand voll von geraubtem Gute und kaum noch seetüchtig. Drake fuhr bis in die Gegend des heutigen San Francisco hinauf und besserte dort sein Fahrzeug gehörig aus. Er beabsichtigte nach Norden zu gehen und die vermeintliche Nordwestpassage zur Rückkehr nach Europa zu benutzen, gab jedoch diesen Plan wieder auf, da die Kälte zunahm und die Mannschaft schwierig wurde. In der Kajütte eines spanischen Schiffes hatte er eine Karte vom Stillen Meer gefunden; die benutzte er und segelte über dreieinhalb Monate nach Südwesten. Am 14. November erreichte er die Molukken, reparierte wieder sein Schiff und fuhr nach Java. Unterwegs rannte der „Pelikan“ auf ein Riff und wäre um ein Haar mit seiner reichen Ladung gescheitert; durch Überbordwerfen von acht Kanonen und drei Tonnen Gewürznelken wurde er wieder flott. Von Java ging es quer durch den indischen Ozean um das Kap der guten Hoffnung, und am 26. September lief er nach einer Abwesenheit von zwei Jahren zehn Monaten und etlichen Tagen wohlbehalten wieder im Hafen von Plymouth ein. Aus guten Gründen, die sehr klingend waren, denn die Königin Elisabeth erhielt einen großen Teil des Raubes, wies die Monarchin alle Klagen der Spanier wegen Piraterie ab. Elisabeth ging selbst auf sein Schiff, als es später in der Themse ankerte, schlug ihn zum Ritter und billigte alles, was er gethan.

Drake starb 1596 in Westindien, aus Ärger

über eine verunglückte Expedition gegen Panama, an einem schleichenden Fieber. 1853 wurde ihm, weil er den Wert der Kartoffel bekannter gemacht hat, zu Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt.

Kaiser Wilhelm-Land und das Fieber.

In der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" berichtet Dr. O. Schellong, ein Arzt der Neuguinea-Gesellschaft," über seine in der Zeit von elf Monaten in Finschhafen gesammelten Erfahrungen. Ist die Beobachtungszeit auch eine kurze, so genügt sie doch, um einen Einblick in den Charakter der dort herrschenden Fiebererkrankungen zu gewähren, und dies um so mehr, als der Berichterstatter in der Lage ist, zweihundert Fieberfälle seinen Mitteilungen zu Grunde zu legen; es ist zunächst hervorzuheben, daß keine dieser Erkrankungen einen tödlichen Ausgang genommen hat — eine für den Kenner tropischer Fieber fast überraschende, sehr erfreuliche Thatsache. Dagegen kann es nicht auffallen, daß drei Viertel der zugewanderten Deutschen am Fieber erkrankt sind, und daß die Mehrzahl der Erkrankten nicht unter einem Anfalle allein, sondern unter mehr oder weniger häufigen Rückfällen zu leiden hatte. Das Krankheitsbild unterscheidet sich im allgemeinen nicht von dem, welches wir von unserm heimischen Sumpf- oder Marschfieber her kennen; nur in einigen seltenen Fällen zeichnet es sich durch längeres Anhalten der erhöhten Körpertemperatur aus, die dann auch nicht plötzlich, sondern langsam zur Norm zurückzukehren pflegt. Auch hier, wie bisher überall, hat sich Chinin als souveränes Fiebermittel bewährt', und es ist dem Arzte gelungen, das Heilmittel selbst den kleinsten Kindern einzuflößen — bei dem abscheulichen Geschmacke desselben eine immerhin erwähnenswerte Leistung. Wichtiger ist die Frage nach der Prophylaxe und der damit eng verknüpften Ätiologie der Krankheit; wenn auch gerade in dieser Hinsicht eine längere Beobachtung zu weiteren Resultaten erforderlich ist, so hat sich doch jetzt schon manches erreichen lassen; zunächst scheint es, daß es im Kaiser Wilhelm-Land keine Sümpfe von irgend größerer Ausdehnung gibt; dagegen sind — wie auch aus den Berichten unserer Marineärzte hervorgeht — jene niedrigen Küstenplätze gefährlich, deren mit Mangroven bestandene morastige Ufer durch Ebbe und Flut des Meeres abwechselnd freigelegt und überschwemmt werden; ferner jene Gegenden, gegen deren üppige, tropische Vegetation mit Hacke und Axt vorgegangen wird, ohne daß Witterungs- oder andere äußere Verhältnisse es gestatten, der schnellen Zersetzung der vegetabilischen Substanzen vorzubeugen. Wo aber diesen Verhältnissen Rechnung getragen werden konnte, da haben sich auch die Malaria-Erkrankungen in bemerkenswerter Weise verringert.

Einen weiteren günstigen Einfluß erwartet Dr. Schellong mit Recht von der Errichtung hochgelegener, geräumiger und gut ventilierter Wohnhäuser. Am Schlusse seiner interessanten Arbeit gibt der Berichterstatter seiner Überzeugung Ausdruck, daß ernstliche Bedenken gegen die Akklimatisationsfähigkeit des Europäers im Kaiser Wilhelms-Land nicht vorliegen, wenn man auch bis auf weiteres mit der Malaria daselbst zu rechnen haben wird. Wir hoffen mit ihm, daß sich dem Lande in Bälde eine Zukunft erschließen möge, welche zu einer festen kolonisatorischen Grundlage und damit zu immer besseren Gesundheitsverhältnissen führen dürfte. H. K.

Die erste deutsche Zeitung in China.

Während in früheren Zeiten die in fremde Länder ausgewanderten Deutschen keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als den, möglichst bald sich Sprache, Sitten und Lebensart ihres jeweiligen Aufenthaltes zu eigen zu machen, ist jetzt, dank unserer kolonialen Politik, der Deutsche überall zu der Überzeugung gelangt, daß es eine Schande ist, sein Deutschtum abzustreifen, und eine Ehre, der Angehörige dieses großen und berühmten Reiches zu sein. Dieser Auffassung verdankt die erste deutsche Zeitung, „Der Ostasiatische Lloyd," ihr Entstehen; sie ist am 1. Oktober 1886 zu Schanghai ins Leben getreten mit der Aufgabe, das Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten zu sein. Ganz außerordentliche Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß in ganz China keine Setzer zu finden waren, welche deutsch verstanden oder auch nur deutsche Buchstaben lesen konnten, und man hat unter diesen Umständen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, die Zeitung mit lateinischen Lettern drucken müssen; nur der Kopf, welcher in seiner Mitte den lorbeerumkränzten Reichsadler in aufgehender Sonne zeigt, hat deutsche Buchstaben. Als verantwortlicher Redakteur, Drucker und Verleger zeichnet J. F. Grundlach. Der „Ostasiatische Lloyd" erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, und kostet für einen Monat 2 Dollar oder 8,50 M., für das Vierteljahr 5,50 D. oder 23,37 M., was nach unserer Auffassung etwas teuer, indessen sicher den dortigen Verhältnissen nur angemessen ist. Das Papier ist festes, weißes Schreibpapier, und der Druck groß und klar, so daß die Zeitung einen angenehmen Gegensatz zu den englischen und amerikanischen Zeitungen, die oft eine wahre Augenplage sind, bildet. Etwa 2½ Seiten werden von Inseraten ausgefüllt — die übrigen 1½ Seiten von Notizen und Aufsätzen, welche meistens auf Deutschland Bezug haben. Unter den Inseraten nehmen die amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Konsuln in China eine hervorragende Stelle ein, indem diese das Blatt sofort zum offiziellen Organ für die Veröffentlichungen der Eintragungen ins Handelsregister gewählt haben. Die Inserate sind übrigens zum Teil noch englisch, in der sicheren Überzeugung, daß kein Deutscher in China verweile, der nicht auch englisch verstünde. Angeboten werden die mannigfaltigsten Waren: chinesische Raritäten, europäische Kleiderstoffe, Kohlen, Whisky rc. Daß auch das deutsche Bier nicht fehlt, ist selbstverständlich, sehr merkwürdig indessen, daß es unter französischer Etikette erscheint. Ehrhardt frères annoncieren es als Export-Ale, garantie inaltérable sans addition d'alcool, d'acide sali-

cylique, ni d'aucun autre produit chimique. Im trauten Vereine findet sich dabei der Champagner von Goulet & Co., Reims. Welcher Fortschritt in fünfzig Jahren, denn damals, also im Jahre 1836, verbot die chinesische Regierung den Druck aller chinesischen Bücher christlichen Inhaltes und legte auf diese Weise wenigstens vorläufig die Thätigkeit des berühmten deutschen Missionars Gützlaff vollständig lahm, der bei seiner vorzüglichen Beherrschung der chinesischen Sprache mit ihren Idiomen durch volkstümliche Broschüren einen bedeutenden Einfluß sich erworben hatte. — Möge es unserer jungen Kollegin im Osten vergönnt sein, nach fünfzig Jahren von weiteren glücklichen Fortschritten zu berichten.

Aus den Jordanländern.

Die von Professor Guthe vortrefflich redigierte Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins hat soeben ihren neunten Jahrgang vollendet, welcher abermals die reichsten Beiträge zur Kunde des Heiligen Landes und zur Aufhellung der Bibel bringt. Die westliche Hälfte von Palästina ist ja genau in den Karten jetzt niedergelegt, aber die Landschaften jenseit des Jordans sind doch noch sehr mangelhaft bekannt, und da muß es als hochwillkommen geheißen werden, daß in dem neuesten Bande der Zeitschrift vom deutschen Ingenieur G. Schumacher eine genaue Beschreibung der im Nordwesten des Tiberiassees gelegenen Landschaft Dscholan geliefert wird, die bereits im 5. Buch Moses als Golan genannt ist. Ganz neu erscheint jetzt die Geographie dieses Landstrichs, und eine Menge Ruinen aus jüdischer und römischer Zeit wurden entdeckt, zu denen noch zahlreiche „Dolmen" sich gesellen, ganz ähnlich den „Hünenbetten" in unsern Ländern. Neben Beduinen und ansässigen Fellachen wohnen dort nur eingewanderte Tscherkessen. Die Türken halten hier gute Zucht, und der Reisende, dem ein Empfehlungsschreiben der Regierung zur Seite steht, kann sicher und ungehindert in Dscholan reisen, was sonst jenseit des Jordans nicht überall der Fall ist. Aber auf Mühsal und Entbehrung muß er sich gefaßt machen; Europas Kultur liegt weit hinter ihm, er muß, wie dieses auch Schumacher erging, gleich den Beduinen leben und essen. Letzteres nach unsern Begriffen nicht gerade feinsäuberlich. Man höre. Ein Schaf oder Böcklein, dem Gaste zu Ehren geschlachtet, wird auf einer mächtigen kupfernen Schüssel, umgeben von Reis, aufgetragen. Dazu frischgebackene Brotfladen. Die Gäste knieen nun um das Mahl herum, fahren mit der Hand in das Reisgericht, formen einen Ballen aus demselben zusammen und führen diesen mit beneidenswerter Geschicklichkeit zum Munde. Während des Kauens wird die triefende Hand stets über die Schüssel gehalten — „damit nichts verloren gehe." Lautlose Stille herrscht während dieses Vorganges, nur dann und wann unterbrochen durch die Zurufe des Wirtes oder des „Lob sei Gott" der Sattgewordenen. Das Gemüse liegt zubereitet in Schüsseln um die Reisschale und wird mittels der Fladen gegessen, das Fleisch bildet einen Kranz an dem äußeren Rande des Reishaufens. Jeder ergreift von dem Fleische soviel als ihm schicklich scheint, beißt etwas ab und legt das übrige wieder an seinen Ort.

Anschütz' Schnellseher.

Die artige Spielerei des sogenannten Zentrops oder der stroboskopischen Scheibe, bei welcher in verschiedenen zusammengehörigen Bewegungen begriffene Figuren eine einzige Bewegung auszuführen scheinen, sobald der Apparat in Drehung versetzt wird, darf wohl als eine allgemein bekannte angenommen werden, so daß es nur nötig ist, auf die ihr zu Grunde liegenden Gesetzmäßigkeiten hinzuweisen, um den Schnellseher des Herrn Anschütz zu erläutern, der seit einiger Zeit die Gelehrten und Ungelehrten Berlins in dem Ausstellungsparke erfreut.

Die stroboskopische Scheibe — man gab ihr auch den die Zunge quälenden Namen Phänakistoskop — beweist auf das anziehendste die Eigentümlichkeit unsers Auges, daß ein Lichtreiz, der die Netzhaut trifft, noch einige Zeit nachwirkt, nachdem der Reiz aufhört. Auf dieser Nachdauer der Reizung beruht die Erscheinung, daß schnell wiederholte Lichteindrücke ähnlicher Art dieselbe Wirkung ausüben, wie sie die Betrachtung eines ununterbrochen beleuchteten Gegenstandes hervorbringt. Die einzelnen Lichteindrücke verschmelzen zu einem Ganzen, der in verschiedenen Formen der Bewegung dargestellte Körper scheint sich zu bewegen: ein Pendel schwingt hin und her, ein Pudel springt durch einen Reifen, ein Akrobat schlägt Rad, und dergleichen in reicher Auswahl mehr.

Nach den Untersuchungen von Helmholtz darf die Aufeinanderfolge der Einzelbilder nicht langsamer als $^1/_{10}$ und nicht rascher als $^1/_{30}$ Sekunde sein, und damit das Gesamtbild vollkommen wird, ist es nötig, daß die Einzelbilder stets auf dieselbe Stelle fallen.

Dieser Genauigkeit tragen die käuflichen Spielzeuge keinerlei Rechnung, schon die Bilderscheiben oder Streifen sind mit frei erfundenen Figuren versehen, welche der Zeichner aus dem Kopfe und nicht nach der Natur darstellte.

Anders verhält sich dagegen die Sache, wenn die sich bewegenden Figuren photographisch nach der Natur aufgenommen wurden; dann ist es, wie Anschütz gezeigt hat, möglich, Abbilder der Bewegung zu erzielen, welche ebenso überraschend naturgetreu wirken, wie die Bilder des Stereoskops uns die Körperlichkeit der aufgenommenen Gegenstände vorzaubert.

Ottomar Anschütz, dieser ausgezeichnete Photograph in Lissa, hat die Augenblicksphotographie zu seiner Lebensaufgabe erwählt, und nachdem die deutsche Regierung sein Streben unterstützte, dessen Ergebnisse für militärische Zwecke in Bezug auf das Studium des Marschierens und Reitens von Wichtigkeit sind, gelang es ihm, durch die mustergültige Instandsetzung seiner kostspieligen Vorrichtungen Augenblicksbilder von in Bewegung begriffenen Menschen und Tieren zu gewinnen, welche alle nach gleicher Richtung hin

aufgestellten Versuche des Auslandes glänzend übertreffen.

Von einer in vollem Laufe über einen Graben springenden Hundemeute nahm Anschütz vierundzwanzig einander unmittelbar folgende Bilder in dem Zeitraum von dreiviertel Sekunden auf, und in ähnlicher Weise, stets in Bruchteilen einer Sekunde, Reihenfolgen von Augenblicksbildern, welche Pferde in allen Gangarten, laufend, springend, trabend, galoppierend, sich bäumend ꝛc. darstellen. Ferner marschierende Männer, laufende und solche, die Steine werfen oder Lanzen schleudern. An diesen Bildern vermag der Anatom die Bewegung der Körper auf das untrüglichste zu studieren, und schon jetzt haben sich Hochgelehrte dahin geäußert, daß die bis jetzt gemachten Untersuchungen über die Bewegung von Mensch und Tier, besonders die über den Flug der Vögel, an der Hand dieser Augenblicksbilder neu bearbeitet werden müssen.

Damit nun die Augenblicksbilder wieder zu einem einzigen Bewegungsbilde vereinigt werden, hat Anschütz eine Vorrichtung gebaut, welche er Schnellseher nennt, und die als eine zur größten Vollkommenheit entwickelte stroboskopische Scheibe aufzufassen ist. Die durchsichtigen Glasbilder sind zu einem Kranze geordnet, der in aufrechter Stellung in Drehung versetzt werden kann. Jedes Bild, das z. B. eine Teilbewegung eines Pferdeschrittes darstellt, kommt alsdann bei einer Opalglasscheibe vorbei, hinter welcher eine sogenannte Geislersche Röhre liegt. In demselben Moment, wo das Bild sich vor der Opalscheibe befindet, blitzt ein elektrischer Funke durch die Geislersche Röhre und macht sie hellglühend, so daß das Auge des im Dunkeln befindlichen Beobachters das Bild wahrnimmt. Sofort aber erlischt das Licht, und das zweite Bild gelangt in der nämlichen Weise zur Anschauung, darauf das dritte und so fort, bis alle Reihenbilder vorübergingen und das erste wieder erscheint.

Auf Grund des Nachreizes vereinigen sich sämtliche Reihenbilder zu einem Gesamtbilde, das nun z. B. das springende Pferd in vollem Sprunge vorführt. Wir sehen, wie das Tier sich erhebt, über das Hindernis springt und wieder am Boden anlangt, wir sehen, wie es mit dem Schweife peitscht, wie die Muskeln sich anstrengen, oder auch wie der Reiter das Pferd nimmt und — es ist ein tüchtiger Reiter — reglementmäßig während des Sprunges sitzt. In gleicher Weise erblicken wir Trab, Galopp, spanischen Tritt, das Spiel der Muskeln dabei, das Flattern der Mähne, das Heben des Reiters im Sattel; alle Einzelheiten werden wiedergegeben und zwar mit so eigenartigem Reize, daß man geradezu entzückt wird.

Obgleich die Bilder nur etwa einen Raumumfang von 10 bis 20 Zentimeter haben, kann doch eine Anzahl von Zuschauern gleichzeitig an der Betrachtung teilnehmen und sich ein Vergnügen bereiten, das ebenso neu wie unterrichtend ist, während der Forscher in seinem Arbeitszimmer Gelegenheit nehmen wird, durch eingehende Untersuchungen und Messungen die Erkenntnis der körperlichen Bewegungserscheinungen zu erweitern. J. St.

Die Bibel in Ketten.

In Darstellungen des Lebens Luthers wird oft berichtet, wie er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine Bibel an eine Kette angeschlossen gefunden habe, und es wird dann dieser Umstand meist so gedeutet, als habe man dadurch die Benutzung der Bibel möglichst erschweren oder gar unmöglich machen wollen. Aber gerade das Gegenteil dürfte das Richtige sein. An Ketten geschlossene Bücher waren in mittelalterlichen Bibliotheken gar keine Seltenheit. Im Jahre 1442 vermachte der Bürger Henrik Ribbenäs dem Minoritenkloster zu Wisby auf Gotland ein Kapital, von dem Ausbesserungen der Büchergestelle bestritten und neue Ketten für Bücher beschafft werden sollten, und noch im Jahre 1839 beschreibt Bethmann die von ihm gesehene Bibliothek der Universität Zütphen mit den Worten: „In einer kleinen Kapelle der schönen Johanniskirche liegen auf uralten Eichenpulten, zwischen denen niedrige Bänke sich befinden, etwa dreihundert Bände, alle auf der breiten Seite ruhend, mit Ketten an eine Eisenstange geschlossen und von dickem Staube bedeckt." Man ersieht aus dieser Einrichtung deutlich, daß die betreffenden Bücher am Platze benutzt und nicht ausgeliehen werden sollten. Ganz deutlich ergibt sich dieser Zweck des Ankettens aus dem 1436 errichteten Testamente des pfälzischen Kurfürsten Ludwig III, welcher seine Bücher dem Stift zum heiligen Geist in Heidelberg vermachte. In diesem Testamente heißt es u. a.: „das man dieselben Bücher zu dem heyligen geiste in eine liberye, die man darinne machen wirdet, legen und die mit ketten und schlossen wol verwaren und versichern sol, daz die darinne bliben und nit daruß in kheines Huse oder gewalte genommen, gezoget, geloget oder behalten werden sollen, sunder wer darinne studiren oder daruß schriben wil, der sal in die liberye gehen." „Ein Buch anketten" würde also ungefähr dasselbe bedeuten, wie unser jetziger Ausdruck: „im Lesezimmer auslegen." Sehr oft waren die in der Kirche zum steten Gebrauch ausliegenden Bücher angekettet, und zwar in der Regel in der Weise, daß sich unter dem Lesepulte eine lange Eisenstange befand, an welcher die Ketten befestigt waren. In einem Bücherkataloge des Klosters Weißenburg vom Jahre 1040 werden zehn Psalter erwähnt, die zum Gebrauche verliehen werden dürfen, und außerdem vier Psalter, „die in der Kirche angekettet sind" (in ecclesia catenata). Im Inventar der Olmützer Domkirche von 1435 werden liturgische Bücher als in der Sakristei und an den Altären angekettet erwähnt. Im Kloster Preetz verfaßte im XV. Jahrhundert die Priorin Anna von Buchwald eine Agende, welcher eine kurze Klostergeschichte und ein Verzeichnis der Wohlthäter des Klosters angehängt war. Dieses Buch sollte allen Nonnen und namentlich auch strebsamen Novizen immer zugänglich sein. Zu diesem Zwecke wurde es in den unverschlossenen Chor gebracht, dort aber mit einer Kette, die noch heute an dem Buche befindlich, an das Lesepult angeschlossen, damit „nicht die eine es der anderen wegnehme." A. R.

Alte Inschriften.

Mit vielem Interesse las ich in Heft 4 dieses Blattes die verschiedenen mehr oder weniger sinnreichen Inschriften aus der guten, alten Zeit. — Ich erinnere mich dabei eines alten Aushängeschildes, welches vor dem Hause eines Hutmachers in meinem Heimatsdorfe (Lengerich in Hannover) prangte und folgende originelle Inschrift mit goldenen Buchstaben enthielt:

Ich liebe Gott und laß ihn walten;
Mache neue Hüte und verbessere die alten.

L. W.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Th. Schwartze.

Der grüne Sonnenstrahl. Gewisse meteorologische Erscheinungen rufen bei ihrer Beobachtung auf offenem Meere oft einen überraschenden Eindruck hervor, indem die ihnen zukommenden Eigentümlichkeiten auf das lebhafteste hervortreten. Hierher gehört der durch zauberhaftes Farbenspiel ausgezeichnete Untergang der Sonne an dem vom Meere begrenzten Horizonte, und Seefahrer, welche das indische Meer durchschifften, erzählen mit Bewunderung von dem dabei zuweilen zum Vorschein kommenden „grünen Strahle." — Wenn die Sonne im Meere unterzutauchen scheint, ist das Rot des Horizontes tief gesättigt und wandelt sich in Orange um, welches sich nach oben in verschiedenen zarten Farbetönen verliert. Sehr überraschend ist dann die Erscheinung, welche sich sofort nach dem Verschwinden der Sonnenscheibe unter dem Horizonte bemerkbar macht, und welche als ein überaus prachtvoller grüner Lichtblick unmittelbar nach dem Erlöschen der roten Strahlen blitzartig auftritt. Zum Entstehen dieser seltenen Erscheinung muß der Himmel außergewöhnlich klar und bis hinab zum Horizonte ganz wolkenfrei sein. Der Theorie nach gehört der grüne Strahl zur Klasse der sogenannten subjektiven Farbenkontraste, indem die von einer intensiven Farbenwirkung überreizte Netzhaut des Auges gleichsam zu ihrem Schutze und zu ihrer Erholung momentan die Ergänzungs- oder Komplementärfarbe erzeugt, also im vorliegenden Falle Rot in Grün umsetzt.

Die neueste Verbesserung der Mikroskope. Bekanntlich üben die gewölbten (konvexen) Glaslinsen oder die sogenannten Vergrößerungsgläser eine gewisse prismatische Wirkung aus, indem dieselben das gewöhnliche weiße Licht teilweise in seine Farben — wie solche im Regenbogen erscheinen — zerlegen. Von diesem Umstande rührt es her, daß in Fernröhren und Mikroskopen die wahrgenommenen optischen Bilder mehr oder minder mit farbigen Rändern umgrenzt sind und somit an Deutlichkeit verlieren. Durch die sogenannten achromatischen Glaslinsen, das sind doppelte aus zweierlei Glassorten von verschiedenem Brechungsvermögen zusammengesetzte Linsen, wird dieser Übelstand zwar vermindert, aber nicht ganz beseitigt, indem solche Linsen immerhin hauptsächlich nur zwei Spektralfarben zu beseitigen vermögen, und zwar sucht man für optische Zwecke die blauen und roten Strahlen wegzuschaffen oder — wie man sagt — zu achromatisieren. Man hat im Laufe der Zeit mancherlei Kunstgriffe angewendet, um die mikroskopischen Glaslinsen zu vervollkommnen. Erst neuerdings aber ist es Professor Abbe in Jena in Verbindung mit Dr. Schott gelungen, neue Glassorten für optische Zwecke herzustellen, durch welche ein bedeutend höherer Grad der Beseitigung der Brechungsfarben erreicht wird als bisher, und wodurch überhaupt sehr verschiedenartige Gläser, wie sie sich für die verschiedenen optischen Zwecke am besten eignen, angefertigt werden können. In Verbindung mit den durch ihre ausgezeichneten Mikroskope berühmten Optikern Gebrüder Zeiß in Jena ist vor etwa zwei Jahren daselbst eine Glasfabrik unter der Firma Schott & Comp. in Betrieb gesetzt worden, welche die neuen optischen Gläser liefert, durch welche die schon früher vorzüglichen Zeiß'schen Mikroskope noch eine weitere bedeutende Verbesserung erfahren haben. Noch mag erwähnt sein, daß man neuerdings der richtigen Wahl der Einschlußmasse für mikroskopische Objekte, wofür man bisher gewöhnlich Kanadabalsam verwendete, große Aufmerksamkeit schenkt, weil dadurch die deutliche Wahrnehmung der Objekte bedeutend gefördert wird. So wird insbesondere dazu eine Auflösung von Schwefel in Anilin empfohlen.

Photographie ohne optischen Apparat. Ein merkwürdiger Umstand in der Geschichte der Erfindungen liegt in der Thatsache, daß man anfangs sehr häufig der Ansicht war, nur mit sehr zusammengesetzten Apparaten seien gute Erfolge zu erzielen, während man später auf dem Wege der Erfahrung erkannte, daß sie auch mit sehr einfachen Vorrichtungen zu ermöglichen sind. In dieser Beziehung ist die Photographie ohne optische Vorrichtung oder ohne sogenanntes Objektiv von größtem Interesse. Die folgenden Mitteilungen sind einer vom französischen Geniekapitän Colson herausgegebenen Broschüre (La photographie sans objectif, Paris, Gauthier-Villers 1887), entnommen. Der Verfasser weist nach, daß man mit der einfachen schwarzen Kammer, die nur mit einer Öffnung versehen ist, in gewisser Beziehung viel bessere photographische Aufnahmen hervorzubringen vermag, als dies mit den optischen Linsen, welche gewöhnlich an den photographischen Apparaten angebracht sind, der Fall ist. Die physikalischen Lehrbücher geben die Theorie der Entstehung des Lichtbildes im Innern einer Dunkelkammer, deren Vorderwand mit einer Öffnung versehen ist. Hierin liegt der Ausgangspunkt der Photographie. Wenn es bisher unmöglich war, mit einem so einfachen Apparate Erfolge zu erzielen, so lag dies nur daran, daß die bisher bekannten lichtempfindlichen Substanzen (wie salpetersaures Silber, Asphalt, Chromgelatine ꝛc.) für eine so schwache Lichtwirkung, wie sie in einem solchen Apparate vorhanden ist, nicht genügend lichtempfindlich waren. Man mußte daher seine Zuflucht zu Sammellinsen nehmen, welche die Lichtstrahlen in einem Brennpunkte verdichteten. Nach und nach hat man aber in der Herstellung lichtempfindlicher Platten große Fortschritte gemacht, hauptsächlich durch Anwendung von Bromgelatine,

mittels welcher die sogenannten Augenblicksphotographieen durch Lichteinwirkungen erzielt werden, die nur einen geringen Bruchteil einer Sekunde dauern, wie dies an der äußersten Grenze schneller Lichtwirkung mit den Blitzbildern der Fall ist. Wenn man aufmerksam den Weg der Lichtstrahlen untersucht, welche das Bild eines äußeren Gegenstandes in der Dunkelkammer hervorbringen, so wird man finden, daß man bei einer Öffnung von einigen Zehntel Millimeter den bildaufnehmenden Schirm mehrere Zentimeter von der genauen Einstellung entfernen kann, ohne daß die Schärfe des Bildes merklich geändert wird. Infolgedessen kann man gleichzeitig Nähe und Ferne entsprechend einstellen, wodurch man eine sehr deutliche Ansicht landschaftlicher Bilder herzustellen vermag, in denen die Perspektive ausgezeichnet zur Geltung kommt. Das Bildfeld ist überhaupt nur von der Größe der Öffnung und der Dicke von deren Rändern abhängig, und dieses Feld kann einen Strahlenwinkel bis zu 90 Grad umfassen. Außerdem werden die Bilder nicht verzerrt, wie dies mit Anwendung optischer Gläser leicht der Fall ist, und ihre Stellung kann auf dem Schirme mit geometrischer Genauigkeit bestimmt werden. Kapitän Colson gibt die Bedingungen an, unter denen die besten Erfolge zu erreichen sind; dieselben dürften für Liebhaber der Photographie von großem Interesse sein. Der Durchmesser der Öffnung muß sich nach der Entfernung des Schirmes von der Öffnung richten. Für eine Entfernung von 8 Zentimeter darf die Öffnung nur 0,3 Millimeter und für 30 Zentimeter Entfernung nur 0,5 Millimeter betragen. Die Öffnung muß kreisrund sein. Am besten bringt man die Öffnung in einer 0,2 Millimeter dicken Metallglocke an, und es soll dieselbe konisch gebohrt sein, weil dadurch das Bildfeld vergrößert wird. Die Dauer der nötigen Lichtwirkung hängt von der Entfernung ab; sie beträgt 10—15 Minuten mit Kollodium für eine Öffnung von 0,5 Millimeter und 25 Zentimeter Entfernung zwischen Öffnung und Platte. Mit Bromgelatine beträgt sie nur 30—40 Sekunden und bei heller Sonnenbeleuchtung mit einer Öffnung von 0,3 Millimeter und 8 Zentimeter Entfernung nur 10 Sekunden. Diese Art Aufnahmen sind für Gegenstände von größerer Tiefe, wie Gebäude, Monumente, Maschinen und Landschaften, besonders geeignet. Da das Bildfeld reichlich 90 Grad umfassen kann, so ist es möglich, mit vier Aufnahmen eine ganze Rundansicht einer Gegend zu erhalten. Die uns vorliegenden Proben solcher Photographieen lassen an vollendeter Perspektive und Schärfe nichts zu wünschen übrig. Liebhabern der Photographie dürfte mit dieser Methode besonders gedient sein, da dieselbe mit einem sehr billig herzustellenden Apparate ausführbar ist und die dazu anzuwendenden Bromgelatine- oder sogenannten Trockenplatten käuflich zu haben sind und für lange Zeit im Vorrate gehalten werden können.

Gesundheitsrat.

Ein alter Abonnent in J. Der Schreibkrampf ist in einer großen Reihe von Fällen heilbar und zwar durch eine energisch und richtig angewandte Massage. Wenden Sie sich hier in Leipzig an Herrn Dozent Dr. Landerer, Roßstraße. Nach Ihrer Handschrift zu urteilen, scheint das Leiden noch nicht gar zu weit vorgeschritten zu sein. Wichtig ist, daß Sie nach glücklich beendeter Kur die weiteren ärztlichen Vorschriften genau befolgen, um dem stets drohenden Rückfalle zu entgehen.

P. v. L. Sie müssen sich zunächst einmal von einem damit vertrauten Arzt mittels Kehlkopfspiegel untersuchen lassen, vielleicht besteht ein zu beseitigendes Leiden der Stimmbänder. Biertrinken ist bei Kehlkopfleiden entschieden schädlich, schon deshalb, weil man dieser lieblichen Beschäftigung meist in Räumen obliegt, die sich nicht gerade durch gute Luft auszeichnen.

C. D. Fragen Sie einen Augenarzt, derartige Leiden kann man ohne Untersuchung nicht beurteilen.

Abonnent in H. Ist bei Lungen- und Halstuberkulose mit Neigung zu Lungenblutungen eine Kur in einem Höhenklima erlaubt?

Diese sehr wichtige und, wie Sie richtig bemerken, oft recht verschieden beantwortete Frage erheischt ein etwas genaueres Eingehen. Was zunächst die Hals-, besser gesagt Kehlkopftuberkulose anbelangt, so ist zu unterscheiden je nach dem Stadium der Krankheit und je nach der Art der in Aussicht genommenen Kur. Während für eine Sommerkur kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen einem tiefgelegenen Orte oder einem vor scharfen Winden geschützten Höhenkurorte (Davos) bestehen dürfte, wird man zum Winter nur Kranke mit ganz wenig vorgeschrittener Kehlkopfaffektion und gutem Allgemeinbefinden (d. h. die Patienten dürfen nicht fiebern, müssen gute Esser sein und sich kräftig und widerstandsfähig fühlen) in die Höhenorte schicken dürfen.

Ob Neigung zu Lungenblutungen eine Höhenkur ausschließt, ist noch immer nicht ganz sicher zu beantworten. Die Ärzte in den Höhenorten meinen: nein! Jedenfalls ist die gar zu große Besorgnis, die man früher in dieser Beziehung hegte, nicht gerechtfertigt, und man darf kein Bedenken tragen, Kranke, die diese Neigung zeigen, in einen Höhenkurort zu schicken, immer vorausgesetzt, daß das Allgemeinbefinden gut ist, vor allem daß der Kranke kräftig ist und nicht andauernd fiebert.

Frau M. D. in B. Können die Ausdünstungen eines dicht am Schlafzimmer gelegenen Klosetts der Gesundheit schädlich sein?

Unbedingt — ja! Das Schlafzimmer ist derjenige Wohnraum, in dem sich der Mensch weitaus am meisten aufhält und gerade die Luft des Schlafzimmers muß eine möglichst gute und vor jeder übelen Beimischung möglichst geschützte sein. Die Ausdünstungen des Klosetts sind schon an sich schädlich und können jederzeit noch dadurch besonders gefährlich werden, daß sie Keime zu bestimmten Krankheiten mit sich führen. Ein einfaches Desinfizieren genügt unter diesen Umständen nicht, Sie müssen Ihr Schlafzimmer

verlegen oder genügend vor dem Eindringen der schlechten Luft zu schützen. Wenn Sie und Ihr Mann zu katarrhalischen Affektionen neigen, so wählen Sie einen großen trockenen Raum zum Schlafzimmer, in den stundenlang tüchtig die Sonne hineinscheint.

Rechtsrat.

Wie hat sich der Empfänger von unbestellt zugesandten Waren, Lotterielosen rc. zu verhalten, um sich vor Schaden zu hüten? Ist derselbe verpflichtet, dem Absender dieselben (unfrankiert) zu remittieren? Eventuell bei Lotterielosen: ist es richtiger, daß man dem Absender seine Absicht, das Los „eingeschrieben“ zu remittieren, unfrankiert anzeigt und zunächst um Einsendung des erforderlichen Portos ersucht? Oder kann man unbestellt empfangene Lose einfach in den Papierkorb werfen?

Ferner erhalte ich unter Kreuzband eine Zeitung zugesandt, welche in einem angelegten Zettel den Vermerk enthält: Insofern Sie nicht geneigt sind, mit uns in geschäftlichen Verkehr zu treten, bitten wir, die nächstfolgende Nummer unserer Zeitschrift einfach zu refüsieren, im anderen Falle ersuchen wir um Einsendung des Abonnementsbetrages von 12 Mark. Bin ich danach verpflichtet, meine Zeit damit zu vergeuden, alle eingehenden Drucksachen, welche sonst meist ungelesen in den Papierkorb wandern, vielleicht wochenlang darauf zu prüfen, ob nicht etwa die angekündigte Zeitung dazwischen ist und diese dann abzulehnen? Wie aber, wenn ich zufällig diesen Zettel nicht gefunden hätte, oder die angekündigte Nummer durch mein oder in Abwesenheit durch der Meinigen Versehen nicht refüsiert wird? Bin ich dann zum Abonnement gezwungen?

Wenn es ein Mittel gäbe, den Absendern solcher unbestellten Sendungen pekuniäre Nachteile zu bringen, so würde ich es jedenfalls anwenden, denn ich halte dieses für das einzige Mittel, sich vor solchen Überschwemmungen zu retten, welche doch nur als grobe Unsitte zu bezeichnen sind. F. W.

Die Verpflichtung, Zuschriften oder Zusendungen zu beantworten, beschränkt sich auf solche, deren Absender mit uns in Geschäftsverbindung stehen und nach kaufmännischem Gebrauche Antwort erwarten können. Den zudringlichen Belästigungen solcher, welche dadurch neue Verbindungen anknüpfen wollen, und vollends den Händlern mit Lotterielosen gegenüber sollte mit voller Energie der Grundsatz zur Geltung gebracht werden, daß man unverlangte Zusendungen weder zu beantworten noch aufzuheben braucht. Eine gesunde und praktische Rechtsprechung muß daher dem unfreiwilligen Empfänger derartiger Zusendungen das Recht beilegen, sie einfach in den Papierkorb zu werfen. Mit Rücksicht auf die, wenn auch entfernte Möglichkeit einer anderen Auffassung wird indes ein besonders vorsichtiger Mann vielleicht ein übriges thun und die unfrankierte Rücksendung vornehmen.

Die Zeitung werfen Sie trotz des Zettels ruhig in den Papierkorb, denn solche Präjudize sind ohne jede rechtliche Wirkung.

Ein Mann, ursprünglich Deutscher, lebte seit 1864 in Schweden, hat somit schon seit 1874 sein deutsches Bürgerrecht verloren. Es wurde ihm 1870 ein Sohn geboren, als er noch deutscher Unterthan war. Seit zwei Jahren ist er von Schweden nach Holland gezogen. Würde nun, wenn der Vater jetzt das holländische Bürgerrecht erwürbe, der Sohn in bezug auf seine Militärpflicht als Holländer angesehen oder von Deutschland aus in Anspruch genommen werden?

Zur Begründung meiner Bitte an Sie füge ich noch bei, daß ich aus der Erfahrung in ähnlichen Fällen weiß, daß man über dergleichen bei den verschiedenen Behörden abweichende Auskunft bekommt. Darum würden Sie mich zu größtem Danke verpflichten, wenn Sie mir Auskunft geben oder mir doch eine sichere Quelle für die Belehrung über dergleichen angeben könnten.

Nach § 21 des Reichsgesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 verlieren Deutsche, welche das Reichsgebiet verlassen und sich zehn Jahre lang im Auslande aufhalten, dadurch die Staatsangehörigkeit und mit ihr die Reichsangehörigkeit. Dieser Verlust erstreckt sich zugleich auf die Ehefrau und die unter väterlicher Gewalt stehenden minderjährigen Kinder, soweit sie sich bei dem Vater befinden. Danach können an den Sohn im vorliegenden Falle von Deutschland aus keine Ansprüche gemacht werden.

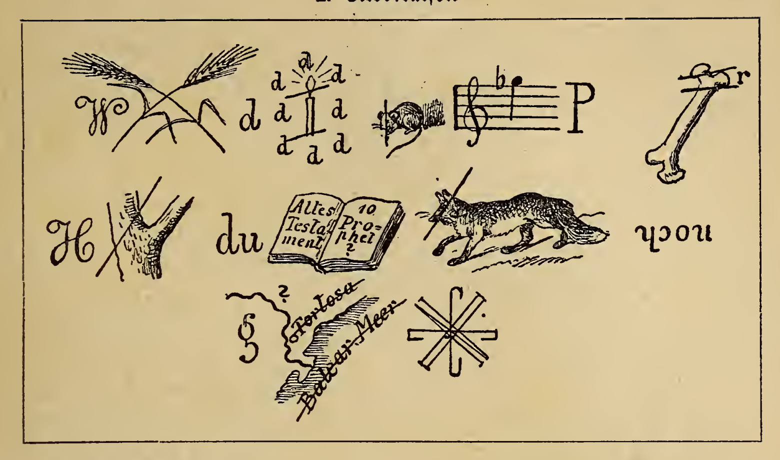
Aus der Redaktion.

S. T. in Potsdam. Ja. Es gibt Spielkarten für Blinde, die gänzlich den gebräuchlichen gleichen, nur daß dieselben mit feinen Punkten durchlöchert sind, welche der Schriftsprache der Blinden entsprechen. Um übrigens die feinen Löcher besser fühlbar zu machen, nehme man Gummi arabikum und löse es zu einer ganz dicken Masse auf, tauche hierauf eine gewöhnliche Stecknadel hinein und durchsteche die Löcher, worauf man die Karte behutsam beiseite legt und trocknen läßt. Auf diese Weise erhalten die Löcher einen härteren, viel besser fühlbaren Rand, wodurch dem Blinden das Spielen sehr erleichtert wird.

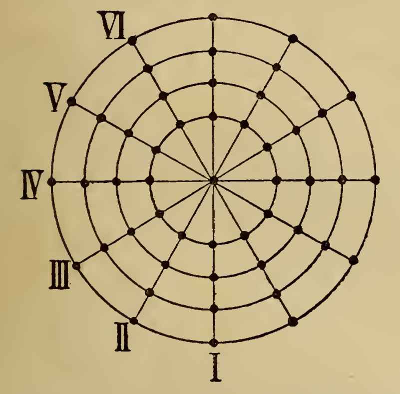
C. L., Darmstadt. Woher die Redensart ein X für ein U machen, stammt? Aus dem Mittelalter. Dieselbe erklärt sich aus dem Gebrauch der lateinischen Buchstaben für Ziffern, X = 10, V (U) = 5. Jüdische Mäkler pflegten auf Schuldverschreibungen aus der V eine X zu machen, was, wie die Betrachtung der Schriftzeichen ergibt, sehr leicht anging. Daraus entstand die Redensart mit der allgemeinen Bedeutung: Jemandem etwas vormachen.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Kreisrätsel.



Die Punkte dieser Figur sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß auf den Durchmessern sechs neunlautige Wörter entstehen, welche den gemeinsamen Mittellaut „N“ haben, und deren Anfangsbuchstaben einen deutschen Dichter nennen. Die sechs Wörter bezeichnen: eine dänische Kolonie in Grönland, eine berühmte land- und forstwirtschaftliche Akademie, ein Schloß in der Nähe von Wien, eine Insel im atlantischen Ozean, einen Kanton der Schweiz, eine Stadt im südlichen Teile Englands.

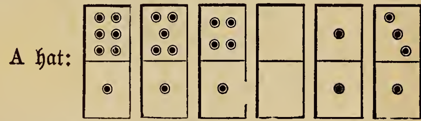
3. Arithmetische Aufgabe.

Ein Juwelier hat drei silberne Becher und drei vergoldete Dosen. Die erste Dose kostet 30 Mark, die zweite 40 Mark und die dritte 50 Mark. Legt er die dritte Dose in den Becher A, die zweite Dose in den Becher B und die erste Dose in den Becher C, so verhalten sich die Werte der drei Becher mit den darin liegenden Dosen zu einander wie 5 : 4 : 3. Die drei Becher zusammen kosten halb so viel als die drei Dosen. Wie teuer ist jeder Becher?

4. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



Die Summe der Augen auf den sechs Steinen des C ist um 10 kleiner als die auf den sechs Steinen des B und um 5 kleiner als die auf den sechs Steinen des D.

A setzt aus. B setzt an. C setzt an. D setzt an. A sperrt die Partie. A gewinnt 142 Points d. h. die Summe der Augen, welche auf den noch nicht gesetzten 19 Steinen gezählt werden.

Die Summe der Augen auf den fünf gesetzten Steinen betrug 8, auf den fünf Steinen, welche B übrig behielt, 46.

Was hatten A, B, C und D gesetzt? Was lag im Talon?

5. Zweisilbige Scharade.

Ein Wörtlein meine Erste spricht,
Und eilend aus des Tages Licht
Entschwinden Held und Bösewicht
Auch ohne Urteil und Gericht.

Die Zweite ist bald hart, bald weich,
Bald freudenreich, bald schreckensbleich,
Vor dem Gesetze aber gleich
Auf Erden und im Himmelreich.

Das Ganze, ist es schnöd' vollbracht,
Stürzt wohl ein Reich in Chaosnacht,
Und doch — das Herz im Leibe lacht
Dem, der es weislich nutzbar macht.

Pf. J.

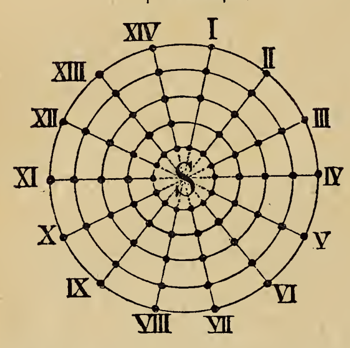
6. Bilderrätsel.



7. Rätsel.

Welschland besitzt es als Stadt, und nach ihm benennt sich ein Golf dort;
Wenn ihr die Zeichen versetzt, spiegelt sich's in der Loire.

8. Punkträtsel.



Die Punkte dieser Figur sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß 14 sechslautige Wörter mit dem gemeinsamen Endlaute „s" entstehen, welche bezeichnen: I. eine Gespinstpflanze, II. einen berühmten Afrikareisenden, III. eine ägyptische Gottheit, IV. einen Gott der Griechen, V. einen Berg im Kaukasus, VI. eine griechische Münze, VII. eine Stadt des Altertums an der Straße der Dardanellen, VIII. einen griechischen Philosophen, IX. einen biblischen Ort, X. eine Insel im Mittelmeer, XI. einen Fluß in Asien, XII. eine Treibhauspflanze, XIII. einen Kanton der Schweiz, XIV. eine Landschaft des alten Griechenlands.

Nach richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter einen Festgruß.

9. Buchstabenrätsel.

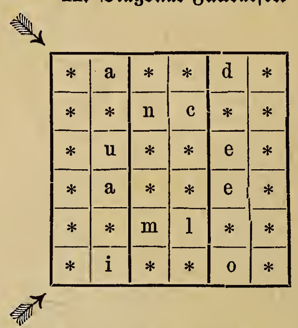
Tosend umbraust mich das Meer an Deutschlands nördlicher Grenze,
Ändert ein Zeichen ihr um, schirm' ich im Süden das Reich.

10. Silbenrätsel.

a a as cha den der e e ed ger her lis mur ne nor re rent rho ris ro scho se ta tan tho win.

Aus obigen Silben sind nach den untenfolgenden Angaben 13 Wörter zu bilden. Aus jedem dieser Wörter erhält man durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort. Werden die Anfangsbuchstaben der letzten Wortreihe aneinandergefügt, so nennen sie einen deutschen Tondichter. — Es bezeichnet: 1. einen Fluß in Asien, 2. eine Landschaft des alten Griechenlands, 3. ein Land im Gebiete des Nil, 4. einen Fluß in Frankreich, 5. eine Person aus „Iphigenie auf Tauris", 6. eine Göttin der Griechen, 7. eine Himmelsgegend, 8. einen Vornamen, 9. eine der Personen in Lessings „Nathan", 10. eine Stadt in Nordafrika, 11. eine alte Stadt in Süditalien, 12. eine Blume, 13. einen deutschen Dichter.

11. Diagonal-Füllrätsel.



*	a	*	*	d	*
*	*	n	c	*	*
*	u	*	*	e	*
*	a	*	*	e	*
*	*	m	l	*	*
*	i	*	*	o	*

Die mit einem Stern versehenen Felder dieses Quadrats sind so mit je einem Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten und diagonalen Reihen, letztere in der Richtung der Pfeile gelesen, bekannte Wörter entstehen. In anderer Reihenfolge bezeichnen dieselben:

1. einen Schlachtenort in der Schweiz, 2. einen englischen Dichter, 3. eine Oper, 4. eine andere Oper, 5. eine Person aus Cervantes' „Don Quixote", 6. eine Stadt in der Rheinprovinz, 7. einen Staat in Nordamerika, 8. ein Drama Shakespeares.

12. Zweisilbige Scharade.

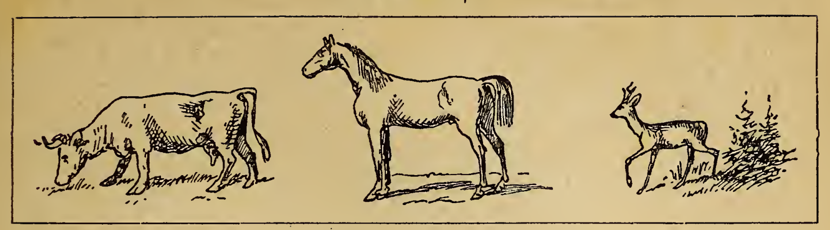
Aus der Nacht ans Licht gehoben,
Unter schwerem Druck geboren
Spielt die Erste, einmal oben,
Ihre Rolle unverfroren.

Hier erst mühsam ausgeschieden,
Sucht sie dort sich anzuhängen,
Und, vom edlen Wein gemieden,
Mit dem Essig selbst zu mengen.

An den Bäumen, Sträuchern, Pflanzen
Wirst du meine Zweite finden,
Doch als Teil nur eines Ganzen;
Auch wenn Beide sich verbinden,

Lieblich als mein Ganzes prangen
Und nach wilder Wogen Dräuen,
Nach der Trübsal Angst und Bangen
Gottes Gnadenbund erneuen. Pf. F.

13. Bilderrätsel.



14. Rösselsprung.

		der	gen	ren	ren	e	die		
		die	sper=	blau=	schwin=	ir=	zu=		
	ne	hier	bend	rings	flug	be	see	det	
im	a=	hin=	welt	ver	vom	rück	sei=	tau=	er=
ter	sam	schei=	ken	sucht	in	ne	ba=	ner	ne
vom	flug	fes	ein=	stei=	dan=	gold=	ken	hellt	de
tie=	stil=	ist	ge=	er	ein	ge=	wil=	tie=	wol=
	glück	o	ken	fels	ihr	det	die	zug	
		len	Mild	keh=	al=	die	fen		
			ten	schran=	la=	ret			

15. Buchstabenrätsel.

Mit P durchzieh' ich Wald und Heide
Und schwebe gern das grüne Thal entlang,
Ich künde dir das Fest der Freude
Mit lautem Schlag, mit lieblichem Gesang.

Mit T werd' selber ich durchzogen
Vom Jäger kühn, und mancher fremde Gast
Besucht mich ohne Pfeil und Bogen
Und hält gar gern in meinen Bergen Rast.

T oder P, wir beide haben
Einander rein auch gar nichts sonst gemein,
Doch gelb wie Gold und schwarz wie Raben,
Das sollen immer unsre Farben sein.

D. H.

16. Dreisilbige Scharade.

Ich bin die Erste, da auf Erden
Ich stets wie in der Fremde bin;
Und wär' ich's nicht, so müßt ich's werden,
Wenn nach der Fremde stänð' mein Sinn,

Und ihre Arme meine Letzten
Mir öffneten dort Herz und Haus,
Und nicht dem Ganzen Grenzen setzten,
Und würfen mich zur Thür hinaus. Pf. J.

17. Arithmetische Aufgabe.

Eine Gesellschaft veranstaltete ein Konzert. Um die Kosten zu decken, sollte jede Person 1,50 Mark zahlen. Fremden wurde der Zutritt à Person 0,75 Mark gestattet. Bei Ausführung des Konzerts beträgt die Zahl der Fremden vier Personen mehr als $^3/_5$ der Gesellschaft. Da das Entree der Fremden den Mitgliedern der Gesellschaft zu gute kommt, hat jede Person der letzteren nur 1 Mark zu zahlen. Aus wieviel Personen bestand die Gesellschaft?

18. Rätsel.

Als ein Prophet hab' einstens ich
Verbreitet Gottes Lehre;
Stellt ihr mich um, so trefft ihr mich
In Flüssen und im Meere.
Wird noch ein Zeichen umgestellt
Und eins dazugegeben,
So wird mein Ruhm, so lang' die Welt
Die Dichter feiert, leben.

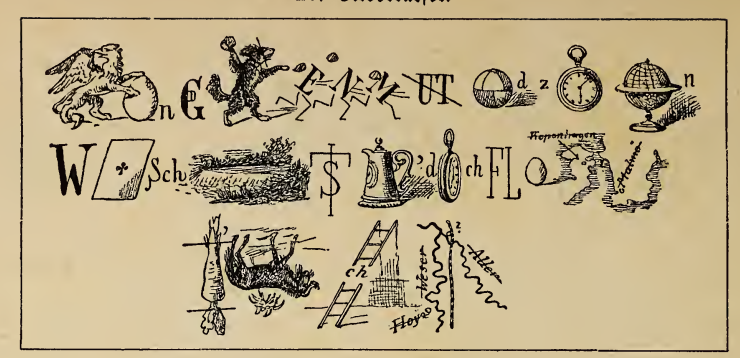
19. Aufgabe.

			A	B	E			
			I	I	I			
			F	H	L			
E	E	E	E	E	E	E	E	E
L	L	M	M	M	M	M	N	N
N	N	O	O	O	P	P	R	R
			R	R	S			
			S	T	U			
			U	U	Z			

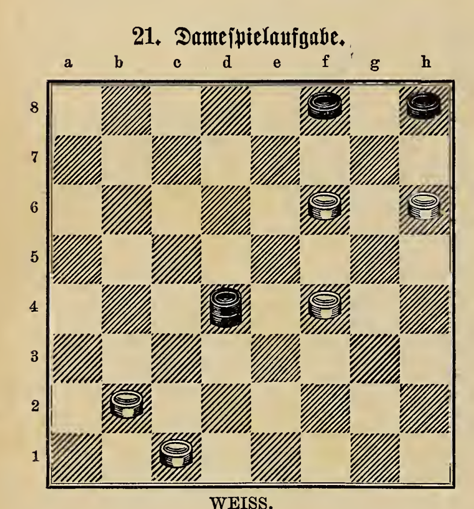
Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, und daß die senkrechte Mittelreihe ebenso lautet wie die wagerechte.

Die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Einen berühmten Badeort, 2. einen Namen, den mehrere Päpste geführt haben, 3. eine Stadt an der Donau, 4. ein Werk von Viktor von Scheffel, 5. eine der griechischen Musen, 6. ein physikalisches Instrument, 7. eine Stadt in Afrika, 8. einen Nebenfluß der Donau, 9. ein Wild.

20. Bilderrätsel.



21. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

22. Arithmetische Aufgabe.

Ein Grasplatz hat die Form eines Rechtecks von 72 Meter Länge und 60 Meter Breite. In seiner Mitte soll ein Blumengarten angelegt werden, dessen Umzäunung überall gleich weit von den Seiten des Grasplatzes entfernt bleibt. Außerdem soll der Blumengarten zweimal so groß sein als der Rest des Grasplatzes. Welche Länge und Breite ist dem Blumengarten zu geben?

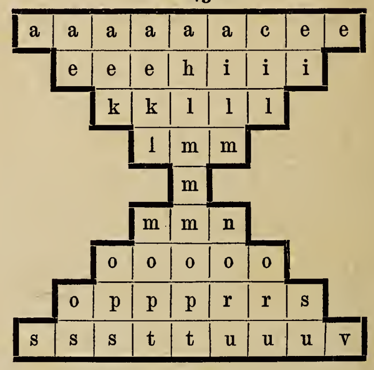
23. Rätsel.

Ein Wort bin ich von Thränen schwer,
Wenn ich von Trost und Hoffnung leer,
Und oft laß ich dich voller Pein
Mit Schmerz und Kränkung ganz allein.

Ein Wort bin ich gar oft ersehnt,
Wenn es zu lang hinaus sich dehnt,
Und mancher hört mich ohne Groll,
Weil ich für ihn war ehrenvoll.

Pf. J.

24. Aufgabe.



Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die beiden äußeren schrägen Reihen, von links oben nach rechts unten und von rechts oben nach links unten, je eine Stadt am Mittelländischen Meere nennen.

Die acht wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen Gott der Römer, 2. ein Fahrzeug, 3. einen von zwölf Brüdern, 4. einen Vogel, 5. eine der Hauptpersonen in einem Drama von Shakespeare, 6. ein mechanisches Kunstwerk, 7. ein optisches Kunstwerk, 8. einen römischen Dichter.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in II. Band, Heft 4.

1. Dominoaufgabe.

Im Talon lagen die folgenden vier

Steine:

A hatte sechsmal Blank und außerdem

C hat

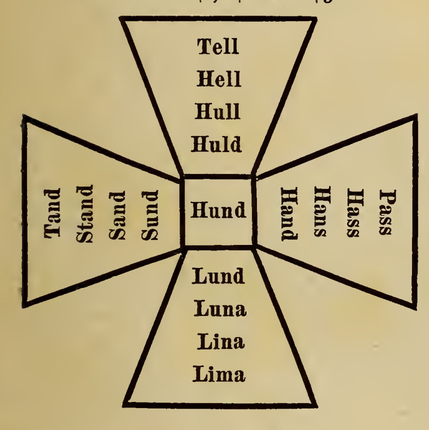
gesetzt.

2. Kreuzgruppe.

			I	V	A			
			p	i	p			
			h	r	f			
I	p	h	i	g	e	n	i	e
V	i	r	g	i	l	i	u	s
A	p	f	e	l	b	a	u	m
			n	i	a			
			i	u	u			
			e	s	m			

3. Rätsel. Leisten.

4. Metamorphosen-Aufgabe.



5. Bilderrätsel.

Ein Sperling in der Hand ist besser, als zehn auf dem Dache.

6. Schachaufgabe.

1. Lc2—b3 — 1. Kd4—e5
2. Kf2—e3 — 2. Ke5—f5
3. Th4—h6 — 3. Kf5—g4 oder —e5
4. Lb3—e6 oder Th6—h5‡

A.

1. . . . — 1. Kd4—d3
2. Kf2—f3 — 2. Kd3—d4
3. Th4—h5 — 3. Kd4—d3
4. Th5—d5‡

7. Rätsel. Lenz.

8. Dreisilbige Scharade. Fackelzug.

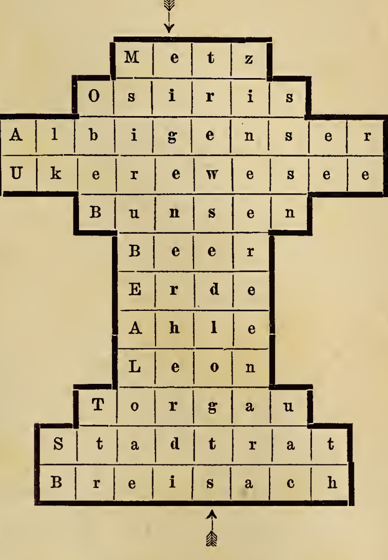
9. Dreisilbige Scharade. Fehdebrief.

10. Rätsel. Arras — Aras.

11. Bilderrätsel.

Einem eine Ohrfeige applizieren.

12. Aufgabe.



13. Rätsel. Die Pforte.

14. Kapselrätsel.

1. Kinder der = Erde
2. verjüngten Sonne = Ens
3. Blumen der = Ende
4. Euch erzog = Herzog
5. zu Luft = Zulu
6. gestickt Schön = Etsch
7. in Nacht = Inn

15. Arithmogriph.

L	i	n	d	E	r	h	o	f
W	e	t	t	e	r	s	e	e
H	a	d	r	i	a	n	u	s
I	n	v	e	r	n	e	s	s
R	e	m	b	r	a	n	d	t
S	a	n	k	t	e	l	m	o
L	a	z	z	a	r	o	n	i
Z	i	t	t	e	r	a	a	l
B	r	a	s	i	l	i	e	n

16. Dreisilbige Scharade. Mutwille.

Auflösungen der Preisaufgaben in II. Bd. Heft 4.



Auflösung der Magischen Spirale.

Die einzelnen Spiralen liefern die Wörter:

1) Thau, Grab, Seil, Leer,
2) Helm, Haff, Else, Elle,
3) Rabe, Arie, Elfe, leer,
4) Jena, Oder, Lire, Eber.

Die Prämie von 20 Mk. erhielt: Herr Eduard Kann in Breslau.

Auflösung der Zweisilbigen Scharade.

„Gasthof."

Die Prämie von 20 Mk. erhielt: Frl. Margarethe Hellwig, Frankfurt am Main.

Preisaufgaben.

Quadrat-Zahlenrätsel.

9	3	2	16	**4**	7	13	10	2
7	15	13	**5**	3	**10**	9	13	5
11	3	**16**	10	17	3	**14**	13	19
17	**14**	6	4	10	14	4	**19**	20
10	4	9	7	10	3	14	16	**5**
1	**3**	14	5	18	9	17	**9**	4
15	3	**20**	20	3	10	**18**	14	17
12	3	1	**5**	3	**10**	17	8	3
8	4	10	16	**17**	14	3	14	16

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge: 1. Ein europäisches Vorgebirge. 2. Eine Schaudarstellung. 3. Eine Stadt in Großbritannien. 4. Eine sehr häufige Krankheit. 5. Eine der Personen in einem Drama von Schiller. 6. Einen Teil der Bewohner einer italienischen Stadt. 7. Einen berühmten Maler. 8. Einen Kaiser. 9. Eine Stadt in Deutschland.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den mit fetter Schrift bezeichneten Stellen der Name eines deutschen Dichters.

Dreisilbige Scharade.

Die erste Silbe reizt den Kämpfer
Zum heißen Ringen, doch als Dämpfer
Legt es sich auch auf manches Herz,
Verursacht ihm geheimen Schmerz.
Die andern beiden Silben packen
Den Mann, das Weib, den Schelm im Nacken,
Und suchen beide zu verwirren,
Damit vom rechten Weg sie irren.
Das Ganze siehst du vor der Nase,
Wie in der Wüste die Oase.
Doch wisse, daß das Sprichwort spricht:
Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Für die Lösung jeder dieser beiden Aufgaben setzt die Redaktion einen Preis von je 20 M. aus. Laufen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los über den Preis. Auflösung und Preisverteilung im nächsten Hefte.

Zur Prämiierung werden nur solche Lösungen zugelassen, die auf der Adresse den Vermerk „Spielecke" tragen.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.









UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 105493693